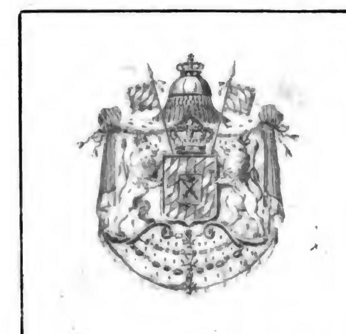



Digitized by Google

BIAS-Etikett
nächstes Blatt

Literaturblatt

auf

das Jahr 1845.

Redigirt

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Alphabetisches Verzeichniß.

№ 1.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 1. Januar 1845.

Neujahrsbetrachtungen.

Sorgenvoll, doch nicht muthlos sieht der Vaterlandsfreund der Sonne des neuen Jahrs entgegen. Sorgen muß ihm die wachsende Zwietracht der Geister im Vaterlande wecken, Muth aber gibt ihm das durch eine zweitausendjährige Geschichte gerechtfertigte Vertrauen auf einen unverwüstlichen Kern im deutschen Volke, und auf eine Vorsehung, die den Parteien unbewußt auch Böses zum Guten lenkt.

Versetzen wir uns in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, in die Zeit, in welcher das deutsche Volk am tiefsten gesunken, seiner wichtigsten Grenzländer beraubt, in verderbliche innere Kriege verwickelt und seiner alten Einheit, Macht und Größe, seiner Nationalehre, ja seiner Sprache selbst vergessen war, so drängt sich uns die Thatsache auf, daß es die protestantische Presse gewesen, welche zuerst wieder ein Band geistiger Einheit um die getrennten deutschen Stämme wand und zuerst wieder den Sinn für die Nationalehre weckte. Die Höfe und der Adel sprachen nur französisch, das Theater war ganz auf französischen Fuß eingerichtet. Auf den Universitäten herrschte eine unleidliche lateinische Pedanterei neben einer steifen Koketterie mit französischer Freigeisterei. Da begann in der von den Universitäten unabhängigen protestantischen und zunächst, wie man es damals nannte, schönwissenschaftlichen Presse die große Emancipation des deutschen Geistes und der deutschen Sprache von jenem alten Schulpedantismus und von der neuen Gallomanie. In wenigen Jahrzehnten erlangte die deutsche Sprache durch ausgezeichnete Dichter und Prosaisten eine Ausbildung, wie man sich dieselbe nach dem dreißigjährigen Kriege nicht mehr hätte träumen lassen. Stolz nahm die neue deutsche Literatur neben der französischen und englischen Platz und wies die bisherige Bevormundung des Auslandes in allen geistigen Gebieten von sich. Zugleich aber überschwemmte sie Deutschland mit einer Menge von Ideen und Kenntnissen, die nun ein geistiges Gemeingut Aller wurden; während bei der frühern Isolirung der Konfessionen und Provinzen kaum Einer vom Andern gewußt hatte. Dieser Aufschwung des deutschen Geistes erfolgte ohne Impuls von außen, war vielmehr geradezu gegen die Einwirkungen von außen gerichtet. Er erfolgte ohne die Theilnahme und Unterstützung der Höfe. Von den großen Genies, die damals die Presse beherrschten, sind einige beinahe verhungert und blieben die meisten in ärmlichen Verhältnissen. Dieser Aufschwung des deutschen Geistes ging einzig und allein aus der innern Triebkraft der Nation hervor. Doch war er wesentlich bedingt durch die ihm lange vorangegangene Reformation. Es war eine geistige Flora, die nur auf protestantischem Boden wachsen konnte. Unter diesem Boden ist indeß nicht das zu verstehen, was man jetzt die „protestantische freie Forschung" zu nennen pflegt, denn davon war damals noch keine Rede. Im Gegentheil war in Deutschland, wie in England, die protestantische Kirche viel strenger, als die katholische, und duldete in ihrem Gebiete nicht, was Voltaire ungefährdet ein halbes Jahrhundert hindurch im katholischen Frankreich wagen durfte. Der protestantische Boden, auf welchem jene geistige Flora gedieh, war das durch die Reformation gereinigte sittliche Bewußtseyn der germanischen Stämme. Zu diesem Adel und zu dieser Grazie der Sittlichkeit konnten sich katholische Schriftsteller, welche durch die Schule der Jesuiten gegangen waren, nie erheben. Der große Aufschwung des deutschen Geistes war daher nicht bloß ein nationaler im Gegensatz gegen die frühere Bevormundung des deutschen Geistes durch den lateinischen und französischen, sondern zugleich auch ein sittlicher im Gegensatz gegen die alte Korruption in der von Jesuiten geleiteten Welt und gegen die neue Korruption des französischen Atheismus und der Obscönität, mit welcher die Philosophen und Dichter Frankreichs die germanische Welt inficirten. So erklärt sich denn auch die Reaktion gegen den Illuminatismus im katholischen Süddeutschland

von Seiten der Freimaurerei im protestantischen Norddeutschland.

Man muß diesen Unterschied festhalten. Es ist gar zu gewöhnlich in neuester Zeit zu hören, mit jenem Aufschwung des deutschen Geistes habe die Emancipation von all und jeder Autorität begonnen, die jetzt zu voller, alles mit sich fortreißender Strömung gediehen sey, und jene ersten Beweger der protestantischen Presse hätten nichts anderes voraus geahnt und gewollt, als die gänzliche Befreiung der Wissenschaft vom Glauben und des Talents vom Sittengesetz. Wir bestreiten diese Behauptung durchaus. Der Aufschwung des deutschen Geistes in der protestantischen Presse begann mit der Reaktion eines frommen und sittlichen Ernstes gegen den Atheismus und die Demoralisation der Franzosen; mit einer Reaktion des gesund gebliebenen Mittelstandes gegen die Korruption der Höfe und des Adels. Deßhalb ging sie auch von der Schweiz und von den Reichsstädten aus, die am wenigsten durch höfische Sitte verdorben waren, von Albrecht von Haller und Klopstock. Gellert, der Göttinger Hainbund, wirkten im nämlichen Sinne. Lessing, obgleich glaubenfeindlich, war doch streng sittlich und patriotisch und offenbarte mehr als ein Anderer die Energie, deren der deutsche Geist fähig ist, auch da, wo ihn nichts unterstützt. Welche Ehre für Lessing, daß er ohne alle Hülfe oder auch nur Anerkennung von Seiten der Höfe und Universitäten doch dem Reich der französischen Mode in der deutschen Literatur ein Ende machen konnte! Schlich sich nun auch mit Wieland und Goethe die französische Frivolität wieder bei uns ein, so erhielt sie doch in diesen vielseitigen Männern selbst schon ein Gegengewicht des würdigen und deutschen Ernstes, der sie unschädlicher machte, und der vorherrschende Geist der protestantischen Literatur blieb ein sittlicher. Die allgemeinste Achtung und Liebe der Nation konnte sich nur ein so sittlicher Dichter, wie Schiller, erwerben. Derselbe sittliche Geist waltete in der Geschichtschreibung und in der Philosophie. Kant erhob das Sittengesetz sogar an die höchste Stelle und wußte, wenn er von Gott abstrahiren sollte, nichts Geringeres an seine Stelle zu setzen, als dieses in der deutschen Natur so tief wurzelnde Gesetz. Neben dieser immer etwas stoischen Ethik behauptete aber auch das Bedürfniß gläubiger Gemüther sein volles Recht in der Literatur. Es fehlte der protestantischen Presse seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht an sehr einflußreichen und beliebten Predigern und geistlichen Dichtern, ja von dieser protestantischen Presse ist auch die Wiedererweckung der romantischen Poesie ausgegangen, die jetzt gegen den Protestantismus feindlich umgekehrt wird. Die romantische Poesie ging eben so sehr aus deutschem Geiste hervor, wie die frühere seit Haller und Klopstock mehr in antiken oder englischen Formen sich bewegende. Sie war gegen die französische Revolution gerichtet, wie jene frühere gegen die Philosophie und den Geschmack am Hofe Ludwigs XV. Sie brachte zu der Strenge des germanischen Sittengesetzes noch die Gluth des deutschen Herzens, den religiösen Tiefsinn und den Zauber einer reichen Phantasie hinzu. Sie neigte allerdings zum Katholicismus, aber zu einem andern, als ihn die Jesuiten in den letzten Jahrhunderten in geschmacklosen Kirchenbauten, in der Zerstörung aller gothischen Kunstdenkmale, in der laxen Moral und in dem, aller Kindlichkeit und Naivetät des Gemüthes so tödtlichen Raffinement gehandhabt hatten. Diese von der protestantischen Presse ausgegangene Romantik führt nicht in die moderne Peterskirche, sondern in die alten gothischen Dome zurück, und stellt jene ehrwürdige Symbolik wieder her, welche wir noch überall in den Kirchen finden, wo Lutheraner predigen, aber nirgends mehr da, wo Jesuiten mit ihrem Einfluß hindrangen. Im protestantischen Thüringen findet man die alten Heiligenbilder noch, nicht mehr im katholischen Franken. Im protestantischen Niederschwaben findet man alle Kirchen damit angefüllt; im katholischen Oberschwaben hat sie der jesuitische Besen rein weggekehrt. Nur in Deutschland konnte die Liebe zum Mittelalter in der romantischen Poesie sich wiederentzünden, nicht in Rom, wo man nur uralte Ruinen der heidnischen Zeit und neuen Jesuitenstyl, aber nichts vom Mittelalter sieht.

Man darf die romantische Richtung unter den Protestanten in jeder Beziehung als eine Appellation von dem uns im Verlauf der Zeit aufgedrungnen fremden, und namentlich irreligiösen und unsittlichen Einfluß an das alte unverfälschte deutsche Gemüth, an den echten deutschen Geist und Geschmack, so wie an die Zeit der Einheit und Größe Deutschlands betrachten. Wäre diese Richtung die herrschende geblieben, wären ihr die katholischen Sympathien entgegengekommen, so könnte man sich als möglich denken, daß der konfessionelle Streit eine friedlichere Lösung gefunden hätte.

Wir führen diese Momente nur an, um darzuthun, daß die protestantische Presse seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts keineswegs die Aufgabe verfolgte, den Geist von all und jeder Autorität, die Wissenschaft vom Glauben und das Talent vom Sittengesetz zu emancipiren und die Nation von ihrem historischen Boden loszureißen; daß sie vielmehr ihren ersten großen Aufschwung nahm, indem sie den französischen Atheismus bekämpfte, und ihre schönste Blüthe erlebte, indem sie in die großen Erinnerungen des deutschen Mittelalters zurückgriff.

Jedermann weiß, daß die protestantische Presse in der angedeuteten Weise, ihren Geist schöpfend aus der Tiefe deutscher Nationalität und im Gegensatz gegen fremden undeutschen Geist und Geschmack, einen unbestrittenen

Sieg erfocht und hohen Ruhm erlangte. Der finstere Schatten des Jesuitismus floh im Süden vor ihrem gesunden lebenvollen Jünglingsangesicht zurück, wie die häßliche Maske Voltaires im Westen. Das katholische Deutschland nahm freudig Antheil an der Bewegung. Zuerst drangen die „deutschen Klassiker" in die Gegenden ein, wo bisher Jesuiten die deutsche Jugend in elendem Latein zugeschult hatten. Dann regten sich sympathetische Talente und eine Menge katholische Dichter und Denker begannen mit den protestantischen wetteifernd den gemeinsamen Schatz nationaler Geistesarbeit zu vermehren. Und wenn die rohere Erziehung der damaligen Katholiken und die Ansteckung mit Voltairischen Ideen bei den Illuminaten in Bayern und Josephinischen Reformers in Wien in Gemeinheiten ausschweifte, war es gerade wieder die edlere Gesittung und das feinere religiöse Gefühl der protestantischen Presse, welches die Weishaupt und Blumauer niederhielt. Nachdem endlich das gemeinsame Unglück der Deutschen in den Kriegen gegen Napoleon die längst im Geiste verbundenen protestantischen und katholischen Stämme unsres großen Vaterlandes zum erstenmale auch wieder politisch vereinigte und wir alle zumal das Joch Napoleons zerbrachen, schien die geistige Verbindung eine heilige Weihe durch das von so vielen Waffenbrüdern auf demselben Feld der Ehre vergossene Blut empfangen zu haben und für lange Jahrhunderte gesichert zu seyn.

Was ist nun aber aus diesen schönen Hoffnungen geworden? Und in welcher Lage befindet sich heute die protestantische Presse, von der ein so großer Aufschwung des deutschen Geistes ausgegangen war und die dem Ausland ein so siegfrohes Angesicht gezeigt hatte?

Der protestantischen Presse hat sich eine neue jesuitische im feindseligsten Hasse gegenübergestellt und die Nation, so weit als es die Presse vermag, in zwei Lager getheilt. In dieser neuen Presse sind alle Ansprüche, die einst Bellarmin und Canisius machten, wieder aufgelebt. Der Jesuitismus, den man seit 1773 für immer abgestorben wähnte, ist nicht nur formell seit 1814 wiederhergestellt, sondern hat auch im letzten Jahrzehent auf deutschem Boden unermeßliche Eroberungen gemacht und eine Presse gegründet, deren Werke fast sogar schon numerisch denen der protestantischen Presse das Gleichgewicht halten. Und sie hat den Vortheil der Offensive und des in der Neuheit und Ueberraschung liegenden Reizes. Ihre talentvollsten Organe aber erklären feierlich und wiederholen unaufhörlich, jene Flora des protestantischen Geistes, welche wir oben rühmten, sey nur eine parasitische Vegetation in der Nacht des Irrthums, gleich Pilzen im tiefsten Schatten und gleich unterirdischen Schwämmen aufgedunsen; in allen jenen Dichtern, Philosophen, Historikern und Naturforschern walte der verneinende Geist, wirke der unselige Abfall von der Kirche seit der Reformation fort und selbst ihr vorgeblicher Patriotismus sey Verrath am Vaterlande, weil Deutschland einzig und allein wieder einig werden könne in der Einheit der römischen Kirche. Ueber den sieben Hügeln strahle die Sonne, in deren Beleuchtung allein Einigung für uns zu finden sey. Dahin müßten alle Deutsche ihr Angesicht wenden.

Die Romantik der Protestanten wird unter diesen Umständen nur als Puseyismus betrachtet. Sie sey eine Brücke gewesen, um zum Jesuitismus zurückzuführen. Ihr poetischer Zauber, das Heimathliche, Anmuthende, das in ihr liegt, wird wieder in derselben stieren Politik übersehen, wie einst die gothischen Bildwerke in den Kirchen gerade am unbarmherzigsten von den Jesuiten zerstört wurden. Wir sind ein Volk. Wir waren nach Austobung der konfessionellen Leidenschaften im 30jährigen Kriege und nach der Beschwichtigung der scholastischen Zänkereien auf den Universitäten in dem glücklichen Falle, wechselseitig das Gute, das bei jedem ist, anzuerkennen. Die Katholiken haben das in der josephinischen, die Protestanten in der romantischen Richtung bethätigt. Es kam sogar so weit, daß Katholiken in Reformationsideen viel weiter gingen als Protestanten, und diese weiter in Restaurationsideen als jene; daß sie einander in der entgegenkommenden Begegnung fast überstürzten und wechselseitig im Liebeseifer corrigiren mußten. Aber all diese so natürlichen Sympathien unter den Söhnen eines und desselben Volksstammes sollen auf einmal wieder verschwinden. Man will nicht zugeben, daß je welche möglich gewesen seyen. In starrster Entfremdung, in bitterstem Hasse sollen sich wieder beide Konfessionen entgegenstehen. Es ist wahr, daß gemeine Schreier unter den Protestanten eben so gehässig gegen die Katholiken verfahren; allein dieß rechtfertigt eine so unbedingte Reciprocität nicht.

Kaum das geringste Gute, was im Protestantismus ist, wird von dieser Seite anerkannt. Man macht den Haß durch Gegenseitigkeit unversöhnlich. Auch in die Vergangenheit greift der Haß zurück. Man verfälscht die Geschichte und macht aus dem großen Entwicklungsgange des deutschen Lebens in seinen mannigfaltigen Schöpfungen und Schicksalen, eine bloße Fortsetzung der römischen Geschichte. Die neuen jesuitischen Geschichtschreiber haben nur das Interesse der Curie im Auge. So weit diese herrschte, sehen sie das Lichtreich, wo sie Widerstand fand, beginnt das Reich der Finsterniß. Was nun auch deutsche Kaiser, Helden und Denker für den Entwicklungsgang des deutschen Lebens Großes gethan haben mögen, sofern sie dem Papst nicht unbedingt gehorchten, werden sie als Ruchlose bezeichnet und in die Verdammniß geworfen. Der italienische Standpunkt

herrscht schon bei einem Dutzend namhafter deutscher Historiker entschieden vor. Es ist, als ob die letzten Zeiten kommen wollten und der Engel der Verdammniß schüttete seine Schaale aus über ein Drittheil alles dessen, was unter der Sonne ist. Ein Drittheil unsrer Geschichte wird auf einmal pechschwarz, wie wenn ein russischer Censor mit breitem Pinsel sie durchstrichen hätte. Was wir als die Gesammtentwicklung einer und derselben Nation zu betrachten gewohnt waren, das sollen wir jetzt als eine Zweiheit so unvereinbarer Gegensätze wie Tag und Nacht ansehen. Odin in seiner herrlichen Walhalla kann Niemand mehr aufnehmen, dessen Namen die jesuitische Censur nicht passirt, und wenn er auch Deutschlands größter Kaiser, Held oder Denker gewesen wäre.

Schlimmer noch, als diese Ungerechtigkeit gegen Deutschlands große Todte, ist die Verdammung der Lebenden, die nicht bloß vorleuchtende Gegner, sondern ganze Volksstämme trifft. Es ist in den Journalen unter jesuitischem Einfluß eine ganz besonders beliebte und oft wiederkehrende Phrase, der Protestantismus sey hauptsächlich Sache derjenigen Stämme, die aus einer Mischung des deutschen und slavischen Blutes entstanden sind, und die man deßhalb als Bastarde an Charakter und Geist zu verleumden trachtet. Abgesehen davon, daß die Reformation bei den ältesten und echtesten deutschen Stämmen so viel Verbreitung gefunden hat, wie in den neuen Marken des Reichs; so sollen doch auch alle jene ältern Stämme nie vergessen, welche großen Dienste ihnen die jüngern Brüder in den Marken geleistet haben. Was im Jahr 1813 geschehen ist, sollte doch wahrlich jede Regung kleinlichen Provinzialtrotzes niederschlagen. Und Gaue, in denen Friedrich der Große, Lessing, Herder, Hamann, Kant, Tieck, Arnim, Jakob Böhme, Angelus Silesius, Gryphius ꝛc. zu Hause sind, sollten doch wohl als ebenbürtig mit dem Donaumoos oder mit der Eifel angesehen werden.

Allein die Kriegslist, sich der Provinzialeifersucht der Deutschen zu bedienen, hat bisher nie fehlgeschlagen. Ganz so wie in der Schweiz Jeder, der an den Kantönlesgeist appellirt, im Vortheil ist. Schon sind die Katholiken, die es mit den Protestanten wohlmeinen, und diese, die es mit jenen wohlmeinen, in die Minderheit versetzt und entmuthigt, während nur die Extreme des Uebelwollens triumphiren. Die romantische Schule unter den Protestanten ist bei dieser Sachlage beinahe aufgelöst und verschwunden. Man bemüht sich auch nicht, sie von katholischer Seite zu regeneriren, weil das gothische Element in ihr dem jesuitischen zuwider ist. Auf der andern Seite sind auch die josephinischen Tendenzen unter den Katholiken verlassen, ihre Organe desavouirt worden, selbst von protestantischer Seite. Man hat ultramontane Lehrer auf Universitäten den Anhängern der Wessenbergischen Richtung vorgezogen. Man hat 1825 die Bewegung unter dem jungen Clerus Schlesiens mit Gewalt gedämpft.

Eine katholisch-deutsche Presse, die von ultramontanen Tendenzen unabhängig, den Glauben festhaltend, doch allen Wohlgesinnten unter den protestantischen Landsleuten Liebe und Frieden böte, fehlt gänzlich. Mit Pflanz ist das letzte Organ dieser Gesinnung ausgestorben. Eine Allianz der romantischen Tendenzen unter den Protestanten und der gemäßigten, patriotischen und antijesuitischen unter den Katholiken ist, so nahe sie läge und von der Politik geboten schien, nie zu Stande gekommen, ja nie auch nur versucht worden. Die alte Jesuitenerziehung hat dafür gesorgt, daß unter den deutschen Katholiken die gothischen Sympathien erloschen; und daß der sogenannte liberale Katholicismus alles eher begreifen gelernt hat, als die Romantik im Protestantismus. Der künftige Geschichtschreiber unsres nationalen Unglücks wird nicht verfehlen, staunend zu bemerken, wie alles sich fügen mußte, die Verständniß unter den Deutschen unmöglich zu machen, auch da, wo die Interessen einander so dicht berührten.

Für die Protestanten liegt hier die einzige Genugthuung darin, daß es der jesuitischen Presse ganz unmöglich seyn wird, einen deutschen Charakter und Geschmack zu behaupten. Sie wird, wie früher, immer in der italienischen Befangenheit verharren und die Keime deutscher Bildung, Sprache, Poesie, Kunst nur ersticken, nicht beleben. Es wird deßhalb, wie bisher, so künftig immer das Vorrecht der Protestanten bleiben, den nationalen Geschmack zu vertreten. Es wird den poetischen Katholiken, die jetzt die romantische Poesie folgerecht und wie es natürlich ist, für sich auszubeuten suchen, doch niemals gelingen, das Gothische wieder zur Herrschaft zu bringen, weil der jesuitische Geist sich einmal nicht damit verträgt, und weil auf dieser Seite nichts geduldet wird, was den Jesuiten mißfällt. Die neue gothische Begeisterung für den Kölner Dombau wird als Ausnahme die Regel nicht umstoßen. Dieses gotheske Wesen wird, weil man es jetzt brauchen kann, geduldet; es ist aber keineswegs die Meinung, daß der welsche Jesuit seinem deutschen Schüler auf die Länge einen andern Geschmack, als den undeutschen, gestatten sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 2.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 3. Januar 1845.

Neujahrsbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Hat nun auf solche Weise der alten protestantischen Presse, die durch ihre Alleinherrschaft alle deutsche Stämme geistig vereinigte, sich eine neue feindliche Presse auf deutschem Boden entgegengesetzt und die Gesinnungen, die einträchtig geworden waren, schroffer als je zuvor gespalten, so ist zugleich innerhalb dieser alten protestantischen Presse selbst ein Schisma ausgebrochen, indem ein großer Abfall in ihr Statt gefunden hat zu dem Atheismus und zu der Unsittlichkeit, gegen welche sie sich im vorigen Jahrhundert so männlich und patriotisch sträubte. Die damals glücklich ausgetriebene Gallomanie hat sich aufs Neue unter uns eingenistet und unermeßliche Eroberungen gemacht. Voltaire, der vor hundert Jahren nur in der katholischen Presse sein diabolisches Spiel trieb, ist jetzt in der protestantischen wiederaufgelebt und herrscht mächtiger als je unter uns durch die zahllosen neuen Apostel des sog. freien Geistes und der Lüderlichkeit. Das Voltairische écrasez l'infame (d. h. das Christenthum), ist die Parole einer großen und weit verbreiteten Partei unter den Protestanten geworden. Der Atheismus, der im vorigen Jahrhundert nur bei dem verderbten Hofadel und bei den Jakobinern im katholischen Frankreich, so wie bei den Illuminaten in Bayern Wurzel fassen konnte, derselbe wurzelt jetzt im Herzen des Protestantismus und hat seit beinahe dreißig Jahren unter dem Namen der Hegel'schen Philosophie in der Hauptstadt des protestantischen Deutschland, den Samen des tiefsten Hasses gegen das Christenthum, ja gegen jede Religion in viele tausend Geister ausgesäet und einen sehr großen Theil der Staatsdiener systematisch inficirt, und durch die Presse einen Einfluß auf die öffentliche Meinung erlangt, der sich nicht mehr berechnen läßt. Als sich Widerspruch dagegen erhob, hieß es, das protestantische Prinzip sey das der unbedingten Freiheit und des unbedingten Fortschritts. Jede Verpflichtung auf einen positiven Glaubensgrund und auf ein sittliches Gesetz wurde damit aufgehoben. Die Möglichkeit, irgend etwas Positives festzuhalten, schwand vor der unbedingten Freiheit, sobald es dieser beliebte, alles zu leugnen, und da der Glaube das war, wovon man ausgegangen, so konnte der immerwährende Fortschritt natürlich nur davon hinweg und nie mehr dahin zurückführen. Während die Censur jeden Tadel zu unterdrücken wußte, der die zeitliche Verwaltung traf, duldete sie den unbeschränktesten Tadel der ewigen Verwaltung, die Verhöhnung alles Heiligen, die offne Blasphemie, ja es schien zuweilen, als sey ihr diese Ableitung der Tadelsucht vom irdischen Staate auf das Gottesreich nicht unangenehm. Endlich kam der Kölner Streit dazu, und nicht wenige Staatsdiener, die sich in grenzenloser Verachtung der ewigen Dinge geistreich dünken, hegten aufrichtig die Meinung, die protestantische Welt brauche der katholischen nichts entgegenzuhalten als nur die schärfste Spitze des absoluten Unglaubens. Nicht diese Kirche müsse man gegen jene vertheidigen, sondern jede Kirche lächerlich und durch den Fortschritt der sogenannten Aufklärung unmöglich machen.

An diesen mehr oder weniger klar zum System erhobenen Unglauben, der von den Universitäten ausgehend in der Bureaukratie seine mächtigste Stütze findet, schließt sich sodann folgerecht die Presse der Lüderlichkeit an. Auch in Frankreich war und ist der Atheismus stets mit Unsittlichkeit gepaart. Er tritt nicht stoisch, sondern epikuräisch auf. Den Philosophen, welche Gott leugnen, stehen, einer unumgänglichen Wahlverwandtschaft zufolge, Dichter zur Seite, welche dem Sittengesetz Trotz bieten. Im vorigen Jahrhundert war in der protestantischen Presse noch so viel sittlicher Geist, daß sie die französische Lüderlichkeit von sich abwies, wofür wir besonders dem großen Lessing dankbar seyn müssen. In unsern Tagen aber ist dieser Geist nicht mehr vorhanden. Die Wenigen, welche überhaupt noch Widerstand leisten und die deutsche Presse von der ekeln Besudelung durch die Uebersetzungen und Nachahmungen der Pariser Modeliteratur rein halten

möchten, werden mit leichter Mühe von dem tausendstimmigen Chorus der Buchhändler und ihrer Soldschriftsteller übertäubt, und viele hundert Pressen in allen größern Städten Deutschlands sind täglich damit beschäftigt, das literarische Gift, das die Pariser kochen, unter uns zu verbreiten. Das scheußlichste, unsittlichste, unweiblichste Weib, was Gottes Sonne je beschien, wird in hundert Zeitschriften der deutschen Frauenwelt als Ideal der Bildung empfohlen. Der nicht nur sitten-, sondern auch geistloseste Romanschreiber von Paris wird in zwei Dutzend Uebersetzungen zugleich verbreitet. Zwar hat sich eine schwache Protestation gegen diesen usurpirten Ruhm erhoben; allein die Gemeinheit ist schlau. Eugen Sue merkt etwas davon, daß gegen ihn reagirt wird; da wirft er in den Herenkessel, in dem er seinen Roman braut, die Jesuiten als ein beliebtes Thema des Tages hinein, und nun verstummt der Unwille plötzlich und ist namentlich die deutsch-protestantische Presse völlig beruhigt, nun ist der dumme Roman auf einmal wieder tiefsinnig, groß, weise; nun ist es gleichsam Verrath am Lutherthum, wenn man den ewigen Juden nicht lobt. O Luther, wenn du das an den Deinen erleben könntest! Vor dreihundert Jahren lauschten sie auf jedes Wort, das von dir kam; jetzt lauschen sie auf jedes Wort von Eugen Sue. Natürlicherweise prosperirt nun auch der junge deutsche Nachwuchs, der in die Schule der alten Pariser Lüderlichkeit gegangen, und zumal das literarische Judenthum, welches sich mit gewohnter Industrie des Alleinhandels zwischen deutschem und französischem Geiste zu bemächtigen verstanden hat. Obgleich kein einziges großes Talent unter ihnen ist, so loben sie sich desto mehr unter einander und erzwingen ihren Einfluß durch eine Gesammtwirkung, wie das immer in Compagnie handelnde Völkchen eben pflegt. Einen großen Machtzuwachs aber erhielten sie durch die politische Poesie, in welche der kastrirte Liberalismus von Hambach wie Antheren in Blumenblätter degenerirt. Alle That ist in papierne Prahlerei aufgegangen. Die Eroberung Deutschlands durch die französische Propaganda mußte sich, wie die Hegelianer sagen, darleben; da sie sich nun nicht thatsächlich begeben konnte, aber doch als das schlechthin vernünftige, auf irgend eine Art wirklich werden mußte, so fuhr sie ins Papier und besang sich selbst in den herrlichen Liedern, von denen Literarhistoriker und Zeitungsredakteure dergestalt trunken wurden, daß sie behaupteten, zu etwas Höherem könne es die deutsche Dichtkunst nicht mehr bringen. Es handelt sich aber, wie gesagt, um weiter nichts, als um den Verkauf Deutschlands mit allen seinen Gemütblichkeiten und sogar mit seiner schönen Sprache an Frankreich. Denn der magnetische Zug in dieser politischen Poesie wie in der gesammten destruktiven Literatur weist auf Paris. Wie die ultramontane Presse überall auf Rom hinzeigt, so die destruktive Presse auf Paris; und wie dort behauptet wird, die geistige Sonne gehe den Deutschen über den sieben Hügeln auf, so wird hier behauptet, sie gehe über dem Montmartre auf. Beide stimmen darin überein, daß die Deutschen ihr Heil im Ausland zu suchen haben, daß sie fremder Bevormundung anheim fallen sollen. Von Rom aus soll das ganze alte Gebiet, wie es einst Innocenz III. beherrschte, wiedererobert und die Deutschen sollen seine Sklaven werden. Von Paris aus soll die kommunistische Weltrepublik gegründet werden, in der nur noch eine Sprache, nämlich die französische herrschen soll, und die deutsche Nationalität und Geschichte soll darin, wie Wachs in einem Tigel zerschmelzen. So die Ansicht der Parteien, die jetzt die deutsche Presse vorwiegend beherrschen.

Die alte protestantische Presse, die einst in so glücklicher Entwicklung allein herrschte und ihres sittlichen und nationalen Sieges sich auf lange erfreuen zu können schien, ist nun also theils in die Defensive gegen eine sie von außen bestürmende katholische versetzt, theils hat sie in der destruktiven Partei einen Verräther in ihrer eignen Burg, der dieselbe von innen her zerstört und dadurch ihrem äußeren Feinde hülfreich, wenn auch unwillkürlich, in die Hände arbeitet.

Dazu kommt nun noch, daß auch die bessere protestantische Presse ihres Berufes, das was sie erworben, auch zu erhalten, ziemlich uneingedenk ist. Die eigentlich sog. Gelehrsamkeit hat sich in ein neutrales, und wie sie hofft, unantastbares Gebiet zurückgezogen und arbeitet hier fort, wie Archimedes, den der barbarische Feind bei seinen Zirkeln überraschte. Aber auch in der Wissenschaft gibt es kaum ein neutrales Terrain mehr. Welches scheint mehr zur Neutralität geeignet als die historische Forschung? aber auch sie hat sich schon in eine ghibellinische und guelfische getheilt.

Gewiß hätte die protestantische Theologie den nächsten Beruf, des Amtes wieder zu walten, wie zu Luthers Zeiten. Aber sie ist auch in ihren trefflichsten und großherzigsten Produktionen zu gelehrt und unpopulär, und leidet im Allgemeinen an der Wissenschaftlichkeit wie an der Wassersucht. Die Schulsprache ist eben nicht die Volkssprache und doch gilt es jetzt, auf das Volk zu wirken. Ein großes Gebiet dieser wissenschaftlichen Theologie aber ist an die Philosophie verkauft und der schlimmste Feind, weil er dem Protestantismus, wie ein Polyp, am Herzen nagt. Es ist zwar charakteristisch für die protestantische Theologie Deutschlands, daß sich in ihr nirgends Puseyismus aufgethan hat, wie in England, und daß nicht einmal die literarische Industrie auf diesen neuen Modeartikel zu spekuliren gewagt hat. Allein aus dieser festern Geschlossenheit gegen den Katholicismus folgt noch lange nicht, daß die protestantisch-deutsche

Theologie mit sich selbst einiger ist, wie die englische. Aeußerlich hat sich neben die altlutherische und altreformirte Konfession die unirte gesetzt, nur angeblich sie umfassend und ausgleichend. Innerlich hat die Theologie die ganze Skala der Möglichkeiten durch alle Grade des + und — Glaubens durchgemessen. Dabei sind aber auf die Plusseite viel mehr und engere Schritte gefallen, als auf die Minusseite, und daher kommt es, daß die Meinungsverschiedenheit unter den Gläubigen größer ist, als unter den Schwach- und Ungläubigen. Steht nun faktisch der so tief und mannigfach gespaltenen gläubigen Theologie der Protestanten einerseits der katholische Glaube und andrerseits der Unglaube in kompakten Massen gegenüber, so folgt daraus, daß ihre Stellung, die nicht nur die der Minorität, sondern auch die der Zerstreutheit ist, zwischen zwei so gewaltige Feuer genommen, nicht wenig Bedenken und Sorge erregen muß. Man hat versucht, die fehlende Einheit in einer Art von Abstreichsverkauf der Dogmen wiederzufinden, indem man hoffte, daß wenigstens das Minimum des Glaubens Allen recht und genehm seyn werde. Allein den Einen ist auch dieses Minimum noch zu viel und den Andern, wie begreiflich, zu wenig. Bei diesem Handel haben selbst die sonst Gewissenhaftesten, um den Preis einer für möglich gehaltenen neuen Vereinigung, die Stellung zum Opfer gebracht, die ihnen der alte Grund und Boden ihrer Kirche gewährt hätte, wenn sie nicht über seine Haltbarkeit verblendet gewesen wären. Zu sehr ins Papier vergraben, zu tief in die Schulstreitigkeiten verwickelt, zu sehr von neuen und neuesten Rescripten der unirenden und transaktionären Tendenz überrascht und von der Zustimmung so Vieler bestochen, von schönen Friedenshoffnungen getäuscht, haben sie bei all den verschiedenen Neuerungsversuchen vergessen, daß die alte Kirche Luthers einen festen Boden hat in der Geschichte und im Volke, und daß man, wenn der Sturm der Zeit das viele Papier wegwehen wird, auf diesen alten Grund nothwendig zurückkommen wird. Diese noch immer fortdauernde Täuschung wurde bei Vielen durch das Streben genährt, persönliche Talente und Meinungen geltend zu machen, während die alte Kirchlichkeit zu größerer Demuth und Selbstbeschränkung verpflichtete. Die Schule gab jenem Streben reichliche Nahrung; also lebte man gern nur der Schule und achtete im gelehrten Wettkampfe wenig mehr auf das Ziel, das dem Volke gesetzt ist und das ziemlich weit abliegt von allen jenen Zielen der Wissenschaft, wie von den beliebten, gutgemeinten, aber ihrer Natur nach nur vergänglichen, nur papiernen Transaktionen. Der Glaube des Volks wurzelt stets nur in den tiefsten Bedürfnissen desselben, wird nur durch Noth geboten, durch Noth geprüft, in Feuer und Blut bewährt, nie aber in der Schule als Exercitium gefertigt und durch Rescripte versuchsweise in Uebung gesetzt. Alle diese Merkmale des echten Glaubens hat nun der lutherische, nicht aber irgendwelche geistreiche Dogmenlehre der neuen Schultheologie, oder irgendwelche neukirchliche Transaktion. Ja selbst die, wenn auch noch so weit entfernte, doch mögliche Aussöhnung mit unsern katholischen Landsleuten kann nur aus der Tiefe des altlutherischen Glaubens hervorgehen, nicht aus der neuen Wissenschaft; nur aus dem Nationalgemüth, nicht aus dem Schulwitze.

Je geistreicher, wissenschaftlich ausgefeilter, dialektisch meisterhafter die dogmatischen Wettkämpfe sind, um so weniger bekümmert sich um sie die Menge. Der populären Belehrung und der eigentlichen Leitung des protestantischen Publikums haben sich aber mittelmäßige Köpfe bemächtigt, die durch ihre Gemeinheit der Sache des Protestantismus, welcher zu dienen sie sich rühmen, ungleich mehr schaden, als nützen. Wie viele Blätter, welche gegen die ultramontane Presse Chorus machen, lassen keine Spur mehr von dem geistigen Adel blicken, der früher in Lessing, Herder, Kant rc. in der protestantischen Presse den Ton angab. Es sieht oft aus, als wenn die Bedienten jener verstorbenen Herren deren Röcke angezogen hätten und sich nun wie die Herren gebärden wollten. Ueberall die höchste Anmaßung verbunden mit der schwächsten Fähigkeit. Man erschrickt, wenn man die Worte „Freiheit" und „Fortschritt" im Munde der geistig Vornirtesten und zu jedem wahren Fortschritt Unfähigsten unaufhörlich entweihen und bis zum Ekel wiederkäuen und Jeden verdammen hört, der sich nicht auf gleichem Niveau der Trivialität mit ihnen befindet. Sie rühmen sich ihrer Freiheit ungefähr wie die Schuster und Gerber von Athen, als sie den Aristides verbannten, den Demosthenes verhöhnten und dem Sokrates den Giftbecher reichten. Denn wie jener mißleitete Demos in Athen mit seinem rohen Geschrei weniger den Staat gegen die äußeren Feinde vertheidigte, als vielmehr im Innern des Staates selbst die wenigen Redlichen und wahrhaft großen Männer, die den Staat zu retten vermochten, blödsinnig anfeindeten und unterdrückten; so vermag auch diese triviale Presse des sog. protestantischen Fortschritts keineswegs dem Ultramontanismus Eintrag zu thun, sondern nur, die Männer und Tendenzen im Schooß des Protestantismus selbst zu unterdrücken, die seine Sache herstellen könnten. Das Geschrei für Fortschritt ist nur zur Ostentation gegen Rom gerichtet; die wahre Absicht aber ist dabei, jede Reorganisation innerhalb der evangelischen Kirche selbst zu verhindern. Denn unbewußt stehen jene Schreier unter dem Einfluß der Negation, die in der Philosophie herrscht. Es gibt Zeitungen, die sich für die ersten Verfechter des Protestantismus gegen den Ultramontanismus ausgeben, und deren Parteiphrasen dennoch kaum von denen eines Bruno

Bauer zu unterscheiden sind. Denn ihr sog. Fortschritt führt eben so ins Blaue hinaus und ist nur eine Flucht alles Positiven. Sie sprechen von dem, was den Katholiken ehrwürdig ist, auf eine so verachtende Art, daß die Verachtung auch mit auf das fällt, was den Protestanten ehrwürdig seyn soll. Nicht bloß der katholische Glaubenszwang, sondern auch der evangelische, und jede Verpflichtung, welche die Bibel den Christen auflegt, genirt und ärgert sie, und indem sie gegen Hildebrandismus zu kämpfen scheinen, treten sie die eigne Konfession mit Füßen. Und das ist nicht etwa großartige Verruchtheit, mephistophelische Lust, Witz des ewig Bösen, sondern es ist purer Unverstand und Arroganz philisterhafter und mittelmäßiger Köpfe. Wie sich der Protestantismus in diesen Köpfen gestaltet hat, ist er ein Fanatismus der Seichtigkeit, eben so weit entfernt von religiösem Tiefsinn und von der sittlichen Kraft Luthers, wie von dem Ideal von Bildung, dem die deutschen Geister zustreben, und hat seinen erhabenen Ursprung eben so vergessen, wie er einer großen Zukunft sich unwürdig beweist. Diese Geistesöde verträgt sich mit keiner Erhabenheit der Gesinnung, mit keiner Fülle der Ideen, gleich einer wüsten Steppe, von wo man weder ein Gebirge sieht, noch eine Vegetation. Wer ihnen die ewigen Gebirge in der Ferne verkündet oder sie belehrt, daß es in Gottes Natur doch noch mehr gibt, als den Herentanz verdorrter Distelköpfe, die der Wind in voller Freiheit und regem Fortschritt über die Haide jagt, gegen den empören sie sich, als gegen einen Papisten, der sie um die Klarheit ihrer Begriffe bringen will. Der deutsche Michel rast gegen alles, was Glauben heißt. Er will nun absolut keinen Glaubenszwang mehr leiden, und da der Glaube immer zwingt, wo er auch ist, so soll und darf er gar nicht mehr eristiren. Michel merkt, wie der Mann in Chamissos lustigem Liede, der Glaube hänge ihm immer noch hinten an, und nun wüthet er, sich um sich selbst umdrehend, gegen seinen unglücklichen Zopf, und würde sich lieber den Hals abschneiden, ehe er den Zopf unabgeschnitten ließe. Seht da unsre tapfern Journalisten, wie sie toben und die Degen wetzen, wenn ihnen das Zopfschwänzchen auch nur im Traum erscheint, wenn sie Wöllneriaden wittern und wenn die Synoden nicht bloß zusammenkommen, wie der Köthner Konvent, um zu erklären: wir glauben alle an keinen Gott! Jedes noch so beschnittene, noch so abgetragene und fadendünne Dogma ist ihnen zu viel, jede Liturgie zu katholisch, jede Kirchenverfassung zu hierarchisch. Obgleich sie alles seines Witzes entbehren, steht ihr Geist doch auf dem Niveau des seligen Blumauer, der es in Bausch und Bogen mit allen „Pfaffen" aufnahm. Von der Nothwendigkeit einer Kirche und Kirchenverfassung haben sie keinen Begriff. Von den Bedingungen, unter denen allein Luther im Stande war, sein großes Werk zu vollbringen, ahnen sie nichts. Sein tiefsinniger Glaube, sein Festhalten am Positiven, sein Streben nach Erhaltung einer kirchlichen Kunst, seine Bemühungen um Kirchenverfassung und Kirchenzucht, sein Zorn über die Anarchisten und Propheten des „freien Geistes," die heroische Kur, die er anwandte, um diese Schwärmer zu unterdrücken, das alles ist ihnen unfaßlich geworden. Obgleich sie seinen Namen immer noch auf ihren Fahnen führen, würden sie ihn doch sicher, wenn er heute wieder auferstehen, die Freiengeistler von heute mit den Schrecken seiner Rechtgläubigkeit niederdonnern und eine neue nationale Kirchenverfassung und Kirchenzucht begründen wollte, mit der äußersten Wuth verdammen und bekämpfen; denn ihre ordinäre Fassungskraft würde ihn gar nicht mehr verstehen und in dem großen Reformator seines Volks nur noch einen Mann des Rückschritts und unleidlichen Pfaffen sehen. Diese ganze Klasse von Libellisten und Journalisten, die mit so viel Selbstzufriedenheit den Kampf mit Rom zu führen übernommen, kann sich wohl einen Friedrich II. denken, der da sagte „unter meiner Regierung kann jeder nach seiner Façon selig werden", oder eine französische Revolution, welche die ganze Kirche auf einmal abschaffte, aber nicht mehr einen Luther, der die gesunkene Kirche herstellt. Denn von Seiten dieser Presse ist die atheistische Philosophie und die von Frankreich her wieder hereingebrochene Lüderlichkeit nie bekämpft, sondern in Schutz genommen worden; dagegen hat sie jede Regung von echter evangelischer Gläubigkeit und lutherischer Kraft mit instinktartigem Hasse und dem politischen Blödsinn bekämpft, der in Zeiten des Verderbens jeden aufgeblähten Demos antreibt, seine treuesten Freunde im Angesicht des Feindes zu opfern.

Aber so verworren sind bereits unsre Geschicke, daß auch ein großer Theil gerade der Gläubigen unter den Protestanten von gleicher Verblendung zur Theilnahmslosigkeit und Isolirung getrieben wird und seine Kräfte dem gemeinen Wesen entzieht. Glücklich im kleinen Kreise denken sie nicht an das Wohl der Kirche im Großen. Anstatt die Kirche zu verstärken, schwächen sie dieselbe durch Separatismus. Wie billig verachten sie die sich aufgeklärt dünkende Presse des oben charakterisirten toll gewordnen deutschen Michels, dem sie unaufhörlich zur Zielscheibe seines platten Witzes dienen; allein sie geben diesem Spott doch in der That hin und wieder Nahrung durch eine Einseitigkeit, die sich verlieren würde, wenn sie ihren tiefen Glauben, ihre Festigkeit, ihre durch Reisen und große Verbindungen vielfach erprobte Praxis der größern Kirchengemeinschaft als einen geistigen Reichthum zubrächten, dessen sie bisher entbehrt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 3.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 6. Januar 1845.

Neujahrsbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Trotz alledem hört man sehr häufig die Meinung aussprechen, daß der durch die protestantische Presse seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts vermittelte Bildungszustand nicht bedroht sey, und daß die ihm inwohnende wissenschaftliche Solidität und humane Gesittung zu sehr dem wahren Bedürfniß entspreche, um nicht alle dagegen anstrebenden Extreme bald wieder zu besiegen. Wir wissen die Macht der Mäßigung innerhalb streitender Extreme zu schätzen. Allein jene durch die protestantische Presse vermittelte Bildung hat auf die Volksmassen in den niedern Ständen, die wenig oder nichts lesen, den Einfluß nicht, dessen sie sich rühmt. Einmal auf die katholischen Volksmassen gar nicht, sonst würde die große Wallfahrt nach Trier nicht haben Statt finden können. Aber auch auf die protestantischen Proletarier nicht, sonst würde die Branntweinpest mit ihrem dämonischen Gefolge von Unsittlichkeiten aller Art und würde der kommunistische Wahnsinn nicht um sich greifen. Sodann beherrscht der solide und humane Geist der ältern protestantischen Presse auch nicht einmal die gebildeten Klassen in dem Grade, daß er unbedingt der Fortdauer seines temperirenden Einflusses sicher seyn könnte. Die ultramontane Presse ist schon viel zu mächtig auf der einen, die destruktive Presse auf der andern Seite. Erwägen wir, daß die eine von Rom, die andere von Paris aus ihren Impuls empfängt, so läßt sich nicht leugnen, daß die rein deutschgesinnte Presse bereits Terrain auf Terrain an die eine und andere verloren hat, und daß es schlecht mit ihr bestellt ist, wenn sie sich nur von Erinnerungen an ehemalige Siege und Erfolge und von täuschenden Hoffnungen nährt, während die extremen und ausländischen Parteien Schlag auf Schlag weiter vordringen.

In Frankreich wird entweder das destruktive Element vom ultramontanen oder dieses von jenem verschlungen werden. In dem einen Fall wird der atheistische und kommunistische Impuls, in dem andern wird der ultramontane Druck auf das protestantische Deutschland sich verstärken. Ja selbst wenn beide Tendenzen sich wie bisher in Frankreich die Wage halten, wird die französische Staatspolitik auch bei stark antijesuitischer Färbung nicht säumig seyn, von der religiösen Parteiung in Deutschland Vortheil zu ziehen. Thiers z. B. ist ein Mensch, der an nichts glaubt als an den Mammon und an die List, mit der man ihn erwirbt, und doch nahm er im Jahr 1840, in demselben Augenblick, in dem er uns mit einer revolutionären Invasion bedrohte, auf eine katholische Allianz mit Spanien, Neapel und Sardinien Bedacht, um bei der damaligen Unpäßlichkeit des Papstes das Conclave zu beherrschen. Wenn einst Kardinal Richelieu die Hugenotten in Frankreich verfolgte und die Protestanten in Deutschland unterstützte, so kann Thiers eben so gut die Jesuiten in Frankreich verfolgen, und doch die ultramontane Opposition in den protestantischen Staaten Deutschlands unterstützen. Bewegt sich die katholische Welt in immer steigendem Wellenschlage vorwärts, so wird Frankreich sich in dem Maaße ihrer Lenkung zu bemächtigen suchen, in welchem sie von deutscher Seite Widerstand findet. Die Katholiken aber in Frankreich, Italien und Deutschland bilden eine Mehrheit gegen die Protestanten.

Auf der entgegengesetzten Seite im weiten Nordosten Europas drückt eine andere Mehrheit auf die kleine protestantische Minderheit, die in sich noch compactere und nach Eroberungen nicht weniger als Rom begierige, griechische Kirche. Man darf nur einen Blick auf die Charte von Europa werfen, um zu sehen, wie nahe das protestantische Deutschland zusammenläuft. Skandinavien aber wird bei jeder Krise der deutschen Welt zunächst unter russischem Einfluß stehen, und England hat seinen Feind im Innern.

Wie mächtig ist denn also das protestantische Deutschland, daß es sich unter allen Umständen sicher wähnen könnte? Hat man vergessen, daß es schon zweimal seiner

Auflösung nahe war? Einmal am Ende des 16ten und im Anfang des 17ten Jahrhunderts. Wie viel Terrain hat der Protestantismus damals verloren! Böhmen, fast ganz Oesterreich, die Oberpfalz, Belgien, viele bischöfliche Sprengel und Reichsstädte, die bereits protestantisch waren, wurden vom Jesuitismus zurückerobert. Und wie stand die protestantische Sache im Jahr 1629 selbst in Berlin und Hamburg? — Zum zweitenmal kam das protestantische Norddeutschland in die gefährlichste Bedrängniß durch Napoleon. Er schonte zwar die Konfessionen, allein würde er es immer gethan haben, wenn er länger geherrscht hätte? Ohne Zweifel hätte er und hätten seine Nachfolger, wenn sein Reich von Dauer gewesen wäre, sich mit dem Papste versöhnt und auf den Katholicismus gestützt, wie Karl der Große und dessen Nachfolger. Was würde dann den Protestanten übrig geblieben seyn? Hat man vergessen, wie Napoleon mit der norddeutschen Presse umging? wie er auf dem rechten Elbufer keine Zeitung mehr gestattete, außer unter der Redaktion der französischen Polizei und mit halbfranzösischem Texte? wie bald würde mit der französischen Herrschaft auch die französische Sprache überhand genommen haben! — Hat man ferner vergessen, wie Napoleon im Jahr 1809 mit Rußland sich verband, wie beide sich in die deutsche Welt theilen wollten, wie die diplomatischen Unterhandlungen der Abtretung Ostpreußens an Rußland ziemlich nahe kamen? Was aber aus dem Protestantismus und der protestantischen Presse unter diesen Umständen geworden seyn würde, davon sehen wir das Beispiel in den russisch-deutschen Ostseeprovinzen.

Ist das protestantische Norddeutschland jener zweimaligen schweren Bedrohung glücklich entgangen, so folgt daraus nicht, daß es nicht noch einmal eben so schwer könnte bedroht werden. Wir dürfen eine totale Niederlage und Ueberschwemmung der protestantisch-deutschen Welt durch die ihr feindseligen Mächte und eine Entwaffnung und tiefe Demüthigung der protestantisch-deutschen Presse wohl in Berechnung nehmen und für keine absolute Unmöglichkeit halten.

Wir wollen sie gern so fern als möglich glauben und hoffen, daß sie gar nicht eintritt; allein wir müssen uns doch in Verfassung setzen, um dem Andrange feindlicher Gewalten, die bereits auf die protestantisch-deutsche Welt drücken, würdig zu begegnen. Dieß geschieht aber nicht, wenn die wissenschaftliche Presse vornehm und indolent wird und wenn die Tages- und Modepresse fast ausschließlich dem destruktiven Impulse von Frankreich her nachgibt. Das protestantische Volk, so weit es noch bei mäßigem Wohlstande der angestammten Natur und väterlichen Gesittung treu geblieben und noch nicht durch Gütertheilung, übertriebene Konkurrenz im Gewerbe, Fabriknoth und Branntweinpest dem kommunistischen Proletariat verfallen ist, scheint instinktartig zu fühlen, daß die gebildeten Klassen und daß die Presse ihre Schuldigkeit nicht thun. Mit Staunen sah man vor sechs Jahren, wie der gesunde Sinn des gemeinen Volks im Kanton Zürich da helfen mußte, wo der Aberwitz der Regierung und der Gebildeten unter dem Einfluß der destruktiven Presse alles verdorben hatte, und wo einfache Bauern den Gelehrten wieder den Kopf zurecht setzen mußten.

Als eine Transaktion zwischen dem Bankerot der Presse und der Volkshülfe und als aus einem tiefen Instinkt hervorgegangen, ist jene Association zu betrachten, die das Gute, das in jeder Appellation an die Volksgefühle liegt, mit der alten Thorheit wundersam vereinigt. Zwar bedürfte es keiner besondern Association, wenn die Kirchengemeinde in ihrem verfassungsmäßigen Rechte wäre. Der evangelische Noth- und Hülfsverein ist nur ein Surrogat für den Korporationsgeist, dessen die Kirche entbehrt. Allein es ist schon ein sehr günstiges und willkommen zu heißendes Zeichen, daß man sich nach dem Surrogat umgesehen hat, da man vorher auch das nicht einmal zu brauchen schien. Unter dem Einfluß der rationalistischen Presse aber hat sich alte Verblendung, alte Einseitigkeit, alte Anmaßung in die Beurtheilung ganz neuer Verhältnisse eingemischt. Dahin rechnen wir vor allem den unglücklichen schwedischen Namen. Wer vor der historischen Wahrheit nicht absichtlich die Augen zuschließt, muß doch wissen, daß die Herbeirufung der Schweden im dreißigjährigen Kriege nur die traurige Folge war von der Imbecillität und dem Verrath in der protestantischen Partei. Nie wäre in Deutschland der Name des Schwedenkönigs gehört worden, wenn nicht die protestantische Partei in Deutschland durch eigne Schuld entwaffnet und aller Selbsthülfe baar, ihren eignen Bankerot erklärt hätte; ein Name, der mithin die deutschen Protestanten nur tief beschämt, bei dessen Nennung sie nur erröthen können und den durch bessere Thaten und größere Weisheit unsrer Tage vergessen zu machen unsre heiligste Pflicht wäre. Welch ein trauriges Omen liegt in diesem Namen! Wahrlich Gott muß sehr langmüthig seyn, wenn er den deutschen Protestanten diesen Mißgriff verzeiht und ihnen den Jammer erspart, den es ihnen kosten würde, wenn sie dieselbe Erfahrung, nachdem sie sie das erstemal so arg mißverstanden haben, zum zweitenmale machen müßten.

Aus der Urquelle des Volksgeistes sollte man vor allem die Möglichkeit schöpfen können, den Frieden unter den Deutschen, welcher Konfession sie auch seyen, zu erhalten. Wozu feindliche, wozu ausländische Parteinamen? Es ist zwar richtig, daß die ultramontane Partei auch nicht in der Bruderliebe und im Patriotismus vorangegangen ist; aber warum sollten wir es nicht thun? Es ist zwar unläugbar, daß die ultramontane Partei sich auch noch

nicht produktiv erwiesen, sondern nur von alten Erinnerungen und Namen gezehrt hat; aber warum sollten wir das gleiche thun? Gerade je mehr Jene vom unfruchtbaren Geiste des Jesuitismus gebannt sind und nichts Neues, nicht einmal, wie ehedem doch bei jeder großen Krise der Kirche geschah, einen neuen Orden mit neuen zeitgemäßen Formen erzeugen können, um so mehr sollten wir das Recht der Lebenden gegenüber den Todten handhaben, und gerade je mehr sie gezwungen sind, den Einheitspunkt für Deutschland außerhalb Deutschland nach Rom zu verlegen, mit um so stolzerer Sicherheit sollten wir den Einheitspunkt bei uns selbst darlegen. Nun aber weisen wir nach Schweden, von wo nie ein Mann hätte kommen sollen, wenn wir selber Mann genug gewesen wären, und geben Jenen ein Recht auf Rom, wie den Kommunisten und jüdischen Journalisten, auf Paris zu verweisen. Kein ausländischer Name soll genannt werden, wo die Deutschen zu Rathe sitzen oder streiten über ihre eignen Angelegenheiten! Wer das vergißt, auf den falle auch der Fluch des Vergessens. Unser nationaler Einheitspunkt liegt weder im Vatikan, noch in einem Pariser Klub, noch in der schwedischen Königsgruft, sondern in unsern deutschen Herzen, und wenn unser Patriotismus sich weder den rothen Rock, den die Zöglinge im collegio Germanico tragen, anziehen, noch die rothe Jakobinermütze aufsetzen darf, so soll er auch nicht nach dem Elendskoller des dicken Schwedenkönigs schielen.

Immerhin bleibt die Sache gut, wenn auch der Name schlecht ist und der Ausspruch der Volksgefühle war in dieser Sache wie zeitgemäß, so von gutem Erfolge.

Der neue Eifer für kirchliche Versammlungen, Pastoralkonferenzen, Kreis- und Provinzialsynoden, und die Zulassung derselben beweist ebenfalls, wie tief man das Bedürfniß fühlt, außerhalb der haltlosen Presse einen Halt zu finden. Auch dieses Sympton der gegen die Krankheit rückwirkenden Naturkraft im Volke muß man mit Freude begrüßen. Wenn irgendwie geholfen werden kann, so nur auf diesem Wege durch die kraftvolle Vertretung der evangelischen Kirche unter Zustimmung der kirchlich gesinnten Gemeinde. Doch muß man der Wahrheit gemäß bekennen, daß viel mehr geschieht, die evangelische Welt in dieser Beziehung zu trennen und zu entwaffnen, als zu vereinigen und stark zu machen. Vor allem will die Presse nicht gestatten, daß der kirchliche Geist aufkomme, und tritt ihm als seine erbittertste Feindin entgegen. Schon der Gedanke, den Klerus zu versammeln, war der Presse ein Greuel; da er aber doch ausgeführt wurde, hat die Presse jede Konferenz, jeden Konvent, jede Synode belauert und überwacht und jedes gläubige Wort, das dort gefallen, jeden Vorschlag zur Reorganisation der Kirche, mit Hohn verfolgt, alle norddeutschen Blätter mit Warnungen angefüllt vor hierarchischen Tendenzen, und nur das mit lautem Jubel begrüßt was zur Unehre der Kirche, zum Spott der Religion selbst gesagt wurde. Wenn diese lichtfreundlichen Blätter von den Jesuiten besoldet würden, um der evangelischen Kirche den Garaus zu machen, so könnten sie es nicht listiger anfangen, als sie es unwillkürlich in ihrer Bornirtheit thun.

Mit der antikirchlichen Presse ist aber die geheime Meinung der Bureaukratie auch da einverstanden, wo von oben her im kirchlichen Sinne wohlmeinend experimentirt wird. Was soll vom kirchlichen Geiste der Synoden gehofft werden, wenn gleichzeitig die diesem Geiste feindseligste Presse protegirt wird; wenn ein atheistisches Buch von Bruno Bauer nicht etwa als eine verruchte Blasphemie vernichtet, oder wenigstens als ein elendes Machwerk ignorirt, sondern vom Obercensurcollegio selbst in Pflege genommen, verbessert und neu redigirt wird, als ob es eine officielle Staatsschrift wäre und man nicht genug thun könnte, das Publikum darauf aufmerksam und sie dem Publikum zugänglich zu machen. Was soll vom kirchlichen Geiste gehofft werden, wenn man den unreifesten und zweideutigsten Talenten der destruktiven Partei die Hände drückt, ihre infamsten Verse mit Vergnügen liest, die jungen Leute nur bedauert, daß sie so weit gehen, sich aber doch an ihnen erfreut, überaus säuberlich mit ihnen verfährt, nie einen bestraft, wenn man ihre abscheulichsten Blätter verbieten muß, darüber officielle und sehr weitläuftige Entschuldigungen von sich gibt, und je mehr sie in maaßloser knabenhafter Unart die Autorität beschimpfen, ihnen desto mehr Achtung erweist. Wenn vor dreißig Jahren die frommen Patrioten harte Verfolgung duldeten, das Prädikat „christlich-deutsch" ein schwerer Verdächtigungsgrund vor der weiland Mainzer Kommission war und mancher Redakteur eines verhältnißmäßig (wenn man es mit den heutigen radikalen Blättern vergleicht) unschuldigen Blattes Jahrelang im Kerker schmachten mußte, so erstaunt man über die Milde der Gegenwart. Wir würden uns darüber freuen, wenn sie konsequent wäre. Wir würden uns auch über die Preßlizenz freuen, wenn sie konsequent, d. h. wenn sie Preßfreiheit wäre. Aber sie ist ein Privilegium, was nur der Schlechte genießt und worüber der Gute trauern muß.

Gewiß wird Niemand dem hochseligen König von Preußen tiefe Frömmigkeit absprechen, und seine wohlgemeinten Versuche, durch die Union und eine neue Liturgie der evangelischen Kirche Einheit, Frische und Kraft zu geben. Und doch breitete sich unter seiner Regierung die Philosophie Hegels aus, welcher der König gewiß nicht so viel Schutz hätte angedeihen lassen, wenn man ihn über ihre wahre Tendenz belehrt und ihm gesagt hätte, daß diese durchaus antichristliche und destruktive

Lehre die von ihm eben erst verjüngte Kirche innerlich auflöse und zerstöre. Aber die Bureaukratie freute sich der langen Täuschung.

Hier wirkt unverkennbar die alte Eifersucht zwischen Juristen und Theologen mit ein, über die schon Luther sich beklagte, indem er voraussagte, die Juristen würden den Theologen den Rang ablaufen und sie bald nichts mehr gelten lassen. Was er ahnte, ist in Erfüllung gegangen. Das Kirchengut wurde Staatsgut; das Konsistorium kam unter die schadenfrohe Gewalt juridischer Kanzler und Räthe. Aber nicht bloß die von Juristen eingerichtete große Regierungsmaschine, „Bureaukratie" genannt, sondern auch die wieder von Juristen geleiteten politischen Oppositionen bleiben dem geistlichen Stande abgeneigt. Im Haß gegen die sogenannten Pfaffen jeder Konfession waren die Juristen immer einig. So geschah es z. B., daß in einem der intelligentesten und am weitesten vorangeschrittenen konstitutionellen Staaten Deutschlands die unter Napoleons Gewaltherrschaft vorgenommene Einziehung des Kirchenguts und die gänzliche politische Entwaffnung der alten unabhängigen und kraftvollen Prälatur, die drei Jahrhunderte hindurch den Landständen zur Stütze gedient, von den Juristen der Opposition gutgeheißen und durch den neuen Vertrag sanktionirt wurde. In Preußen, wo schon der große Kurfürst der protestantischen Geistlichkeit die Sehne der Kraft und Selbstständigkeit mit scharfem Messer durchschnitten, sind die heutigen Liberalen mit dieser Maßregel und mit der fernern Niederhaltung des kirchlichen Geistes einverstanden und sie werfen der Regierung lieber vor, sie thue darin zu wenig, als zu viel. Eine Verblendung, über die man nicht genug erstaunen kann.

Wenn man in der Zeit religiöser Abspannung und Erschlaffung nach dem dreißigjährigen Kriege bis ins josephinische Zeitalter mit der Bureaukratie allein auskommen konnte, so erklärt sich das aus der Apathie, die auch auf der Gegenseite eingetreten war. Sobald aber der Reorganisationsprozeß in der katholischen Kirche begann, und ein kirchlicher Geist, ein kirchliches Leben, eine kirchliche Gewalt wieder hervortraten, zeigte sich die protestantische Bureaukratie unzulänglich, den Kampf mit ihr allein auszufechten. Denn dem Geist kann nur der Geist gegenübertreten, der Kirche nur die Kirche widerstehen. Hätten die protestantischen Fürsten zur Zeit der Reformation nur Kanzler und rechtsgelehrte Räthe gehabt, und keinen Luther, keinen Melanchthon, keine Kirchenversammlungen, sie würden gegen den Papst und ihre eignen Landesbischöfe lediglich nichts ausgerichtet haben. Wenn das nun unbestritten ist, wie will man heute, in einer Periode, in welcher die katholische Kirche ihre glänzende Wiedergeburt erlebt, im engherzigsten bureaukratischen und juridischen Vorurtheil befangen, die Männer der lutherischen Kirche von der Theilnahme an der Lenkung der Dinge ausschließen, die besten Kämpfer in ängstlicher Entwaffnung, ja in einer Art von Gefangenschaft halten? Ueberall auf der Gegenseite stoßen wir auf kraftvolle Bischöfe, welche die Rollen des Athanasius und Ambrosius übernommen haben. Diesseits aber stehen die Gottesmänner hinter dem Gitter, und noch dazu verachtet und verhöhnt vom Pöbel der ungläubigen Presse.

Die Unhaltbarkeit dieses Systems liegt so nahe, daß man nichts dringender wünschen kann, als die Emancipation der evangelischen Kirche zum Schutz des Staats. Allerdings wird die Staatsgewalt durch die Kirche in gewissem Sinn eingeschränkt, doch nicht in einer Art, daß der Staat dadurch Gefahr liefe, sondern im Gegentheil zu seinem Besten, weil ein Freund, Bundesgenosse und Vorkämpfer in Zeiten der Gefahr nie ein Nebenbuhler ist. Es kann nur im Interesse der Kirche liegen, mit dem Staate Hand in Hand zu gehen. Das Volk aber, dessen heiligste Interessen in Gefahr sind, wird sich vertrauensvoll dem anschließen, der seine Rechte wahrt, und die Kirche wird vielleicht Bande wieder anknüpfen, welche der Staat zerrissen hat.

Es ist beinahe unglaublich, daß die kirchliche Vertretung mit so viel Widerwillen unter den Protestanten begrüßt wird. Es liegt darin ein fabelhafter Unverstand, ein wahrer, wir können ihn nicht glimpflicher bezeichnen, politischer Blödsinn. Vielleicht ein finsteres Verhängniß, denn wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit. Weder die ihrer Natur nach unaufhörlich fluctuirende, jeder Art von Bestechung und Mißbrauch ausgesetzte und nur zu leicht in die schlechtesten Hände fallende Presse, noch die ihrer Natur nach eben so wandelbare und immer rein persönliche Ministerialgewalt ist geeignet, die großen Lebensfragen der Völker und ihrer politischen und kirchlichen Zustände, zumal in wichtigen Krisen zu entscheiden. In so inhaltschweren Fragen ziemt es sich, daß die natürlichen Vertreter der patriotischen Interessen verfassungsmäßig zusammentreten. Das sollte sich von selbst verstehen, aber den Protestanten kann man es nicht begreiflich machen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 4.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 10. Januar 1845.

Neujahrsbetrachtungen.

(Schluß.)

Die Bureaukratie folgt abwechselnd und im Widerstreite mit sich selbst zwei entgegengesetzten Ansichten. Man kann nicht anders sagen, als zu ihrem Verderben. Während die Einen durchaus und um keinen Preis die Kirchlichkeit wollen emporkommen lassen, wird andrerseits mit kirchlichen Versuchen von ministerieller Seite ein ängstliches Spiel getrieben. Ein Spiel, weil es zu keinem Ernste führt, weil aller Nachdruck fehlt. Aengstlich, weil man vor dem geringsten Widerstande zurückschreckt. Während man erlebt, daß drei geschiedene Frauen desselben Mannes mit demselben Manne in einem Berliner Salon am Whisttische sitzen, — die ungeheuerste Satire auf die Moral des Protestantismus, — darf man es nicht wagen, ein Gesetz einzuführen, das dem Skandal steuern könnte. Wer fürchtet sich noch? wer schämt sich noch? Affenschande nimmt die würdevolle Miene des unterdrückten Rechtes an; geistige Plattheit geberdet sich, als stritte sie um die heiligsten Güter der Menschheit. Ein zahlloses Heer von Kupplern des Lasters und von jenen Dummköpfen, welche nur gerade so viel Instinkt haben, um zu fühlen, daß kein Zügel mehr ihre thierischen Gebisse regiert, wogt und drängt um jenes Ministerium und singt ihm ihr tausendstimmiges mißtönendes Charivari, wenn auch nicht laut, desto feindseliger. Aber die Bureaukratie selbst ist es, die sich hier mit einer Hand die andere schlägt, mit einem Arm den andern lähmt. Die Kirche soll zum Spott werden, aber man merkt nicht, daß nur der Staat kompromittirt wird, während der Kirche ihre Heiligkeit durch Spott nie genommen werden kann.

Was eine Stärke der Regierung seyn sollte, ist ihre schwächste Seite geworden. Kann man irgend daran zweifeln, daß dem Ministerium eine schwere Sorge, Last und Verantwortung würde abgenommen werden, wenn die Kirche eine würdige Verfassung erhielte, die es ihr möglich machte, die in ihr liegende Kraft zum Schutze des Staats selbst zu entwickeln, anstatt daß sie jetzt wie eine Kranke und Ohnmächtige behandelt wird.

Aber auch die Besonnenen unter den Liberalen sollten das kirchliche Verfassungswesen begünstigen. Sie haben sich zu sehr gewöhnt, in der Kirchensache nur eine Ministerialangelegenheit oder Liebhaberei zu sehen und erheben nun dagegen Opposition, wie ehemals gegen Wöllner. Aber den großen Unterschied der Zeiten merken sie nicht, über die hohe Wichtigkeit der Kirche in unsern Tagen lieben sie sich zu verblenden. Blickt doch um euch her. Gebt wohl Acht, was in der katholischen Welt vorgeht. Man kann die Kirche nicht mehr umgehen. Sie ist da. Wer sich die evangelische nicht gefallen lassen will, der wird sich die katholische gefallen lassen müssen. Ist denn aber auch kein Funke von politischem Verstande in diesen liberalen Köpfen, daß sie die Kirche nicht einmal als Mittel gelten lassen wollen, wenn sie ihnen auch als Zweck nicht gefiele? Wie kann, wer für eine politische Verfassung schwärmt, den Werth der kirchlichen verkennen? Ahnet ihr denn nicht, daß der Weg durch die Kirchenversammlung in die Reichsversammlung führt?

In welche Lage bringen diese Liberalen den protestantischen Clerus, indem sie ihn einmal, wenn er unbedingt dem Ministerium unterworfen ist, als eine volksfeindliche Polizei verdächtigen, und andrerseits wieder, wenn er nach größerer Unabhängigkeit vom Staate ringt, ihm Streben nach einem neuen Bonzenthum, nach finsterm Glaubenszwang, nach einer Art protestantischer Inquisition vorwerfen. Was soll er denn am Ende wollen und thun? Ob er still sitzt, ob er sich rührt, er ist für euch nur da, um verhöhnt zu werden. Unerhört ist diese Mißhandlung eines Standes, der so ehrenwerth ist, der einem so wichtigen Berufe mit so vieler Hingebung lebt, der durch eine lange schmerzliche

Erfahrung geprüft ist und in dem so schöne Kräfte nur den Augenblick erwarten, um der Volkssache zu dienen. Unglaublich ist der Mangel an gesunder Politik, der sich in dieser Mißhandlung des Clerus durch die Presse derer ausspricht, die angeblich seine Glaubensverwandten sind. Wie unendlich viel klüger sind da die Katholiken.

Ist aber auch unser Clerus in der That reif und fähig, die Kirche zu vertreten? Muß man ihm nicht mißtrauen? Welche freche Sprache führten preußische Pastoren bei dem berüchtigten Konvent in Köthen, indem sie feierlich den christlichen Glauben abschwuren? wie zweideutig waren in Berlin selbst die vota über Strauß und Bruno Bauer! Welchen Unsinn förderte die Magdeburger Denkschrift zu Tage! Diese letztere ist besonders charakteristisch. Sie verlangt, jede Gemeinde soll Dogmen und Liturgien annehmen, wie ihr gerade beliebe und alle Tage andere, wenn es ihr beliebe. Eine Zersetzung des corpus Evangelicorum, wie die eines Leichnams durch Würmer. Wahrhaftig, eine göttliche Comedie steht uns bevor, wenn der schwangere Zeitgeist all diese kleinen Liturgien gebären wird, in jedem Dorf eine andere. Warum hat die Magdeburgerin nicht lieber gleich darauf angetragen, daß es so viele Dogmen und Liturgien unter den Protestanten geben solle, als Individuen, und daß es bei Strafe zwei protestantischen Individuen untersagt seyn soll, eines Glaubens zu leben?

Diese atomistische Auflösung der christlichen Kirche in Millionen Sandkörnchen ist hauptsächlich ein Resultat der Presse. In Büchern, Flugschriften, Journalen gibt jeder seine Meinung von sich, unbekümmert um den andern. Das führt nothwendig immer weiter von der Uebereinstimmung ab. Die Uebereinstimmung ist nur wieder zu erreichen auf dem Wege der mündlichen Besprechung und Abstimmung. Mischt sich in diese anfangs auch noch die ganze Preßeitelkeit ein, so erzeugt sich doch bald ein neues parlamentarisches Interesse, ein neuer Takt, eine großartigere Orientirung und Methode. Deßhalb kann man dem im Zersetzungsprozeß begriffenen protestantischen Norddeutschland nichts dringenderes wünschen, als Reichsstände und große Landesconcilien, auf denen die Meinungen sich durchrütteln und wieder nach dem Gesetz der Verwandtschaften cristallinisch an und in einander wachsen würden, während sie jetzt Sand sind und nichts als Sand, den sich die guten Protestanten selbst in die Augen streuen.

Was die Presse mit ihrem tausendzüngigen aber ohrenlosen Kopfe nie erreichen wird, die Uebereinstimmung in den wesentlichen und Nothpunkten, das kann nur ein Concil erreichen, auf dem die einzelne Stimme nur durch die gilt, die mit ihr zählen, woraus nothwendig das Bestreben hervorgeht, viele Stimmen einander zu nähern und zu verschmelzen. In Zeiten der Gefahr steht aber auch hinter den Sprechern in offner Versammlung das Volk, um das sich die Presse bekanntlich nie bekümmert. Die eigensinnigen Narrheiten, die der Stubengelehrte unbedenklich drucken läßt, hütet er sich wohl, vor einem Parlament oder Concilium vorzubringen. Denn hier ist ein öffentliches Gericht und das ganze Volk ist die Jury.

Deßhalb würde auch die Lebensfrage, ob sich die protestantische Welt vermittelst der Bibel und des guten Glaubens oder vermittelst der Philosophie und des Unglaubens vertheidigen solle, in Reichsständen und Concilien befriedigender entschieden werden, als durch die Presse und durch Erlasse noch schwankender Kabinette und Ministerien, die wohl den Ariadnefaden in der Hand halten, der ihnen aus der labirinthischen Konfusion der Presse helfen soll, aber auch jeden Augenblick wieder abreißen lassen. Vor einer Reichs- oder Kirchenversammlung, unter den Augen des Volks abgehalten, würde die Bureaukratie bald inne werden, daß die Entsittlichung und Irreligiosität der Presse nur die Oberfläche der Gesellschaft ergriffen und wie ein Gift angefressen hat, daß aber der Kern noch gesund ist und den ihm von Sophisten muthwillig bestrittenen Glauben energisch festhält. Sie würde erfahren, daß die Grundlage der deutschen Nationalität heute noch, wie zu allen Zeiten, eine sittliche und religiöse ist.

Das Volk und die Vertretung des Volks in Reichsständen und Concilien wird die aufgeworfene Frage, ob man sich mit dem Glauben oder Unglauben vertheidigen solle, in letzter Instanz immer nur der Natur der Sache und dem Volkscharakter und Volksbedürfniß gemäß, und abgesehen von der Eifersüchtelei zwischen Staats- und Kirchenregiment, und von allen Schlangenwindungen der Presse im Sinn der ersten Reformatoren entscheiden. Gottesfurcht, nicht Professoreneitelkeit. Die Bibel, nicht die Phänomenologie des Geistes. Seelsorge der Armen, Schwachen und Leidenden, nicht Körperblähung philosophischer Sybariten. Und wenn aus dem Gesammtwillen denn endlich auch einmal eine protestantische Politik resultiren sollte, von der bisher weit und breit nicht zu merken war, so wird sie von dem Satze ausgehen: weil unsern Feinden lieb wäre, wenn wir in bodenlosen Unglauben und Unsitte versänken, weil sie uns hineinhetzen wollen, um uns mit Recht schmähen zu können; weil sie aber andrerseits nichts so sehr an uns scheuen als die Bibel und den feurigen Glauben unsres Martinus und Paul Gerhard, eben deßhalb müssen wir jenen ekeln Aussatz des Unglaubens und der Unsitte von uns abschütteln und den Harnisch des Glaubens anziehen. Der Unglaube ist die Kette, die

man uns anlegen will, nur der Glaube ist unsre Waffe und das, wodurch wir frei sind.

Die einmal begonnene Bewegung leidet keinen Stillestand mehr und gewiß wird das neue Jahr wieder reich an Entwicklungen des protestantischen Lebens seyn. Die Gefahr liegt aber jetzt zunächst in der Rivalität zwischen Kirche und Staat innerhalb des protestantischen Gebietes, und deßhalb ist es wohl an der Zeit, sich vorzubereiten, um Ueberraschungen und in deren Folge übereilte Schritte zu vermeiden. Die große rationalistische Partei hätte den nächsten Beruf hier zu vermitteln.

Wir haben den Rationalisten nie geschmeichelt, wir haben sie oft bekämpft, weil wir sahen, daß sie der extremen Partei des Unglaubens mehr oder weniger Vorschub leisteten oder Unterschleif gestatteten. Wir mißkennen aber nicht, daß die Rationalisten doch nur als linkes Centrum hinter jener äußersten Linken sitzen, und daß, wenn sie sich einmal an diese äußerste anschlossen, um der rechten Seite kräftiger zu opponiren, es doch auch in andern Fällen, wenn die äußerste Linke, alles wagend, die Existenz aufs Spiel setzt, ihr Interesse und ihre Politik seyn muß, sich von derselben zurückzuziehen, sich nicht mehr durch dieselbe kompromittiren zu lassen und sich demnach wieder mehr dem rechten Centrum anzunähern. Insofern nun würde es von unsrer Seite baarer politischer Unverstand seyn, wenn wir ihnen nicht gern entgegen kommen wollten. Wir können sie nur auf die Gefahr aufmerksam machen, in welche sie die Sache der deutschen Reformation, die ihnen ja immer heilig schien, unfehlbar stürzen würden, wenn sie die Orthodoxen in der großen Gemeindeangelegenheit im Stiche ließen. Die ganze protestantische Gemeinde in ihrer weitesten Ausdehnung ist bei der Wahrung ihrer Rechte und ihres alten Besitzes nach außen hin, so wie bei der innern Reorganisation des kirchlichen Körpers betheiligt. Wenn eine so ansehnliche und mächtige Partei, wie die rationalistische, nicht begriffe, daß sie sich in diesen beiden Fragen an das rechte Centrum anzuschließen hat, so würde das zeitgemäße Werk mißrathen und würde die Zwietracht unter den Protestanten in immer größere Verwilderung ausarten, zum Vortheil derer, die uns im Ganzen aufzureiben hoffen und denen jeder von uns so lieb ist, wie der andere, wenn wir uns nur unter einander selbst zu Grunde richten.

Ein großer Theil der Geistlichkeit hat seine Mission wohl begriffen und in den Konferenzen und Synoden hat sich viel Erfreuliches offenbart, was zu noch größeren Hoffnungen berechtigt, und häufig zeigte sich schon die volksthümliche Reaktion gegen die konfuse und korrupte Presse. Wenn die Kirche ehedem das dämonische Gethier zwar nicht ausschloß, aber doch nur unter ihr Gebälk und an ihre Rinnen versetzte, um dort die frechen Rachen unschädlich aufzusperren, und wenn die protestantische Presse in ihrer früheren schöneren Zeit diese alte Bauregel einhielt und ihr sittlicher Adel die Buhlerei mit den Geistesbestien der Pariser Presse verschmähte, so hat dagegen die jüngste protestantische Presse unter dem Einfluß des Hegelthums und des jungdeutschen Judenthums jene alte Bauregel umgekehrt und die infernalischen Thiere in die Kirche versetzt und auf den Altären selbst sich breit machen lassen, verkündigend die Religion des Egoismus und die Gottheit des Fleisches. Das werfen uns die Katholiken mit gutem Rechte vor, und die protestantische Presse hat nichts dringender zu thun, als die Menagerie wieder aus dem Heiligthum hinaus zu fördern. Kaum vermag sie das aber in ihrer gegenwärtigen Verstrickung und durchgreifenden Korruption. Das Volk, die vom Preßunfug rein gebliebenen kirchlichen Vertreter und Sprecher des Volks müssen ihr helfen.

Wir legen diese frommen Wünsche allen unsern Glaubensgenossen und Landsleuten ans Herz, wissen aber recht wohl, daß auch dieses Wort wieder im Lärm des Tages verhallen wird. Denn die schlechte Presse sorgt dafür, daß keine Vernunft gegen sie aufkommen kann. Unser letzter Trost ist daher, wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommen sollte, die Noth, die letztmögliche Erbärmlichkeit selbst, denn alsdann muß das bisher schweigende Volk für seine bankbrüchigen Mandatare eintreten, und im Volke wohnt ein guter Geist.

Mit Recht erfreut sich die katholische Presse der großen Volksversammlung in Trier. Es ist ein Beweis für den Unverstand der protestantischen Presse, daß sie dieses Ereigniß nicht begriffen hat, daß sie sich davon überraschen ließ, sich darüber verwunderte und am Ende mit einigen Phrasen von altem Aberglauben, Reliquienplunder und dergleichen darüber weghüpfte, in der Meinung, ein Ereigniß dieser Art könne erfolglos vorübergehen, etwa wie ein Buch, wovon man heute in allen Blättern klatscht und das morgen vergessen ist. Aber Bewegungen in den Volksmassen verhalten sich anders, als Bewegungen in der Presse.

Nicht einmal aus dem Standpunkt der Parteipolitik hat man das Ereigniß betrachtet, so groß ist die Verblendung. Nahe an zwei Millionen Menschen versammeln sich an den Grenzen von Deutschland und Frankreich, über tausend französische Priester fraternisiren mit den deutschen, und die Presse lacht nur über die Verehrung eines alten Rockes und merkt von der Hauptsache nichts. Eine Macht entfaltet sich, einem riesigen Doppeladler gleich, die weiten Schwingen lüftend über Europa, mit dem einen Kopfe nach Paris, mit dem andern nach Berlin gewendet, mit dem einzigen Herzen aber nach Rom, und die Presse merkt nichts, ihre an das Pult gefesselten Sklaven hören über dem Rauschen ihrer Gänsekiele nichts vom

Rauschen jener Adlerschwingen in der Luft. Wie kann aber auch etwas vorfallen, was die Presse nicht vorausgesehen, was die Presse nicht vorbereitet und geleitet hätte? Es ist, denken sie lieber, unmöglich, obgleich es geschehen ist.

Was bedarf es mehr, um darzuthun, welche ungeheure Kluft zwischen dem eigentlichen wahren Volke und der Preßarroganz gezogen ist, die sich einbildet, das Volk zu leiten.

Was aber für die katholische Welt eine Wahrheit ist, das ist es nicht minder für die evangelische. Es gibt auch noch ein evangelisches Volk, gesund und unberührt von den fressenden Aetzmitteln der Presse, unerschüttert vom Winde der Presse, und in seinem Glauben nicht minder stark, nicht minder bereit zu offenbaren, daß auch hier der Glaube noch Wunder thun kann, welche die Presse nicht begreift.

Glaubt nur, daß in dem einfachen Bauernstande mehr Beruf liegt, das Evangelium zu vertheidigen, als in der Presse, die sich rühmt, den protestantischen Fortschritt zu vermitteln, der, so lange er durch die Presse vermittelt gewesen ist, leider nur ein Krebsgang war und uns an den Rand eines Abgrunds geführt hat, den der immer nur „vorwärts, vorwärts" schreiende Reiter nicht einmal sieht. Zu unserm großen Glück hat es die Presse nie dahin bringen können, unter dem Namen jenes sog. Fortschritts den Glauben im eigentlichen wahren Volke auszurotten. Sie konnte nur die sog. Gebildeten zu dem Wahne fortreißen, daß die Religion entbehrlich sey. Das wahre eigentliche Volk in seiner unermeßlichen Mehrheit hat sie nie entbehren können und wird sie nie entbehren. Sein Familienleben bedarf der religiösen Weihe, seine Noth bedarf des religiösen Trostes; diese Bedürfnisse theilt das deutsche Volk mit jedem andern. Allein es hat noch etwas voraus, einen den germanischen Stämmen gemeinschaftlich und vorzugsweise inwohnenden sittlichen Adel, sich offenbarend in größerer Schamhaftigkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit in den Beziehungen zur gemeinen Welt, und in tieferer Religiosität in den Beziehungen zur höhern Welt. Rottet diese edlen Eigenschaften im deutschen Volke aus, wenn ihr es vermögt, ihr alle, die ihr die deutsche Presse vergiftet habt. Ihr vermögt es nicht. Die alte gute Natur schlägt unten immer wieder grün aus, wie viel auch oben an eurem Gifthauch welkt.

Wäre, was nicht der Fall ist, die Regenerationskraft im protestantischen Volke gänzlich erstorben, so würde die Presse die schon begonnene Anarchie bis zu dem Wendepunkt führen, wo die katholische Reaktion unausbleiblich eintreten müßte, wenn nicht schon die griechische Kirche sich ein Beutetheil von der protestantischen Welt gesichert hätte. Das alte Römerreich entbehrte bekanntlich dieser Regenerationskraft. Was heute für uns die Preßcorruption ist, das war im alten Rom die alles umstrickende Industrie der Parasiten, Sophisten, Rhetoren, Histrionen, Gladiatoren und Hetären. Oft wurde dieses philosophisch-ästhetische Gesindel in Masse, wie Unrath, aus Rom ausgekehrt. Strenge, wohlwollende, voraussichtige Kaiser sahen in ihm den Todeskeim des Staates. Aber takt- und gewissenlose Nachfolger ließen die Todesboten wieder herein und Rom, das ganze römische Reich ging an der philosophisch-ästhetischen Korruption zu Grunde. Von dieser Korruption ist aber die Pariser Presse und die von ihr influirte deutsche Presse nicht um ein Haar verschieden. Damals wie jetzt gingen die Volksverführer darauf aus, alle Bande der Religion und Sitte aufzulösen. Lange glaubten die Römer nicht, daß es möglich wäre, ihr altes großes, auf so viele Heldentugenden gebautes Reich umzustürzen, und doch wurde es durch ihre Verschuldung umgestürzt. Das möge allen zur Warnung dienen, die da wähnen, bei der Korruption könne man stark bleiben.

Allein es fehlt an der Regenerationskraft im deutschen Volke nicht. Sie ist überall da, wo die Presse nicht ist, und wird im Stande seyn, jene Korruption zu überwältigen, wenn einmal große Staatsmänner sich der Sache annehmen und dem immer dringender gefühlten Bedürfniß entgegenkommen; oder im schlimmsten Falle, wenn die eiserne Noth eintritt und die Menschen durch das Unglück weise macht.

Für die Katholiken liegt die Weisheit in der besonnenen Ueberwindung des antinationalen Einflusses, den die Jesuiten auf sie üben; für die Protestanten liegt sie in der besonnenen Ueberwindung des antinationalen Einflusses, den die französische Korruption auf sie übt. Für beide zugleich liegt die Weisheit in der Heilighaltung der nationalen Bande, die beide umschlingen, und in der Beilegung des brüderlichen Haders. Für beide liegt die Weisheit darin, daß sie durch Einigkeit stark zu werden trachten, um sich gegen das Ausland aktiv verhalten zu können und nicht passiv, und daß sie sich um Alles hüten, jenen alten Kampf wieder zu beginnen, der Deutschland dem Gesetz des Auslandes unterwarf. Ein Volk in der Mitte Europas, reich an jeder physischen und geistigen Kraft und durch zweitausendjährige Erfahrung gereift, sollte diese Aufgabe gegenüber von Nachbarvölkern zu lösen wissen, von denen, was sie auch einzeln für Gaben haben oder wie sie durch der Zeiten Gunst gehoben sind, doch keines ihm die Waage hält. Aber es müßte vor Allem zur Kenntniß seiner selbst kommen und aus der unermeßlichen Thorheit der Presse, wie aus einem Traum erwachen zum Nationalverstande.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 5.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 13. Januar 1845.

Reisen.

Charles Darwins naturwissenschaftliche Reisen nach Südamerika, dem Feuerlande, Otaheiti, Neuholland ꝛc. Deutsch mit Anmerkungen von Dr. E. Diefenbach. Zwei Theile. Mit einer Karte und Holzschnitten. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1844.

Charles Darwin, Secretair der geologischen Gesellschaft in London, begleitete fünf Jahre lang das Schiff Beagle, Cap. Fitzroy, das von der englischen Regierung zur letzten genauen Aufnahme der Südspitze von Amerika entsendet wurde, als Naturforscher. Schon in den Jahren 1841 und 1843 sind Schriften von ihm über die erratischen Blöcke und über die Bildung der Corallenriffe erschienen und haben allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Hier theilt er seine Reisebemerkungen hauptsächlich in naturwissenschaftlicher Beziehung mit.

Wir finden ihn zuerst auf den Inseln des grünen Vorgebirges, und sogleich beginnen seine interessanten Forschungen über bisher unbekannte Gegenstände. Er bemerkt auf und in der Nähe jener Inseln „daß die Atmosphäre gewöhnlich dunstig oder von Höhenrauch erfüllt ist; dieß scheint hauptsächlich an einem unmerklichen Staube zu liegen, der beständig niederfällt, selbst auf Schiffe, die weit aus im Meere sind. Der Staub ist von einer braunen Farbe und schmilzt leicht unter dem Löthrohr zu einer schwarzen Emaille. Ich glaube, er wird durch die Abnutzung der vulkanischen Felsen hervorgebracht und kommt von der Küste von Afrika." Der Herausgeber macht dazu folgende Anmerkung. „Herr Prof. Ehrenberg hat kürzlich einen Staub untersucht, der auf das Schiff gefallen war, und ihm von Herrn Darwin zugeschickt wurde, bei dem er fand, daß er fast zu 1/6 des Volumens aus organischen Dingen bestand. Ich weiß indessen noch nicht, ob es der hier erwähnte ist. Es fanden sich darinnen achtzehn Arten von Schalen kieselschaliger polygastrischer Infusorien und ebensoviel Arten regelmäßiger geformter Kieseltheile von Pflanzen, die Ehrenberg Phytolitharia nennt, und die er sämmtlich namentlich verzeichnet hat. Aus diesen Formen ergibt sich auch, daß leicht die Staubmasse nicht bloß aus dem nahen unter dem Winde liegenden Afrika, sondern aus dem weit ferneren Südamerika ursprünglich stammen und durch starke Luftströmungen in die Atmosphäre aufgehoben auch in verschiedene Richtung gekommen seyn konnte, da sich keine der schon zahlreich bekannten charakteristischen Formen vom Senegal darunter fanden, sondern zwei bisher nur aus Südamerika bekannte Formen. S. die Monatsberichte der Berliner Akademie, Mai 1844."

An den Inseln des grünen Vorgebirges fand Darwin auch eine sehr interessante Molluske (Aplysia), gleichsam das Chamäleon unter den Weichthieren, weil sie ihre Farbe beständig wechselt. An der Küste Brasiliens fand er einen Diodon, bis zur Kugelform sich aufblähenden Fisch, an dem besonders der Purpursaft, den er ausspritzte, merkwürdig war, weil derselbe nach Jahren seine glänzende Farbe behielt. An eine Benutzung dieses Farbestoffs hat noch Niemand gedacht. Daran schließen sich Untersuchungen über die Infusorien im Meere. Ueberhaupt werden überall Notizen aus der Thierwelt eingestreut. So erzählt der Verfasser, wie er in Chili einen Vampyr auf dem Rücken eines Pferdes gesehen habe, zur Erhärtung der in neuerer Zeit bestrittenen Sage, daß sie schlafenden Thieren das Blut aussaugen. (I. 24.) In Brasilien gedenkt Darwin des merkwürdigen Schmetterlings P. feronia, der mehr läuft, als fliegt, und eine Stimme von sich gibt. (I. 37.)

Daselbst fand er auch eine Spinne, die sich vor Verfolgung sichert, indem sie ihr Gewebe und sich selbst in eine so große Schwingung versetzt, daß sie unsichtbar wird. (I. 41.) Von den Ameisen meldet er einen merkwürdigen Zug von Trotz. Er warf einer großen Wanderschaar derselben ein Steinchen entgegen, und nachdem sie lange vergeblich gegen den Stein angestürmt, kehrten sie lieber um, ehe sie vorbeigezogen wären. (I. 39.)

Das Leuchten des Meeres fand Darwin in einer gewissen Uebereinstimmung mit der Elektricität der Luft. „In einer Nacht sahen wir ein natürliches Feuerwerk; die Spitze des Mastes und die Enden der Segelstangen erglänzten vom Sct. Elmo's Feuer; und man konnte die Form der Windfahne verfolgen, als wenn sie mit Phosphor gerieben worden wäre. Die See war so leuchtend, daß die Pinguinen eine feurige Spur zurückließen, und endlich wurde das Dunkel des Himmels auf Augenblicke von dem lebhaftesten Blitzen erleuchtet." Das beweist deutlich einen Zusammenhang der Phosphorescenz im Wasser mit dem elektrischen Lichtregen in der Atmosphäre. In der Nähe von Fernando Noronha gab das Meer ein flackerndes Licht. Es war als wenn ein Fisch sich schnell durch eine leuchtende Flüssigkeit bewegte. Die Matrosen schrieben es auch dieser Ursache zu, wegen der Häufigkeit und Schnelligkeit der Flammen hatte ich aber damals einige Zweifel. Ich habe bereits bemerkt, daß das Leuchten weit häufiger in warmen wie in kalten Himmelsstrichen ist. Ich dachte bisweilen, daß eine gestörte elektrische Beschaffenheit der Atmosphäre sein Hervorbringen am meisten begünstige. Ich glaube gewiß, daß die See am meisten leuchtet einige Tage nachdem das Wetter ruhiger als gewöhnlich gewesen ist, während welcher Zeit sie von verschiedenen Thieren erfüllt war. Da ich bemerkte, daß das mit gelatinösen Körperchen erfüllte Wasser in einem unreinen Zustande ist und das Leuchten in allen gewöhnlichen Fällen durch die Bewegung der Flüssigkeit in Berührung mit der Atmosphäre hervorgebracht wird, so war ich immer zur Annahme geneigt, daß dasselbe das Resultat der Zersetzung der organischen Körperchen sey, durch welchen Vorgang (man könnte fast versucht werden, es ein Athmen zu nennen) der Ocean gereinigt wird." Das sollte Herr Hugi lesen.

Südwärts von Brasilien hielt sich der Verfasser einige Zeit in **Banda Oriental** auf, von welcher Landschaft er eine trübselige Schilderung macht. Die spanische Bevölkerung steht hier der Barbarei ganz nahe. Die Leute staunten über einen Kompaß, gleich Wilden, und schon daß die Engländer sich wuschen, dünkte ihnen fabelhaft. Die Furchtbarkeit der Gewitter in Buenos Ayres glaubt Herr Darwin in Folgendem erklären zu können. „Aus mehreren in Reisebeschreibungen angeführten Erzählungen vermuthe ich, daß Gewitterstürme sehr häufig nahe der Mündung großer Flüsse sind. Ist es nicht möglich, daß die Mischung großer Mengen von süßem Wasser mit Salzwasser das elektrische Gleichgewicht stören? Selbst während unsers kurzen Besuches dieses Theiles von Südamerika hörten wir, daß der Blitz in ein Schiff, zwei Kirchen und ein Haus eingeschlagen. Ich sah sowohl die Kirche wie das Haus kurz nachher; das Haus gehörte Mr. Hood, Generalconsul in Monte Video. Einige von den Wirkungen waren merkwürdig; die Tapeten waren beinahe einen Fuß auf jeder Seite der Linie, wo der Klingeldraht lief, geschwärzt. Das Metall war geschmolzen, und obgleich das Zimmer wenigstens fünfzehn Fuß hoch war, so hatte doch die auf die Stühle und die Möbeln herabtropfende Flüssigkeit kleine Löcher in dieselben gemacht. Ein Theil der Mauer war wie mit Pulver gesprengt, und die Fragmente waren mit einer Kraft auseinander getrieben worden, daß sie die Mauern auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers einkerbten. Der Rahmen eines Spiegels war geschwärzt worden und die Vergoldung muß sich verflüchtigt haben, denn ein Riechfläschchen, das über dem Kamine stand, war mit hellen Metalltheilchen bedeckt, die so fest anhingen, als wenn sie emaillirt worden wären."

Von der großen Ebene Südamerikas macht der Verfasser eine sehr anziehende Beschreibung. Hier tummeln sich auf endloser Weide wilde Pferde, wilde Rinder, Strauße, Indianer und **Gauchos**. Die letzteren sind spanische Hirten, eine edle herrliche Menschenrace, zwar mordgierig und wild, aber auch gastfrei, von zartester Höflichkeit und durchaus ritterlich. Man wird, wenn man von ihnen liest, an die guerras civiles von Granada erinnert. Der Mann und sein Roß stehen in einer plastischen Schönheit da, von der unsre Civilisation keine Ahnung hat. Das Haupt dieser Gauchos ist der berühmte General **Rosas**, der aus ihrer Mitte hervorging. „General Rosas ist ein vollkommener Reiter — ein Vorzug von keiner geringen Bedeutung in einem Lande, wo eine versammelte Armee ihren General nach dem folgenden Versuche erwählt: Eine Heerde ungebrochener Pferde wurde in ein Gehege getrieben und durch ein Thor herausgelassen, über dem sich ein Querbalken befindet; wer von dem Balken auf eins dieser wilden Thiere sich niederlassen kann, während es heraustobt, und es ohne Sattel und Zaum nicht nur reiten, sondern auch an das Thor des Geheges zurückbringen würde, sollte ihr General seyn. Ein so erwählter Mann gab ohne Zweifel einen tüchtigen General für eine solche

Armee ab. Dieses außerordentliche Kunststück wurde auch von Rosas vollbracht. Durch diese Mittel, und indem er sich in Kleidung und Sitten den Gauchos anschloß, hat er eine unbegrenzte Popularität im Lande gewonnen und in-Folge dessen eine despotische Gewalt. Man erzählt sich manche Anekdoten über die Strenge, mit der seine Gesetze gehandhabt wurden. Eins der letzteren war, daß kein Mann, bei Strafe geschlossen zu werden, sein Messer an einem Sonntage führen sollte, indem an diesem Tage hauptsächlich gespielt und getrunken wurde und manche Streitigkeiten entstanden, die von dem gemeinen Gebrauche, mit dem Messer zu fechten, gewöhnlich tödtlich ausliefen. An einem Sonntage besuchte der Gouverneur in großer Förmlichkeit eine Estancia, und General Rosas kam in aller Eile heraus, ihn zu empfangen, und hatte wie gewöhnlich, das Messer im Gürtel. Der Haushofmeister berührte seinen Arm und erinnerte ihn an das Gesetz, worauf er sich zum Gouverneur wandte, sich entschuldigte, daß er in die Eisen gehen müsse und selbst in seinem eigenen Hause keine Gewalt besäße, bis er frei gelassen würde. Nach einer Weile öffnete der Haushofmeister die Eisen, aber kaum war er heraus, so wendete er sich zu ihm mit den Worten: „Du hast jetzt die Gesetze gebrochen und du mußt deßhalb meinen Platz nehmen." Handlungen wie diese erfreuten die Gauchos, welche alle einen hohen Begriff ihrer eigenen Gleichheit und Würde besitzen."

Noch machen die wilden Indianer den Gauchos die Erde streitig, doch bald werden sie vertilgt seyn. General Rosas hat den Vertilgungskrieg gegen sie organisirt, und ihre Stämme sind dermaßen durch Niederlagen gelichtet, daß sie sich nur als Räuber, aber nicht mehr als Krieger im offnen Felde behaupten können. Die grausame Ausrottung der alten Einwohner des Landes wird mit der Nothwendigkeit entschuldigt. Kein Gehöft, keine Heerde ist sicher, so lange die Räuber nicht vertilgt sind. Die Menschenjagden in diesen Ebenen haben einen Charakter, der sich mit nichts vergleichen läßt, außer etwa mit den Raubzügen der alten Mongolen und noch heute der Turkomannen. Man jagt nämlich mit den unermüdlichen Rossen den Indianerstämmen viele hundert Meilen weit nach, oft bis dicht unter die Hochgebirge, und combinirt von Buenos Ayres aus mit Chile gemeinschaftliche Angriffe.

Von den amerikanischen Straußen berichtet Darwin, viele Weibchen legen ihre Eier häufig zusammen in ein Nest und das Männchen bebrüte sie. (I. 105.) Es gibt zwei Straußarten, eine kleinere aber schönere tiefer im Süden. Neben den Straußen bewohnen die Guanacas, eine Art Lamas, die Ebnen, die ihre Losung eben so zusammenhäufen, wie die Strauße ihre Eier. Merkwürdig ist in diesen Ebnen besonders auch der Staub, wenn Dürre eintritt. Er bedeckt dann, wie der Wüstensand oder der Schnee in den Windweben alle Gegenstände. (I. 151.)

Dann folgt die Schilderung des traurigen Feuerlandes und der Südspitze von Amerika. Bei den Wilden dieser kahlen Felsenküsten beobachtete Herr Darwin Folgendes. „So oft wir husteten oder gähnten oder sonst eine linkische Bewegung machten, ahmten sie dieselbe augenblicklich nach. Einige von unsern Leuten fingen an zu schielen und Gesichter zu schneiden; aber einer von den jungen Fuegiern, dessen ganzes Gesicht mit Ausnahme eines weißen Streifens durch die Augen schwarz bemalt war, schnitt weit häßlichere Grimassen. Mit vollkommener Richtigkeit wiederholten sie jedes Wort in einer Sentenz, die wir an sie richteten, und sie erinnerten sich dieser Worte eine Zeit lang. Doch wissen wir Europäer alle, wie schwierig es ist, die verschiedenen Laute in einer fremden Sprache von einander zu unterscheiden. Wer von uns könnte z. B. einem amerikanischen Indier durch eine Sentenz von mehr als drei Worten folgen? Alle Wilde scheinen in einem ungewöhnlichen Grade diese Nachahmungsgabe zu besitzen. Die Caffern besitzen dieselbe sonderbare Gewohnheit; von den Australiern weiß man, daß sie die Haltung und das Benehmen eines Menschen bis zum Erkennen nachahmen und beschreiben können. Wie kann dieses Vermögen erklärt werden? Ist es eine Folge ihres schärferen Auffassungsvermögens und feinerer Sinne, die allen Menschen in einem wilden Zustande im Vergleich zu den länger civilisirten gemein sind?" Vielleicht kommt Einiges auf Rechnung der Polhöhe. Die ausgebildetste Mimik dieser Art kommt bei den Lappländern, Samojeden und Eskimaux vor, ist unwillkürlich und magnetisch. Von Wilden am Aequator erinnere ich mich nie gelesen zu haben, daß sie ähnliche mimische Gaben besäßen. Die Erscheinung gehört den Polargegenden an. Am Nordpole war sie längst bekannt; es ist interessant, daß Herr Darwin sie auch am Südpole fand.

Die Feuerländer finden so wenig zu leben, daß sie zuweilen einander selber verzehren müssen. Trotz der Kälte gehen sie häufig nackt und es ist rührend zu lesen, wie ihre nackten Leiber fern vom Feuer schwitzten, während die wohlbekleideten Engländer noch dicht am Feuer froren. Herr Darwin sieht in ihrer Gleichheit das Haupthinderniß, was eine bessere Gesittung unter ihnen unmöglich mache. „Die vollkommene Gleichheit zwischen den Individuen, die diese Stämme zusammensetzen, muß ihrer Civilisation einen mächtigen Widerstand entgegensetzen. Wie die Thiere, deren Instinkt sie in Gesellschaft

zu leben und einem Oberhaupt zu gehorchen zwingt, am besten zu zähmen sind, so ist es mit den Racen der Menschheit. Die Einwohner von Otaheiti, die bei ihrer Entdeckung von erblichen Königen beherrscht wurden, waren auf einer viel höheren Civilisationsstufe, als ein anderer Zweig desselben Volkes, die Neuseeländer, denen es zwar vortheilhaft war, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf Ackerbau richten mußten, die aber vollkommne Republikaner waren. Bis im Feuerlande ein Häuptling aufsteht, der hinreichende Gewalt hat, einen erlangten Vortheil festzuhalten, wie den von Hausthieren oder anderen schätzbaren Geschenken, scheint es kaum möglich, daß der politische Zustand des Landes sich bessern kann. Jetzt wird ein Stück Tuch in Stücke zerrissen und vertheilt und kein Individuum wird reicher wie das andere. Auf der anderen Seite weiß man nicht, wie ein Häuptling sich erheben soll, ehe Eigenthum irgend einer Art vorhanden ist, wodurch er sein Ansehen offenbaren und vermehren kann." Wir setzen diese Stelle her, weil sie so gut für die Freunde des Kommunismus paßt.

Die Falklandsinseln wurden auch von Darwin besucht. Nachdem sich drei Mächte um ihren Besitz gestritten, sind sie jetzt ein Aufenthaltsort des verworfensten Gesindels, das hieher flüchtet, um Strafen zu entgehen. In der Natur des Landes fand Darwin manches Neue und Auffallende, namentlich in geologischer Beziehung das was er die „Felsenströme" nennt. Es sind Flüsse, die statt des Wassers Steine führen, lange und breite Streifen von Steintrümmern, die sich von den Bergen herabgossen, und zwar nicht wie die trocknen Betten der sogenannten todten Flüsse in Italien voll abgeglätteter, sondern voll noch eckiger Steine. Sie sind offenbar das Resultat einer großen Naturrevolution. „Da die Bruchstücke in den Thälern weder gerundet, noch die Spalten mit Sand angefüllt sind, so müssen wir den Schluß ziehen, daß die gewaltsame Periode Statt fand, nachdem das Land über die Wasser des Meeres erhoben war. In einem Querdurchschnitt in diesen Thälern ist der Boden beinahe horizontal, oder erhebt sich nur sehr wenig nach jeder Seite. Die Trümmer könnten deßhalb von dem oberen Theile des Thales heruntergekommen seyn: aber in der Wirklichkeit scheint es am Wahrscheinlichsten, daß sie entweder von den nächsten Abhängen heruntergeschleudert, oder daß Felsenmassen in der Lage, in der sie früher waren, zerbrochen und dann durch die schwingende Bewegung einer überwiegenden Kraft die Trümmer in eine zusammenhängende Masse gebracht wurden."

Der Verfasser macht noch viele schöne Bemerkungen über die Natur der südlichen Erdhälfte im Vergleich mit derjenigen des Nordens. Im Norden herrscht das Land, im Süden das Meer vor. Daher der strenge Winter des Nordens und der gelinde des Südens, aber auch der warme Sommer des Nordens und der kühle Sommer des Südens. Im Norden sind die Naturregionen schärfer und weiter abgegrenzt; im Süden greifen sie mehr in einander. Die Region, in welcher Gletscher unmittelbar ins Meer fallen, liegt nur neun Breitegrade von der Region, in welcher Palmen wachsen.

Eine der interessantesten Beobachtungen ist die über erratische Blöcke. Herr Darwin macht darauf aufmerksam, daß sie sich nirgends am Aequator, nirgends innerhalb der Wendekreise, weder in Asien, noch Amerika gefunden haben, sondern nur in den dem Nord- und Südpol näher liegenden Gegenden. Indem er die im Süden Amerikas und den benachbarten Inseln — wobei besonders das Vorkommen erratischer, von den Cordilleren herabgestürzter und über das Meer getragenen Blöcke auf der Insel Chiloe merkwürdig ist — durchmustert, macht er darauf aufmerksam, wie sehr die dortigen Verhältnisse an die Vorzeit des europäischen Nordens erinnern. „Nach dieser Voraussetzung würden in den südlichen Provinzen von Frankreich prachtvolle Wälder mit baumartigen Gräsern vermischt und die Bäume mit Schmarotzerpflanzen überladen, das Land bedecken. In der Breite des Montblanc, aber soweit nach Osten wie Central-Sibirien, würden baumartige Fahren und parasitische Orchideen zwischen dicken Wäldern gedeihen. Kolibris würde man so weit nördlich wie das Innere von Dänemark um zierliche Blumen herumflattern sehen, Papageien würden sich ihre Nahrung in immergrünen Waldern suchen, mit denen die Berge bis zum Rande des Wassers bedeckt wären. Nichtsdestoweniger würde der Süden von Schottland, nur zweimal so weit weiter nach Westen, eine Insel bilden, die „fast ganz mit ewigem Schnee bedeckt wäre," wo sich jede Bucht in Eisklippen endigte, von denen jährlich große Massen sich ablösten, die bisweilen Felsentrümmer mit sich führen würden. Diese Insel hätte nur einen Landvogel, etwas Gras und Moos, und doch könnte das Meer in derselben Breite mit lebenden Wesen schwärmen. Eine Bergkette, die wir die Cordilleren nennen wollen, und die nördlich und südlich durch die Alpen liefe, aber von einer viel geringeren Höhe als die letzten, würde sie mit dem centralen Theile von Dänemark verbinden. Längs dieser ganzen Linie würde fast jeder tiefe Sund in „kühne und erstaunliche Gletscher endigen."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 6.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 17. Januar 1845.

Reisen.

Charles Darwins naturwissenschaftliche Reisen nach Südamerika, dem Feuerlande, Otaheiti, Neuholland ꝛc. Deutsch mit Anmerkungen von Dr. E. Diefenbach. Zwei Theile. Mit einer Karte und Holzschnitten. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1844.

(Schluß.)

„In den Alpen selbst, mit ihrer Höhe zur Hälfte reducirt, würden wir Beweisen von Erhebungen begegnen und gelegentlich würden schreckliche Erdbeben solche Massen von Eis in das Meer stürzen, daß alles mit sich fortreißende Wellen ungeheure Trümmer zusammenhäufen und in die Winkel der Thäler absetzen würden. Andere Male würden Eisberge „mit nicht unbeträchtlichen Granitblöcken beladen“ von den Seiten des Montblanc sich loslösen und dann auf den benachbarten Inseln des Jura stranden. Wer wird nun die Möglichkeit in Abrede stellen, daß diese Dinge in Europa während einer früheren Periode wirklich Statt gefunden haben, und unter Umständen, von denen man weiß, daß sie von den gegenwärtigen verschieden sind, bloß wenn ein Blick auf die andere Hemisphäre uns lehrt, daß sie daselbst zu den alltäglichen Ereignissen gehören?“ In den Worten, die der deutsche Herausgeber beipflichtend hinzufügt, hätte wohl Hugis gedacht werden sollen, der schon längst in Widerspruch mit Agassiz und ganz so wie Darwin keine Eiszeit, kein Fortrutschen der Eisblöcke auf dem Eise, sondern ein Schwimmen derselben auf Eisschollen annahm.

Der zweite Band beginnt mit Schilderungen aus Chili und den Anden. S. 19 wird von einem deutschen Naturforscher, dessen Name (Renous) wohl nicht genau angegeben ist, ein charakteristischer Fall berichtet. Derselbe hatte in St. Fernando einem Mädchen Raupen hinterlassen, um sie, während er selbst einen Ausflug machte, sich verpuppen zu lassen. Die Geistlichkeit kam dahinter, glaubte, es sey eine Zauberei im Werk und ließ den Deutschen nach seiner Rückkehr festnehmen. S. 40 findet man interessante Nachrichten über die wilde Kartoffel, S. 45 über den seltsamen Vogel Guid-guid, der wie ein Hund bellt. Schön ist S. 49 die Schilderung des großen Vulkans von Corcovado, der auf 93 englische Meilen weit bei seinen mächtigen Ausbrüchen in einem ungeheuren feuerrothen Nimbus phantastische Bäume und andere (aus den ausgeworfenen Steinen gebildete) Figuren sehen läßt; ferner von S. 62 an die Schilderung des großen Erdbebens, welches Concepcion und Talcahuano zerstörte. Dabei ist nicht bloß die rasche und gänzliche Zusammenschüttelung aller Gebäude, sondern hauptsächlich auch die Riesenwelle merkwürdig, die aus dem Meer über Talcahuano wogte. Auch hier kommt ein merkwürdiger Aberglauben vor. „Die untern Klassen in Talcahuano glaubten, daß das Erdbeben durch einige indische Weiber veranlaßt worden, die vor zwei Jahren beleidigt, den Vulkan von Antuco gestopft hätten. Dieser thörichte Glaube ist darum bemerkenswerth, weil er zeigt, daß die Erfahrung sie gelehrt hat, das beständige Wechselverhältniß zwischen der unterdrückten Thätigkeit der Vulkane und dem Zittern des Bodens zu beobachten. Es war ziemlich natürlich, an dem Punkte, wo das Wissen aufhörte, die Hexerei walten zu lassen, und diese war hier das Schließen der vulkanischen Oeffnung. Der Glaube ist um so merkwürdiger in diesem besonderen Falle, weil Kapitän Fitzroy's Untersuchung ergab, daß der Antuco durchaus nicht afficirt war, mag dieß auch mit den weiter nördlich gelegenen Vulkanen der Fall gewesen seyn.“ Wenn der Verfasser aber S. 73 die Erdbeben und vulkanischen Ausbrüche in Südamerika von einem ungeheuern See von geschmolzener Masse

herleitet, über den das feste Land nur wie eine Rinde liege, so scheint uns das selbst ein wenig abergläubig. Das Brennen der Vulkane setzt nicht nothwendig ein solches Feuermeer unter der Erde voraus, verhält sich vielmehr wie das erst an der Luft entzündete Gas.

Der Verfasser stieg über die Cordilleren, bemerkte den auffallenden Unterschied zwischen der westlichen und östlichen Vegetation, sah das unermeßliche Wiesenland der Pampas und kehrte wieder um nach Peru, um hier wieder zu seinem Schiffe zu gelangen. Peru gefiel ihm weit weniger als die übrigen spanischen Staaten Südamerikas, weil hier die politische Anarchie kaum aufhört.

Wieder in die hohe See gelangt, hielt sich Herr Darwin einige Zeit auf den wenig besuchten, zuerst von Dampierre bekannt gemachten Galapagos-Inseln auf. Sie charakterisiren sich durch ein schrecklich zerrissenes Gestein von schwarzer Lava, ungeheuer große Schildkröten, große schwarze Eidechsen und Cactuspflanzen, sehen also ziemlich vorsündfluthlich aus. Die hier nur von Pflanzen lebende Seeeidechse ist der einzige noch existirende Saurier, der mit Recht ein Seethier heißen kann; und es gibt vielleicht keinen zweiten Punkt auf der Oberfläche der Erde, auf dem noch auf so urweltliche Weise die Saurier die Stelle der pflanzenfressenden Säugthiere vertreten. Daselbst fand Herr Darwin auch noch Ueberreste jener Vogelzahmheit, welche frühere Reisende bewunderten. Ein Spottvogel setzte sich dicht vor Herrn Darwin auf eine Schaale und ließ sich mit derselben von ihm aufheben.

Von hier steuerte Darwin nach Tahiti. So oft diese berühmte Insel auch geschildert ist, weiß sie doch unser Verfasser mit einem neuen Reize zu beschreiben. Er stimmt nämlich mit dem abgünstigen Urtheil der letzten Reisebeschreiber nicht überein und behauptet nicht nur, daß die Otahitier noch immer ihre alte Liebenswürdigkeit besäßen, sondern daß auch der Einfluß der Missionäre ein in jeder Beziehung günstiger gewesen sey. Er war Zeuge von der ungeheuchelten naiven Frömmigkeit der Einwohner auch da, wo keine Missionäre anwesend waren, und er hebt scharf hervor, wie sehr die Missionäre auf Erhaltung der Kindlichkeit achten und nur die Unarten verbannen, während die Abenteurer, die sich auf Kosten des Volks amüsiren wollen, es immer nur mit den gröbsten Lastern anzustecken trachten. — Einen weniger günstigen Eindruck machte auf den Verfasser Neuseeland. Von hier kam er nach Neu-Süd-Wales. Anfangs erstaunte er über die Fortschritte der Kolonie und war stolz, einem Volke anzugehören, das in einer Wüste bei den Antipoden binnen wenigen Jahrzehnten eine große Stadt hervorgezaubert hat mit Theater, Equipagen rc. Aber bei näherer Bekanntschaft fand er doch vieles an der Kolonie, besonders an ihrem sittlichen Zustande auszusetzen. Indem er auch von den Ureinwohnern spricht, macht er S. 214 die interessante Bemerkung, daß die Wilden an sehr vielen Orten, sobald sie zum erstenmal mit Europäern zusammenkamen, Krankheiten empfingen, wenn auch die Europäer sonst vollkommen gesund waren. Die höhere Race wirkte schädlich auf die niedere. Mehrere Thatsachen werden angeführt, die Erklärung fehlt. „Der Missionär J. Williams sagt in seinem interessanten Werke, daß die erste Berührung zwischen Eingebornen und Europäern, immer von dem Erscheinen von Fieber, Ruhr oder irgend einer andern Krankheit begleitet ist, die eine große Anzahl wegrafft. Dann sagt er: Es ist gewiß eine Thatsache, die nicht umgestoßen werden kann, daß die meisten von den Krankheiten, die auf den Inseln während meines dortigen Aufenthaltes gewüthet haben, durch Schiffe eingeführt worden sind, und es ist besonders merkwürdig hierbei, daß die Mannschaft des Schiffes, das diese Zerstörung bringt, dem Anscheine nach vollkommen gesund ist. Kapitän Beechey (Chap. IV. Vol. I.) sagt, daß die Einwohner von Pitcairn Insel fest überzeugt sind, daß sie nach der Ankunft eines jeden Schiffes an Ausschlägen und anderen Krankheiten leiden. Kapitän Beechey schreibt dieß der Nahrungsveränderung während der Zeit des Besuches zu. Dr. Macculloch (Western Isles Vol. II. p. 32) sagt: Man behauptet, daß bei der Ankunft eines Fremden in St. Kilda alle Einwohner einen Schnupfen bekommen. Dr. Macculloch hält die Erzählung für lächerlich, obgleich es schon so oft bemerkt wurde. Er sagt indessen: alle Einwohner, die von uns darum befragt wurden, bestanden darauf, daß es mit der Sache seine Richtigkeit habe. In Vancouvers Reise wird eine etwas ähnliche Behauptung in Bezug auf Tahiti gemacht, auch sind dieß nicht die einzigen Beispiele. Humboldt (über Neuspanien Vol. IV.) sagt, daß die großen Epidemien von Panama und Callao durch die Ankunft von Schiffen in Chili bezeichnet sind, weil die Leute von jener gemäßigten Gegend zuerst die tödtlichen Wirkungen der heißen Zone erfahren. Ich habe in Shropshire gehört, daß wenn Schaafe, die auf Schiffen eingeführt wurden, obgleich sie selbst gesund sind, in einen Pferch mit andern kommen, die letzteren krank werden."

Die interessanteste Abhandlung des zweiten Bandes betrifft die Koralleninseln. Ueber diesen Gegenstand ist im Ausland und Morgenblatt neuerdings vieles zusammengestellt worden. Darwins Ansicht von der Bildung der Koralleninseln ist aber die, welche sich unter allen bisherigen des meisten Beifalls erfreuen mußte. Die Inseln bestehen ganz aus Korallen. Anfangs glaubte

man, die Korallen bauen geradezu vom tiefsten Meeresboden auf. Chamisso schloß aus der ringförmigen Gestalt der meisten Inseln, daß die Korallen auf den Rand von vulkanischen Kratern bauen möchten. Allein in einem wie im andern Falle setzt man voraus, daß die Korallen in einer bedeutenden Tiefe unter der Oberfläche des Wassers arbeiten; das vermögen sie aber nicht. Darwin schließt mit Nothwendigkeit, wenn die Korallen nur in geringer Tiefe unter der Oberfläche des Wassers arbeiten können und wir demnach den Korallenbau der genannten Inseln viele hundert Fuß tief fortgesetzt finden, so muß die Grundlage des Baues sich während des Baues fortwährend gesenkt haben. Er erklärt nun alle Längs- und Rundriffe von Korallen, wo sie immer vorkommen, für fortgesetzte Uferbauten, nachdem die Ufer selbst durch Untersinken im Meere verschwunden sind. Die Korallen bauen an den seichten Ufern. Wenn der Boden langsam sinkt, bauen sie immerfort, und so kann das Ufer selbst verschwinden, ihr Bau aber liegt immer noch zu Tage. Das Ufer sinkt immer tiefer, die Korallen bauen immerfort, und so stehen am Ende ungeheure Wände und Thürme von Korallen viel hundert Fuß hoch über einem längst versunkenen Lande, dessen Umrisse sie noch bezeichnen. Die runden Koralleninseln, in deren Mitte eine weite Lagune liegt, bezeichnen untergegangene Inseln, die langen Korallenriffe lange Uferstrecken eines Kontinents.

Aber wie war eine so ausgedehnte Senkung ehemaliger Länder im stillen Ozean möglich? Herr Darwin glaubt sie als nothwendiges Supplement der Erhebung Amerikas entgegensetzen zu müssen. „Erhebungen von Kontinenten, wie sie in Südamerika und anderen Ländern beobachtet wurden, scheinen über weite Flächen mit einer sehr gleichförmigen Kraft zu wirken; es läßt sich deßhalb vermuthen, daß Senkungen von Kontinenten in einer fast gleichen Weise stattfinden. Nach dieser Annahme, und wenn man auf der einen Seite Lagunen-inseln, ringförmige und Barrenriffe als Anzeigen von Senkung gelten läßt und auf der andern, erhobene Muscheln und Korallen, zusammen mit bloß umgürtenden Riffen, als unseren Beweis für die Erhebung, so können wir die Wahrheit der Theorie erproben, daß ihre Gestaltung durch die Art der unterirdischen Bewegung bestimmt wurde, indem wir beobachten, ob irgend gleichförmige Resultate erhalten werden können. Ich denke, es kann gezeigt werden, daß dieß in einem sehr bedeutenden Grade der Fall ist, und daß gewisse Gesetze von der Untersuchung abgeleitet werden können, die von weit größerer Wichtigkeit sind, als die bloße Erklärung des Ursprungs der ringförmigen oder anderer Arten von Riffen. — Ich will hier nur kurz einige von den Resultaten berühren, die von diesen Ansichten abgeleitet werden können. Wenn wir die Punkte vulkanischer Ausbrüche in dem stillen und indischen Meere untersuchen, so werden wir finden, daß alle thätigen Vulkane innerhalb der Erhebungsflächen vorkommen. Auf der anderen Seite kommt in den großen Räumen, von denen angenommen wurde, daß sie sich senken, zwischen der Radack-Gruppe und dem gefährlichen Archipelagus, in dem Korallenmeere, und unter den Atollen, die vor der Westküste von Indien liegen, nicht ein einziger vor. Wenn wir die Veränderungen im Spiegel als eine Folge der Weiterbewegung von Flüssigkeit unter der Erdrinde betrachten, wie vorhin vorgeschlagen wurde, so kann man annehmen, daß der Flächenraum, nach welchem die Kraft gerichtet ist, leichter nachgibt, als woher sie sich allmählig zurückzog. Ich bin von der Wahrheit dieses Gesetzes um so mehr überzeugt, weil in anderen Welttheilen fast immer Beweise einer modernen Erhebung vorkommen, wo es thätige Vulkane gibt. Ich will nur Westindien, die Inseln des grünen Vorgebirges, die canarischen Inseln, das südliche Italien, Sicilien und andere Stellen erwähnen. Hiergegen könnten die Geologen, die, von der Geschichte der isolirten vulkanischen Kegel von Europa urtheilend, glaubten, daß die Ebene des Bodens auf- und abwärts oscillire, behaupten, daß auf denselben Flächen die Senkung der Erhebung gleich gewesen, daß wir aber kein Mittel hätten, dieß zu wissen. Meiner Meinung nach sprechen die abwechselnden Streifen entgegengesetzter Bewegung, wie sie von der Bildung der Riffe abgeleitet werden, direkt für dieses Gesetz. Ich will nur kurz bemerken, daß wir auf diese Weise, wenn die Ansicht richtig ist, ein Mittel haben, die vorwiegenden Bewegungen während der Bildung selbst der ältesten Formationen zu beurtheilen, wo vulkanische Felsarten mit Flötzablagerungen verbunden vorkommen. Alles, was Licht auf die Bewegungen der Erdrinde wirft, ist der Berücksichtigung werth, und die Geschichte der Korallenriffe kann in einer anderen Weise solche Veränderungen in den älteren Formationen erklären. Da wir jeden Grund haben, zu glauben, daß die lamellenförmigen Korallen nur in einer geringen Tiefe häufig wachsen, so können wir versichert seyn, daß, wo der Korallenkalk in großer Mächtigkeit vorkommt, die Riffe, auf denen die Zoophyten gediehen, sich gesenkt haben. Bis wir durch irgend ein Mittel befähigt sind, die vorherrschenden Bewegungen verschiedener Epochen zu beurtheilen, wird es kaum jemals möglich seyn, mit Sicherheit über die Umstände zu spekuliren, unter denen die komplicirten europäischen Formationen, die aus so verschiedenartigem Materiale und in so verschiedenem Zustande bestehen, angehäuft wurden.“ Gewiß höchst

fruchtbare Bemerkungen, aus denen die Geologie einst noch große Vortheile ziehen wird.

Herr Darwin macht noch eine reizende Schilderung der Insel Mauritius, ferner kurze Bemerkungen über das Cap, St. Helena und die Azoren und schließt mit der glücklichen Heimkehr nach England.

Dichtkunst.

1) Die heilige Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen, von Katharina Diez. Essen, Bädecker, 1845.

Wen das Glück oder Geschäfte, oder auch nur die Lust das Vaterland nach allen Richtungen zu durchstreifen in das Siegner Land am Westerwald und in die dortigen Familienkreise geführt, der wird Menschen kennen gelernt haben in blühender Gesundheit des Geistes und Leibes, einfach in Sitten, herzlich in Wort und Werk, gastfrei und offen gegen Fremde, gemüthvoll, fromm und heiter in sich und unter sich. Es sind nahebei zwanzig Jahre her, daß ich frohe Weihnachten dort feierte und wie ich das Andenken an diese schöne Zeit und ihre Menschen treu und dankbar mir bewahrt, so ist mir besonders Name und Gestalt eines Kindes im Gedächtniß geblieben, das gern romantische Geschichten hörte und erzählte und das bei den alten Wundersagen von Nibelungen und Amelungen den reichen Lockenkopf emporwarf und froh aus dunkeln Augen blitzte.

Wie war ich erstaunt, den Namen des Kindes, dem ich in der langen Zwischenzeit nicht wieder begegnet, in Verbindung zu sehen mit einer reichen romantischen Dichtung. Katharina Diez, die Verfasserin der „heiligen Elisabeth" ist jenes Kind, und wer bei der Fülle der Gaben, welche die Musen jährlich uns spenden, an dem bescheidenen — obwohl mit dem Namen einer zweiten fürstlichen Elisabeth, der Königin von Preußen geschmückten — Buch vorübergehen möchte, der möge das Eingangs über die Bewohner des Siegner Landes ausgesprochene Wort halten, denn unsre Katharina ist ein Siegner Kind im vollen Sinne des Worts. Hat er das Buch dann aufgeschlagen, so bleibt er ohnehin, zumal wenn er nicht Wetterstürme, erhabne Melodien, Klangreichthum und Leidenschaften sucht, wenn er vielmehr am anspruchlosen und doch frei und leicht entworfenen Bilde eines lieblich erblühenden, schön beglückten, hart geprüften, heiligen Lebens und seligen Sterbens sich gern erbaut, mit einem Worte, wenn er eine Leserin ist, oder deren Herz hat.

Katharina Diez besingt in einer Reihenfolge von Romanzen, verschieden an Länge und Versmaaß, aber übereinstimmend im Ton einfacher Erzählung, die Legende der heiligen Landgräfin von Hessen, von ihrer frühen Verlobung als Kind bis zu ihrer Auflösung in selbst gewählter Armuth und Dürftigkeit. Die Wartburg und ihre Umgebung bietet großentheils den Schauplatz der Ereignisse, die Zeit führt die Namen und Gestalten der alten Minnesinger, welche dort ihren Krieg geführt, in die Darstellung, doch werden diese wie alle andern ins Gedicht verflochtene Gestalten in gradweiser Unterordnung gehalten. Bei wahrhaft religiöser Empfindung, von der das Gedicht durchdrungen ist, wird Niemand jenes Hinüberspielen in konfessionelle Interessen erwarten, von denen ein anderes Werk desselben Titels — das übrigens der Verfasserin nicht fremd geblieben — zum Theil eingegeben zu seyn scheint.

Sprache und Versbau sind leicht und ungezwungen und die Reime ohne Härten. Freilich halten sie sich in einem fast zu beschränkten und gewöhnlichen Kreise, wie denn auch auf den Ausdruck und dessen Mannigfaltigkeit mehr Werth gelegt seyn dürfte. Manche Wörter, wie z. B. „fromm" wiederholen sich, namentlich für das Vorlesen, zu oft.

2) Historisch-dramatischer Sonetten-Cyclus über die wichtigsten Momente der Vorzeit. Von A. Businger. Aarau und Thun, Christen, 1844.

Die ganze Weltgeschichte bis zur Reformation in — Sonetten. Gewiß eine wunderliche Form. Doch hat man ja auch weltgeschichtliche Galerien von Bildern und Porträts, und jedes Sonett ist auch hier ein gerahmtes Bildchen. Doch ist das Verhältniß zwischen den Hauptzeiträumen ungleich. Dem Alterthum und seiner Mythologie ist ein großer, dem Mittelalter ein nur äußerst beschränkter Raum angewiesen, und im Mittelalter ist eigentlich nur vom spanischen Cid, von den Kreuzzügen und von der Jungfrau von Orleans die Rede; die ganze deutsche Geschichte wird mit drei Sonetten abgethan, während dem Cid allein acht gewidmet sind. Von der neuen Geschichte ist gar nicht die Rede. Der Dichter würde aber doch wohl gethan haben, die ganze Weltgeschichte vollendet in seinem Cyclus abzuschließen und alle Theile derselben nach Verhältniß zu behandeln.

Was den Geist der Auffassung und Darstellung betrifft, so ist sich auch dieser nicht gleich. Einige Sonette sind geistvoll und erschöpfen in der That in wenig Worten die Charakteristik des historischen Gegenstandes; andere sind matt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 7.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 20. Januar 1845.

Altdeutsche Dichtkunst.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. 4 Bände. Leipzig, G. J. Göschen, 1843. Groß 8.

Diese Sammlung ist für jeden, dem die Belebung und Kräftigung unseres nationalen Bewußtseyns am Herzen liegt, eine sehr erfreuliche Erscheinung. Und diesen nationalen Gesichtspunkt stellen auch die Unternehmer voran. Unter den Wohlthaten, sagen sie treffend, die einem Volk aus dem Besitze geistiger Bildung erwachsen, ist kaum eine größer, als die, daß ihm die Errungenschaft vergangener Jahrhunderte nicht mehr entrissen werden kann. Oft schon hat sich das Bewußtseyn der Nationen, und der deutschen besonders, an einer glänzenden Vergangenheit neu belebt, und jeder neue Aufschwung unseres Seyns ist mit liebevollem Rückblick auf die Schöpfungen unserer Vorzeit Hand in Hand gegangen. Wie Klopstock und Lessing, Hans Sachs und Goethe, so haben sich schon die Dichter des Mittelalters an diesem ohne Ende strömenden Quell der vaterländischen Dichtung erfrischt, und nicht minder steht die jetzt wieder wach gewordene Liebe zur deutschen Vorzeit in schöner Wechselwirkung mit dem Geiste, der uns vor einem Menschenalter, nach langer Schmach, das angeborne Gefühl von Stolz und Kraft zurückgebracht hat. Mit der Liebe kam die Erkenntniß. Das wundervolle Lied der Nibelungen hatte, gleichsam als das Sinnbild altdeutscher Poesie, dieser die Bahn gebrochen; die verschiedensten Dichtungen wurden in rascher Folge aus dem Moder der Bibliotheken hervorgezogen und schon füllen die lange vergessenen in großer Zahl die Hallen des deutschen Hauses. Ihre Wiederkehr verspricht unserer Bildung einen neuen Tag heraufzuführen, denn vor dem Glanze jener Zeit, welche für Gott und für Frauen, für die Reize der Natur und die Thaten der Väter mit gleicher Inbrunst glühte, vor dem Hauche jenes Lebens, das in Jugendfrische keusch und reich dahinströmte, muß Dichtung und Sitte sich verjüngen, müssen die Herzen rein und fröhlich werden: es ist die Jugend unseres Volkes, gleichsam unsere eigene Jugend, die daraus belebend zu uns spricht.

Der Plan, die schönsten Dichtungen des deutschen Mittelalters zu sammeln und in gereinigten Texten in entsprechender und doch wohlfeiler Ausstattung möglichst zu verbreiten, ist gewiß durchaus schön und löblich. Es kommt daher nur auf die Ausführung an, die denn freilich erheblichen Schwierigkeiten unterliegt. An sich scheint es ein so natürliches, sich von selbst aufdringendes Unternehmen, die Hauptdichter eines Volks durch eine Gesammtausgabe zu popularisiren, daß es verwundern dürfte, daß es nicht schon früher, öfter, ja von Verschiedenen zu gleicher Zeit versucht worden ist. Bis jetzt liegt uns nur Ein Versuch dieser Art vor, die bekannte von G. Basse in Quedlinburg unternommene „Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur,“ die aber, nachdem etliche und zwanzig Bände davon erschienen sind, allmählich einzuschlafen oder eingeschlafen zu seyn scheint, obgleich die Zahl der Bände noch eine manchfach lückenhafte Reihe bildet und manche mit großer Bestimmtheit angekündigte Werke darin bis jetzt wenigstens mir nicht zugekommen sind. Diesen Vorgang nun dürften sich unsere Herausgeber zur Warnung dienen lassen, und sie haben es gethan, wenn ich auch mit dem Wie nicht immer einverstanden seyn kann. Was nämlich dem Basse'schen Werke vorzüglich schadete, war einmal die große Planlosigkeit und Weitschichtigkeit des Unternehmens in Betreff der mitzutheilenden Werke, sodann das, daß die Quedlinburger gerade die Hauptwerke der altdeutschen Literatur, Nibelungen, Wolfram-, Gottfried, Walther nicht gaben, endlich die große Nachlässigkeit der Behandlung mancher Werke im Einzelnen in Rücksicht auf Textkritik sowohl als auf Korrektur des Drucks. Den ersten

Punkt betreffend haben unsere Herausgeber mit glücklichem Takte vorweg die ganze neuere Zeit von der Reformation an aus ihrem Kreise ausgeschlossen und auch aus den Hervorbringungen des Mittelalters blos die poetischen, die allgemeinst ansprechenden, zu geben sich vorgesetzt. Auch den zweiten Uebelstand beim Quedlinburger Unternehmen haben unsere Leipziger (sage ich Stuttgarter?) gefühlt, und sind dem gemäß nicht allein mit den Nibelungen und dem Tristan vorangeschritten, sondern haben auch Parcival, Titurel, Wigalois, Rolant und andere nahe in Aussicht gestellt. In Betreff der Pünktlichkeit der Ausführung im Einzelnen sowohl durch Herausgeber als durch Korrektor ist denn auch das bisher Erschienene unbedenklich über das Meiste zu setzen, was die Quedlinburger gegeben haben, wenn gleich in der Methode der Behandlung wie in der Anwendung derselben noch mancherlei zu wünschen wäre, wovon im Folgenden die Rede seyn soll.

Wenn von einem schon gedruckten Werke des Alterthums eine neue Ausgabe veranstaltet werden soll, so macht man billig an diese die Forderung, daß sie der älteren an Werth nicht nachstehe, ja daß sie sie wo möglich in dieser oder jener Beziehung übertreffe. Bei manchen unserer altdeutschen Dichtungen hat dies nun glücklicher Weise seine großen unübersteiglichen Schwierigkeiten, indem wir von denselben durch Grimm, Lachmann u. a. bereits so fleißige und gelungene Textherstellungen haben, daß eine wesentliche Verbesserung ohne neu aufgefundene Hilfsmittel unmöglich erscheint. Ein völliges bloßes Wiedergeben der bisherigen Texte scheint aber oft deshalb nicht zulässig, weil durch die eigenthümliche Gestaltung derselben, durch den Fleiß und die Mühe der Herausgeber sie eine Art literarischen Eigenthums von diesen geworden sind, ein unveränderter Abdruck daher als ein Eingriff in wohl erworbene Rechte Dritter anzusehen wäre.

Die Herausgeber hätten daher namentlich bei solchen schon früher und gut edirten Werken wohl gethan, ihre Hauptthätigkeit nach einer andern Seite hin zu wenden, nämlich nach der Erläuterung dieser Dichtungen. Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß eine weitgreifende Wirkung unserer alten Literatur in der Jetztzeit erst erwartet werden kann, wenn die Herausgeber dieser alten Denkmäler sich entschließen, der Bequemlichkeit des lesenden Publikums entgegen zu kommen. Herausgeber, die, wie die unsrigen, eingestandener Maaßen auf einen größeren Leserkreis ihr Hauptaugenmerk haben, können wenigstens dieser Anforderung in keinem Falle ausweichen. Dazu gehört denn aber Folgendes: Vor allem bei jedem Werke eine gedrängte Einleitung, welche möglichst übersichtlich über den Standpunkt des Werkes im Zusammenhang der Literatur, über Leben und Charakter des Verfassers, Zeit der Abfassung, Stoff und Quelle, Metrum und Spracheigenheit des Gedichts, endlich über Handschriften, Ausgaben, Nachbildungen u. s. w. ins Klare setzte. Zweitens: außer den wichtigsten Lesarten sollten, und zwar getrennt von diesen, erläuternde Anmerkungen sprachlichen, literarhistorischen, antiquarischen Inhalts, und zwar, da es sich nicht um Bequemlichkeit des Herausgebers, sondern um die des Lesers handeln kann, gleich unter dem Terte gegeben werden, denn die hintendrein gestellten erschweren den Gebrauch, entleiden oft selbst die Lesung des Textes und bleiben im besten Falle meist ungelesen. Hinter den Text gestellte Varianten vollends sind mehr zum gelehrten Prunk vorhanden, als zum redlichen Gewinn. Die deutsche Philologie muß in Beziehung auf die Herausgabe alter Sprachdenkmäler denselben Verlauf durchmachen, wie die klassische; und sie hat vor dieser den Vortheil voraus, die Erfahrungen einer Vorgängerin sich zu Nutze machen, ihren Verirrungen um so eher ausweichen zu können. Zuerst beim Erwachen der klassischen Studien handelte es sich darum, eine möglichst große Masse von Schriften durch den Druck dem Untergang zu entreißen; man begnügte sich mit einem möglichst genauen Wiedergeben dieser oder jener Handschrift. Eine weitere Entwicklung war das Aufsuchen der besten unter mehreren verschiedenen Texten; zur Rechtfertigung der Auswahl der ganzen Recension wie einzelner Lesarten war die Angabe der Abweichungen nöthig. Es entstanden daraus die kritischen Ausgaben, welchen der Herausgeber gern beifügte, was ihm zur Aufhellung des Ganzen oder Einzelnen aus seinen Mitteln zu Gebot stand. Diese erläuternden Kommentare, welche aber ja nicht fortlaufende müssen werden wollen, würden auch unsern Ausgaben altdeutscher Dichter wohl anstehen und zu Ausbreitung ihrer Lektüre gewiß sehr viel beitragen. Erst wenn wir durch solche Editionen cum apparatu critico et cum notis (variorum) einen größeren Boden für diese Studien in der Lesewelt errungen haben, ist es an der Zeit, einfache gereinigte Textabdrücke nach Art der Tauchnitzischen Klassiker, Taschenausgaben und dergl. zu geben. Ich erlaube mir die Frage, ob nicht die bisherigen Bände der „Dichtungen des deutschen Mittelalters“ auf eine die Sache selbst wie ihr buchhändlerisches Gelingen nicht fördernde Weise zwischen der zweiten und dritten Art von Ausgaben schwanken oder in der Mitte stehen, und ob es nicht zweckmäßiger wäre, wenn sich die spätern mehr der zweiten naherten. In den Anmerkungen wären namentlich auch Erklärungen seltener Wörter und Redensarten zu geben, sofern sie in Ziemanns Wörterbuch entweder gar nicht oder nicht vollständig oder nicht richtig

gegeben sind. Ich weiß wohl, daß ich mich hiermit in gewissen hochachtbaren Kreisen einer größeren Ketzerei schuldig mache, wenn ich auf Ziemanns Wörterbuch verweise. Ich kenne die Mängel und Fehler dieses Werks sehr gut, ich gebe zu, daß es im Ganzen eine flüchtige Arbeit ist; allein es ist nun einmal das einzige mittelhochdeutsche Wörterbuch, das wir haben, und so lange es das ist, wird es troß aller Protestationen benützt werden. Herausgeber mittelhochdeutscher Sprachdenkmäler werden daher wohl thun, darauf in der angedeuteten Weise ergänzend und berichtigend Rücksicht zu nehmen, so lange nicht ein vollständigeres Werk das Ziemannische entbehrlich gemacht hat. Ueber diese Worterklärungen und anderes wäre alsdann ein alphabetisches Register am Schlusse des Werkes anzufügen, welches einem spätern Bearbeiter eines vollständigen mittelhochdeutschen Glossars eine sicher willkommene Vorarbeit wäre, ist dieß nun ein anderer, oder, wie aus dem Prospekt des Unternehmens zu erwarten ist, unsere Herausgeber selbst. Sollte dieses verheißene mittelhochdeutsche Wörterbuch früher oder später zu Stande kommen, so erlauben wir uns nur einen Wunsch in Betreff desselben auszusprechen, den nämlich, daß es entweder rein alphabetisch oder, wenn auch nach Wortstämmen geordnet, doch so eingerichtet werde, daß jede Grundform eines Worts in der alphabetischen Reihe aufgeführt und auf den Artikel wenigstens verwiesen werde, in welchem es seine ausführliche Besprechung findet, daß also nicht dabei verfahren werde, wie bei dem, wie man erwarten zu dürfen glaubte, alphabetischen Index zu Graff's althochdeutschem Sprachschatz, dessen Einrichtung doch in der That entweder einen allzugroßen Mangel an praktischem Sinn verräth oder eigentlich darauf berechnet ist, es dem Benützer doch ja nicht zu bequem zu machen.

Es seyen noch ein Paar Worte über die äußere Einrichtung dieser Ausgaben vergönnt. Die Herausgeber haben, was die Typographie betrifft, die lateinische, oder wie man jetzt lieber sagt, die Rundschrift gewählt, welche jetzt mit einem wahren Fanatismus für den allgemeinen Gebrauch in Deutschland empfohlen wird. Ich will nicht hier die Gründe für und wider nochmals durchkapiteln; das wird keinesfalls zu läugnen seyn, daß unsere eckige Schrift, wenn auch eine Ausartung der lateinischen, doch eine echt deutsche Ausartung derselben ist, so wenig man noch wird läugnen wollen, daß die sogenannte gothische Baukunst die eigentlich deutsche, und die deutscher ist als die byzantinische. Ist die Rundschrift, wie wir zugeben, die europäische, so ist die eckige eben so sicher die germanische. Ob es nun bei einem Unternehmen, das so entschieden in allen Beziehungen den deutschnationalen Standpunkt festzuhalten sucht, nicht angemessener gewesen wäre, auch deutsche Typen zu wählen, das zu beantworten überlassen wir dem Leser. Daß diese deutsche Schrift auch schöne Gestalten zuläßt und daß auch die im Altdeutschen nun einmal eingeführten Längezeichen mit derselben nicht unvereinbar seyen, hat ja selbst Lachmann in seiner Prachtausgabe der Nibelungenlieder gezeigt; und nach diesem Vorgange hoffen wir uns mit unserer Ansicht nicht mehr der Verketzerung auszusetzen.

Ein zweiter Punkt ist die Zeilen- oder Strophenzählung der Gedichte. Es ist kaum glaublich, wenn man es nicht sieht, welche seltsamen, alle Bequemlichkeit des Gebrauchs offen verhöhnende Eigenthümlichkeiten unsere Herausgeber altdeutscher Poesien der Mehrzahl nach in dieser Beziehung sich erlauben. Die Verszählung ist doch etwas rein äußerliches und bloß dazu vorhanden, die Anführung einzelner Zeilen oder Stellen möglich zu machen. Es liegt auf der Hand, daß das Einfachste und Natürlichste wäre, die Zählung, sey es von Halbzeilen oder Ganzzeilen oder Strophen, wie sie der erste Herausgeber eingeführt hat, für jede folgende Ausgabe beizubehalten oder wenigstens, wenn eine andere durchaus nothwendig erscheint, neben der neuen die alte umständlich und genau fortzuführen! Statt dessen haben wir fast in jeder Ausgabe wieder eine neue Zählung; die alte wird entweder vornehm ignorirt oder, wenns hoch kommt, oben an der Columne summarisch verzeichnet, so daß man bei jedem Nachsuchen genöthigt ist, erst ein Rechenexempel zu lösen. So haben wir bei manchen und zwar gerade bei den wichtigsten altdeutschen Dichtungen zwei, drei, ja vier verschiedene Zählungen, und da Kommentare, Grammatiken und dergleichen, wie sich denken läßt, wo möglich nach der neuesten citiren, so kann man sich leicht eine Vorstellung von dieser Wirrsal machen. Man kann sich nicht stark genug gegen dieses Verfahren aussprechen, sey nun der Grund, welcher er wolle. Man wird dabei unwillkürlich an das Verfahren der Aufseher der römischen Alterthümer- und Kunstgalerien erinnert, welche von Zeit zu Zeit die Nummern der Gegenstände der Sammlung ändern, sobald sie merken, daß ihre Kataloge durch die nordischen Reisehandbücher, welche ihnen ihre Hauptnummern entnehmen, den fremden Besuchern entbehrlich werden. Auch unser Unternehmen trifft der Vorwurf dieser ungeschickten Zählungsweise zum Theil; beim Tristan ist wenigstens mit den bisher nach von der Hagens Ausgabe sich richtenden Zahlen sehr schwer auszukommen. Ueberdieß sind hier ganz unschön bald Seiten (I—XII, 591 ff.) bald Spalten, deren zwei auf die Seite gehen, gezählt.

Wenden wir uns nun zu den einzelnen Werken!

Der erste Band führt den besondern Titel: Der Nibelunge Nôt und diu klage, herausgegeben von Al. J. Vollmer. Eine Einleitung auf 44 Seiten eröffnet das Ganze und gibt das Wesentliche über die Sage, die dem Gedichte zu Grunde liegt, die sonstigen Bearbeitungen derselben, die Entstehung des Nibelungenlieds u. s. w. Ich enthalte mich, hier auf einzelne Ausstellungen einzugehen, welche sich allerdings da und dort über diese Einleitung machen ließen, und beschränke mich darauf, meine Verwunderung darüber zu äußern, daß der Verfasser am Schlusse derselben, nicht eben auf Raumersparniß bedacht, eine große Stelle aus Gervinus über das Nibelungenlied abdrucken läßt; ich thue das, nicht um des einzelnen Falls willen, sondern weil mir überhaupt bei den Herausgebern ein Anlehnen an Gervinus bemerklich scheint, das ich mit ihrem Streben überhaupt kaum zu vereinigen weiß. Wie ein Verehrer der altdeutschen Poesie Gervinus zu seinem Patron machen kann, verstehe ich nicht. Ich habe die größte Achtung vor Gervinus Talent, Charakter und Leistungen, sein Werk über die Geschichte der deutschen Poesie schätze ich als die Stimme eines tüchtigen politischen und Kultur-Historikers und zwar um so höher, je mehr er sich der neueren (nicht der neuesten) Zeit nähert; allein es bleibt wahr, daß der eigentliche Sinn für das specifisch Poetische, zumal wenn es in anderer als in hellenischer oder moderner Form auftritt, ihm abgeht, und wenn unsere Germanisten Gervinus zu ihrem Bannerträger machen, so ist das doch gewiß eine Naivetät, über welche der treffliche Historiker selbst lächeln wird.

Durch die Behandlung des Textes der Nibelungen mußte der Herausgeber fast nothwendig mit seinem großen Vorgänger Lachmann in Kollision gerathen; es geschah dieß um so mehr, als er wie dieser seinen Text auf die Münchener Handschrift A gegründet hat. Es hätte sich auch eine Textbehandlung, die vorzüglich auf B oder vielleicht besser auf C basirt worden wäre, denken lassen, wobei jene Kollision hätte vermieden werden können und welche vielleicht auf Herrn Vollmers Standpunkt sogar konsequenter gewesen wäre. Die Ausführung im Einzelnen, wenn auch mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, könnte ich mir doch als möglich denken, zumal mit Beigabe eines geschickten und fleißigen kritischen Apparats. Das Wie hier näher auszuführen, wäre unfruchtbar. Daß das Streben, selbstständig und neu zu seyn und doch den Lachmannischen Boden im Wesentlichen beizubehalten, zu mancherlei Schwankungen und Unsicherheit in der Behandlung führen mußte, ließ sich schon zum Voraus denken. Ein unbestreitbares Verdienst bleibt Vollmers Ausgabe, das, die Handschrift A neu verglichen zu haben, woraus selbst die Arbeit des so scharfsichtigen und genauen Lachmann mancherlei Nachbesserungen erhalten hat, die jeder Unbefangene dankbar anerkennen wird. Auch das rechne ich Herrn Vollmer zum Verdienste an, daß er die von Lachmann eruirten einzelnen Nibelungenlieder nicht im Context durch den Druck ausgezeichnet hat, wodurch das Gedicht ein gar zu buntscheckiges Aussehen erhalten hätte und das Ganze des Werks, wie es nun einmal überliefert ist, auf eine unerlaubte Weise zerrissen worden wäre; dagegen hätte allerdings unter dem Texte von Lachmanns Untersuchungen im Einzelnen Rechenschaft gegeben werden müssen, selbst wenn Herr Vollmer, was im Allgemeinen nicht der Fall zu seyn scheint, mit ihren Ergebnissen nicht einverstanden wäre.

Zum Beweise, daß ich das Buch ganz durchlesen (mit Ausnahme der Lesarten, weil sie hinter dem Text stehen), führe ich ein paar Berichtigungen einzelner Stellen an, die aber keineswegs erschöpfend seyn sollen. Seite 156 in der Ueberschrift lies Gelpfrâten. St. 1537, 1 l. heten. 1571, 3 l. dâ, 1597, 2 erzeigte oder erzeigt, 1624, 4 l. siè. 1632, 4 l. Etzelen. So oft. 1633, 2 l. stürmen. 1648, 3 l. armen. 1652, 3 Wormez. 1654, 4 began. 1672, 3 l. wârn. S. 180 in der Ueberschrift liest Lachmann schiltwaht. St. 1766, 2. 1768, 3 ergibt schildwache. 1776, 4. l. unsich. 1803, 2 l. hete und Etzeln. 1938, 1 l. sprach. 1986, 3 l. Giselhêren. 1991, 3 l. hete. 2116, 1 l. sprach. 2167, 3 l. het.

Hinter dem Nibelungenlied ist die Klage abgedruckt, ein demselben Sagenkreise angehöriges, wenn auch jenem an Fülle und Leben nicht gleichkommendes, doch keineswegs verdienstloses Gedicht aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts. Da der Inhalt desselben mit dem des Nibelungenlieds im Wesentlichen zusammenfallt, dieser aber als allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf, will ich hier nicht näher darauf eingehen, und nur in Betreff der Form bemerken, daß die Klage nicht wie das Nibelungenlied in Strophen, sondern in den bekannten kurzen Reimpaaren abgefaßt ist, welche sonst der mittelhochdeutschen Kunstpoesie eigen sind.

Noch einige Bemerkungen über Einzelheiten. Sp. 248, 14 l. het. 296 l. 296. 324, 2 l. vür worden. 324, 22 l. swester. 337, 1 l. Bernære. 340, 9 l. übermout. 342, 23 l. min.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 8.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 22. Januar 1845.

Altdeutsche Dichtkunst.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. 4 Bände. Leipzig, G. J. Göschen, 1843. Groß 8.

(Schluß.)

Der zweite Band enthält Tristan und Isolt von Gottfried von Strassburg, herausgegeben von H. F. Massmann.

Diese Dichtung gehört zum Köstlichsten, was die Poesie aller Zeiten und Völker hervorgebracht hat. Auch sie ist der Gegenwart mehrfach durch Erneuerung der Sprache und Nachbildung näher gerückt worden, durch A. W. v. Schlegel, durch Immermann, neuerlich durch Hermann Kurtz, welcher allein den ganzen Stoff bewältigt und das Lied zu Ende geführt hat. Hoffentlich ist durch diese Bearbeitungen die deutsche Lesewelt da und dort auf das Original hingewiesen worden und jeder, der aus der Quelle selbst getrunken, wird sich für die Mühe völlig belohnt finden, welche es kostete, sich bis zu derselben durchzuarbeiten. Auch möchte bei Gottfried von Straßburg weniger, als bei sonst einem altdeutschen Dichter, der volle Eindruck des Originals durch eine Nachbildung zu erreichen seyn, da bei ihm der Ausdruck selbst weniger unwesentlich ist, als bei den meisten Dichtern seiner Zeit. Gottfried ist ein Stylist, er dichtet mit künstlerischem Bewußtseyn. Er kennt sein Verhältniß zu früheren und mitlebenden Dichtern und weiß ihren Werth in Form und Darstellung zu schätzen. Er sagt (Sp. 200, 32):

Als verre als ichz bedenken kann,
sô sol ich mich bewarn dar an,
daz ich in nimer wort gesage,
daz iuwern ôren missehage
und iuwerm herzen widerstê.

Er wägt Wort und Ausdruck, und eine Nachbildung hat hier also mehr zu thun, als einfach Sinn und Inhalt wiederzugeben. Eine neue Ausgabe war bei Gottfried mehr, als bei manchen andern altdeutschen Sprachdenkmälern, wünschenswerth. Professor Maßmann ist diesen Wünschen entgegengekommen und hat eine in seiner bekannten Weise gedrungene sinnige Einleitung dem Texte vorangeschickt, zu welcher ich mir folgende Bemerkungen erlaube. Daß der Buchstabe T nach dem Akrostichon Dietrich tihtære bedeute, wie S. V behauptet wird, glaube ich nicht. Kurtz macht mich darauf aufmerksam, daß es Tristan heiße und dem Sp. 5, 11 folgenden I d. i. Isolde entspreche. — S. III l. Provenzalisch. — Von dem S. VIII erwähnten Werke von Francisque Michel, Tristan, recueil de ce qui reste des poëmes relatifs à ses aventures, sind bis jetzt 2 Theile erschienen; der dritte Band ist seit Jahren gedruckt, wird aber vom Verleger, Pickering in London, aus mir unbekannten Gründen nicht ausgegeben und soll nun in Frankreich wieder gedruckt werden.

Leider ist auch hier eine neue Zählung der Zeilen eingeführt: Herr Maßmann thut das nun einmal nicht anders, wie wir aus dem Alexander wissen, und wenn seine Tristanausgabe eine zweite Auflage erlebt, so werden wir höchst wahrscheinlich eine dritte Zählung erhalten. Von der Unbequemlichkeit, daß die Varianten nicht gleich unter dem Text stehen, ist schon oben die Rede gewesen. Und doch hätte man hier einen kritischen Apparat um so dankbarer angenommen, als v. d. Hagens Ausgabe gar keinen hat.

Sp. 2, 5 steht hier stât, bei v. d. Hagen gât. Auch die Varianten hinten geben hierüber keine Auskunft. Gât verlangt schon Z. 8 und die Analogie der übrigen Vierzeilen im Gedicht. 10, 14 l. li duo. 155, 26 l. sit. 162, 20 l. waz. 162, 28 l. sit. 164, 31 l. spitze sehe. 168, 28 l. in. 183, 40 l. in. 188, 36 l. bi. 189, 24 l. entstat. Vergl. 28, 39. 211, 11 ? sô

wart. Vergl. die Berichtigungen zu Sp. 74 ff. 246, 1. 244, 25. 319, 20. 216, 12 l. minen. 228, 7 l. nâhen. 272, 19 l. gie. 274, 23 nach vederspil Komma. 275, 39 nach gedræt Punkt. 291, 24 l. dês. 302, 7 l. ir. 311, 5 l. gebitelôsen. 325, 32 l. gescheiden. 327, 22 nach beiden Punkt. 328, 13 nach komen Komma, u. s. w.

Das Buch hält mehr, als der Titel verspricht. Außer dem leider unvollendet gebliebenen Werke Gottfrieds von Straßburg erhalten wir noch Fortsetzung und Schluß des Tristan von Ulrich von Türheim, welcher freilich hinter Gottfried an künstlerischem Werthe weit zurücksteht. Den andern Fortsetzer des begonnenen Gedichts, Heinrich von Friberg, erhalten wir nicht, was zu beklagen ist, da dieser demselben Thomas nachgesungen haben will, wie Gottfried. Ueber das Verhältniß dieser beiden Fortsetzer unter sich und zu Gottfried, zunächst über Heinrich von Friberg spricht sich Hermann Kurtz in seinem Tristan bezeichnend so aus:

Er nahm sich des Gedichtes an
Und führte es auch ans Ziel hinaus
Mit Spiel und Fest, mit Ernst und Strauß,
Mit mancher höfschen Kunde
Von Artus Tafelrunde,
Von Kosen in Waldes Grüne,
Von aber neuer Sühne
Und neuer Minnenheimlichkeit,
Von neuem Trug und neuem Streit,
Mit reichen Bildern, allzu reichen.
Von Türheim Ulrich that desgleichen
Mit trocknem Muth und kurz genug,
Den doch die schöne Sprache trug
(Die, innerlichen Lebens voll,
Im schwächsten Mund von Leben schwoll)
Aufrecht auch über Stock und Stein;
Er will mir fast noch lieber seyn.
Sie thaten jeder nach seiner Macht;
Auch schelt ich nicht was sie vollbracht:
Es brächte mich selber leicht in Schmach.
Ich spreche nur dem Meister nach:
Sie thatens aus edlem Muthe,
Thatens der Welt zu Gute.
Und aber, spricht auch Heinrich da,
Was Thomas von Britannia
Sang in lombardischer Zungen,
Das habe er nachgesungen. —
Was er auch sagt und was er spricht,
Der echte Thomas war es nicht.
Suche den echten, wer da mag!
Er kommt doch nimmermehr zu Tag.
Der steckt in keiner alten Schrift,
Die man in Staub und Moder trifft
Und mag sie zurechte richten:
Der ist nicht nachzudichten.
Die echte Urschrift, mir ists kund,
Die lag im liedersüßen Mund,
An reichem Hert von Freud und Schmerzen,
Die lag in Meister Gottfrieds Herzen.

Den übrigen Dichtungen Gottfrieds, einigen Liedern, hätten wir noch den Raum einiger Blätter gegönnt. Wahrscheinlich haben die Herausgeber dieselben für die in der Sammlung versprochene Auswahl von Minnesängern zurückgelegt. Den Lobgesang auf Maria und Christus hat neulich Haupt in der Zeitschrift für deutsches Alterthum neu und vollständiger als von der Hagen herausgegeben.

Die zwei folgenden Bände unserer „Dichtungen" enthalten Poesien, welche nicht den hohen Werth der in den ersten Bänden gegebenen ansprechen können, aber dennoch zu den wichtigeren Denkmälern mittelhochdeutscher Dichtung gehören. Beide sind von demselben Gelehrten besorgt, Herrn Franz Pfeiffer aus Solothurn, dem tüchtigen Schüler Maßmanns, den Freunden altdeutscher Literatur durch mehrere Mittheilungen der Münchner gelehrten Anzeigen in Haupts Zeitschrift, durch die Herausgabe der Stuttgarter Minnesängersammlung und durch die freundliche Bereitwilligkeit rühmlich bekannt, womit er aus seiner ausgebreiteten mittelhochdeutschen Handschriftenkunde die Mitstrebenden zu unterstützen und zu berathen pflegt.

Band 3 führt den besondern Titel: Barlaam und Josaphat von Rudolf von Ems, herausgegeben von Franz Pfeiffer.

Der Inhalt (vergl. Rosenkranzs Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter S. 185 ff.) ist folgende Legende. Der König Avenier in Indien, welcher die Christen mit Grausamkeit verfolgt, muß den Schmerz erleben, einen seiner geliebtesten Fürsten zum Bekenntniß des Kreuzes übergehen zu sehen. Ja von seinem eigenen Sohne Josaphat wird ihm prophezeit, daß er den Christenglauben annehmen werde. Avenier laßt darauf den Sohn in einem Thurm abgeschlossen von aller Welt erziehen. Aber gerade in der Einsamkeit erwachen in ihm Zweifel, es begegnen ihm Räthsel, welche Niemand zu lösen vermag. Da sendet ihm Gott, um seinen Durst nach Erkenntniß zu löschen, den alten Weisen Barlaam. Als Juwelier erscheint er vor dem Palast, will aber seinen köstlichsten Stein nur dem Prinzen selbst zeigen. So findet er Eingang zu ihm und deutet ihm nun

den Edelstein als das Christenthum. Der Jüngling ist aufs Höchste erregt, läßt sich taufen und nimmt das Abendmahl. Aber des Königs Diener bemerken die Unterhaltungen beider nicht ohne Unruhe. Auf Josaphats Wunsch nimmt der höchste Rath des Königs, Zardan, kurz vor Barlaams Abschied selbst Theil daran, sieht sich aber gedrungen, dem König zu entdecken, was hier vorgegangen. Um dieß wieder zu nicht zu machen, wird vorgeschlagen, einen gewissen Nachor, der mit Barlaam große Aehnlichkeit hatte, die Stelle desselben in einem gelehrten Wettstreit über die Wahrheit der christlichen Religion vertreten zu lassen. Sehe nun Josaphat den vermeintlichen Barlaam von den weisen Meistern besiegt, so werde er wohl von seinem Glauben abstehen. Die Disputation geht vor sich; indem aber Josaphat noch einmal an die Bedingungen des Ganzen erinnert und kürzlich die ihm von Barlaam vorgetragene Lehre wiederholt, wird Nachor plötzlich für das Christenthum gewonnen und vertheidigt dessen Sache mit so unwiderstehlichem Eifer, daß Chaldäer, Griechen, Aegypter und Juden siegreich widerlegt werden. Die Priester wenden sich nun an den Zauberer Theodes, welcher den König wieder für die alten Götter gewinnen soll. Auf seinen Rath läßt der König seinem Sohn die schönsten Jungfrauen zuführen, um ihn vom Christenthum abzuleiten; aber durch anhaltendes Gebet schützt sich Josaphat gegen diese Verführung. Auch durch Teufel, die er absendet, bestürmt Theodes den Jüngling, der ihn aber endlich so überzeugend bestreitet, daß dieser in sich geht, seine Zauberbücher verbrennt und von demselben Priester sich taufen läßt, der Nachor getauft hatte. Nun theilt der Vater das Reich mit seinem Sohne, der eben so glücklich regiert, wie sein Vater immer unglücklicher wird, bis er sich endlich auch zum Christenthum wendet. Nach des Vaters Tode äußert Josaphat in einer feierlichen Versammlung den Wunsch, die Krone niederzulegen. Die Fürsten sind dagegen, aber Josaphat entweicht heimlich, und empfiehlt in einem zurückgelassenen Brief den Barachias zu seinem Nachfolger. Er begibt sich sofort in die Wüste, wo er noch längere Zeit mit Barlaam zusammen lebt, und 35 Jahre, nachdem er ihn begraben hat, stirbt. Ein Mönch begräbt ihn und verkündet seinen Tod dem Barachias in Indien, welcher die Leichname feierlich abholt. Wunder geschehen am Grabe der beiden Heiligen und der König läßt ihre Geschichte zum steten Gedächtniß aufschreiben.

Diese Erzählung gehörte, wie der Herausgeber bemerkt, zu den beliebtesten Büchern des Mittelalters. Aus der griechischen Urschrift ging früh eine lateinische Uebersetzung hervor, die schon im zwölften Jahrhundert, wahrscheinlich durch Kreuzfahrer, nach Italien, Deutschland und Frankreich gebracht und in zahlreichen Abschriften weiter verbreitet wurde. Daraus wurde das Buch bald in alle Sprachen übersetzt. Französische Bearbeitungen finden wir schon im 13ten Jahrhundert, eine italienische im 14ten. In Deutschland bemächtigten sich fast gleichzeitig drei verschiedene Dichter dieses Stoffes. Den Grund dieses Beifalls sucht der Herausgeber weniger in der Empfehlung des Einsiedlerlebens, wie sonst schon behauptet wurde, als vielmehr in der allgemeinen Idee des Gedichts, dem Sieg des Christenthums über das Heidenthum, einem Gegenstand, der bei der in Verbindung mit den Kreuzzügen stehenden Begeisterung so zu sagen zur Tagsangelegenheit geworden war. Nicht weniger Anziehungskraft mußte dann allerdings auch der Träger der ganzen Erzählung, der jugendliche, kaum zum Manne gereifte Königssohn üben, der, nachdem er erst sein wichtiges Werk, die Bekehrung des Vaters, vollbracht, all des Glanzes der Krone und der Herrschaft sich begibt und trotz der Trauer seines Volkes und dem Drängen seiner Lehensfürsten ein Leben voll Mühsal und Entbehrung dem ruhigen Genusse seines Reichthums und seiner Macht vorzieht. Die in die Dichtung verwebten, zum Theil sehr reizenden Gleichnißreden und Beispiele trugen ebenfalls schon frühe nicht wenig dazu bei, das Buch zu verbreiten, und häufig sind sie auch einzeln in Handschriften und Sammlungen von Erzählungen übergegangen.

Der deutsche Dichter, dessen Bearbeitung der Sage nach einem lateinischen Vorbilde Herr Pfeiffer uns hier bietet, ist Rudolf von Ems, Dienstmann zu Montfort, über dessen Werke sich die Vorrede auf eine sehr lehrreiche Weise verbreitet. Einige Jugendarbeiten Rudolfs, auf die er selbst mit Reue zurückblickt und welche wohl dem Sagenkreise des Grals und der Tafelrunde angehört haben, scheinen verloren zu seyn. Das früheste der uns bekannten Gedichte Rudolfs ist der von M. Haupt herausgegebene gute Gerhard, dessen Abfassung dieser nach 1229 setzt. Wilhelm von Orleans ist Rudolfs drittes Werk, nach einem wälschen Buche von 1241 gedichtet. Eine Ausgabe dieses noch ungedruckten Gedichtes wird von Herrn Pfeiffer schon seit längerer Zeit vorbereitet. Darauf folgt das noch nicht aufgefundene Gedicht von der Bekehrung des h. Eustachius und das, wie es scheint, nur noch unvollständig erhaltene über Alexander den Großen. Das Buch von Troja scheint ganz verloren. Die Weltchronik, um 1250—54 verfaßt, ist das letzte umfassende Werk Rudolfs; noch vor dessen Vollendung überraschte ihn der Tod. Er starb, wie der älteste Fortsetzer versichert, in wälschen Reichen, das heißt wohl in Italien, wohin er wahrscheinlich seinem Herrn, König Konrad IV., gefolgt war. Erwähnung

hätte unter Rudolfs Gedichten vielleicht noch die Inschrift auf das Schwert Konrads von Wintersteten verdient, worüber M. Haupt (Zeitschrift I, 194 ff.) ausführlich berichtet.

Herr Pfeiffer charakterisirt den Dichter im Allgemeinen folgendermaßen: Rudolf war nicht nur ein höchst gebildeter, sondern sogar gelehrter Mann. Gegen die damalige Sitte konnte er lesen und schreiben, und außer der wälschen Sprache war er auch der lateinischen mächtig. Mit den deutschen Dichtungen seiner Zeit war er vertraut wie keiner, und die Zeugnisse seiner Belesenheit, die er im Wilhelm und Alexander niederlegte, sind in mehr als einer Beziehung von Wichtigkeit für die Geschichte der älteren deutschen Literatur. Seine Werke waren sehr beliebt; dafür spricht, obschon ihn außer dem Fortsetzer der Weltchronik keiner seiner Zeitgenossen nennt, hinlänglich die große Zahl der Handschriften, die von seinen bedeutenderen Dichtungen sich erhalten haben.

Schon vor Herrn Pfeiffer hatte Köpke 1818 den Barlaam herausgegeben. Dieser beabsichtigte aber bloß einen lesbaren Abdruck, indem er von den drei ihm zugänglichen Handschriften die beste zu Grunde legte und nur offenbare Fehler aus den beiden andern besserte. Seinen Zweck hat er ohne Zweifel erreicht, und wenn der Abdruck auch Manches zu wünschen übrig ließ, so wäre es doch unbillig, den Maaßstab unserer Zeit daran legen zu wollen. Pfeiffers Streben ging dahin, eine Ausgabe zu liefern, wie sie der gegenwärtige Standpunkt der Wissenschaft verlangt, und dieses zu erreichen ist ihm nicht allein durch neu eröffnete Hilfsmittel, sondern namentlich durch seine gründlichen Kenntnisse und seinen sorgsamen Fleiß möglich geworden.

Band 4. Der Edelstein von Ulrich Boner, herausgegeben von Franz Pfeiffer.

Diese bekannte Fabelnsammlung hat sich, wie wenige Dichtwerke des deutschen Mittelalters, schon früh der vielseitigsten Theilnahme zu erfreuen gehabt. Eine lange Reihe berühmter Namen knüpfen sich daran, und Männer wie Scherz, Bodmer, Breitinger, Lessing, Oberlin, Eschenburg, Benecke haben das kleine Buch theils durch besondere Ausgaben, theils durch Untersuchungen und Erläuterungen dem lesenden Publikum näher zu rücken gesucht.

Nur Weniges weiß man über die Lebensumstände des Dichters beizubringen. Ulrich Boner gehörte einem von Alters her in Bern eingebürgerten Geschlechte an. Er war Predigermönch daselbst und wird, weil er als erfahrener Mann in vielen Geschäften gebraucht ward, von 1324—1349 oft in Urkunden genannt. Der ehrwürdige Herr, Johann von Ringgenberg, dem Ulrich sein Fabelwerk widmete, ist ohne Zweifel derselbe, unter dessen Namen mehrere Spruchgedichte in der Pariser Handschrift stehen. Er hatte einen Sohn gleiches Namens, der schon 1334 vor dem Vater starb. Ohne Zweifel war dieser letztere Boners Gönner. Die Erfindung der Fabeln ist nicht Boners Eigenthum: er hat sie, wie er selbst sagt, aus dem Lateinischen genommen und einige Male nennt er seine Quellen sogar mit Namen. Lessing hat nachgewiesen, daß 22 Fabeln aus dem Arrian, 52 aus dem sogenannten Anonymus des Nevelet entlehnt sind, und versprach zugleich auch die Quellen der übrigen 26 Fabeln anzugeben, was leider durch seinen bald darauf erfolgten Tod unerfüllt geblieben ist. Ueber den Werth der Bearbeitung urtheilt unser Herausgeber richtig so: Daß Boner seine Stoffe dem Latein entnommen hat, schmälert sein Verdienst keineswegs, ein Verdienst, das in dieser Gattung der Poesie gewiß eher in der Behandlung gesucht werden muß, als in der Erfindung. Und man wird zugestehen müssen, daß sich Boners anspruchslose, einfache und doch lebendige Erzählungsweise sehr zu ihrem Vortheil von der trockenen, fast epigrammatischen Kürze seiner Vorbilder unterscheidet.

Die Herausgabe dieser Fabeln hatte ihre eigenthümliche Schwierigkeit in der Sprache, welche sich theils durch den Wohnort des Verfassers, theils durch die Zeit seines Auftretens wesentlich von dem strengmittelhochdeutschen Typus unterscheidet, zumal da specielle grammatische Vorarbeiten hier noch abgehen. Herr Pfeiffer muß indeß schon durch seine Abkunft vorzugsweise berufen erscheinen zu einer Behandlung dieses Gegenstandes, und daß er die ihm zu Gebot stehenden reichen Hilfsmittel gewissenhaft benützt hat, braucht nicht bemerkt zu werden.

Was von dieser Sammlung zunächst in Aussicht steht, ist eine Ausgabe der Gudrun von Al. J. Vollmer, weiter des Strickers Beispiele und Schwänke, durch H. F. Maßmann, die Eneit von Heinrich von Veldeke durch L. Ettmüller, eine Auswahl der Minnesänger durch Franz Pfeiffer, Graf Mai und Belaflor durch Al. J. Vollmer, Parzival und Titurel von Wolfram von Eschenbach, Wigalois von Wirnt von Gravenberg, das Rolandslied vom Pfaffen Konrad, eine Sammlung von Erzählungen und Schwänken, endlich eine Geschichte der deutschen Dichtung im Mittelalter von Albert Schott und ein mittelhochdeutsches Wörterbuch von Maßmann und Vollmer. Möge das Unternehmen gedeihen und reichliche Früchte tragen!

r.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 9.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 24. Januar 1845.

Historische Taschenbücher.

1) Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Fr. v. Raumer. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Sieben Aufsätze. 1. Aus der Geschichte der ersten Ansiedlungen in den Vereinigten Staaten von Talvy, besonders die Geschichte des Kapitän John Smith, der nach den mannigfachsten Abenteuern (unter andern war er auch einmal Sklave in der Türkei) vorzüglich thätig war für die ersten englischen Niederlassungen in Nordamerika, im Anfang des 17ten Jahrhunderts. Dabei gedenkt die Verfasserin auch der schönen Pocahontas, die als Tochter des indianischen Beherrschers von Virginien ein Schutzengel der Engländer, nachher getauft, mit dem Engländer Rolfe vermählt und durch ihn Mutter einer zahlreichen Nachkommenschaft wurde, die, mit den angesehensten Geschlechtern der Vereinigten Staaten verbunden, das königliche Blut und damit einen nicht geringen Stolz in viele Familien gebracht hat. 2. Zur Geschichte der Vorlesungen Ludwig Tiecks in Dresden. 3. Ueber Wallensteins Verrath von Roepell. Die Akten werden hier nochmals revidirt. Ein Spezialbefehl zur Ermordung des großen Feldherrn von Seiten des Kaisers hat sich nirgends vorgefunden. Doch mag unter der Hand dieser Mord als wünschenswerth bezeichnet worden seyn; denn der Kaiser hatte allen Grund, sich vor den Machinationen des Generalissimus zu fürchten. 4. Aufenthalt des Herrn Varnhagen von Ense 1810 in Paris. Der langweilige Herr führt sich doch gar zu viel vor dem deutschen Publikum spazieren. 5. Ueber den Prozeß der Templer von Professor Soldan, dem Verfasser des ausgezeichneten Werks über Hexenprozesse. Das Resultat dieser neuen Untersuchung geht dahin, daß die Beschuldigungen gegen die Templer rein aus der Luft gegriffen worden seyen; daß König Philipp von Frankreich, um sich die Reichthümer des Ordens anzueignen und vielleicht auch um dessen aristokratische Gewalt zu brechen, das in jener abergläubigen Zeit wirksamste Mittel zu ihrem Verderben ersonnen habe, nämlich die Anklage auf Ketzerei und Bund mit dem Bösen. 6. Ueber Jeanne d'Arc vom Herausgeber, ebenfalls eine Revision ihres Inquisitionsprozesses. Endlich 7. eine Abhandlung über Verfassung und Geschichte der belgischen Städte vom Anfang des 17ten Jahrhunderts bis zur französischen Revolution von Arendt, für den Geschichtsfreund wie für den Freund Belgiens insbesondere von großem Interesse.

2) Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. Mit 4 Bildnissen. Berlin, Reimer, 1845.

Der 34ste Jahrgang dieses immer reichhaltig gewesenen und gebliebenen Taschenbuchs. Unter den Gedichten finden wir dießmal Uebersetzungen krainischer Volkslieder von A. Grün. Unter den Biographien die des Chorherrn und höchst ausgezeichneten österreichischen Geschichtforschers Kurz, Carl Ruß, Caroline Pichler, eine Erinnerung an den blinden Tiroler Dichter Oswald von Wolkenstein und sein Geschlecht. Ein größerer historischer Aufsatz handelt vom Einfall der schmalkaldischen Bundesgenossen und nachher des Kurfürsten Moritz von Sachsen in Tirol. Dazu nun noch, wie es in diesem Taschenbuch gewöhnlich ist, eine große Menge kleinerer Beiträge zur Geschichte und namentlich Sittengeschichte der deutschen Vorzeit. Eine ziemliche Anzahl ungedruckter Briefe von Dr. Luther an die Wittwe des in Oesterreich dem Glauben zum Opfer gefallenen Jörger. Eine moderne Legende vom Tode zweier Grafen Arco. Im Jahr 1703 fiel Graf Arco an der Seite des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, für den er gehalten wurde, durch den Schuß eines Tirolers bei Zirl. Damals hatten die Bayern die Brücke über den Inn bei

Zirl zerstört, und ein Crucifix, das darauf gestanden, in den Fluß geworfen. Dasselbe schwamm bis zum Dorfe Vill, wo man es wieder fand und ihm eine kleine Kapelle errichtete, und hier vor dieser Kapelle wurde im Jahr 1809 abermals ein Graf Arco, der mit den Bayern ins Land gefallen war, durch den Schuß eines Tirolers getödtet.

Aus den Sittenschilderungen wählen wir einige der frappantesten aus:

In der Stadt Aix war noch zu Fenelons und Bossuets Zeiten, also nicht in jenen finstern Jahrhunderten, die wir die eisernen nennen, eine Katze das geheiligte Thier. Der schönste Kater des Landes bot sich, getragen in einem prächtigen Reliquien-Behälter, allen Blicken dar. Er war bunt geschmückt wie ein Kind; man liebkosete ihn, warf ihm Blumen, beugte das Knie vor ihm; genug, die fromme Ehrfurcht, die man ihm erwies, machte ihn gewisser Maßen zum Gott des Tages.

Zu Saint-Jean waren die Katzen ebenfalls im Spiel, aber nicht auf die für sie angenehmste Weise. Man versammelte eine große Zahl derselben auf dem Platze vor der Kathedralkirche, während der Bischof daselbst ein mächtiges Freudenfeuer anzündete. Alle Katzen wurden dann lebendig in die Flammen geworfen. Die Existenz dieses seltsamen Gebrauchs war den Mönchen der Liga noch wohl bekannt, da sie von öffentlicher Kanzel predigten, daß man den König Heinrich IV. in den Katzenkorb zu Saint-Jean werfen müsse, denn das wäre ein Opfer, dem Himmel zum Wohlgefallen, der Erde zur Freude.

Der Clerus von Brüssel hatte in seiner berüchtigten Procession von Sablon einen Scherz mit den Katzen, der nicht viel menschlicher war. Ein Bär, im Chorhemde, mit Bändern verziert, thronte auf einem Wagen, mit den Pfoten auf den Tasten einer Orgel ruhend. Um die Tollheit vollkommen zu machen, hatte man statt der Orgelpfeifen Katzen, in engen Kasten eingesperrt, worin sie sich nicht bewegen konnten. Ihre Schwänze ragten oberwärts aus dem Kasten, durch besonders dazu gemachte Löcher und waren mit Schnüren gebunden, die am Orgelregister hingen. Jedes Mal, wenn der Bär eine seiner schweren Tatzen auf die Tasten fallen ließ, zog er damit die Schwänze der Katzen hoch, die dann ein abscheuliches Gekreische anstimmten. Von Zeit zu Zeit schlug der Bär im Chorhemde seine Orgel und die Katzen schrien jämmerlich durch den Processionsgesang.

Unter Philipps des Schönen Regierung hatte man in Paris die sogenannte Fuchsprocession (procession du renard). Ein Thier dieses Namens, mit einer Art Chorhemde und Bischofsmütze bekleidet, figurirte mitten unter der Priesterschaft mit dem festlichen Umgange. Man hatte inzwischen für den Geschmack dieses neuen Heiligen Rechnung getragen und ließ unterwegs Geflügel aller Art an der Straße erscheinen. Der Fuchs vergaß natürlich dabei von Zeit zu Zeit seine frommen Funktionen, um einem Huhn, einer Taube nachzusetzen und sie wegzuschnappen. Der König liebte diese Procession sehr. Er verglich dann immer die Verwüstungen, die dieser geschworne Feind der Hühnerställe anrichtete, mit den ihm absonderlich verhaßten Erpressungen der Datarie, die er lieber in den eigenen Sack gesteckt hätte.

So lächerlich diese Possenspiele waren, konnten sie doch kaum komischer seyn, als die jährliche Procession, die in der Kirche zu Rheims gehalten wurde. Am Aschermittwoch machte der dortige Clerus immer eine feierliche Station nach Saint-Remi. Die Chorherren, das Kreuz vor sich hergetragen, waren in Reihen gestellt, und jeder derselben schleppte hinter sich an einem langen Bande — einen Häring. Nun war jeder sorgfältig während der ganzen Procession darauf bedacht, immer auf den Häring, der vor ihm hergezogen ward, zu treten und hingegen den seinigen vor dem Fußtritte der nachfolgenden Person zu verwahren!!

3) Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schreiber. 4ter Jahrgang mit 3 Tafeln Abbildungen. Freiburg im Breisgau, Emmerling, 1844.

Wieder sehr reichhaltig, besonders für die praktische Alterthumskunde, der sich der Herausgeber mit besonderer Liebe gewidmet hat.

In der ersten Abhandlung handelt derselbe von den sogenannten Mardelles, d. h. trichterförmigen Vertiefungen, die er namentlich in Graubündten und im Hardtwalde bei Basel untersucht hat, die sich aber überall in ehemals keltischen Ländern zerstreut finden. Man hat sie bisher bald für Gruben gehalten, aus denen Erde zu anderweitigen Zwecken genommen worden sey, wogegen aber ihre regelmäßig runde Trichterform streitet; bald für Vorrathskammern, wogegen aber ihre oft erstaunliche Größe streitet; bald für Verschanzungen, wogegen wieder ihre häufige Kleinheit spricht; bald für Cisternen, wozu sie aber zu wenig tief sind, bald für Vorrichtungen zu einem religiösen Zweck, in welchem Falle sie aber seltener seyn müßten. Herr Schreiber hält sie einfach für den Unterbau der keltischen Wohnungen. Zum Unterschied von den Römern und Germanen hätten alle Kelten rund gebaut, und die Vertiefung ihrer Wohnung unter die Erde hätte ihnen nicht bloß zur Vorrathskammer,

sondern auch im Winter zum Schutze gegen die Kälte gedient. Wir pflichten dieser Meinung um so lieber bei, als man auch noch jetzt in den ehemals keltischen oder welschen Landen tiefe Küchen und hohe Keller oder kühle und halb in die Erde gesenkte Vorzimmer findet, die bald als Küche, bald als Keller dienen.

Die zweite Abhandlung über die päpstliche Nuntiatur in der Schweiz vom Jahr 1612 ist von hohem Interesse für die Gegenwart, da man sich heute wieder ganz um die nämlichen Dinge in der Schweiz streitet, wie damals. In demselben Luzern, in welchem jetzt unter den Augen des Nuntius abermals die Jesuitenfrage entschieden wird, befand sich damals der Nuntius in der Eigenschaft eines römischen Statthalters, um ihn her italienische Jesuiten als eine römische Cohorte, eine gute Anzahl italienischer Kapuziner als leichte Truppen, dann die deutsche Mönchswelt als römische Bundesgenossenschaft; das Volk aber sah der Nuntius, wie aus seinem eigenen Berichte erhellt, als ein barbarisches an, in welchem die Curie als die fremde erobernde Macht einen schweren Stand habe und alle Mittel ihrer überlegenen Klugheit und List anwenden müsse, um das rohe Volk zu beherrschen. Am meisten beklagt er die Abneigung der Deutschen gegen die Welschen, dringt aber eben deßhalb darauf, so viel als möglich geborne Italiener als Jesuiten und Kapuziner in Deutschland einzuführen und zu verbreiten, um die Deutschen daran zu gewöhnen und weil sich die Curie nur auf die Welschen verlassen könne, denn die Deutschen hingen immer zu sehr an ihrem Vaterlande. Ein schönes Lob, das die Deutschen heute kaum mehr verdienen. Hören wir den Nuntius selbst: „Bis jetzt ist in der ganzen Provinz eine starke Anzahl italienischer Kapuziner vertheilt gewesen, in deren Hand die Geschäfte und die Ordenszucht lagen. Seitdem aber die Deutschen dieses Ordens sich so sehr vermehren, ziehen sich die Italiener, müde des Mißtrauens dieser Nation gegen die Fremden, mehr und mehr zurück. Ich glaube, daß dieß großen Schaden und große Lauheit zur Folge haben wird; denn die Deutschen sind von Natur zum bequemen Leben aufgelegt und gehen gewiß baldiger Nachlässigkeit in der Observanz entgegen, wenn sie ohne die Gegenwart Strengergesinnter fortfahren, die Beichte und weltliche Geschäfte zu versehen. Wenn in irgend einem Theile von Deutschland, so wird hier die ursprüngliche Strenge die Ordensbrüder zuerst nachlassen. Deßhalb halte ich es für unumgänglich nothwendig, daß die italienischen Kapuziner die Schweiz nicht aufgeben; sondern unablässig tüchtige und strenge Leute hinschicken, um die Regel aufrecht zu halten. — Auch muß schon aus dem Grunde immer eine Anzahl Italiener im Lande bleiben, weil der Nuntius wenigstens die Kapuziner, ohne Verdacht zu erregen, überall herumschicken kann, und die Deutschen zu wichtigern Geschäften, z. B. zu Klosterreformen (besonders in Nonnenklöstern) kaum zu gebrauchen sind. Ich habe mich deßhalb schon an Se. Heiligkeit und an den Ordensgeneral gewandt, und mein Nachfolger wird wohl thun, wenn er auf diesem Wege fortschreitet. — Die Jesuiten haben große, ansehnliche Kollegien in Konstanz, Luzern, Freiburg (i. U.) und Pruntrut. Sie verbinden Jugenderziehung, Predigt, Beichte ꝛc., Verwaltung der Sacramente, mit einem exemplarischen Lebenswandel. Ich sage weiter nichts, als daß sie dasselbe thun in Italien und sonst überall, und daß sie wirklich die stärkste Stütze sind, welche das arme Deutschland noch aufrecht hält, das ohne ihre unablässige Sorgfalt nicht auf dem Punkte stände, wo es jetzt steht.“ — In dem Bericht des Nuntius wird auch ein komischer Sittenzug der damaligen Zeit erwähnt. Als der Abt von Salmansweiler das lüderliche Nonnenkloster Guttenzell zur Zucht zurückführen wollte, legte sich der schwäbische Adel darein, weil die Nonnen lauter Adelige waren.

In der dritten Abhandlung sucht der Herausgeber darzuthun, daß der berühmte Schmied Wieland ein Repräsentant der keltischen Schmiedekunst bei den Deutschen gewesen sey. Die Deutschen hätten von dieser Kunst nichts verstanden, hätten daher etwas Dämonisches darin gesehen, sie daher bald den Riesen, bald den Zwergen zugeschrieben, am Ende aber ihre keltischen Gefangenen gezwungen, diese Kunst in ihrem Dienste auszuüben. Daher schmieden in den altdeutschen Sagen die Zwerge Waffen für die Helden, und in der berühmten Sage vom Völundr oder Wieland erscheint dieser als ein Gefangener, der in Fesseln für seinen Herrn schmieden muß. Herr Schreiber vermuthete anfangs, in dem Namen Wieland könne der Name Welsch versteckt liegen. Prof. Ettmüller in Zürich, der ihm darüber schrieb, war eher geneigt, den Namen von Gwalland, einem Wasservogel herzuleiten, dessen Stimme vielleicht dem Hammerschlage ähnlich war, und mit dem man die Schmiede schon deßwegen vergleichen konnte, weil sie aus der Fremde über Meer nach dem Norden kamen. Der Herausgeber knüpft noch weitere Betrachtungen über die muthmaßliche Gildenverfassung und über den religiösen Kultus der Schmiede an. Es ist bekannt, wie sich an die Metallarbeiten der Alten der Kultus der Kabiren, Kureten, Daktylen und Telchynen knüpfte. In allen diesen Namen findet nun der Herausgeber ein keltisches Moment. Die Kabiren erinnern ihn an die Spitzkappen der Bergleute und Gnomen. Die Kureten und Korybanten an die keltischen Korrigan oder Grottenbewohner; die Daktylen an die Däumlinge, d. h.

an die kunstreichen Zwerge; die Telchynen an die Telin, das keltische Saiteninstrument, und an Taliesin.

Dann folgt eine Geschichte des Geschlechts von Falkenstein im Höllenthal bei Freiburg. Hierauf wieder ein Blick ins alte Keltenthum, die Herleitung des Basler Lallenkönig und anderer zungenausstreckenden Fratzengesichter aus den keltischen Münzen und andern keltischen Denkmälern. Es war nämlich Sitte bei den Kelten, mit dem abgeschlagenen Kopf des Feindes überall Ostentation zu machen und ihn namentlich dem lebenden Feinde als Schreckmittel vorzuhalten. — Ferner die Geschichte Diebolds von Hohengeroldseck, mitgetheilt von Frhr. von Röder aus Urkunden des 15ten Jahrhunderts, eines Dynasten, der viel mit seinen Nachbarn in Streit lag. Sodann Betrachtungen über die Römerstraßen am Oberrhein, ein nicht unbedeutender Beitrag zu den Arbeiten, deren Gesammtresultat in einer genauen Charte des römischen Schwabenlandes noch erwartet wird. — Denkwürdigkeiten des Bisthums Konstanz vom Ende des 16ten und Anfang des 17ten Jahrhunders, mitgetheilt von Herrn von Wessenberg, woraus besonders die defensive Stellung der deutschen Bischöfe gegen die Alleingewalt Roms erhellt. — Zum Schluß kleinere Mittheilungen; einige überaus schöne Sagen vom Engadin, welche der Herausgeber doch ja bald vollständig herausgeben möchte; eine Nachricht über den Minnesinger von Beringen, mitgetheilt von Fr. Pfeiffer; Auszüge aus dem Gedicht über den berüchtigten Peter von Hagenbach und ein Schreiben des Bruder Niklas von der Flue von 1482, wovon auch ein Facsimile beiliegt.

4) Austria oder österreichischer Universalkalender für 1845. Mit einer Charte der österreichischen Monarchie. Redakteur des mathematischen Theils Prof. Salomon, des histor.-statistischen Theils Kaltenbart. Wien, Klang.

Ein starker Band in groß Octav, der jedoch nur 1 fl. 20 kr. C.-M. kostet. Zuerst der astronomische Kalender, die Bauernregeln, die Genealogie des k. k. Hauses, eine Uebersicht der sämmtlichen jetzt regierenden Fürsten Europas. Dann ausführliche Beiträge zur Kultur- und Sittengeschichte, in einer reichen Auswahl, vorzugsweise aber auf die Vorzeit Oesterreichs und Wiens bezüglich, Beschreibung von Festen, merkwürdigen Vorfällen, Moden und Trachten &c., in der Weise wie in Hormayrs beliebtem Taschenbuche. Daran reiht sich ein Verzeichniß der berühmtesten Wallfahrtsorte in Oesterreich mit kurzer Geschichte der wunderthätigen Bilder daselbst. Ihre Menge ist sehr groß. Dann folgt eine reiche Sammlung von Hochzeitsgebräuchen aus allen Theilen der österreichischen Monarchie. Ferner Notizen über Verbesserungen und Erfindungen im Gewerbswesen, eine Uebersicht über den Bestand der k. k. Armee, eine Meilendistanztabelle, ein neuester Wiener Wegweiser, Verzeichniß der Münzen, Staatslottoanleihen, Stempeltarif &c. Also ein sehr reicher Inhalt für einen Kalender.

Wenn derselbe, wie zu hoffen ist, fortgesetzt wird, möchten wir die Herausgeber bitten, bei ihren ethnographischen Sammlungen auch auf den Aberglauben, auf die noch aus dem Heidenthum erhaltenen Naturansichten, seltsame Meinungen von Naturerscheinungen, Wetter, Pflanzen und Thieren &c. Rücksicht zu nehmen. Die Art, wie in der Austria die Hochzeitsgebräuche zusammengestellt sind, ist sehr zu loben und auch auf andere Gebräuche anwendbar. So wünschten wir z. B. auch zu erfahren, wie auf dem weiten Gebiete des Kaiserthums im Volke noch die beiden Solstitien gefeiert werden, welche Gebräuche am Johannistage und welche zu Weihnachten vorkommen? Aus Anlaß einer Anzeige von Grimms deutscher Mythologie haben wir schon früher darauf aufmerksam gemacht, wie werthvoll die Sammlung zuverläßiger Nachrichten über alle Ueberreste des ältesten Volksglaubens, der ältesten Naturansicht im Volk seyn müßte. Diese kann man aber vorzugsweise aus Landschaften schöpfen, die noch nicht zu sehr von der Kultur, mit Goethe zu reden, beleckt sind.

Biographie.

Winckelmann. Eine Rede in der akademischen Aula zu Greifswald gehalten von Otto Jahn. Greifswald, Koch, 1844.

Am Geburtstage Winckelmanns gehalten und einen Lebensabriß so wie eine Charakteristik seines Geistes und seiner Leistungen umfassend. Viel Neues ließ sich darüber nicht sagen, da schon so viel über Winckelmann, der dem Zeitalter der Perücken zuerst das Räthsel der antiken Schönheit aufschloß, gesagt ist. Gewiß hat er großen Einfluß auf die Umwandlung des Geschmacks geübt. Merkwürdig aber bleibt es, daß ihm aus seiner norddeutsch-protestantischen Schulstube der Weg zu den heidnischen Tempeln und Götterbildern durch die römische Kirche führen mußte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 10.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 27. Januar 1845.

Geschichte.

Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Nachdem vor Kurzem Herr Schaumann eine Geschichte des zweiten Pariser Friedens veröffentlicht hat, theilt auch Freiherr von Gagern aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen und der von ihm bewahrten Urkunden aus jener Zeit gar viel Interessantes mit. Inzwischen sieht er alles in einem weit mildern Lichte, als Herr Schaumann, indem ihn die Pietät gegen so viele alte Freunde und Bekannte, größtentheils schon Verstorbene, abzuhalten scheint, strenger zu urtheilen. Eine Discretion, die wir bei einem betheiligten Diplomaten sehr natürlich finden, zu der wir aber unsrerseits uns nicht verpflichtet halten. Wir würden Talleyrand, Gentz, selbst Wellington nicht so günstig beurtheilt haben, weil wir den Gesichtspunkt des deutschen Nationalinteresses würden festgehalten haben. Der zweite Pariser Friede war ein Meisterstück der antideutschen Politik. Wer nun als deutscher Diplomat daran Theil genommen, mag seinen Antheil rechtfertigen, und das beste Lob für sich mit Recht in Anspruch nehmen, zuletzt muß er aber doch zugeben, daß im Allgemeinen in dem Maaße, wie die Politik des Auslandes und der Feinde Deutschlands beim zweiten Pariser Frieden triumphirte, auch die deutsche Politik sich in ihrer Blöße gezeigt hat.

Herr von Gagern versetzt uns zuerst auf das Schlachtfeld von Waterloo und bringt eine Menge Mittheilungen darüber aus den Korrespondenzen Wellingtons; woraus hin und wieder die stärkste, schwerverhehlte Eifersucht gegen Blücher hervorleuchtet. Am interessantesten sind folgende zwei Briefe, die Wellington an einen Mann schrieb, der eine Geschichte der Schlacht schreiben wollte. „Paris den 8. August 1815. Ich habe Ihren Brief in Betreff der Schlacht von Waterloo wohl empfangen. Der Zweck, den Sie sich vorsetzen, ist sehr schwer zu erreichen, und wenn erreicht, nicht wenig schlüpfrig und gehässig (invidious). Die Geschichte einer Schlacht ist nicht unähnlich der Geschichte eines Balles. Einige Personen mögen sich wohl die kleinen Vorkommenheiten entsinnen, wovon das Resultat Verlust oder Gewinn der Schlacht ist. Aber kein Einzelner kann sich die Ordnung, in welcher, oder genau den Moment, in welchem jedes sich zutrug, wieder vollständig vorstellen (recollect), welches den ganzen Unterschied in Absicht des Werthes und der Wichtigkeit ausmacht. Denn die Fehler oder das Mißverhalten von Etlichen gab Anlaß der Auszeichnung von Andern und waren vielleicht die Ursachen bedeutender Verluste; und ihr könnt nicht die wahre Geschichte einer Schlacht schreiben, ohne die Fehler und das eitle Betragen wenigstens eines Theils der Mitwirkenden darin zu begreifen. Glaubt mir, nicht Jeder, der einen Kriegsrock trägt, ist darum ein Held, und obgleich in der Relation eines so allgemeinen Treffens, wie das von Waterloo, manche Proben persönlichen Heldenmuths unberührt bleiben müssen, so ist es doch für die allgemeinen Interessen besser, diese Theile des Hergangs ungesagt zu lassen, als die ganze Wahrheit zu sagen. Wenn Sie dennoch für recht halten sollten, Ihre Aufmerksamkeit dem Gegenstand zu widmen, so bin ich ausnehmend bereit, Ihnen alle Assistenz und Information zu geben, die in meiner Gewalt steht. W. — Und vom 17. August 1815. Ich habe Ihren Brief vom 11. empfangen, und ich bedaure nur, daß ich nicht fähig war, über Sie zu gewinnen, Ihren Plan aufzugeben. Ihr mögt darauf zählen, ihr werdet nie ein genügendes Werk liefern. Ich verschaffe wohl die Listen der französischen Armee, Generale u. s. w. Um Ihnen recht zu zeigen, wie wenig man sich selbst darauf verlassen kann, was man doch für die beste Rechenschaft von einer Schlacht annehmen sollte, so will ich nur anführen, daß einige Umstände in General —s Erzählung

erwähnt sind, die gar nicht so statt hatten, wie er anführt. Er war nicht während der ganzen Schlacht zugegen auf der Wahlstatt, besonders während des letzten Theils derselben. Die Schlacht fing an, ich glaube, um eilf Uhr. Es ist unmöglich zu sagen, wenn jedes wichtige Ereigniß statt hatte, noch in welcher Reihe. Wir wurden zuerst bloß mit Infanterie angegriffen, dann allein mit Reiterei, zuletzt und am nachdrücklichsten (principally) mit gemischter Kavallerie und Infanterie. Keine Häuser kamen in Besitz des Feindes auf Mont St. Jean, ausgenommen wenn man die Meierei so nennt im Angesicht des linken Theils unsers Centrums, an der Straße nach Genappe. Dazu gelangten sie, ich glaube, ungefähr um zwei Uhr, und gelangten dazu durch einen Umstand, der der Nachläßigkeit des auf dieser Stelle kommandirenden Offiziers zuzuschreiben ist. Die französische Kavallerie war auf der Höhe im Centrum zwischen den zwei großen Straßen — wohl drei Viertelstundenlang — zwischen unsern Infanterie-Quarrés auf und abreitend, da alles Feuern von beiden Seiten eingestellt war. Ich schob unsre Quarrés vorwärts zu den Kanonen, und unsre Kavallerie, welche durch Lord Uxbridge auf die Flügel geführt war, wurde zu dem Centrum zurückgebracht. Alsdann wurde die französische Kavallerie von dort vertrieben. Nach diesem Ereigniß wurden wiederholte Angriffe durch Infanterie und Kavallerie längs der ganzen Fronte des Centrums unsrer Stellung bis sieben Uhr Abends gemacht. Wie viele, kann ich selbst nicht sagen. Als der Feind Sir Thomas Picton angriff, war ich zugegen und er kam bis zur Hecke auf der Querstraße, hinter welcher — — aufgestellt war. Der Letztere war aber davongerannt, und unsre Truppen standen diesseits der Hecke. — Die Franzosen wurden mit ungeheurem Verlust zurückgetrieben. Das war der erste Hauptangriff. Ungefähr um zwei Uhr Nachmittags, wie ich oben schon sagte, gewannen sie Besitz des Pächterhauses an der hohen Straße, welches diese Seite der Position deckte, und dann besetzten sie eine schmale Mündung links der hohen Straße, die von Brüssel kommt, gerade dem Thor der Meierei gegenüber, und davon wurden sie nicht wieder zurückgedrängt, bis ich Abends den Angriff begann. Sie sind aber niemals weiter an dieser Stelle vorgedrungen. Das sind Antworten auf alle Ihre Fragen, aber seyen Sie eingedenk, ich empfehle Ihnen die Schlacht von Waterloo zu lassen, wie sie ist, to leave the battle of Waterloo as it is." Wohl zu merken, daß in diesen Briefen von Blücher und dem Antheil, den die Preußen an der Schlacht nahmen, nicht ein Wort enthalten ist.

Dann folgt die diplomatische Partie der Friedensangelegenheit. Herr von Gagern führt uns die Charakterbilder der ausgezeichnetsten dabei thätigen Personen vor; allein aus Discretion gegen die Lebenden und Pietät gegen die Verstorbenen hält er dermaßen an sich, dreht und windet sich in delikaten Redensarten so ängstlichst herum und ist auch bei der bloßen Andeutung so zaghaft, daß man auch aus vielen Worten am Ende nicht eine Spur von Sinn herausfindet, und daß es ihm geht, wie dem Priester, der alle Jahre ein Haar der Jungfrau Maria vorzuzeigen pflegte, als aber einmal ein Fremder näher zusah und kein Haar entdecken konnte, freundlich zu ihm sagte: es ist mir doch auch immer so gewesen, als sey keines da. Diesen Eindruck macht z. B. was Theil I. S. 105 über den Nestor des Wiener Kongresses gesagt ist. Ueber große Männer sollte man entweder mehr sagen, oder gar nichts. Dagegen hat es uns herzlich gefreut, daß dem schönen Votum des Grafen Winzingerode I. 156 die gebührende Anerkennung geworden ist. Inzwischen hebt der Verfasser viel zu schwach hervor, was damals, indem man dieses und das Votum Wilhelm von Humboldts zurückwies, versäumt hat. Das ganze Interesse drehte sich um die Wiedererwerbung Straßburgs, des Elsaßes und Lothringens, um die Kräftigung Deutschlands nach so großen Siegen, um die Demüthigung Frankreichs bis zu dem Grade, daß es Deutschland nicht mehr schaden konnte. Dieses Interesse wurde verabsäumt. Deutschland blieb schwach, Frankreich stark. Straßburg und Metz blieben französische Festungen. Am Oberrhein drückte Frankreich fortwährend seinen Keil in die unbeschützte Seite Deutschlands. Der deutsche Bund ging aus dem großen Kampfe nicht stärker hervor, als das alte Reich; Frankreich wurde trotz seiner Niederlagen nicht schwächer. Man hatte also den Sieg so gut als gar nicht benutzt und das Blut der Völker war so gut als umsonst geflossen. Die Federn der Diplomaten hatten buchstäblich, wie Blüchers Worte lauten, wieder verdorben, was die Heere gut gemacht. Das ist der Inhalt der Geschichte des zweiten Pariser Friedens. Um diese Interessen hat es sich dabei gehandelt. Herr von Gagern spricht von der Ungnade, in die Blücher eben deßhalb gefallen sey: „Wenn ich das Wort disgrace gebrauchte, so ist klar, daß ich darunter nur eine Entsendung von der Armee in die Heimath und dort einen ehrenvollen Auftrag verstehen konnte. Blüchers barscher Soldatenton und Manier konnten wohl in Brabant wie in Frankreich, ja in der Nähe der Monarchen selbst höchlich auffallen. Es ist ungemein glaubhaft, ich weiß es nicht anders, wenn ich schon nicht persönlicher Zeuge war, daß dem Kaiser Alexander solch Einmischen der Soldaten — oder Feldherrn — in die Politik, solcher herbe Tadel in ihren Ausdrücken beinah als Aufruhr vorkam, und daß es in den Unterredungen der Monarchen so geschildert wurde. — Spuren der Unlust findet man auch in den Dispatches

des Herzogs von Wellington, sogar in den parlamentarischen Verhandlungen, — Vorwürfe, denen der treffliche, von allen Deutschen betrauerte Grolmann, damals Generalquartiermeister, verständige Widerrede entgegnet hat. Wer ist auch in der Fassung, hier ganz richtig zu urtheilen? Blüchers Lage, Verdienst, Selbstgefühl, womit er den starken Anwachs seiner Monarchie als Lohn ansprach, gehörig zu würdigen? — die Natur, die Eigenheiten, die Exigenzen Preußens — dieses Königthums und seines damals so hochgestellten Königs billig zu erwägen?" Uns dünkt, das richtige Urtheil sey hier doch nicht so schwer, wie Herr von Gagern glaubt. Deutschland war Sieger, Frankreich besiegt. Deutschland hatte die dringende Sorge, seine Stellung gegen Frankreich so sicher und fest zu machen, daß es nicht von Neuem von dieser Seite her bedroht werden konnte. Blücher rieth dazu. Blücher hatte Recht. Alle die anders dachten, hatten Unrecht.

Wie unter diesen Umständen Herr von Gagern noch dem Herrn von Gentz eine Lobrede halten kann, können wir nicht verstehen. Noch weniger aber, wie er sich der Freundschaft Talleyrands rühmen mag. Großen Talenten und welthistorischen Männern muß man zwar ihren Ruhm lassen, aber jeder Deutsche sollte, wenn von Talleyrand die Rede ist, doch nicht ohne Unwillen daran denken, wie dieser klumpfüßige Mephistopheles es war, der vom Rastatter bis zum Wiener Kongreß die deutschen Nationalinteressen stets aufs listigste und tiefste verletzt, die deutsche Nationalehre mit dem kältesten Hohne gekränkt hat.

Interessant sind die Exkurse des Verfassers in Bezug auf die Theilung der Niederlande im Jahr 1831. Als Mitschöpfer des niederländischen Königreichs auf dem Wiener Kongreß bedauert er die schnelle Zerstörung seines Werks und glaubt, die Alliirten, welche jenes Königreich geschaffen, hätten es auch aufrecht erhalten sollen. „Man unterstellt, daß Frankreich Zwangmaßregeln nicht geduldet hätte, und thatsächlich nicht geduldet hat. Man unterstellt, daß die Krone Ludwig Philipps höchlich gefährdet gewesen wäre, wenn er Zwangsmaßregeln der großen Allianz zugegeben hätte, wenn er hätte geschehen lassen. — Aber anerkanntermaaßen war diese große Anstalt, diese Barrière, dieses Gesammtkönigreich der Niederlande gegen Frankreich gerichtet. Die ihm sonst günstigen Verträge in Aachen hatten das nur consolidirt. Es ist also schon absurd, nur in Frage zu stellen, ob ihm irgend ein Richteramt hierin zustehe. Eben nach jenen Aachener Verpflichtungen hatte er die vollständige, dauernde Haltung gelobt, und es wäre schon ein großer und neuer Schritt, eine höchst bedeutende Vergünstigung gewesen, ihm eine Mitwirkung zur möglichen Verbesserung belgischer Zustände einzuräumen. Und wenn man so, unter seiner Mediation, dem Prinzen von Oranien — wie es vorübergehend wirklich zur Sprache kam, und welcher mehr innere Zuneigung zu den Belgiern gefaßt hatte, als es seinem Vater möglich war, wenn man für ihn ein Vicekönigthum und die beständige Residenz zu Brüssel und Tervüeren vermittelt hätte, so wäre der Friede auch mit diesen Mitteln bewahrt worden, aber freilich para bellum, und führe ihn beherzt und nachdrücklich, wenn es seyn muß. — Zu Wien, zu Paris, zu Aachen — hätte man das Gegentheil auch nicht im Traum sich vorgestellt! — An wem liegt nun die Schuld, daß das nicht geschah, daß man nur mit Protokollen spielte? Am meisten spreche ich Rußland von aller Schuld frei, weil es schon am wenigsten bei der Frage interessirt ist, am wenigsten von Frankreich zu befahren hat. Die größte werfe ich auf England und seine Difficultirung der Subsidien. — Ob sie Nebenabsichten hatten, ob Mißfallen an der Widersetzlichkeit der niederländischen Regierung bei manchen schweren Zoll- und Handelsfragen; ob frühere Gunst für Leopold, ihren Adoptivsohn, wirkte; — ob der Sophism, als ob sie ein für allemal für die Abtretung des Kap und andrer Kolonien Ersatz geleistet hätten, der nun ohne ihre Schuld durch Mißgriffe verloren gehe; — ob Herrn Talleyrands Manier und überwiegende Geschicklichkeit, der ihnen die Seligkeit der Allianz zwischen England und Frankreich vorspiegelte; — ich wage nicht zu entscheiden, und will die Anklagen hier nicht mehren. — Oesterreichs Interesse, seine Konsequenz, Stabilität, Unbefangenheit in Absicht der Personen; endlich einzelne Worte, die ich auf dem Johannisberg vernahm, lassen mich stark glauben, der religiösen Sympathien ungeachtet, daß sie nicht die letzten gewesen wären, zur ernstlichen Wehre zu schreiten, wenn jene Vordermänner dazu aufgefordert hätten." Zuletzt spricht der Verfasser von der Art, wie Preußen jene Angelegenheit aufgefaßt habe. „An die Echtheit und Bedeutung der vom Bischof Eylert uns aufbewahrten Anekdote glaube ich gern und vollkommen, daß der Herzog von Orleans, als er in Begleitung des Bruders Berlin und den Berliner Hof besuchte, auf ausdrückliches Geheiß seines Vaters die Hand des preußischen Königs geküßt habe, als des eminentesten Bewahrers des Friedens. Und unter den Rathgebern des Königs habe ich besonders neben dem priesterlichen Ancillon, den ich gern vorbeigehe, jenen illustren und gelehrten Mann in argem Verdacht, daß er stets eifrig und auch zur Unzeit dahin gewirkt habe — nach allen Umständen, nach seiner doppelten Stellung in Preußen und in Frankreich, nach seinem Hin- und Herreisen, seiner angebornen Rührigkeit, seiner Liebhaberei auch an Politik — Alexander Humboldt."

So interessant diese Mittheilungen sind, so sagen sie doch die Hauptsache nicht. Die Pflicht, eine Schöpfung

des Wiener Kongresses aufrecht zu erhalten, wäre nur dann moralisch unerlaßlich gewesen, wenn jene Schöpfung eine natürlichere, eine nicht von vorn herein verfehlte gewesen wäre. Sollten die vereinigten Niederlande als starkes Bollwerk Deutschlands, als die alte berühmte Barrière, ja sogar als Basis für die Offensive gegen Paris gelten, so mußte man sie auch ganz und unmittelbar dem deutschen Bunde einverleiben und sie so regieren lassen, daß keine Unzufriedenheit der Bewohner, keine Revolution und keine Sympathie mit den französischen Nachbarn zu besorgen war. Nachdem man dieß versäumt hatte, nachdem Belgien abgefallen war, konnte man wieder nichts Zweckmäßigeres thun, als dieses vorzugsweise deutsche Land für die deutschen Interessen zu gewinnen und von den französischen Sympathien abzuziehen. Man mußte sich freuen, daß es einen deutschen Fürsten erhielt. Man mußte ihm Vortheile gewähren, die seine Interessen an den deutschen Zollverein banden ꝛc. Alle begangenen Fehler summiren sich dahin, daß man in jenen wichtigen Grenzländern versäumt hat, die deutschen Sympathien zu wecken; daß man statt des großen deutschen Nationalgeistes, einen kleinen holländischen Provinzialgeist zum Wächter gegen Frankreich setzen wollte, und daß man auch nachher noch nicht verstand, den Belgiern die holländische Provinzialantipathie durch eine deutsche Nationalsympathie großartig zu ersetzen. Herr von Gagern beklagt geschehene Dinge, er hatte wenigstens einen guten Rath für die Zukunft hinzufügen sollen.

Romane.

1) Sammlung schwedischer Musterromane. XII bis XIV. Das Fideicommiß. Von Emilie (Flygare-) Carlén. Aus dem Schwedischen. Drei Theile. Berlin, Morin, 1844.

Ein gewisser Richard kommt nach langem Prozesse zum Besitz der bedeutenden Güter, auf die er gerechten Anspruch hat. Inzwischen spielt er einen langen traurigen Roman durch mit einem weiblichen Ideale, der schon hienieden fast überirdischen Isabella, die an der Schwindsucht stirbt und statt deren er später zwar ein junges lebenvolles Weibchen heirathet, immer aber noch der Verstorbenen gedenkt. Wenn er Theil III. S. 247 seine Gattin Hedwig vor Isabellens Bild führt und in ihrer Gegenwart vor demselben schwärmt und Hedwig seufzt „ach, wenn ich nur auch Isabelle hieße,“ so scheint uns das ein wenig kokett sentimental und nicht durchaus so zart, als wofür es die schwedische Verfasserin gehalten haben mag.

2) Biernatzki gesammelte Schriften. In acht Bänden. Erste vollständige Gesammtausgabe. Altona, Hammerich, 1844.

Der verstorbene Biernatzki hat sich in seinem Romane vorzugsweise den Nordamerikaner Cooper zum Muster genommen, wie unzählige andere deutsche Romandichter den Walter Scott. Er wurde aber dazu aufgefordert durch den Anblick der See, da er Prediger am Nordstrand war. Als Geistlicher flicht er auch zuweilen Betrachtungen über die ewigen Dinge ein, doch niemals in solcher Fülle oder Tiefe, daß die leichte Romanlektüre dadurch erschwert würde. Die Ausgabe beginnt mit einer Biographie des wackern und harmlosen Verfassers und schließt mit einer kleinen Sammlung seiner lyrischen Gedichte.

3) Jakob van der Nees. Von der Verfasserin von Godwie-Castle. Drei Theile. Breslau, Max u. Comp., 1844.

Die berühmte Verfasserin hat hier die aristokratische Welt; die sie mit so vieler Vorliebe und angebornen Grazie zu schildern weiß, in den traurigsten Konflikt mit der Erwerbswelt gebracht, indem sie die holde Angela, die schöne und in jeder Beziehung edle Tochter eines vornehmen Hauses, als verlorne Waise in der Gewalt des bürgerlichen, durchaus gemeinen, geizigen, brutalen und in jeder Beziehung bis zur Karrikatur niederträchtigen van der Nees bringt, der sie heirathet und bei dem sie auch dann noch aushalten muß, als ihre edle Geburt entdeckt wird. Nicht genug an diesem Opfer muß auch noch nach ihrem Tode ihre Tochter Floris, die ihr eben so ähnlich, als dem Vater unähnlich ist, des letztern Barbarei so lange ertragen, bis seine Schandthaten entdeckt werden und er durch Selbstmord endet. Dann erst findet das schöne Kind den Frieden als Gattin eines zartfühlenden und vornehmen Lords und der bürgerliche Dämon, der dem hochadeligen Hause so arg zusetzte, ist für immer bezwungen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 11.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 31. Januar 1845.

Länder- und Völkerkunde.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Herausgegeben von J. G. Sommer. Für 1845. 23ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Prag, Calve, 1845.

Wieder von reichem Inhalt. Zuerst eine allgemeine Uebersicht über die neuesten Reisen, unter denen besonders bemerkenswerth sind: die von Harris nach Schoa im Westen von Afrika und zu dem großen Flusse Gotschob, auf dem Waaren und besonders Sklaven aus dem Innern der Negerländer herabkommen; — die Reise, die der Engländer Parkyns unternommen hat, von Schoa mitten durch Afrika nach Benin, deren Resultate aber noch nicht bekannt sind; — die Erforschung des Nilthals und seiner Alterthümer durch den preußischen Gelehrten Lepsius; — die Entdeckungen der französischen Missionare Arbousset und Daumas im südlichen Afrika; — die Reisen Fellows in Kleinasien; die des Freiherrn De Bode im südlichen Persien, des Prof. Koch im Süden des Kaukasus, des Dr. Rosen in Persien, des Herrn von Chanikow in Bochara; — des englischen Geistlichen Milne, der es wagte als Chinese verkleidet mitten durch China zu reisen; — Kottlers Reise in Sibirien, des Herrn von Middendorf Reise nach dem nördlichen Sibirien; — Bollaerts Schilderungen aus Texas; die Reise eines Ungenannten in Peru, Robinsons Nachricht über die Kolonie Carmen in Patagonien ꝛc.

An diese allgemeine Uebersicht reihen sich nun größere Auszüge aus den wichtigsten neuen Reisen an. Zuerst aus Fellows Reisen in Kleinasien. Fellows reiste von Smyrna aus in das Innere des Landes, hauptsächlich in der Absicht, um Marmorwerke des Alterthums aufzusuchen, womit er auch wirklich eine Menge Kisten anfüllte. Seine Reiseschilderung ist in mehr als einer Hinsicht sehr interessant. Fast überall fand er die Spuren des griechisch-römischen Alterthums nicht nur in den Denkmalen von Stein, sondern auch noch in den Sitten und Gebräuchen. So erwähnt er unter andern die Sitte, gebleichte Ochsenschädel als Vogelscheuche aufzustecken. „Diese Ochsenschädel sind stets schön weiß und behalten auch die ungemein kurzen und dicken Hörner, welche die bisherige Race auszeichnet. Wahrscheinlich ist dieses schöne marmorgleiche Aussehen die Veranlassung gewesen, daß die altgriechischen Baumeister den Ochsenschädel so häufig als Friesverzierung an den Gesimsen ihrer Gebäude angebracht haben, und vielleicht haben auch die häufig an den Hörnern des im Walde weidenden Viehes hangenden Stücke von Weinlaub, Clematis ꝛc. die Künstler auf den Gedanken gebracht, diese Dinge als Nebenschmuck zu verwenden.“ Ueberraschend ist die Schilderung der Gastfreundschaft und herzlichen Aufnahme, die Fellows in jenen von den Kreuzzügen her so berüchtigten Gegenden fand. Er erwartete Räuber und fand die größte Ehrlichkeit, so daß z. B. ein verloren gegangener Mantel vom armen Finder nicht nur sogleich herausgegeben, sondern auch nicht der geringste Lohn dafür genommen wurde. Er erwartete, da er in europäischer Kleidung reiste, vom rohen Fanatismus des Landvolks verfolgt zu werden; aber er fand überall treuherziges Entgegenkommen. Ganz vorzüglich beeiferte man sich in Adalia, ihm das Leben angenehm zu machen, wo ein gebildeter Pascha und eine reiche griechische Familie ihn nicht anders aufnahmen, als ob es im gastfreundlichen Ungarlande und mitten unter Christen geschehen wäre. Diese Toleranz gegen die Franken erklärt sich nur zum Theil aus den Reformen des verstorbenen Sultans; zum großen Theil ist sie Folge angeborner Naivetät von

Hirtenvölkern, die in alter Einfalt dahinleben; theils mag aber auch der wachsende Verkehr mit Fremden dazu beitragen. So wird unter andern aus den Sümpfen Kleinasiens ein sehr bedeutender Blutegelhandel nach Nordamerika getrieben (S. 55). In Folgendem werden die verschiedenen Landschaften im Westen Kleinasiens sehr gut charakterisirt. Es sind lauter berühmte Namen. „Die Landschaften von Lydien und Mysien gewähren einen mannigfaltigen und schönen Anblick; die Berge sind stark bewaldet und größtentheils mit herrlichen hochstämmigen Baumen besetzt. Die Formen der Gebirge sind mehr schön als großartig und erhaben. Ein besonderer Zug in diesen Landschaftsgemälden ist der große Kontrast zwischen den Bergen und den weiten, flachen Thalern, welche letztern unstreitig ehemals Seen gewesen sind. In Bythinien nimmt das Land einen kühnern Charakter an. Die schöne Gebirgskette des Olympus gibt ihm eine Aehnlichkeit mit der Schweiz; auch die Thäler sind fruchtbar und reich an üppigen Wäldern. Die flachgipfeligen Berge und die unermeßlichen, oft sumpfigen und meist baumlosen Tafelländer Phrygiens gewähren einen mehr wilden und abschreckenden als malerischen Anblick. Pisidien mit der Tauruskette nimmt an dem Alpen-Charakter Bithyniens Theil, hat aber keine so schönen Waldungen. Die ungemeine Schönheit Pamphyliens beruht mehr auf dem Eindrucke, den es von weitem angesehen als in der Nähe macht. Die Marmorgebirge, welche den fernen Horizont begrenzen, strecken ihre zerrissenen silberweißen oder in Schnee gehüllten Gipfel hoch in den klaren Himmel empor, während ihr Fuß vom blauen Ozean bespült wird, den ihre weit ausgebreiteten Arme umschließen. Lycien ist mehr gebirgig und gleicht, jedoch mit großartigern Gebirgsformen und reiferer Vegetation, den Landschaften des Parnassus. Seine Thäler sind, besonders das vom Xanthus durchströmte, von ganz eigenthümlicher Schönheit. Carien hat eine Fülle von Landschaften der malerischsten Art. Die Küsten haben zahlreiche Vorsprünge mit Gebirgen bedeckt, die sich zum Theil ins Meer fortsetzen, wo sie als Felsinseln und Klippen auftauchen. Weniger schön ist der südöstliche Theil von Lydien und gleicht etwa Sicilien oder Calabrien; doch gibt es in der Nahe von Smyrna Thäler wie die bei Salerno oder Neapel. — Künstler, welche Kleinasien besuchen wollen, dürfen sich eine reiche Ernte versprechen."

Hierauf eine Schilderung der Insel Zanzibar und des Sultans von Mascat aus dem Englischen. Es fällt auf, daß auch hier vorzugsweise nordamerikanische Schiffe anlegen. — Sehr ausführlich ist die Reisebeschreibung Dieffenbachs, der im Auftrag einer Kolonisations-Kompagnie Neuseeland durchreiste. Welches Erfolgs die Kompagnie sich erfreute, sehen wir aus Folgendem: „Fast drei Jahre — sagt Dieffenbach — sind seit unserm ersten Besuche verflossen, und schon ist eine früher kaum bekannte und selten von Europäern betretene Stelle der Sitz einer großen Niederlassung mit beinahe 5000 Einwohnern geworden. Wo damals einige Hundert Eingeborner in rohen Dörfern, in Furcht vor ihren Nachbarn aber sehnsüchtig nach dem Verkehr mit Europäern lebten, und eben erst durch eingeborne Missionäre die Anfänge des Christenthums sich eigen zu machen begonnen hatten, steht gegenwärtig eine Stadt (Wellington) mit Waarenspeichern, Schiffswerften, Wirthshäusern, Gartenbau- und wissenschaftlichen Vereinen, Rennbahnen (Kirche, Schule, Hafen und Theater), kurz, mit Allem, was zum Räderwerk einer gesitteten und gewerbfleißigen bürgerlichen Gemeinde gehört. An derselben Stelle, wo ich mich an dem wilden Anblick der Natur ergötzte und wo die noch rohen und ungezähmten Eingebornen im Einklange mit der sie umgebenden Natur lebten, sieht man jetzt den rastlos thätigen Europäer rings um sich die Vortheile und (leider auch) die Nachtheile unserer Gesittung und Handelsbetriebsamkeit verbreiten." Unter dem, was Dieffenbach in Neuseeland sah, ist der Berg Egmont das Interessanteste. Er bestieg diesen hohen, ehemaligen Vulkan zum erstenmal, da bisher die Einwohner sich die schrecklichsten Vorstellungen von den oben hausenden Dämonen gemacht hatten.

Dann folgen Erinnerungen aus Esthland von einer englischen Dame, die Sitten des Adels und der Leibeignen betreffend; eine Zusammenstellung der neuesten Nachrichten über das vielbesprochene Montenegro, und Harris Gesandtschaftsreise nach Schoa. Diese letztere ist von hoher Wichtigkeit, da man von jenen Gegenden im Süden des Nil noch so wenig wußte. Der christliche (abyssinische) König von Schoa nahm zwar die englische Gesandtschaft sehr pompös und gnädig auf, allein es fehlte nicht an Beamten desselben, welche mit dem größten Widerwillen Engländer in ihrem Lande sahen und der Reise derselben Hindernisse in den Weg legten. Der Staat, obgleich christlich, befindet sich auf der tiefsten Stufe der Kultur, und die Aeußerungen des Königs waren oft von der Art, wie sie etwa für einen Negerkönig taugen würden. Unter andern hatten die Engländer ihre Handmühlen mitgebracht, die ihn ungemein freuten. „Die Handmühlen waren im Palaste aufgestellt und Sklaven mußten damit arbeiten. Jetzt kann Sahela Selassie sterben — rief er vor Entzücken aus — diese Maschinen werden ihn überleben, nun will ich auch eine Brücke über die Bereza bauen und ihr

sollt mir dabei mit eurem Rathe an die Hand gehen. Gleich am nächsten Morgen wurde Hand ans Werk gelegt. Eine Menge Sklaven mußten Steine zusammentragen und sie zu Pfeilern aufthürmen. Hölzerne Pfähle und Schienen wurden darüber gelegt und in drei Tagen war die Brücke fertig. Daß sie der nächste Regen wegschwemmen würde, wollte dem Könige nicht einleuchten, und als Harris scherzhaft bat, Se. Maj. möge den Statthaltern befehlen, ein wachsames Auge auf den obern Lauf des Flusses zu haben, war die Antwort ein gutgelaunter Klaps auf die Schulter des kühnen Fremdlings, der es zum Erstaunen und Schrecken und der umstehenden Höflinge gewagt hatte, dem Despoten gegenüber seine Meinung so keck auszusprechen. Auch der Vorschlag wurde verworfen, eine Brücke auf Bogengewölben zu bauen, die dem Strome widerstehen würde. Alle meine Unterthanen sind faule und dumme Esel! rief der König. Keiner will arbeiten, und wenn ich sie nach eurem Plane dazu zwingen wollte, so würden sie weinen und euere Namen verfluchen. Eure Getreidemühlen waren ihnen recht, weil sie den Weibern die schwere Arbeit ersparen; aber — bei dem Schatten meiner Vorfahren! — eine Brücke! — Hier vergaß der Monarch alle seiner Würde schuldige Rücksicht und fing laut zu pfeifen an. Der König hatte nicht ganz unrecht. Mit Ausnahme der Weberei, die in einem so kalten Klima zum Leben unentbehrlich ist, gibt es kaum einen andern Manufakturzweig in Schoa. Die rohe Baumwolle, welche eben so trefflich als wohlfeil ist, wird auf die einfachste und unvollkommenste Art mit der Handspindel gesponnen und die Weberei ist von der Art, wie sie die Hindus in Ostindien betreiben. Harris suchte dem König, welchen er nach Angollada begleitet hatte, auf alle Weise begreiflich zu machen, daß tausend mit Manufaktur-Arbeit beschäftigte Hände ein größerer Reichthum für ihn seyn würden, als zehntausend gewaffnete Krieger, mit welchen er Feldzüge gegen die Gallas zu unternehmen pflegte. Nach mehrmaligem Kopfschütteln gab der Monarch endlich nach und forderte den Gesandten auf, einen Freundschafts- und Handelsvertrag auf Pergament zu schreiben und ihm denselben zur Unterzeichnung und Besiegelung vorzulegen. Dieß geschah denn auch. Der Vertrag war in beiden Sprachen, Amharisch und Englisch, mit rother Tinte auf ein großes illuminirtes Blatt geschrieben, welches auf der einen Seite oben die heilige Dreieinigkeit, die als das Wappen von Schoa gilt, auf der andern das englische Wappen enthielt."

Geschichte.

Denkmale des Landes Paderborn (monumenta Paderbornensia) von Ferdinand, Freiherr von Fürstenberg, Fürstbischof zu Paderborn und Münster. Aus dem Lateinischen und mit einer Biographie des Verfassers von Fr. J. Micus. Mit 6 Stahlstichen und einer Karte. Paderborn, Junfermann, 1844. Groß 8.

Die erste deutsche Uebersetzung der berühmten Monumenta Paderbornensia. Das Werk ist seines historischen Werthes wegen längst anerkannt, zu den Erwartungen eines günstigen Erfolges aber, dessen sich die Uebersetzung zu erfreuen haben würde, hat der streng katholische Geist, in welchem das Werk abgefaßt ist, ohne Zweifel etwas beigetragen. Ferdinand von Fürstenberg wurde im Anfang des dreißigjährigen Krieges geboren, in Rom selbst zur bischöflichen Würde vorbereitet und dort so geehrt, daß ihn die Akademie der Humoristen zu ihrem Präsidenten wählte. Als Bischof war er stets ein warmer Freund der Jesuiten und auch seine Monumenta schrieb er nicht bloß zu dem patriotischen Zwecke, um sein geliebtes Westphalen zu verherrlichen, sondern zugleich auch zu einem kirchlichen Zwecke. Paderborns Heilquelle war einer jener ersten Lichtpunkte im Dunkel des Heidenthums, an welche die Geschichte der christlichen Eroberung sich anknüpft. Hier hielt Karl der Große seinen Hof, hieher kamen zu ihm die Gesandten aller Lander, selbst aus dem fernen Morgenlande; hieher kam auch der h. Vater selbst aus Rom. Auf diese Beziehung Paderborns zu Rom legt der Fürstbischof ein sehr großes Gewicht. Er spricht im Eingange mit Vorliebe vom Kampfe der tapferen Westphalen wider das heidnische Rom, vom Siege des Arminius über den Varus im Teutoburger Walde rc. Aber mit noch mehr Vorliebe spricht er dann weiter von den glänzenden Zeiten, in welchen das christliche Rom zu den bekehrten Sachsen gekommen sey, um es zu segnen und für immer in Pflichten zu nehmen. Ausführlich theilt er das alte lateinische Gedicht mit, in welchem von der Ankunft des Papstes Leo gesungen wird, wie er eingeritten sey in Paderborn und das Volk ihn angebetet, und der Kaiser ihm Schutz gewährt wider seine Feinde.

Dreimal wirft vor dem Höchsten der Priester sich nieder die Heerschaar.
Dreimal in Demuth stürzet das Volk hin, tief ihn verehrend.
Dreimal fleht für das Volk aus Herzens Tiefe der Bischof.

Die Eintheilung des Werkes ist nicht chronologisch, sondern topographisch. Der Fürstbischof beschreibt die bedeutendsten Orte des Bisthums Paderborn in einzelnen Tableaus, stellt ein Lobgedicht derselben voran und fügt geschichtliche Erörterungen hinzu, welche reich an interessanten Notizen sind. Wir geben hier zur Probe nur eine über den Tod Gustav Adolfs. Indem nämlich der Fürstbischof von Herstelle an der Weser spricht, bemerkt er: „Unter Anderem war man damals auch einig geworden, daß den Falckenbergern ein bestimmter, zum Bau einer Burg angemessener Ort bei Herstelle eingeräumt werden solle. Aus diesem Ort und aus diesem Geschlechte der Falckenberge stammte Theodor Falckenberg, Gustav Adolphs, Königs von Schweden, Hofmarschall, Führer eines Korps zu Fuß und zu Pferde. Er vertheidigte, im Namen seines Königs, Magdeburg gegen Tilly, den Anführer des katholischen Heeres, und fand, während die Stadt von den kaiserlichen Soldaten eingenommen und geplündert wurde, auf dem Walle derselben seinen Tod. Moritz Falckenberg hingegen, Obrist-Lieutenant im Götzischen Reiterkorps, diente dem Kaiser. In der Folge wurde er von den Schweden gefangen genommen, wenige Tage aber vor der Schlacht bei Lützen in Freiheit gesetzt, und nahm an dieser Schlacht Theil. Er war der Erste, der den König von Schweden mit einer bleiernen Kugel verwundete und vom Pferde stürzte. Falckenberg war nämlich noch kurz vorher des Königs Gefangener gewesen und wegen der Verdienste Theodor Falckenbergs von demselben freundschaftlich behandelt worden; er kannte ihn daher von Angesicht sehr wohl. Er ward darauf gleichfalls von feindlichem Spieße durchbohrt, und sank ganz nahe bei dem Könige zu Boden. Als nun der König, durch den verhängnißvollen Schuß niedergestreckt, da lag, kam Johann Schneberg aus Bökendorf, einem Dorfe der Diöcese Paderborn, Adjutant Georg von Oynhausens, Chefs der Reiterei in dem Götzischen Regiment, dazu, durchbohrte ihm mit dem Degen den Unterleib, tödtete ihn, und zog den Entseelten aus. Gerne haben wir diese noch jüngst vollführte That Paderbornischer Krieger, während wir die alten Denkmale durchgehen, hier angeknüpft, und mit Einem Worte zum Andenken der Nachwelt aufgezeichnet, damit nicht etwa Andere (wie denn nach dem Sieg auch Feige sich rühmen!) diesen Ruhm vorweg nehmen. Uns ist sowohl das zuverlässige Wort Derjenigen, welche an dem Treffen Theil nahmen, als auch die goldene Kette, welche Schneberg dem König unter der reichen Beute abnahm und heimbrachte, Zeuge. Wir aber beabsichtigen weiter nichts, als den dem Paderbornischen Namen erworbenen Ruhm der aufrichtigen Wahrheit zuzueignen." Diese Stelle beweist zugleich, in welchem Geiste das Werk geschrieben ist.

Zu den angeführten Thatsachen selbst fügt der Uebersetzer noch bei: „Diese Erzählung stimmt mit der Nachricht Kevenhiller's (XII. 192.) der Hauptsache nach überein. Es heißt bei ihm wörtlich: „Die Relation, so der kaiserlichen Majestät dieses Todes halber in hoc passu überschickt worden, meldet: wie der König seinen fliehenden Völkern habe zu Hülfe kommen wollen, habe ein kaiserlicher Korporal einen Musketier bei der Hand genommen, mit Vermelden, weil er gesehen, daß Jemand vor dem König wiche und ihm Platz gemacht; auf diesen schieße, dann dieser ist was Vornehmes, darauf er angeschlagen, losgebrennt, und dem Könige zum ersten den Arm durchschossen, darauf ein kaiserlicher Squadron Reiter angesetzt, darunter einer in einer blanken Rüstung, so der Obrist-Lieutenant vom Florentinischen Regimente, von Falckenberg soll gewesen seyn, den König durch den Kopf geschossen, daß er von dem Pferde auf die Erde gefallen, und ausgezogen worden, (Ferdinand sagt: Joannes Schneberg, ex Bokendorp,... spoliavit exanimem.) als aber die Schwedischen die Kaiserlichen wieder vertrieben und ihres Königs Körper wieder erlangt, ist gedachter Obrist-Lieutenant auch auf eben dem Platze, da er den König erschossen, ritterlich streitend geblieben (Pariterque hostili telo transfixus concidit proxime regem. Mon. Pad. p. 217). Dieses bestätigt auch eine Thüringisch-Sachsische Chronik vom Jahre 1685 mit den Worten: Die sicherste Relation ist wohl diese, so der Herr Bischof von Paderborn, Herr Ferdinand von Fürstenberg, an einem andern Ort (in annotat. Monum. Paderb.) anführt, nemlich Moritz von Falckenberg, welcher als ein Keyserlicher vormals von den Schweden gefangener Officirer zwei Tage vor dieser Schlacht loß gegeben worden, und dannenhero den König ganz wol gekannt, hätte ihm eine Kugel gegeben, und vom Pferde zuerst geworffen, were aber, weil er vom Könige (?) auch verwundet worden, nebst ihm gefallen, endlich sei Hanß Schneeberg, so aus Bockendorf bei Paderborn bürtig war, und unter des Obristen Gözzens Regiment gehörte, über den halb-todten (?) König kommen, und ihm mit etlichen Stichen den endlichen Rest gegeben, auch den Königlichen Habit ausgezogen. — Der Soldat Suadois sagt (S. 686): Ein feindlicher Küraßier sprengt hervor, versetzt ihm einen Schuß in die Schulter mit den beleidigenden Worten: Bist du denn hier? — Schon lange suche ich Dich! — Diese Worte deuten an, daß nur ein genauer Bekannter, also Moritz von Falckenberg, den König getödtet habe. Hierzu vergl. auch „Der Tod Gustav Adolphs" rc. von F. E. Philippi, Königl. Preuß. Steuer-Rath in Lützen. Leipzig, 1832, S. 68."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 12.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 3. Februar 1845.

Sittengeschichte.

Paris und seine Salons. Von Ferdinand von Gall. Zwei Bände. Oldenburg, Schulze, 1844.

Ein deutscher Edelmann, wie es scheint, noch jung, lernte die ersten Salons in Paris kennen und entwirft davon ein treues und anspruchsloses Bild, bei dem nichts so sehr auffällt, als der himmelweite Unterschied der heutigen guten Gesellschaft und des heutigen guten Tons in Paris von dem des alten Hofes und der alten Aristokratie.

Anerkennend, daß das Volk in Frankreich souverain ist, begab sich unser Reisender, noch ehe er dem König in den Tuilerien aufwartete, in den ersten aller französischen Salons, in den Salon der Nation, d. h. in die Deputirtenkammer; und schon hier frappirte ihn, was er nachher überall wiederfand, die gänzliche Abwesenheit des Feierlichen, Majestätischen, wie des Zarten und Graziösen, das Vorherrschen eines negligeanten Tons, einer studirten Verachtung aller Rücksichten. Nur ein paar kleine Scenen. „Der Minister des Innern besteigt die Rednerbühne, liest das, was die Deputirten beschwören sollen, ab und ruft dann, nach alphabetischer Ordnung, jeden einzelnen Deputirten bei Namen auf. Der Aufgerufene erhebt sich und sagt rasch: Je jure. Das eilige Ablesen der Namen, freilich durch die große Anzahl entschuldigt, das eben so rasche Schwören der Deputirten, in allen Tonarten und in allen Ecken des Saals, nimmt dieser Beeidigung jeden Schein von Feierlichkeit. Etwas trug sich dabei zu, das mich nicht wenig ergötzte, wenn es auch eine malitiöse Tücke des Schicksals war. Der Name Thiers wurde ebenfalls von dem Minister Montalivet gerufen. Der kleine Deputirte, der eifrigste und gefährlichste Gegner des Ministeriums, erhob sich rasch von seinem Sitze, und sagte mit seiner feinen, kaum hörbaren Stimme: Je jure. Ich weiß nicht, ob Montalivet wirklich den Schwur von Thiers nicht hörte, oder ob ihm ein Schwur dieses Mannes, „als Deputirter nur das Wohl des Landes nach bester Ueberzeugung fördern zu wollen," nicht genügte, kurz der Minister rief den Namen Thiers noch einmal auf. Thiers erhob sich zum zweiten Mal, sagte mit einem nicht verborgenen Aerger, daß er schon geschworen habe, wiederholte aber trotz dem noch einmal: Je jure! Thiers war also der Einzige, der zwei Mal geschworen hatte." — „Da erschien der Wagen des Königs. Ein schwaches Vive le Roi empfing ihn in der Mitte der bewaffneten Schaar. Der Mangel an Ehrfurcht, ja einfacher Achtung vor der königlichen Majestät, welchen die Nationalgarde bei dieser Gelegenheit zur Schau trug, empörte mich wahrhaft. Viele aus ihrer Mitte hatten, ehe der König ankam, ihre Reihe verlassen, ihre Gewehre an die Brücke gestellt, und rauchten in ruhiger Andacht ihre Pfeifen oder Cigarren. Nur Wenigen von diesen fiel es ein, auch nur die geringste Rücksicht auf das Erscheinen des Königs zu nehmen. Von denen, welche wenigstens im Gliede stehen geblieben waren, sah ich eben so starke, wenn nicht noch stärkere Dinge. Bei dem Kommando, dem Könige die gebührende Ehre zu erweisen, behielten Viele ihre Gewehre ganz ruhig im Arm, oder bei Fuß; ja ganz in meiner Nähe sah ich wenigstens 18 bis 20 Nationalgardisten, die, in Reihe und Glied stehend, ganz wohlbehaglich fortrauchten, während der König vorüberfuhr!! Ziehe Dir selbst hieraus den nahe liegenden Schluß."

In den Tuilerien fand der Verfasser zwar bei dem großen Hofballe eine immense Pracht entfaltet, doch ging sie mehr von den hier versammelten Repräsentanten fremder Nationen, als vom französischen Throne aus, und auch in dieser glänzenden Gesellschaft machte sich die Unsicherheit dieses Julinsthrons bemerklich. „Alle Nationen Europas, ja viele Völker anderer Welttheile,

hatten ihre Repräsentanten in den Tuilerien, und machten sich durch die bunte Verschiedenheit ihrer Kostüme bemerkbar. Abgesehen von den unzähligen Uniformen aller Nationen, aller Stände und aller Farben, auf welchen die, Vielen so nothwendig scheinenden Toilettengegenstände, nämlich Sterne und Kreuze aller Art, in überreichem Maaße glänzten, sah man das eigenthümliche, geschmackvolle Gewand des schottischen Hochländers, neben der geschmacklosen, durch Sultan Mahmud für seine Armee eingeführten türkischen Uniform; neben der kostbaren, farbenreichen Tracht des stolz und ernst um sich blickenden Arabers sah man ungarische Magnaten in ihrem National-Kostüme, von welchen Mehrere Gewänder trugen, die mit den reichsten Stickereien von Türkisen und andern Edelsteinen fast ganz bedeckt waren; neben der griechischen Nationaltracht glänzte das von schweren Seidenstoffen, mit kostbaren künstlerischen Goldstickereien prangende persische Kleid, und neben diesem wieder zeichnete sich durch vornehme Einfachheit das eigenthümliche Gewand des Indiers aus dem Reiche von Runschid-Sing aus. Denke Dir hierzu mehr als tausend Damen von allen Nationen Europas, die in den Stoffen ihrer Toiletten und an strahlendem Schmuck den größten Luxus entfalteten; denke Dir dazu noch als scharfe Kennzeichen der verschiedenen Nationen die französische Grazie, den spanischen und portugiesischen Stolz, die deutsche Ruhe, die so vielen Engländerinnen eigene Schönheit, die italienische Lebendigkeit, die polnische Coquetterie, und endlich den russischen verletzenden Dünkel, und Du wirst begreifen, daß ein solches Fest dem ruhigen Beobachter ein unauslöschliches Bild aus den größten Verhältnissen des Lebens vor Augen führt. — Die Königin hatte sich, wie immer, mit den Prinzessinnen in dem Saale der Marschälle niedergelassen, und der König und die Prinzen standen in ihrer Nähe. In diesem Saale wird an zwei Stellen getanzt, und Viele, namentlich junge Herren, geben sich die größte Mühe, in dem Kreise vor der Königin ihre Tanzkunst zu produciren, weil diese selbst zu den Bällen, welche sie gibt, auf den großen Bällen die Tänzer aussucht und aufzeichnen laßt, welche sie später mit Einladungen beehren will. In der Quadrille der königlichen Prinzessinnen zu tanzen, wird an dem Hofe des Bürgerkönigs als eine Ehre angesehen, zu der man sich nicht immer anständig drängt. Von dem, was ich jedesmal empfand, wenn ich den König erblickte, will ich schweigen. Aber etwas muß ich Dir mittheilen, und Du wirst es mit mir beklagen. Dieser Mann, der die ganze Macht seines Geistes, alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte rastlos anstrengt, um das Glück seiner Nation, ihren dauernden Wohlstand und die vor Allem so wohlthätige Ruhe nach Innen und Außen zu begründen, und dem auch, man kann es nicht verkennen, Frankreich Vieles verdankt, was unter den schwierigsten Verhältnissen entstanden ist; dieser Mann, sage ich, kann sich nicht anders, als von der lebenden Mauer seiner Adjutanten umgeben, in der Mitte seiner Gäste bewegen, ohne den Freunden seines Thrones die gerechtesten Besorgnisse wegen eines Mörders Hand einzuflößen."

Nun geht die Betrachtung zu den übrigen Salons der großen Welt über. Vor allem macht der Verfasser die gute Bemerkung, daß man in Deutschland mehr die mittlere und selbst schlechte Gesellschaft von Paris nachahmt, als die beste. „Sowohl die Damen als die Herren der guten Gesellschaft vermeiden stets alles Auffallende, und suchen nur durch das Geschmackvolle und Einfache den Ansprüchen der Toilette zu genügen. Gerade diese vornehme Einfachheit der Toiletten der Damen, welche alles Ueberladene und Bunte vermeidet, ferner die Frische und das Duftige der Stoffe, die Harmonie im Ganzen, sind es, welche uns in den Pariser Salons so angenehm berühren. Nur die verheiratheten Damen tragen Schmuck. Wer in Deutschland in die größere Welt eintreten und sich darin mit dem Gefühl der Behaglichkeit bewegen will, denkt vor Allem daran, in moderner Kleidung zu erscheinen. In Paris verlangt man nur einen anständigen, nicht lächerlichen Anzug, ob modern oder nicht, wird kaum bemerkt. Die Grisetten auf den Boulevards, die Herren Commis voyageurs, die Incroyables rc. richten sich freilich streng nach dem Modenjournale, und unterscheiden sich gerade durch dasjenige von der bessern Gesellschaft, wodurch sie ihr gleichzukommen glauben. Ich kenne in der Gesellschaft vornehme, gefeierte Damen, welche, namentlich auf Bällen, immer in einem einfachen, weißen Kleide erscheinen, fast ganz ohne Verzierung und ohne in die Augen fallende Veränderungen. In dieser Beziehung dürften die deutschen Damen, mehr als es geschieht, sich die Pariserinnen zum Vorbilde nehmen. Die Putzmacherinnen und Fabrikanten haben freilich mehr Ursache als die Väter und Ehemänner, den deutschen Frauen herzlich dafür zu danken, daß sie sich keinem Gesetze mit größerer Gewissenhaftigkeit, mit mehr Ausdauer und Fügsamkeit unterwerfen, als dem Gesetze der Pariser Journal-Moden." Der Verfasser bemerkt ferner, es sey in Paris ein Zeichen des schlechten Tons, überhaupt von Toilette viel zu sprechen.

Was die Salons selbst betrifft, so findet sie der Verfasser im Allgemeinen, einige glänzende Ausnahmen abgerechnet, weder groß noch comfortabel genug. Eine abgeschmackte Mode ladet viel mehr Gäste ein, als Platz finden können, was man in Deutschland „des Schweißes

der Edeln" werth gefunden hat. Daß in einem solchen Gedränge die Grazien erdrückt werden und nicht Raum finden, ihre Reize geltend zu machen, versteht sich von selbst. Aber auch in den weniger zahlreichen Gesellschaften hat der Verfasser überall die alten französischen Grazien vermißt. „Auch die Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, früher ein unbestrittenes Eigenthum der Französin, sind, wenigstens in den hiesigen Salons, ganz von ihr gewichen. Ueberfättigt von den Genüssen größerer Lebensverhältnisse, ist ihr nur das Bedürfniß geblieben, sich in das Gewühl des geselligen Lebens zu stürzen; ohne es aber zu verstehen, diesem den wahren Reiz abzugewinnen. Kälte, Egoismus, Theilnahmlosigkeit, Sucht nach äußerem Glanze, sind Eigenschaften, welchen man auf Seiten des schönen Geschlechts hier viel begegnet, und der größte Theil der Frauen, selbst die reichsten, sind sehr empfänglich für das, was ihnen nur der Reichthum Anderer bieten kann. Auch das Herz der Pariserin, welches ehedem so leicht in Feuer und Flammen zu versetzen gewesen seyn soll, ist durch mehrere der eben angegebenen Eigenschaften von kälterer Komplexion geworden. Einer edlen, aufopfernden Neigung soll es nicht leicht mehr fähig seyn. Wenn die Pariserin auch ein lebendigeres Interesse für einen Mann zu empfinden, ja diesen zu lieben glaubt, so gibt sie doch in Wahrheit durch dieses Gefühl der Alles beherrschenden Eigenliebe nur eine gefällige Form. So wird, mit wenigen Ausnahmen, stets die in der großen Welt lebende Pariserin sich zeigen, welche man sich noch bis auf den heutigen Tag im Auslande so häufig als ein Modell der weiblichen Liebenswürdigkeit vorstellt. Wenn dieses nur meine Anschauung allein wäre, würde ich sie mit Mißtrauen gegen mich selbst und deßhalb öffentlich gar nicht aussprechen; sie steht aber im Einklange mit der Ueberzeugung von Männern, welche Jahre lang in Paris leben, und auf deren Ansichten ich mit Recht Gewicht legen kann. Am meisten fiel mir auf, daß man von der den Parisern früher so eigen gewesenen Galanterie gegen Damen auch keine Spur mehr, in dem gesellschaftlichen Leben wenigstens, findet. — Das sogenannte Courmachen ist gänzlich aus den Zirkeln der vornehmen Welt, als nicht mehr zum guten Tone gehörig, verbannt. Der sich in den höheren Salons bewegende Franzose, namentlich der jüngeren Generation, sucht sogar etwas darin, von den Damen in der Gesellschaft so wenig Notiz als möglich zu nehmen. Man sieht öfters lange, doppelte Reihen von Damen den Ballsaal garniren, ohne daß man einen einzigen Herrn in Unterredung mit ihnen bemerken könnte. Daß aber sogar der in Paris lebende Franzose des gebildeteren Standes, oft augenscheinlich absichtlich, die allergewöhnlichste Höflichkeit gegen Frauen aus dem Auge läßt, wie ich es unzählige Male gesehen habe, das hätte ich mir bei meinen früheren Vorstellungen von dem gebildeten Franzosen, dessen gesellschaftliche Bildung und Gewandtheit einen europäischen Ruf erlangt hatte, nie denken können. Eine natürliche Folge davon ist, daß in den Reunionen eine Stille und Ruhe herrscht, die man in andern Städten bei größeren Gesellschaften gewiß nur ausnahmsweise bemerken wird. An einer besonderen, aus einer allgemeinen Heiterkeit hervorgehenden Lebendigkeit habe ich mich in den Zirkeln der vornehmen Pariser Welt nie erfreuen können."

Der Untergang der alten Galanterie berechtigt übrigens nicht zu dem Schlusse, daß eine strengere Moralität eingetreten sey. Herr von Gall beschreibt einen Maskenball, auf dem die bestialische Natur die nur affektirte Pruderie von sich wirft. „Charakteristisch für diese Bälle ist die beispiellose, unglaubliche Schamlosigkeit, mit welcher die Tanzenden in den Tanz durch unzweideutige Pantomimen Dinge legen, welche Jeden, dem nur noch ein Funke von Zartgefühl geblieben ist, mit Abscheu und Ekel erfüllen müssen; während man, sonderbarer Weise, außer den Tänzen, gewiß nur höchst selten etwas sehen wird, was die Gesetze des Anstandes verletzt. Der Tanz, in welchem die erwähnte Gemeinheit mit beispielloser Frechheit zur Schau getragen wird, ist die gewöhnliche französische Quadrille. Wenn die Tanzenden durch Pantomimen zwar jedes Zartgefühl schon tief verletzen, aber doch noch nicht so weit gehen, um befürchten zu müssen, von den anwesenden Polizei-Agenten aus dem Saale gewiesen zu werden, dann heißt diese Tanzart Quincan. Wenn hingegen jedes sittliche Gefühl durch die Art des Tanzes mit Füßen getreten wird, wenn sich endlich die sergeants de ville nach langem Zögern veranlaßt finden können, den so Tanzenden mit den gewöhnlichen Worten: Dansez plus décemment ou l'on vous mettra à la porte! auf den Anstand aufmerksam zu machen, dann heißt diese höhere Steigerung, oder besser gesagt: dieses tiefere Herabsinken, Chahue. — Man muß aber ja nicht glauben, daß auf diesen Bällen die Hefe der niedern Volksklasse den größten Theil der Gesellschaft ausmache, was man nach dem eben Gesagten allerdings sehr berechtigt seyn könnte, anzunehmen. Der Eintrittspreis von fünf Franken schließt natürlich die ärmere Klasse von diesen Versammlungen aus. Fast alle anwesende Herren gehören dem sogenannten gebildeten und zum großen Theile dem vornehmen Stande, die anwesenden Frauen aber meist dem in Paris so zahlreichen Stande der unterhaltenen Frauen an." Von diesen Frauen, die der Verfasser vorzugsweise „die gefährlichen" nennt, gibt er

in einem besondern Kapitel eine ausführliche Schilderung. „Durch zwei Eigenschaften werden diese Frauen vorzugsweise charakterisirt, „durch Eigennutz und Leichtsinn." Wer thöricht genug seyn sollte zu glauben, einer solcher Freundin wahrer Freund zu seyn, würde sich sehr täuschen. Das stärkere oder schwächere Fließen des Goldstromes ist das Einzige, wodurch der Grad und die Beständigkeit der Zuneigung dieser Frauen bestimmt wird. Aus demselben Grunde haben sie denn auch in ihrem Herzen Platz für Viele ꝛc."

Wir wollen uns mit der Bezeichnung dieser allgemeinen Charakterzüge des Pariser Lebens begnügen, ohne dem Verfasser in die einzelnen Salons zu folgen und seiner mannigfachen persönlichen Bekanntschaften zu erwähnen. Doch können wir uns nicht enthalten, aus dem kleinen Theater des Palais Royal einen charakteristischen Zug anzuführen, welcher die der Nation angeborne leichtsinnige Unverschämtheit in ein klares Licht setzt. Jenes Theater führt die schändlichsten Stücke auf, die das moralische Gefühl aufs tiefste empören. Die Direktion, die Theaterdichter, die Schauspieler wissen und empfinden das wohl, sie verachten sich selbst; aber diese Verachtung wird zu einer neuen Erwerbsquelle für sie, zu einem neuen Reiz, womit sie ihr Publikum anlocken. „In dem Petit théâtre du palais royal wurde das Stück „Un scandale publique" gegeben. Man hatte es mir seiner Eigenthümlichkeit wegen empfohlen, und mich auch vorher mit seinem Gange bekannt gemacht. Gleich von Anfang an erschien es als eins jener unmoralischen Stücke, die leider heut zu Tage so oft über die französische Bühne gehen. Bei einer etwas starken Stelle hörte man plötzlich aus der unteren Logen-Reihe einen lauten Schrei. Alle Augen wandten sich nach dieser Seite, und man erblickte eine Dame, die in Ohnmacht zu liegen schien. Ein neben ihr sitzender Herr fragte so laut, daß es fast im ganzen Hause gehört werden konnte: „ob vielleicht keiner der Anwesenden ein Flacon bei sich führe?" Dieses fand sich denn auch, und die Dame wurde rasch zum Bewußtseyn zurückgerufen. Während dessen ging das Stück ruhig seinen Gang fort. Da erhob sich plötzlich die erwähnte Dame in ihrer Loge, schleuderte den Schauspielern einen Strom der bittersten Vorwürfe entgegen, und fragte sie, wie sie es wagen könnten, mit solchem erbärmlichen Zeuge dem Publikum gegenüber aufzutreten? Alle, die mit dem Gange des Stückes schon vertraut waren, oder welche die beliebte Schauspielerin Mlle. Dejazet in der erwähnten Sittenpredigerin erkannten, verhielten sich natürlich ruhig. Aber Viele, welche nicht wußten, was die erwähnte Scene zu bedeuten hatte, machten ihrem Unmuth über diese unanständige Unterbrechung durch den bekannten Ruf: „à la porte, à la porte" Luft, und ein neben mir sitzender, dicker Engländer, der ganz erstaunt und höchst ergötzt aufgestanden war, und mit großer Theilnahme der zankenden Dame zuhörte, sah mich lächelnd an und sagte mit seinem eigenthümlichen englischen Accent: „Oh Dieu, quelle femme, quelle femme!" Während dessen erkannte ein Herr in der dritten Logenreihe in der so ohne alle Zurückhaltung hervortretenden Dame seine Frau, die, wie er unter andern sagte, gegen sein Verbot das Theater besucht habe. Nun entspann sich ein höchst komischer ehelicher Zwist, in den sich bald Personen aus allen Ecken des Theatersaals einmischten, und dem Ganzen eine Wendung gaben, daß Jeder merken konnte, daß in dem Hause vertheilte Schauspieler ein Stück ganz eigener Art zur Aufführung brachten."

Die hier mitgetheilten Bilder aus dem Pariser Leben werden hinreichen, das Werk, aus dem sie geschöpft sind, zu empfehlen.

Dichtkunst.

Aminta, fabula pastoril de T. Taso, trad. al castellano por D. Juan de Jauregui. Zum erstenmal in Deutschland herausgegeben mit Einleitung ꝛc. von Dr. L. Th. Herbst. Königsberg, Gebr. Bornträger, 1844.

Tassos berühmtes, durch seine herrliche Sprache und tiefe Liebesgluth ausgezeichnetes Hirtengedicht in einer spanischen Uebersetzung, welche das Original mit musterhafter Treue wiedergibt und insofern sogar verbessert, als sie, ohne irgend etwas hinzuzusetzen oder zu fälschen, nur hin und wieder schwache, gedehnte oder unpassende Stellen des Originals wegläßt. So einen Gemeinplatz I. 1. nach Vers 41. So ein Bild, das im Munde eines Mädchens nicht wohl schicklich ist I. 1. nach 39. Der Spanier hat in diesen kleinen Aenderungen sehr viel Takt verrathen. Daher glaubt der Herausgeber, eine Vergleichung dieser spanischen Uebersetzung, in welcher die ganze Energie der spanischen Sprache und des spanischen Geistes hervortritt, mit dem italienischen Originale eigne sich besser als irgend etwas Anderes, seine Zuhörer in die poetische Sprache beider Nationen einzuweihen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 13.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 5. Februar 1845.

Mährchen.

Neue Mährchen von H. C. Andersen. Aus dem Dänischen von Dr. Le Petit. Mit 6 Bildern. Hamburg, Kittler, 1845.

Die Bilder sind unter aller Kritik und hätten um so mehr wegbleiben sollen, als zu dem wirklich sehr lieblichen Inhalt der Mährchen auch nur zart und geistreich ausgeführte Illustrationen sich eignen. Es macht einen sehr widrigen Eindruck, in einem guten Buche so schlechte Bilder zu finden.

Die Mährchen von Andersen lassen das uralte poetische Wunder mitten in unsre moderne Welt hineinspielen, ungefähr wie die Mährchen von Callot-Hoffmann, doch ohne das Schauerliche, was diesem eigen ist, und mehr nur rührend oder von heiterm Humor. Andersen liebt es, das Jammervolle und Entsetzliche in Wonne umzuwandeln, während Callot-Hoffmann in der Regel den umgekehrten Weg einschlug. So läßt er gleich im ersten Mährchen aus einem verkrüppelten und verwahrlosten Kinde einen schönen Engel werden.

Das zweite Mährchen handelt von einer wundersüß flötenden Nachtigall im Park des chinesischen Kaisers. Alles gemeine Volk, alle Reisenden kennen diese süße Stimme, deren Ruhm die ganze Welt durchdringt und deren auch in vielen Schriften gedacht wird, von der aber der Kaiser und der Hof, obgleich sie die Sängerin in nächster Nähe haben, nichts wissen. „Der Beherrscher des himmlischen Reiches saß in seinem goldenen Sessel, las und las, alle zwei bis drei Sekunden nickte er mit dem Kopfe; denn es machte ihm außerordentlich viel Vergnügen, die prächtigen Beschreibungen, die pompösen Schilderungen von der Stadt, dem Schlosse und dem Garten allergnädigst zu durchblattern. — „Aber die Nachtigall ist doch das Allerbeste!“ So stand an mehreren Stellen im Buche geschrieben. — „Was soll das bedeuten? sagte der Kaiser, — die Nachtigall! Die kenne ich ja gar nicht! Ist denn wirklich ein solcher Vogel in meinem Kaiserreiche vorhanden, und noch obenein in meinem Garten? Dergleichen muß man erst durchs Lesen erfahren!“ — Und jetzt beschied er seinen Cavalier zu sich, welcher so vornehm war, daß er, wenn Jemand, der im Rang unter ihm stand, ihn anzureden, oder ihn um etwas zu fragen wagte, weiter nichts zu antworten brauchte, als: „Pe!“ Und das will gar nichts sagen. — „Hier soll ja ein höchst merkwürdiger Vogel seyn, die Nachtigall genannt,“ äußerte sich der Kaiser gravitätisch. „Es heißt, dieß Thierchen solle die köstlichste Seltenheit in meinen unermeßlichen Staaten seyn. Weßhald hat man mir nie das Mindeste davon gemeldet?“ — „Entschuldigen Ew. Majestät, aber ich habe ein solches Geschöpf nie früher nennen hören,“ entgegnete der Cavalier. „Die Person ist auf jeden Fall nie früher bei Hofe vorgestellt worden,“ verbesserte er sich. — „Ich will, daß sie heute Abend herkommen und vor mir singen soll,“ befahl der Kaiser. „Da weiß die ganze Welt, was ich habe, und ich selbst weiß es nicht!“ — „Ich habe den Namen nie früher gehört,“ versicherte von Neuem der Cavalier unterthänigst. „Aber ich werde die Person suchen, ich werde sie finden!“ — Aber wo war der melodische Zaubervogel zu finden? Der Cavalier lief Treppe auf, Treppe ab, rannte durch Säle und Gänge; Keiner von denen, die er in den Gemächern antraf, hatte je von der Nachtigall sprechen hören. Und der Cavalier lief wieder zum Kaiser, und sagte, daß es gewiß eine von den vielen Fabeln seyn müsse, die häufig in Büchern ständen. — „Ew. Majestät sollten nicht alles glauben, was gedruckt oder geschrieben wird,“ meinte er, mit der Stirn die Erde berührend. „Es ist eine bloße Erfindung und etwas, das man die schwarze Kunst nennt.“ — „Aber das Buch, worin ich es gelesen habe,“ sagte der Kaiser, „ist mir von dem großmächtigen Kaiser von Japan zugesandt worden, also kann darin keine Unwahrheit enthalten seyn. Kurz, ich will die Nachtigall hören!

Sie soll heute Abend hier seyn, denn ich bin Willens, ihr meine höchste Gnade zu schenken. Und erscheint sie nicht zur rechten Zeit in meinem Palais, so erhält, wenn hier zu Abend gespeist wird, der ganze Hof eine derbe Bastonade auf den leeren Magen." — „Tsing — za!" stöhnte der Cavalier, und stürmte wieder Trepp' auf, Trepp' ab, durch Säle und Gänge; und der halbe Hofstaat lief mit, denn die guten Leute wollten sich gern die angedrohten Schläge auf den leeren Magen ersparen. Da gab es ein Forschen, ein Fragen nach der merkwürdigen Nachtigall, welche sonst die ganze Welt, beim kaiserlichen Hofe aber Niemand kannte. — Endlich stießen sie in der Küche auf ein armes, kleines Mädchen, die Tochter eines der untersten Köche. Sie rief aus: — O, mein Gott, die Nachtigall! Die kenne ich wohl! ꝛc." Der Cavalier läßt sich herab, der Küchenmagd zu folgen und die Nachtigall nach Hofe einzuladen. Sie kommt, wird bewundert und in einen Käfig gesperrt, um noch öfter bewundert werden zu können; bis ein Spekulant eine künstliche Nachtigall mit einer Spieluhr im Bauche verfertigt, und sie mit Edelsteinen übersäet, worauf denn der neue und schöne Vogel den alten aussticht, der glücklich in seinen grünen Wald entkommt, aber freiwillig zurückkehrt, als der Kaiser schwer erkrankt und durch ihren lieblichen Gesang den Tod selbst verscheucht. Bis auf den etwas zu sentimentalen Schluß ist dieses Mährchen eine vortreffliche Satire auf das Verhältniß der Könige zu den Dichtern.

Das dritte Mährchen schildert die unglückliche Liebe eines Kreisels zu einem stolzen bunten Lederball und die Rache des Schicksals, das den Kreisel vergoldet und lange dauern, den Ball aber verschrumpfen und verderben läßt. — Im vierten Mährchen geräth ein Prinz zur Mutter der Winde, die ihn von einem ihrer gewaltigen Söhne ins Paradies bringen läßt, das er aber durch Neugier und Lüsternheit so gut verliert, wie weiland Vater Adam. — Im fünften Mährchen bedient sich ein Jüngling eines Zauberkoffers, um mittelst desselben durch die Luft zu einer schönen Prinzessin zu fliegen, läßt aber aus Eitelkeit die Wunder des Koffers zu viel sehen, bis derselbe zu Grunde geht und er nun nicht mehr zu der Prinzessin kommen kann. — Das sechste und siebente Mährchen sentimental und ziemlich unbedeutend.

Das achte ist das längste und beste, „die Galoschen des Glücks" betitelt. Dame Fortuna schenkt einem Justizrath ein Paar Galoschen, welchen die Kraft innewohnt, daß sie den, der sie anhat, überall hin bringen, wohin er sich wünscht. Der Justizrath, der von dieser Wundergabe seiner Galoschen nichts weiß, studirt einmal Geschichte und wünscht zu wissen, wie Kopenhagen in der Vorzeit ausgesehen habe. Augenblicklich wird er um etliche Jahrhunderte zurückversetzt, und weiß sich vor Erstaunen kaum zu fassen, findet aber alle Einrichtungen der alten Stadt so unbequem, daß er froh ist, in die Gegenwart zurückversetzt zu werden. Gewiß ein sehr gutes poetisches Motiv, das vielleicht noch ausbündiger hätte benutzt werden können. Der Justizrath wirft die Galoschen weg; ein Nachtwächter findet sie, wünscht sich in den Mond und — ist dort. Diese Mondreise ist indeß nicht sehr pikant durchgeführt. Die Galoschen kommen in die dritte Hand und an die Füße eines Jünglings, der gern wissen möchte, wie es den Mädchen ums Herz ist, und der nun alle jungfräulichen Herzen seiner Umgebung durchprüft, was ihn so erschöpft, daß er toll zu werden fürchtet und ein Sturzbad nimmt. Ein Kopist findet die stehen gebliebenen Galoschen, wünscht sich ein Dichter zu seyn und wird es, hat das Unglück, sofort eine tirilirende Lerche seyn zu wollen und wird es auch, entkommt aber dem Vogellande glücklich. Die Galoschen gerathen an einen jungen Theologen, der so weise ist, sich das beste Glück zu wünschen, was es für den Menschen geben kann, und augenblicklich — todt da liegt.

Das neunte Mährchen ist auch recht humoristisch. Ein Prinz, den eine Prinzessin verschmäht, gewinnt ihr unter der Verkleidung eines Schweinhirten bloß für ein elendes Spielzeug, das ihre Neugier erweckt, hundert Küsse ab. Ungefähr wie Wielands: die den Gott verschmäht, läßt sich vom Ochsen bethören. — Im zehnten Mährchen wird der Buchweizen durch Blitzschlag verbrannt, weil er sich nicht, wie die Aehren des übrigen Getreides, beugen wollte. — Im elften ist der Held, ganz wie in einem Kindermährchen von Callot-Hoffmann, ein bleierner Soldat. — Das zwölfte ist eine Variation der allbekannten Schwansage von den in Schwäne verwandelten Brüdern, die ihre Schwester erlöst. Zum Schluß eine Sage vom Sandmann, ganz an die von Callot-Hoffmann erinnernd, nur viel heiterer, und ein Entenmährchen.

Wir können diese artigen Mährchen als eine sehr angenehme Lektüre empfehlen.

Geschichte.

Die französische Revolution. Eine Historie von Eduard Carlyle. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Drei Theile. Leipzig und Paris, Brockhaus und Avenarius, 1844.

„Eine Historie," das will sagen, eine Erzählung, keine Forschung. Das Werk stellt keine neuen

Untersuchungen an und gewinnt keine neuen Resultate, erzählt uns aber die Geschichte der französischen Revolution auf eine neue, und in der That pikante Weise.

Der Reiz dieser Darstellung liegt hauptsächlich in etwas Malerischem. Der Verfasser stellt uns die Personen und den Schauplatz der Handlung immer sehr lebendig vor das innere Auge, und beschäftigt die Phantasie sehr angenehm. Da dieser Reiz nun vollkommen genügt, so scheint es uns, der Verfasser hätte nicht nöthig gehabt, auch noch durch rhetorische Mittel Effekt erzielen zu wollen. Er hat sich doppelt und im Uebermaaße angestrengt, aber die Effekte stürmen nun zu dicht auf den Leser ein und machen ihm die Lektüre selbst anstrengend. Unter den rhetorischen Mitteln kommt gar zu oft die Anrede an die handelnden Personen oder auch an den Leser vor. Indem der Verfasser z. B. I. 45 das Elend der untern Volksklassen zur Folie der Ueppigkeit in den höhern Ständen macht, redet er die letztern an: „o purpurne Durchlaucht, Heiligkeit, Ehrwürdigkeit; du z. B. Kardinal Großalmosenier mit deiner plüschenen Ehrenbedeckung ꝛc." Indem die Flucht des Königs nach Varennes geschildert werden soll II. 208 heißt es: „Am Montag den 20. Juni 1791 um 11 Uhr Abends rollt oder steht noch manche Lohnkutsche in den Straßen von Paris. Aber vor allen, o Leser, empfehlen wir dir eine, die dort in der Rue d'Echelle ꝛc." Man begreift, daß die Kutsche gemeint ist, in welcher der König entfliehen will. Aber warum so viel rhetorische Umschweife?

Die Uebersetzung ist zuweilen vernachläßigt und der Druck hin und wieder unkorrekt. Herr Brockhaus hätte das immerhin sehr anziehende Gemälde von Carlyle etwas sorgfältiger ausstatten sollen. Theil I. S. 57 z. B. lesen wir „das spottende Paris ist plötzlich vom Heldenkultus voll Ehrfurcht und Andacht geworden." Soll heißen „ein" Heldenkultus. Auf derselben Seite wird Voltaire unter „unsterblichen" Vivats gekrönt. Auf derselben Seite „dazu kommt nur noch, daß ꝛc." Aber das nur hat keinen Sinn, es muß „nun" heißen. Auch ist die Sprache schleppend. Auf derselben Seite heißt es von Voltaire: „Ihre Majestät selbst hatte den Gedanken, ihn zu sich zu bescheiden, ließ sich aber davon abreden (soll heißen abbringen, oder ließ es sich ausreden). Auch überlege die Majestät es wohl. Der ganze Zweck und Inhalt von dieses Mannes Daseyn ist gewesen, alles, worauf die Majestät und der Gottesdienst in Frankreich für den Augenblick (?) beruht, zu untergraben und zu vernichten, und so erkennt ihn die Welt an? Mit Vergötterung als ihren Propheten und Sprecher, der *das* weise gesprochen hat, was sie zu sagen verlangt?" Das klingt denn doch arg schülerhaft. Wenn das geistvolle Werk Carlyles in der Uebersetzung die zweite Auflage erlebt, wie nicht zu zweifeln ist, so wäre sehr zu wünschen, daß der Styl elastischer würde.

Um von dem malerischen Talente Carlyles eine Probe zu geben, wählen wir die ergreifende Schilderung des Konvents aus in den Schreckenstagen, in welchen der König verurtheilt wurde. „Paris wogt in zahlloser Menge geräuschvoll um den Saal. Europa und alle Völker horchen auf den Bescheid. Ein Deputirter nach dem andern soll auf seinen Namen antworten: „Schuldig oder unschuldig." — Was die Schuld anbetrifft, so herrscht, wie schon erwähnt, darüber bei Patrioten kein Zweifel. So gut wie einstimmig spricht der Konvent die Schuld aus, nur schwache Achtundzwanzig stimmen, nicht für die Unschuld sondern stimmen überhaupt nicht. Auch über die zweite Frage ist kein Zweifel, was auch die Girondisten sich einbilden mochten. Wäre die Appellation an das Volk nicht ein anderer Name für bürgerlichen Krieg? Eine Majorität von Zwei gegen Einen entscheidet, daß keine Appellation statt finden solle; auch das ist abgemacht. Jetzt, um zehn Uhr, mag der laute Patriotismus sich für die Nacht beruhigen und nicht ohne Hoffnung zu Bett begeben. Der Dienstag ist gut gegangen. Morgen kommt die Frage: Welche Strafe? Morgen ist der große Entscheid. — Man kann sich daher denken, ob an dem Mittwochmorgen der Patriotismus zusammenströmt, ob Paris auf den Zehen steht und alle Deputirte auf ihren Posten sind! Siebenhundertundneunundvierzig ehrenwerthe Deputirte; nur etwa zwanzig auf Sendungen abwesend, Duchâtel und sieben andere durch Krankheit abgehalten. Unterdeß steht der harrende Patriotismus auf den Zehen, muß nothwendig Geduld haben. Denn Mittwoch vergeht wieder unter hitzigen Debatten, da die Girondisten eine *Majorität von drei Viertel* verlangen, die Patrioten sich dem mit aller Gewalt widersetzen. Danton, der gerade von seiner Sendung nach den Niederlanden zurückgekehrt ist, setzt gegen den Antrag der Gironde die *Tagesordnung* durch, ja, setzt ferner durch, daß man entscheidet sans désemparer, in permanenter Sitzung, bis die Sache abgethan ist. — Und so beginnt endlich um acht Uhr Abends die dritte gewaltige Abstimmung mit Namensaufruf, appel nominal. Welche Strafe? Unentschiedene Girondisten, entschiedene Patrioten, Feinde des Königthums, Feinde der Anarchie: alle müssen hier Rede und Antwort stehen. Zahlloser Patriotismus wogt beim trüben Lampenlicht in allen Corridors, drängt sich auf allen Gallerien, finster des Ausganges harrend. Versammlungsdiener rufen gellend jeden einzelnen beim Namen und Departement auf, man muß auf die Tribune steigen und reden. — Augenzeugen stellen uns diese

dritte Abstimmung und die andern, die daraus entsprangen, als eine der merkwürdigsten Scenen dar, die man in der Revolution gesehen, als eine Scene, die mit wenigen kurzen Unterbrechungen von Mittwoch bis Sonntag Morgen dauerte. Die lange Nacht wird wieder Tag, die Blässe des Morgens verbreitet sich über alle Gesichter, und wieder sinken die Schatten des Winters und trübes Lampenlicht brennt; aber durch Tag und Nacht, durch den Wechsel der Stunden steigt ein Deputirter nach dem andern auf die Stufen der Tribune, hält hier im hellern Licht inne, um sein Schicksalswort zu sprechen, und taucht dann wieder unter ins dunkle Gedränge. Wie Gespenster in der Mitternachtsstunde! Nie überwachte Präsident Vergniaud oder irgend ein irdischer Präsident eine solche Sitzung. Das Leben eines Königs und so Vieles, das davon abhängt, schwebt zitternd in der Wage. Deputirter auf Deputirter steigt hinauf, das Summen wird still, bis er gesprochen; Tod, Verbannung, Einkerkerung bis zum Frieden. Viele sagen Tod mit so behutsamen, wohl studirten Phrasen und Paragraphen zur Erklärung, zur Bekräftigung, zur Empfehlung an die Gnade, als sie nur irgend aussinnen können. Viele sagen auch Verbannung, etwas weniger als Tod. Die Wagschale schwankt, noch kann Niemand sagen, wohin. Und darüber brüllt der besorgte Patriotismus, durch kein Ansehen zur Ruhe zu verweisen. — Bei dem grimmigen Brüllen des Patriotismus sagen die armen Girondisten, viele von ihnen, Tod, das traurige Wort durch kurze Sophismen motivirend. Vergniaud selbst sagt Tod, durch Sophismen motivirend. Der reiche Lepelletier St.-Fargeau hatte zum Adel und dann in der Constituante zur patriotischen Linken gehört und hatte dort und anderswo nicht wenig gegen die Todesstrafe geredet und berichtet. Nichtsdestoweniger sagt er jetzt Tod, ein Wort, das ihm theuer zu stehen kommen könnte. Manuel stand im letzten August gewiß auf Seite der Entschiedenen, aber seit dem September und den Septemberscenen ist er immer im Sinken gewesen. Besonders hier im Konvent konnte kein Wort, das er sprach, Gunst bei dem Volke finden, jetzt sagt er Verbannung und verläßt in stummem Zorn den Platz für immer. Philipp Egalité stimmt auf Ehre und Gewissen für den Tod, worüber selbst der Patriotismus den Kopf schüttelt, und ein Murren und Schaudern läuft durch den Saal. Robespierre's Stimme kann nicht zweifelhaft seyn, seine Rede ist lang. Man sieht die Gestalt des scharfen Sieyes hinaufsteigen; kaum verweilend, nur im Vorübergehen sagt die Gestalt: „La mort sans phrase, Tod ohne Phrasen" und steigt wieder hinunter. Wie Gespenster in der Mitternachtsstunde! — Und doch, wenn der Leser denkt, daß das Ganze einen leichenartigen, traurigen oder nur ernsten Charakter trägt, so irrt er sich sehr. Die Saalwärter in der Gegend des Berges, sagt Mercier, sind wie Logenwärter in der Oper, sie öffnen und schließen die Galerien für privilegirte Personen, für Maitressen Egalité's oder andere hochgeputzte Damen von Stande. Galante Deputirte kommen und gehen, traktiren mit Eis und Erfrischungen, unter Geplauder; die hochgeputzten Köpfe nicken zum Dank, einige von ihnen haben Karte und Nadel und stechen da Ja und Nein an, wie bei rouge et noir. Weiter oben herrscht Mutter Duchesse mit ihren ungeschminkten Amazonen, die sich nicht abhalten lassen von langen Hahas, wenn die Stimme nicht Tod ist. Hier auf diesen Galerien trinkt man Wein und Branntwein wie in offener Schenke, en pleine tabagie. In allen Kaffeehäusern in der Nähe sind Wetten im Gange. Aber drinnen im Saal ist jetzt Müdigkeit, Ungeduld, äußerster Ueberdruß auf allen Gesichtern zu lesen, nur dann und wann ein Lichtstrahl, je nach dem Wechsel des Spiels. Mitglieder sind eingeschlafen, man kommt und weckt sie, damit sie ihre Stimme abgeben; andere berechnen, ob sie noch Zeit haben, eiligst zum Essen zu gehen. Gestalten tauchen auf, blaß wie Phantome beim trüben Licht, sprechen von der Tribune nur das eine Wort: Tod! Tout est optique, sagt Mercier, Alles ist wie ein optischer Schatten. Tief in der Donnerstagsnacht, als schon das Abstimmen vorüber ist und die Sekretäre die Stimmen zusammenzählen, kommt, gespensterhafter als alle andern, der kranke Duchâtel, in einem Sessel getragen, in Tücher gehüllt, um für Gnade zu stimmen. Eine einzige Stimme, wie man meint, kann entscheiden. Doch nein! In der tiefsten Stille muß Vergniaud mit schmerzlicher Stimme sagen: Ich erkläre im Namen des Konvents, daß die über Louis Capet verhängte Strafe der Tod ist."

Roman.

Iwan. Ein Roman von Henriette von Bissing. Zwei Theile. Hannover, Hahn, 1844.

Die Geschichte eines polnischen Flüchtlings, der nach langen Unglücksproben unter fremdem Namen in seine Heimath zurückkehrt und hier ungestört lebt, weil der Kaiser großmüthig seine Anwesenheit ignorirt. Das Anziehendste in diesem Roman ist die Episode auf den Gütern des Fürsten Wronzkoi. Ein hoffärtiger Intendant hat die Güter in Abwesenheit des Fürsten viele Jahre unumschränkt und tyrannisch verwaltet und macht eben einer glänzenden Gesellschaft die Honneurs, als der Fürst incognito dazukommt und plötzlich dem Erschreckten sagt, wer er ist, und Rechenschaft fordert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 14.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 7. Februar 1845.

Naturkunde.

Versuch einer neuen Theorie der Hagelbildung von Dr. Wilh. Schwaab. Cassel, in Commission bei Luckhardt, 1844.

In Nr. 69 des Literaturblatts von 1837 sprachen wir über das Werk von Ideler, welches die verschiedenen Theorien der Hagelbildung von den ältesten Zeiten an übersichtlich zusammenstellt und sich schließlich an die Theorie Leopolds von Buch hält, welcher den Hagel aus dem aufsteigenden Luftstrom erklärt, dessen Wasserdämpfe, wie sie in die höchsten Regionen aufsteigen, in Tropfen niedergeschlagen werden und im Herabfallen gefrieren. De Luc, Lichtenberg, Muschenbroek rc. glaubten hauptsächlich die Elektricität bei der Hagelbildung betheiligt. Volney hat insbesondere auf die lebhafte Bewegung der Luft und auf den jederzeit den Hagel umtreibenden Sturmwind Gewicht gelegt. Jedenfalls bilden 1. plötzliche Erkältung im heißesten Sommer; 2. Gewitter; 3. Wirbelwinde die Hauptmomente beim Hagel, und darauf gründen sich auch die eben bezeichneten drei Klassen von Theorien, nach denen man die Erscheinung erklären will.

Herr Schwaab hat sie auf eine verständige Weise zu verbinden gesucht, indem er lehrt, zur Hagelbildung sey eine schwüle Gewitterwolke erforderlich, in die ein kalter Luftstrom eindringt. Dieser Gegensatz der Kälte und Wärme ist ihmzufolge die Hauptsache; der Elektricität erkennt er nur eine sekundäre Bedeutung zu als Wirkung, nicht als Ursache. Die Bewegung endlich erklärt er aus den alle Gewitter begleitenden Wirbelwinden, „indem bei einem Gewitter bekanntlich nach allen Seiten hin Luftströmungen entstehen, durch welche sich Wirbelwinde bilden können."

Doch wir müssen etwas näher ins Einzelne eingehen. „Es ist bekannt, daß die Sonnenstrahlen besonders die Erdoberfläche erwärmen, indem die Luft nur wenige Wärmestrahlen verschluckt. Die Erdoberfläche erwärmt wieder die zunächst auf ihr ruhenden Luftschichten. Diese werden ausgedehnt, dadurch leichter und steigen ziemlich schnell, besonders an denjenigen Stellen, wo eine stärkere Erwärmung Statt findet, zu einer bedeutenden Höhe auf, wobei sie eine Menge Wasserdunst mit sich in die obere Atmosphäre führen. Von den benachbarten höher gelegenen und daher weniger erwärmten, oder durch andere Verhältnisse der Sonnenwärme weniger zugänglichen oder empfänglichen Stellen der Erdoberfläche strömen andere kältere Luftmassen zu dem Orte, wo die stärkere Erwärmung Statt findet, werden ebenfalls erwärmt und steigen auf. Dieser Zustand der Atmosphäre kann kürzere oder längere Zeit dauern; ist das letztere der Fall, so entsteht nach und nach eine schwüle Hitze, und die Luft wird vollständig mit Wasserdampf gesättigt, und dieses um so mehr, da die Luft ein schlechter Wärmeleiter ist und sich also diese gesättigten Luftschichten nicht bedeutend abkühlen können. — Diese Vorgänge können bei stets klarem Himmel Statt finden, ja um so mehr, indem dann Nachts die unteren Luftschichten zuerst wieder erkalten, und dadurch ihren Wassergehalt (der nun seine Dampfform nicht mehr beibehalten kann) als Thau absetzen, welcher mit der aufgehenden Sonne aufs Neue in Dampf verwandelt wird. Wenn sich aber nun die Wasserdämpfe in der damit gesättigten oberen Atmosphäre verdichten und Wolken bilden, so muß ein Theil der Wärme, welcher dazu verbraucht wurde, die Wassertheilchen der Atmosphäre in Dampfgestalt zu erhalten, frei werden und daher die bedeutende Schwüle vor und während der Bildung des Gewitters, verbunden mit einem unangenehmen Gefühle, welches wohl mit davon herkommen mag, daß die Ausdünstung des menschlichen Körpers durch die ihn umgebende, mit Wasserdampf gesättigte Atmosphäre eine Hemmung erleidet. — Bricht nun, wenn die Atmosphäre für das Gewitter gleichsam vorbereitet ist, ein kalter Luftstrom,

indem sich entweder die kalten Luftschichten aus den oberen Regionen senken, oder ein eisiger Luftstrom (man könnte auch mehrere partielle Ströme annehmen), welcher gerade aus der nördlichen Zone heranstürmt und schon vor der Bildung der Gewitterregion seine Richtung nach dieser Gegend hatte, in die mit Wasserdunst gesättigten Luftschichten herein, so kann er sich im ersteren Falle über diese hin verbreiten und nach und nach in dieselben einsinken, oder im zweiten Fall dieselben durchbrechen, theilen und sich schneller oder langsamer mit ihnen mischen, oder auch mehr unter denselben in den tiefern Regionen näher der Erde hinströmen, um so mehr, wenn seine Richtung eine schon sehr gegen den Horizont geneigte war. Was wird nun der Vorgang seyn, wenn einer von diesen Fällen eintritt? Diese Frage führt mich zum zweiten Punkte: Durch den kalten Luftstrom wird die Hagelbildung eingeleitet, indem eine spezielle Vermischung der Luftschichten von ungleichen Temperaturen entsteht, wodurch in Folge des Erkaltens dieser Region die darin enthaltenen Wasserdünste zuerst gefrieren. Hierdurch entstehen flockige Eisgebilde, kleinere und größere Eisstückchen (Graupeln), welche von dem Luftstrome und von anderen neu entstehenden Strömen umhergetrieben werden, wobei sie sich aneinander setzen. Verbreiten sich die kalten Luftmassen mehr über die warmen, mit Wasserdunst gesättigten Luftschichten, so wird anfangs eine Mischung beider vor sich gehen, wodurch ein Niederschlag von Wassertheilchen bewirkt wird. Dieser Niederschlag von Wassertheilchen bildet Tropfen, welche beim Durchfallen durch die unteren warmen Luftschichten wieder verdunsten, zumal wenn diese noch nicht vollständig mit Wasserdampf gesättigt sind, wodurch Wärme verbraucht und neuer Wasserdampf gebildet wird. (Es kann z. B. die Wärme der Luft 24° C. betragen und ist doch nur bis 18° C. mit Wasserdampf gesättigt.) Verdunsten diese Regentropfen nicht, so werden die ersten Tropfen die Luft bis unter die Temperatur der Sättigung abkühlen und die folgenden eine bedeutende Nahrung finden; es vereinigen sich immer mehr Dunstbläschen mit ihnen, oder es verbinden sich mehrere Tropfen beim Herabfallen, und diese stürzen dann, sehr große Tropfen bildend, auf die Erde nieder. Dieses möchte die Ursache zu der Entstehung der großen Regentropfen seyn, welche häufig bei Anfang eines Gewitters aus der Atmosphäre hernieder rauschen. Auf diese Weise kann sich also nicht gleich Hagel bilden. Verfolgen wir aber den Vorgang weiter, so finden wir: die kalten Luftschichten senken sich immer tiefer (dieses kann an verschiedenen Punkten sehr schnell, je nach der schnelleren Verdichtung der Wasserdämpfe, geschehen, wodurch auch Luftbewegungen entstehen), und mischen sich dadurch immer mehr mit den warmen, mit Wasserdampf angefüllten Luftmassen. Hierdurch haben wir stets neuen und sehr vermehrten Niederschlag, neues Verdunsten in den tiefern Luftschichten, hierdurch vermehrte Kälte, indem eine Menge Wärme absorbirt wird — neues Sinken und Mischen der Luftmassen, wobei noch die aufsteigenden sehr warmen Luftströme von der Erde ihren ungestörten Fortgang haben, also immerfort zur Verdunstung der in sie gelangenden großen Menge gefrorner Niederschläge beitragen. Sind dieses nicht Bedingungen genug zur Bildung einer Hagelwolke, welche in Bewegung gesetzt, was durch Verminderung des Rauminhaltes der Luftschichten, durch die schnelle Niederschlagung der Wasserdämpfe sehr bald geschieht, aus ihrem Innern eine Menge Hagelkörner (die sich beim Forttreiben und Herabfallen vergrößern, vereinigen, an den Vereinigungsflächen zusammen sintern und um so größere Stücke bilden) und an ihren Rändern, wo sich noch wärmere Luftschichten befinden, welche durch eine geringere Mischung mit den kältern mehr der flockigen Bildung Vorschub leisten, flockigen Schnee fallen läßt? Sollten diese flockigen Gebilde nicht Ursache des zerzausten Aussehens der Ränder der Hagelwolke seyn? Verbreitet sich dagegen ein kalter Luftstrom unter der Gewitterregion, so geht an den Berührungsflächen der warmen und kalten Luft, indem sie sich mischen, die oben angeführte Bildung vor sich; nur findet sie in einem geringeren Maße und mit dem Unterschiede statt, daß die Niederschläge (Regentropfen) durch die kalte Luft fallen, gefrieren und auf ihrem ferneren Wege den aufsteigenden warmen Luftströmen begegnen, in denen sie entweder schmelzen, oder wenn dieses beim schnellen Herabfallen nicht ganz geschehen kann, als die dritte Art des Hagels auftreten, welche Arago annimmt, nämlich durchsichtige Eiskörner, ohne einen Schneekern im Innern. Die aufsteigenden warmen Luftströme vermögen nicht die kalte Luft zu durchbrechen und fließen, unter derselben sich ausbreitend, hin; der kalte Luftstrom senkt sich dagegen immer tiefer, und es wird die warme Luft um so mehr gegen die Erdoberfläche hingedrückt. — Nun zuletzt der Fall, wo der kalte Luftstrom in die warmen mit Wasserdämpfen angefüllten Luftschichten eindringt, sie durchbricht und sich schneller oder langsamer mit ihnen mischt. Die nach oben gedrängten, mit Wasserdampf angefüllten Luftschichten werden abgekühlt, und sinken in den kalten Luftstrom hinein; es werden Niederschläge erfolgen, und Schneeflocken und Graupeln entstehen; diese Schneeflocken ꝛc. setzen sich aneinander, sintern zusammen und sinken tiefer in die kalte Luftschicht hinein. In dieser entstanden aber auch schon durch die Mischung mit den feuchten Luftschichten eine Menge Niederschläge, kleinere und größere Wassertheilchen, welche zur Vergrößerung der Graupeln und der durch condensirten Dampf

zusammengekitteten Schneeflocken beitragen. Diese werden dann durch den Luftstrom immer weiter fortgeführt, beschlagen sich immer mehr mit Eis, sinken daher immer tiefer und gelangen nun in die warmen und noch sehr feuchten Luftschichten, den Nimbus; hier können diese gefrorenen und sehr erkalteten Körper nicht gleich schmelzen, sondern sie müssen sich, ihrer tiefen Temperatur wegen, rasch mit Dünsten beschlagen, die gefrieren und so beständig, indem sie Eisrinden bilden, zu ihrer Vergrößerung beitragen. Jezt sind diese Eisstücke aber der Erde so nahe, daß sie in wenigen Sekunden auf dieselbe herabstürzen."

Der Verfasser zeigt ferner, wie die verschiedenen Erscheinungen des Schnees im Sommer, des Graupels im Frühjahr und des Hagels im Sommer mit den verschiedenen Temperaturverhältnissen des Jahres zusammenhängen.

Von besonderem Interesse ist der Versuch, das häufige Vorkommen des Hagels an einem Orte und dessen Mangel an einem andern Orte zu erklären. „Weite ausgedehnte Ebenen, von der Sonne anhaltend beschienen, erhitzen sich sehr stark, es müssen daher auch auf denselben sehr bedeutende Strömungen von erwärmter Luft und Wasserdämpfen entstehen, und beide müssen zu einer beträchtlichen Höhe aufsteigen; ja dieses muß in einem um so höheren Grade der Fall seyn, wenn ringsherum die Oertlichkeiten so beschaffen sind, daß eine geringere Erwärmung derselben Statt findet, daher dann von diesen aus an der Erdoberfläche nach den Ebenen hin Luftströmungen entstehen; diese kälteren Luftmassen werden ebenfalls erwärmt und steigen beständig in die Höhe. Dieser Vorgang müßte nun namentlich auf der ungeheuren Oberfläche des Meeres um so ausgezeichneter vor sich gehen, wenn nicht die Untersuchungen über die Erwärmung der Oberfläche des Meeres, selbst in der heißen Zone, ergeben hätten, daß das Meerwasser an seiner Oberfläche nie eine Temperatur über 32° C. erreicht, und mithin auch die Luftschichten über demselben nur selten 29° C. erwärmt werden, wogegen der Boden in der heißen Zone während des Tages nicht selten bis zu 52° C. sich erhitzen kann. Daher gehört der Hagel auf dem Meere zu den seltenen Erscheinungen und kann wohl, da er gewöhnlich in der Nähe der Küsten vorkommt, nur als ein über oder in der Nähe des Landes gebildeter und vom Winde weiter getriebener betrachtet werden. Diese oben angeführten Zustände der Temperatur des Wassers und der Erdoberfläche in der heißen Zone können wir im Verhältniß auch auf die gemäßigte Zone übertragen. Sollten wohl ausgedehnte Hagelwetter, wie z. B. das in der Ebene von Hannover im Jahr 1801, welches sich von NW. nach SO. über 7 geographische Meilen erstreckte, nicht in der Beschaffenheit der Oertlichkeit (norddeutsche Ebene, im Süden Gebirgsland, im Norden die Nordsee) ihre Erklärung finden? In ebenen Gegenden müssen daher auch die Hagelwetter häufiger vorkommen, als in Gebirgsländern, wo die oben angegebenen Bedingungen nicht vorhanden sind. Auf hohen Bergen kann, wie bei der Graupelbildung im Frühjahr wegen des kälteren und feuchteren Bodens, wegen der geringeren Erwärmungsfähigkeit durch die Sonnenstrahlen keine bedeutende Erwärmung der Luftschichten vor sich gehen, daher auch kein rasches Aufsteigen und es wird aus diesem Grunde auf hohen Gebirgen kein Hagel fallen; hierbei ist nicht ausgeschlossen, daß die Hagelwolke vom Sturmwinde aus den angrenzenden ebenen Gegenden nach Bergen von einer geringen Höhe getrieben werden könnte."

Dieß sind die Hauptgedanken der vorliegenden Schrift. Sie sind klar und eindringlich. Doch erschöpfen sie das Thema noch nicht ganz. Es bleiben immer noch räthselhafte Erscheinungen mit dem Hagel verbunden. Dahin gehört z. B. der fremdartige Inhalt mancher Hagelkörner. Herr Schwaab glaubt, daß „wenn fremdartige Substanzen, Sandkörner, Spreu, Schwefelkieskrystalle rc. im Hagel gefunden wurden, diese Gegenstände durch heftige Wirbelwinde von der Erde in die Höhe gerissen worden seyen." Diese Erklärung genügt nicht. Zu den von Herrn Schwaab allein angeführten Schwefelkieskrystallen (Gilberts Annalen 72. 436 und 76, 340, so wie Poggendorfs Annalen 28. 570), fügen wir noch den metallischen Kern in einem 1825 im Gouvernement Orenburg gefallenen Hagel hinzu, dessen Analyse Ideler in seinem Werkchen über die Feuerkugeln S. 7 mittheilt. Da fanden sich in dem Hagel wesentlich Bestandtheile der Meteorsteine, als Eisenoxyd, Manganoxyd, Magnesia, Thonerde, Kieselsäure und Schwefel. Diese Mischung kann nicht der Wirbelwind von der Erde aufgegriffen und in die Höhe geführt, sie muß sich in der Atmosphäre selbst gebildet haben.

Sodann ist auch die schraubenförmige Bewegung des Hagels noch nicht genügend erklärt. Sie entspricht, wie der Verfasser richtig bemerkt, den Wirbelwinden, von welchen gewöhnlich die Gewitter begleitet sind: allein sie ist mehr, als ein gemeiner Wirbelwind. Kämtz sah im Jahr 1832 auf dem Gipfel des Rigi ganz deutlich einen Hagelfall, während ein Reisender am Fuß des Rigi von unten eine Wasserhose sah. Vergl. dessen Meteorologie 1840 S. 471. Im 56sten Bande von Schweiggers Journal wird eines Ungewitters bei Trier gedacht, welches mit einer feurigen und schwefeldampfenden Windhose begann, plötzlich aber, indem die Trombe zerging, mit einem starken Hagelschlage endete. Im ersten Falle war der Hagel zugleich mit einer Trombe verbunden; im zweiten wechselte er mit einer solchen ab. Nun streicht

auch der Hagel in der Regel in einer langen aber schmalen Linie, wie die Tromben, und immer in einer wirbelnden Bewegung. Man kann somit eine Beziehung dieser beiden Naturerscheinungen auf einander kaum in Abrede stellen. Ein uns befreundeter Naturforscher wird in nicht langer Zeit dieses Thema weiter ausführen.

Uebrigens bleibt der Elektricität unter allen Umständen ein großer Theil an der Hagelbildung gesichert, sey es in der Ursache oder auch nur in der Wirkung. Dahin möchten wir namentlich auch das Geräusch rechnen, welches der heranwirbelnde Hagel macht. Herr Schwaab leitet es einfach aus dem Zusammenschlagen der Hagelkörner her, und findet es auch, davon abgesehen, dem gewöhnlichen Windsgeräusch ähnlich. Allein die Sache verhält sich doch wohl anders. Die wenigen Hagelkörner, die überhaupt an einanderschlagen, können unmöglich ein so starkes Geräusch verursachen, und von dem gemeinen Brausen und Sausen des Windes unterscheidet es sich sehr deutlich durch etwas Prickelndes und Kurzabgebrochenes. Es hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Geräusch eines detonirenden Schwärmerkastens, und scheint aus einer unendlichen Menge kleiner elektrischer Explosionen summirt zu seyn.

Werk über China.

Der Krieg mit China von seinem Entstehen bis zum gegenwärtigen Augenblicke. Nach dem Englischen des Comm. J. Elliot Bingham, von Dr. Petri. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann, 1843.

Die Schilderung des letzten chinesisch-englischen Krieges von einem Augenzeugen, der mit ganzer Seele dabei war und sich an der Erinnerung recht eigentlich zu laben scheint. Diese Stimmung, in der das Werk abgefaßt, würde dem warmen Kolorit der darin mitgetheilten Bilder noch mehr zu Statten kommen, wenn es nicht meist Seebilder wären. Der Standpunkt, auf dem der Verfasser alles sah, war am Bord eines Schiffes und nur selten kam er ans Land. Zudem unterbrechen die langweiligen Aktenstücke, Flottenbefehle, englische und chinesische Proklamationen und Korrespondenzen die eigentliche Erzählung und machen den sonst lebhaften Gang derselben schleppend; obgleich sie natürlicherweise von historischem Werthe sind.

Daß die Engländer in diesem Falle Unrecht hatten und einen völkerrechtswidrigen und im höchsten Grade unsittlichen Krieg führten, ist unser Verfasser weit entfernt zuzugeben. Zwar ist es ihm in die Ohren geklungen, daß seine Landsleute den Krieg unternommen haben, um den Chinesen das Opium, als ein physisches und moralisches Gift, aufzuzwingen, und daß die chinesische Regierung, wie es jeder Regierung ziemen würde, gegen diese empörende Zumuthung protestirt hat; allein als ein tapferer Seemann und loyaler Unterthan Ihrer großbritannischen Majestät kann er auf keine Weise zugeben, daß die Wahrheit Wahrheit sey. Er hilft sich also, indem er sagt, es sey den Chinesen bloß um das Silber zu thun, das für das Opium aus dem Lande gehe, nicht aber um Vermeidung des Opiums. Aber, könnte man ihm antworten, gesetzt es verhielte sich so, hätte die chinesische Regierung nicht auch auf ihr Silber ein gutes Recht? Man kann von einem höhern welthistorischen Standpunkt aus allerdings zugeben, daß die gewaltsame Eröffnung eines größern Verkehrs mit China zuletzt den Interessen der Menschheit förderlich seyn wird; aber die Art und Weise, wie die Engländer die Gelegenheit dazu vom Zaun gebrochen haben, und wie sie mit den armen Chinesen umgehen, läßt sich niemals rechtfertigen, und das vorliegende Buch macht durch den rohen und frivolen Beifall, den es allen Eingriffen der Engländer in die Rechte der Chinesen zollt, einen empörenden Eindruck auf den Leser. Es ist dieß der martialische Ton, den die Satelliten Napoleons zur Zeit seines Glücks so gern hören ließen, der Uebermuth des Siegers im ungerechten Kriege. Den Engländern steht aber dieser Ton schlechter an, als den Franzosen. An den Franzosen sind wir Leichtsinn und ein gewisses naives, wir möchten fast sagen thierisches Naturell gewöhnt, vermöge dessen sie ihrem Triebe folgen, unbekümmert um irgend eine Pflicht oder etwas Heiliges. Es ist damit eine angeborne Abwesenheit der Scham verbunden. Diese Eigenheit des französischen Charakters hat sich nie verläugnet; man kann sie nicht anders denken, man ist daran gewöhnt; das Unsittliche dabei hat sogar seine liebenswürdigen Seiten. Aber von dem ernsten Engländer erwartet man etwas Anderes. Was bei dem sanguinischen Franzosen ein Temperamentsfehler ist, das wird bei dem melancholischen Engländer eine mit Bewußtseyn geübte Grausamkeit, eine Sünde wider den heiligen Geist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 15.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 10. Februar 1845.

Seelenkunde.

Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele von Dr. G. H. von Schubert. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

Ein Nachtrag zu des Verfassers rühmlichst bekannter Geschichte der Seele, aber auch ein selbstständiges Werk, die Lehre von den Seelenkrankheiten umfassend. Die Leistungen des Herrn von Schubert auf diesen Gebieten sind so bekannt und anerkannt, daß man jeden neuen Beitrag zu den schon vorhandenen nur mit Freude begrüßen kann.

Wir erhalten eine klare Orientirung in das ganze Gebiet der Seelenkrankheiten, indem uns der Verfasser das gesammte leibliche, seelische und geistige Leben des Menschen als ein Aufwärtssteigen des elementaren Stoffes zum Höheren, und als ein Abwärtssteigen der höheren Seelen- und Geisteskräfte in die niedern Regionen des Stoffes; die psychischen Krankheiten aber als eine Störung oder Umkehrung dieser beiden Strömungen bezeichnet. „Der lebendige Organismus in seiner stufenweisen Gliederung von den äußersten Anfängen des Werdens bis zu dem Innersten des Gehirns ist mit einer Voltaischen Säule zu vergleichen, welche aus Plattenpaaren bestehet, davon jederzeit die eine Platte sich negativ gegen die nächstfolgende höhere, die andere aber positiv gegen die nächstfolgende niedere verhält. Wird diese Anordnung im Innern der Säule verrückt, so daß zuweilen statt der Platte von negativem Verhalten eine von positivem Charakter eintritt und umgekehrt, dann zeigt sich alsbald eine Unterbrechung der Strömung, eine Störung in der Wirksamkeit der ganzen Säule. Auch im Organismus erscheint jede einzelne Stufe der inneren Gliederung nur in Beziehung auf die nächstangrenzende niedere als eine selbstthätig wirkende und bewegende, in Beziehung aber auf die nächstfolgende höhere als eine passive, dem bewegenden Einfluß dienende. So verhält sich namentlich der einzelne Nerv, der zu einem Gliede gehet, positiv anregend gegen dasselbe, passiv aufnehmend aber seinerseits gegen den Einfluß des Gehirns, durch welchen er selber zu seiner Wirksamkeit angeregt wird. Und dieses doppelseitige Verhalten, nach unten hin zu einem Dienenden, nach oben aber zu einem Herrschenden, wird selbst noch auf der höchsten Stufe unseres innren Seyns und Werdens, in der Sphäre des geistigen Lebens gefunden. Der erkennende, vernünftig denkende Geist zeigt sich in der bewegenden Macht seines Willens als ein selbstthätiger Herrscher, während er selber passiv aufnehmend den belebenden, erleuchtenden Einfluß des allgemeinen, göttlichen Erkennens empfängt, und nur so lange die aufnehmende Empfänglichkeit gegen dieses höhere Licht in rechtem, gesunden Maaße besteht, kann auch das Werk der Selbstthätigkeit des Geistes in ordnungsgemäßer Weise sich gestalten."

Hemmungen, Störungen und Umkehrungen in diesen auf- und niedersteigenden Bewegungen können nun auf sehr mannigfaltige Weise eintreten und zwar kann die Hemmung und Störung von unten, oder auch von oben ausgehen. Die Schuld kann rein am Körper liegen, oder an der Seele und am Geiste. Doch unterscheidet der Verfasser S. 53 sehr scharf die wahren Geisteskrankheiten und Seelenstörungen von den nur scheinbaren. Rein körperliche Krankheiten können zwar Erscheinungen verursachen, die dem Wahnsinn verwandt sind; diese verhalten sich aber immer nur wie Träume, und der normale Zustand der Seele, das gesunde Selbstbewußtseyn wird dadurch nur auf kurze Zeit verdunkelt, nicht aufgehoben. Und eben so scharf unterscheidet der Verfasser die wahren Geisteskrankheiten und Seelenstörungen von den Ausbrüchen der Leidenschaft und des bösen Willens. „Sollten wir etwa, wie Einige gewollt, eine große Zahl der Diebe, Mörder und Mordbrenner bloß deßhalb von der ihnen gebührenden Strafe freisprechen, weil ihre verbrecherische Handlung keinen vernünftigen

Zweck hatte, ihnen wenig oder keinen Gewinn brachte, sondern nur zur Belustigung ihrer Bosheit diente, mithin als ein Werk der Unvernunft erscheinen konnte? Allerdings ist jede frevelhafte Handlung zugleich unvernünftig, die Bosheit des Herzens ist Thorheit, jeder wilde Ausbruch der Leidenschaft ist mit einer vorübergehenden Verdunklung jenes innern Lichtes des Erkennens verbunden, das dem Wahnsinnigen erlosch. Aber von allen diesen Fällen kann man sagen: es ist der eigne, fortwährend zur Herrschaft über das Handeln befähigte Wille, nach welchem und aus dessen Trieb die verkehrte That geschahe, während auf die Handlungen des Seelenkranken von tieferem Grade, so wie selbst auf die Handlungen mancher Nervenkranken während des Anfalles ihrer Krankheit der eigene Wille keinen bestimmenden Einfluß hat." Diese Unterscheidung ist wichtig, da es bekanntlich eine sentimentale Theorie gibt, die alle Verbrechen durch Geistesschwäche oder Verwirrung des Betheiligten entschuldigt und an die Stelle der Kriminaljustiz überhaupt nur die Medizin setzen will.

Nun zu den verschiedenen Arten der fraglichen Krankheiten. Herr von Schubert beginnt damit, zu zeigen, wie das menschliche Gehirn während des Schlafes aus dem Blute den Nervenstoff einsauge, den es nachher im Wachen wieder ausgebe. Erfolgt nun das Einsaugen in einem Uebermaaße und erfüllt das Hirn mit Blut, so entsteht Hirnentzündung, Phrenesie, Säuferwahnsinn. Tritt aber andrerseits in dem Ausgeben eine Hemmung ein, so entsteht Epilepsie „die Unfähigkeit des Gehirns, den von der Seele ausgehenden belebenden Einfluß auf die Glieder fortzupflanzen." Zwar ist noch Bewegung da, aber nicht mehr eine vom Willen abhängige. „Wir finden an den Nerven des Rückmarkes, da wo diese entspringen, eine Zweitheilung der beiden Funktionen des Empfindens und Bewegens selbst schon im sichtbaren Bau angedeutet. Aus der hintern Wurzel jedes dieser Nerven kommen jene Röhrenfädchen, welche die Empfindung, aus der vordern die, welche die willkürliche Bewegung vermitteln. Wäre die Wirksamkeit der einen oder der andern gehemmt und zerstört, dann könnte ein und derselbe Nerv in dem Gliedertheil, für den er bestimmt ist, entweder nur die Empfindung, ohne die Fähigkeit zum willkürlichen Bewegen, oder die letztere, ohne die erstere fortbestehend erhalten. In der Epilepsie hat sich bei einem großen Theil des Nervensystems die Macht des Bewegens der Muskeln, nicht aber die Fähigkeit zum Empfinden erhalten, weil der Wechselverkehr mit dem Centralorgan unterbrochen ist."

Eine merkwürdige Abart der Epilepsie ist der Veitstanz, der in der Regel nur bei jungen Leuten zur Zeit des Wachsthums vorkommt und von einem ungleichmäßigen Wachsthum der Rückenwirbelknochen und des Rückenmarkes abgeleitet wird.

Die Katalepsie, in welcher der Mensch plötzlich erstarrt und wie todt ist, in der Stellung, in der er sich gerade befand, verharrt, und nach dem Erwachen, ohne zu wissen, was unterdeß mit ihm vorgegangen, in demselben Geschäft fortfährt, die angefangene Rede beendigt 2c., erkennt der Verfasser eine dem Somnambulismus verwandte Erscheinung, die der Epilepsie gerade entgegengesetzt sey, indem in ihr keine Bewegung Statt finde, die Empfindung aber aufs höchste gesteigert sey, so daß die Ganglien die Stelle des Hirns vertreten und der Kataleptische, an der Fingerspitze berührt, wie ein Somnambuler Antwort gebe.

Im Nachtwandel sieht der Verfasser einen gesteigerten Traum und nennt es daher Traumwachen. „Daß es nicht die gewöhnlichen Organe der oberen Sinne sind, durch welche der Nachtwandler die Außenwelt wahrnimmt und erkennt, weiß Jeder, der solche Kranke auch nur einmal recht beobachtete. Die Augen sind bei den Meisten wie im tiefen Schlafe geschlossen, oder wenn sie geöffnet sind, starren sie, ohne die mindeste Empfänglichkeit für die Eindrücke des Lichtes vor sich hin; selbst die Pupille hat ihre Reizbarkeit verloren; das Ohr ist meist gegen alles Tönende, bis auf jene Ausnahmen, deren wir nachher erwähnen wollen, taub. Wenn der junge Geistliche, von dem wir vorhin sprachen, im Zustand des Traumwachens seine Predigten niederschrieb, dann las er öfters das Geschriebene laut und änderte bald da, bald dort einen Ausdruck, ausstreichend und hinzufügend ab. Wenn man ihm dann mitten in seinem Geschäft das beschriebene Blatt hinwegnahm und ihm statt dessen ein unbeschriebenes von demselben Format hinlegte, las er seine Arbeit mit eben solcher wörtlichen Treue ab, als ob er sie aufgeschrieben vor sich hätte, ja hiebei geschah es wohl, daß ihm beim vermeintlichen Ablesen ein besserer Ausdruck einfiel, und er brachte dann in derselben Gegend des unbeschriebenen Blattes, in welcher das beschriebene die betreffende Stelle enthielt, seine schriftliche Aenderung an."

Dann geht der Verfasser zu den absoluten Unterdrückungen des Nervenlebens über, die mit dem Schwindel beginnen und in der Lethargie und Apoplexie (Schlagfluß) ihre Vollendung finden.

Ferner zu der aus dem vegetativen System des Organismus hervorgehenden Hypochondrie und Hysterie. Diese Uebel haben in neuerer Zeit mit der sitzenden Lebensweise, mit der Literatur und dem Fabriksystem, zugenommen. „Die Stände sind am häufigsten zu Hypochondrie geneigt, welche bei einer anhaltend sitzenden Lebensweise ihren täglichen Unterhalt nur durch eine mechanische Bewegung, etwa der Hände erwerben

müssen, wobei nicht immer die Aufmerksamkeit durch einen Wechsel in der Arbeit beschäftigt ist, wie namentlich Weber, Spinner und Spinnerinnen, Schuster, Schneider, Kopisten und selbst Beamten, die ihr Beruf zu dem unerfreulichen Einerlei einer Arbeit, welche keine Arbeit, verurtheilt. Nicht minder aber gilt dieses von solchen Menschen, welche im Ueberfluß der äußern Lebensgüter nur genießen, nicht selbstthätig zu wirken gelernt haben, und bei ihnen, wie bei allen Hypochondristen und Hysterischen wird diese vorherrschend passive Stimmung zu einer so tiefgreifenden Gewohnheit der Natur, daß sie zuletzt, aus eignem Antrieb, keiner selbstthätigen Wirksamkeit mehr fähig erscheinen. Wie sehr aber nur auf dieser vorherrschenden Passivität ihr Leiden beruhe, und wie dasselbe augenblicklich verschwinde, wenn durch einen Anlaß von außen die Kraft des selbstthätigen Wirkens wieder erweckt wird, dieß beweist das Beispiel eines Engländers, welcher von tiefer Hypochondrie (Spleen) befallen, im Begriff stund sich von der Brücke hinab ins Wasser zu stürzen und so zu tödten, als ein Raubmörder ihn anfiel. Dieser plötzliche, unerwartete Anstoß gibt ihm auf einmal die Kraft der selbstthätigen Rückwirkung wieder; er ringt mit dem Räuber, bezwingt ihn, und seine Krankheit ist verschwunden." Ueberhaupt fordert jeder neue, fremde Eindruck diese Selbstthätigkeit heraus. Wir kannten einen jetzt verstorbenen sehr thätigen Prälaten, der, wie er uns selbst versicherte, zuweilen von der tiefsten Hypochondrie befallen wurde und in diesem Zustande seine Verehrer, Freunde und Verwandte haßte und seine ganze freundliche Umgebung unerträglich fand, augenblicklich aber sich wieder frisch, munter und glücklich fühlte, sobald es an die Thür klopfte und eine ihm fremde Person hereintrat, deren Anblick sein ganzes Wesen elektrisirte. — Damit hängen die seltsamen Erscheinungen zusammen, welche man bei den Lappländern und Samojeden wahrgenommen hat. Wenn ihr einförmiges Leben, in welchem sie nichts um sich sehen, als ihre Kameraden, einige Rennthiere und Hunde und den Schnee, plötzlich durch die Ankunft eines Fremden unterbrochen wird, so gerathen sie in Zuckungen und ahmen mechanisch alle Mienen und Bewegungen des Ankömmlings nach. Er magnetisirt sie, ohne es zu wollen. In Zimmermanns weiland berühmtem Werke über die Einsamkeit findet sich Manches hieher Gehörige, die Wirkungen der Einsamkeit oder ihre plötzliche Unterbrechung auf die Seele betreffend.

Zu den Ursachen der Hypochondrie gehört also offenbar der Mangel an einem neuen psychischen Reize. Sie verhält sich zur Seele, wie der Mangel an Appetit zum Körper. Der hypochondrische Staatsmann, der einen jungen Anfänger in der Politik nach Thaten oder wenigstens Reden dürsten sieht, kann ausrufen, was jener an allen Genüssen der Tafel übersättigte und ganz appetit- und geschmacklos gewordene Engländer, als ihn eine dem Hungertode nahe irische Familie anbettelte: diese Glücklichen, sie hungern!

Die Hysterie der Weiber unterscheidet der Verfasser mit den ihr eigenthümlichen Erscheinungen sehr genau von der Hypochondrie der Männer.

(Schluß folgt.)

Dichtkunst.

Die Welt ein Epos. Von Sebastian Brunner. Wien, Rohrmann, 1844.

Der Dichter geht von dem Satze aus, daß die Welt ein Kunstwerk, ein Gedicht voll hoher Schönheit sey, und er folgert daraus, daß uns das Werk beständig an seinen Schöpfer erinnern solle. Er sieht in der ganzen Natur und in jedem kleinsten ihrer Reize die Widerlegung der Zweifler, über deren Leichtsinn und eitle Hoffart er in edle Erzürnung geräth.

Der Gegenstand des Gedichts ließ die Entfaltung vieler malerischen Schönheiten zu. Der Dichter hat deßfalls das Größte und Kleinste mit Vorliebe ausgesucht, und indem er z. B. von dem Fixsternhimmel spricht, redet er ein andermal von der Schönheit, die sich aus dem Ei einer Pfauhenne entwickelt. Das letztere Bild ist wohlgelungen.

Seh'n wir mit seinem Federrad den Pfauen
Mit gold'nen Augen starr zur Sonne schauen,
Mit seinen Flügeln stolz die Erde fegen,
Und dann zum Strauß das Rad zusammenlegen, —
Ein herrliches Geschmelz von Farbengluten,
Die in dem Sonnenglanz zusammenfluten —
Und sehen wir das Ei, dem er entkrochen,
Den kleinen Kerker, den er selbst zerbrochen
Um aus des Hauses dichtgeschloss'nen Engen
Zu Licht und Tag sich froh emporzudrängen —
Dann staunen wir, wie aus so kleinen Schalen
Sich ausgegossen wunderbare Strahlen.

Man hätte inzwischen erwarten sollen, daß der Dichter auch auf das Landschaftliche Rücksicht nehmen würde. Das Landschaftliche in der Natur ist eigentlich erst das vollendete Naturgemälde, zu dem die Sterne wie die Vögel und die Menschen wie die Blumen nur die musivischen Theile sind. In der mächtigen Sonne und ihren Beleuchtungen liegt mehr Gottheit, als in den bleichen Sternen der Nacht; in einem Gebirge und Gewitter mehr, als in allen Einzelheiten eines Herbariums oder einer zoologischen Sammlung.

Originell ist des Dichters Phantasie in der Verknüpfung heterogener Vorstellungen, in der Verschmelzung zweier poetischer Bilder, die nothwendig auseinandergehalten seyn sollten. Da diese Form in seinem Gedichte öfter wiederkehrt, scheint seine Einbildungskraft eigends dafür organisirt zu seyn. So heißt es S. 72 von Gott:

Als er die Sterne ausgesä't
Und als sein Hauch sie angeweht
Da gingen sie nun für und für
Wie Söldner vor der Himmelsthür.
Und einer geht dem andern nach
Wie treue Wächter auf der Wach.
Sie schauen auf den Erdball her
Wie ein gewaffnet Kriegesheer,
Das sich in Reih'n gerungen hat
Um seines Feindes feste Stadt.
Zum Erdenballe schleudern sie
Die Flammenpfeile heiß und glüh.
Die Erdenjungfrau fangt sodann
Aus vielen Wunden zu bluten an.
An Rosensträuchen wirst du gar
Die Blutestropfen in Menge gewahr!

Hier haben wir das stolze Bild einer kriegerischen Schaar, wobei wir uns unwillkürlich den Engel Michael mit seinem bewaffneten Engelheere denken müssen, und mit ihm das ganz heterogene, friedliche und idyllische Bild der Rosen in einer wunderlichen Verschmelzung. Soll die Rose das Blut aus Pfeilwunden seyn, so muß man unwillkürlich an die Liebespfeile denken und aus jenen geharnischten Sternengeln müssen kleine lachende Eroten werden.

In folgendem Bilde S. 44 ist noch willkürlicher und unpassender die Schierlingspflanze mit dem Schierlingsbecher verwechselt, was alle Illusion zerstört, da die Pflanze zu den Umbellaten gehörig, eine excentrische und vielstielige Blumendolde hat, die sich nicht entfernt mit einem Becher vergleichen läßt.

Doch auch des Zweifels Schierling ist entsprossen,
In dessen Kelch ein tödtlich Gift geflossen.
Nach allen Seiten seine Blätter ragen,
Vom Hauche böser Lüfte angeflogen,
Daß sie als wie Dämonenflügel schlagen,
Wie Sklavenruder in des Geistes Wogen.
Auch da sind wir bereit wie frohe Zecher
Und greifen taumelnd nach dem Schierlingsbecher.

Glücklicher ist die Beziehung der Edelsteine auf die Naturreiche, weil hier das tertium comparationis klar und augenfällig in den Farben liegt, S. 79:

Aus den Kristallen, die im Erdenschooße
Gelegen waren, macht' ich Blatt und Blüte,
Aus dem Rubin schwellt auf die zarte Rose,
Es taucht der Goldlack aus dem Chrysolite.

Und den Saphir, den blauen Himmelsspiegel
Den mußte ich viel tausendfach zersplittern,
Daß tausend Veilchen als wie Seraphsflügel
Mit ihren Blättern in der Luft erzittern.

Smaragd der dunkle mußte selten werden,
Ich webte ihn zu einem grünen Kleide
Und warf es hin auf das Gebild der Erden
Und stickte d'rauf viel Blumen als Geschmeide —

Im Strahlenkuß der Sonne ließ ich flammen
Den Demant, bis er schmelzend hingeflossen,
Als Lilie soll er dem Smaragd entflammen
Und leuchtend aus dem grünen Stengel sprossen.

Sehr gewagt ist dagegen wieder S. 128 die Vergleichung der Thränen mit einem Harze. Zwar ist die uralte Vergleichung des Bernsteins, als eines aus Pappeln schwitzenden Harzes, mit den Thränen der in diese Pappeln verwandelten Schwestern des Phaeton, jederzeit für sehr poetisch gehalten worden, und wir halten sie auch dafür; allein diese Vergleichung ist nur schön, weil sie natürlich ist, weil man das aus einer Pappel ausfließende Harz wohl mit den Thränen einer Jungfrau vergleichen kann. Wenn dagegen Herr Brunner singt:

Die Zähre ist das Abbild inn'rer Schmerzen
Das Herz dem Paradiesesbaum entflossen
Der seither wurzelt in dem Menschenherzen
Und es entkräftend hoch emporgesprossen!
Der Baum strebt auf, sein Astwerk auszubreiten
Und sich zu wölben ob des Geistes Augen
Sie können nimmer von dem Lichte saugen,
Den Geist auf seiner Pilgerfahrt zu leiten;
Die Thräne nur vermag sie aufzuschließen
Sie gleichet dem beredten Zaubermunde:
Von unserm Jammer bringt sie erst die Kunde
Um dann, ein Balsam, über ihn zu fließen.

so erhalten wir ein von dem ovidischen weit abweichendes Bild. Der Mensch ist hier nicht mehr, wie jene Schwestern des Phaeton, selbst der Baum, der Thränen ausschwitzt; sondern es wächst ein Baum in seinem Herzen, und nun sind wir gezwungen, um uns die Thränen als Harz dieses Baums zu erklären, den Baum vom Herzen aus durch den Leib wachsen zu lassen. Wie verkehrt. Bei Ovid steckt der Leib im Baume, bei Herr Brunner steckt der Baum im Leibe. Welche Vorstellung die natürlichere und ansprechendere ist, braucht nicht weiter auseinandergesetzt zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 16.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 12. Februar 1845.

Seelenkunde.

Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele von Dr. G. H. von Schubert. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

(Schluß.)

Bisher hatten wir es immer nur mit Nervenkrankheiten zu thun. Jetzt beginnen die eigentlichen Hemmungen des Seelenlebens, und zwar zuerst die Hemmungen durch Mangel an Entwicklung, der Cretinismus, der den Menschen im Zustand der tiefsten Kindheit, ja fast des Embryonenlebens festhält; und die aus andern Ursachen entstandenen Krankheiten, die man Sinnlosigkeit, Idiotismus, Blödsinn nennt. Dann die Verwirrtheit (dementia), die sich vom eigentlichen Wahnsinn dadurch unterscheidet, daß sie nicht ein Wahnbild festhält, sondern von einem zum andern abschweift. Diese Verwirrtheit ist eben so oft eine Krankheit der Greise, wie der Blödsinn dem Kindesalter angehört. Dazu gehört auch die abnorme Aufregung bei Greisen, die sich als Geckenhaftigkeit, als lächerliche Bemühung um das schöne Geschlecht, oder auch als politische und merkantilische Vielgeschäftigkeit geltend macht.

In ein neues Gebiet der Seelenstörungen führt uns der Verfasser ein, indem er die krankhafte Herrschaft des thierischen Triebes, losgerissen von der Aufsicht der Seele, in der Tobsucht charakterisirt. Wie er denn überall, wenn er die Ursache und das Wesen der Krankheit schildert, zugleich Bemerkungen über die passendste Heilart anknüpft, so erklärt er sich auch hier insbesondere gegen die frühere ärztliche Grausamkeit, welche namentlich bei der Tobsucht immer die Gewalt nur wieder mit Gewalt vertreiben wollte, dadurch aber das Toben nur in Blödsinn umwandelte oder den Tod herbeiführte. Die Hauptsache ist, daß die Tobsucht in der Regel nur Symptom, nicht die Krankheit selbst ist, und daß man vergeblich gegen das Symptom kämpft, während man den verborgenen Sitz der Krankheit heben sollte. „Zum großen Theil gehen die Seelenstörungen dieser Art aus krankhaften Abweichungen hervor, welche nicht im Gehirn, sondern in anderen Systemen des Organismus, namentlich in der vegetativen Sphäre ihren Herd und Ausgangspunkt hatten. Die Tobsucht kann ganz verschwinden und der Kranke von ihr vollkommen genesen seyn, während das Leiden, in dessen Gefolge sie auftrat, noch fortdauert und mit ihm zugleich die Gefahr neuer Anfälle der Seelenstörungen; oder es kann selbst in Folge einer veränderten Stimmung der psychischen Sphäre die Tobsucht für immer ausbleiben, während das Leiden sich weiter entwickelt, bis es in seinem Fortgange den Tod herbeiführt. Umgekehrt kann jedoch auch das körperliche Leiden, dessen Folge die Seelenstörung war, ganz gehoben seyn, während sich als unmittelbarere Wirkung der psychischen Verstimmung eine dynamische Disposition oder selbst Entstellung der Substanz und Form des Gehirnes erzeugt hat, welche zu fortwährenden Affektionen der psychischen Sphäre Veranlassung gibt. Es darf deßhalb ein Kranker solcher Art nur dann als vollkommen genesen betrachtet werden, wenn das körperliche Leiden, aus dem seine Anfälle hervorgingen, beseitigt und zugleich die abnorm gesteigerte Reizbarkeit seines Gehirns, so wie die hiermit zusammenhängende Verstimmung (Irritation) des Vitalsinnes gehoben sind. Es ist nicht so schwer, jenen Zustand der Vitalität des Gehirns und des Nervensystems, dessen äußere Bethätigung die Tobsucht ist, auf gewaltsam einschreitende Weise zu beseitigen, und hierdurch, meist zum großen Nachtheil des leidenden Organismus, das Verschwinden nur eines Symptomes, der an der Wurzel des Lebens nagenden Krankheit zu bezwecken, welches freilich unter allen anderen Symptomen am grellsten und Theilnahme erregendsten ins Auge fiel. Uebermäßige Blutentziehungen, wenn auch nicht zur unmittelbarst nächsten Todesgefahr, doch zum baldigen Verderben des

Organismus, Einreibungen der Spießglanzpräparate auf den geschorenen Kopf, so lange fortgesetzt, daß zuweilen örtliche Zerstörungen der Knochensubstanz des Schädels eintraten, Ueberfüllung des Magens mit abführenden Mitteln, Anwendung des Calomels, um einen länger fortwährenden Speichelfluß zu erregen, oder der stärksten narkotischen Mittel, Ueberschüttungen des Kranken im Verlauf eines Tages mit vielen Eimern kalten Wassers, konnten und können allerdings geeignet seyn, die Stimmung des Gehirns so abzuändern, daß die Tobsucht für kürzere oder längere Zeit verschwindet, aber alle diese so oft wiederholten Gewaltthaten der Irren-Heilkunde vernichteten mit dem Unkraut zugleich den Weizen, d. h. sie zerstörten oder verletzten die Basis, auf welcher die Bekräftigung und der Fortbestand des organischen Lebens beruhet. Ja in den meisten Fällen traf ihre vernichtende Wirksamkeit mehr jene Basis als das Unkraut, auf dessen Entfernung sie gerichtet war; das allgemeine Leiden, als dessen Symptom die Tobsucht auftrat, wurde verstärkt statt vermindert, oder statt der Tobsucht, die vielleicht bald vorüber gegangen wäre, traten unheilbarer Blödsinn, Melancholie u. a. ein. Jacobis Verdienst um die Irren-Heilkunde wird deßhalb schon dadurch ein bleibendes seyn, daß er seine Stimme so kräftig und überzeugend gegen ein solches nur symptomatisches Verfahren erhob."

Endlich gelangen wir zu den eigentlichen Geisteskrankheiten. Des Wahnsinns erste Hauptform ist die Schwermuth oder Melancholie, deren meisterhafte Schilderung der Verfasser aus einer Abhandlung des berühmten Hofrath Zeller, Irrenarztes in Winnenthal entlehnt. Der menschliche Geist erscheint hier gänzlich unter der Herrschaft des Gefühls, weßhalb keine Vernunftgründe, keine Thatsache, kein Augenschein den Melancholischen von der Thorheit seiner Besorgnisse und Aengste zu überzeugen vermag. Ein merkwürdiges Beispiel ist die Mutter, die ihr Kind von einem Pferde umwerfen sah und sich in Folge des Schreckens seitdem einbildete, ihr Kind sey todt und nicht davon abzubringen war, obgleich das Kind täglich und stündlich um sie und ganz munter war. Eine ähnliche Thatsache ist der Grundgedanke in der berühmten arabischen Geschichte des Medschnun, den die Trennung von seiner Geliebten Leila melancholisch machte und der, als sie ihm unverhofft wiedergegeben wurde, sie nicht mehr kannte, nichts von ihr wollte, sie für eine ganz andere hielt, als sein geliebtes Wahnbild. — Den Schluß macht die Betrachtung des eigentlichen Wahnsinns, der insgemein den Betheiligten für sein Unglück durch eine heitere und fröhliche Stimmung und hohes Selbstvertrauen entschädigt; daher nicht so zu beklagen ist, wie die Schwermuth, wenn er auch den Menschen lächerlicher macht.

Viele Beherzigung verdient, was Herr v. Schubert S. 263 über die geheimen Ursachen des Wahnsinns sagt. „Tiefer Gram so wie nagender Verdruß, den ein unbändiger, in seinen Hoffnungen getäuschter Hochmuth erzeugt, Verstimmung des Gemüthes durch lang genährten Haß, auch heftiger Schreck haben in vielen Fällen den Ausbruch des Wahnsinnes oder der Melancholie zur Folge gehabt, und dennoch vollführen Tausende der tief betrübten, oder der von Haß und Verdruß gepeinigten Seelen, selbst mit einem siechen Körper, ihren alltäglichen Lauf durchs Leben, Tausende werden aufs Heftigste erschreckt, ohne deßhalb in Geisteskrankheiten zu verfallen. Diese kommen und stehen plötzlich oder auch nach allmähliger Steigerung in ihrer ganzen, furchtbaren Gestalt da, wie jene leiblichen Krankheiten, welche durch ein Miasma erzeugt werden, das, unsern Sinnen unbemerkbar, aus einer uns unbekannten Region der Natur, wie ein tödtender Blitz hervorbricht. Die Entstehung des Wahnsinnes gehört in den meisten Fällen zu den Geheimnissen der Geisterwelt, deren innerer Verkehr unsern wissenschaftlichen Forschungen sich entzieht."

Von der die verstimmten Nerven rectificirenden und die Aufregung beschwichtigenden Kraft der Musik wäre vielleicht noch mehr Erwähnung zu thun gewesen. Daß die kranke Natur sich durch den Rhythmus und die Harmonie selber zu heilen sucht, geht schon aus den vom Verfasser angeführten Fällen hervor, in welchen der Irre unaufhörlich in Versen spricht und sich nur an der Musik derselben erfreut, abgesehen vom unsinnigen Inhalte. Dahin gehört ein höchst merkwürdiger Fall, den auch Mayer in seinem Werk über Neapel Theil I. S. 285 anführt. Zwei alte Weiber zankten sich mit der äußersten Wuth, plötzlich aber fingen sie an gegen einander zu tanzen. Die Wuth kulminirte in dem Bedürfniß, das sie beschwichtigte, in dem unwiderstehlichen Drange nach harmonischer Bewegung.

Zum Schluß glauben wir aus den vielen höchst interessanten Einzelgeschichten von Irren, die in den lehrenden Text verwebt sind, eine der merkwürdigsten mittheilen zu müssen. Es ist die Geschichte der berüchtigten Amazone Terovenne de Mericourt. „Diese Person, aus dem Luxemburgischen gebürtig, und nach der wahrscheinlichsten Angabe die Tochter einer Buhlerin, trat in den Schreckensjahren 1789 und 90 zu Paris auf eine furchtbare Weise aus ihrer Verborgenheit hervor. Durch ihr äußerlich einnehmendes, lebhaftes Wesen wußte sie die Häupter der damaligen Volkspartei zu bezaubern, denen sie sich preisgab und sie durch mehrere wichtige Dienste zur Dankbarkeit verpflichtete. Denn sie war es, welche am 5. und 6. Oktober 1789 das Flandrische Regiment für ihre Partei gewann, indem sie feile Dirnen in seine Reihen führte und Geld unter die Soldaten

austheilte; sie war es, welche 1790 das Volk in der Provinz Lüttich aufwiegelte und in der Mitte des wüthenden Pöbelhaufens sich hervorthat, der im Oktober 1790 nach Versailles abgesendet wurde. Später, nachdem sie kurze Zeit für den Moderantismus gestimmt hatte, sah man sie, im Bunde mit den Jakobinern mit der rothen Mütze auf dem Kopfe, den Säbel an der Seite, die Lanze in der Hand, ein Heer von Weibern kommandiren. An den schauderhaften Ereignissen des Jahres 1792 hatte sie großen Antheil; im Hofe der Abtei schlug sie mit eigner Hand einem Gefangenen den Kopf ab; und man sagt, es sey einer ihrer früheren Buhler gewesen, der diesen Lohn aus ihrer Hand empfing. Als bei Errichtung des Direktoriums die Volksklubbs geschlossen wurden, verlor Teroenne den Verstand und wurde darauf zuerst in ein Haus der Vorstadt St. Marceau, später in die Salpetriere gebracht, wo Esquirol sie mehrere Jahre beobachtete. Bei ihrer Ankunft in der Anstalt war sie sehr aufgeregt, beleidigend und drohend gegen Jedermann, sprach nur von Freiheit, von Volksklubbs, schimpfte Alle, die sich ihr näherten, als Verräther der Volkssache, als Gemäßigte. Sie duldete meist gar keine Kleidung an ihrem Leibe, nur selten sah man sie mit einem Hemd bekleidet, dabei überschüttete sie des Morgens und Abends und mehrmals am Tage ihr Strohlager mit einigen Eimern kalten Wassers, und deckte sich im Sommer wie im Winter nur mit der wollenen Decke zu. In der größten Winterkälte sah man sie nackt und barfuß auf dem nassen Steinpflaster ihrer Zelle auf und niedergehen; wenn das Wasserbehältniß zugefroren war, zerbrach sie das Eis und wusch den Körper, besonders die Füße mit dem eiskalten Wasser. Oefters kroch sie auf allen Vieren oder lag am Boden, sammelte mit stierem Blicke die Brocken des Brodes, Fleisches, dabei auch dürre Blätter und Stroh aus dem Schmutz auf und verschlang sie; ihr liebstes Getränk war das schmutzige Wasser aus den Rinnsteinen, wenn man so eben die Höfe reinigte. Sie gab mitten in diesem viehischen Zustande vor, mit wichtigen Dingen beschäftigt zu seyn, und lächelte zuweilen ganz selbstvergnügt. Ihr Zorn, wenn man sie z. B. am Wasserschöpfen hindern wollte, äußerte sich durch heftiges, thierisches Beißen. Länger als 10 Jahre hatte sie so gelebt, ohne körperlich krank zu seyn; sie aß viel, alle Funktionen des vegetativen Systems gingen gut von statten, da zeigte sich ein Ausschlag am ganzen Körper, der durch ihre gewöhnlichen Waschungen mit kaltem Wasser verschwand und hierdurch Veranlassung gab zu der Krankheit, an der sie bald nachher starb."

Sagen.

Die Sage vom ewigen Juden, historisch entwickelt, mit verwandten Mythen verglichen und kritisch beleuchtet von Bibliothekar Dr. Gräße. Dresden und Leipzig, Arnold, 1844. S. 62.

Angeregt durch das große Aufsehen, welches Eugene Sues Roman macht, hat Herr Gräße die Geschichte der demselben zu Grunde liegenden Sage gründlich zu erörtern versucht, wozu er auch, in die Sagenkreise des Mittelalters längst vertieft, vor vielen andern berufen war.

Seine Behauptung aber S. 2, „daß das klassische Heidenthum keinen aufzuweisen habe, der immer jung geblieben, nie gealtert, immer gelebt habe," wie der ewige Jude, ist nicht begründet. Wenigstens genoß Anthalides, Sohn des Hermes (vergl. Apollonius von Rhodus VII. 640 und Diogenes Laert. VIII. 1.) das Privilegium einer immerwährenden Seelenwanderung und eines beständigen Fortlebens auf der Oberwelt in abwechselnden Verkörperungen, wobei ihm zugleich die Gabe verliehen war, daß er nie etwas vergaß. Das hat doch mit dem Motive des ewigen Juden einige Aehnlichkeit, obgleich allerdings die Fortdauer in demselben Leibe immer etwas ganz Anderes und etwas viel Tragischeres bleibt, als die Seelenwanderung, die sogar eine komische Wendung nimmt, z. B. in den indischen Gedichten des Amaru, der hundert Frauenkörper nach einander durchlebte. In den persischen Sagen kommt der heilige Vogel Simurgh vor, der schon mehrere Schöpfungen überlebt und viele Weltgeschichten vor der unsern mit durchgemacht hat. Das ist im Grunde wieder nur der ewig lebende Phönix des klassischen Heidenthums. Von dem Raben, den Noah aus der Arche sandte, sagt die christliche Legende, er lebe noch immer. Allwissende uralte Raben kennt aber auch die noch ältere heidnische Sage. Man sieht demnach, daß die Grundidee sehr alt und wohl schon im Heidenthum überall verbreitet war. Die irische Sage kennt einen gewissen Ruan, der allein aus der Sündfluth übrig geblieben sey und bis auf des h. Patrik Erscheinung gewartet haben solle, wie Thomas Moore in seiner Geschichte Irlands (deutsche Ausgabe I. 61) berichtet. Dieser Ruan ist wohl auch nur aus dem Heidenthum herübergenommen.

Was die Sage vom ewigen Juden speziell betrifft, so hat Herr Gräße darüber ein sehr reiches und das vollständigste Material gesammelt, was je darüber zusammengebracht worden ist und man muß über seine Belesenheit erstaunen. Doch würde er das Interesse seines Werkchens sehr erhöht und gewiß vielen Lesern eine Freude gemacht haben, wenn er nicht bloß Citate gehäuft und Titel genannt, sondern auch den Inhalt aller der

verschiedenen, jenen Ahasverus betreffenden Dichtungen kurz mitgetheilt und verglichen hätte. Eine Probe davon haben wir im Laufe des vorigen Jahres in Nr. 72 und 73 unsrer Blätter gegeben, worauf wir Herrn Gräße aufmerksam machen, wenn er etwa eine zweite Auflage seines Werkchens besorgt. Wir fügen noch folgende Notizen hinzu, die sich weder in unsern genannten Blättern, noch bei Herrn Gräße finden.

Ein Drama Ahasver von Theodor von Haupt (1825) kennen wir nur dem Titel nach. Graf Alexander von Württemberg (Sturmlieder S. 177) läßt den Ahasver als Mumie in einem ägyptischen Sarkophage auf das Schiff bringen, welches Bonaparte aus Aegypten zurückbringt. Vergebens wühlt der Sturm das Meer auf und bricht alle Masten des Schiffes; es kann nicht untergehen, weil der darin ist, der nicht sterben kann. Der Dichter aber identificirt mit ihm zugleich den ewigen Geist der Lüge. — Johann Nepomuck Vogel schildert in seinen Karthäusernelken einen Traum des Ahasver. Derselbe sieht das Weltgericht und vor Gottes Thron sinkt sein eignes Jammerbild in Staub. Wiedererwachend findet er sich zwar noch in seinem alten Elend, doch hat der Traum ihn wunderbar getröstet und während er schlief, sind hundert Jahre vergangen.

Auf eine ganz eigenthümlich geistreiche Weise hat Theremin in seinen Abendstunden die Legende gefaßt. Bei ihm ist Ahasver ein Philosoph, ein anticipirter Hegelianer und Aristipp zugleich, er glaubt nämlich nicht an das Jenseits und wünscht, das Diesseits so lange und vollkommen als möglich zu genießen. Indem er mit dem Heiland nun disputirt, denselben einen Schwärmer nennt und seinerseits allein vernünftig zu denken sich einbildet, wird ihm die Verheißung, er solle, weil er doch das Leben so sehr liebe, fortleben bis Christus werde wiederkommen. Ahasver laßt sich das gern gefallen, genießt das Leben wirklich, aber ohne Mißbrauch, cultivirt seine Vernunft immer mehr, ist ein überaus braver Mann, fährt fort, das Jenseits für einen lacherlichen Wahn zu halten und gegen diesen Wahn zu kämpfen, nimmt an allem Theil, was dienen kann, das auf jenen Wahn gebaute Christenthum zu stürzen, kann deßhalb aber erst in der neuern Zeit recht froh werden, indem er in jedem Rationalisten ein Bruderherz findet und hofft, nun werde endlich die Vernunft und Wirklichkeit jenen Wahn vom Jenseits gänzlich überwinden. Eine der pikantesten Scenen in dieser Legende ist das Gespräch des Ahasverus mit dem Teufel, welch letzterem sonnenklar bewiesen wird, daß er gar nicht existire.

Auch Goethe wollte einen „ewigen Juden" dichten, von dem jedoch nur Fragmente vorhanden sind. Vom Juden selbst ist darin kaum die Rede; desto mehr von Christus, der auf die Welt zurückkehrt und eine humoristische Rundreise bei der modernen Geistlichkeit macht, à la Sebaldus Nothanker.

Verwandt mit den Sagen vom Ahasver ist der Roman von Spieß „der alte Ueberall und Nirgends," der 1792 zuerst in Prag erschien. Dieser alte Ueberall ist nämlich Ritter Georg von Hohenstaufen, der zu Karls des Großen Zeiten lebte, und seine Ritterpflichten so streng übte, daß er überall die Unschuld und das Recht schirmte, selbst im Widerspruch mit dem höchsten Staatswillen. Natürlich verfiel er dem Gesetz und Karl der Große ließ ihn wegen seiner ungesetzlichen Tugendschwärmerei enthaupten. Allein weit entfernt nun im Himmel den Lohn seiner Tugend zu ernten, ward ihm geboten, so lange und zwar in beliebigen Gestalten, auf Erden umzuwandeln, bis er wenigstens fünf Handlungen verrichtet haben würde, die wirklich groß und gut zu nennen wären. Er setzt nun in allerlei Gestalten seine Tugendübungen fort, allein mit Schrecken wird er inne, wie schwer die ihm gestellte Aufgabe sey, denn fast alle seine Handlungen sind entweder bloß einfache Pflichterfüllungen, die nicht besonders belohnt und geehrt werden können; oder es sind wohl gar Anmaßungen und Täuschungen, die anstatt eines guten Erfolges einen bösen herbeiführen. Was immer Spieß für abgeschmacktes Zeug geschrieben hat, die Idee dieses Romans macht ihm Ehre.

Orientalische Dichtkunst.

Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri von Friedrich Rückert. Dritte Auflage. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1844.

Abu Seid, ein unsteter Landstreicher, Haupt aller Bettler und Vagabunden, zerlumpter Kosmopolit, will eben die Religion selbst zu einem seiner Streiche mißbrauchen, als das Heilige, dessen er spottet, ihn übermannt, er sich plötzlich bekehrt, ins Land seiner Jugend zurückkehrt und als frommer Büßer endet. Das treffliche arabische Gedicht ist mehr seiner humoristischen und sentenziösen Einzelheiten wegen berühmt, verdient aber auch insbesondere seines Grundgedankens wegen die Anerkennung, die es gefunden hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 17.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 14. Februar 1845.

Werke über Schweden.

1) Schweden im Jahre 1843. Von Theodor Mügge. Zwei Bände. Auch als zweite Abtheilung der Reise durch Skandinavien ausgegeben. Hannover, Kius, 1844.

Bietet dieses Werk weniger romantischen Reiz dar, als das frühere über Norwegen, so ist es dagegen von mehr politischem Interesse, indem der Reisende darin die schwedischen Zustände beim neuen Thronwechsel bespricht.

Das Land fand der Verfasser nicht sehr ansprechend, Ebene, Steine, Wasser in endloser Einförmigkeit. Auch an dem von andern Reisenden so hochgepriesenen Stockholm findet er manches auszusetzen. Das Volk aber flößt ihm im Durchschnitt mehr Bedauern als Bewunderung ein. Besonders klagt er über das Verderben, welches durch den Branntwein herbeigeführt worden sey. „Der Branntwein hat unermeßliches Unglück über das Volk gebracht, er trägt auch die Hauptschuld der langen Verbrecherlisten, die Schweden in ein so ungünstiges Licht zu anderen Nationen stellen. Seit Gustav dem Dritten, der gewissenlos sich, wie er nur konnte, Geld zu machen suchte, um seine Baulust, seine Verschwendungen und, was man seinen chevaleresken Hofhalt nannte, genug zu thun, kann jeder kleine Bauernhof das Recht erwerben, Branntwein zu bereiten. Diese unglückliche Fertigkeit haben sie Alle gelernt. Ich bin öfter Zeuge gewesen, wie im einsamen Haushalt die Leute damit beschäftigt waren, in Kesseln und Pfannen zu maischen und zu kochen, ihr Korn und ihre Ertoffeln dazu zu verwenden, und diese Liebe zu den Spirituosen geht durch alle Klassen, bis zu den höchsten, sie wird durch die Sitten begünstigt, durch das Klima unterstützt, durch den Druck der Noth vollständig gemacht. Die unvollkommene Art der Bereitung erhöht das Verderbliche. Der Branntwein behält sein Fuselgift, vermehrt die Betäubung, reizt auf zur thierischen Wildheit, zu bestialischen Gelüsten und verdumpft, verdummt den Geist, wie er den Körper frühzeitig unfähig zur Arbeit macht. Daher auch die geringe Strebsamkeit im niedern Volke, das stumpfe Hinleben in gewohnten Gleisen, die Unterwürfigkeit neben dem Trotz, das höfliche Schmiegen neben der finstern Rauheit und endlich die Reihe der Verbrechen im Rausche begangen oder kaltblütig ausgeführt, um Mittel zur neuen Völlerei zu erwerben, nachdem Branntwein und Faulheit arm gemacht haben. Man nimmt an, daß jährlich 22 Millionen Pinten Branntwein im Lande producirt und getrunken werden, und daß von den dazu verbrauchten Kartoffeln und Getreide 600,000 Menschen leben könnten. In den Jahren 1837, 38 und 39 mußte man 633,414 Tonnen Korn einführen, weil der Branntwein einen Theil der Ernten verzehrte, und wer wollte dieß beseligende Getränk missen, das allein Freuden und Genuß verschafft." Der Verfasser schildert eine ländliche Scene, die dreimal wiederholte blutige Schlägerei besoffener Landleute vor einer Dorfschenke, der dreimalige Versöhnung und neue Berauschung folgte, ohne daß die übrigen Anwesenden die geringste Notiz von dem Skandal, sogar nicht einmal von der dabei vorkommenden Mißhandlung wehrloser Weiber und Kinder genommen hatten. — „Im Jahre 1835, wo Schweden nicht volle drei Millionen Einwohner hatte, wurden 26,275 Personen vor Gericht gestellt, 21,262 darunter verurtheilt. Es wurde also 1 Person unter 114 in der Nation unter Anklage gesetzt, 1 unter 140 verurtheilt. — Im Jahre 1837 kamen 24,145 Personen vor Gericht, darunter 3241 Weiber. Verurtheilt wurden 22,230. Schwere Verbrechen (Mord, Todtschlag, Mordbrand, Kindermord, Straßenraub) geschahen auf dem Lande 80, Verbrechen zweiter Klasse 1351. In den Städten wurden 9 schwere Verbrechen begangen und

1239 Verbrechen zweiter Klasse. Geringere Verbrechen und Polizeivergehen gab es auf dem Lande 12,811, in den Städten 6197. Hingerichtet wurden 17. In den Gefängnissen saßen 12,811 Personen. Es kam somit auf 243 Personen 1 Gefangener. — Nach der Schrift des jetzigen Königs Oscar über Strafen und Strafanstalten sind überdieß durchschnittlich jedes Jahr 43 zum Tode Verurtheilte begnadigt worden. Nach eben dieser Schrift haben sich auch die Kriminalfälle und Verurtheilungen mit jedem Jahre vermehrt und ein erschreckendes Verhältniß angenommen, besonders für die Hauptstadt, wo im Jahre 1835 2611 Verhaftungen stattfanden, 1 auf 31 Köpfe der Bevölkerung. Im Jahre 1838 dagegen stieg die Zahl auf 5404, so daß unter 15 eine Verhaftung vorkam."

Die Regierung wird nicht von aller Schuld dieser Verwahrlosung des Volks freigesprochen, sofern Karl Johann das System befolgte, alles beim Alten zu lassen, und die unförmliche Reichsversammlung, in der vier Stände in vier Kammern besonders verhandeln, dazu benutzte, einen Stand durch den andern zu neutralisiren; obgleich er immer die Miene annahm, als wolle er den Fortschritt, und in Nebendingen auch wirklich viel Gutes förderte. Dabei stützte sich Karl Johann im Allgemeinen auf den Adel, die Beamten, die Geistlichkeit, daher der Luxus der Anstellungen und die hohen Besoldungen. „Das schwedische Heer, das im Ganzen aus 35,000 Mann besteht, hat nicht weniger als 75 Generale und General-Offiziere. Preußen, das 110,000 Mann in Friedenszeit ohne seine Landwehren und Reserven erhält, hat 108 Generale; Oesterreich hat auf 272,000 Mann 364 Generale; Frankreich auf 400,000 Mann 448. Spanien nur hat mehr Generale als Schweden; auf 150,000 Mann gibt es dort 657, welche jedoch bei der Verwirrung der spanischen Finanzen wenig Gehalt beziehen und meist nur den Titel haben. In Schweden sind dagegen die Generaloffiziere hoch besoldet. — In diesem Verhältniß ist alles zugeschnitten, man kann sich daher über die bittern Anschuldiger weniger wundern als über die Hartnäckigkeit, mit der offenbare Mißstände ohne alle Abhülfe bleiben, vornämlich weil es zum Prinzip Karl Johann's gehörte, seine Anhänger zu versorgen und sich in dem brodlosen Adel eine sichere Stütze auf den Reichstagen zu erwerben. — Vor allem, sagt der Verfasser II. 92, war es dem König Karl Johann darum zu thun, seine Dynastie zu sichern, und wie konnte er dieß besser, als wenn er mit dem Adel ging, wenn er beim Herkommen blieb, fest hielt bei allen Mißbräuchen, zugleich aber den Blick auf das Ausland richtete, auf seinen mächtigen Nachbar im Osten, der mit Wohlgefallen und gewiß nicht ohne Aufmunterung den Gang der Dinge beobachtete und die Weisheit des schlauen Emporkömmlings pries. Was hatte der König, wenn er diesen Weg verließ, zu erwarten? Den Beifall der Völker! Ist dieser Beifall so stark, daß er ein Panzer wird, der vor Unglück schützt? Sein Sohn hatte die Tochter eines halb in den Schooß der Legitimität geworfenen Zweiges der Napoleoniden geheirathet, der mächtige Czaar verpflanzte den männlichen Sprößling desselben auf den eisigen Boden von Petersburg, er verschwägerte das junge schwedische Königshaus mit dem seinen und gab ihm damit eine klug berechnete Stütze nach außen, in deren Fasern ein geheimes Leben nach Schweden hinüberfließt, das mehr als einmal schon Gelegenheit zum Nachdenken gab. — Rußlands Politik ging in neuester Zeit in Schweden wie in Dänemark dahin, durch Familienverbindungen die Fürsten mit sich zu vereinen und hierdurch dem liberalen Bestreben der Völker einen Damm entgegen zu werfen, den er nöthigenfalls zu vertheidigen wissen wird. — Von aller Furcht, die den König plagte, war jedoch keine so groß, als daß es dem Wasa gelingen könnte, geheime Anhänger zu gewinnen. Jede Aeußerung in dieser Beziehung ward mit furchtbarer Härte bestraft. Es wurden ein paar Edelleute aus dem Lande verbannt, die eine Korrespondenz mit dem vertriebenen Königssohne geführt hatten, zwei Schweizer, welche nach Schweden kamen und in einer Gesellschaft allerlei von dem Prinzen Wasa erzählten, den sie kannten, wurden festgenommen und über die Grenze geführt; zwei Männer in Gothland, die bei einem fröhlichen Feste einen Toast auf die vertriebene Königsfamilie ausbrachten, wurden zum Tode verurtheilt und saßen drei Jahre im harten Gefängniß; Hoeckenberg, ein armer Adliger endlich, der einmal, als man ihm seine Armuth spottend vorwarf, erwidert hatte: Wartet nur, bis die Wasa wieder kommen, dann werde ich reich werden! saß dafür sechs Jahre in Ketten, unter den ärgsten Verbrechern, bis man ihn endlich losließ, damit er an der Auszehrung sterben konnte. — Solche Vorgänge, widerrechtlich und grausam, gab es mehrere, und je alter der König wurde, um so größer wurde seine Angst vor aller Bewegung im Volke, um so hartnäckiger sein Verlangen, in der Herrschaft zu bleiben, um so stärker sein Widerwille gegen die Opposition und seine Zuneigung zu Günstlingen und Ministern, deren Unfähigkeit erwiesen und deren Meinung der öffentlichen Meinung ganz entgegengesetzt war. — Karl Johann, den königlichen Purpur um seine Schultern, scheute es sehr, an alte Zeiten erinnert zu werden. Er war in Schmeicheleien, im Traum seiner Hoheit eingewiegt. Viele Schriftsteller sorgten für seinen unbedingten Ruhm, und er wußte sogar in fremden Ländern, wo die Presse unter Censur

stand, es dahin zu bringen, daß nichts gegen ihn gedruckt werden durfte. Manuscripte, welche nach Leipzig z. B. gesandt wurden, verschwanden auf immer. Als im Jahre 1833 in Paris ein Vaudeville aufgeführt wurde: le camarade de lit, in welchem der König als Korporal und Republikaner auftritt, wurde dieß Veranlassung zu einem heftigen Streit zwischen den Regierungen. Der schwedische Gesandte, Graf Löwenhjelm, erklärte die Aufführung dieses Stückes als eine schwere Beleidigung seines Monarchen und verlangte dessen Unterdrückung, der König selbst forderte dieß in heftig bittrer Anklage über die Ohnmacht der französischen Regierung, der Zügellosigkeit der Presse und der Anarchie gegenüber, von dem französischen Gesandten, Marquis von St. Simon, in Stockholm. Nur mit Mühe und durch Abrufung und Ersatz beider Gesandten wurde der Friede hergestellt; allein bis zur Todesstunde blieb Karl Johann seinem eitlen Widerwillen gegen Erinnerungen an sein früheres Leben treu, denn er weigerte sich standhaft zur Ader zu lassen, weil auf seinem Arm, nach der Sitte aller Revolutionssoldaten, die mit Pulver eingeätzten Worte standen: La liberté ou la mort!"

Im schwedischen Volke ist tiefster Haß gegen Rußland eingewurzelt. „Ein muthiges und gedemüthigtes Volk haßt am bittersten und unversöhnlichsten. Es fragt nicht danach, wodurch es zu seinem Unglück gekommen ist. Die Ursachen sterben ab, die Wirkungen bleiben. Der Schaden, der zu der Schande kommt, verstärkt den Zorn; in allen nordischen Reichen ist dieser groß und allgemein, aber in Schweden ist er ein Nationaleigenthum, den alle Klassen theilen. — Die Dänen hassen Rußland, weil sie glauben, daß der Einfluß des Absolutismus bis in die Amalienburg reicht, sie hassen es als den fürchterlichen Feind aller Volksfreiheit, als den geheimen Grund und Eckstein des Widerstandes, der den Ruf und Drang nach einer Verfassung, welche der norwegischen gleicht, unerhört abprallen läßt. Die Norweger sind für sich selbst ruhiger darüber, denn sie haben, was sie wollen, aber sie hassen als freie Männer die Despotie und den Stock; unruhige Blicke jedoch werfen sie auf ihre nördlichen Grenzmarken; wo Rußlands Einfluß immer bedeutender wird, wo es seine Grenzen bis an das Nordkap ausgedehnt und tief in das Land gegriffen hat, um mit dem nächsten Schritt am Ocean zu seyn, dessen reiche Fischereien wohl der Mühe werth wären, die Hand gelegentlich danach auszustrecken. Schweden endlich hat den doppelten Grund zum Haß. Ungeheurer Landbesitz ist verloren gegangen, nebenher hat russische Politik verderblich auf die Reichstage, auf die Parteien des Adels, auf die Moral der Großen, auf Hof und Fürsten seit einem Jahrhundert gewirkt. Oft bin ich gefragt worden, wie man in Deutschland von Rußland denke, und meine Antworten erleichterten die Herzen. In keinem Lande ist wohl Cüstine's Buch mit solcher Genugthuung aufgenommen worden und hat einen ausgedehntern Leserkreis gefunden."

Herr Mügge handelt auch von der schwedischen Literatur, deren Notabilitäten er besucht hat. Am meisten Interesse scheint ihm Friederike Bremer eingeflößt zu haben. Bei der Erörterung des Prozesses gegen Almquist, der in zuchtlosen Romanen die Abschaffung der Ehe gepredigt hatte und überhaupt ein übelriechender Ausläufer des jung-deutschen Kloaks ist, haben wir uns insofern gewundert, als der sonst besonnen und vernünftig urtheilende Verfasser hier Almquists Partei ergreift. Man kann die Preßfreiheit heilig halten und vertheidigen und darf deßhalb doch nicht alle und jede Schmutz- und Schandschrift billigen, oder ihre Bestrafung tadeln. Gerade wo die größte Preßfreiheit herrscht, da bestehen auch die strengsten Preßgesetze und müssen bestehen; sonst würden die Winkelbibliotheken und Winkelbildergalerien, die sich in Paris und London in schändlichen Häusern versteckt halten, bald alle Straßen und Märkte überschwemmen und aus einer edlen und großherzigen Nation eine zuchtlose Rotte machen. Muß man es denn immer wiederholen, daß der wahre Liberalismus eine sittliche Wurzel hat, daß er nur das Rechte und Würdige will, daß er die Tugend der Nation vertritt gegen die von absoluter Willkür, von fremder antinationaler Sitte oder Gewalt oder von übermüthigen Kasten ausgehende Korruption, und daß es dagegen ein falscher Liberalismus ist, der von allen religiösen, sittlichen und nationalen Grundlagen abstrahirt und unbedingte Emancipation aller thierischen Triebe predigt. Der Dichter, Herwegh oder Heine oder Almquist, welcher frech die Religion verhöhnt und zur Auflösung der ehelichen Bande durch allgemeine Unzucht auffordert, verdient so wenig die Theilnahme und Unterstützung der Liberalen, wie der Schneider Weitling, der öffentlich zum Diebstahl aufforderte. Ein Kampf gegen die zehn Gebote ist gewiß das Unnützeste und am wenigsten politische, was der Liberalismus unternehmen kann.

Eine sehr gute Bemerkung macht der Verfasser, indem er das nordische Museum mit seinen reichen Schätzen von Alterthümern erwähnt. Er sagt nämlich, in Schweden gehöre jeder Fund dem Finder und der Fiskus spreche nichts davon an. Deßhalb würden auch alle kostbaren Alterthümer ins Museum abgeliefert, weil sie dort gut bezahlt werden, indeß bei uns in Deutschland der Finder, aus Furcht, mit dem Fiskus theilen zu müssen, den Fund lieber verheimlicht und

unter der Hand verkauft, das edle Metall einschmilzt ꝛc. Das ist sehr wahr.

Merkwürdig ist das Titelwesen in Schweden. „Gerade wie in Norwegen macht man auch hier einen strengen Unterschied zwischen den Titulaturen und man muß sich, wenn man nicht beleidigen will, sehr in Acht nehmen, irgend eine Frau etwa Madam zu nennen. Madam ist der Ausdruck der Anrede für die allerunterſten Klassen, auf den Titel einer Frue macht die Frau eines jeden Bürgers schon Anspruch. Frue gehört aber eigentlich den höheren Ständen an, der Aristokratie, die dann Baronin, Gräfin oder Ew. Gnaden hinzufügt oder die Titulatur des Mannes beisetzt. — So ist auch Flikka, Mädchen, nur die Benennung für das untere Dienstpersonal, die bessere Sorte will Mamsell genannt seyn, die Bürgertochter ist Jomfru, und was sich zur höhern Gesellschaft zählt, Fröken oder Fräulein. — Man fand es gerathen, mich in Norwegen schon mit diesem Titulaturkram bekannt zu machen, von dem wir ja auch unsern guten Theil haben, und schärfte mir dabei besonders noch ein, ja nicht das norwegische Wort Kone zu gebrauchen. Kone ist das schwedische Hustrue, man kann jedoch in Schweden nicht fragen: Wie befindet sich Ihre Kone? denn hier hat dieß Wort die Bedeutung des französischen „Maitresse" oder des deutschen „Beischläferin"; man würde daher ärgerliche Verlegenheiten anrichten. Eben so wenig darf man etwa einer schönen Schwedin, die gut deutsch spricht, als Schmeichelei sagen wollen, daß man behaupten möge, sie sey in Deutschland gewesen. Darin liegt ein gefährlicher Doppelsinn. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde den schwedischen Damen die lange Abwesenheit ihrer Männer oft so langweilig, daß sie ihnen nachreisten und dann nach einiger Zeit gewöhnlich gesegneter Hoffnung zurückkehrten. Seit jener Zeit ist die Redensart „Sie ist in Deutschland gewesen" sprichwörtlich für gewisse interessante Umstände, wie die Engländer es nennen; ein Fremder, welcher sich selbst interessant zu machen wünscht, wird sich jedoch vor einem solchen Irrthum zu hüten haben. Bemerkenswerth ist es, daß man im Schwedischen kein persönliches Fürwort für die höfliche Anrede in der dritten Person setzen kann, sondern jedesmal den Namen und Titel dessen, zu dem man spricht, wiederholen muß. Man kann z. B. nicht sagen: Wünschen Sie es, so führe ich Sie zu einem Freunde, der mit Ihnen zu Ihrem Bankier gehen wird. Ist der Angeredete z. B. ein Graf und Staatsrath, so würde es heißen: Wünscht der Herr Graf und Staatsrath, so führe ich den Herrn Grafen und Staatsrath zu einem Freunde, der mit dem Herrn Grafen und Staatsrath zu des Herrn Grafen und Staatsraths Bankier gehen wird."

Am Schluß des Werkes findet man die schwedische Verfassung abgedruckt.

2) In Skandinavien. Nordlichter von Eduard Boas. Leipzig, Herbig, 1845.

Bei weitem minder gehaltvoll, als das Reisewerk von Mügge. Herr Boas machte ziemlich flüchtig die Tour über Stockholm, Upsala, den Göthakanal, die Trolhättafälle und Kopenhagen, was alles schon hundertmal beschrieben ist. Auch hält er sich mit Beschreibungen des Landes weniger auf als mit novellenartigen See- und Dampfschiffsbildern. Deßhalb begreift man eigentlich nicht, wie er dazu kommt, der armen Gräfin Ida Hahn-Hahn wegen ihrer Oberflächlichkeit so entsetzlich den Text zu lesen. Um dazu berechtigt zu seyn, hätte er wohl selbst ein wenig mehr in die Tiefe gehen müssen.

Zwei Kapitel über die neueste schwedische und dänische Literatur dürften das Beste in dieser Reiseschilderung seyn, obgleich wir dem Geschmacksurtheile des Verfassers keineswegs immer beipflichten.

Reisehandbuch.

Der Alpenstock. Wegweiser für Reisende in der Schweiz, Savoyen und Piemont. Von Ernst Wallrath. Mit einer Orientirungskarte. Stuttgart, Neff.

Ein gutes Handbuch in dem schmallänglichen Reisetaschenformat der polytopischen Karten, so daß man es gut in einer Seitentasche bei sich führen kann. Es nimmt neben der Angabe der wichtigsten Sehenswürdigkeiten vorzugsweise Rücksicht auf die Entfernungen, Zeiten, Reisegelegenheiten, Wirthshäuser und alles, was zur ersten Orientirung für Reisende, zur leichtern Erreichung ihrer Reisezwecke und zu ihrer Bequemlichkeit dienen kann. Der ganze Inhalt ist nach 96 Routen eingetheilt, über welche der Wegweiser in gedrängter Kürze doch eine möglichst vollständige Uebersicht gewährt, und in dieser großen Routenzahl ist keine übergangen, die irgend ein besonderes Interesse für den Reisenden haben könnte. — Als eine fast nothwendige Ergänzung zu diesem Werkchen muß man die hübschen polytopischen Reisekarten von Groß und Pobuda betrachten, die in gleichem Format die wichtigsten Routen bildlich darstellen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 18.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 17. Februar 1845.

Werke über Schweden.

3) Bilder aus dem Norden, gesammelt auf einer Reise nach Dänemark und Schweden von Theodor von Wedderkop. Zwei Theile. Mit Grundrissen von Kopenhagen und Stockholm und Musikbeilagen. Oldenburg, Schulze, 1844.

Wenn der Verfasser in der Vorrede bemerkt, der Süden sey längst von Touristen abgeweidet, da sey jeder Fleck bekannt, jeder Stein besungen, jede Blume gepflückt, der Norden aber sey noch eine unberührte Jungfrau, die ihre Schönheit in stiller Einsamkeit entfaltet; — so sagt er zu viel oder wenigstens etwas, was nicht mehr ist. Denn Kopenhagen und Stockholm, Upsala, der Wetter- und Mälarsee, der Göthakanal und die Trolhättawasserfälle, die schwedischen Steinfelder und Tannenwälder sind in Dutzenden von Reisebeschreibungen schon längst beschrieben und so gut ausgetreten, wie die Schweiz und Italien.

Der Kammerherr von Wedderkop hat inzwischen seiner Reiseschreibung, wie sehr sie sich auch auf schon bekannten Routen bewegt, doch einen eigenthümlichen Reiz verliehen, indem er mehr als andere Reisende auf die Sagenwelt Schwedens und auf die alten Volkslieder daselbst Rücksicht nimmt. Zwar ist auch darunter viel schon bekanntes. Herr von Wedderkop theilt Parthien aus der Edda und nordischen Sagen mit von Thor und Utgarloki, von Hagbarth und Signe, von der Brawallaschlacht ꝛc., die längst und wiederholt ins Deutsche übersetzt und bei uns verbreitet sind, deßgleichen Volkslieder, die in der Sammlung von Afzelius stehen und ebenfalls schon übersetzt sind. Indeß werden nicht alle Leser des vorliegenden Reisewerkes bereits mit der altschwedischen Poesie vertraut, und wird für sie das Mitgetheilte immerhin neu seyn. Daß aber dieses Verflechten der Sage mit den geschilderten Oertlichkeiten selbst das Interesse für das Land ungemein erhöht, ist keine Frage.

Der Verfasser stammt selbst aus Schweden, ist aber in Deutschland erzogen und gebildet und gehört Deutschland auch durch seine äußere Lebensstellung an. Seine Mutter aber lebt in Stockholm, wohin ihn ein ebenfalls in Schweden als Offizier angestellter Bruder abholte. Die Reise ging über Dänemark, welches Herr v. Wedderkop nicht nach seinen poetischen Beziehungen und Erinnerungen, sondern mehr nur statistisch auffaßt. Unter andern verbreitet er sich ausführlich über Dänemarks Finanzen. Die Stadt Kopenhagen wird sehr gelobt. Auch das dänische Volk. Doch ist das Lob mit einem kleinen Lächeln verbunden. „Wenn Kopenhagen auf den Fremden sofort schon einen äußerst angenehmen und vortheilhaften Eindruck macht, so gewinnt es — und nicht weniger das ganze Volk — bei näherer Bekanntschaft sehr, und man lernt die braven, wackern Dänen immer mehr lieben und achten. Ich habe schon früher bemerkt — und ich denke, die Unbefangenen werden mir Recht geben — daß den Dänen einige nationelle Schwächen, ja Lächerlichkeiten ankleben. Dahin will ich nicht einmal die Vor- (manchmal Affen-) liebe für ihr Land und alles, was dieses enthält, rechnen, wenn sie auch oft so weit geht, daß sie alle andern Nationen zu übertreffen glauben; ich will diese nicht dahin rechnen, denn, so lächerlich sie auch das Individuum machen kann, sie fließt aus einer ehrwürdigen Quelle, aus der tiefsten und innigsten Liebe zum Vaterlande, die sie zu jedem Opfer, zu jeder That befähigt. — Nein, die kleinen Lächerlichkeiten, die ich meine, sind andere, besonders Schwatzhaftigkeit und Kleinigkeitskrämerei; es ist unglaublich, wie dem Dänen alles zu einem für ihn interessanten Gegenstande der Unterhaltung wird; wie eine rechte Kaffeeschwester kann er die unbedeutendsten Gegenstände,

eine lumpige Tagesbegebenheit, ein schlechtes Waschwetter, einen kleinen Mißgriff in der gestrigen Gesellschaft u. dgl. m. der ernstesten Betrachtung unterwerfen; er ist ein wahrer Jocrisse qui mène les poules pisser; daher seine Leidenschaft, Anekdoten und sogenannte „gute Geschichten" zu erzählen. Das gibt ihm denn auch beim ersten Anblick etwas Unmannliches; man vermißt bei ihm des Mannes ernste, stolze Haltung; er ist in beständiger Bewegung des Leibes, wie des Mundes. Die Sprache selbst, früher und ursprünglich schön und edel, hat dadurch etwas Weibisches bekommen; wenn zwei Dänen mit einander sprechen, bemerkte Jemand, so klingt das entweder, als wenn ein Paar alte Weiber sich zankten, oder über ein Unglück jammerten. Und dennoch ist der Däne ein Mann im vollsten Sinne des Worts, ein Held, wo es gilt! Das hat er hundertfach bewiesen. Die Titelsucht gehört auch zu den kleinen Schwächen der Dänen; 300 Kammerjunker und 150 Kammerherren ist keine üble Zahl. Die Titel Justizrath, Kanzleirath, Etatsrath, Kriegsrath werden wunderlich herumgeworfen; nicht selten führt sie ein Postmeister, oder ein Zollbeamter; einer meiner Lehrer an der Schule zu Helsingör war Kriegsrath. — Auch Orden liebt der Däne sehr. — Der Däne hat etwas ungemein Behagliches; es muß ihm Alles bequem seyn, seine Lebendigkeit darf durch nichts gehemmt werden; daher findet man auch nirgend so wenige Dandy's wie in Dänemark. Ein enger Rock, eine steife Kravatte ist dem Dänen ein Gräuel, und woher soll er Zeit und Ruhe nehmen, das Haupthaar in zierliche Wellen zu legen! Tausend Dinge gehen ihm schon Morgens früh durch den Kopf; er hat so Vieles, was noch heute besorgt, ausgeführt werden soll. Und dennoch weiß er Gemüthlichkeit sehr wohl zu schätzen, er liebt die Menschen, die viel „Gempt" haben — ein eignes dänisches Wort hat er nicht dafür — und das ist es vielleicht, was ihn an dem Deutschen vorzugsweise anzieht. Der Deutsche steht sonst nicht sehr hoch bei ihm angeschrieben; „en tydsk Vinddeutel" nennt er ihn, sonderbar genug! Weiß Gott, vom Windbeutel haben wir doch gar wenig! — Die Frauen sind ganz wie die Männer, mit den Modifikationen, die das Geschlecht nothwendig herbeiführt; lebendig, voll Talent und Verstand, und — schwatzhaft. Nehmt's mir nicht übel; ich habe Euch oft ja mit wahrem Vergnügen schwatzen hören; Ihr kommt so allerliebst vom Hundertsten in's Tausendste, und Eure lebendigen klugen Züge haben dabei eine Beweglichkeit, daß ein wahres Studium dazu gehört, herauszubringen, wie Ihr denn eigentlich aussieht. Ihr seyd aber durchgängig hübsch und anziehend, Ihr lieben Frauen! — Nur Hände und Füße könnten etwas kleiner seyn."

Für Schweden zeigt sich der Verfasser in weit höherem Grade enthusiasmirt, als für Dänemark. Er kann das Volk nicht genug loben und seine Reiseschilderung bildet insofern den lichtesten Kontrast zu dem finstern Schattenbilde, das Gräfin Ida Hahn von Schweden entworfen hat. Freilich fand er das Land nicht so comfortabel, wie Dänemark, aber von einem desto nobleren Charakter. Nachdem er aus Schweden wieder nach Dänemark zurückgekehrt ist, vergleicht er beide Länder und sagt: „In Schweden war es groß und herrlich, schöner, viel schöner wie hier; ich stand so oft bewundernd, ergriffen vor der Majestät dieser Landschaften; aber oft kam ein unbeschreibliches Gefühl von Melancholie und Wehmuth über mich in dieser lautlosen, wie außerirdischen Stille; es war nicht Traurigkeit, es war kein drückendes Gefühl, im Gegentheil ich fühlte mich gehoben, aber ernst; ein höherer Geist schwebte mit mächtigem Flügelschlage über mir; mein ganzes Wesen war mehr vergeistigt; ich fühlte einen Drang in mir zum Dichten; es bewegte sich in mir mit den herrlichsten, aber Moll-Accorden. Die Muskeln meines Körpers waren kräftiger, gespannter, es war als sollte auch ich — wie die Bewohner des Landes — kämpfen mit dieser harten, mächtigen Natur. Ich hatte kein Bedürfniß nach den Bequemlichkeiten des Lebens, nach guter Speise, gutem Trank, weichem Lager; ich fühlte mich durch und durch kräftig. Ganz anders hier. Diese Ueppigkeit der Natur zieht auch die Menschen zur Ueppigkeit hin; überall herrscht hier ein eignes Wohlbehagen, ein Comfort, wovon dort keine Spur. Das sinnliche Wohlleben bekömmt hier die Oberhand, hier ist kein Kampf mit der Natur, die vielmehr alles darbietet mit verschwenderischer Hand. Dort ist Mäßigkeit bis zur Dürftigkeit, * hier Wohlleben bis zur Ueppigkeit. — Dort wächst der Mensch empor, wie die Tanne seiner Felsen, schlank und kräftig, äußerlich ernst und nicht selten starr, innerlich voll brennbaren Stoffes; hier sind seine Formen rund und üppig, voll und roth die Wangen, der Sinn ist froh und heiter und lebenslustig. — Dort entwickelt sich der Charakter zu Kraft und Energie gesunder, praktischer Verstand, der sich auf die nächste Wirklichkeit wirft, das Vorhandene sich zu Nutze macht herrscht bei den Schweden vor; der Däne ist weichlicher, aber auch genialer, lebendiger, Kunst und Wissenschaft sind ihm dienstbar; er hat regen Sinn für wahre Schönheit, und kein Gebiet des Wissens gibt es, das er nicht angebaut. Schweden hat wenige Künstler aufzuweisen,

* Der Smaländer sagt: „Frühstück ist Verschwendung, Mittagsspeise ist Landessitte, bekomme ich nichts zu Abend, so bleibt es dabei." In Schonen ist es anders, sie waren lange Dänen.

und von den Wissenschaften sind es eigentlich nur die der Natur, in denen sich seine Söhne hervorgethan haben; aber freilich in diesen sind sie groß. — Der Däne ist Nationalist, während der Schwede mit orthodoxer Strenge an den Satzungen der Kirche festhält; dieser ist entschiedener, fast zu starrer Lutheraner, jener entschiedener Deist. * — Des Schweden Sprache ist kräftig und edel, klingend wie das Erz seiner Gebirge, sanfttönend zugleich und lockend wie der Gesang der Elfen; die dänische hat in ihrem Klange etwas Ignobles, sie ist weich und schlaff, aber unglaublich reich, biegsam, jedem Begriffe, jedem Gedanken, jeder Individualität sich anschmiegend; jene ist eigentlich im Werden, diese ist fertig. ** — Beide Völker sind tapfer, keine Gefahr, kein Opfer scheuend, wenn es das Wohl des Vaterlandes gilt, das beide leidenschaftlich lieben; aber der Schwede stellt den Ruhm dem Vaterlande gleich. Das eigentliche Element der Dänen ist das Meer; wie sich die rollenden Wogen heben, hebt sich auch sein Muth, seine unbesiegbare Kraft; mit festem Boden unter sich, kennt der Schwede keinen Widerstand. *** — Der Schwede liebt äußeren Glanz, verschmäht auch den Flitter nicht; der Däne gibt wenig darauf; was er hat muß aber tüchtig, solide und haltbar seyn. † — Der Däne ist unendlich redselig, trägt das Herz auf den Lippen, daher ist man bei ihm gleich heimisch; der Schwede ist äußerst schweigsam, vorsichtig in seinen Reden, gibt sich nicht leicht hin, eine lange Bekanntschaft gehört dazu, um durch die Schale auf den Kern zu dringen. — Es sind beide höchst interessante, reichbegabte Völker. Der Nationalhaß, der Jahrhunderte hindurch, genährt durch die beständigen Kriege, zwischen ihnen geherrscht hat, schwindet von Jahr zu Jahr mehr hin. Sie haben sich gegenseitig achten gelernt, die Liebe wird bald nachfolgen. Ein geistiger Austausch, eine geistige Einigung hat begonnen — Dank sey's den jüngeren Geschlechtern; sie haben die Aufgabe des Nordens begriffen. Skandia wird noch einst ihre Söhne im engsten Bunde sehen. — Denkt an Eure heilige Zahl, denkt an die Macht des Dreiklangs!"

In die einzelnen Schilderungen Stockholms, der Trolhättafälle 2c. wollen wir hier nicht eingehen. Besonders ausführlich ist der merkwürdige Wettersee mit seinen Naturphänomenen beschrieben. Sehr dankenswerth sind die aus dem Volksleben angeführten Sittenzüge und Gebräuche; auch manches Neue aus dem Aberglauben der Schweden. „In vielen Sagen wird erzählt, wie Menschen in Wölfe verwandelt worden; es sind die auch uns bekannten Wehrwölfe. Man beschuldigt noch jetzt besonders die Finnen, Lappen und Russen solcher Zauberei, und als im letzten Kriege mit Rußland der Smaländische Kreis Kalmar ungewöhnlich von Wölfen heimgesucht wurde, ging die Sage, daß es die schwedischen Gefangenen seyen, die von den Russen verwandelt in ihre Heimath zurückgesandt worden, um das Land zu plagen. So wurde namentlich erzählt, daß ein Soldat vom Regimente Kalmar, in einen Wehrwolf verwandelt, über das Alandsche Meer, durch Feld und Wald seine frühere Baustelle aufgesucht, um Frau und Kinder, nach denen er sich zurücksehnte, wiederzusehen. Aber ein Jäger erschoß ihn und trug ihn in's Haus. Als das Fell abgezogen ward, erkannte sein Weib das Hemd wieder, das sie ihm genäht, als er in den Krieg zog. — In Sagen und Volksliedern hört man auch vielfach, wie böse Geister den Menschen das Glück treuer Liebe mißgönnt, und den Bräutigam und sein Gefolge, als sie zur Hochzeit ritten, in Wehrwölfe verwandelt. Vergebens harrte die Braut, der Bräutigam blieb aus. So gingen mehrere Jahre hin, bis sie einst in den Wald ging, des Geliebten dachte, tief seufzte und laut seinen Namen rief. Zufällig war er ganz in der Nähe, und so gewaltig ist die Kraft eines christlichen Namens, daß der Zauber seinem Klange weicht — der Gerettete lag in den Armen seiner Braut. — Ein schwedisches Sprichwort sagt: „Wore ej Thordön till, lade troll werlden öde;" d. h. gäbe es kein Gewitter, so würden die Trolls bald die ganze Welt einnehmen. Alle diese Zauberwesen nämlich sollen sich sehr stark vermehren, ihre Kinder aber mehrentheils sterben, wenn der Donner rollt. So sehen wir auch hier, wie das alte Heidenthum herüberragt in die Gegenwart; Thor, der Trollfeind, ist noch

* Ich statuire natürlich die Ausnahmen. Schweden hat den Nationalismus noch nicht durchgemacht, Dänemark steckt mitten darin, wir haben ihn hinter uns.

** Die schwedische Sprache, voll der herrlichsten Elemente, hat lange in den Fesseln der nach französischem Muster zugeschnittenen Akademie geschmachtet. Sie hat ihre Fesseln zerbrochen, und die Freiheit trägt bereits schöne Früchte.

*** In einem Lustschlosse auf Seeland ist ein Zimmer mit lauter Darstellungen von Seeschlachten behängt, in denen die Schweden von den Dänen besiegt worden. Als diese Gemälde einst einem Schweden mit etwas indiskreter Selbstzufriedenheit gezeigt wurden, drehte dieser schweigend eines nach dem andern um. Befragt, warum er das thue, erwiderte er; „Ich wollte nur sehen, ob nicht die Landschlachten vielleicht auf der Rückseite ständen."

† Die schwedischen Frauen treiben einen höchst bedauernswerthen Luxus in Kleidern, der häufig in keinem Verhältniß zu ihrem Geldbeutel steht. Das Beispiel der Reicheren reißt die Aermeren hin, bei denen freilich nicht alles Gold ist, was glänzt; und nicht selten wird im Hause gedarbt, um draußen in Seide und Atlas erscheinen zu können. Die Dänen kleiden sich bei weitem einfacher, oft aber auch etwas nachlässig. — Ein schwedisches Diner hat unzählige Gerichte, lauter leichte, aber zierlich und für's Auge zubereitete Speisen; der Däne verlangt nicht vieles, aber ein tüchtiger Rostbeef und eine kräftige Suppe dürfen nicht fehlen.

immer thätig, und er schleudert nach wie vor seinen Blitzeshammer auf sie. Die Furcht vor diesem seinem Hammer steckt überhaupt noch so in allen diesen Geistern, daß man sie durch Feuerfunken bannen kann, ja, daß der bloße Anblick eines Feuerstrahls ihnen alle Macht und allen Muth raubt. Daher läßt der Landmann bei der Geburt eines Kindes ein Licht, oder Feuer auf dem Herde brennen, bis daß das Kind getauft worden, damit der Berggeist es nicht raube und sein eignes an die Stelle lege. — Und wißt Ihr denn, warum Ihr Fenstern und Thüren so sorgfältig zumacht, wenn ein Gewitter herannaht? Ihr wißt es nicht, ich wette; Ihr thut's, weil Eure Väter es gethan. Der schwedische Bauer aber kann's Euch sagen: ließet Ihr ein Fenster offen, es würde ein Troll sich in seiner Angst hineinflüchten, und sähe es Thor, er könnte leicht seinen Hammer ihm nach in Euer Zimmer schleudern!"

Die Mittheilungen aus der Edda und den Sagen bieten sehr Schönes, doch nur Bekanntes dar. Weniger bekannt und eine wahre Zierde dieses Werkes ist die Geschichte der edlen Frau Marta Sture, die wir besonders unsern Leserinnen empfehlen. Sie ist zu ausführlich, als daß wir es wagen sollten, sie hier zu skizziren.

Unter den Volksliedern, deren schöne Melodien zum Theil beigefügt sind, fällt eins auf, das völlig der berühmten englischen Ballade vom Brudermörder Edward entspricht; ein anderes, was die Sage von Hero und Leander nach Schweden verlegt, ein Wolfslied der Lappländer ꝛc. Das Lied vom Herrn Bald Theil II. S. 203 scheint der Verfasser mißverstanden zu haben. Der Inhalt ist nicht, daß Bald mit einem Trollweibe lebt, sondern daß seine böse Mutter ihn überredet, seine treue Gattin selber sey ein Trollweib.

Lyrische Dichtkunst.

Auf nach Norden! Sieben Gesänge von Eginhard. Leipzig, Liebeskind, 1844.

Vor einigen Jahren erschien ein Werk „nur nicht nach Norden!" Hier erfolgt der Gegenruf. Dort war mehr Rußland, hier ist Skandinavien gemeint.

Auf! schüttelt von der Ferse den schweren Alltagsschuh!
Auf! schüttelt von der Seele die träge Alltagsruh'!
Ich weiß euch eine Reise — schnallt die Sandale an!
Der Seele Schwung beflügelt! mit frischem Muthe d'ran!

Ihr meint, ihr kennt Europa — ich mein' — ihr kennt es nicht!
Kennt der die Nacht, dem fremd noch des reinsten Sternes Licht?
Kennt der die Welt der Blumen, dem keine Lilie blüht?
Und der der Jungfrau Antlitz, der nicht ihr Auge sieht?

Das Land der Pyramiden, und wo der Perser wohnt
Kennt ihr, entdecket Inseln, und forscht selbst nach dem Mond;
Doch ist euch in Europa noch fremd das schöne Reich,
Dem Abendstern, der Lilie, dem Blick der Jungfrau gleich.

Meint ihr, ich mein' Italien?

Und so geht es fort: meint ihr, ich meine Spanien? die Schweiz? Oesterreich? die Rheinlande? Alles nichts. Der Dichter meint den Norden. Obgleich nun allerdings der Norden hohe Schönheiten besitzt, so sind dieselben doch keineswegs so neu und unbekannt, wie der Dichter glaubt, und er hätte sich deßfalls nicht so sehr in Athem setzen dürfen. Das Ueberschätzen des Nordens im Vergleich mit dem Süden ist aber übel angebracht. Es genügt an dem eigenthümlichen Reiz des Nordens. Vergleichen darf man ihn nicht.

Vom jüngst verstorbenen König von Schweden singt der begeisterte Verfasser:

Ein alter Heldenknab'
Sprengt im Galopp vorüber — umringt von seinem Stab'
Das Volk jauchzt ihm entgegen, wie einem guten Gotte
Es murmelt durch die Menge: — Seht! das ist Bernadotte.

Sein Degen, der gewohnte, in Feindessaat zu mäh'n,
Ruht friedlich in der Scheide, genug sind der Trofäen;
Er folgte dem Kometen, so lang er Gottes Schwert,
Doch nicht, als er unbändig der Sterne Reich verheert.

Wie kann ein deutscher Dichter solche Unwahrheiten schreiben! Bernadotte diente dem französischen Kaiser nicht um Gottes willen und nicht Tugend war es, was ihn dem Dienst der goldnen Adler entzog, sondern Eigennutz.

Das Beste an dieser Sammlung sind die Uebertragungen aus neuen schwedischen Dichtern, Tegner, Sjöborg, Cronhamm, Franzen, Friderike Bremer, Nikander, Atterbom ꝛc. und ein längerer Romanzencyclus, der die berühmte Eddasage von der Erfindung des Dichtermeths enthält.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 19.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 21. Februar 1845.

Deutsche Alterthumskunde.

1) Geschichte und system der altdeutschen religion von Wilhelm Müller. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1844.

Warum wieder lateinische Lettern? Wir erinnern an das, was Nr. 7 unsrer dießjährigen Blätter über den Gebrauch solcher Lettern gesagt ist. Die deutsche Schrift ist einmal deutsche Schrift und wird es bleiben. Sie unterscheidet unsre National-Literatur von der anderer Völker. Sie ist unser Recht, weil wir sie einmal gewählt und Jahrhunderte hindurch behauptet haben, und weil wir die Erfinder der Buchdruckerkunst sind, die wir uns eine Schrift schaffen konnten, je nachdem es uns gefiel. Sie ist endlich schön und läßt die kunstreichste Behandlung zu, wie die ältern Drucke und die noch ältern gothischen Inschriften in reichster Fülle und Abwechslung der Beispiele darthun. Die Wahl lateinischer Lettern für deutsche Bücher kam erst im vorigen Jahrhundert mit dem Kosmopolitismus und der Gallomanie auf, die uns eben unserm vaterländischen Wesen entfremdete. Daß die lateinischen Typen der alten Mönchsschrift näher stehen, als unsre gothischen, ist kein Grund, sie ausschließlich zu bevorzugen. Deutschland nahm mit der lateinischen Schrift auch noch vieles andere von Rom an und hat es doch nach seiner Weise im Verlauf der Zeit anders modificirt, seine Nationalität dabei geltend machend, bewußt und unbewußt. Diesen nationalen Zug sollte man nun ehren; ihn sollten hauptsächlich die ehren, die es sich zum Geschäft machen, die deutsche Vorzeit aufzuklären. Wie wunderlich, daß gerade sie es sind, die heute mit den Gallomanen und Kosmopoliten des ganzen Jahrhunderts wetteifern, unsre gute herkömmliche deutsche Schrift zu verbannen und durch Lettern zu ersetzen, die so aussehen, als seyen sie aus den Setzkästen der Pariser Journale als verbraucht ausgeschieden und nun gerade noch gut genug für uns. Welch verkehrter Sinn, sich um diese Rundschrift zu bemühen, die nur an ausländische Dinge erinnert und aus der uns stets ein fremder Hauch anweht. Die Vulgata sey darin gedruckt, aber nicht die deutsche Bibel; Voltaires Schriften seyen darin gedruckt, und allenfalls Wielands, aber nicht die Nibelungen, nicht Grimms Kindermährchen! Wir vermuthen, daß der böse Geist, der die Deutschen allezeit berückt hat, an unsern wärmsten Vaterlandsfreunden, da er ihnen nicht anders beikommen konnte, sich wenigstens durch diese idiosynkratische Verliebung in die undeutschen Schriftzüge gerächt hat.

Das Werk des Herrn Müller ist mit großem Fleiß und großer Liebe ausgeführt und dürfte geeignet seyn, einen größeren und weniger gelehrten Leserkreis für die heidnischen Erinnerungen unsrer deutschen Vorfahren zu interessiren, da die deutsche Mythologie von Grimm, obgleich ein unübertroffenes Meisterwerk, doch mehr nur für gelehrte Leser geeignet und zu umfang- und citatenreich ist. Herr Müller hat zwar nicht den populären Zweck vor Augen gehabt, sondern er entschloß sich erst, das Ganze des heidnischen Glaubens unsrer Väter zur Uebersicht zu bringen, als er bei seinem Studium der Einzelheiten so viele neue Kombinationen aufgefunden hatte, daß ihm die Einrahmung in ein Ganzes passend schien. Indeß ist sein Buch, während es den Gelehrten viel Neues bietet, zugleich auch, insofern es von weit geringerem Umfange als die Mythologie Grimms ist, zur Orientirung für solche, die noch nicht in diesem Gebiete zu Hause sind, sehr zu empfehlen.

Zuerst gibt der Verfasser eine Geschichte der altdeutschen Religion, nämlich dessen was wir von ihr wissen vor der Völkerwanderung, von da bis zur Ein-

führung des Christenthums, und was sich dann im christlichen Aberglauben noch erhalten hat. Daran knüpft er die Entwicklung des altdeutschen Religionssystems und der Götterlehre, ganz so wie bei Grimm, den er überall mit gebührendem Danke benutzt, doch mit ziemlichen Einschränkungen. Müller hält sich nämlich hauptsächlich an die Götter, Heroen, Elfen, Riesen, Zwerge, kurz an die Personifikationen, und berücksichtigt weit weniger, als Grimm, die Natursymbolik, die fast jede Lufterscheinung, jede Pflanze, jedes Thier zu einer Bedeutung erhebt. Es ist Grimms großes Verdienst, hier die gewöhnliche mythologische Weise verlassen zu haben und anstatt an den Personifikationen und Abstraktionen hängen zu bleiben, die symbolischen Objekte überall in der Natur selbst aufzusuchen. Doch hat er darin erst den Anfang gemacht und es ist noch sehr viel zur Natursymbolik der alten Deutschen nachzutragen. Wie in wenig beobachteten Büchern, so ist auch vorzüglich im Munde des Volkes selbst noch viel zu finden, was hieher gehört und der dritte Band der neuen Auflage von Grimms Mythologie wird ohne Zweifel eine reiche Menge Nachträge zur ersten Auflage enthalten. Inzwischen wird erst dann dem Wissensdrange volles Genüge geleistet werden, wenn man einmal aus allen Provinzen Deutschlands die Nachrichten über abergläubige Vorstellungen und Gebräuche, Namen und Bedeutungen von Naturphänomenen, Steine, Pflanzen, Thiere in der Weise zusammentragen wird, wie Hoffmann von Fallersleben die schlesischen Volkslieder durch Zöglinge des Schullehrerseminars von allen Seiten her sammelte.

Herr Müller verfehlt nicht, S. 151 in einer schönen Exposition die Eigenthümlichkeit des altdeutschen Glaubens zu bezeichnen, vermöge welcher er die in Griechenland und Rom vorherrschende Personificirung hintansetzte und sich lieber unmittelbar an die Natur hielt. Diese Thatsache erwägend, hätte aber Herr Müller auch der Natur unmittelbar mehr nachforschen müssen, und nicht bloß den göttlichen Personifikationen. Sehr gut sagt er: „Vergleichen wir den griechischen und nordischen Anthropomorphismus im Allgemeinen mit einander, so zeigt sich dieser in mehrfacher Hinsicht etwas mehr sinnlich und folglich, wenn man will, gröber als jener, was namentlich einleuchtet, wenn wir die Mittel betrachten, durch welche die Götter ihre Thätigkeit äußern. Beide Religionen kommen darin überein, daß sie den Göttern gewisse Werkzeuge beilegen, durch welche sie eben übermächtige und ungewöhnliche Wirkungen hervorbringen. Aber der Grieche läßt die Person des Gottes im Vordergrunde, so daß sein Werkzeug mehr mit seinem Wesen verschmilzt, während der Skandinavier oder der Deutsche lieber dem Werkzeuge eine ihm inwohnende zauberähnliche Kraft beilegt. Von Poseidon sagt der griechische Mythus, er erschüttere mit seinem Dreizacke die Erde; nach der nordischen Anschauung würde das etwa ausgedrückt werden: Poseidons Dreizack hat die Eigenschaft, daß er, in die Erde gestoßen, dieselbe erschüttert. Freys Schiff hat die Eigenschaft, daß man darin stets mit gutem Winde fährt; der Grieche würde sich ausdrücken: Freyr fährt in seinem Schiffe stets mit gutem Winde. Eben weil die Kraft des Gottes nach der nordischen Vorstellung hauptsächlich in sein Werkzeug gesetzt wird, und dieses dadurch eine gewisse Selbstständigkeit erhält, kommen in der nordischen Mythologie mehrfach Erzählungen vor, daß das einem Gotte angehörige Werkzeug von einem andern benutzt, oder daß es ihm, wie dem Thorr der Hammer, entwendet wird, oder daß die Feinde eines Gottes ihn ohne sein machtiges Werkzeug zu finden wünschen: bei dem verhältnißmäßig viel größern griechischen Mythenreichthume finden wir dagegen nur selten Beispiele, daß eine Gottheit das Kleinod der andern, wie z. B. Here den Gürtel der Aphrodite, borgt. Die griechische Symbolik schließt sich in dieser Beziehung auch mehrfach enger an die Natur an, als die nordische. In Zeus Hand ruht der Blitz selbst: Thorr bewirkt denselben durch den Wurf seines Hammers. Die griechischen Götter hüllen sich, wenn sie sich den Blicken der Sterblichen entziehen wollen, in einen Nebel: die deutschen Zwerge machen sich durch eine übergezogene Nebelkappe unsichtbar. Bisweilen bedienen sich die griechischen Götter auch keines Werkzeuges, wo es bei den nordischen nöthig ist. Zeus sieht vom Himmel, vom Olymp oder vom Ida herab alles was auf Erden geschieht: Odhinn muß sich, um dasselbe zu erreichen, auf seinen Stuhl im Himmel setzen, oder seine Raben verkünden ihm, was auf Erden vorgeht. Die nordischen Götter erhalten ihre Jugend durch den Genuß von Aepfeln, welche Idhunn bewahrt, die griechischen ohne ein besonderes Mittel. Die nordische Symbolik spricht sich demnach einfach verständiger, die griechische lebendiger und geistiger aus. Das haben beide Religionen mit einander gemein, daß die Götter ihre Werkzeuge in der Regel sich nicht selbst geschaffen haben, sondern daß sie von titanischen oder elementarischen Wesen herrühren. So schmiedeten die Cyklopen dem Zeus den Blitz; kunstreiche Zwerge verfertigten Thorrs Hammer." Wir glauben hierzu nur bemerken zu können, daß die Beziehungen der bekannten nordischen Götter zur Natur weit ärmer sind, als die Beziehungen der noch jetzt an Naturerscheinungen, Pflanzen, Thiere ꝛc. geknüpften abergläubigen Vorstellungen zu unbekannten Gottheiten und Dämonen.

Sehr glücklich scheint uns Herr Müller das Ineinandergreifen mehrerer Kulte und Religionssysteme in

dem der nordischen Edda angedeutet zu haben, indem er z. B. in Thor einen ältern Hauptgott erkennt, der durch den später vorherrschend werdenden Othin mehr zurückgedrängt worden; in Balldr ein aus der keltischen Welt entlehntes Wesen; in Niördr, Freyr und Freya ebenfalls Wesen eines fremden Götterkreises. Warum sollten die germanischen Stämme nicht eben so, wie die hellenischen, in ihr Pantheon fremde Gäste aufgenommen haben? Seyen es Götter unterworfener Völker, alte Landesgötter auf dem eroberten Boden oder die Gottheiten, die von Künsten und Fertigkeiten unzertrennlich waren, die sie anderswoher lernten. Dazu kommt die uralte Trennung der germanischen Stämme, bei denen sich, wie bei den Hellenen, im Einzelnen die Kulte besonderer Gottheiten ausgebildet haben mochten.

Eins tritt jedoch in dem deutsch-nordischen Göttersystem charakteristisch hervor, das Heldenthum. Der Krieg der Götter spielt bei andern Völkern eine viel untergeordnetere Rolle, als bei den Deutschen. Die uranfängliche Bestimmung aller nordischen Götter war, nach der Edda, in ruhmvollem Kampfe unterzugehen und die ganze alte Welt mit in ihren Untergang zu ziehen, worauf eine neue beginnen soll. Derselbe Gedanke, nur auf den historischen Boden verpflanzt, liegt auch dem süddeutschen Nibelungenliede zu Grunde, in dessen Helden sich unschwer die Spuren alter Landesgottheiten wiedererkennen lassen und deren allgemeiner Untergang im Brande der Königsburg den Untergang der nordischen Götter im Weltbrande aufs treueste wiederholt. In dieser Beziehung hat unsre alte Götterlehre einen Vorzug vor der griechisch-römischen. Sie ist in sich abgeschlossen, hat wie einen Anfang, so auch ein Ende. Und es liegt zugleich etwas Prophetisches in ihr, ein dunkles Gefühl von dem Ungenügenden der heidnischen Zustände und eine Ahnung ihres unvermeidlichen Untergangs; aber zugleich auch das volle Bewußtseyn der Kraft und der stolze Muth, der dem Tode offen ins Auge sieht. Da die alten Götter enden mußten, konnten sie in der That nicht würdiger enden, als die Götter der Edda. Die römischen Götter entarteten in der Vorstellungsweise ihrer Anbeter, wurden schon von den heidnischen Philosophen (Lucian) selber verlacht und endeten ruhmlos. Die deutschen Götter kräftigten sich dagegen in dem Maaße, in welchem sie dem Untergange näher kamen und schmückten sich zum Tode, wie Leonidas und seine Spartaner, um noch ruhmvoller zu sterben, als sie gelebt hatten.

Wir vermögen hier in den engen Grenzen einer literarischen Anzeige nicht näher in die Einzelheiten des vorliegenden Werkes einzugehen, heben aber unter den mannigfachen neuen Kombinationen, welche der Verfasser gemacht hat, eine heraus, die uns ganz vorzüglich für seinen Scharfsinn bezeichnend und für die deutsche Urgeschichte wichtig scheint. Es ist die Erklärung der dunklen Begriffe Tuisko und Mannus, welche bekanntlich, nach römischer Ueberlieferung, die göttlichen Stammväter der deutschen Völker gewesen seyn sollen.

Schon Grimm hat auf den Zusammenhang des nordischen Gottes Tyr mit einem deutschen Zio, Ir, oder Erch-aufmerksam gemacht, welchem nach der Dienstag bald Ziestag, bald Erchtag heißt. Sofern nur Tacitus in der Germania Kap. 3 den Gott Tuisko, einen Sohn der Erde, und dessen Sohn Mannus die Stammväter des deutschen Volkes nennt, glaubt Herr Müller S. 225 in Tuisko einfach den Sohn des Zio, Ir, Erch, Tyr zu sehen. Unter der Erde (terra), von der Tuisko geboren worden seyn soll, versteht Herr Müller eine Göttin, die dem Tyr zugesellt gewesen sey. Es wäre vielleicht genug an Tyr selbst gewesen, den Tacitus selbst, oder wenigstens ein römischer Abschreiber leicht, des Namenanklangs wegen, mit terra verwechseln und weiblich auffassen konnte. Wer ist nun aber jener Sohn des Tyr, jener Tuisko, von dem das ganze deutsche Volk abstammen soll? Herr Müller vermuthet in ihm scharfsinnig den Asen Heimdall, der in der nordischen Edda eine sehr bedeutende Rolle spielt, indem er, von neun Müttern geboren, als Wächter des Himmels über der Brücke Bifrost (dem Regenbogen) sitzt, auf dem die Götter zu den Menschen niedersteigen, Tag und Nacht wacht und um sich schaut und alle Dinge hört und sieht, am Ende der Zeiten aber in sein gewaltiges Giallarhorn stoßen und die Götter zum letzten Kampfe rufen wird, in welchem Kampf er selbst mit dem bösen Gott Loki kämpfen und, ihn tödtend, von ihm getödtet werden soll. Derselbe Heimdall führt in der Edda auch den Beinamen Rigr, unter welchem er mit drei irdischen Frauen die Stammväter der drei Stände, Edle, Freie und Knechte zeugt. Schon Grimm hat vermuthet, daß unter Rigr, der deutsche Sagenheld Iring verborgen sey, und in diesem Iring sieht nun Herr Müller nichts anderes, als den Sohn des Ir, und da Ir gleichbedeutend mit Zio ist, den Tuisko. Wie nach Tacitus von Tuisko, so stammt nach der Edda das Volk von Rigr ab. Auch die Dreizahl der Stämme wiederholt sich bei beiden. Von Tuisko stammte Mannus, von diesem die drei deutschen Hauptstämme der Ingävonen, Hermionen und Istävonen. Von Rigr stammten die drei Hauptstände des Volks. Zwei verschiedene Begriffe, die aus einem einzigen ursprünglichen abgeleitet seyn mögen.

Unser Verfasser glaubt S. 233 in Heimdall einen Mondgott zu erkennen. Der Mond sey der beständige

Wächter am Himmel, auch das Horn kann vom Monde entlehnt seyn; die neun Mütter weisen auf die alte Eintheilung des Monats in dreimal neun Tage, und auf die des Jahres in neun Monate. Endlich bezieht sich Herr Müller auf die aus Wittekind von Corvey bekannte Sage von dem thüringischen Irinc, von dem die Milchstraße den Namen Iringsweg erhalten haben soll, und fügt hinzu: „dieser Name darf aber auf Heimdall bezogen werden, weil es eine natürliche Idee ist, die Milchstraße für den Pfad zu halten, welchen der leuchtende Gott des Mondes wandelt."

Hierin nun können wir nicht mit dem Verfasser übereinstimmen. Einmal ist es keineswegs natürlich, die Milchstraße für den Weg des Mondes zu halten, da es in die Augen fällt, daß die Milchstraße mit dem Wege des Mondes (dem Zodiacus) nicht gleich lauft, sondern ihn fast senkrecht durchschneidet. Sodann hat Herr Müller nicht bedacht, daß Tacitus den Tuisko ausdrücklich vom Mannus unterscheidet. Der letztere kann nun sehr wohl der Mond seyn, jener männliche Mane, nach welchem die alten Deutschen bekanntlich nicht nur den Menschen mannisco und den Mann Mann nannten, sondern nach dessen Erscheinen sie auch ihre Volksversammlungen hielten und von dem die Begriffe mannire, Mahnen, die Mannschaft und die Dienstmannen abzuleiten sind. Aber dieser Mannus als Sohn des Tuisko oder Heimdall, ist nicht Tuisko oder Heimdall selbst.

Beide verhalten sich wahrscheinlich zu einander wie sich der Mond zur Milchstraße verhalt. Solche bestimmte Naturerscheinungen muß man ins Auge fassen, um die damit zusammenhängenden Personifikationen und Mythen richtig zu verstehen.

In dem religiösen Glauben, der sich an die Milchstraße knüpfte, zeigen beinah alle heidnischen Völker eine merkwürdige Uebereinstimmung und man wird versucht, aus diesem Beispiel auf einen mehr als zufälligen Zusammenhang der alten Naturanschauungen zu schließen.

Bei den Indern heißt die Milchstraße Surawithi (Weg der Götter) oder Siddhimarga (Weg der Frommen). Der Römer Ovid nennt sie (in den Metamorphosen I. 170) den Weg der Götter zur Burg des Jupiter. Porphyrius und Macrobius aber, auf die ich ausführlicher zurückkommen werde, nennen sie den Weg, auf dem die Seelen aus dem Himmel zur Erde niederkommen und ins irdische Leben eingehen und auf dem sie auch wieder nach dem Tode in den Himmel zurückkehren; beide nach dem ältern Griechen Pythagoras. Porphyrius sagt ausdrücklich, nicht ein Weg der Götter, sondern zu den Göttern sey gemeint. Bei unsern altnordischen Vorfahren hieß die Milchstraße unter andern Helweg, d. h. der Weg zur Hel oder Todesgöttin; bei den Angelsachsen insbesondre Earmingstraße, worunter man die Straße der Armen, d. h. der armen Seelen verstehen will. Bei den alten Lithauern hieß die Milchstraße Pauksztu-Vielas, d. h. Weg der Vögel; unter den Vögeln aber verstand man Seelen der Verstorbenen (Hanusch slawische Mythologie S. 272). Nach einer lithauischen Sage bei demselben Hanusch S. 415 wohnen die Seelen der Seligen am nördlichen Ende der Milchstraße. Weg der Vögel heißt sie auch bei den Finnen (Grimm deutsche Mythologie S. 478). Die Perser nennen die Milchstraße Hadschiler Juli, d. h. Weg der Pilger, worunter wieder nur die Pilger zum Himmel verstanden seyn können (vergl. Grimm a. a. O.). Auch der Name der Jakobsstraße bezeichnet einen Weg der Pilger, da der Hauptwallfahrtsort in Spanien das Grab des h. Jakobus zu Compostella ist. Strauch (Astrognosia S. 140) bemerkt, die Milchstraße bewege sich nach Westen und Compostella sey der große Wallfahrtsort im fernsten Westen Europas, daher die Pilger zwischen ihm und jener Himmelsstraße eine Uebereinstimmung gefunden hatten. Endlich kehrt derselbe Glaube auch in Amerika wieder. Bei den Irokesen heißt die Milchstraße der Weg der Seelen (Mayer mythologisches Taschenbuch I. 128). Pfad der Geister heißt sie bei den wilden Indianern am obern Missouri (Maximilian, Prinz zu Wied, Reise II. 152), oder auch Weg der Asche (das. II. 223).

Wer möchte bei so vielen Zeugnissen zweifeln, daß der gleichen Benennung auch eine übereinstimmende Vorstellungsweise zu Grunde gelegen.

Was „der Weg der Frommen" bei den Indern bedeute, läßt sich leicht errathen, wenn man in Betrachtung zieht, daß nach der Lehre der Brahminen alle Menschen ursprünglich gefallene Geister sind, die im Himmel lebten, zur Strafe für ihren Sündenfall aber als Menschen oder Thiere in irdische Leiber eingehen müssen, wenn sie aber tugendhaft leben, zum Himmel in ihrer ursprünglichen Reinheit zurückkehren dürfen. (Ausführlich entwickelt in Holwells Nachrichten von Hindustan.) Der Weg, auf dem diese Rückkehr (wie das Niedersteigen) Statt findet, ist die Milchstraße. Da beinah dieselbe Lehre auch bei den alten Persern (nach dem Zendavesta) galt, so dürfte auch bei ihnen die Milchstraße dieselbe Bedeutung haben, womit der schon genannte persische Name derselben übereinstimmt.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 20.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 21. Februar 1845.

Deutsche Alterthumskunde.

1) Geschichte und system der altdeutschen religion von Wilhelm Müller. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1844.

(Schluß.)

Nähere Bestätigung findet diese Lehre bei dem römischen Dichter Manilius, welcher in seinem astronomischen Gedicht I. 9, das Hinaufsteigen der Seligen auf der Milchstraße zu den Sitzen der Götter schildert, und bei Cicero, welcher im Traum des Scipio ganz dasselbe sagt. Den eigentlichen Schlüssel zu dieser Symbolik der Milchstraße finden wir aber bei Porphyrius und Macrobius, die uns übereinstimmend berichten, was die Pythagoreer von der Milchstraße gehalten, und die dadurch beweisen, daß die Pythagoreer im Wesentlichen nichts anderes lehrten, als was auch das Schastra des Brahma bei den Indern lehrt. Nach Porphyrius (de antro nympharum 16—28) ist die Erde nur in Folge des großen Sündenfalls im Himmel bevölkert worden, indem es die reinen Geister im Himmel nach dem Fleisch gelüstete und sie, Körper annehmend, als Menschen auf Erden geboren wurden. Ihre Sünde war eben das Gelüsten, zu einem Körper zu gelangen. Hätten sie sich von dieser Lockung nicht verführen lassen, so wären sie ewig frei und rein im Himmel geblieben und nie von dem Schmutz der Erde verunreinigt, von den Leiden der Erde gemartert worden. Das Gelüsten wird von Porphyrius symbolisch bezeichnet durch den Honig. Honig, sagt er, ist Sinnbild des Todes, weil die verlockende Süßigkeit den Tod der himmlischen Geister, d. h. das Niedersteigen derselben in die irdische Natur zur Folge hatte. Der Leib ist gleichsam Sarg der Seele. Im Gegensatz gegen den Honig aber ist Galle das Sinnbild des Lebens, weil durch des irdischen Daseyns Bitterkeit die gefallenen Geister wieder geläutert und zur Rückkehr in den Himmel fähig gemacht werden. Die sämmtlichen gefallenen Geister werden aber personificirt im Saturnus. Dieser, sofern er gefesselt und entmannt wird, bezeichnet die sämmtliche Geisterwelt, die durch den Sündenfall, d. h. durch die Sucht, einen irdischen Leib anzunehmen und auf irdische Weise zu genießen, ihre himmlische Freiheit und Macht verloren hat und in die irdische Sklaverei und menschliche Schwäche gefallen ist. Die gefallenen Geister sollen aber einst wieder frei werden, wenn sie die Fesseln der irdischen Natur durch den Tod abgestreift haben, und dessen sind die Saturnalien der Römer ein Vorbild. An diesem Fest, welches in der Wintersonnenwende gefeiert wird, wurden alle Sklaven wenigstens einen Tag lang für frei erklärt, welches die einstige Befreiung aller Seelen und die Rückkehr der saturninischen Vorzeit, der paradiesischen Freiheit und Gleichheit vorbedeuten sollte.

Demnach war das Jahresleben überhaupt ein Sinnbild des gesammten Weltlebens. Durch die Wintersonnenwende wurde das Ende der Dinge und die Wiedergeburt bezeichnet, eben deßhalb aber durch die Sommersonnenwende der Anfang der Dinge, oder der Sündenfall, die Geburt ins Irdische. Namentlich die Aegypter, sagt Porphyrius, hätten in diesem Sinne den Anfang des Jahres in das Sommersolstitium gesetzt. Man müsse sich die ganze Sache folgendermaßen vorstellen. Der Himmel hat zwei Pforten, eine des Ausgangs im Norden und eine des Eingangs im Süden. Durch die erste gehen die gefallenen Geister aus und steigen in die irdische Natur hinab, durch die andere kehren sie in den Himmel zurück. Die erste heißt die Pforte des Mondes, denn alle Menschenseelen kommen aus dem Monde herab, wenn sie irdische Körper beleben sollen; deßhalb herrscht auch der Mond im Zeichen des Krebses während der Sommersonnenwende. Die zweite Pforte aber heißt die des Saturn, weil alle Seelen der Verstorbenen zum Planeten Saturn übergehen; deßhalb beherrscht Saturn das Zeichen des Steinbockes im

Wintersolstitio. Warum aber die Seelen mit Uebergehung der andern Planeten gerade aus dem Monde kommen und gerade in den Saturn übergehen, das erklärt sich ausschließlich aus dem Verhältniß dieser beiden Gestirne zur Milchstraße. Der Thierkreis, den die Planeten beherrschen (der Saturn als der fernste beherrscht December und Januar, der Jupiter November und Februar, der Mars Oktober und März, die Venus September und April, der Merkur August und Mai, die Sonne den Juli und der Mond den Juni), wird von der Milchstraße zweimal durchschnitten, und zwar in den beiden Solstitialzeichen, im Krebs und Steinbock. Die Milchstraße aber stellt in ihrem unzählbaren Lichtfunken-Gewimmel nichts anderes dar, als eben das unzählbare Volk der gefallenen Geister, die aus dem Himmel zur Erde niederkommen, oder von ihr wieder zum Himmel aufsteigen. Da wo die Milchstraße den Thierkreis im Krebse durchschneidet, empfängt sie aus den Pforten des Mondes die herabsteigenden Seelen, und da wo sie den Thierkreis im Steinbock durchschneidet, führt sie die Seelen durch die Pforte des Saturn wieder in den Himmel zurück. Den Namen Milchstraße leitet Pythagoras von der Milch ab, mit welcher alle Neugebornen zuerst genährt werden. Eben so Macrobius (im Traum des Scipio I. 12), der überhaupt mit Porphyrius genau übereinstimmt.

Der Weg durch die sieben Planeten wurde nach Celsus bei Origines VI. 22 in den Mithrasmysterien die Leiter des Mithras genannt, was wieder auf den Zusammenhang dieser occidentalen Lehre mit einer frühern orientalischen hinweist und für unsre specielle Frage nicht ganz unwichtig ist, weil bekanntlich zwischen den Persern und Deutschen eine sprachliche und sittliche Verwandtschaft Statt fand.

Der Mond ist der letzte der sieben Planeten, die letzte Stufe, aus der die Seelen zur Erde herabsteigen. Vom Monde aus kommen sie unmittelbar zur Erde und in den Mond kehren sie auch wieder zunächst zurück, wenn sie aus dem Leben scheiden und den Rückweg zum himmlischen Aether antreten. Der Mond ist also der wichtigste Vermittler zwischen der Milchstraße und der Erde. Ist nun Irinc, Heimdall, Tuisko der Herr der Milchstraße, so kann auch sein Sohn Mannus folgerecht als der Mond aufgefaßt werden. Nach einer dänischen Sage (in von der Hagens Jahrbuch der deutschen Sprache und Alterthümer S. 360) erscheint der Mond als ein Käse, der aus der Milch der Milchstraße zusammengeronnen ist.

Verfolgen wir die Abstammung jener deutschen Götter weiter zurück, so wäre Tyr, Ir oder Zio der ewige Lichtäther oben am Himmel, dasselbe war der griechische Zeus, sein Sohn Irinc Tuisko, Heimdall wäre die Milchstraße, die aus jenem Aether fließt, und dessen Sohn Mannus erst der Mond. Den Rigr aber dürften wir eher mit Mannus, als mit Tuisko identificiren, weil von ihm unmittelbar die Abstammung des Volks auf Erden ausging.

Auf diese Weise wäre nun die Herkunft der Menschen aus einer höhern Welt genügend erklärt. Ist auch in der Edda nirgends, wie im Schastra des Brahma und wie im Zendavesta, von einer Schuld die Rede, in Folge deren die ursprünglich reinen Seelen zum Eingehen in die niedere Welt verdammt worden wären; so liegt doch in der Art, wie nach der Edda die ganze irdische Schöpfung untergehen muß, eine gewisse Anerkennung ihrer Unvollkommenheit und der Verschuldung ihrer Bewohner; und man darf behaupten, daß die Edda den orientalischen Grundzug besser bewahrt hat, als die griechische und römische Mythologie, in der er verloren ging, während nur die Mysterien ihn festhielten.

Inzwischen tritt in der deutschen Sage von Iring der Begriff der Schuld deutlich hervor. Nach dieser bei Wittekind enthaltenen, freilich schon ganz historisch gefaßten Sage, bricht sich Iring, nachdem er seinen König Hermanfried verrathen hat, mit dem Schwerte Bahn durch die Verfolger und diese Bahn soll nun die Milchstraße seyn. Offenbar hat man also hier ein mythisches Wesen nur in die thüringische Geschichte übergetragen. Der Gedanke aber, daß Iring sich mit dem Schwerte die Bahn bricht, stimmt trefflich mit dem letzten Schwertkampf der Götter in der Edda überein. Denken wir uns Irings Zug als den Einzug der Seelen auf der Milchstraße in die Welt, so ist derselbe schon eben so kriegerisch, als es später das Weltende ist. Sollte nicht mit diesem martialischen Grundgedanken auch die Sitte des Nordens übereinstimmen, derzufolge sich Sterbende mit Eisen verwundeten, weil nur der nach dem seligen Walhalla kommen konnte, der im Kampfe gefallen oder gewaltsam durch Schwert oder Lanze getödtet war?

Noch gibt es eine griechisch-römische Mythe, durch deren bisherige Dunkelheit und Konfusion die alte Lehre von der Milchstraße durchschimmert, und die in einer besonders nahen Beziehung zu unsrer deutschen Mythe steht, weßhalb wir sie hier ein wenig näher ins Auge fassen wollen. Die Mythe des Eridanus. Unter dem Eridanus wird insgemein der Po verstanden, der Hauptfluß des Landes, in welchem die keltische und vielleicht germanische Welt wahrscheinlich in sehr frühen Verkehr trat mit der griechisch-römischen Welt. In diesen Fluß Eridanus stürzte, nach der aus Ovid allgemein bekannten Mythe, Phaeton hinab, als er den Sonnenwagen seines Vaters Helios vorwitzig bestiegen hatte, die Rosse nicht zu lenken verstand und beinah

die ganze Welt in Brand steckte. Nach der 152sten Fabel des Hyginus mußte eine große Sündfluth den Weltbrand löschen und aus dieser Sündfluth blieb Niemand übrig, als ein einziges Menschenpaar, Deukalion und Pyrrha, welches die Erde neu bevölkerte. * Der durch Phaetons Sturz bezeichnete verbrannte Weg am Himmel soll aber die Milchstraße seyn, wie Hygin in derselben Fabel und außer ihm noch viele andere Alten behauptet haben (Plutarchs Meinungen der Philosophen III. 1. Manilius astr. I. 733. Achilles Tatius 24). Also sehen wir in dieser Mythe die Milchstraße abermals in Verbindung mit einer Verschuldung im Himmel und mit einer neuen Bevölkerung der Erde durch ein erstes Menschenpaar. Der Name des Flusses Eridanus muß uns aber hier von besonderer Wichtigkeit seyn, weil er an den deutschen Ir und Iring erinnert. Servius, der unerschöpflich reiche Scholiast des Virgil sagt zu dessen Aeneide VI. 659. Phaeton selbst habe Eridanus geheißen und dem Flusse nur seinen Namen gegeben, und VIII. 77 Eridanus sey der Fluß aller Flüsse, was nur vom Himmelsfluß und mythisch zu verstehen ist, da Servius sehr wohl größere Flüsse auf der Erde kannte.

Sofern Phaeton-Eridanus, aus dem Aether kommend, oder dieser Feueräther selbst in die irdische Natur sich niedersenkend, die Stufenleiter der Planeten zu durchmessen hat, identificirt er sich auch mit den Planeten und wird, durch die Pforte des Saturn gehend, Saturn selbst. Hygin (poet. astr. II. 42) erzählt, Phaeton sey, nachdem er in den Eridanus gefallen, als Saturn wieder an den Himmel emporgestiegen. An derselben Stelle berichtet Hygin, daß Phaeton auch der Planet Jupiter sey. Phaeton sey nämlich von Prometheus gemacht worden und der schönste unter allen Menschen gewesen, weßhalb ihn Jupiter zum schönsten unter den Planeten gemacht habe. An einer anderen Stelle macht Hygin (de planetis 18) den Phaeton zur Sonne. Man ersieht hieraus nicht nur den Eintritt des Aethers in die Planetensphäre, sondern auch die Doppelseitigkeit der Phaetonsage, sofern nämlich Phaeton nicht bloß als der vom Himmel Herabsteigende, sondern auch als der wieder Aufsteigende gedacht wurde.

Für des Phaeton-Eridanus gute Bedeutung spricht auch die berühmte Argonautensage, nach welcher die Argonauten den Fluß Eridanus hinaufschifften, um nach allen Gefahren im Osten seligere Länder im Westen zu finden. Ferner sprechen dafür die Beziehungen des guten Gottes Dionysos zum Fluß Eridanus in den Dionysien des Nonnus, worin Mysterienlehren der Wiedergeburt vorliegen, auf die wir hier aber nicht näher eingehen wollen. Es möge genügen, dargethan zu haben, daß Phaeton-Eridanus nicht bloß im Sinn des Herabkommens in die Welt als ein vorwitziges und thörichtes, sondern auch im Sinn der Wiedergeburt als ein heilbringendes Wesen aufgefaßt worden ist und insofern sehr wohl dasselbe mythische Wesen seyn kann, was der deutsche Iring, und was der nordische Heimdall ist, als Wächter des gesammten Weltlebens und als Vater aller erschaffenen Wesen, wie ihn die Voluspa gleich im Eingang nennt, da sie alle magir Heimdallar heißen.

Rufen wir uns in Erinnerung zurück, was oben über den Eintritt des Lebensstroms in der Milchstraße in den Thierkreis durch die Pforte des Mondes in der Sommermitte und über den Austritt aus dem Thierkreis durch die Pforte des Saturn in der Wintermitte gesagt ist, so verstehen wir nun auch den altdeutschen Gespensterglauben, der sich an die Johannis- und Christnacht knüpft. Es ist bekannt und in Grimms Mythologie ausführlich erörtert, daß in der Johannisnacht sich das Reich der bösen Dämonen aufthut, gegen welche Johannisfeuer, der Gebrauch des Johanniskrauts und andere Heilmittel angewendet wurden, und daß andrerseits in der Christnacht sich das Reich der Todten aufthut und in den nächst folgenden zwölf Nächten als das wilde Heer umzieht. Das sind die von der Erde ausziehenden Seelen, die durch die Pforte des Saturn den Rückweg in die Milchstraße einschlagen.

Deßwegen hieß auch die Christnacht im Norden der Juulabend, das Juulfest; denn juli ist derselbe Name, den die Milchstraße noch heute bei den Persern führt (juli Hadschiler Weg der Pilger). Daher kommt auch der Name des Julius oder des Monats, der unmittelbar auf die Johannisnacht in der Sommermitte fällt. Der Juli im Sommer bezeichnet den Weg ins Leben, das Juulfest in der Wintermitte den Weg aus dem Leben. Ganz eben so stehen sich Januar und Juni entgegen, janua die Pforte des Saturn, in der Wintermitte, und eine zweite janua als Pforte des Mondes in der Sommermitte.

Aus den astronomischen Vorstellungen der alten Deutschen, aus den symbolischen Gebräuchen bei den

* Vom Po in Italien hat sich diese Mythe in der keltischen Welt bis nach Wales in England fortgepflanzt, denn nach den gälischen Triaden gab der keltische Gott Hu (Dionysos Hyes?) der auch den Namen Peryddon führt, diesen letzteren Namen dem Flusse Dee, der aus den beiden Quellen Dwyvan und Dwyvach floß. Diese beiden Quellen dachte sich die gälische Sage aber zugleich als einen Mann und ein Weib, die aus der großen Sündfluth allein übrig blieben und die Welt neu bevölkerten. In Peryddon ist nun der Eridanus, und in Dwyan Deukalion sehr deutlich wiederzuerkennen. Unter dem Fluß aber ist nichts anderes als der Menschenstrom zu verstehen.

Solstitialfesten, aus dem Todtenkultus rc. ließe sich noch Vieles hieher Gehörige anführen. Doch wird das Gegebene genügen, um den Hauptpunkt festzustellen.

2) Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas. Von Hermann Miller, Prof. in Würzburg. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann, 1844.

Seit Rudbecks Atlantis ist kein ähnliches Werk erschienen. Der Verfasser versucht durch gewaltsame Benutzung eines überaus bunten Materials von klassischen Citaten den Beweis herzustellen, daß die Arche Noä nicht am Gebirge Ararat, sondern an der Küste von England oder „in der Nähe des brittischen Sundes“ gelandet sey. Von hier aus habe Japhet seinen Samen ausgebreitet über ganz Europa und das seyen Griechen gewesen; die Griechen im eigentlichen Griechenland seyen nur von jenen Nordgriechen später abgezweigt worden. Alles Keltische und Deutsche wird nun griechisch. Auch die alten Phrygier, wie die Galater, werden direkt vom Norden hergeleitet und sind Griechen. Die so vielbesprochene Abstammung der Franken von den Phrygiern und Trojanern erklärt sich nun auch ganz einfach.

Aber diese ganze Untersuchung ist viel zu tumultuarisch geführt. Der Etymologie wird Gewalt angethan, um unhaltbare Beweise aus Namen herzuleiten. Was rein mythisch zu verstehen ist, wird historisch gefaßt. Alle die tausend Gründe, die für eine Herkunft der Kultur aus Südosten sprechen, werden unbeachtet gelassen. Gerade so verfuhr Rudbeck, der das Paradies und die Anfangspunkte aller Kultur in Schweden suchte.

Es ist allerdings möglich nach und nach, wenn das Keltische gründlicher durchforscht seyn wird, neue Aufklärungen über die alten Centralpunkte der nordischen Kultur zu gewinnen. Es ist vielleicht noch möglich, wenn man erst alle alten Volkssagen und Dichtungen, abergläubische Gebräuche und Meinungen verglichen haben wird, dem Zusammenhange der galischen und nordisch-deutschen Religion näher auf die Spur zu kommen und namentlich über das große Verbindungsglied am Niederrhein noch einige Helle zu verbreiten. Aber dazu gehört ein noch lange fortzusetzendes Sammeln auf dem heimischen Boden. Die alten Klassiker sind dagegen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen, da sie in der vorrömischen Zeit von jenen britischen Ufern und Rheinmündungen zu weit entfernt waren.

Dichtkunst.

Karthäusernelken. Sagen und Legenden aus der christlichen Vorzeit. Von Johann N. Vogl. Wien, Strauß sel. Wittwe und Sommer, 1845.

Herr Vogl liefert Jahr aus Jahr ein sein Kontingent in Versen, wenigstens einen, wo nicht zwei Bände. Wenn er seine poetische Gabe mehr zusammenhielte, seine Gedichte mehr ausfeilte, so würde dieß freilich besser seyn; indeß hat seine leichte Manier etwas nicht Ungefälliges und zugleich versteht er im Stoff eine gute Auswahl zu treffen. Nur hin und wieder bringt er schon Bekanntes. So finden wir hier eine Romanze vom goldenen Schuh, die bereits Justinus Kerner in seinem Geiger von Gmünd sehr schön behandelt hat. So ist auch die Legende „von der Pförtnerin“ einer entflohenen Nonne, für die unterdeß die Madonna oder eine Heilige den Dienst verrichtet, schon oft anderwärts erzählt. Deßgleichen die schöne Legende vom Ursprung der Trauerweide, die vom h. Augustinus und dem wasserschöpfenden Knaben rc. Das sollte doch nicht immer wiederkehren, wenn der Dichter den Gegenstand nicht neu oder mit ganz besonderer Kunst zu behandeln weiß. Einige hier wieder abgedruckte Dichtungen kommen auch schon in früheren Werken des Verfassers vor, z. B. die Legende vom Seckel des h. Benedikt in seinen Klängen aus Ungarn.

Doch fehlt es in dieser Sammlung auch nicht an Neuem und Eigenthümlichem. Im „ewigen Juden“ hat Ahasverus einen wunderbaren Traum. Er blickt in den Himmel und sieht Gott und sein eignes Jammerbild versinkt vor demselben in Staub. Er erwacht zwar wieder zu seinem alten Elend, allein der Traum gereicht ihm doch zu großem Troste, denn während er schlief, war ein Jahrhundert vergangen. Neu war uns auch die Sage von Aaron. Sein Bruder Moses hilft ihm aus seiner Armuth, indem er ihn die Schmelzung der Metalle lehrt. Nun wird Aaron unermeßlich reich, übermüthig und undankbar und bricht das Gesetz. Moses warnt ihn vergeblich und läßt im Zorn seine Heerden, sein Weib und seine Kinder, seine Metallschätze und endlich ihn selbst von der Erde verschlingen. Wenn Dichter solche Sagen und Legenden, schon bekannte Namen betreffend, zu bearbeiten unternehmen, sollten sie auch allemal die Quellen angeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 21.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 26. Februar 1845.

Botanik.

Beiträge zur Kenntniß der Befruchtung der vollkommenen Gewächse von Dr. K. Fr. Gärtner. Erster Theil: Versuche und Beobachtungen über die Befruchtungsorgane der vollkommenen Gewächse und über die natürliche und künstliche Befruchtung durch den eigenen Pollen. Stuttgart, Schweizerbart, 1844.

Herr Dr. Gärtner in Calw hat sich durch dieses Werk ein neues bleibendes Verdienst um die Botanik erworben. Die mühsamen Versuche, die er mit gewohntem Scharfsinn an Pflanzen gemacht hat, haben zu neuen Resultaten für die Wissenschaft geführt und hin und wieder vorgefaßte Meinungen widerlegt. Vor allem thun diese Versuche unwidersprechlich dar, daß Schelwer, Henschel, 2c., die in neuester Zeit wieder die Befruchtungstheorie der Pflanzen geleugnet haben, etwas Unhaltbares behaupten. Die der thierischen mehr oder weniger analoge Fortpflanzung kann nicht mehr bestritten werden.

Aus der großen Zahl von Versuchen und Beobachtungen, die hier mit genauester Ausführlichkeit dargelegt werden, heben wir nur Einiges von vorzüglicher Bedeutsamkeit heraus.

Ueber die Entwicklung der einzelnen Blumentheile. Immer zuerst bilden sich in den Knospen die Antheren oder männlichen Blumentheile aus, dann die Corolle oder Blumenkrone, ganz zuletzt aber erst das Pistill oder der weibliche Blumentheil. Eine Ausnahme macht Lychnis diurna, deren Griffel schon aus der Knospe hervorbricht, ehe die Blume selbst sich entwickelt und Antheren zum Vorschein kommen.

Ueber das Verhältniß des Kelchs zur Krone. Wo nicht beide vorhanden sind, sondern nur ein einfacher Blätterkranz die Blume bildet, ist dessen innere Seite als Krone, dessen äußere als Kelch zu betrachten. Der Kelch ist nicht bloß äußere Hülle der Blumen, sondern vermittelt die Ernährung derselben und des Fruchtknotens.

Ueber die Dauer der Blumenkrone. Bei getrennten Geschlechtern dauert die weibliche Blume in der Regel länger als die männliche. Unter den hermaphroditischen Blumen dauert die unbefruchtete länger, als die befruchtete. Deßhalb dauern auch gefüllte länger als einfache, weil die Füllung nur aus einer Verwandlung der Genitalien in Blumenblätter entsteht. Davon sind jedoch die Lebenstermine einzelner Blumengattungen wieder ganz unabhängig. Einige dauern sehr lange, ja in gewissem Sinn ewig, so die Immortellen; andere blühen nur wenige Stunden, wie Tigridia pavonia, cactus grandiflorus etc. Merkwürdig ist die Art des Todes. Die Rosen, die Baumblüthen lassen ihre noch gesunden und frischen Blumenblätter fallen; die Liliaceen, besonders die Tulpen welken noch am Stiel und fallen so breit als möglich auseinander. Die Malvaceen dagegen schließen ihre Blumen zum gewöhnlichen Pflanzenschlaf, aus dem sie aber nicht mehr erwachen.

Ueber den Schlaf der Blumen. Derselbe hält nicht gleichen Schritt mit dem der Blätter. An der Mirabilis, Lychnis vespertina etc. schlaft nur die Blume, aber nicht das Laub; das gerade Umgekehrte zeigt sich bei einigen Hibiscusarten.

Ueber das Verhältniß der Blumenblätter zu den Genitalien. Die Behauptung, daß sie nur der männlichen Seite der Blume angehören, weil häufig die Staubfaden mit ihnen verwachsen sind, läßt sich nicht rechtfertigen. Herr Gärtner zeigt, wie auch das Pistill zuweilen in Blumenblatter übergehe, wie rein weibliche Blumen sich durch eine große Krone auszeichnen 2c. Bemerkenswerth ist auch der Umstand, daß der Vigor der Corolle, d. h. der Moment, in welchem die Blumenblätter in vollem Saft und reinstem Glanze den höchsten Moment ihrer Ausbildung erhalten, in der

Regel erst nachher eintrete, wenn dieser Moment für die Antheren schon vorüber sey.

Ueber den Nectar oder Honigsaft. Herr Gärtner erklärt denselben aus dem Zuströmen der Säfte in die Blumentheile. Er hört auf zu fließen, sobald die Befruchtung erfolgt ist, weil von diesem Augenblick an das Eichen die Säfte an sich zieht und nicht mehr die Blume. Wegnahme der Nectarien schadet der Befruchtung nicht.

Ueber die Stellung der Antheren. Sie sind um den Mittelpunkt der Blume, den das Pistill bildet, wirtelförmig gestellt, zuweilen in mehreren Reihen, von denen die eine kürzere Staubfäden hat, als die andere. Auffallend ist, daß die Entwicklung und das Aufspringen der Antheren bei verschiedenen Blumen in entgegengesetzter Richtung erfolgt, bei der einen von innen nach außen, bei der andern von außen nach innen. Eben so erfolgt bei dem männlichen Blüthenkätzchen die Reife und das Ausstreuen der Pollenkörnchen bald von oben nach unten, bald von unten nach oben.

Ueber die Wärmeentwicklung in der Blüthe. Sie begleitet die Reife und das Aufspringen der Antheren. Sie unterstützt die vitale Bewegung in diesem höchsten Moment des Pflanzenlebens und die chemische Verwandlung, die dabei vorgeht. Am Arum italicum ist diese Wärme brennend, aber sie findet sich nur an den männlichen Theilen, die weiblichen bleiben kalt.

Ueber den Pollen oder Blumenstaub. Aus den Antheren der Staubbeuteln springen die feinen staubartigen und meist farbigen Körnchen heraus, die, wenn sie auf die Narbe fallen, welche den obern Theil des Pistills bildet, die Befruchtung bewirken. Diese Pollen sind ungeheuer zahlreich bei den Monocotyledonen, weniger bei den Dicotyledonen. Kämpfer fand in der Scheide einer männlichen Palmenblüthe 12,000 Blumen mit Milliarden von Pollen. Diese Menge ist aber erforderlich, weil von einem einzigen männlichen Palmbaum oft mehrere hundert weibliche tragbar gemacht werden müssen, was nur durch Vertheilung des in der Luft schwebenden und vom Winde getriebenen Pollens auf den ganzen Palmenwald möglich ist. Der Pollen ist so leicht, daß ihn die leiseste Luft trägt; daher der berühmte Schwefelregen, das sogenannte Blühen der Theiß, des Bodensees rc., was nichts anderes ist, als eine ungeheure Menge gelber Pollen, der von Nadelwäldern aufsteigt, meilenweit fortgetragen und endlich durch Regen niedergeschlagen wird. Auch von Hanffeldern, so wie von Maisfeldern, kann man den Pollen in Form eines schwarzen Rauchs aufsteigen sehen. — Der Pollen ist sehr verschieden an Größe, Gestalt, Farbe. Am größten ist er bei den Malvaceen, Cucurbitaceen, Nyctagineen; am kleinsten bei den Amaranthen, Primeln, Gentianen rc. Ueberaus glatt und spröde wie Sand ist er bei den Gräsern und Cerealien, bei Calla, salix, tropaeolum majus dagegen viscid, und es ist merkwürdig, wie dieser Beschaffenheit des Pollens die der Narbe entgegengesetzt ist, indem der glatte Pollen häufig von einer haarigen oder feuchten Narbe festgehalten wird, oder der viscide Pollen auf glatter Narbe sich selbst festhält.

Von bedeutendem Werthe sind die Versuche des Herrn Gärtner über die zur Befruchtung erforderliche Zahl der Pollen. Er hat die Erfahrung gemacht, daß sich die Natur hier in großer Mannigfaltigkeit gefällt, daß sie oft gegen alle Vermuthung mit den Gegensätzen spielt und z. B. hin und wieder eine unverhältnißmäßig große Narbe darlegt, wo nur wenige Pollen erforderlich und vorhanden sind, und eine sehr kleine, wo eine Unzahl Pollen sich um sie drängt; daß aber die frühere Meinung, ein Pollenkörnchen sey überall zur Befruchtung hinreichend, keineswegs Stich hält. Aus seinen Versuchen geht hervor, daß zu einer gesunden Befruchtung oft 40—60 Pollenkörner in Thätigkeit gesetzt werden müssen. Schon Kölreuter hat diese Verhältnisse beachtet, die Gärtner durch seine Versuche noch näher kennen lehrt.

Bemerkenswerth ist ferner die Durchsichtigkeit des Pollens auf der Narbe, die der Verf. einigemal beobachtet hat. Vor und nachher findet diese Durchsichtigkeit nicht mehr Statt. Die Infusorien oder Samenthierchen in Pollen hält der Verf. für etwas Normales und für einen wesentlichen Bestandtheil desselben, ohne das letzte Räthsel ihrer Bedeutung lösen zu wollen. Dagegen gibt er das Vorkommen von sogenannten Pollenschläuchen, durch welche dem Eichen die Belebung zugeführt wird, nicht überall zu, sondern weist deren Abwesenheit bei mehreren Blumen nach, glaubt aber, deren Stelle werde durch eine Flüssigkeit ersetzt, gleich derjenigen, durch welche die Belebung des Froschlaichs in Wasser vermittelt wird.

Von der Mitwirkung der Insekten zur Blumenbefruchtung sagt der Verfasser sehr mit Recht, daß man sie weder über- noch unterschätzen solle. Absolut nothwendig und unersetzlich ist sie aber nirgends.

Die Befruchtung gilt immer nur dem Ei, aus dem sie das neue Samenkorn bildet, und deren oft viele in einem Ovarium oder Fruchtknoten beisammen liegen. Die fleischige Frucht dagegen ist nur die äußere Samenhülle und wird aus den Säften gebildet, die dem Eichen zuströmen, wenn die Blume abfallt. Da nun die Säfte einmal diesen Zug haben, so entsteht oft eine Frucht auch um den tauben Samen, ohne daß eine wirkliche Befruchtung erfolgt ist.

Außer diesen Gegenständen sind noch viele Einzelheiten z. B. über die Formen und die Vitalität der

Narben und Griffel; über die Zeiten der Befruchtung und Reife; über die Stadien der Eientwicklung ꝛc. mitgetheilt, was wir hier nur andeuten wollen. Ueberall hat der Verfasser nur die Natur selbst gefragt und sich von jeder Theorie fern gehalten; ja sein Buch charakterisirt sich wesentlich durch die große Freiheit, die er der Natur vindicirt gegenüber den Systemen.

Legenden.

Die Mariensagen in Oesterreich. Gesammelt und herausgegeben von J. P. Kaltenbaeck. Wien, Klang, 1845.

Eine große Menge frommer und schöner Sagen, unter die sich aber auch viele äußerst triviale verirrt haben. Der Herausgeber erklärt sich S. V der Vorrede gegen die „scheinbaren Freunde," welche die Legenden zwar schätzen, aber das poetische Kriterium dabei angewendet wissen wollen, und verlangt, man solle einfach glauben, was überliefert ist, und nicht fragen, ob es auch poetischen Werth hat. Deßhalb rafft er auch alles Ueberlieferte zusammen, nicht nur das Zarteste und Tiefsinnigste der noch unschuldsvollen Volkstradition des Mittelalters, sondern auch das Albernste und Abgeschmackteste was die Jesuiten nach dem dreißigjährigen Kriege dem verdummten Volke aufgeschwatzt haben und was von der handgreiflich plumpsten Erfindung ist. Wir geben ihm zu, daß es hier nicht auf den poetischen Genuß einer schönen Dichtung, sondern auf den lebendigen Antheil des gläubigen Gemüthes ankommt. Aber wenn dieser Antheil gewonnen und gerechtfertigt werden soll, muß auch der Gegenstand des Glaubens darnach seyn. Wenn die Legende sich der Einfalt und dem tiefen Sinn der Bibel anschließt, so hat der Verfasser Recht; wenn sie aber offenbar später absichtliche und plumpe Pfaffenerfindung und den Mährchen des Koran und Talmud ähnlich ist, so hat der Verfasser Unrecht. Wenn die Legende nie ausgeschweift wäre, so würde sie auch nicht so tief im Kredit der Völker gesunken seyn. Wenn z. B. die Franciskaner und Dominikaner nicht so unanständig vor aller Welt in großen Versammlungen und unzähligen Schriften ein Jahrhundertlang über die unbefleckte Empfängniß der h. Jungfrau gestritten hatten; wenn später die Kapuziner und Jesuiten nicht so gar lächerliche Dinge von ihrer Wunderkraft in den alltäglichsten, einer solchen höheren Dazwischenkunft völlig unwürdigen Angelegenheiten erzählt hätten, und wenn die rein weltliche Politik jesuitischer Beichtväter nicht so viele fürstliche Frauen und schwachsinnige Prinzen mit der Madonna in eine Art von höfischer Verbindung gebracht hätten, so würde die Reformation auch nicht mit so entschiedener Abneigung den Marienkultus verhorrescirt haben. Nun haben aber die gebildeten Protestanten nicht versäumt, allmählig die ältern Mariensagen wieder aus der Vergessenheit hervorzuziehen und in ihrem ganzen Werthe anzuerkennen. Es war nicht recht, das Kind mit dem Bade auszuschütten, und um des Schlechten willen, das sich mißbräuchlich an die Marienverehrung geknüpft, alles Schöne derselben zu verwerfen. Aber es wäre thöricht, nachdem man die große Erfahrung in der Reformation gemacht hat, jetzt von Neuem gerade den Mißbrauch preisen zu wollen.

Leider hat der Verfasser die Legenden weder nach ihrem Inhalt, noch nach ihrer Oertlichkeit, noch nach der Zeitfolge geordnet, sondern völlig durcheinander geworfen. Doch charakterisirt er den Entwicklungsgang derselben im Allgemeinen in Folgendem. „In den ältesten Ueberlieferungen erscheint sie den Gläubigen im Kampfe gegen die Feinde des Christenthums als Mahnerin zur Ausdauer, als Retterin im Augenblicke der Noth. Zu ihr wendet sich der Krieger, bevor er auszieht; ihr opfert er seinen blutgefärbten Mantel, die eroberte Waffe nach der Rückkehr. Auch dem Schiffer ist die Gebenedeite nahe, wenn er auf der sturmbewegten See um ihren Beistand fleht: das Gewitter schweigt, er landet, und in kurzer Zeit erhebt sich an derselben Stelle eine Kapelle zur Verherrlichung Mariens. Später — vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhunderte — will sie in unwirthbaren Gegenden, auf hohen Bergen und in dichten Wäldern verehrt seyn. Auch dahin soll Kultur und Gesittung kommen; auch die einsamen Wald- und Bergbewohner sollen einen Vereinigungspunkt zur gemeinsamen Andacht haben! Sie erscheint dem verirrten Edlen, den die Jagdlust zu weit getrieben und der aus Ermüdung und Verzweiflung eingeschlummert, im Traume, und verspricht ihm glückliche Heimkehr, sobald er gelobe, an dieser Stelle ihr eine Kapelle zu erbauen. — Den kranken Fürsten ermahnt sie, sich aufzumachen, und nach den fernen Bergen zu wallen, wo ihr Bildniß noch unbekannt in einer schlechten, hölzernen Kapelle hangt. Der Fürst eilt dahin, wird gesund und erbaut eine Kirche mit reichlichen Stiftungen zum Dienste des Herrn. — Eine Gemeinde ist entschlossen, der Gottesmutter in der Nähe ihres Dorfes eine Kapelle zu errichten; während der Nacht tragen Engel das Baumaterial auf entfernte Berge, in einsame Thäler oder das Gnadenbild verschwindet dahin — und die Gemeinde folgt dem höheren Rufe. — Als im fünfzehnten Jahrhunderte die Hussitenstürme beginnen, und in den Tagen des Lutherthums, bleibt das Gnadenbild unversehrt bei allen Versuchen, es zu vernichten. Die Flammen verzehren es nicht,

Schwert und Beil versagen den Dienst, und der ruchlose Bilderstürmer findet seine Strafe. — So tritt Maria in ihren Gnadenbildern siegend in die Zeit herüber, welche sich dem alten Glauben wieder zuwendet und ist bei dem namenlosen Unglücke, das die langen Kriege herbeigeführt haben, die Hülfe in der Noth (Mariahülf!), die Zuflucht der Kranken, die Trösterin der Betrübten, die da Thränen vergießt über das Elend der Menschen, und Todesbläße im Angesichte zeigt bei dem Nahen des Ungerechten." Hiebei vergißt der Verf. auch die zahlreiche Gattung von Legenden zu charakterisiren, die bloß ersonnen wurden, um einer bigotten Fürstin zu schmeicheln, oder um Lokalinteressen zu fördern, einem Orte Zulauf zu verschaffen, Konkurrenzen der geistlichen Erwerbsquellen hervorzurufen ꝛc., kurz die partie honteuse, die einmal diesem Legendenwesen nicht fehlt, und die man demnach auch wahrheitsgemäß verwerfen muß, wenn man andrerseits die schöne Seite mit Recht hervorhebt.

Um auch ins Einzelne einzugehen, so bemerken wir namentlich unter den ältern Legenden eine Menge solcher, welche den Marienkultus in eine freundliche Beziehung zur Natur bringen. Da wird die Madonna auf hohen Bergen verehrt, in tiefen finstern Wäldern, an Quellen, oder ihr Bild wird an uralten heiligen Baumen gefunden, oder auch im Innern des Stammes durch natürliches Wachsthum geformt. So kommen viele Marien zur Eiche vor, mehrere zur Linde, andere, deren Bilder an einen Fichtenstamm, Lärchenstamm, Hasel ꝛc. gebunden sind. Ferner Marienbilder in Disteln und Dornen verborgen, entdeckt durch Schaafe, die davor im Kreise knien. Die vielen Marien zum Schnee erklären sich nicht gleich der von Maria Maggiore in Rom durch einen Traum, sondern durch ein Bild, das im Schnee gefunden wird, oder durch den ewigen Schnee der Alpen, auf dem die Mutter Gottes verehrt wird. Einmal blühen drei Aehren aus dem Schnee, wo ihr eine Kirche gebaut werden soll. Als Herrin der Natur erscheint die Gebenedeite in mehreren Legenden. Ihr Bild auf dem Wisherad bei Prag bewirkt, wenn es in Prozession umgetragen wird, unfehlbar Regen. Ihr Bild zu Frauenthal in Krain zertheilt unfehlbar die Wolken, so oft es denselben entgegengehalten wird.

Von einzelnen Bildern wird gerühmt, daß sie nie befleckt worden, z. B. die schöne Maria bei Scharten, von anderen, daß sie unzerstörlich im Feuer ausgedauert; von dem zu Stein in Böhmen, daß es erbleiche, wenn ihm ein Sünder nahe. Dagegen sind die Legenden von den weinenden, blutenden und schwitzenden Bildern gar widerlich. Eine der schönsten Legenden ist S. 143 die vom Maler Pomis, der für ein Kloster in Grätz die Madonna malen sollte, als ihm aber das Bild überaus schön gerieth, einen höhern Preis verlangte. Zur Strafe für diesen Eigennutz ward er blind, aber durch die Madonna wieder geheilt, und sah staunend, wie das noch nicht von ihm vollendete Bild während seiner Blindheit von selbst und in strahlender Schönheit vollendet war. Das bezeichnet sehr schön den Unterschied heiliger Bilder von weltlichen und stimmt mit den Gefühlen des berühmten Fiesole zusammen, der seine Madonnen nur knieend malte. Doch hatte die Legendenpoesie sich begnügen sollen, nur den Menschen, denen das Urbild fern ist, das Abbild in solcher Heiligkeit zu zeigen. Wenn die Legende von Maria Taferl auch Engel zum irdischen Abbilde wallfahrten läßt, so ist das schon unpassend, denn Engel, müssen wir denken, sind dem Urbilde selbst naher und haben nicht nöthig, nach einem von Menschenhand geformten Bilde zu pilgern.

Einige Legenden sind recht phantastisch, z. B. die von dem Madonnenbilde in Scutari, das sich von der Wand ablöste, als die Türken eine Moschee aus der Kirche machten, sich in die Luft erhob und auf einem Regenbogen schwebend bis nach Wien flog, wo es sich in der Augustinerkirche niederließ. Deßgleichen die Legende von Czenstochowa, dessen schwarze Madonna das Kloster gegen die Schweden vertheidigen half und auf den Mauern stehend die schwedischen Kugeln auffing ꝛc. Nahe an Lächerlichkeit streift die Legende von Hietzing bei Wien. Hier soll die Mutter Gottes vier gefangene Christen aus einem Baum, an den sie gefesselt waren, auf gut österreichisch zugerufen haben: hüts eng, d. h. hütet euch. Sie wollte damit sagen, sie sollen sich retten und ließ ihnen zu diesem Behuf die Ketten abfallen.

Hin und wieder vermissen wir genauere Notizen. So z. B. hätte bei dem Gnadenbild von Absam in Tirol wohl erwähnt werden dürfen, daß die wunderbare Erscheinung eines nur in zarten Lineamenten gezeichneten Bildes in einem Glasfenster, worüber sich in den neunziger Jahren eine k. k. physikalische Kommission umsonst die Köpfe zerbrach, jetzt sehr einfach aus der Moser'schen Entdeckung des sogenannten unsichtbaren Lichts erklären läßt. Noch mehr aber hätte S. 171 erwähnt werden sollen, daß das berühmte Bild mit den ausgestochenen Augen, welches den Sieg auf dem Prager Berge herbeiführte, vom Kurfürsten Maximilian von Bayern feierlich nach Rom übersandt und daselbst dem Papst Gregor XV. geschenkt worden ist, der es in die seitdem abgebrannte Paulskirche stiftete. Es ist darüber gleichzeitig ein eignes Buch geschrieben worden, was Ref. besitzt, Herr Kaltenbaeck aber nicht gekannt zu haben scheint.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 22.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 28. Februar 1845.

Geschichte.

Geschichte der deutschen Landstände von Fr. Wilh. Unger. Zweiter Theil. Geschichte der deutschen Volksvertretung unter dem Einfluß der Einungen des Mittelalters. Hannover, Rius, 1844.

Die Fortsetzung des ausgezeichneten Werkes, über dessen ersten Theil wir im vorigen Jahre berichteten.

Der Verfasser zeigt hier, wie die uralte deutsche Volksvertretung während des Mittelalters, ohne sich im Wesen zu ändern, nur ihre Form verändert hat. Indem die Gaue sowohl wie die Herzogthümer aufgelöst wurden und überall neue parasitische Gebilde auf dem alten Reichskörper entstanden, die entweder von größerem Umfange die neuen Fürstenthümer, Kurfürstenthümer und Königreiche bildeten, oder von kleinerem Umfange bischöfliche und klösterliche Immunitäten, unabhängige Ritterschaften, freie Reichsstädte und Bauerschaften entstehen ließen, die nur durch Einigungen zu einer verhältnißmäßigen Stärke gelangen konnten, erhielt Deutschland eine ganz neue Eintheilung. Allein die Menschen und ihre Interessen bleiben die nämlichen, und wie in frühern Zeiten die freien und adeligen Genossen des Reichs diese Interessen in ihren kleinern Gau- und größern Reichsversammlungen und später die Vasallen und der Klerus in Hoftagen und Synoden gewahrt hatten, so traten von nun an die Prälaten, Ritter, Städtebürger und in vielen Ländern auch die Bauern zu Landständen zusammen, um die allgemeinen Landes- und Volksinteressen zu wahren. Der Antheil des Volks durch seine Vertreter an der Gesetzgebung und sogar an der Verwaltung blieb nach wie vor die Grundbedingung des öffentlichen Lebens in Deutschland. Welche große Veränderungen auch mit den alten Freien vorgegangen waren, die neuen Stände, Geistlichkeit, Ritterschaft, Bürgerschaft und Bauerschaft traten überall in ihr politisches Erbe ein. Wie sehr auch die politische Geographie des Reichs sich umgestaltet hatte, statt der zerrissenen Herzogthümer ordneten sich die neuen Kreise wieder organisch zu einem Ganzen.

Herr Unger geht von dem Satz aus, daß das Wesen dasselbe geblieben sey und nur die Form sich verändert habe, er findet also wie in der neuen auf die Kreiseintheilung begründeten Reichsordnung nur die Fortsetzung des alten Reichs, so auch in den neuen Landständen nur die Fortsetzung der alten Volksversammlungen, und vindicirt daher den Landständen die Sorge für alle Landes- und Volksangelegenheiten, im Gegensatz gegen diejenigen neueren Gelehrten, welche geglaubt haben, die neuen Landstände, wie sie seit der Auflösung der Herzogthümer entstanden, haben nur die Angelegenheiten einzelner Stände zu besorgen gehabt und besorgen wollen.

Allerdings wurden viele Angelegenheiten des Volks jetzt ausschließlich zu Standesangelegenheiten, weil das Volk sich schärfer in Stände theilte; allein nicht Angelegenheiten eines einzelnen Standes, sondern allgemeine Landesangelegenheiten, die Stellung des Fürsten zum Volke, oder die einzelnen Stände gegen einander, Theilungen, Erbfolgestreitigkeiten, Vormundschaften für unmündige Fürsten, Fehden, Bündnisse, Handels- und Zollangelegenheiten, Münzgeschäfte ꝛc. waren es, die von dem Landtage behandelt wurden. Deßhalb fühlten sich auch die aristokratischen Stände, Geistlichkeit und Adel, wenn sie anfangs nicht gerne in Gemeinschaft mit den überall mächtig aufblühenden Städten und den wenigstens hie und da noch kräftigen Bauerschaften landtagen wollten, doch am Ende gezwungen, die Gemeinschaft einzugehen, weil sie bei der unumgänglichen Berathung

allgemeiner Angelegenheiten sich nicht ohne eignen Nachtheil ausschließen konnten.

Der Verfasser weist nun nach, wie die Geistlichkeit am längsten ihr Verhältniß zur ständischen Vertretung in Ungewißheit ließ, wozu wesentlich die geheimen und öffentlichen Vorschriften Roms mitwirkten. Die Geistlichkeit war nicht immer frei auf den Landtagen. Andrerseits war auch die Ritterschaft, obgleich sie eigentlich überall den alten Kern der Volksvertretung bildete, hin und wieder zum Separatismus geneigt. In den aufgelösten Herzogthümern Schwaben, Franken und am Rhein nämlich trachtete die zahlreiche Ritterschaft, lieber unmittelbar unter dem Reich als besondere Korporation zu stehen, als sich, den Fürsten untergeordnet, in einzelnen fürstlichen Territorien den Landständen anzuschließen. Die Reichsunmittelbarkeit war ihnen mehr werth, als die Landstandschaft. Wo nun diese Isolirung des Adels Statt fand, trat natürlicherweise das demokratische Element in den Vertretern der Städte mächtig hervor, und das gab namentlich den württembergischen Landständen eine so eigenthümliche Bedeutung. In der reinsten Gliederung und Geschlossenheit aber treten die Landstände zuerst in Bayern auf, weil unter allen alten Herzogthümern des Reichs Bayern allein nicht aufgelöst, sondern nur verkleinert wurde, aber im Kern noch wie vor Alters unter seinem Herzog zusammenhielt.

Während Geistlichkeit, Ritter und Bauern schon alte Stände waren, traten nun die Städtebürger als neuer Stand hinzu. Herr Unger macht auf die großen Vortheile aufmerksam, die dem deutschen Wesen daraus erwachsen sind. „Das Auftreten der Städte als selbstständiges Glied der Landesversammlungen war demnach das wichtigste Element des Fortschritts, und es scheint recht eigentlich der deutschen Nationalität anzugehören. Dem nicht deutschen, slavischen Osten fehlte dieses Element. Der polnische Reichstag blieb auf der Stufe stehen, auf welche die deutschen Landesversammlungen durch das Lehnwesen gebracht waren, er blieb ein Rittertag. Eben daher hat er zwar dieselbe Thätigkeit, wie die deutschen Landstände, entfaltet, aber diese Thätigkeit war kein innerer Reichthum, keine Energie, sondern sie artete hier in das Wirken der Selbstsucht und der Parteiung, in Ränke und Gewaltthaten aus, sie diente nicht zum Heile, sondern zum Verderben des Staates, und brachte der Reichsversammlung nicht Ehre und Ansehen, sondern Spott und Verachtung, und dem Reiche zuletzt schmählichen Untergang, nachdem der zu spät gemachte Versuch, eine städtische Vertretung unter die aristokratischen Elemente einzuschieben, in der Geburt erstickt war.“ Wie es scheint, liegt der größte Werth der städtischen Vertretung darin, daß sie den Gegensatz zwischen Adel und Bauern vermittelt und ein Volk herstellt, das nicht bloß eine Zweiheit von Herrn und Knechten, sondern eine Einheit in dreifacher Gliederung ist.

Den freien Bauerschaften im deutschen Reiche widmet Herr Unger eine besondere Aufmerksamkeit, weil sie sich als Reste der uralten allgemeinen Volksfreiheit darstellen und auch im Formellen sehr viel Eigenthümliches darbieten.

Sofern nun die neuen Landstände überall aus dem Bedürfniß, die Landesangelegenheiten weise zu berathen, hervorgegangen waren und alle Betheiligten sich, so oft die Noth eintrat, zu diesem Zweck versammelt hatten, war anfangs noch keine Rede von regelmäßigen Einberufungen und von ausschließlicher Initiative des Fürsten. Erst die goldene Bulle, welche die eigenmächtigen Bündnisse, aus denen so viele Fehden und Landfriedensbrüche entstanden waren, untersagte, führte auch zu regelmäßigeren Einberufungen der Landtage.

Die Thätigkeit der Landstände umfaßte alle wichtigen Landesangelegenheiten. Indem sie an die Stelle der alten Volksgerichte traten, entschieden sie nicht nur wirklich noch als das oberste Landesgericht, sondern setzten auch die gewöhnlichen Hofgerichte ein. Diese richterliche Befugniß der Landstände erhärtet der Verfasser durch eine Menge Beispiele, unter denen das Württembergische von 1515 nicht das unmerkwürdigste ist. Damals nämlich erschien der Herzog des Landes vor seinen Landständen als Kläger und die aufrührerischen Bauern als Beklagte. — Natürlicherweise hatten die Landstände nun auch den vorzüglichsten Antheil an der Gesetzgebung; ja auch an der Verwaltung selbst. Das Mittelalter unterschied noch keineswegs so scharf, wie wir jetzt thun, die legislative und administrative Gewalt. Wenn die deutschen Landstände etwas beschlossen hatten, so wollten sie auch über die Ausführung des Beschlusses wachen. Daher sie sich bei der Wahl fürstlicher Räthe ihren Einfluß vorbehielten, da diese Räthe, was man jetzt die Ministerien nennt, nur einen ständischen Ausschuß seyn ließen. Das ergab sich in allen den Fällen von selbst, in welchen einem fürstlichen Kinde eine Vormundschaft gesetzt werden mußte. Nicht selten aber trotzten die Stände auch erwachsenen Fürsten ab, was sie wollten.

Dieser Uebermuth mächtiger Stände und überhaupt die Vorsicht, mit der sich die Stände bei jedem Regierungswechsel ihre Rechte neu verbriefen ließen, und die so weit ging, daß sie sich vorbehielten, vom Fürsten abzufallen und sich einen andern Herrn zu wählen (Seite 254) — das alles erklärt sich aus der Reciprocität, die

nach der Auflösung der Herzogthümer zwischen den zerrissenen Gliedern derselben eintrat. Die neue Territorialhoheit der Fürsten war reine Usurpation. Die Mediatisirung des Adels und der alten Freien, bestand nur de facto, nicht de jure. Natürlicherweise sorgten nun die, welche sich die neue Territorialhoheit gefallen ließen, auch für Wahrung ihrer Rechte. In vielen Fällen erscheint die neue Territorialhoheit nur als ein Versuch, den sich die Vasallen, Schutzbefohlenen und zugewandten Orte, je nachdem man sie behandelt, gefallen lassen wollen, oder nicht. Es wäre den Fürsten nicht möglich gewesen, sich vom Kaiser unabhängig und nach und nach souverain zu machen, wenn ihre Landstände sie nicht dabei unterstützt oder es wenigstens geduldet hätten. Daraus ging nun eine gewisse Abhängigkeit der Fürsten von den Ständen hervor, die zuweilen, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, in unvernünftigen Uebermuth von Seiten einer ständischen Oligarchie ausartete.

Die Landstände hatten über Krieg, Frieden und Bündnisse zu entscheiden. Theilungen des Landes, Veräußerungen von einzelnen Landestheilen konnten ohne sie nicht verfügt werden. Natürlich, denn sie wollten das Land nicht zum Opfer von fürstlichen Privatfreund- oder Feindschaften werden lassen. Von besonderer Wichtigkeit aber waren und blieben die Rechte der Landstände in Bezug auf die Finanzen. In frühern Zeiten hing sogar die Münze vorzugsweise von den Ständen ab. Steuern aber durften nie und nirgends anders als durch die Landstände dekretirt werden und zwar besteuerte sich jeder einzelne Stand für sich. Diese Gewissenhaftigkeit ging so weit, daß selbst Ortschaften, die bei den Ständen nicht vertreten waren, nicht geschätzt, sondern nur veranlaßt wurden, sich selbst zu schätzen. Im Allgemeinen aber galt der Satz, wer mit soll thaten, muß auch mit rathen.

Die Geschichte der Landstände geht in diesem Bande nur bis zum Maximilianischen Zeitalter und umfaßt also die erste Ausbildung und Blüthe derselben, doch nicht ihren Verfall. Wir heben hervor, was der Verfasser S. 429 sehr treffend über den allgemeinen repräsentativen Charakter der deutschen Landstände in dieser Periode sagt. „In der Entwickelung des öffentlichen Lebens, wie sie bisher geschildert wurde, tritt das Gewaltthätige der Einigungen neben Verträgen um Rechte und Pflichten so sehr in den Vordergrund, daß eine Beobachtung, die nur über das Aeußere der Erscheinung hinstreift, Viele zu dem Urtheile verleiten konnte, als hätten die Volksversammlungen dieser Periode nur Privatinteressen verfolgt, nur durch Privatverträge mit den Fürsten Rechte erlangt, welche nicht eigentlich Rechte des Landes oder des Volkes waren. Die Stände haben daher selbst schon früh von ihren erkauften Freiheiten gesprochen, und Viele haben, namentlich in neuerer Zeit, geleugnet, daß diese Stände Repräsentanten des Volkes gewesen seyen. In der That lag in der Förderung der Interessen des Landes immer zugleich eine Sicherung der Interessen jedes Einzelnen. Denn, wenn dem Lande Recht und Gerichte bestätigt und gesichert, wenn Kriege gegen die Nachbarn, oder Feindseligkeiten in der fürstlichen Familie beigelegt, wenn Verpfändungen und verschwenderische Hofhaltungen vermieden wurden, so war auch jedem Einzelnen dadurch Schutz für seine Person und Güter gewahrt, und die Gefahr der Bedrückung durch Krieg und Fehden, oder durch unerschwingliche Steuern beseitigt. Es ist ferner wahr, daß die Landesfürsten sich nicht selten genöthigt sahen, große und wichtige Rechte der Stände anzuerkennen, weil sie die Geldbewilligung derselben weder entbehren, noch ohne jene Anerkennung der Landesfreiheiten erlangen konnten. Nicht minder häufig mag auch die Forderung des Fürsten den Landständen, wenn nicht den Muth, doch wenigstens die Veranlassung gegeben haben, mit Beharrlichkeit über Bedrückung und schlechte Hofhaltung Beschwerde zu führen. Allein dieses alles wird viel zu hoch angeschlagen, wenn man den Ursprung aller ständischen Thätigkeit in die Verfolgung von Interessen Einzelner setzen will. Man darf vielmehr die Behauptung aufstellen, daß gerade darin die größte und sicherste Bürgschaft für die Erfüllung des Berufes einer repräsentirenden Landesversammlung liegt, wenn die Interessen aller einzelnen Mitglieder mit denen des Staates zusammentreffen. Die Zweifler an dem Repräsentativ-Charakter der alten Landstände sollten schon dadurch bedenklich geworden seyn, daß es ihnen unmöglich ist, sich über den eigentlichen Sinn der Repräsentation, und über das Unterscheidende derselben von Landständen ohne Repräsentation zu einigen. Dem Einen ist es die Zusammensetzung der landständischen Versammlung, namentlich ihre Bildung durch Wahl, dem Andern der von den Ständemitgliedern zu leistende Eid, daß sie nur für das Beste des Landes, nicht für das ihrer Person oder ihrer Wähler reden und handeln wollen, dem Dritten endlich ist es der Umfang der ständischen Befugnisse und Wirksamkeit, namentlich die Initiative und das Zustimmungsrecht bei den Gesetzen. Aber man hat eingesehen, daß es mit den Verhältnissen der deutschen Monarchen unverträglich seyn würde, eine Ständeversammlung durch bloße Wahl des Volkes zusammenzusetzen, man hat ferner jenen Eid auch in Ländern angeordnet, in welchen die Landesversammlungen noch in den meisten andern Beziehungen hinter den Entwickelungen der neuern Zeit zurückgeblieben sind, und es ist endlich

nicht schwer zu erkennen, daß zwischen Rath und Zustimmung nur eine schmale Grenzlinie ist, welche nicht darüber entscheiden kann, ob die Stände Vertreter des Volkes seyen oder nicht. Versteht man unter Repräsentation nichts weiter, als daß die Landstände anstatt und Namens des Volkes handeln und sich verpflichten, so läßt eine tiefer gehende Betrachtung nicht zweifeln, daß es den Landständen des Mittelalters so wenig an einem Repräsentativ-Charakter gefehlt habe, als irgend einer Volksvertretung unserer Tage. Denn die Landstände haben in unzähligen Handlungen und Aeußerungen zu erkennen gegeben, daß sie sich berufen hielten, für die Interessen des gesammten Landes aufzutreten, sie haben sich selbst als die Vertreter des gesammten Volks bezeichnet, und in unzähligen landesfürstlichen Urkunden ist diese Stellung der Landstände auf das unzweideutigste anerkannt." Der Verfasser setzt noch weiter ausführlich auseinander, wie keineswegs jeder Stand nur für sich gehandelt, sondern auch das Wohl anderer und mit vollem Bewußtseyn und klaren Worten das allgemeine Landeswohl vertreten habe. Dann fährt er fort: „Die Idee einer Volksvertretung war nach diesem allen den Jahrhunderten vor der Reformation nicht fremd, sie ist weder einer ungereimten Anwendung des römischen Rechts, noch falschen Grundsätzen philosophischer Systeme entsprungen, sondern sie ist eine Fortsetzung derselben Vorstellung, derselben Rechtsansicht, welche der Thätigkeit der ältern Volks- und Landesversammlungen schon vor der fränkischen Zeit und bis zu den Rittertagen zum Grunde gelegen hat. Denn die Landstände haben die Thätigkeit der ältesten Volksversammlungen nach jeder der drei Richtungen, in welchen sich dieselbe von Anfang her ausgeprägt hatte, auch in dieser Periode fortgesetzt. Sie treten zwar seltener, aber dennoch häufig genug als das oberste Gericht des Landes auf. Die Bewilligung von persönlichen Leistungen an den Staat und das Staatsoberhaupt erhält zwar in dieser Periode eine große, aber keineswegs ausschließliche Wichtigkeit, und am wenigsten ist es wahr, daß diese Bewilligungen die alleinige Grundlage aller ständischen Rechte gebildet haben. Die Sorge für das Wohl des Staats und der Kirche aber, die Berathung des Landes und der Fürsten in wichtigen Dingen, beschäftigt die Landstände häufiger und auf eine mannigfaltigere Weise, als je."

Es ist sehr löblich, daß auf diese Weise an die Wirksamkeit der alten Landstände in Deutschland erinnert wird, da man noch gar häufig die Meinung aussprechen hört, die Repräsentativ-Verfassung sey etwas Neues in Deutschland, etwas, was wir erst von den Franzosen gelernt hätten. Es zeigt sich auch, daß der scharfe Unterschied, den man z. B. jetzt in Preußen wenigstens in der Theorie zwischen der Volksrepräsentation und der ständischen Vertretung macht, nicht so streng genommen werden darf. Wenigstens ist die etwaige Vermuthung, daß aus Korporationen hervorgegangene Abgeordnete weniger Entschiedenheit der Krone gegenüber zeigen würden, als Deputirte, die nach der Kopfzahl aus der ganzen Masse des Volks gewählt sind, nicht durchaus begründet. Die Geschichte der alten Landstände in Oesterreich, Böhmen, Ungarn, Ostpreußen, Württemberg, zuweilen auch die von Brandenburg, Bayern, Hessen 2c. beweist das Gegentheil. Die Gewalt der alten Landstände war größer, als die der Deputirten in allen unsern neuen, d. h. deutschen und kleinen Verfassungsstaaten. (In großen Staaten, wie England und Frankreich verhält es sich freilich anders.) Man darf in der Regel annehmen, daß Korporationen der Bestechung und Einschüchterung weniger zugänglich sind, als Individuen. Wenn nun in großen Staaten das Individuum, das sich bestechen oder einschüchtern lassen möchte, allerdings die öffentliche Kontrole und den etwaigen Unwillen der Nation zu fürchten hat, so fällt dieß in kleinen Staaten meistens weg und deßhalb hat das kleinstaatische Ständewesen neuerer Zeit, das auf die Wahlen aus der Volkszahl basirt, viel Schwäche und Spiegelfechterei mit sich gebracht, und entbehrt in seinem oft nur theatralischen Verlaufe gar sehr den Ernst und Nachdruck jener alten deutschen Landstände. Preußen hat etwas Aehnliches weniger zu fürchten, da es ein größerer Staat ist.

Wenn es aber die Absicht ist, in Preußen nur eine Verfassung zuzulassen und allmählig zu entwickeln, die auf die altdeutsche Gliederung der Stände gegründet ist, so darf der Geschichtsfreund, der jene alte ständische Gliederung und die darauf gebauten Verfassungen kennt, sich wohl die Frage erlauben, warum denn noch gar nichts geschehen ist, um überhaupt erst jene Gliederung wieder ins Leben zu rufen? Denn wie kann eine Vertretung der Stände Statt finden, wenn es überhaupt keine Stände mehr gibt? Nur der Adelstand tritt noch als solcher hervor; aber die Geistlichkeit hat die Eigenschaften eines Standes, einer besonderen Korporation längst verloren, indem sie nur vom Ministerium aus regiert wird, ohne Autonomie. Der Bürgerstand aber ist mit dem Bauernstand zu jener vagen Masse von Köpfen verschmolzen, die nicht einmal der Hut mehr unterscheidet, seit die Bauern ihre dreieckigen Nebelstecher abzulegen anfangen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 23.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 3. März 1845.

Baukunst.

Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland. Mit Urkunden und andern Beilagen als Vorläufer der Grundzüge der altdeutschen Baukunst und auch an des Verfassers Werk „die Ornamentik des Mittelalters“ sich anreihend. Von Ritter Karl Heideloff. Mit vielen Holzschnitten und zwei Kupfertafeln. Nürnberg, Stein, 1844.

Der treffliche Heideloff, dem deutsche Kunst und Kunstgeschichte so viel verdanken, dringt hier in die Geheimnisse der alten Bauhütten ein. „Von meiner Jugend an, sagt er, seit 1803 der eigentlichen deutschen Baukunst mit Eifer und Liebe zugethan, wurde ich bald, von der Gelegenheit begünstigt, mehr als mancher Andere auf geschichtliche Spuren über Entstehen, Fortschreiten und Aufhören der deutschen Bauhütten geleitet, die sich mir in den Dokumenten und Urkunden vieler Klöster und in einigen Manuscripten aus den Bauhütten zu Straßburg und Basel darboten, welche ich in den Jahren 1808 und 1809—1812 dort zu Gesicht bekam, auch in einigen anderen aus der großen Bauhütte zu St. Stephan zu Wien. Auch habe ich mir aus mehreren Steinmetzbüchlein, besonders einem aus der Sammlung des verstorbenen Kunstfreundes Grafen von Uexküll-Güllenband in Stuttgart manches Interessante notirt; ein solches Steinmetzbüchlein, mit vielen Zeichnungen versehen, wollte mir mein Freund und Landsmann der Königl. Württembergische Oberhofbaumeister von Thouret mittheilen, welches aber gegenwärtig im Besitz des Herrn Sulpiz Boisserée seyn soll. Ich würde in meinen Untersuchungen noch weiter vorgedrungen seyn, könnte ich diesem Gegenstande mehr Zeit widmen und wären mir die alten Pergament-Urkunden zugänglich, die noch hie und da in den Zunftladen der Steinmetzen und Maurer in Deutschland modern und deren Benutzung ein übelverstandener, unzeitgemäßer Zunftgeist hindert, der in dem forschenden Architekten — wenn er nicht zur Zunft gehört — nur den unnütz Neugierigen erblickt, und — gleich dem Hunde in der Fabel, der die Ochsen vom Heu abhält, das er doch selbst nicht genießen kann — einen Schatz bewahrt, den er selbst nie heben kann, weil ihm die Zauberformel fehlt.“ Somit bezeichnet der Verfasser selbst die Grenzen seiner Forschung und erweckt in jedem Leser das Bedauern, daß nicht mehr zu klarer Anschauung hervorgezogen werden konnte, und die Empfindung, als ob man erwartungsvoll vor einer verschlossen bleibenden Thüre stünde.

Doch bleiben auch unter diesen Umständen die Mittheilungen des Herausgebers immer noch sehr reich und fruchtbar. Er zeigt nun zunächst in einer geschichtlichen Erörterung, wie die Bauhütten sich an jedes große Bauwesen von Alters her angeknüpft haben, in Deutschland aber vorzugsweise an die Klöster. „Die erste dieser rein deutschen Bauhütten soll die Brüderschaft des heiligen Aurelius der Benediktiner-Abtei zu Hirschau gebildet haben, welche der berühmte Abt Wilhelm stiftete, und welcher er Regeln und Gebrauche vorschrieb; das Zusammenleben der Bau-Gesellschaft war, während eines Baues, in solid aufgeschlagenen Hütten, hier herrschte der Baumeister, gleich einem Kommandanten in seiner Festung, und wer nicht Bau-Mitglied war, konnte ohne das Paßwort die Hütte nicht betreten. Die Bauhütten befanden sich, als sie noch von den Klöstern abhängig waren, in dem Kloster selbst und machten einen Theil desselben aus; hier waren die Wohnungen und andern Lokalitäten der Bau-Korporation; sie waren stabil; in den oft weitläufigen Klosterräumen war das Lokal für ihre Zusammenkünfte, die Vorrathskammer, die Registratur, ein Magazin für ihre Handwerkszeuge, ihre Arbeits-Schopfen, oder Hütten waren daneben angebaut und für alle Jahreszeiten eingerichtet, und überall, wo neue Kollegial- oder Stiftskirchen, Münster, Dome,

Kathedralen u. s. w. gebaut wurden, waren die Bauhütten neben der Baustelle angebracht, wie z. B. die Haupthütte in Wien bei St. Stephan, die zu Straßburg am Münster, im sogenannten Maurerhofe auf einer Seite des Thurmes, eben so in Zürich, Köln und andern großen Städten, namentlich in Nürnberg, wo die Bauhütte bei St. Sebald dem Rathhaus gegenüber an die Kapelle angebaut war; die letztere wurde im Jahre 1522, als der Kirchhof aus der Stadt verlegt wurde, weggerissen, und später auf der Stelle das Schauamt erbaut, welches wieder in der Folge zur jetzigen Hauptwache umgebaut wurde; diese Bauhütte war von Steinen erbaut und wurde bei der Reformation aufgehoben. Da diese freien Maurer damals ihre eigenen Kapläne hatten, die zugleich auch ihre Bauschreiber waren, so wurde gewöhnlich die Bauhütte an eine Kapelle, wenn eine gerade vorhanden war, angelehnt, wo sie täglich die Messe hörten und so ihre Andacht verrichteten. Bei Erbauung der St. Lorenz Kirche wurde neben dieser eine hölzerne Bauhütte aufgerichtet, welche ebenfalls bis zur Zeit der Reformation vorhanden war. Theilweise erhielten sie sich auch bis nach dieser Periode, bis endlich die gänzliche Auflösung des römischen Kaiserreiches und die Einführung der Gewerbs-Freiheit dieser, wie so mancher alten Einrichtung, ein Ende machte. Es waren im römischen Reich vier Haupthütten: Straßburg, Wien, Zürich und Köln a. R., und bildeten vier Distrikte: Straßburg die erste beherrschte den größten Theil Deutschlands, ein altes Manuscript aus der Bauhütte von Straßburg lautet: Und seynd dießmahl 4 Haupthütten im Römischen Reich Aufgericht und bestattiget worden, die Erste zu Straßburg, die Andere zu Wien, die Dritte zu Zürich, die Virdte zu Köln an Rhein. Die Straßburger Haupthütte hat in Handwerk-Sachen zu gebiethen, waß abwendig der Moßel ist, und Franken, laut uns an den Thüringer Wald und Pöbenburg bis an das Pistumb gen Aichstädt, und von Aichstädt bis gen Ulm, von Ulm bis gen Augspurg, darzu von Augspurg bis an den Adel Prag, und biß an daß Welschland, Meißnerland, Hessen und Schwabenland, diese sollen der Straßburger Ordnung gehorsamb seyn und den 10ten Pfinning reichen. Die Wiener Haubthütten bei St. Stephan hat ihr Gebüth Ober und Nieder bayerland, auch das Land ob der Ennß, Böheimb, Mahren, Steyermarkt, Kärndten und Krain, und nach der Donau obhin, das soll gehorsamb seyn, der Haubthütten zu Wienn, und den 10ten Pfinning reichen. Das Gebüth der Kölnischen Haupthütten hebt sich an wo der Rhein und der Main zusammenstiffen, gebt abwärts bis ins Niederland diese sollen der Haupthütte zu Köln bei der Dom Kirche gehorsam seyn und den 10ten Pfinning reichen. Das Zürcher Haupthütten Gebieth hat Bern, Baßel, Lucern, Schafhausen, St. Gallen, und die ganze Eidgenossenschaft, die sollen der Haupthütten zu Zürich gehorsam seyn, und den 10ten Pfinnig reichen und gibt auch die Steuer an. — Fast bis zur letzten Hälfte des Mittelalters stand die Baukunst unter der ausschließlichen Obhut der Bischöfe, Aebte und Mönche."

Herr Heideloff ist geneigt, dem Albertus von Straßburg den größten Einfluß auf die deutsche oder sogenannte gothische Baukunst zuzuschreiben, sofern derselbe die mathematischen Grundanschauungen hineingetragen habe. „Obwohl Bischof Werner zum Straßburger Münster das erste Fundament im Jahre 1015, und zwar in einem weit größeren Maaßstabe legte, bei welchem Unternehmen er durch Kaiser Heinrich III. vorzüglich begünstigt wurde, so doch blieb der Bau nach dem bald darauf erfolgten Tode des Bischofs liegen, bis Papst Leo IX., ein geborener elsaßischer Graf, auf seiner Reise nach Rom Straßburg besuchte und denselben Bau mit Eifer wieder aufnahm, und hier soll es vorzüglich Albertus Argentinus gewesen seyn, der als angesehener Geistlicher und ausgezeichneter Baukünstler den Bau der Kirche leitete; schade, daß von diesem Manne als Künstler und Mensch nichts Näheres bekannt ist; doch lebt sein Name — zwar ohne nähere Angaben — in den Urkunden und Papieren der Bauhütten, wo es heißt: nach Albertis System des Achtorts, — auch wird erzählt, daß er in der Baukunst im Geist der damaligen Philosophie mit cabbalistischer Geheimdeuterei auftrat, und die Kunst durch mystische Erklärungen der Konstruktionen, besonders durch die Gematria, ausschmückte, u. s. w. Man möchte fast vermuthen, daß dieser Albertus Argentinus mit Albertus Magnus ein und dieselbe Person sey; letzterer war im Jahre 1206, nach Andern aber 1193 geboren, stammte aus dem Geschlechte der Freiherrn von Bollstadt im Oettingen-Wallersteinischen und lebte um das Jahr 1230 als Benediktiner Mönch in Straßburg, wo er Theologie, vorzüglich aber Philosophie, Mathematik, Physik und Metaphysik lehrte; und so könnte ihm wohl damals der Name Argentinus beigelegt worden seyn. Dem sey nun wie ihm wolle, die klare Auffassung eines großartigen Gedankens — des Achtorts — und seine Anwendung auf praktische Baukunst beurkundet den großen Mann, der schon am Kölner Dombau die Prinzipien seiner Erfindung angewandt haben soll, wie Viele mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten wollen." Näheres darüber siehe in des Verfassers Grundzügen deutscher Baukunst.

Die Straßburger Bauhütte errang in spätern Zeiten den Vorrang vor den übrigen und blieb die alleinige übrig, nachdem die Baukunst von der Geistlichkeit an die Städtebürger übergegangen war. In den Beilagen erhalten wir die Ordnung der Steinmetzen in Straßburg

von 1459, eine andere zu Rochlitz aufbewahrt von 1462, einen Freibrief des Kaiser Max von 1498, eine neue Ordnung in Straßburg von 1563 und noch mehrere spätere Urkunden der Steinmetzen. Ferner eine gar interessante Geometria von Hösch in Gmünd aus dem Jahr 1472 und ein Reißbüchlein von Roritzer in Regensburg aus dem Jahr 1486.

Schließlich erörtert der Verfasser noch in einer besonderen Abhandlung den deutschen Spitzbogen und beweist aus einer Menge alter in Deutschland und anderwärts noch vorhandener, sogar noch vorkarolingischer Denkmäler, daß der Spitzbogen schon in so alter Zeit neben dem Rundbogen vorkam, und daß es demnach streng genommen nicht paßt, den byzantinischen Styl als den des Rundbogens und den deutschen als den des Spitzbogens ausschließlich zu bezeichnen, wenn auch allerdings die Deutschen den letzteren Styl vorzugsweise adoptirt und bis zur höchsten Vollendung ausgebildet haben.

Länder- und Völkerkunde.

Die Südseevölker und das Christenthum, eine ethnographische Untersuchung von Prof. Dr. C. E. Meinicke. Prenzlau, Kalbersberg, 1844.

Eine dankenswerthe Orientirung. Bekanntlich ist es noch nicht hundert Jahre her, seitdem die Südseeinseln (hauptsächlich die Freundschafts- und Sandwichsinseln) entdeckt wurden; in dieser kurzen Zeit aber haben sie schon die größten Schicksalswechsel und Umwälzungen erlebt. Ob dieß zu ihren Gunsten oder zu ihrem Nachtheil geschehen ist, darüber herrscht großer Streit. Die Einen behaupten, die in ihrer Unwissenheit glückliche und kindliche Bevölkerung jener Inseln sey durch die europäische Civilisation gänzlich verderbt worden; die meisten seyen schon als Opfer derselben zu Grunde gegangen, den wenigen Uebrigen aber sey statt ihres natürlichen Frohsinns von den Missionären eine schwarzgallige Trübseligkeit und Schwermuth angekünstelt worden. Die Andern dagegen sagen, jene Völker hätten kannibalische Sitten gehabt und das Christenthum habe sie aus tiefster Barbarei gerettet und zu edlerer Menschlichkeit erhoben.

Herr Meinicke weist nach, daß allerdings die Bevölkerung der Südseeinseln, die in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die Europäer zum erstenmal dahin kamen, noch zwei Millionen betrug, jetzt auf 600,000 herabgesunken sey, und daß hieran die Europäer Schuld sind, die ihnen in der Syphilis, dem Branntwein und der Feuerwaffe Mittel einer raschen Zerstörung gebracht haben. Allein er zeigt, wie es gerade die Bemühung der Missionen immer gewesen sey und noch sey, durch frommen Sinn und gute Sitte der Syphilis, durch Mäßigkeit dem Branntwein und durch Friedensliebe den Fehden und Tödtungen entgegen zu wirken und von dem unglücklichen Volke zu retten, was die Habgier und Rohheit der europäischen Kaufleute und Matrosen nicht schon vernichtet oder bis in den Grund verderbt haben. Man darf nur die Thatsachen erwägen, daß ein französisches Schiff die Einfuhr und den Verkauf des Branntweins wieder erzwungen hat, nachdem die Missionäre das Volk von diesem Gift befreit hatten; daß ein nordamerikanisches Schiff mit Gewalt die Mädchen aus einer Mission requirirt hat; daß mitten unter den Wilden einzelne entsprungene Verbrecher aus Neu-Süd-Wales, oder entlaufene Matrosen leben und sich ihrer Ueberlegenheit bedienen, um ihren Lüsten auf die schamloseste Weise zu fröhnen, und daß diese es dann sind, die das fromme Werk der Missionäre auch dann noch zu zerstören trachten, wenn keine europäische Schiffe anwesend sind. Dazu kam zuletzt noch das Interesse der Franzosen, als sie sich Otaheitis bemächtigten, dem Einfluß der englischen Missionäre entgegenzuwirken durch Entfesselung der von denselben mühsam gebundnen Laster.

Uebrigens glaubt der Verfasser, die Südseeinsulaner seyen auch schon vor der Ankunft der Europäer in einem Zustande des Sinkens und Verfalls gewesen; ihre Religion zeige deutliche Spuren von einer älteren Einfachheit und späteren Verderbniß; ihre Sitten seyen äußerst roh und grausam gewesen. Die Hälfte, ja fast zwei Drittel der neugebornen Kinder sey geopfert worden, der Kannibalismus sey im höchsten Grade herrschend gewesen, man habe Menschen gejagt, um sie zu fressen; Sklaven ernährt, um sie zu fressen, kurz von der Sentimentalität, wie sie die Dichter jenen Insulanern beigelegt haben, war in der Wirklichkeit keine Spur zu finden. Die Ansicht des Verfassers über den Kannibalismus der Südseeinsulaner ist neu; er bringt ihn nämlich mit der Lehre von der Seelenwanderung in Verbindung. Auf Tahiti glaubt man, die Todten werden im Po (der Unterwelt) „von den Göttern gefressen, (das Fleisch von den Knochen mit den Muscheln abgekratzt), dann auf eine unerklärliche Weise wiederhergestellt und erst nachdem dieser Prozeß dreimal hintereinander vollzogen war, erlangten sie die Rechte und das Ansehen einer Gottheit. Diese Ansicht, welche zugleich ein unerwartetes Licht über die furchtbare Sitte der Anthropophagie verbreitet, die bekanntlich bei mehreren Südseevölkern so allgemein herrschte, zeigt deutlich, wie man sich früher das Verhältniß zwischen den Göttern und den dazu erhobenen Menschen gedacht hat. Ohne Zweifel betrachtete man nämlich die letzten als einer Gottheit, um so zu sagen, inkorporirt, was man aus einem später zu erwähnenden Grunde dadurch bezeichnete, daß man sie von den Göttern verzehrt werden

ließ, und verehrte in dem neuen zugleich einen älteren, ursprünglichen Gott. So erklärt sich auch, da sonst die zu Göttern erhobenen Menschen nur von ihren Nachkommen oder Untergebenen verehrt wurden, die weit verbreitete Verehrung einzelner derselben (wie Oros); sie haben den älteren Gott, in den sie einst übergegangen, verdrängt und so ist z. B. das Heiligthum von Opoa in Rajetea gewiß schon längst der religiöse Mittelpunkt für alle umliegenden Inseln gewesen, ehe man noch den Gott Oro kannte. Allerdings hat sich mit der Zeit, je mehr die alten Götter verschwanden und die neuen hervortraten, dieser Glaube verloren, aber es finden sich noch immer Spuren, daß man ihn hier und da wenigstens festhielt. Denn hierauf deutete sicher das Götzenbild der Einwohner von Rurutu, das Williams schildert, eine rohe Menschenfigur, an der man außerhalb vierundzwanzig kleine Götzen befestigt hatte, während das hohle Innere ganz mit ähnlichen angefüllt war; alle diese sollten Abbilder der Familiengötter der Vornehmen seyn. — Es wird sich nicht mehr ausmitteln lassen, inwiefern es der ursprünglichen Vorstellung gemäß für die Götter eben so nothwendig war, die Geister der Todten zu verzehren als für diese, von ihnen verzehrt zu werden; daß aber dieser Glaube an der herrschenden Ansicht über den Ursprung der Krankheiten den entschiedensten Antheil hat, geht daraus hervor, daß man annahm, die Krankheiten entständen so, daß der Gott in den Leib des Menschen krieche und seine Eingeweide verzehre, eine Meinung, die (sicher unter dem Einflusse der Anthropophagie) nirgends allgemeiner verbreitet erscheint als in Neuseeland."

Der allgemeinen Schilderung der Südseeinsulaner, ihrer Sitten, ihres Glaubens ꝛc. folgt die spezielle Geschichte der Hauptinselgruppen. Zunächst die Geschichte Tahitis und der Societätsinseln. Sie ist im Allgemeinen bekannt, da man sich immer viel mit diesen glücklichen Inseln beschäftigt hat, und in jüngster Zeit hat der Kampf des englischen Missionär Pritchard gegen die französische Flotte, welche von den Inseln Besitz ergriff, das größte Aufsehen erregt. Allein noch bleibt vieles im Dunkeln, weßhalb wir es mit Dank erkennen müssen, daß Herr Meinicke den geheimen Triebfedern der Begebenheiten näher nachgeforscht hat. Er bemerkt nun, die untergeordneten Häuptlinge oder Statthalter auf Tahiti seyen, als eine immerwährende aristokratische Opposition gegen die monarchische Gewalt, bei allen politischen Kämpfen auf den Inseln besonders thätig gewesen und hätten ihr System auch selbst dann, wenn ihnen die Regierung nachgegeben habe, wieder gewechselt, nur um aufs Neue die Regierungsgewalt untergraben zu können. „Die einflußreichsten Männer des Staates, heißt es S. 155, jene Statthalter der Distrikte, die bisher stets die Stützen der Missionäre und des Christenthums gewesen waren und noch zuletzt den Kampf gegen die Königin geführt hatten, bis diese förmlich zu ihnen übertrat, erscheinen jetzt wieder auf der Seite ihrer Gegner, allein damit zugleich den protestantischen Missionären feindlich. Es sind dieß besonders Tati und Utami, die Pomare I. als Statthalter in Papara und Ateburu eingesetzt hatte, dann die Brüder Hitoti und Paofai. Ein solcher Abfall läßt sich nur aus dem Ankämpfen der Aristokratie gegen die königliche Gewalt erklären und es darf danach angenommen werden, daß die Ergebenheit, welche die Großen so lange den protestantischen Geistlichen gezeigt hatten, bloß mit ihren politischen Zwecken zusammenhing. Unter des unmündigen Pomare II. Regierung und während der Zeit, da Aimata an der Spitze der Gegner der Missionäre stand, war daher die engste Verbindung zwischen jenen ersten Männern des Staates und den Geistlichen; daß sie dann, nachdem Aimata sich der Partei der Missionäre angeschlossen hatte und ohne Zweifel von diesen die offenste und unbedingteste Unterstützung erhielt, zu ihren Gegnern abfielen, kann hiernach nichts Auffallendes haben, so betrübend es auch ist. Schon 1840 erkannte Belcher, daß die Großen auf den Sturz der äußerst gutmüthigen und schwachen Königin sannen; sie suchten damals auf ihren Gemahl, einen rohen und brutalen Menschen, zu wirken und durch ihn die Königin zu verdrängen, ohne Zweifel um dann selbst zu herrschen. Dieß ist ihnen nicht gelungen; dagegen verleitete sie ihre Feindseligkeit gegen Aimata, den listigen Aufforderungen europäischer Agenten nachzugeben und jene berüchtigte Adresse an den Admiral Dupetitthonars (1842 im September), in der sie um französischen Schutz baten, zu unterzeichnen. Welchen Antheil an der darauf erfolgten Besitznahme des Landes durch die Franzosen der Bekehrungseifer der katholischen Missionäre und die Eroberungssucht der französischen Seeleute gehabt hat, werde ich später auseinandersetzen; ohne Zweifel ist die Vernichtung der Selbstständigkeit des tahitischen Staates zwar hauptsächlich diesen Geistlichen und Dupetitthonars zuzuschreiben, allein doch nicht so gänzlich, wie man es gewöhnlich annimmt, vielmehr ist augenscheinlich auch der Widerstreit zwischen der monarchischen und aristokratischen Gewalt, der, so lange uns das tahitische Volk bekannt ist, seine Geschichte bedingt, nicht ohne Einfluß darauf geblieben."

Hierauf folgt die Geschichte der Sandwichsinseln. Hier haben die Missionäre einen langen, aber siegreichen Kampf gegen die Korruption bestanden, dessen nähere Erörterung man im Buche selbst suchen muß. Dann die Geschichte der Tongainseln, der Vitiinseln und Neuseelands. Im letzteren wichtigen Lande verspricht die englische Herrschaft der christlichen Bekehrung sichere Fortschritte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 24.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 5. März 1845.

Neuestes Werk über Spanien.

Das spanische Volk in seinen Ständen, Sitten und Gebräuchen, mit Episoden aus dem karlistischen Erbfolgekriege von A. Loning, vormals Hauptmann der spanischen Armee. Hannover, Hahn, 1844.

Die kleine Schrift über die Fueros, welche der Verfasser dieser größeren Arbeit vorausschickte, hat für dieselbe ein günstiges Vorurtheil geweckt. Herr Loning diente sechs Jahre lang in der karlistischen Armee und hatte Gelegenheit, das spanische Volk sehr genau kennen zu lernen. Seine Auffassung ist klar und scharf, sein Styl gefällig. Eine vorgefaßte politische Parteiansicht blickt nirgends durch. Er beurtheilt die Partei, der er diente, eben so unbefangen, wie die Christinos.

Indem er gleich im Eingange das spanische Volk und seine Stände im Allgemeinen schildert, hebt er insbesondere hervor, welche große Umwandlung Spanien erlitten hat durch die tiefe Discreditirung der Geistlichkeit und vor allem der einst so einflußreichen Mönche. Er schreibt den Fall derselben ihren eignen Mißgriffen zu. „Da die Mönche im Allgemeinen von früher her sich in politische Dinge gemischt, und insofern es ihr eigenes Interesse betraf, von Anfang an weit die Grenze überschritten hatten, und jede Gelegenheit, die sich darbot, stets benutzten, den Liberalismus mit den schwärzesten Farben zu schildern, und von allen Kanzeln ihr Anathema gegen die Konstitutionellen herabschleuderten, auf der andern Seite aber auch diese nicht unterließen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten: so ist es leicht zu begreifen, woher der beiderseitige Haß entstand, und wie die Begierde nach Rache immer größer wurde, je mehr man das Maaß in gegenseitigen Beschimpfungen häufte. Es war vorauszusehen, daß die erste Gelegenheit nicht unbenutzt bleiben würde, diese Rachsucht zu sättigen, wie sich dieses bei der Ermordung der Mönche zu Madrid, Barcelona, Saragossa und Reus gezeigt hat. Einen Haufen habsüchtigen Gesindels aufzufinden, ihn in seiner Leichtgläubigkeit zu bestärken und seine Gier noch mehr zu reizen, fiel Männern, wie Mendizabal, gar nicht schwer. Man verbreitete überall, vorzüglich in der Hauptstadt das Gerücht, die Mönche hätten die Brunnen und Quellen vergiftet, ein Gerücht, dem die damals wüthende Cholera Glaubwürdigkeit zu geben schien, von der andern Seite aber zeigte man dem aufgebrachten Pöbel die theils wirklichen, theils eingebildeten Schätze der Klöster. Dieser, lüstern gemacht nach dem Besitze derselben, bequemte sich zu Allem, was die Parteimänner nur wünschten. Die Behörden wurden früh genug von dem drohenden Verderben in Kenntniß gesetzt, thaten aber nichts zu dessen Verhinderung. Martin de San Martin, dermaliger Regierungspräsident der Provinz Madrid, Bruder des zeitigen Bischofs von Barcelona, stand selbst an der Spitze dieser wüthenden, blutgierigen Horde und schien sich beim Anblicke der erdrosselten Priester zu ergötzen. Triefend vom Blute so vieler ehrwürdiger Greise, durchzog ungehindert die von der Hölle beneidete satanische Schaar die Straßen der Hauptstadt, um beim ersten besten Kloster von Neuem diese Mordscenen zu wiederholen, bis endlich der Dichter und Staatsminister Martinez de la Rosa, Maßregeln ergriff, diese Gräuel zu enden. — In Barcelona und Saragossa ward es noch ärger. Da die wilde Rotte in der Stadt nichts mehr fand, ihre Mordlust zu kühlen, durchzog sie das Land, brannte und sengte Alles, was nur irgend einen religiösen Zweck hatte. Escala Dei, nach dem Escurial das prächtigste und in Hinsicht der Kunst eines der merkwürdigsten Klöster Spaniens, so wie auch Montalegre, zwei Meilen von Barcelona, wurden dem Erdboden gleich gemacht. Beide gehörten dem Karthäuser-

Orden. Mehr denn fünfunddreißig Ordensbrüder fielen hier als Opfer ihres Standes. Kurz nach diesen Ereignissen wurden die Klöster allmählig aufgehoben, die Novizen und jüngern Laienbrüder in die Armee gesteckt, den ältern und den Priestern aber eine Pension versprochen, die aus dem Klosterfond bezahlt werden sollte, wovon sie aber heute noch die erste Auszahlung zu erwarten haben, weßhalb achtzig-, ja neunzigjährige Greise, die sechzig bis siebenzig Jahre im Kloster zugebracht, sich gezwungen sahen, das Mitleiden ihrer Mitmenschen anzusprechen, um nicht vor Hunger zu sterben. Den Nonnen ergeht es auch nicht besser. Man hat ihnen nicht einmal das, was sie bei ihrem Eintritt ins Kloster erlegt haben, zurückgezahlt. — Die Nothwendigkeit, die Klöster zu reformiren, und ihre ungeheure Anzahl zu mindern, ist schon seit langer Zeit fühlbar gewesen. Die Aufhebung und Vertreibung der Jesuiten aus Spanien dient als Beweis. Das Ansehen der Mönche beim Volke war bereits sehr gesunken, hob sich aber wieder im Freiheitskriege gegen Napoleon, weil die Klöster sammt und sonders mit Enthusiasmus die Sache der Nation ergriffen, die sie als die ihrige betrachteten. Aber eben dieser Krieg, durch welchen sie die Zuneigung des Volkes wieder erlangten, versetzte ihnen den Todesstoß. In derselben Noth, wie alle übrigen Grundbesitzer, wurden sie wie diese hartherzig gegen ihre Pächter und drangen auf Zahlung, wenn diese nicht zu gehöriger Zeit geleistet wurde, und verloren so den Rest ihrer Popularität."

Für nicht minder gesunken hält der Verfasser den hohen Adel Spaniens. Er sieht in ihm nur noch den Schatten dessen, was die großen Heldengeschlechter einst gewesen. Aber auch dem Heerwesen weiß er wenig Gutes nachzurühmen, abgesehen von der uralten Tapferkeit, die im Volke liegt. Die Brutalität der Generale erinnert mehr an türkische als christliche Zustände. Nur den einzigen Zumalacarregui nimmt er aus, von dem er nur mit hoher Bewunderung spricht. Der Civilverwaltung widmet er wenig Aufmerksamkeit, weil er als Soldat im Felde und überdieß bei der karlistischen Partei nicht genug Gelegenheit hatte, die christinische Regierung zu studiren. Dagegen entwirft er uns ein abschreckendes Bild von dem Civilheer, welches den Don Karlos überall umgab und die Summen verschlang, die der hungernden Armee bestimmt waren. Man nannte sie spottweise Ojalateros, weil sie so oft Ojala (Gott wolle es) zu sagen pflegten, wenn von Siegeshoffnungen der Karlisten die Rede war.

Wie elend es aber mit fast allen bestellt war, welche sich die Leitung des Volks anmaßten, so achtungswerth, bieder und tüchtig fand der Verfasser das Volk selbst, wenigstens die Basken, Catalonier, Arragonier, Navarresen, und nur die Valencianer machen in seinen Schilderungen eine schlimme Ausnahme. Den schönsten Theil Spaniens bewohnend, sind es die schlechtesten seiner Bewohner. — Indem aber Herr Loning den Werth des spanischen Volkes mit seinem Schicksal vergleicht, kann er nicht umhin, in Worte des Erstaunens auszubrechen, wie ein so edles Volk so unglücklich habe werden können. „Wenn man die vielen unternommenen Kämpfe der Karlisten überschaut, über das maaßlos vergossene Blut, das zu Grunde gerichtete Volk nachsinnt; die großen unsterblichen Thaten, die außerordentlichen Anstrengungen des baskischen Volks, seine Triumphe, seine Beharrlichkeit und seinen Muth bewundert, und dann bedenkt, daß dieß Alles mit Verrath geendigt hat, so möchte man fast, wenn man das Alles selbst mit erlebt hat, an der himmlischen Gerechtigkeit zweifeln."

An die allgemeine Schilderung des Volks reiht sich die Erzählung der karlistischen Feldzüge, denen Herr Loning beiwohnte. Sie beginnt mit einer sehr anziehenden Schilderung seines heimlichen Durchschleichens durch die Pyrenäen im Jahre 1835. Die Franzosen hüteten damals die Grenzen scharf, zu Bayonne war aber eine echtfranzösische Industrie bereit, jeden Karlisten gegen eine Summe von 2—400 Franken glücklich über die Grenze zu schaffen. Ein ehrlicher Baske mußte den Wegweiser machen und erhielt dafür 30 Franken, den Rest der Summe behielten die Spekulanten in Bayonne. Herr Loning entging unter solcher Führung allen Gefahren, erlebte auf der Spitze der Pyrenäen einen prachtvollen Sonnenaufgang und gelangte unangefochten zu den Karlisten, stand aber bei der im Lande herrschenden Armuth nicht wenig Entbehrungen aus. Das den Karlisten gespendete Geld wurde, wie oben schon gesagt ist, von den Ojalateros verschlungen und nur selten bekam die zerlumpte und verhungerte Armee ihren Sold. Durch die Unmenschlichkeit der Kriegführung waren eine Menge Ortschaften in Brand gesteckt und verödet, die Noth allgemein.

Zumalacarregui hatte den Sieg an die karlistischen Fahnen gefesselt und musterhafte Mannszucht gehalten. Nach seinem Tode blieb das gemeine Kriegsvolk sich selbst überlassen. „General Moreno," dieser feige Mörder des unglücklichen Patrioten Torrijos, hatte sich nach seiner Mittagsmahlzeit ruhig schlafen gelegt, und wunderte sich nicht wenig, als er gegen 4 Uhr erwachte, daß die Plänkler noch im Feuer waren. Sich die Augen reibend, sagte er beim Erwachen folgende, für einen Obergeneral sehr merkwürdige Worte: „como aun se estan tiroteando!" (wie, noch schießen sie sich!). — Unglücklicher

Fürst! armes Volk und noch mehr zu bedauernde Soldaten, die, ihre Haut zum Markte tragend, sich der Obhut eines solchen Führers überlassen mußten. Während des ganzen Gefechtes befand sich Don Karlos eine gute Stunde vom Schlachtfelde entfernt, und hielt mit seinem Hofstaate, während viele seiner Soldaten hungerten, Mittagsmahlzeit und Siesta auf der Hermita San Gregorio." Auf Moreno folgte im Kommando General Eguia, den beständige Krankheit lähmte.

Wie die Parteien mit einander umgingen, davon zeugen die bekannten Morde der Gefangenen. Hier nur ein kleines Beispiel, wessen auch sogar Damen ausgesetzt waren: „Ein Urtheil eigner Art wurde an einer vornehmen Dame aus Vittoria vollzogen, die zum zweiten Male mit einer Menge Briefe aufgegriffen worden, welche sie nach Bilbao hatte befördern wollen, ein Geschäft, was natürlich in Kriegszeiten stark verboten ist, wenn die Ortschaften in Feindes Gewalt sich befinden. Die von der Militärmacht an dieser dann vollzogene Strafe heißt emplumar (befedern), und wird gewöhnlich auf dem Lande gegen liederliche Personen angewandt, die an andern Orten, als denen ihrer Geburt, sich aufhalten. Man schneidet dem Frauenzimmer das Haar so kurz ab wie möglich, entblößt es bis an die Hüfte, bestreicht die nackten Theile wie den Kopf mit Honig, und bezieht die so beschmierten Theile mit Federn. Das Frauenzimmer wird dann, mit auf den Rücken gebundenen Händen, auf einen Esel gesetzt, und unter Hohn und Spott vom prevonero (Ausrufer) durch die Straßen des Orts gezogen, wo ein Jeder seinen Muthwillen an ihm auslassen kann, der hauptsächlich darin besteht, es mit Ruthen zu peitschen oder mit Koth zu bewerfen. Nachdem das zu bestrafende Frauenzimmer dergestalt die Runde durch die Straßen des Orts gemacht hat, wird es am äußersten Ende desselben, auf dem Wege nach ihrer Heimath losgebunden, und nachdem es sich das Gesicht gewaschen und wieder angekleidet hat, mit einem Fußtritte entlassen. In Friedenszeiten wird diese Strafe bloß gegen unverbesserliche Personen angewandt, daher sie auch eben so entehrend und noch entehrender ist, als in dem Zuchthause zu sitzen. Viele, die eine solche Strafe erlitten und nicht alles Schamgefühl verloren haben, entleiben sich entweder selbst, oder grämen sich darüber zu Tode. In Kriegszeiten aber findet von Seiten der Militärmacht diese Strafe bei Frauen statt, wo Männer den Tod verwirkt hätten, daher sie für die Fälle, wo sie angewandt wird, weniger entehrend ist. Politische weibliche Märtyrer rühmen sich derer sogar. Die Dame von Vittoria soll den Karlisten ewige Rache geschworen haben. Ob sie ihren Schwur gehalten, weiß ich nicht, da ich nie wieder von ihr gehört."

Unter den Karlisten, wie unter den Christinos, befanden sich viele Deutsche. Bei Don Karlos selbst der junge Fürst Lichnowsky, welcher glücklich wieder heimkehrte, und der schöne junge Graf Stolberg (Sohn des Dichters), der dem Klima zum Opfer fiel. Bei den Christinos befand sich die berüchtigte, größtentheils aus Deutschen zusammengesetzte Fremdenlegion, welche Frankreich an Spanien förmlich verkauft hatte. Unter ihnen zeichnete sich der rühmlich gefallene General Conrad aus, von dem auch unser Verfasser, obgleich sein Feind, mit so hoher Achtung spricht, wie alle früheren Berichterstatter. Die Legionäre blieben übrigens den Christinos nicht treu, sondern desertirten, wie es augenblickliche Noth oder Hoffnung auf besseres Unterkommen ihnen eingab, zu den Karlisten, dann von diesen wieder zu jenen, wie man dieselbe Erscheinung auch schon in dem spanischen Kriege unter Napoleon wahrgenommen hat. Der Deutsche, der hier kein eignes Nationalinteresse vertritt und nur um Sold dient, geht eben seiner Bequemlichkeit nach oder folgt der Lust des Abenteuerlichen. Ueberdieß waren die Legionäre, wie bekannt, meist Auswürflinge der Nation, die irgend eines Verbrechens wegen nach Algier entflohen. Herr Loning wurde nach einander von zweien derselben, die er zu Bedienten angenommen hatte, einem Württemberger und einem Preußen, bestohlen, indem beide sein ganzes Gepäck mitnahmen und desertirten. Der erste hatte die Dreistigkeit wiederzukommen, da er aber 35 Mann mitbrachte, die er zur Desertion bewegt hatte, so wurde ihm verziehen und er wurde sogar zum Korporal in derselben Kompagnie erhoben, welche Herr Loning befehligte. Dieser Zug ist charakteristisch. Von welchem Heldenmuth übrigens diese Verbrecher beseelt waren, davon ein anderer Zug. „In der Schlacht bei Huesca während des Angriffs unseres Bataillons sah ich, daß ein Soldat meiner Kompagnie mit der größten Kaltblütigkeit seinem so eben gefallenen Nebenmanne die Pfeife mit den Worten aus dem Munde nahm: „Man dürfe die Pfeife nicht kalt werden lassen." Als dieser, nachdem er kaum die Worte gesprochen, gleichfalls von einer Kugel getroffen hinsank, nahm ein zweiter Nebenmann auch ihm dieselbe Pfeife ab und sagte: „So will ich sie nicht verkalten lassen." Beide waren deutsche Deserteure des 34sten preußischen Infanterie-Regiments. Der Letzte hatte mehr Glück. Die Pfeife ward von ihm als heiliges Kleinod betrachtet, machte die ganze Expedition mit und passirte, als der Besitzer ein Jahr später in den baskischen Provinzen seinen Abschied erhielt, mit ihm die Pyrenäen." Das Bataillon der Fremdenlegion nahm einen schrecklichen Ausgang, indem es bei Barbastro am Fluß Cinca von einer überlegenen Macht der Christinos überfallen und

gezwungen wurde, sich in den reißenden Strom zu stürzen. Nur 204 Mann kamen hinüber, indem sie sich Kompagnienweise Arm in Arm schlossen und so die Gewalt des Stromes brachen; 400 ertranken, 400 andere fielen den Christinos in die Hände und wurden als Ueberläufer ohne Gnade ermordet.

Eine andere herzzerreißende Scene schildert der Verfasser S. 359. Er hatte einen Transport Verwundeter zu begleiten, die von Maulthieren getragen in baumloser Wüste bei der heißesten Sonnenhitze ohne Wasser und ohne Verbände fast verschmachteten. Endlich kam er in eine Ortschaft und requirirte einen Wundarzt. Dieser aber versagte seinen Beistand. „Dazu aufgefordert, stellte er sich wie ein Rasender vor mich hin und sagte: „Schießen Sie mich todt oder thun Sie mit mir, was Sie wollen, ich kann diesen Menschen, die mir erst vor vier Tagen mein einziges Kind erschossen haben, keine Hülfe leisten; befehlen Sie aber, Allen den Garaus zu machen, so bin ich bereit und werde sie als Sühne für meinen Sohn betrachten." Erstaunt über diese Rede, versuchte ich, diesem physischen Helfer ein geistiger zu werden und fragte ihn, ob er nicht täglich bete: „Vergib uns unsere Schuld, als auch wir vergeben unsern Schuldigern." Wie er denn von dem, der uns so beten gelehrt, Verzeihung seiner Schuld zu erwarten hatte, wenn er so frei und offen das Gegentheil davon ausübe? Er gab mir eine Antwort, die ich nicht wiedergeben mag und woraus deutlich zu schließen war, daß der Mensch seinen Verstand verloren habe. Bei einer spätern Rückkunft nach Huesa hörte ich, daß dieser Mensch an gebrochenem Herzen gestorben sey." Aehnliche Scenen werden in diesem Buche öfter geschildert, da es nicht selten war, daß Weiber, Schwestern und Geliebte den karlistischen Kriegern, wenn sie in der Nähe aufgeboten wurden, Speise und Wäsche zubrachten, bei Gefechten zugegen waren, und die Gefallenen unmittelbar auf dem Schlachtfeld bejammerten.

Der König (Don Karlos) wohnte nie einem Gefecht bei, ließ sich nur höchst selten sehen und wenn er je einmal vor der Armee vorbei ritt, so geschah es stumm und mit finsterem Gesicht, ohne daß er auch nur ein freundliches Wort an die Getreuen gerichtet hätte, die sich für ihn opferten. Als Maroto das Kommando erhielt, schien alles wieder eine glänzende Wendung zu nehmen, aber dieser General bediente sich seines Ansehens nur, um die Basken zu verrathen.

Unter den vielen Episoden dieses Werkes findet sich unter andern auch eine genaue Nachweisung über die berühmte Familie O'Donnel, die seit hundert Jahren in Spanien angesiedelt ist und deren tapfere Glieder, bis auf eins, alle dem Bürgerkrieg zum Opfer gefallen sind. Ferner manche Land und Volk trefflich charakterisirende Anekdote. So z. B. eine, die den berühmten Eigensinn der Arragonesen anschaulich macht: „Der Arragonese selbst behauptet von sich, er sey „cabezudo," d. h. halsstarrig, und erzählt dem Fremden folgende Anekdote. Am Morgen eines Sonntags, in der Frühe, verläßt ein Arragonese mit seinem Esel (der in Arragonien und Navarra eine große Rolle spielt) das Dorf und gelangt bald an den Fuß eines Berges, auf welchem eine Einsiedelei (heremita) lag, wo in dem Augenblicke zur Messe geläutet wurde. Der Arragonese, religiös wie alle Spanier, will die Gelegenheit wahrnehmen und den Gottesdienst mit anhören. Er treibt deßhalb seinen Esel an, um zur rechten Zeit in die Kapelle zu kommen. Der Esel aber sträubt sich, wirft sich auf die Erde und ist, unerachtet der vielen Hiebe, die auf seinen Rücken fallen, nicht zum Aufstehen zu bewegen. Der Arragonese, aufgebracht hierüber, sagt zum Esel: An Verstand kannst du mich übertreffen, aber nicht an Kraft (en razon me puedes, ganar mas en fuerza no), und faßt das Thier bei den Beinen, bürdet es sich auf, besteigt mit der Esellabung den Berg und gelangt noch vor Anfang des Gottesdienstes zur Kirche." — Ueber folgende räthselhafte Gebräuche, von denen der Verfasser S. 70 spricht, hätten wir nähere Auskunft gewünscht: „Am letzten Dienstage im Carneval wird ein als Don Juan verkleideter Mann von vier andern Männern in Procession auf einer Bahre umhergetragen. Don Juan kniet mit gefalteten Händen auf einem weißen seidenen Kissen. Es scheint, daß dieser alte Sünder den Kelch der Buße noch immer nicht geleert hat. Ein anderer, noch sonderbarerer und unverständlicherer Gebrauch findet am Aschermittwoch statt. Ein schwarz angekleideter Mann wird, mit gebundenen Füßen rücklings auf einer Bahre liegend, wie ein Todter umhergetragen. Er hält in seinen gefalteten Händen eine Sardelle, ihm folgen Leute mit Fackeln, hinten und vorn begleiten ihn eine Menge verkleideter Officianten, die Gebete für den Verstorbenen hermurmeln. Die Procession geht mit der größten Feierlichkeit bis nach dem eine halbe Stunde von Madrid fließenden Kanale. Hier hört die Procession auf, der Todte steht auf und der ganze Nachmittag wird mit Belustigungen zugebracht. Dieser Gebrauch wird enterar la sardina genannt."

Das Buch gehört zu den lesenswerthesten, die in neuester Zeit über Spanien geschrieben worden sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 25.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 7. März 1845.

Politische Literatur.

Das Vaterland. Aus der Schrift: Gedanken über Recht, Staat und Kirche besonders abgedruckt und mit Zusätzen und Anmerkungen begleitet von P. A. Pfizer. Stuttgart, Hallberger, 1845.

Wir haben das größere Werk, aus welchem das vorliegende ein praktischer Auszug ist, bei seinem ersten Erscheinen mit Freude begrüßt, als eins der schönsten Zeugnisse für die Wahrheit, die inmitten zahlloser Lügen und Täuschungen, und für den politischen Nationalverstand, der inmitten aller Beschränktheiten und antinationalen Bestrebungen im deutschen Vaterlande sich doch nie ganz unterdrücken läßt und immer wieder unter den Larven sein adeliges Antlitz zeigt.

Der vorliegende Auszug enthält, mit Hinweglassung alles rein Wissenschaftlichen oder Theoretischen nur praktische Erörterungen über die vaterländischen Verhältnisse, und dazu noch eine Reihe von neuen Anmerkungen, die, jede einzelne von größerem Umfange, wichtige Fragen des Tages betreffen. In Bezug auf das, was hier nur aus dem größeren Werke wieder abgedruckt ist, wollen wir uns nicht wiederholen und verweisen auf unsre frühere Anzeige in Nr. 79—81 in unsern Blättern von 1842, freuen uns aber, daß die Grundgedanken des Buches hier in der gedrängteren Form eines Bandes manchem Leser, der an größere Werke nicht kommt, zugänglicher gemacht worden sind.

Wenn Herr Pfizer am Stachel der Wahrheit keine Abstumpfung vorzunehmen für nöthig gefunden, wo es die Widerlegung gefährlicher Irrthümer und Täuschungen galt, so ist ihm doch alle Mäßigung eigen, die man auf einem überschauenden historischen Standpunkt gewinnt, indem man die Parteien und Meinungen gegen einander abwägt, die Menschen nimmt, wie sie unter gegebenen Umständen sind und nur seyn können, und sich von der Verblendung einer Partei, von der schiefen Ansicht einer einseitigen Auffassung und von allem vagen Idealisiren und Chimärischen fern hält. Der feste Standpunkt, auf welchen Herr Pfizer sich gestellt, ist der nationale. Von ihm aus weist er konsequent alles zurück, was den Interessen und der Ehre deutscher Nation zuwiderläuft, es mag von serviler oder auch liberaler Seite kommen, von einer despotischen oder von einer republikanischen Tendenz ausgehen, provinzielle Engherzigkeit oder kosmopolitischer Schwindel seyn. Da wir uns, wie bekannt, stets zu dieser nationalen Politik und zu keiner andern bekannt haben, Schriften aber, worin dieselbe geltend gemacht würde, noch so gar selten sind, so mag man es uns nicht verübeln, wenn uns Pfizers Werk eine ungewöhnliche Freude macht.

In der ersten der Anmerkungen, die den älteren Text weiter auszuführen bestimmt sind, handelt der Verfasser von der kirchlichen Frage des Tages. Es ist gewiß interessant, den Juristen von anerkanntem Scharfsinn und tiefstem Gerechtigkeitsgefühl über die gemischten Ehen zu hören. Voran schickt er die Bemerkung, daß der ganze kirchliche Hader ein Unkraut sey, welches auf dem deutschen Boden nicht gewachsen wäre, wenn demselben nicht die goldne patriotische Saat von 1813 geflissentlich ausgerissen worden wäre, wenn die unmittelbar darauf folgende Zeit der Restauration nicht alle gesunden Keime des Volkslebens niedergetreten hätte. „Auch das Wiederaufwachen der konfessionellen Streitigkeiten ist ein Vermächtniß dieser Zeit, und auch diese unseligen Zerwürfnisse konnten vermieden werden, wenn das politische Leben der deutschen Nation sich frei hätte entwickeln dürfen. Schon war in Deutschland die Mehrzahl der Katholiken nahe daran gewesen, sich mit den Protestanten zu vereinigen, aber der protestantische König von Preußen selbst vernichtete die Partei, welche die Glaubenseinigung der Deutschen in einer neuen deutschen Kirche wünschte und bereits entschlossen, die Priesterehe wieder einzuführen. Derselbe Geist mißtrauischer Verneinung,

welcher die auf Hochschulen herrschende deutsche Gesinnung gewaltsam unterdrückte, stieß auch die Deutschgesinnten unter den Katholiken zurück und berief römischgesinnte Kirchenlehrer an die deutschen Universitäten. Dadurch ward manche Sympathie in Haß verwandelt, und statt durch solche Zugeständnisse Dank von Rom und durch einen ergebenen Priesterstand lenksamere Unterthanen zu gewinnen, wurde nur die Kurie zu einem allgemeinen Angriff auf den Protestantismus ermuthigt und gestärkt, so daß ängstliche Gemüther Deutschland schon mit dem Schrecken eines neuen Religionskriegs im neunzehnten Jahrhundert bedroht sahen. So fing der Wurm, der in Deutschland nicht stirbt, auch hier wieder zu nagen an, und neben der neuen Kluft, welche Verweigerung der staatsbürgerlichen Freiheit durch Deutschland zu reißen drohte, öffnete sich jene wieder, die durch Verweigerung der Glaubensfreiheit einst entstanden und dem Anschein nach geschlossen war. Den Punkt des Angriffs aber wußte Rom so gut zu wählen, daß der Sieg ihm blieb. Was nämlich den Hauptgegenstand des Streits betrifft, so kann zwar kaum gezweifelt werden an dem positiven, förmlichen Recht der preußischen Regierung, dem Erzbischof von Köln die Ausübung seiner kirchlichen Funktionen so lange zu verwehren und unmöglich zu machen, als er sich weigerte, sein vor der Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl gegebenes Versprechen, daß er die Eingehung gemischter Ehen nicht erschweren wolle, zu erfüllen. Denn nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen ist es jeder Regierung erlaubt, sich selbst zu helfen und, sofern es sich weder um ein bestrittenes Privatrecht, noch um Strafe handelt, ohne Dazwischenkunft der Gerichte Recht zu verschaffen gegen Jeden, der eingegangene Verbindlichkeiten nicht erfüllt, wenn auch die Weigerung, solche zu erfüllen, auf Gewissensgründen beruht. Aber ein Eingriff in die katholische Gewissensfreiheit ist es demungeachtet, wenn von katholischen Priestern gefordert wird, eine Ehe einzusegnen, welche ihre Kirche mißbilligt oder ganz verbietet. So gut man protestantischerseits von den katholischen Priestern verlangte, sie sollen sich über das Dogma, daß außerhalb der Kirche kein Heil sey, hinwegsetzen und gemischte Ehen auch ohne das Versprechen, die Kinder im katholischen Glauben zu erziehen, einsegnen, weil es ein unduldsames, mit dem humanern Zeitgeist und der wachsenden Aufklärung unverträgliches Dogma sey: eben so gut konnte man von den katholischen Laien, welche gemischte Ehen eingehen wollen, verlangen, sie sollen sich um jenes Dogma und um dessen Konsequenzen, Verweigerung der Einsegnung und andere kirchliche Nachtheile, entweder nichts bekümmern, oder Protestanten werden. Ja es ist selbst vom protestantischen Standpunkt aus natürlicher und gerechter, einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Katholiken, welche jenem Dogma zuwiderhandeln und doch Katholiken bleiben möchten, zu sagen: „Verlasset eine Kirche, deren Forderungen euch unchristlich scheinen, und die ihr deßwegen nicht erfüllen wollet,“ als von strenggläubigen Katholiken die Verläugnung eines Glaubenssatzes durch Machtgebot und Strafen zu erzwingen, und dem ganzen katholischen Klerus, der noch dazu vielleicht die Mehrheit der Laien auf seiner Seite hat und dem doch Glaubens- und Gewissensfreiheit zugesichert worden ist, zuzumuthen, daß er geradezu gegen seinen Glauben und sein kirchliches Gewissen handle.“ Man kann die große Lücke, in welche die Ronge'sche Partei einzutreten sich berufen glaubt, nicht schärfer bezeichnen. Aber es wird sich fragen, ob man da, wo bisher alles durch der Menschen Kunst wieder schief gestellt wurde, was die Natur gerade gewollt, nicht auch diese Angelegenheit wieder windschief stellen wird.

Auch folgenden Betrachtungen kann man seine Zustimmung nicht versagen: „Hätte Preußen die längstverheißenen Reichsstände früher eingeführt, so würden diese schon, wie die Erfahrung in andern deutschen Staaten mit gemischter Bevölkerung beweist, eine solche gegenseitige Annäherung der Konfessionen bewirkt haben, daß kirchliche Streitigkeiten ungleich weniger Nahrung gefunden hätten, und das gesammte Deutschland hätte nicht das beklagenswerthe Schauspiel erlebt, daß hochbegabte, um ihr deutsches Vaterland verdiente Männer als die Vorkämpfer Roms in Deutschland auftraten. Befremden darf zwar diese Erscheinung nicht. Etwas gelten und schaffen, einem geachteten Ganzen angehören und in der großen Kette menschlichen Daseyns ein anerkanntes Glied seyn, will einmal der höhere Mensch. In Deutschland aber sollte die deutsche Kirche oder die protestantische eben so wenig selbstständige Geltung und Bedeutung haben als das deutsche Volk, und die Auflösung dieser Kirche durch Unglauben, Sektirerei und Muckerei, ihre politische Nichtigkeit, der Mangel an lebendigen vaterländischen Interessen und die damit zusammenhängende Isolirung der Geister, die innere Verödung und das geistige Mißbehagen hatte schon früher manchen ausgezeichneten Deutschen in den Schooß der katholischen Kirche zurückgeführt. Während die deutsch-protestantische Kirche sichtbar verkam und innerlich zerfiel, hob sich von Neuem die römisch-katholische und geschmeichelt vom Gedanken der Theilnahme an der künftigen Allgewalt, die Rom wieder gewinnen sollte, mußte es manchem strebenden jungen Priester ehrenvoller scheinen, ein Römer als ein Deutscher zu seyn.“ Man wird diesen letzteren Satz im Munde eines Mannes nicht mißverstehen, der selbst zu den wärmsten und treuesten Patrioten gehört und die glänzendste Rolle auf der antinationalen Seite verschmähen würde, sollte ihm auch sein Patriotismus

ewig nichts als Undank eintragen. Aber es ist natürlich, daß nicht jeder Deutsche innere Größe genug zu dieser Resignation besitzt, und daß mithin so mancher Hochbegabte seine Hoffnung auf das Ausland setzt, der eine auf Rom, der andere auf Paris.

Unter den folgenden Anmerkungen tritt sodann eine über den Zollverein hervor, worin die Besorgniß nicht verhehlt wird, daß derselbe möglicherweise wieder aufgelöst werden könne, und daß er als ein bloß provisorisches Surrogat noch wenig Garantie für die so oft und laut gepriesene deutsche Einheit biete. Ferner beklagt er, daß die Zollverwaltung der Oeffentlichkeit entbehre, daß der deutsche Handelsstand erst aus englischen Zeitungen erfahren mußte, ob und wie seine Interessen gewahrt worden seyen ꝛc.

Die vierte Anmerkung verbreitet sich über den Unterschied zwischen der ständischen Vertretung und der Nationalrepräsentation. Bekanntlich soll in Preußen das englisch-französische System der Repräsentation nicht adoptirt werden, sondern man will auf dem historischen Boden der ständischen Gliederung eine rein ständische Vertretung aufbauen. Herr Pfizer weist nun mit wenigen klaren Worten nach, was Herr Unger unlängst auch in einem größeren, sehr beherzigenswerthen Geschichtswerk auseinandersetzte, daß nämlich die älteren deutschen Stände sich von einer Nationalrepräsentation durchaus nicht in dem Grade unterschieden, wie man es jetzt voraussetzen zu müssen glaubt. „Es ist gewiß, daß die ursprüngliche Bestimmung deutscher Stände nicht die war, ausschließlich nur die Rechte und Interessen ihrer Kaste oder der Korporation, die sie gesendet, wahrzunehmen, und daß das ständische System in diesem Sinn nichts anderes als eine Ausartung der ständischen Verfassung ist, wie es auch eine Ausartung der Repräsentativverfassung wäre, wenn jeder Abgeordnete bloß die Interessen seines Wahlbezirks vertreten wollte." In dem Unger'schen Werke ist aus unzähligen Beispielen nachgewiesen, daß die ältern deutschen Stände auf ihren Versammlungen keineswegs bloß das Interesse des jeweiligen Standes, sondern das des ganzen Landes berietben, gleichviel ob vier Stände beisammen waren, wie in Tirol, oder drei, wie in Bayern, oder nur zwei, wie in Württemberg. Die Landtage übernahmen alle Rechte der älteren Volksversammlungen, und zwar nicht nur die höchste gesetzgebende und richterliche Gewalt, sondern auch die Mitentscheidung in auswärtigen Angelegenheiten und in der innern Verwaltung. Sie entschieden in Kriegs- und Friedenssachen, über Traktate und Bündnisse, und setzten insgemein den Regenten ständische Räthe zur Seite, ja in sehr vielen Fällen durften Kanzler und Räthe der Fürsten gar nichts anderes seyn als ein von den Ständen zu diesem Zweck niedergesetzter Ausschuß. Wenn jetzt in England und Frankreich die Minister aus der Kammermajorität hervorgehen, so waren sie früher in Deutschland sogar nur Beamte der Kammern. Es läßt sich durch viele Beispiele aus der deutschen Geschichte darthun, daß die älteren deutschen Stände in vielen Fällen mehr Gewalt hatten, als sich je das englische Parlament oder die französischen Kammern, außer in revolutionären Krisen, angemaßt haben. Der Rückgriff in die deutsche Geschichte ist daher den monarchischen Prärogativen bei weitem nicht so zuträglich, als man zu glauben scheint.

Daher möchten wir nicht besorgen, wie Herr Pfizer S. 264, daß eine neueingeführte Vertretung nach Ständen und Korporationen eine Korruption seyn würde, daß dadurch Gemeinsinn und Bürgertugend untergraben werden würden. Im Gegentheil glauben wir, Gemeinsinn und Bürgertugend würden in hohem Grade wachsen, wenn der einzelne Bauer, der einzelne Handwerker sich wieder als Genosse einer kräftigen, mit verhältnißmäßiger Autonomie begabten Korporation, Innung oder Zunft ansehen könnte. Die atomistische Auflösung der Individuen in den Polizeistaat ist in unsern Augen ein Unglück, welches nur herbeigeführt wurde und werden konnte durch den fremden Einfluß, welchen Deutschland erfahren hat. In der Natur des deutschen Volkes liegt sie nicht. Das deutsche Volk hat sich von jeher in Korporationen und besondere Gemeindewesen organisch gegliedert, und es kam nur darauf an, dieser reichen Gliederung auch immer den Schlußstein zu geben. Erst von Frankreich, vom Despotismus Ludwigs XIV. ging das Nivelliren der Stände und die Auflösung aller kristallinisch festen Korporationen in die ununterscheidbare Masse der Unterthanen oder Staatssklaven aus. Seit der Revolution haben sich diese Sklaven zwar wieder in freie Menschen verwandelt; allein das gänzliche Aufhören jeder ständischen Gliederung verfehlt doch nicht, seine Nachtheile kund zu geben. Indem der einzelne kleine Eigenthümer in Stadt und Land durch keine Korporationsrechte mehr geschützt ist, überwältigt ihn die Konkurrenz großer Unternehmer fast in allen Berufskreisen. Daher die Ueberhandnahme des Reichthums bei einer kleinen Minorität und die gleich einem millionenköpfigen Ungeheuer anwachsende Armuth der Mehrheit. Daher die Zersetzung der alten stolzen Nationalpolitik Frankreichs in einen ängstlichen Wucher der Regierung und der Kammern auf der einen, und in kommunistische Tendenzen des zahlreichen Proletariats auf der andern Seite. In England hat nie eine so durchgreifende Auflösung der Stände und Korporationen Statt gefunden, wie in Frankreich. Das germanische Element der ständischen Gliederung war hier zäher. Und doch beweisen die Chartisten, wie schwer auch hier der Ruin der kleinen Eigenthümer gefühlt wird, und wie man auch hier aus

dem Proletariat und der Abhängigkeit von wenigen Reichen zu Korporationsrechten zurückstrebt.

Man ist zu sehr gewöhnt, wenn von Ständen, Korporationen, Innungen, Zünften die Rede ist, nur an die im despotischen Zeitalter nach dem dreißigjährigen Kriege entarteten und zur Karrikatur gewordenen Reste dieser Institute im servilen Hofadel, in den reichsstädtischen Krähwinkeln und in den Ordensspielereien zu denken, und nicht mehr an die Kraft und Lebensfülle derselben in frühern Zeiten. Man hat vergessen, daß jene Institute gleich den modernen Associationen, aus den lebendigen Bedürfnissen und aus der frischen Kraft des Volks hervorgingen, und daß sie überall entweder die alte Volksfreiheit, den alten gefährdeten Wohlstand gewahrt, oder neue geschaffen haben. Daß unter den ungünstigsten Umständen, als kein Nationalgefühl und keine kaiserliche Machtvollkommenheit mehr die ständischen Bestrebungen unterstützte, nach den großen allen Geist ertödtenden und allen Wohlstand zerrüttenden Religionskriegen nur engherzige aristokratische und oligarchische Sippschaften und Koterien davon übrig bleiben, die als Parasiten auf dem verfaulenden Volksstamme fortlebten, entscheidet keineswegs gegen die ursprüngliche Tüchtigkeit jener Institute. Der Mißbrauch allein muß verdammt werden, nicht die Sache selbst. Wir verlangen daher auch nicht die ohnehin unmögliche Wiederbelebung alter Mumien, sondern die Wiedererzeugung neuer lebenvoller Zweige aus dem alten Stamme. Abgesehen von den Träumen des Kommunismus weisen schon die zahlreich sich häufenden Associationen unsrer Tage auf den Fortbestand des uralten Bedürfnisses hin. Alle älteren Korporationen, Innungen und Zünfte in germanischen Landen hatten nur die Gewährleistung des Eigenthums und der Rechte gleicher Genossen zum Zweck und waren stets gegen eine Uebermacht gerichtet, die ihre Existenz gefährdete. Es wäre ein Wunder, wenn gegen die Uebermacht der Konkurrenz in unserer Zeit sich nicht neue Genossenschaften und Gewährleistungen bilden würden.

Es handelt sich hier nicht mehr um eine bloß politische Formfrage, sondern um eine ökonomische Existenzfrage. Das Prinzip der Stände, Korporationen, Innungen und Zünfte wird trotz dem, daß die gegenwärtige Wissenschaft nicht darauf eingerichtet ist, in der Wirklichkeit den Sieg davon tragen, weil dem unabweislichen Bedürfniß der durch die unnatürlich gesteigerte Konkurrenz weniger großer Spekulanten gefährdeten Mehrheit kleiner Eigenthümer nicht anders abgeholfen werden kann. Die französischen Kommunisten werden sich zuletzt in neue Innungen gliedern, die Chartisten in England in freie ländliche Gemeindewesen. Das läßt sich rein aus der Natur der Dinge, aus der nationalökonomischen Nothwendigkeit beweisen.

Aber auch vom politischen Standpunkt aus möchten wir dem Prinzip der ständischen Gliederung das Wort reden. In den Ständen und Korporationen wohnt mehr dauerhafte Kraft, als in den vorübergehenden Aufregungen der Massen. In den Ständen und Korporationen wohnt mehr politische Erfahrung und daraus hervorgehende Sicherheit, Geschicklichkeit und Kühnheit, als in bloß zufällig und für den Augenblick gebildeten Versammlungen. Stände und Korporationen sind endlich der Verführung und Einschüchterung unzugänglicher, als Volksmassen. Es ist zwar in den seltenen Zeiten revolutionärer Aufregung einem Advokaten, Journalisten, Stuhlredner und Toastausbringer leicht, die Masse hinzureißen; aber in den viel längeren Ruhezeiten umgekehrt auch einem Despoten leicht, die ungegliederte, an keine Besprechung öffentlicher Angelegenheiten gewöhnte Masse durch wenige Schergen wie eine Heerde Schaafe zu leiten. Stände und Korporationen, deren Genossen an die regelmäßige Besprechung und Wahrung ihrer gemeinschaftlichen Interessen gewöhnt sind, werden sich freilich nicht so leicht dem ersten besten demagogischen Plauderer hingeben, aber auch nicht in chinesische Apathie verfallen.

(Schluß folgt.)

Geographie.

Neuestes Städte-Lexikon, enthaltend sämmtliche Städte, Flecken und Verkehrsorte von Europa, sowie die außereuropäischen Handelsplätze. Ein Handbuch für Beamte und Geschäftsleute von Hermann Mertens, k. sächs. Oberpostamtsschreiber. Leipzig, Hinrichs, 1844.

Auf den ersten Blick erscheint dieses trockene Verzeichniß von Städten, deren jeder nur eine einzige Zeile gewidmet ist, für den Lernbegierigen ungenügend, denn wenn er auch eine ihm noch unbekannte Stadt aufsucht, erfährt er nichts weiter von ihr, als in welchem Lande sie liegt und wieviel sie Einwohner hat. Allein diese kurze Notiz ist genügend für den Postbeamten und Kaufmann, wenn ihm unbekannte Ortsnamen auf Adressen vorkommen, daher das Buch wohlberechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 26.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 10. März 1845.

Politische Literatur.

Das Vaterland. Aus der Schrift: Gedanken über Recht, Staat und Kirche besonders abgedruckt und mit Zusätzen und Anmerkungen begleitet von P. A. Pfizer. Stuttgart, Hallberger, 1845.

(Schluß.)

In der sechsten Anmerkung entwirft der Verfasser ein Bild der konstitutionellen Illusionen in den kleinern Staaten, das an Schärfe des Sarkasmus nicht übertroffen werden kann. „Nachdem durch die Bundesbeschlüsse vom 30. Oktober 1834 das Schicksal der Verfassungen vollends besiegelt und durch die Vorgänge in Hannover deren Hülflosigkeit handgreiflich dargethan, auch die Mehrzahl des Volks aus sehr natürlichen Gründen gleichgültig gegen den Namen einer Freiheit geworden war, die um so weniger Früchte trug, je größer die dafür gebrachten Opfer waren: durfte ich meinen Theil der Aufgabe wohl für erledigt halten. Denn wer noch immer nicht begreift, daß Volksvertretung ohne Preßfreiheit und mit gezwungener Steuerverwilligung in einem von übermächtigen absoluten Staaten überwachten kleinen Lande vom Repräsentativsystem kaum etwas anderes als den Namen und die Formen haben kann, daß da, wo die Regierung es beständig in ihrer Gewalt hat, durch wiederholte Auflösungen günstige Wahlen zu erzwingen, auch die materiellen Landesinteressen nicht mit Nachdruck zu vertreten möglich ist, der wird es nie begreifen, während gar wenig guter Wille und Scharfsinn dazu gehört, um einzusehen, wie bei dem Druck von außen und den Hemmungen von innen die Stellung der Oppositionsparteien von der Art geworden ist, daß sie entweder nichts mehr thun, oder das, was sie thun, Niemand zu Danke machen können. Wenn nämlich die Landesverfassung auf den Grundsatz der Oeffentlichkeit gebaut ist und der Bund über die wichtigsten Landes- und Verfassungsangelegenheiten der deutschen Völker insgeheim beschließt; wenn die Landesverfassung den Ständen das Recht der Steuerverwilligung und Steuerverweigerung zuspricht, der Bund dagegen jede auch nur bedingte Steuerverweigerung für Auflehnung erklärt, die mit Gewalt der Waffen durch die vereinigten Regierungen niedergeschlagen werden soll; wenn die Landesverfassung Preßfreiheit will und der Bund Censur gebietet; wenn die Landesverfassung Theilnahme der Stände an der Gesetzgebung fordert, der Bund hingegen rein aus eigener Machtvollkommenheit Gesetze jeder Art erläßt und über die Rechte und Schicksale der deutschen Völker entscheidet, ohne deren Vertreter gehört zu haben: so sind schon dadurch letztere außerhalb der Bedingungen einer konstitutionellen Existenz gestellt. Und mehr als alles andere hat gerade dieß in Deutschland den Glauben an die Volksvertretung überhaupt erschüttert, daß wegen der Fortdauer der repräsentativen Formen das ununterrichtete oder ferner stehende Publikum, häufig dazu geflissentlich verführt von der Partei, deren beständige Gegenwirkung Schuld ist an der innern Nichtigkeit des deutschen Ständewesens, konstitutionelle Leistungen von Ständen erwartete, denen alle konstitutionellen Mittel, von der Preßfreiheit herab bis zu dem Verkehr mit ihren eigenen Wählern entweder ganz entzogen oder bis zur Wirkungslosigkeit geschmälert sind, und daß es wegen der Unverträglichkeit der neuern Bundesgesetzgebung mit dem Repräsentativsystem so leicht ist, alles, was die Volksfreiheit schützen sollte, gegen sie zu wenden, so daß am Ende die ausharrenden werkthätigen Vertheidiger derselben verlassen und gehöhnt dastehen müssen. Denn versucht es nur, nachdem ihr neun Jahre lang Preßfreiheit als verfassungsmäßiges Recht gefordert, im

zehnten, weil sonst nichts zu hoffen übrig bleibt, wenigstens um einige Milderung der Censur zu bitten, und man wird euch bald beweisen, daß ihr die Censur wenigstens als faktische Nothwendigkeit anerkannt habt; dringet auf Bundeshülfe gegen Umsturz der Verfassung eines deutschen Volks, und man entgegnet euch, wer auf den Bundestag provozirt habe, müsse auch die Rechtskraft seiner abweisenden Entscheidung anerkennen. Verweigert ihr für dasselbe Volk nach aufgehobener Verfassung die Wahl von Abgeordneten, so kommt die neue verfassungswidrige Ordnung der Dinge ohne eure Mitwirkung nur um so gewisser zu Stande, und der Opposition wird dann die Aufgabe, eine von Land und Volk verworfene Verfassung zu vertheidigen, so wie sie anderwärts als Verfechterin der Theilsouveränität auftreten und den Schein engherzigen Sondergeists auf sich nehmen muß, wenn sie vorerst für jedes einzelne Land verlangt, was der gesammten Nation verweigert wird. Befolgt ihr aber den klugen Rath, mit weiser Selbstbeschränkung nur Erreichbares zu fordern, statt am Buchstaben unhaltbar gewordener Verfassungen zu kleben, so grabt ihr den Boden unter den eigenen Füßen vollends ab und habt euch selbst vernichtet."

In der siebenten und achten Anmerkung rechtfertigt sich der Verfasser mit vieler Würde gegen die ungerechten Vorwürfe, die man ihm wegen seiner Aeußerungen über Oesterreich gemacht hat. Obgleich ein warmer Konstitutioneller und zwar in dem Sinne, der sich mit konstitutionellen Illusionen nicht begnügt, ist doch der Verfasser viel zu patriotisch, um den Werth und die hohe Bedeutung der österreichischen Stellung für die deutsche Nationalsache zu verkennen. Die Hauptsache faßt er S. 301 zusammen: „Oesterreich beherrscht mit deutschen Elementen eine vielfach größere nichtdeutsche Ländermasse und muß deßwegen, da die Mehrzahl seiner Bevölkerung slavischen Stammes ist, jeden Zusammenstoß mit Rußland ängstlich meiden, wenn es nicht auf die ganze Macht von Deutschland als auf einen sichern Rückhalt zählen kann. Oesterreichs Uneigennützigkeit und Mäßigung im Osten ist Schwäche, die zur Stärke werden könnte, wenn Oesterreich Rußland gegenüber auf die Kräfte Deutschlands ganz wie auf seine eigenen rechnen dürfte. Allein bei der Stellung, welche Oesterreich im Deutschen Bunde gegen Deutschland angenommen hat, wird Oesterreich in dem Grade mehr als eine Deutschland fremde Macht betrachtet, in welchem es seine verfassungsfeindliche Politik in Deutschlands innern Angelegenheiten geltend macht, und Oesterreichs Kriege mit den Türken oder Russen auszufechten, Oesterreich zu vergrößern, damit es mit noch stärkerer Wucht auf Deutschland drücke, sind weder Deutschlands Völker, so weit diese eine Stimme haben, noch Deutschlands Regierungen geneigt. Und doch stehen, wenn eines Tags die orientalische Frage, wie die polnische, auch wieder ganz zum Vortheil Rußlands (und allenfalls Englands und Frankreichs, mit Ausschluß von Oesterreich) gelöst werden sollte, so wichtige Interessen auf dem Spiel, daß kein mit deutscher Ehre vereinbares Opfer Deutschland zu groß seyn sollte, um Oesterreich den Besitz der Donauländer für den Fall zu sichern, daß das morsche türkische Reich in Trümmer geht. Hier würde Deutschland seine reichen Kräfte auch einmal für sich, nicht wie sonst gegen sich gebrauchen; hier könnte vielleicht alles seit Jahrhunderten Versäumte wieder eingebracht und Deutschland wiederhergestellt, Oesterreich für jedes scheinbare Opfer, das es Deutschland brächte, mehr als voll entschädigt werden."

In der eilften Anmerkung wird das Verhältniß zu England in Erwägung gezogen. Man kann, was hier gesagt ist, nicht eindringlich genug machen. „Was würde das Loos von Deutschland im Falle der Vereinigung von zwei solchen Gegnern wie Frankreich und Rußland seyn, welche seit Jahrhunderten an seiner Schwächung und Zerstückelung arbeiten, wenn es sich nicht durch ein enges und aufrichtiges Bündniß der germanischen Stämme und Mächte stärkt, unter denen England als politische Macht den ersten Rang einnimmt? Deutschland kann Englands noch bedürfen und deßwegen ist es nicht zu billigen, wenn die Deutschen, wie so oft, besonders in Perioden einer zwischen England und Frankreich eingetretenen Spannung geschieht, mit den Franzosen gleichsam wetteifern, auf England zu schmähen, ihm unersättliche Habsucht, Insolenz, Krämergeist und Pöbelsinn vorzuwerfen. Daß bei dem Handelsverkehr mit Deutschland England seinen Vortheil sucht, hat es mit jeder handeltreibenden Nation gemein, und das Mittel gegen Uebervortheilung liegt in unserer Hand: wir dürfen nur die Augen selbst aufthun. Vor der englischen Handelspolitik zu warnen und Deutschland über seine Interessen aufzuklären, ist so verdienstlich als nothwendig. Aber statt selber klug zu seyn, diejenigen zu schmähen, die unsere Unklugheit benutzen, und wohl gar in demselben Augenblick zu schmähen, wo man Deutschland auffordert, das Beispiel Englands nachzuahmen, scheint für uns Deutsche weder ehrenvoll, noch den Grundsätzen einer richtigen Politik entsprechend. Bereits haben wir es dahin gebracht, daß aus England der gleiche Ton, in welchem man hinüberruft, herüberschallt, und daß gegen den Zollverein manche entschieden feindselige Stimme sich erhebt. Den Zoll-

verein sieht England so ungern, als Oesterreich ein konstitutionelles Deutschland. Sind aber beide einmal so erstarkt, daß ihnen die Anerkennung nicht verweigert werden kann, so wird auch die Natur in ihre Rechte wieder eintreten, und wenn jetzt noch England als Handelsmacht an die reindeutschen Staaten ungefähr so viel Anspruch zu haben glaubt wie Preußen, so ist dieß Folge jener Verkehrung der natürlichen Ordnung der Dinge, vermöge welcher Deutschlands nationalökonomische Organisation seiner politischen vorhergehen soll und die Deutschen staatswirthschaftlich eine Nation seyn wollen, ehe sie es staatlich geworden sind. Dadurch ist Deutschland aus seiner naturgemäßen Stellung zu England verdrängt worden. Aber selbst der Ausbruch offener Feindseligkeiten zwischen England und dem Zollverein könnte die Natur der Dinge nicht aufheben, sondern nur die Anerkennung ihrer Forderungen verzögern. Die Engländer, wenn nicht das liebenswürdigste, so doch das männlichste Volk der Welt, haben besonders seit der französischen Revolution als Deutschlands unentbehrliche Bundesgenossen sich erwiesen. Ohne England hätte Deutschland das französische Joch weit länger tragen müssen, und ohne Englands Gegenwirkung würden Rußlands Uebergriffe an der Donau und im Orient zum Nachtheil deutscher Interessen noch viel weiter gehen, ohne England wäre Belgien höchst wahrscheinlich Frankreich bereits einverleibt. Auch sollte nicht so leicht vergessen werden, daß wenn wir eine See- und Handelsmacht, oder gar eine Kolonialmacht werden wollen, wir die Beherrscherin der Meere nicht zum Feinde haben dürfen." Referent hat ungefähr dieselben Ansichten vor fünf Jahren in seiner Schrift „Europa im Jahr 1840" geltend gemacht. Es wäre zu wünschen, daß Deutschland sich darüber klar würde. England ist nicht unempfänglich für Stimmen dieser Art aus Deutschland. * Wir würden nichts verlieren, wenn England sich am Ende überzeugte, daß man in Deutschland über die wechselseitige Lage so gut unterrichtet ist, wie in England, während wir jetzt von den Engländern für imbecil gehalten und nicht viel besser wie die Indier angesehen werden.

In der zwölften und letzten Anmerkung sagt der Verfasser ein schönes Wort über die geistige Bildung in Deutschland: „Kunst und Wissenschaft verhalten sich wie Blüthe oder Frucht des Völkerlebens. Ist das Volksleben gesund und kräftig, so werden auch sie gesund und kräftig seyn; ein verkümmertes Volksleben dagegen wird auch ihnen einen krankhaften Anstrich mittheilen, und zwar nicht immer den der Schwäche, sondern möglicher Weise auch den einer unnatürlichen Steigerung und Anschwellung, so daß sie den monströsen Früchten gleichen, die durch Verstümmelung des natürlichen Pflanzenwuchses erzwungen sind. Eine Erscheinung solcher Art ist die Ausartung der deutschen Gemüthlichkeit in mystisches Traumleben und in Muckerei, der deutschen Geistigkeit in einen abstrusen, hypermetaphysischen Idealismus, der deutschen Innerlichkeit in ewige Selbstbeschauung, in kränkliches Vornehm- oder Zärtlichthun mit sich und seinen eigenen Gemüthszuständen. Aber mit dem Wiederaufleben der Nation würde der geistige Dunstkreis gereinigt und erneuert, dem Geiste frische Nahrung zugeleitet und den Deutschen möglich werden, den Namen eines hochgebildeten Volks, den sie sich in Ermangelung andern Ruhms so gern beilegen, wirklich zu verdienen. Denn bis jetzt fehlt ihnen gerade das, wodurch Gelehrsamkeit Gemeingut und das Wissen erst zur echten Bildung wird. Sie sind der geistigen Schätze, welche sie so emsig sammeln, selbst nicht Herr und wissen ihnen keine Anwendung zu geben, nicht mit der Macht des Geistes auf die Welt zu wirken. Die Deutschen mögen sich ein unterrichtetes, denkendes und gesittetes Volk nennen, die wahre Bildung aber wird so lange fehlen, als es dem deutschen Volk an Geltung in der Welt, an Selbstgefühl, Selbstachtung und an Freiheit fehlt. Die Furcht aber, durch ein volksthümlich öffentliches Leben in den großen Arbeiten des Geistes gestört zu werden, ist eine lächerliche und pedantische. Die Deutschen können wieder ein Volk werden, ohne daß dadurch für künstlerisches Stillleben und gelehrte Muße der erforderliche Raum verloren geht, oder der Richtung auf das Ideale, die unser unverlierbares Eigenthum geworden ist, Abbruch geschieht. Gerade denjenigen, welche Bildung, Kunst und Wissenschaft so hoch stellen, daß sie dieselben mit der Ehre und Freiheit ihrer Nation erkaufen würden, sollte, wofern es ihnen um lebendige Kunst und Wissenschaft, nicht um todtes Bücherwesen und um eine Treibhauskunst zu thun ist, an der politischen Wiederherstellung des deutschen Volks am meisten gelegen seyn. Alle, die Deutschlands Ruhm in geistigen Gebieten suchen, sollten sich überzeugen, wie innig Deutschlands politische Erhebung mit seinem höhern weltgeschichtlichen Beruf im Reiche des Gemüths und des Gedankens zusammenhängt."

Im Gegensatz gegen jene ästhetisch-wissenschaftliche Vornehmigkeit, die in der Manier Goethes auf alle

* Unsre Schrift erlebte in London zwei Auflagen, in Deutschland nur eine.

politischen Bestrebungen herabsehen zu können glaubt, hat sich nun aber in der deutschen Presse auch eine anarchische Tendenz geltend gemacht, die umgekehrt in die Politik plötzlich vernarrt mit einer bloßen Phrase oder theoretischen Formel alles anders zu machen, und mit bloßem Geschrei die Mauern Jerichos umzustürzen vermeint. Diese politische Hysterie der junghegelschen Schule und der „politischen Dichter" ist nicht weniger krankhaft, wie jene antipolitische Wasserscheu. Daß Goethe mit einer geistreichen Phrase alle politischen Hoffnungen seines gährenden Jahrhunderts „abthun" zu können glaubte und sie gleichsam, wenigstens für ihn, als nicht vorhanden erklärte, das war nicht weniger unnatürlich, als daß jetzt Ruge oder Herwegh das Christenthum und die ganze alte Grundlage des europäischen Völkerlebens mit einer andern Phrase „abthun." Ueber diese neue Partei äußert sich Herr Pfizer glimpflicherweise in Folgendem: „Indessen jene Geistesbildung und Gelehrsamkeit, die für das Leben und die Anwendung zu vornehm ist, scheint allmählig abzusterben, und neben einer großen Zahl politischer und patriotischer Dichter, ist auch eine neue Generation von philosophischen Liberalen herangewachsen. Von dieser Seite als Reaktionär begrüßt, der philosophischen Halbheit beschuldigt und wegen meiner unerhörten Mäßigung in den politischen Forderungen zweideutig angesehen, muß ich gestehen, daß die neue philosophische Schule das Ziel nach meiner Ansicht bisweilen überschossen hat. Niemand vermag das richtige Maaß der Freiheit für ein jedes Volk nach Zollen oder Linien anzugeben, und von denen, welche Recht und Freiheit aufrichtig wollen, sollte keiner den andern verketzern, weil er die Grenzen etwas weiter oder enger zieht. Aber so viel scheint doch unläugbar, daß, wenn man auf die deutsche Nationalgesinnung nachhaltig wirken und kein bloßes Strohfeuer anzünden will, man über das Bestehende sich nicht ganz hinwegsetzen, nicht ins Unbedingte und Maaßlose sich verlieren darf. Es liegt in der Natur extremer und abstrakter Ansichten, zwischen Theorie und Praxis eine so weite Kluft zu lassen, daß sie sich mit dem Mißbräuchlichsten oder Verwerflichsten, was besteht, leichter vertragen, als gemäßigte, aber positive Forderungen, daß sie eben deßhalb oft weniger gefürchtet und nachsichtiger betrachtet werden, als der auf einen bestimmten Punkt der Wirklichkeit gerichtete Angriff oder Widerstand. Im vorigen Jahrhundert waren die am weitesten gehenden französischen Freiheitstheorien buchstäblich hoffähig, und wenn dagegen unsere heutige deutsche Wissenschaft die Fahne der Demokratie aufrecht erhalten will, so wird sie sich hüten müssen, durch die Unbestimmtheit und Ueberschwenglichkeit ihrer Forderungen diese selbst aufzuheben, durch einen Fanatismus des Unglaubens, durch wissenschaftliche Intoleranz und scholastischen Formalismus manchen der tüchtigsten Geister abzustoßen, die politische Einsicht als von einem bestimmten philosophischen System bedingt darzustellen und ihr Prinzip des Fortschritts so zu übertreiben, wie wenn die Aufgabe der Gegenwart in nichts anderem bestehen könnte, als im Verneinen der jeweiligen Vergangenheit, wie wenn gar keine Wahrheit unumstößlich wäre, als die der ewig wechselnden Entwicklung des Gedankens, vermöge welcher das nachfolgende Geschlecht stets wieder umstößt, was dem vorangegangenen für wahr und heilig galt. Eine Wissenschaft, die sich mitunter so vernehmen läßt, als ob sie nicht nur alles wüßte, sondern auch alles könnte, wird wegen dieser ungemessenen Selbstüberschätzung nie wirklich populär werden, und wer alle Wahrheit einzig in den Fortschritt, in die Ueberwindung jedes neugewonnenen Standpunkts setzt, macht ja damit die Wahrheit selbst zu etwas durchaus Wandelbarem und Bedingtem. Ein als Fortschritt gepriesenes und gepredigtes Verneinen ohne Ende scheint aber nothwendig zu einem Fortschritt über die Wahrheit hinaus zu führen, und als ein Fortschritt über die Wahrheit hinaus erscheint es jetzt schon Vielen, wenn die neueste Philosophie den christlichen Theismus wieder mit dem heidnischen Pantheismus und die Lehre vom Staatsvertrag mit der, wie sie behauptet, objektivsittlichen, im Grunde aber naturalistischen Staatsansicht vertauscht hat, durch welche Hegel bis zu der neuesten Wendung, die seine Philosophie genommen, der Liebling der Reaktion geworden war."

Die Thorheit ist hier sehr richtig als Verwechslung des Gedankens mit der That bezeichnet. Die junge Schule merkt nicht, daß ihre neue Weisheit nur die alte Thorheit ist. Gedanken wurden mit der That in Deutschland von dem Augenblick an verwechselt, in welchem das Volk aufhörte, in kräftiger Lebensfülle zu handeln, in welchem die Thätigkeit sich aus den erschlafften Extremitäten in ein inneres kontemplatives, wenn nicht Traumleben zurückzog. Die moderne Negation riecht nach der Lampe und nach der gelehrten Studenluft, wie sehr sie sich auch überredet, reinste Lebensluft zu athmen. Sie konnte nur in Kreisen hervortreten, die gar nichts mehr vom Volk, seinen Bedürfnissen und Möglichkeiten verstehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 27.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 12. März 1845.

Slawische Literatur.

1) Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collège de France in den Jahren 1840—1842 von Adam Mickiewicz. Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Dritter Theil. Leipzig und Paris, Brockhaus und Avenarius, 1844.

Der große Dichter verdient es, daß man ihn hört, wenn er auch irrt. Adam Mickiewicz ist der vorzüglichste unter den polnischen Dichtern. Sein Conrad Wallenrod, sein Herr Thaddäus, seine Elegien aus der Krimm, sein meisterhaftes Gedicht über Petersburg ꝛc. sind von einer Zartheit und Tiefe der Empfindung und von einer Lieblichkeit und Kraft der Farbung, daß ihm kein anderer Dichter hierin an die Seite gesetzt werden kann. Wir haben diese trefflichen Werke nach der Zeit ihres Erscheinens stets mit Liebe in unsern Blättern angezeigt und sind dem aus seinem Vaterland verbannten Dichter mit inniger Theilnahme gefolgt. Deßhalb hat es uns aufrichtig betrübt, ihn aus den Versen in die Prosa, und aus der poetischen Höhe, in welcher der verwundete weiße Adler sich so lange hielt, endlich in die Pariser Konversation hinunter fallen zu sehen.

Nicht als ob Adam Mickiewicz nicht noch immer der echte, edle, schwärmerische Pole und Dichter geblieben wäre, aber er sucht die innere Welt seiner patriotischen Phantasien, Schmerzen und Hoffnungen, dem Pariser Tagesgeschwätz anzupassen, weil er in Paris Vorlesungen halt. Nicht die Blume ist es, die uns mißfällt, sondern nur der Boden, auf den sie verpflanzt worden ist. Einem verbannten Polen, einem Dichter noch dazu, muß man viel Illusion zu Gute halten. Nur die Pariser Färbung kann uns dabei nicht gefallen, zumal das ganz falsche Licht, in dem er, durch die Pariser Brille, Deutschland ansieht.

Der dritte Band der Vorlesungen beginnt wie in göttlichem Wahnsinn mit der Erklärung, daß die Poesie jetzt That geworden sey. „Byron eröffnet die Aera der neuen Dichtung. Er war der Erste, welcher den Leuten zu fühlen gab, daß die Dichtung keineswegs ein eitles Spielwerk sey; daß es nicht genüge, Wünsche und Worte hören zu lassen, sondern daß man auch selbst so leben müsse, wie man schreibe. Darum auch sah man diesen reichen, in einem aristokratischen Lande erzogenen Mann das Parlament und Vaterland verlassen, um der griechischen Sache zu dienen. Dieses lebhafte, kräftige Gefühl der Nothwendigkeit, sein Leben dichterisch zu machen, das Ideal der Verwirklichung zu nähren, macht den ganzen poetischen Werth Byrons aus. Alle slawischen Dichter strebten auch diesem Ziele zu. Byron ist das geheime Band, welches die große Literatur der Slawen mit der des Westens verbindet. Man kann sogar sagen, daß bei den Völkern des Abendlandes die Reihenfolge der Zeugung großer Dichter unterbrochen worden, während mittlerweile die durch Byron geschaffenen Typen unter der Feder der Slawen sich vervielfältigen und eine immer mehr erhabene Gestalt annehmen. Viele derselben kannten nicht einmal die Werke des großen englischen Poeten; kaum erhaschten sie einige Klänge, einige abgerissene Worte seiner Verse, und dieses genügte ihnen. Die Kraft dieses Mannes war so groß, daß sie sich durch einige Worte äußerte, daß diese wenigen Worte hinreichten, die Seelen zu erschüttern, sie zu wecken, ihnen das Geheimniß ihres eignen Daseyns zu enthüllen. Mit Byron beginnt die neue Epoche der Literatur, die neue Epoche der Poesie. Dieses Schriftthum, diese Dichtung berührt mit ihrer einen Seite die Philosophie, mit der andern das wirkliche Leben. Bekannt ist, mit welchem Adlerblick Byron die politischen Aufgaben durchschaute, wie er stets sich bemühte, das Haupträthsel der menschlichen Geschichte zu lösen. In ihm sehen wir auch am meisten vergegenwärtigt jene Qualen des anomalen Daseyns, Sich- Hin- und -Herwerfen, jenes Verlangen nach

etwas Außerordentlichem, die Sehnsucht nach der unbekannten Zukunft, was Alles den Uebergang aus dem 18ten ins 19te Jahrhundert bezeichnet. Alles, was die Gemüther quälte, was in den Seelen der Jugend unsres Zeitalters vorging, alles Dieß malte er treu in seinen Schriften und seinem Leben aus. In dieser Hinsicht ist er der Dichter des wirklichen Lebens. Aehnliche Gefühle, ähnliches Streben leuchten auch in den slawischen Dichtern durch. Aber auch Byron empfing seinerseits den Schwung von Napoleon. Für uns liegt es offen dar, daß der Lichtstrahl, welcher in Byron die Flamme zünden machte, vom Geiste Napoleons ausging." In dieser träumerischen Weise verbindet der Pole die Poesie seines Unglücks mit den französischen Sympathien. Statt der ganzen langen Vorlesung hätte Mickiewicz lieber ein Gedicht machen und darin einfach sagen sollen: von unserm Daseyn blieb uns nichts als die Poesie, von unsern Heldenthaten nichts als die schöne Erinnerung. Gerade weil, was wir thaten, so poetisch war, blieb es unfruchtbar für die Welt. Statt dessen kehrt Mickiewicz das Verhältniß um, will in der Poesie selbst eine That sehen, und hofft, die Polen würden sich eine neue glorreiche Zukunft schaffen, wenn sie sich ganz mit Poesie durchdrangen.

Aber gerade in Lord Byron und seinem Verhältniß zu Napoleon liegt es klar ausgesprochen, wie bitter sich die poetischen Polen täuschen. Lord Byron beneidete das thatenreiche Leben Napoleons. Seine Poesie konnte ihm aber nur Thaten vorlügen. Er schämte sich dieser Lügen. Er wollte wirkliche Thaten; aber er mußte sich für sein gutes englisches Geld Abentener erkaufen, in denen er höchstens die sehr zweideutige Thatkraft eines Don Juan bewähren konnte. Zum Glück bot ihm endlich der Kampf in Griechenland einen kleinen Schauplatz wahrer Heldenthatigkeit dar. Aber wie geringfügig war das alles in Vergleich zu dem großen Leben Napoleons! Und wie in aller Welt kommen die Polen dazu, erst der Vermittlung der Byron'schen Poesie zu bedürfen, um sich mit Napoleon zu berühren? Stehen sie ihm nicht als Helden auf dem Schlachtfeld ungleich näher, als jener britische Aristokrat mit seinen eiteln, größtentheils doch nur erkauften und erlogenen Liebesabenteuern?

Noch phantastischer wird unser Autor, wenn er von dem Böhmen Kollar spricht und demselben vorwirft, er trachte nur nach äußerer Macht und Größe der Slawen. „Wir sagten es schon, Kollar sey es geglückt, die Masse seiner poetischen Schöpfungen zu einem Drama zu verbinden, in welchem er die Vergangenheit der Slawen beweint, die Gegenwart schildert und sich nach der Zukunft des Slawenthums sehnt. Zuweilen verläßt ihn der Muth, er klagt, die Stimme in der Wüste zu seyn, er klagt, daß die Landleute weder seine Sendung noch seine Bemühungen begreifen, daß die civilisirte Kaste lieber die Bücher des Auslandes liest, das Volk die Liebesliedlein singt, sich lieber Volksfabeln erzählt, als seinen Sonetten ein williges Ohr leiht. Zuweilen erwacht in ihm das tiefe Gefühl der Kraft; er weiß dann, was ein Geist ausrichten kann, der stets einen Gedanken vor Augen hat und alle Folgen desselben übersieht. In einem seiner Sonette, wo er von der Uebermacht spricht, die auf dem slawischen Geschlechte lastet, und von dem stillen Widerstande, der seinem Volke die bessere Zukunft bereitet, sagt er ungeschreckt von der Uebermacht Oesterreichs, „daß häufig ein Hirte aus dem Innern seiner Hütte die Völker mächtiger, zweckdienlicher und unwiderstehbarer bewegen kann, als selbst ein im kriegerischen Zelte an Plänen arbeitender Feldherr," und erinnert zugleich die Landsleute an die einzige Bedingung des Gelingens: „jenom wiru mejme!" „Nur haben wir den Glauben!" Die Sammlung seiner Sonette ist in fünf Abtheilungen oder Gesänge getheilt, die mit dem Namen der Flüsse bezeichnet sind. Die drei ersten Theile sind gleichsam die Ländergebiete an der Elbe, Donau und Saale, die in sein dichterisches Bereich eingehen; den vierten und fünften Theil versetzt er schon in die phantastische Welt des Lethe- und Acheronstromes; er macht aus ihnen hier das Paradies und die Hölle. Im Paradies versammelt er Alle, die seiner Meinung nach irgendwie um das Slawenthum sich verdient gemacht haben. Hier gewahren wir die Monarchen, die Helden, die Gelehrten und Schriftsteller aus jedem slawischen Volke. Den Czaaren Paul und den König Kasimir, die Czaarin Katharina und die Königin Jadwiga, den Suwarow und Kosciuszko, die polnischen und russischen Dichter, die czechischen Philologen und die blinden Sänger Serbiens. Fürwahr, viel Lethe-Wasser mußten sie zuvor getrunken haben, ehe sie, wie der Dichter sagt, die gegenseitigen Beleidigungen vergessen und mit einander die ewige Glückseligkeit unter den Fittigen der Gottheit Slawa (Ruhm) haben genießen können. Hier ist die schwächste Stelle seines Talents; er verliert sich in Kleinigkeiten, schaart allerwärts geringfügige Einzelnheiten zusammen und bildet aus ihnen gleichsam die allgemeine slawische Einheit, sein beliebtes Ideal des alle Slawen umfassenden Reichs. Und so schickt er wiederum in die Hölle zuerst die am meisten verhaßten Deutschen und Madziaren, dann alle Diejenigen, die er für Feinde des slawischen Stammes oder für dessen Abtrünnige erkennt. Besonders kann er den Feinden alle die Schäden nicht verzeihen, welche sie den slawischen Denkmälern und Schriften verursacht haben. Aus diesem Grunde verdammt er die Franzosen, weil sie den Brand von Moskau hervorgerufen; er verflucht die Revolutionsmänner, weil sie die slawische Handschrift des Evangeliums zu Rheims

verbrannten (wenn gleich, beiläufig gesprochen, diese Handschrift nicht verbrannt wurde). Die Alterthümer der Baukunst und Sprache, die Tempel, öffentlichen Gebäude, Bücher, alten Pergamente, beunruhigen aufs lebhafteste sein mit Liebe an denselben hängendes Herz; gern möchte er die slawische Vergangenheit bewahren, ihr eine materielle Kraft geben, um sich vor den Einfällen der zukünftigen Zeiten verwahren zu können; denn er ahnet, wie Allem, was sie umgibt, als auch, was ihnen sich nähert, ein feindliches Streben innewohnt. Dieß düstere Vorgefühl benimmt ihm häufig den Muth, führt ihn der Verzweiflung zu; sich dann wieder ermannend, sucht er in dem Gedanken Trost, die materielle Kraft könnte Europa aufhalten, dem unglücklichen Stamme wieder aufhelfen. Alsdann ruft er den Slawen zu: „Man schilt Euch ein Volk der Tauben" (die Türken nennen die Slawen so); „warum seyd Ihr nicht so unter einander, warum liebt Ihr Euch nicht wie die Tauben?... Slawen, o zertrümmertes Volk, vereint Eure Kräfte!.... Slawen, o vielköpfiges Volk, schlimmer denn der Tod ist Euer dumpfes, eitles, düsteres Leben!" — In einem andern Liede sagt er: „Wären doch unsre verschiedenen slawischen Zweige wie das Gold, Silber, Eisen! Aus ihnen möchte ich eine Bildsäule gießen; aus Rußland machte ich das Haupt, aus Polen die Brust, Czechien diente statt der Arme, die Serben statt der Beine, die übrigen kleinen Zweige schmelzte ich zum Schilde zusammen. Vor solch einem Koloß könnte Europa niederknien." Siehe da die ganze Hoffnung Kollars; sie beruht auf der materiellen Macht, nur nach dieser sehnt er sich. Und das ist gerade eine der Ursachen seiner Unbeliebtheit, seiner Nichtpopularität, die volksthümlichen Begriffe der slawischen Völker sind viel erhabener, weiser, kräftiger, denn sie überholen die Poesie. Nie beliebten die Czechen bei so materiellen Ansichten stehen zu bleiben; nie hat die Allgemeinheit des Czechenvolks auf Rußland seine Blicke gewandt, wenn gleich es sich nicht bemüht hat, aus eigner Kraft sich zu erheben; wenn gleich es lieber abwarten wollte, so hat es sich doch nie Rußland als den Hafen des Heils geträumt, geschweige denn den Slawen angepriesen. Daher rührt die Gleichgültigkeit für Kollars Sonette; Keiner will sie singen, denn sie sind nicht das treue Bild der Wünsche und Erwartungen des slawischen Volkes."

Was ist denn aber nun der Inhalt dieser Wünsche und Erwartungen? Nichts anderes, deutet uns Mickiewicz an, als ein poetischer Messianismus. „Um eine sinnliche Vorstellung des Fortschrittes der Dichter und Schriftsteller des Slawenthums zu haben, denke man sich eine Menge Wanderer, die von verschiedenen Seiten des Gesichtskreises, ohne es selbst zu wissen, Einem Punkte zueilen. Alle haben sie, ohne Ausnahme, die Vergangenheit verlassen; ob mit Verzweiflung im Herzen ob mit Trauer oder sey es auch nur gleichgültig. Alle steigen sie bergauf, und wenn gleich einige sich höher befinden, so sieht man doch voraus, daß sie sich auf dem Gipfel begegnen werden. Den Augenblick dieses Abschiednehmens von der Vergangenheit haben wir schon bezeichnet, die Losung dazu gab Byron. Der ihm Nächste, der polnische Dichter Malczewski, läßt auch einen Seufzer der Verzweiflung hören; er wirft sich gegen die ganze menschliche Gesellschaft und sieht nichts, was der Bemühungen auf Erden werth wäre, „wo das Wirken des erhabenen Strebens nie glücken wird — gdzie rola wznioslych checi zawsze sie nie uda." — Der dem Malczewski gleich folgende Puszkin kehrt immerwährend auf verschiedene Weise zu demselben Gedanken zurück. Er klagt, daß Alles, woran er nur in der Jugend gedacht, wonach er geseufzt, um das er sich abgemüht hat — Liebe, Freiheit, Ruhm — Alles ihn getäuscht habe; daß er endlich nicht mehr sehe, was ihm zu wünschen übrig bleibe; daß er kein Ziel mehr vor sich habe:

„celi njet peredomnoju."

Von nun an schreibt er, nach eigner Aussage, nur, um sich in der langen Weile zu zerstreuen, um einige Blumen sich aufs Grab zu werfen. Die polnischen Dichter, nachdem sie aufgehört haben, die Vergangenheit zu besingen, fanden auf dem Wege der Religion und der Politik ein neues Wirkungsfeld, welches sich bald in den Poesien des Garczynski, Goszczynski und Zaleski aufhellte. Puschkin gebrach es an Kraft, weiter zu gehen; für ihn gab es keine Zukunft mehr, wenn gleich er sie zuweilen ahnte. Puschkins Gedicht auf Napoleon endet mit den Worten: „Das Brandmal der Schande möge Dem auf die Stirn gedrückt seyn, der sich unterstehen könnte, seinem des kaiserlichen Kranzes beraubten Schatten zu hohnlächeln. Preis sey ihm! Er hat Rußland seine große Bestimmung gezeigt, er hat aus der Finsterniß seiner Verbannung der Welt die ewige Freiheit verkündet." Hier ist schon der nach der Zukunft visirende Gedanke zu bemerken, und zwar in den Worten: „Napoleon habe der Welt die Freiheit verkündet;" aber Chamiakow begreift die Sache viel erhabener, viel allgemeiner. Er sagt: Napoleon! weder die Kraft des Volkes, noch der Wille des Auslandes hat Dich erhoben, Dir die Krone aufgesetzt. Du hast geherrscht, gekämpft, gesiegt, Dein Haupt gesalbt aus eigner Kraft. Nicht die Kraft der Menschen hat Dich gestürzt, auch sah man nicht einen Dir gleichen Nebenbuhler erstehen. Nur wer dem Ocean die Grenzen gezogen, hat auch Dein Schwert in den Schlachten zertrümmert. Verschwunden ist der Stern an dem verdunkelten Himmel hinter den Wolken; die menschliche Größe ist in Staub zerfallen. Sage, beginnt nicht schon der neue Morgen zu tagen, wird

nicht aus der Asche die neue Ernte sich zeigen? Sprich ein Wort! Die Welt harrt in Angst und Sehnen eines gewaltigen Wortes, eines mächtigen Gedankens. — So sind wir bis zu dem Augenblicke gelangt, in dem die slawische Poesie in allgemeiner Erwartung eines großen Gedankens, eines großen Ereignisses ist."

Aber wo in aller Welt soll dieser Gedanke, dieses Ereigniß herkommen? Aus dem Genie, antwortet Mickiewicz. Das ist die Lehre des modernen Messianismus. Irgend ein großes Genie soll auftreten, bloß deßwegen, weil man es erwartet. Die Menschen sollen sich nicht mehr von den Banden der Vergangenheit fesseln lassen. Sie sollen auch nicht den allgemeinen Nutzen suchen und durch Majoritäten zum Heile zu gelangen hoffen. Sie sollen nur auf ein allüberwaltigendes Genie, auf den poetischen Messias warten. „Wie bekannt, meinten die politischen Schulen, es sey hinreichend, die Massen zu der Besorgung ihrer eignen Interessen zuzulassen, und daß sie dann selbst das ganze Räthsel lösen würden; die Schule der neuen Literatur, den alten Zustand der Dinge umstoßend, wenn gleich gewiß, einst die Allgemeinheit beistimmen zu sehen, verließ sich doch nicht auf ihr Urtheil, sondern holte aus sich selber, aus dem Innern des menschlichen Geistes die Kraft zur Lösung hervor. Was daher den Literaturanfang der letzten Zeit ausmacht, ist gerade jenes Sich-Berufen auf das Genie, auf die höhere Eingebung und was wir Messianismus genannt haben."

Das ist also der letzte Strohhalm, an den sich die polnische Hoffnung hält? Ein mitleidswerther Wahnsinn.

Das Genie ist sehr schwer unter einen Begriff zu bringen; was man aber ganz bestimmt von ihm weiß, ist, daß es durch seine Erscheinung allezeit überrascht und nie da zum Vorschein kommt, wo man es erwartet, sondern nur da, wo kein Mensch es ahnet.

Der neue Messias wird überdieß nicht als ein von Gott gesandter Retter und Erlöser verkündet; sondern als ein Mensch, der die höchste Kraft des menschlichen Geistes entwickeln soll. Der Ausdruck „höheren Eingebung" ist bei Mickiewicz nicht im christlichen Sinn zu verstehen. Nicht von oben aus dem Himmel erwartet man das Heil, sondern von innen aus der menschlichen Denk- und Dichterkraft. Aber das Geständniß, daß die Menschen mit ihrem gemeinen Verstande nicht ausreichen, ist naiv und der Unglaube mag sich dabei gegen den Glauben sträuben, wie er will, er erkennt doch das Prinzip des Glaubens an und fühlt das Bedürfniß der Erlösung durch den Messias von dem Augenblick an, in welchem er vergißt, daß der Messias schon da war. Die Polen aber thäten besser, als gute Katholiken an den alten Messias zu glauben, anstatt mit den Juden von einem neuen zu träumen.

Wie sehr unser Dichter die Vergangenheit und die aus ihr zu schöpfende Kraft zu verachten scheint, so sehen wir ihn doch plötzlich wieder in eben diese Vergangenheit versunken und darin mit schwärmerischer Liebe grübeln. In der sechsten Vorlesung bevölkert er die ganze alte Welt mit seinen Landsleuten. Da sind die Veneter und Vindelicier in Venedig und an der Donau, und die Vendeer in Frankreich alte Wenden oder Slawen, die Stadt Brest ist polnischen Ursprungs und heißt Bresc. Die Verwandtschaft der Polen und Franzosen ist uralt. Auch England war ursprünglich von Slawen bewohnt und fast alles Keltische wird auf einmal slawisch. Noch mehr, auch Trakien, ganz Vorderasien wird slawisch. Die Assyrier sind ursprünglich Slawen (Serben). Das erste Weltreich war von Serben gegründet. Nebuchadnezar, Belsazar sind altserbische Czaare. Warum nicht auch Sarah, die Gemahlin Abrahams, eine Czaarewna? Die etymologischen Spielereien dieser Art sind höchst ergötzlich.

Am Schlusse jedoch dieser unnützen Spitzfindigkeiten, die aller historischen Begründung ermangeln, kommen einige treffliche echt poetische Anschauungen vor. Mickiewicz sieht in zwei der berühmtesten antiken Statuen, dem Schleifer und dem sterbenden Fechter, edle Slawen, die in römische Gefangenschaft gerathen, in ihren Mienen wie die nationalen Physiognomien, so den nationalen Schmerz verrathen. Der Schleifer (in Florenz, von dem man bekanntlich glaubt, er schleife das Messer, um den Marsyas zu schinden) „ist ein Slawe. Sein Gesicht zeigt es, selbst mit dem Zirkel gemessen, gibt es den Winkel, welcher den Kunstverständigen zufolge das slawische Gesicht von dem keltischen und griechischen unterscheidet; nur die Stirn ist etwas zu sehr nach hinten gebogen. Diese kahle Stirn deutet auf ein von Sorgen und Trübsalen heimgesuchtes Gemüth. Die eingefallenen Wangen, die verdunkelten Augen, vor allem aber die Lippen haben einen unvergleichlichen Ausdruck; es malt sich in ihnen tiefer Trübsinn und zugleich moralische Schwäche. Dieser Mensch scheint sein Opfer zu betrachten und das Unglück zu fühlen, es martern zu müssen, da er sich aber dieser grausamen Nothwendigkeit nicht zu entschlagen weiß, so unterwirft er sich derselben mit Abscheu und Reue. Unter den vielen Tausenden von Bildsäulen, die man in Italien gesammelt findet, gibt es keine einzige, die solchen Schmerz, solche Betrübniß und Unterwerfung ausdrückte, die aber nebenbei auch etwas so sehr Trauriges und Unheil verkündendes an sich hätte."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 28.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 14. März 1845.

Slawische Literatur.

1) Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collège de France in den Jahren 1840—1842 von Adam Mickiewicz. Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Dritter Theil. Leipzig und Paris, Brockhaus und Avenarius, 1844.

(Schluß.)

Auch der berühmte sterbende Fechter wird hier als Slawe bezeichnet. „Tödtlich verwundet liegt er mitten im römischen Circus; sein Blut beginnt in Tropfen zu rinnen, ähnlich den — wie Byron sagt — dicken aber seltenen Regentropfen, die vor einem Gewitter fallen. Man sieht, es kümmere ihn nicht, was um ihn herum geschehe; er schaut die Anwesenden nicht an, äußert weder Zorn noch Schaam, ist natürlich und scheint zugleich in einer Verzuckung zu seyn, er sinnt — wie deßgleichen Byron sagt — über sein Land. Sein ganzer Geist rafft sich zum Abfluge zusammen und in diesem feierlichen Augenblicke kommt ihm die heimathliche Hürde an der Donau, von der man ihn einst fortgerissen, in den Sinn. Die Kunst des Alterthums hat nichts geliefert, was mehr tragisch wäre." Denselben Fechter hat Herr von Wessenberg in einem sehr schönen Gedicht dem Germanismus vindicirt, ihn aber nicht sentimental mit Gedanken des Heimwehs, sondern trotzig mit dem Gedanken an die Rache sterben lassen, die einst seine deutschen Landsleute an Rom nehmen würden.

Dann folgt eine sehr weitläuftige Exposition des dramatischen Gedichts „die nichtgöttliche Komödie," welches schon im Jahr 1834 erschienen ist und einen Repräsentanten der alten Zeit als „letzten polnischen Grafen," einem Repräsentanten der neuen Zeit, dem Kommunisten Pankraz, der alle Fürsten und Grafen hinrichten läßt, gegenüberstellt. Eine ziemlich konfuse Produktion der mit Gott und der Welt verfallenen Poesie.

Diese Betrachtung bildet den Uebergang zu eben so konfusen Delirien über die Philosophie, und da der Pole die Deutschen, von denen die moderne Philosophie ausgegangen, nicht umgehen kann, so wirft er hier einen halbgnädigen Blick auf uns und sagt: „Der deutsche Gedanke hat sich gänzlich in die Philosophie vertieft, er ist nirgends anders vorzufinden; die Deutschen selbst haben diese Philosophie für die Frucht ihrer ganzen innern Arbeit anerkannt und angenommen." Das ist stark. Es soll in ganz Deutschland kein Gedanke zu finden seyn, außer in der Philosophie? Die Philosophie soll die einzige Frucht unsrer innern Arbeit seyn? Hat denn Mickiewicz unsre Dichter, Historiker, Naturforscher, Industrielle vergessen, die so viel gedacht haben und denken, ohne sich je mit der Philosophie zu befassen? Und hat er vergessen, daß unsre Philosophie selbst immer nur noch Arbeit ist, und daß wir noch weit entfernt sind, die letzte Arbeit, nämlich die Ernte, vorzunehmen? Wenn die jungen Hegelianer, die nach Paris geflüchtet sind, auch mit der Philosophie und durch sie mit der ganzen Welt fertig zu seyn versichern, so geben doch diese Handvoll Schwärmer keinen Maaßstab für die Beurtheilung des deutschen Volks, ja nicht einmal der deutschen Philosophie. Das unermeßlich ausgedehnte Deutschland mit seinen zahlreichen arbeitsamen und kriegerischen Völkerstämmen, von denen das römische Reich gestürzt wurde, von denen Frankreich selbst, wie England, den Kern seiner Bevölkerung und seine freien Institutionen empfing, von denen Polen das Christenthum und eine Krone empfing, von denen die wichtigsten Erfindungen der Welt, die des Pulvers und der Buchdruckerkunst ausgingen, von denen die Reformation und mit ihr der Geist der neueren Zeit ausging, deren Schwerter endlich die Franzosen noch vor nicht langer

Zeit empfunden haben und denen ein großer Theil der Slawen noch jetzt unterworfen ist, — ein solches Land mit einem solchen Volke sollte doch von den Nachbarn ein wenig anders beurtheilt, für ein wenig praktischer genommen werden, und man sollte es nicht nach ein paar Philosophen der neuesten Zeit, von denen der größte Theil des deutschen Volkes selber nichts weiß, abschätzen wollen.

Am Schlusse kommt der Verfasser auf die messianische Idee zurück und prophezeiht nichts Geringeres, als daß unter den Polen das Genie par excellence oder der neue Messias aufstehen und alle Slawen vereinigen, dann aber, weil die Slawen die zahlreichste und materiell stärkste Race sey, die Weltherrschaft erlangen, d. h. die Weltrevolution durchführen werde. „Wer nur irgend die Wichtigkeit der slawischen Frage kennt, die Frage der zahlreichsten und materiell der stärksten Race, der wird nicht erwarten, sie durch die politischen Berechnungen gelöst zu sehen. Die großen Staaten sind geschaffen worden durch große Männer, und ihr Entstehen ist von Wundern und Erstaunlichem umgeben. Die Ankunft eines neuen Geistes unter die Slawen muß alle diese mysteriösen Merkmale tragen. Es ist dieß eine religiöse Race, es ist dieß eine einfache Race, gut und kräftig. Es muß der neue Geist, welcher den Ruf an ihre Sympathien wird ergehen lassen, alle die Eigenschaften des häuslichen Lebens, des Gemeindelebens und die politischen dieser Race vorstellen. Es muß in diesem Geiste der Czeche sich als der Bruder des Polen und des Russen erkennen. Wo ist aber die Wiege dieses Geistes? wir werden es freimüthig heraussagen, sollten wir selbst unsern Mitbrüdern, den Russen und den Czechen, und den an der Donau mißfallen, die wir in gleicher und aufrichtiger Liebe umarmen; ja freimüthig wollen wir es sagen, diese Wiege ist auf der Karte der slawischen Länder gezeichnet. Mögen sie nach derselben suchen, die Geschichte aller Länder erwägend. Diese Wiege kann nirgends anders sich finden als inmitten des Volks, das von allen slawischen Völkern am meisten gelitten hat, welches Europa am nächsten berührt hat, welches Europa am meisten schuldig ist und welches Europa am meisten gedient hat. Das polnische Volk hat alle diese charakteristischen Merkmale. Nicht seine Heldenthaten sind es, welche ihm diesen Vorrang erwarben, sondern sein langes und grausames Leiden. Erinnert Euch an die Worte des polnischen Propheten und Dichters Brodzinski, „daß das allergrößte Genie die allerunglücklichste Nation ehelicht." Er sprach von Napoleon und Polen, alsdann möge man aber auch rathen, welch ein Geist aus einer solchen Ehe entsprießen muß, man suche ihn zu erkennen; denn seine Sendung wird er erfüllen, sey es mit Euch, sey es ohne Euch oder selbst trotz Euch. Und was wird dieser Geist den Völkern des Abendlandes bringen, weil die Zeiten vergangen sind, wo die Völker sagten: Jeder bei sich, Jeder für sich? Worin würde der Völkerfortschritt bestehen, bestrebten sie sich nicht, eine religiöse, politische und sociale Einheit aufzubauen? Die Slawen haben das Gefühl dieser Nothwendigkeit erlangt, sie haben aber noch nicht die Kraft, es zu verwirklichen. Wir wollen Sie an jene Vorlesungen erinnern, wo wir Ihnen zu zeigen gesucht haben, daß alle Bewegung und alle Kraft in Frankreich seinen Sitz hat. Frankreich aber, belastet von der Schwere der Interessen ganz Europas, besessen von einer langen und glorreichen Vergangenheit, die ein zähes Leben hat, angefallen von den Interessen der Gegenwart, welche die Zukunft nur mit Schrecken sehen: Frankreich wird es schwer, seine eigne Größe zu begreifen; es hat noch nicht das Maaß seiner eigenen Macht erlangt. Die Männer der Kraft, die Männer des freien Geistes (spontanés) von Frankreich, indem sie die Augen um sich herum werfen, suchen umsonst nach einer Stütze und dem Schilderheben der Handlung. Wir wollen schließen, uns dem Genius Frankreichs, dem Genius aller derjenigen Männer, die an der Zukunft nicht verzweifelt haben, zuwendend. Wir versprechen Ihnen, selbst ohne Scheu, daß irgend einer von unsern Mitbürgern uns widersprechen würde; wir versprechen ihnen, daß sie in der slawischen Race die Stütze, die Aufmunterung und das Werkzeug finden werden. Diese Race, mögen sie dieselben betrachten als die künftigen Träger und Heerschaaren dieses Wortes, das die neue Epoche schafft."

Wir haben die ganze Schlußstelle hergesetzt, weil sie uns äußerst charakteristisch erscheint und man aus ihr erkennen mag, bis zu welchem Grade gewisse Köpfe in Paris verrückt sind. Denn die mitleidswerthe und noch in ihrer Thorheit schöne Phantasie des polnischen Dichters, der Frankreich für den dort genossenen Schutz mit der Gnade des neuen polnischen Messias belohnen will, ist immer nur als Reflex des kommunistischen Wahnsinns, den er in Paris vorfand, zu betrachten. Der fromme Pole würde, wenn er nicht in dieser anarchischen Atmosphäre athmete, seine nationalen Hoffnungen auf etwas ganz Anderes gründen. Das Herbste im Unglück der Polen ist wohl diese Verirrung seiner edelsten Geister unter dem Einfluß der Pariser Luft.

Lyrische Dichtkunst.

Lyrische Gedichte von Johann N. Vogl. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Rohrmann, 1844.

Viele aus der Natur, Waldhornistenlieder, Wander-, Wald-, Mai-, Nachtigallen-, Mondscheinlieder, dann aus der Liebe Gebiet, Lieder der Sehnsucht und Lust, Ständchen, Liebesfragen ꝛc. in sehr leichten Versen und durchaus heiterem und fröhlichem Ton, der uns — im Vorbeigehen gesagt — an den Oesterreichern auch viel natürlicher und liebenswürdiger erscheint, als die oft von neuern Dichtern mehr zur Schau getragene als empfundene Melancholie. Wir wollen ein recht hübsches Weinlied auszeichnen, vom Noah:

Der Noa hatte großen Gram,
Als er aus seiner Arche kam;

Denn weil er sah im Flutengraus
Ersäuft und todt so Mann und Maus.

Wollt ihm vom Wasser rings umher,
Behagen nicht ein Tropfen mehr.

Da sprach zum Herrn der fromme Mann:
„Kein Wasser mehr ich trinken kann."

„D'rum gib was anders mir zum Trank,
Soll ich vor Durst nicht werden krank."

Da gab den Weinstock ihm der Herr,
Und noch dazu manch' gute Lehr'.

Und that, so wie's der Herr ihm hieß,
Und kelterte die Trauben süß.

Und machte Fässer groß und klein,
Und füllte alle voll mit Wein.

Und als gefüllt die Fässer all',
Zapft er sie an nach Lust und Wahl.

Und trank, weil's ihm behagt gar sehr,
Die Fässer alle wieder leer.

Doch weil die Sündflut er geschaut,
Und d'rum ihm so vor'm Wasser graut,

So trank er nichts als puren Wein,
Und goß ein Wasser nie hinein.

Ach käm' doch wieder nur einmal,
So eine Sündflut Knall und Fall,

Daß unser'm Wirth, nach Fug und Recht,
Doch auch vor'm Wasser grausen möcht'!

Eine tragikomische Romanze von den seufzenden Weiden in der Brigrittenau erinnert an Chamissos glücklichsten Humor. Hier nur die Hauptsache davon:

Von Fortuna nicht geahnt,
Lebte einst ein Praktikant,
Und im Hause neben gleich,
Auch ein Kind an Reizen reich.

Dieß ersah der Praktikant,
Als es just den Strumpf sich band,
Und von Flamm' und Glut, wie Bast,
Ward das Schreiberherz erfaßt.

Und es schrieb mit seiner Hand
Einen Brief der Praktikant;
„Werther als Direktorsrang
Bist du meinem Herzensdrang."

Bin ich gleich nur Praktikant,
Weil kein Platz noch ward vakant,
Krieg' Besoldung ich vielleicht
Noch bevor ein Jahr verstreicht.

Und die Schöne lies't den Brief,
Seufzt darüber dreimal tief,
Seufzt und ruft in ihrem Schmerz:
„Ach, daß mein nichts, als dieß Herz!"

Nun sind sie ein Liebespaar, müssen aber zwanzig Jahre warten, denn der arme Praktikant bekommt keine Anstellung und kann nicht heirathen. Endlich sind beide alt und lebenssatt.

Da, in stiller Einsamkeit,
Setzen sie sich hin voll Leid,
Schauen Eins das And're an,
Haben wenig Freude dran.

Wie verfärbt nun und zerdrückt
Ist ihr Hut, der Strumpf gestickt,
Rock und Beinkleid, halb erst fein,
Viel zu kurz dem Spindelbein.

„Hab' genug nun prakticirt,
Hab' genug nun abgeschmiert,
Hab' genug Papier gemaus't,
Und als Aktenknecht gehaus't!"

„Ende darum du, o Tod!,
Meine Praktikantennoth,
Und bescheere einen Platz
Endlich mir und meinem Schatz."

Legt sodann sich hin in's Gras,
Seufzet noch, ich weiß nicht was.
Und schon in der besser'n Welt
Hat Freund Hain ihn angestellt.

D'rauf die Schöne, immer nett,
Ordnet Hut noch und Bouquet,
Sinkt dann mausetod und stumm
Zu dem todten Liebsten um.

Aber als vorbei die Nacht,
Und nach ihr der Tag erwacht,
Ist verschwunden auf der Flur
Von den Beiden jede Spur.

Nur zwei Weiden, alt und grau,
Sieht man dort noch in der Au
Traurig bei einander steh'n,
Wo kein Baum sonst war zu seh'n.

Diese seufzen nun zur Nacht,
Wenn kein Aug' ringsum mehr wacht,
Wie als ew'ger Aspirant
Einst geseufzt der Praktikant.

Schrift über Serbien.

Serbiens Freiheitskrieg und Milosch. Von Ch. von Sor. Aus dem Französischen. Leipzig, Thomas, 1845.

Halb Geschichte, halb Roman. Die Franzosen können es nicht unterlassen, der Wahrheit durch poetische Ausschmückung nachzuhelfen. So wird hier ganz vernünftig über den politischen Einfluß Rußlands in Serbien gesprochen, und einige Seiten später werden der Sultan und Milosch redend eingeführt, wie in einem platonischen Dialoge, und wieder einige Seiten weiter verwandelt sich das Buch in eine Liebesgeschichte, deren Heldin die romantische Gattin des Milosch ist.

Wir halten uns an den politischen Kern des Buchs. Es ist leider sehr wahr, was in dem Vorbericht bemerkt wird. „Serbien, mit seinen neuesten Umwälzungen, ist für uns bisher fast ein inneres Afrika gewesen, und als die jüngsten Ereignisse vorfielen, Fürst Milosch den durch Wackerkeit im Kriege und Tüchtigkeit im Frieden errungenen Thron aufzugeben genöthigt war, traf uns die Kunde dieser Dinge so unerwartet, nicht bloß die deutsche ja die europäische Presse fand sich so ganz ohne Kenntnisse der ursprünglichen dortigen Zustände und Stimmungen, daß man so zu sagen, mit Bestürzung fragend sich umsah nach dem Ariadnefaden, der aus diesem Labyrinthe heraus in die komplicirte Politik der Nachbarstaaten Serbiens führen könne." Die deutschen Interessen werden durch jene Vorgänge an der Donau nahe berührt, jedem gebildeten Deutschen müßten die Verhältnisse Serbiens klar seyn, und die Vertreter der deutschen Nationalinteressen müßten eine Rolle in Serbien spielen, ja man dürfte verlangen, die erste Rolle. Statt dessen lassen uns diese Vorgänge so gleichgültig, als handle es sich um etwas, was in Montevideo oder Californien geschieht, und nur die Agenten Rußlands sind es, die, mit Serbien aufs vollkommenste vertraut, daselbst den Meister spielen. Ein wunderbares Verhängniß verblendet uns und gestattet den schlauen Skythen, unter unsern Augen vorzunehmen, was sie wollen. Die Donaumündungen, ein Palladium, das uns Deutschen so heilig seyn sollte, wie die Rheinmündungen, haben wir uns weit müheloser entreißen lassen, als jene. Die Moldau und Wallachei, Bulgarien und Serbien, die uns als Vormauern gegen Rußlands Uebermacht dienen sollten, sind bereits russische Bollwerke geworden und gegen uns gerichtet. Wie lange wird es anstehen, so bahnt Rußland durch Serbien und Montenegro bis ans adriatische Meer durch.

Fürst Milosch, der serbische Volksheld und Reformator, wurde durch russischen Einfluß gestürzt und seine Familie vertrieben, weil er sich nicht brauchen lassen wollte, bloß Strohmann zu seyn und die Befehle der russischen Agenten mit seiner Unterschrift zu autorisiren. Die Autokratie bediente sich hier des ihr am schroffsten entgegengesetzten Prinzips als politisches Mittel, wie beziehungsweise in Griechenland und wie früher 1773 und 1794 in Polen. Im Namen einer erlogenen Freiheit und zum Schutz einer verlachten Verfassung werden wohlwollende Regenten gestürzt oder wenigstens bis zur Ohnmacht geschwächt und geängstigt, um ihre Länder zur Beute der alles verschlingenden Despotie zu machen. „Ihr müßt ein freies Volk seyn, ihr müßt echte Republikaner seyn, ihr müßt das liberum veto haben" schrie der russische General, der Polen zu einer russischen Provinz machen wollte und machte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 29.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 17. März 1845.

Sagenkunde.

Biblische Legenden der Muselmänner. Aus arabischen Quellen zusammengetragen und mit jüdischen Sagen verglichen von Dr. G. Weil, Bibliothekar an der Universität zu Heidelberg. Frankfurt a. M., lit. Anstalt, 1845.

Bekanntlich hat Muhamed seine Lehre nur auf Juden- und Christenthum aufgepfropft, und sowohl der Repräsentant des erstern, Moses, als auch Christus, werden von den Muhamedanern hoch verehrt. Wenn nun an das alte Testament der Talmud mit seinen mannigfaltigen und seltsamen Fabeln und an das neue Testament die christliche Legende sich anknüpft; so spiegeln sich mit den beiden Testamenten auch zugleich die jüdischen und christlichen Legenden in der Fata Morgana des Islam ab.

Dabei macht sich denn, wie man leicht begreift, die ganze Abenteuerlichkeit und Maaßlosigkeit der arabischen Phantasie geltend, die wo möglich überall die jüdische noch zu überflügeln trachtet; während die abendländische Phantasie in der christlichen Legende ungleich mehr Maaß hält und sich gegen sie nicht anders verhält, wie schon früher die Mythologie der klassischen Völker zu der des Orients sich verhielt. Nur die jüdische, nur die muhamedanische Legende kennt Riesengebilde der Gottheit und der Patriarchen, vielköpfige Engel und seltsame Himmelsthiere, gleich den altindischen Götzen, nicht die christliche.

Herr Weil hat nun hier die erheblichsten Legenden der Muhamedaner, so weit sie sich auf biblische Personen und Stoffe beziehen, aus den Quellen zusammengestellt und manchen neuen Zug dem anmuthigen Gemälde zugefügt, was schon früher in dem „Rosenöl“ betitelten Werke entworfen wurde.

Am ausführlichsten und geistvollsten ausgebildet erscheint die Legende von Adam. Wir wollen sie hier um der vielen neuen Züge willen in einer kurzen Skizzirung mittheilen. * — Gott schuf den Adam an einem Freitag Nachmittag; begreiflich, weil den Muhamedanern der Freitag eben so heilig ist, als den Juden der Sonnabend und den Christen der Sonntag; und gegen Abend, weil mit ihm das Schöpfungswerk geschlossen wurde. Die vier höchsten Engel, Gabril, Michail, Israfil und Asrail mußten von den vier Enden der Welt die Erde herbeibringen, aus der Gott Adams Körper bildete, für Herz und Kopf wurde aber nur Erde aus dem Gebiete von Mekka und Medina, von der Stelle, wo später die heilige Kaaba und das Grab Mohammeds sich erhob, genommen. Obgleich noch leblos, erregte er doch das Erstaunen und die Bewunderung aller Engel, die an der Pforte des Paradieses, wo ihn Gott hingelegt hatte, vorüberflogen. Iblis aber, der Teufel, beneidete seine schöne Gestalt und verhöhnte ihn, weil er nur von Thon und leblos war. Nach einer anderen, hier nicht erwähnten Sage, schlüpfte der Teufel in die hohle Thonfigur hinein und untersuchte sie in allen Winkeln, noch ehe eine Seele hineintrat. Die Darstellung bei Herrn Weil fährt damit fort, daß Gott endlich in die immer noch leblos daliegende Thonfigur eine Seele gehaucht habe, aber nicht mit seinem bloßen Athem eine vorher nicht vorhandene Seele, sondern eine Seele, die schon tausend Jahr vor ihrem Körper geschaffen war und die sich daher jetzt, wie billig, sträubte, in einen Körper zu fahren, in dem sie verunreinigt und zur Sünde verführt werden sollte. Sie mochte sich aber sträuben, so viel sie wollte, die arme Seele, sie mußte in den verhaßten Lehmleib hineinspazieren und Gott legte ihr noch für ihren Ungehorsam die bittere Strafe auf, daß sie sich beim Tode mit eben so viel Schmerz und Widerwillen vom Leibe trennen sollte, als womit sie in denselben eingegangen sey. Sehr artig ist die

* Was schon früher davon bekannt war, ist mit einer großen Menge anderer Schöpfungssagen zusammengestellt in Menzels mythologischen Forschungen und Sammlungen I.

Schilderung, wie die Seele den Körper Adams durchdringt und zum erstenmal sein Auge dem Wunder der Schöpfung öffnet. Doch fehlt hier wieder der anderwärts erwähnte Zug, daß Adam indem die Seele ihn erst halb belebt hat, schon vorwitzig aufspringen will und unbehülflich hinfällt. Plump muhamedanisch ist die Vorstellung, nach welcher Adams Auge vom Glanze des göttlichen Thrones nur deßhalb geblendet wird, weil der Glanz nicht etwa von Gott, sondern vom Propheten Muhamed ausgeht. Was bedeutet dieser Glanz? frug Adam Gott, indem er die eine Hand gegen den Thron erhob und mit der andern seine Augen beschirmte. Es ist das Licht eines Propheten, antwortete Gott, der von dir abstammen und in späterer Zeit zur Welt kommen wird. Bei meiner Herrlichkeit! nur um seinetwillen habe ich dich und die ganze Welt geschaffen. Er führt im Himmel den Namen Ahmed (der Vielgepriesene) und wird einst auf Erden Muhamed genannt. Durch ihn wird die Menschheit von den Irrwegen der Lüge und des Lasters wieder auf den Pfad der Wahrheit und der Tugend zurückgeführt. Gott rief dann alles Geschaffene und mit Leben Begabte in die Nähe Adams und lehrte ihn die Namen aller Säugethiere, aller Vögel und Insekten, ja sogar aller Fische im Meere. Auch alle Engel mußten sich versammeln und dem Adam huldigen. Nur Iblis that es nicht, weßhald er auch aus der Mitte der Engel verstoßen und ihm der Eingang in das Paradies versagt ward. Adam ward es heimlicher, als Iblis aus seiner Nähe verbannt war, und er hielt, auf Gottes Befehl, vor den in zehntausend Reihen vor ihm aufgestellten Engeln, eine Predigt, in welcher er besonders Gottes Allmacht und die Wunder seiner Schöpfung pries. Bei dieser Gelegenheit zeigte er auch den Engeln, daß er sie an Gelehrsamkeit, und besonders an Sprachkenntniß, — er wußte nämlich jedes Wesen in siebenzig Sprachen zu benennen — weit übertrafe. Nach dieser Predigt ließ ihm Gott durch Gabril eine Traube aus dem Paradiese reichen, und sobald er sie gegessen hatte, versank er in einen tiefen Schlaf.

Im Traum aber sah er das Bild eines zweiten Menschen neben sich, denn es war ihm aufgefallen, daß alle Thiere Paare bildeten, er aber allein war. Und siehe, das Bild seines Traums verwirklichte sich. Gott nahm aus dem Schlafenden eine Rippe und schuf daraus die Eva. Hier bringt die muhamedanische Legende einen allerliebsten Zug an. Eva ist entzückt und freut sich am Anblick des Adam noch weit mehr, als er sich an dem ihrigen, und doch — überlegt sie sogleich, was sie als ein kluges Weib zu thun hat und ihre erste Handlung ist eine Koketterie. Indem sie Adam zärtlich umfassen will, spielt sie die Spröde. Gott ist mein Herr, sagt sie, und nur mit seiner Erlaubniß kann ich die Deinige werden, auch ziemt es nicht dem Weibe, sich dem Manne ohne Heirathsgeschenk hinzugeben. Adam bat hierauf den Engel Gabril, für ihn bei Gott um Eva anzuhalten und anzufragen, was er als Morgengabe zu entrichten habe. Gabril kehrte bald wieder mit der Antwort zurück: Gott schenkt dir Eva als Gattin, denn er hat sie nur zu diesem Zwecke aus einem Theile deines Körpers geschaffen; du sollst sie aber auch wie dich selbst lieben, und mit Milde und Güte behandeln. Als Morgengabe fordert er von dir, daß du zwanzigmal für Muhamed, seinen Liebling, betest, für den Propheten, dessen Körper einst auch aus deinem Fleische und deinem Blute gebildet wird, dessen Seele aber viele tausend Jahre vor Erschaffung der Welt schon seinen heiligen Thron umschwebte. Ridhwan, der Pförtner des Paradieses, führte dann für Adam das geflügelte Pferd Meimun herbei und für Eva ein leichtfüßiges weibliches Kameel. Gabril half ihnen aufsteigen und geleitete sie ins Paradies, wo alle anwesenden Engel und Thiere sie mit den Worten: „Willkommen Vater und Mutter Muhameds!" begrüßten. Mitten im Paradiese war ein grünes seidnes Zelt für sie aufgeschlagen, mit goldnen Pfeilern, und im Zelte stand ein Thron, auf welchem Adam neben Eva sich niederließ, worauf dann der Vorhang des Zeltes sich von selbst schloß. Als Adam und Eva wieder in den Garten traten, befahl ihnen Gabril im Namen Gottes sich in einem der vier Paradiesesflüsse zu baden, und nach der Reinigung redete sie Gott selbst folgenderweise an: Ich habe euch diesen Garten zur Wohnung bestimmt, ihr seyd darin vor Hitze und vor Kälte, vor Hunger wie vor Durst geschützt. Genießet nach Lust alles was er euch bietet, nur eine Frucht (die meisten Gelehrten glauben, es war Weizen), bleibe euch versagt. Hütet euch wohl, dieses eine Verbot zu übertreten, und waffnet euch gegen die Ränke eures Feindes Iblis; er beneidet euch und stellt euch fortwährend nach, um euch zu verderben, weil er um euretwillen gestürzt worden; seine List ist groß. Adam und Eva hörten aufmerksam Gottes Wort und lebten lange, nach einigen Traditionen fünfhundert Jahre, im Paradiese, ohne sich nur der verbotenen Frucht zu nähern. Iblis, welcher Gottes Verbot gehört, trieb sich lange in den Straßen des Himmels, vor dem ihm verschlossenen und von dem Engel Ridhwan bewachten Paradiese herum, in der Hoffnung, eine Gelegenheit zu finden, sich hineinzuschleichen und das Menschenpaar zur Sünde zu verleiten. Eines Tages trat ein Pfau vor die Pforte des Paradieses. Dieser Vogel, mit seinem Gefieder von Smaragd und Perlen, war nicht nur der schönste aller Vögel, sondern auch seine Stimme war damals noch so lieblich und klangreich, daß er berufen war, jeden Tag Gottes Lob in den Hauptstraßen des Himmels zu ver-

fünden. Dieser schöne Vogel, dachte Iblis, als er ihn erblickte, ist gewiß auch recht eitel, vielleicht gelingt es mir, ihn durch Schmeichelei zu überreden, daß er mich unbemerkt ins Paradies bringe. Bewunderungswürdigster aller Vögel, sagte Iblis zum Pfauen, als er fern genug von der Paradiesespforte war, daß Ridhwan ihn nicht mehr hören konnte, gehörst du zu den Vögeln des Paradieses? — Ja wohl, und wer bist du? du siehst dich ja so scheu und erschrocken um, als verfolge dich Jemand? — Ich gehöre zu den Kerubim die stets Gott preisen müssen; ich bin unbemerkt entwichen, um schnell das Paradies zu sehen, das Gott den Frommen bestimmt; willst du mich unter deinen herrlichen Flügeln verbergen? — Warum soll ich eine That begehen, durch welche ich mir Gottes Ungnade zuziehe? — Nimm mich mit dir, reizendes Geschöpf! ich lehre dich drei geheimnißvolle Worte, die dich vor Krankheit, Alter und Tod bewahren. — Müssen denn die Bewohner des Paradieses auch sterben? — Alle, ohne Ausnahme, die sich nicht durch diese drei Worte vor dem Tode schützen. — Sprichst du wahr? — Bei Gott dem Allmächtigen. — Der Pfau glaubte diesem Eide, denn er hielt es nicht für möglich, daß ein Geschöpf bei seinem Schöpfer einen falschen Eid schwöre. Da er indessen fürchtete, Ridhwan möchte ihn bei seinem Wiedereintritte ins Paradies streng untersuchen, beharrte er bei seiner Weigerung, Iblis mitzunehmen, versprach ihm aber, ihm die kluge Schlange heraus zu schicken, welche eher Mittel finden würde, ihn auf irgend eine Weise ins Paradies einzuführen. Die Schlange war nämlich ursprünglich die Königin aller Thiere. Sie hatte einen Kopf wie Rubin und Augen wie Smaragd. Ihre Gestalt war der eines Kameeles ähnlich, die schönsten Farben spiegelten sich auf ihrer Haut und ihre Haare waren zart wie die einer edlen Jungfrau. Ihre Nähe war Moschus und Ambra duftend, ihre Nahrung Safran, Lobgesang waren ihre Töne. Dieses seltsam schöne Thier nun ließ sich von Iblis bereden und nahm ihn, der sich ganz klein machte und zwischen ihre Zähne setzte, mit sich ins Paradies. Davon erhielt die Schlange ihre Giftzähne.

Iblis machte sich alsbald an die Eva und redete ihr aus dem Rachen der Schlange zu, doch ja von dem verbotenen Weizenbaum zu essen. Hier hat die muhamedanische Sage wieder einen sehr eigenthümlichen Zug, der anderwärts nicht vorkommt, obgleich es scheint, daß sich die christlichen Bilder, auf denen die Schlange mit einem schönen Weiberkopf abgebildet ist, mehr oder weniger darauf beziehen. Iblis nämlich spricht plötzlich aus dem Maul der Schlange heraus und zeigt sich in der Gestalt eines wunderschönen Engels. Wer bist du? frug Eva staunend. Ich bin ein zum Engel gewordener Mensch, antwortete der Böse. Und wodurch wurdest du zum Engel? Durch den Genuß der Frucht, sagte Iblis, welche ein neidischer Gott mir bei Todesstrafe verboten hatte. Ich fügte mich lange diesem Verbote, bis ich immer älter und schwächer ward; meine Augen sahen nicht mehr klar, meine Ohren vernahmen nichts mehr, meine Zähne waren alle ausgefallen, so daß ich weder verständlich sprechen, noch harte Früchte genießen konnte; meine Hände zitterten, meine Füße wankten, mein Kopf hing über die Brust herunter und mein Rücken krümmte sich; ich sah so häßlich aus, daß alle Thiere des Paradieses vor mir die Flucht ergriffen, da wünschte ich den Tod herbei und hoffte ihn im Genusse dieser Frucht zu finden; aber siehe da, kaum hatte ich sie im Munde, ward ich wieder verjüngt, wie in den ersten Tagen meines Daseyns, und obwohl inzwischen viele tausend Jahre verschwunden seyn mögen, bemerke ich doch nicht mehr die mindeste Veränderung, weder in meinem Aussehen noch in meinen Kräften. — Sprichst du wahr? — Bei dem Gotte, der mich geschaffen. — Eva glaubte diesem Schwur und brach eine Aehre von dem Weizenbaume ab. — Vor Adams Sünde wuchs nämlich der Weizen auf dem schönsten Baume des Paradieses. Der Stamm sah wie Gold aus, die Zweige wie Silber, die Blätter wie Smaragd. Jedem Zweige entsprossen sieben Aehren wie Rubin und jede Aehre enthielt fünf Körner, weiß wie Schnee, süß wie Honig, wohlduftend wie Moschus und so groß wie ein Straußenei. Eva aß ein solches Korn und da sie es geschmackvoller fand, als Alles was sie bisher gekostet, reichte sie Adam das zweite. Adam widerstand lange, nach einigen Gelehrten eine ganze Stunde, welche nach irdischer Zeitrechnung über achtzig Jahre beträgt. Als er endlich sah, daß Eva immer gesund und munter dabei blieb, gab er ihren Bitten nach und aß das zweite Korn, das Eva fortwährend nachtrug und ihm jeden Tag dreimal darreichte. Sogleich stieg die Krone, welche Adams Haupt bedeckte, gen Himmel, seine Ringe fielen ihm von den Händen, sein seidenes Gewand löste sich von ihm los, auch Eva stand jetzt nackt und schmucklos vor ihm da, und sie hörten, wie alle diese Gegenstände ihnen einstimmig zuriefen: „Groß ist euer Unglück, lange eure Trauer, wir sind nur für Gottergebene geschaffen, lebet wohl bis zur Auferstehung!" Der Thron, welcher in ihrem Zelte für sie errichtet war, der stieß sie zurück mit den Worten: Fern von mir, ihr seyd Widerspenstige! Das Pferd Meimun, auf dem Adam fliehen wollte, nahm ihn nicht auf und sagte: Hast du so Gottes Bündniß bewahrt? Alle Bewohner des Paradieses kehrten dem Menschenpaare den Rücken und baten Gott, daß er sie aus diesem heiligen Orte entferne. Gott selbst redete Adam mit einer donnernden Stimme an: Habe ich dir nicht diese Frucht verboten und dich vor der List deines Feindes Iblis

gewarnt? Adam wollte diesen Vorwürfen entlaufen und Eva ihm folgen. Aber er ward von den Zweigen des Baumes Talh fest umschlungen und Eva verstrickte sich in ihren eignen ungeordnet flatternden Haaren. Vor Gottes Zorn gibt es keine Flucht, rief ihnen jetzt eine Stimme aus dem Baume Talh zu, unterwerfet euch dem göttlichen Machtspruch! Verlasset das Paradies, fuhr darauf Gott in grimmigem Tone fort, sammt den Thieren, die euch zur Sünde verleitet; nur durch schwere Arbeit sollt ihr Nahrung finden, die Erde sey fortan euer Aufenthaltsort, und ihre Güter werden mit Neid und Haß euer Herz füllen. Eva soll von allerlei Unpäßlichkeiten heimgesucht werden und mit Schmerzen gebären; der Pfau werde seiner schönen Stimme und die Schlange ihrer Füße beraubt; finstere Löcher seyen ihre Wohnung, Staub ihre Nahrung, und sie tödten ein Werk das siebenfachen Lohn verdient; Iblis aber sey zur ewigen Höllenstrafe verdammt. Sie wurden hierauf so schnell aus dem Paradiese geschleudert, daß Adam und Eva nur noch ein einziges Blatt, um ihre Scham zu bedecken, mitnehmen konnten, und zwar ward Adam durch das Thor der Buße gestoßen, um ihm anzudeuten, daß er durch Reue einst wiederkehren könne; Eva durch das Thor der Gnade, der Pfau und die Schlange durch das des Zornes und Iblis durch das des Fluchs. Adam fiel auf die Insel Serendib, Eva nach Djidda, die Schlange in die Wüste Sahra, der Pfau nach Persien und Iblis in den Fluß Elia.

Hier hat die Sage wieder einen neuen und sehr feinen Zug. Adam, wie furchtsam er auch selber ist, erschreckt doch alles Lebendige auf Erden. Als Adam die Erde berührte, sagte der Adler zum Wallfisch, mit dem er bisher in freundschaftlichem Verhaltnisse gelebt und in traulichem Gespräche manche Stunde am Ufer des indischen Oceans zugebracht hatte: jetzt müssen wir uns für immer trennen, denn es gibt keine Sicherheit mehr auf Erden vor dem Menschen; nur der tiefste Meeresgrund kann dich und eine unerreichbare Höhe mich vor seiner List und Bosheit schützen. Adam war in seiner Einsamkeit so betrübt, daß ihm vor Kummer der Bart wuchs, während bisher sein Gesicht ganz glatt war; er gramte sich sehr über seinen Bart, bis ihm eine Stimme zurief: Der Bart ist des Mannes Zierde auf Erden, er unterscheidet ihn von dem schwachen Weibe. Adam vergoß so viele Thränen, daß alle Thiere und Vögel davon getränkt wurden, und die, welche in die Erde drangen — weil er noch die Säfte der Paradiesesnahrung in sich hatte — brachten die kostbarsten Gewürze und wohlriechendsten Bäume hervor. Evas Thränen aber, welche ihrerseits in Djidda sich verlassen fühlte — denn sehen konnte sie Adam nicht, obgleich er damals so groß war, daß sein Haupt den untersten Himmel berührte und er den Lobgesang der Engel ganz deutlich vernahm — verwandelten sich im Meere in Perlen und Margeriten, und wo sie das trockene Land befruchteten, sproßen die herrlichsten Blumen hervor. Beide jammerten so laut, daß der Westwind Evas Geschrei Adam, und der Ostwind Adams Stöhnen Eva zuwehte. Diese schlug fortwährend die Hände über dem Kopfe zusammen, was auch jetzt noch die verzweiflungsvollen Frauen zu thun pflegen, während Adam die rechte Hand unter dem Barte hatte, was ebenfalls bis auf den heutigen Tag trauernde Männer nachahmen. Zuletzt entströmten die Thränen in solcher Fülle Adams Augen, daß die seines rechten den Euphrat und die seines linken den Tigris flüssig machten. Die ganze Natur weinte mit ihm, und die Thiere und Vögel, welche ihn bisher wegen seiner Sünde geflohen, wurden jetzt von seinen Klagen gerührt und kamen alle herbei, um ihm ihr Mitleid zu bezeugen.

Gott aber erbarmte sich seiner nicht eher, als bis er ihn bei Muhamed, dem künftigen größten Propheten, beschwor. Diesem Namen konnte Gottes Zorn nicht widerstehen, Gott verzieh dem Adam und der Eva, gab ihnen weise Rathschläge für ihr Erdenleben und kündigte auch ihren Nachkommen ihr Schicksal an. Ja er stellte sich alle diese Nachkommen vor Augen (wie in der indischen Sage Brahma im Schleier der Maja). Er berührte nämlich Adams Rücken und siehe da, alle Menschen, welche bis zum Ende der Welt geboren werden, *krochen* aus seinem Rücken hervor, in der Größe einer Ameise, und reihten sich ihm zur Rechten und zur Linken. An der Spitze der Erstern stand Muhamed, dann die andern Propheten und Gläubigen, welche durch ihre weiße, lichtstrahlende Farbe sich von den Sündern unterschieden, die zu Adams Linken sich aufstellten, unter der Anführung des Brudermörders Kabil (Kain). Gott machte nun Adam mit den Namen und den Schicksalen aller seiner Nachkommen bekannt und rief ihnen zu: bekennet, daß ich Gott der Einzige bin und Muhamed mein Gesandter. Die Schaaren zur Rechten Adams beeilten sich dieses Bekenntniß abzulegen, die zur Linken aber zauderten lange, manche sprachen nur die Hälfte nach, viele verstummten. Die Ungehorsamen, sagte Gott zu Adam, sollen, wenn sie verstockten Herzens bleiben, zur Hölle verdammt, die Gläubigen aber im Paradiese selig werden. So sey es, erwiederte Adam, und so wird er auch einst selbst am Tage der Auferstehung alle Menschen wieder bei ihrem Namen rufen und je nach dem Stande der Gerichtswage ihr Urtheil fällen. Nach diesem Bündnisse berührte Gott Adams Rücken abermals, und das ganze Menschengeschlecht kehrte wieder zu ihm zurück.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 30.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 21. März 1845.

Sagenkunde.

Biblische Legenden der Muselmänner. Aus arabischen Quellen zusammengetragen und mit jüdischen Sagen verglichen von Dr. G. Weil, Bibliothekar an der Universität zu Heidelberg. Frankfurt a. M., lit. Anstalt, 1845.

(Schluß.)

Adam folgte einer Wolke, die ihm Gott zu diesem Zweck vorausschickte, bis nach Mekka und baute dort die erste Kaaba mit dem heiligen schwarzen Stein. Dieser schwarze Stein, das größte Heiligthum der Kaaba, war ursprünglich ein Engel, welcher die Bestimmung hatte, den Weizenbaum zu bewachen, und Adam, falls er sich ihm nähern sollte, zu warnen. Wegen seiner Nachlässigkeit ward er in einen Stein verwandelt und wird erst am Tage des Gerichts wieder seine frühere Gestalt annehmen und zu den andern Engeln zurückkehren. Adam selber blieb nicht in Mekka, sondern schlug seinen Wohnsitz in Indien auf, pilgerte alle Jahre aber einmal nach der Kaaba.

Bis dahin war Adam immer noch ein ungeheurer Riese gewesen, als aber sein Sohn Abel erschlagen wurde, machte der Kummer ihn klein, so daß seine Länge nur noch sechzig Ellen betrug. Als Adam zum erstenmal auf Anleitung des Engel Gabril, Stiere vor den Pflug spannte und einen trägen Stier schlug, hielt ihm dieser seine eignen Fehler vor. Gott aber wollte das nicht leiden und von diesem Augenblick an verloren alle Thiere die Sprache, die sie vorher gehabt hatten.

Dann folgen die Legenden von Noah und von Henoch, beide etwas kürzer. Die von Abraham ist wieder viel ausführlicher und äußerst phantastisch. Wenn nach jüdischer Tradition Abrahams Vater ein Götzenfabrikant war und das junge Söhnlein, vom Geist des wahren Gottes inspirirt, seine Laufbahn damit begann, alle Götzen in der Fabrik seines Papas zu zerschlagen, so war es dagegen nach der muhamedanischen Tradition nur ein Traumbild, in welchem König Nimrod alle seine Götzenbilder in der Nacht umstürzen sah, in welcher Abraham geboren wurde. Dadurch beunruhigt, befahl der Tyrann, alle damals geborenen Kinder umzubringen (ganz so wie Pharao bei Mosis und Herodes bei Christi Geburt). Aber der Engel Gabril hatte bereits vorsorglich die Mutter Abrahams in eine sichere Höhle geführt, dort der Geburt administrirt und dem Kind eine Gabe verliehen, die ihm der Mutter Brust entbehrlich machte. Er konnte nämlich aus seiner eignen Hand saugen (wie der ägyptische Harpokrates) und zwar aus einem Finger Wasser, aus dem andern Milch, aus dem dritten Honig, dem vierten Dattelsaft und dem fünften Butter. Als er gehen konnte, trat er zum erstenmal aus der dunklen Höhe, eine reizende Schilderung. Es war Nacht. Von dem ersten schönen Stern, den er am Himmel sah, sagte er: das ist mein Gott, der mich in der Höhle gespeist und getränkt hat. Aber bald erschien der Mond in vollem Glanze und verdrängte das Licht des Sternes; da sagte er, dieser ist kein Gott, den Mond will ich als Gott anbeten. Als aber gegen Morgen der Mond immer mehr erbleichte, und die Sonne aufging, erkannte er letztere als Gottheit, bis endlich auch sie wieder vom Horizonte verschwand. Da fragte er seine Mutter: „wer ist mein Gott?" „Ich bin es," antwortete ihm seine Mutter. „Und wer ist dein Gott?" fragte er wieder. „Dein Vater." „Und meines Vaters Gott?" „Nimrod." „Und Nimrods Gott?" Da schlug sie ihn ins Gesicht und sagte: „schweig!" Abraham schwieg, dachte aber bei sich: Ich erkenne keinen andern Gott, als den, welcher Himmel und Erde, mit allem was darauf ist, geschaffen. — Nun folgt die Scene, welche die jüdische Fabel hervorhebt, nämlich das Kind zerschlug alle Götzenbilder seines Vaters Afer (bei den Juden heißt der Vater Terach). Der erzürnte Vater schleppt ihn vor des Königs Gericht und der Knabe, der dem König ins Angesicht trotzt, wurde zum Feuertode verdammt. Alle Thiere

bemühten sich, den ungeheuren Brand zu löschen, nur die Eidechse blies ihn an, daher nahm ihr Gott zur Strafe ihre Stimme. Das Feuer aber wurde, obgleich hell brennend, ganz kühl und mitten darin entsprang eine liebliche Quelle, an welcher Abraham unter Rosen und andern Blumen sieben Tage lang vergnügt zubrachte, in Gespräch mit einem Engel. So sah ihn Radba, Nimrods Tochter, als sie neugierig ins Innerste des Feuers blickte und entbrannte nun in Liebe zu dem schönen Jüngling, und wurde zu seinem reinen Glauben bekehrt. Dafür marterte sie ihr grausamer Vater, aber ein Engel entführte sie und den Abraham, dessen Gattin sie wurde.

Nimrod baute nun den berühmten babylonischen Thurm, um den Himmel selbst zu erstürmen und den entflohenen Abraham mit seiner Tochter darin aufzusuchen. Allein der Thurm erreichte den Himmel nicht. Da setzte sich der Tyrann in einen Kasten und ließ sich von zwei Adlern noch höher und immer höher tragen, und als ihn eine Stimme frug: wohin willst du, Gottloser? schoß er einen Pfeil ab, der blutig wieder in seinen Kasten zurückfiel. Er glaubte nun Gott verwundet oder gar getödtet zu haben und ließ sich ganz zufrieden wieder zur Erde herab. Gott aber gab ihm bald zu erkennen, daß er noch lebe, denn plötzlich stürzte der Thurm mit so entsetzlichem Krachen ein, daß alle Leute vor Schrecken außer sich kamen und jeder eine andere Sprache zu reden anfing. Dem Tyrannen selbst aber sandte Gott sein schwächstes Geschöpf, eine kleine Mücke, um ihn zu verderben. Sie kroch ihm durch die Nase ins Hirn, wuchs darin zur Größe einer Taube, machte ihn wahnsinnig und tödtete ihn, indem sie von innen seinen Schädel zerbrach.

Inzwischen machte Abraham apostolische Reisen auf Erden und bekehrte die Heiden. Auf diesen Wegen sah er die schöne Sara und machte sie zu seinem Weibe. Nun ist die Legende der biblischen Tradition wieder ziemlich treu, bis auf das Verhältniß zu Hagar. Weil nämlich die Araber von Hagars Sohn Ismail abzustammen glauben, so stellen sie diese beiden sehr hoch. Aeußerst lieblich ist die Art und Weise geschildert, wie Abraham die Eifersucht der bösen Sara gegen die Hagar zu beschwichtigen und zu vereiteln sucht. Einmal wollte Sara nicht ruhen, bis sie ihre Hände in Hagars Blut getaucht habe. Da durchbohrte Abraham Hagars Ohren, damit sie ein wenig Blut vergösse, schmückte sie aber dafür mit schönen Ringen, wovon die Sitte, Ohrringe zu tragen, den Anfang genommen haben soll. Nach dieser muhamedanischen Auffassung ist es auch nicht Isaak, den Abraham opfern soll, sondern Ismail. Endlich muß Abraham auch noch in seinen hohen Jahren nach Mekka pilgern und dort die von Adam zuerst erbaute, aber in der Sündfluth zerstörte Kaaba wieder aufrichten. Recht artig ist der Zug, daß Abraham der erste unter allen Sterblichen gewesen seyn soll, welcher graue Haare bekam. Als man nämlich seines hohen Alters wegen nicht glauben wollte, daß Isaak sein Sohn sey und die Sara des Ehebruchs beschuldigte, bewirkte Gott, daß Isaak dem Abraham sprechend ähnlich wurde und Niemand den Vater im Sohn verkennen konnte. Um sie nun aber zu unterscheiden, machte Gott den Bart Abrahams weiß.

Hierauf folgt die Legende von Joseph, die wieder sehr reizend ausgeschmückt ist. Wir übergehen sie, da die schöne arabische Dichtung von Jussuf und Suleicha wohl Niemand mehr unbekannt ist. Nicht minder anziehend sind die Legenden von Moses. Besonders phantastisch sind folgende Züge: sieben aussätzige Töchter Pharaos finden das ausgesetzte Kind Moses im Nil und so wie er sie anlächelt und mit dem Licht seines Angesichtes bestrahlt, schwindet ihr Aussatz und sie werden eine schöner wie die andere. Wenn der alte Pharao ihn in seinem Hause zuweilen liebkost, zerzaust ihm der kleine Moses den Bart und wirft ihm die Krone vom Kopfe, — gewiß ein schöner Stoff für die Malerei. — Die Legenden von Samuel, Saul und David sind weniger ausgebildet, zeichnen sich aber durch ausschweifende Phantasterei aus. Hier erscheint z. B. der Engel Gabril, so wie er von Gott geschaffen worden, mit seinen sieben hundert lichtstrahlenden Flügeln, zwischen jedem ein Raum, den das leichtfüßigste Pferd kaum in fünfhundert Jahren zu durchlaufen im Stande wäre. Außer Gabril gibt es noch andere Engel, von denen manche siebzig Tausend Köpfe haben, jeder Kopf mit siebzig Tausend Gesichtern, jedes Gesicht einen siebzigtausendfachen Mund, jeder Mund siebzig Tausend Zungen, von denen jede Gott in siebzig Tausend verschiedenen Sprachen lobt. — Nur in Davids Legende ist ein tiefgedachterer poetischer Zusammenhang, zumal in der trefflich gewendeten Erzählung von der schönen Bathseba. König David hörte einst, wie zwei Juden sich stritten, wer größer sey, Abraham oder David? Da nun der Eine behauptete, Abraham sey größer, weil er die größte Treue gegen Gott bewiesen, fühlte sich David in seinem Ehrgeiz ein wenig gekränkt und fiel, sobald er nach Hause gekommen war, vor Gott nieder, also betend: „Herr! der du Abrahams Treue und Gehorsam im Scheiterhaufen erprobt, gib auch mir Gelegenheit, meinem Volke zu zeigen, daß meine Liebe zu dir allen Versuchungen widersteht!" Sein Gebet wurde erhört. Drei Tage nachher erblickte er einen wunderschönen Vogel, der ihn mitten in der Andacht störte und dem er aus Neugier bis in einen Garten folgte, in welchem er die schöne Bathseba im Bad erblickte. Nun hatte David die beste Gelegenheit gehabt,

zu beweisen, daß er „aus Liebe zu Gott allen Versuchungen widerstehen" könne; allein da war sein Gebet und der liebe Gott plötzlich vergessen; all sein Sinnen und Trachten stand nur nach dem schönen Weibe und ihr armer Mann Urias mußte darüber das Leben einbüßen.

Die Legende Salomons ist wieder gleich der von Adam, Abraham und Moses, sehr ausführlich. Diesen König haben die Muhamedaner zum poetischen Prototypen ihrer Chalifen gemacht und allen nur erdenklichen Zauber der Schönheit um seinen Thron gehäuft. Hier ist insbesondere die Erscheinung der Königin von Saba an Salomons Hof hervorgehoben, die unlängst erst auch Rückert in Versen sehr anmuthig behandelt hat. Hier ist sie noch weit ausführlicher beschrieben. Die berühmte Königin von Saba, Balkis, erscheint als die Tochter einer Dämonin, die sich einst in einen Vezier verliebt hatte, daher der hohe Verstand der Königin, die sich mit Salomon in einen Wettstreit der Weisheit einlassen konnte. Sie wurde Königin von Saba, indem der grausame König dieses Landes sie für seinen Harem requirirte, sie aber ihn trunken machte und erdolchte. Das ganze Volk, das diesem Moloch seine Töchter hatte opfern müssen, sah sie als Retterin des Landes an und machte sie zur Herrscherin. Nun folgt ihre Bekanntschaft mit Salomon.

Zuletzt noch einige Legenden von Johannes, Maria und Christus, nur sehr dürftig. Eigenthümlich ist die Verkündigung in der Legende Marias aufgefaßt. Das am meisten Poetische ist aber ein Gespräch des Heilands mit einem Todtenkopfe.

Das Buch ist ein sehr reichhaltiger Beitrag zur Sagengeschichte und wir wünschten, der Herr Verfasser möchte aus den Schätzen der morgenländischen Literatur noch mehr Aehnliches mittheilen.

Humoristische Literatur.

Humoristische Studien von Karl Alt. Berlin, Plahn, 1844.

Eine bunte Reihe von Aufsätzen. Zuerst „Industrieproben," eine launige Zusammenstellung von Seltsamkeiten, auf welche die moderne Industrie gefallen ist, z. B. Cholerabranntwein, Choleracigarren, Cholerawalzer ꝛc. Eine der originellsten ist folgende. „Handschriftenverfälschung ist gewiß ein schweres Verbrechen, und doch ernährt es einen armen Schreiblehrer kümmerlich und redlich. Er steht nämlich im Dienste eines Mannes, der eine große Sammlung Autographen besitzt. Allwöchentlich gehen von vielen Redaktionen Bitten an ihn ein um gefällige Mittheilung irgend eines Autographon von diesem oder jenem großen Geist. Er will weder ungefällig seyn, noch den Werth seiner Sammlung aufs Spiel setzen, und so muß der Schreibmeister die Geister Herders, Rousseau's, Kants, Winkelmanns, Lessings und Jean Pauls mit ihren eignen Zügen heraufbeschwören." Ferner finden wir hier Neujahrsgedanken eines Zahnarztes, humoristische Betrachtungen über den Neid, über den Nutzen des Champagners, einen sarkastischen Brief an eine gefeierte Sängerin ꝛc.

Manche Gedanken sind sehr drollig, z. B.: „Viele stellen die Natur über die Kunst und meinen, daß die Nachahmungen der letztern die erste doch nie erreichen können. Im Gegentheil. Die Kunst ahmt nicht nur die Natur nach, sondern erhebt und idealisirt sie. Eine Gans steht auf einem Beine, das thut Fanny Elsler auch, aber während die Gans das andere Bein nichtssagend an den Körper zieht, beschreibt unsere Terpsichore mit demselben eine sinnige Arabeske." — Zuweilen fehlt es dem Spaße aber auch an innerer Wahrheit. Z. B. heißt es S. 166: „Die alten Sittenlehrer sagten: Der Mensch habe zwei Ohren und nur einen Mund, damit er mehr hören als sprechen solle. Man hat zwar bis jetzt sich wenig nach dieser Lebensregel gerichtet, sie aber stets für eine tiefsinnige Wahrheit gehalten. — Sieht man sie genauer an, so wird man sich leicht von ihrer Unmöglichkeit und Schiefe überzeugen. Wenn jeder Mensch halb so viel spricht, als er hört, woher soll die Hälfte aller gesprochenen Worte kommen? Nehmen wir zwei Personen A und B an: A spricht hundert Sätze. Er soll mehr hören, als sprechen, folglich muß B wenigstens 150 Sätze sprechen. Dieser soll aber auch wieder mehr hören als reden, mithin kommen auf A 200 Sätze. Man sieht, welche konfuse Unmöglichkeit aus dieser Rechnung entsteht." Aber der Humorist hätte doch daran denken sollen, daß hier jedem Leser einfallen wird: wenn A und B und C jeder hundert Sätze sprechen, und jeder die beiden andern anhört, so hört jeder doppelt so viel als er spricht.

In einer Betrachtung über die Eheringe kommt eine artige Satire über Wittwen und Wittwer vor. Von dem zweiten Mann, den eine Wittwe heirathet, heißt es S. 181: „Nur hüte sich der neu gewonnene und genommene Theil, zu glauben, daß er an und für sich geheirathet worden sey. Er ist nur der zweite Theil des ersten verstorbenen Gatten, den man sich anschafft, um das Werk vollständig zu haben, und um die Druckfehler des Ganzen, die sich erst auf der letzten Seite finden, darnach verbessern zu können. Bei Männern macht sich ebenfalls der tiefste Schmerz über den Tod der Gattin in der schnellsten Wiederverheirathung Luft, und die meisten Männer schreiten nur darum sobald zu einer zweiten Ehe, damit man aus ihrem fortgesetzten Wittwerstande keinen ungünstigen Schluß auf das Glück das

ihnen die erste Frau gebracht habe, mache." — Recht artig sind auch die kleinen Leiden des Menschen geschildert, z. B. die Noth eines durch das Schnarchen eines Andern im Schlafe Gestörten. „Im normalen Zustande ziehen wir langsam und bedächtig unsere Kleidungsstücke aus, legen uns mit vorsichtiger Ergreifung eines sichern Juste milieu ins Bett, und ziehen die Decke bis an den Hals. Nun verweilen wir mit unsern Gedanken einige Zeit in der Höhe, halten Rechnung mit dem verflossenen Tage, schreiben unsere Erfahrungen ins Kredit und unsere Fehler und Sünden ins Debet. Darauf fangen wir an, gar nichts zu denken, und nähern uns immer mehr der süßen Selbstvergessenheit des Daseyns. Schon haben wir unsern Paß im Reiche der Träume vorgezeigt, der Schlagbaum wird in die Höhe gezogen, wir stehen nur noch mit einem schon eingeschlafenen Fuße in der gemeinen Wirklichkeit. Da beginnt es neben uns, rechts, links oder vis à vis sich zu erheben, gleich des Windes leisem Säuseln, das kaum mit den Blättern zu spielen vermag; es wächst zur dumpfen Toneswelle, immer mächtiger braust sie einher und überschwemmt unser Ohr. Das Herz erschrickt, wir fahren auf und sind erwacht. Der volle Donner des Schnarchens zerschellt wie eine wüthende Brandung das Fahrzeug unsers Schlummers. Wem solche Zustände unbekannt sind, wer mit der letzten Kleiderhülle das letzte Tagesbewußtseyn abzustreifen versteht, wird hierzu lächeln; wer aber darauf angewiesen ist, um seinen nächtlichen Schlaf wie um das Lächeln einer Geliebten werben zu müssen, wird meine Schilderung nicht übertrieben finden. Die erste Liebe des Schlafes ist zerstört, die Knospe des ersten Traumes geknickt. Wir sammeln nun unsere Sinne und rufen unserm Schlafmörder mit unterdrücktem Grimme zu: „Du schnarchst mein Lieber, oder meine Liebe! Lege Dich doch ein wenig auf die andere Seite." Einige unartikulirte Laute sind unsere Antwort, und es tritt Stille ein. Täusche sich Niemand. Es ist die Stille, die dem Sturm voran zu gehen pflegt. — Kaum sind unsere Sinne wieder in die Winterquartiere des Vorschlummers gerückt, so überfällt uns der Feind trotz der Friedensversicherungen tückisch und völkerrechtswidrig. Wir zucken zusammen, fluchen sanft oder entsetzlich, still oder heftig. „Nein! Das ist zu toll! Ich kann ja auf diese Weise durchaus und absolut nicht schlafen. Hörst Du nicht?" „„So? Schnarche ich wirklich?"" — (Der Schnarchende läugnet nämlich nie, weil das Gefühl der Schuld zu groß in ihm ist). Ich werde nicht mehr — — Jetzt tritt bei dem leidenden Theile, wenn er ein denkender Mensch ist, ein Zustand ein, der an Widerwärtigkeit alle vorigen Schrecken überbietet. Wird der Gegner wieder zu schnarchen anfangen, oder nicht? Sollst du munter und in bewaffneter Neutralität bleiben oder deine Denk- und Augennerven wieder auf den Friedensfuß setzen? Solche politische Unentschiedenheits-Gedanken wimmeln wie Ameisen in unsrer zerquälten Seele umher, bis sie endlich so mürbe wird, daß sie zu wachen aufhört, ohne wirklich eingeschlafen zu seyn. — O, wenn es Seelen gibt, die im Todesschlafe schnarchen, wenn ich das fürchterliche Unglück habe, in solcher Nähe mein Grab zu finden, dann fürchte ich die Hölle nicht, denn sie wird minder schrecklich seyn."

Zu dem Anziehendsten in diesem Buche gehört eine Naturgeschichte des Spiegels, obgleich der Verf. einigemal den Scherz zu sehr ins Breite zieht. Wenn er z. B. von der Eva behauptet, sie habe den ersten Gebrauch vom Spiegel gemacht, so ist das ganz natürlich und artig. Wenn er nun aber auch noch weitläuftig beschreibt, wie sie, nicht zufrieden ihr Bild in dem wallenden Bache zu sehen, sich ein stilles Wasser habe graben wollen, aber bei diesem Geschäft in dem geglätteten Eisen des Grabscheits einen noch bessern Spiegel entdeckt und somit die Metallspiegel erfunden habe; so ist das schon zu gesucht und zu gedehnt. Recht gut ist aber folgende Anekdote. „Ein Selbstrasirkünstler kam einst auf einer Reise in das Wirthshaus eines Dorfes, dessen Bewohner ihm allzusehr in der europäischen Kultur zurück zu seyn schienen, als daß er sich nicht hätte einen Spaß mit ihnen machen sollen. Er packte sein Rasoir aus, erbat sich laues Wasser, schliff sich das Messer, und forderte vom Wirth mit lauter Stimme ein Stück Kreide. Mit diesem näherte er sich der Thür, zeichnet ein längliches Viereck an dieselbe, und füllte es ganz mit Kreidestrichen aus, so daß es zur Noth die Zeichnung eines Spiegels vorstellen konnte. Nun seifte er sich ein, ergriff das Messer und rasirte sich mit solchen aufmerksamen Blicken auf den extemporirten Kreidespiegel, daß die Bauern sich in der höchsten Ekstase des Erstaunens um ihn gruppirten, und mit erhobenen Armen den Zauberer anstaunten. Darauf bezahlte er seine Zeche, packte seine Sachen zusammen und fuhr davon, ließ aber den Kreidespiegel stehen. Die Bauern traten nun näher, guckten von allen Seiten hinein, aber weder Hans noch Kunz konnten ihr werthvolles Ebenbild finden. Endlich kam einer auf den geistreichen Gedanken, daß vielleicht eben nur beim Rasiren der Spiegel seine Schuldigkeit thue, bat sich Seife, Wasser und ein Messer aus, und fing an, den Fremden nachzuahmen. — Einige tiefe Schnitte heilten seinen Wahn, und die Bauern behaupteten, der Fremde müsse ein behextes Auge gehabt haben." — Seite 251 macht der Verf. eine gute Beschreibung von dem Schauer, den man empfindet, wenn man in der Mitternacht lange und unverwandt sein eignes Spiegelbild ansieht. Schade, daß er nicht auch auf der folgenden Seite die Frage ausführlicher beantwortet hat, warum sich die Weiber vor den Spiegeln nicht fürchten. Jene dämonische und zugleich lächerliche Furcht kommt nämlich immer nur den Männern zu. Frauenzimmer haben sich noch nie vor einem Spiegel gefürchtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 31.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 24. März 1845.

Slawische Literatur.

2) Pjesnicki hornych a delnych Luziskich Serbow. Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz. Aus Volksmunde aufgezeichnet, mit den Sangweisen, deutscher Uebersetzung, Erläuterungen und Anhang von Mährchen, Legenden und Sprüchwörtern, herausgegeben von Leopold Haupt und J. E. Schmaler. Zwei Theile. Grimma, Gebhardt, 1841. 1843. Groß 4.

Die sogenannten Wenden in der Lausitz sind der kleine Ueberrest des großen Volks der Sorben, das einst an der Spree und Elbe herrschte, aber von den Sachsen überwunden wurde. Sie nennen sich noch jetzt Serben. Wenden werden sie nur von den Deutschen genannt, gemeinschaftlich mit allen andern, ostwärts von den Polen und Böhmen (Lechen und Tschechen) wohnenden Slawen, die man unter dem allgemeinen Namen der Wenden zusammenfaßte und die sämmtlich, bis auf jenen Lausitzer Rest, germanisirt wurden. Der Kreis, innerhalb welchem noch slawisch gesprochen wird, hat sich immer mehr verengt, da der Verkehr mit den Deutschen, die deutsche Herrschaft, der Schulunterricht ꝛc. das slawische Element mehr und mehr verdrängen. Doch zählt man noch 245,000 echte, slawisch redende Wenden, jetzt größtentheils unter preußischer Herrschaft, nur noch 50,000 unter Sachsen. Ihre Sprache ist zunächst der böhmischen verwandt.

Hier werden nun ihre Volkslieder zugleich in slawischer und deutscher Sprache und vieles über ihre alten Gebräuche, Volkssagen und Volksmeinungen mitgetheilt. Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts war ein Lieutenant von Bünau der erste, der einige dieser schönen Lieder aus dem Munde des Volkes nachschrieb und sammelte. Anton nahm eine Abschrift davon, jedoch ohne die Melodien. Pastor Bronisch in Jessen revidirte und vermehrte sie vor etwa zehn Jahren. Dann setzte die oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften einen Preis auf die beste Sammlung, es konnte jedoch nur das Accessit ertheilt werden. Der Sekretär der Gesellschaft, Herr Haupt, der sich auch mitbeworben hatte, trat später mit dem Mitherausgeber der vorliegenden Sammlung, Herrn Schmaler, der gleichfalls sehr thätig im Aufzeichnen gewesen war, zusammen und durch beider fleißige Bemühung entstand nun das vorliegende in jeder Beziehung ausgezeichnete Werk, welches zu den vielen hundert Liedern mit ihren Melodien auch treffliche Kommentare enthält und typographisch sehr schön ausgestattet ist.

Die Lieder sind eingetheilt in 1. Feldlieder, die im Freien gesungen werden und insgemein rührende Romanzen sind. 2. Gesetzchen, kurze, meist spitzfindige Räthsel enthaltene Liedchen, wozu der junge Bursch seinem Mädchen aufspielen läßt, bevor er ihr Bier schenkt. 3. Tanzliedchen, während des Tanzes gesungen. 4. Rundgesänge, wobei die Namen aller Anwesenden in das Lied eingeflochten werden. 5. Hochzeitlieder. 6. Bittlieder, die man vor dem Hause singt, in welchem Brod gebacken oder ein Schwein geschlachtet worden, um etwas davon zu erhalten. 7. Legenden.

Die Feldlieder oder Romanzen enthalten durchgängig kleine rührende Geschichtchen von Liebenden, die der Tod trennt, oder die Eifersucht; von Gewalt oder listigen Verführungen; vom frohen Wiedersehen verlorner Kinder oder Geschwister; von grausamen Stiefmüttern; von arm und gering scheinenden Knechten, hinter denen etwas Vornehmes sich verbirgt; von Prüfungen der Liebe und Treue ꝛc. Nur ein einziges eigentlich historisches oder politisches kommt vor I. 32, ein einfaches Siegeslied, das die Serben wegen eines Siegs über die Deutschen sangen, und worin nur die Geschenke gepriesen werden,

die sie zum Lohn für ihre Anstrengungen während der Schlacht von ihrem Könige empfingen.

Gar manches Lied stimmt mit deutschen und andern Volksliedern überein. So S. 33 das schöne Lied von der wiedergefundenen Schwester. Dasselbe Lied, nur mit andern Namen, kommt unter kleinrussischen, slawakischen, deutschen, holländischen und dänischen Volksliedern vor. — Tragikomisch ist das Lied von Katharinchen, die sich hinter neun Schlössern verschließt und doch von dem wendischen Don Juan Wuirjowski, indem er sich als eine Dame verkleidet und vorgeblich vor seiner eigenen Nachstellung zu ihr flüchtet, betrogen wird.

Zu den einfachsten und lieblichsten Liedchen gehört folgendes (I. 48):

Zwei weiße Füße Täubchen hat,
Der Bursch zwei schöne Liebchen hat.

Und wenn er mit der einen sprach,
Die andre seufzte Weh und Ach.

„O seufze nicht mein Mägdelein,
Du sollst ja auch mein Liebchen seyn.“

„„Mit solcher Liebe laß mich seyn,
Ich will dich haben ganz allein.““

Da nahmen sie sich bei der Hand,
Und führten sich am Wiesenrand.

Und mitten auf dem Wiesenplan,
Da trafen sie zwei Schlösser an.

„Nun will ich, Mägdlein, daß du sagst,
In welchem du wohl wohnen magst.“

„„Wo du willst, Liebster, mag es seyn,
Hab ich nur dich, nur dich allein.““

Das Lied S. 47 von dem verschmähten Liebhaber, dem seine spröde Schöne sagt, sie wolle ihn lieben, wenn er ihr im Winter Rosen bringe, und der ihr nun eine malen läßt, ist wohl kaum alt. Dagegen hat das auf S. 57 sehr altvolksthümliche Züge:

Im Wald beugt sich ein Tännelein,
Herunter fiel ein Mägdelein.

Bevor es ganz zur Erde fiel,
Da fängt es noch der Liebste auf.

„Fang mich nicht auf, Geliebter mein,
Ich hab sehr schwarze Händelein.“

„„Auf schwarze Händchen seh ich nicht,
Ist lieblich nur das Angesicht.
Dein liebes Angesicht ist, traun:
Gar fein und lieblich anzuschaun.““

„„Nun tritt, mein Liebchen, auf mein Schwert,
Und von dem Schwerte auf mein Pferd.

Auf meinen Goldfuchs schwinge dich,
Ins fremde Land laß führen dich.

Im fremden Lande sind wir hier,
Was kaufen wir? jetzt sag es mir.

Was bring dem Vater ich daheim?““
„Der lange Fuchspelz soll es seyn.

Wenn er den Fuchspelz sich zieht an,
Er an die Tochter denken kann.“

„„Was bringen wir dem Mütterlein?““
„Den langen Kittel weiß und fein.

Wenn sie sich zieht den Kittel an,
Sie an die Tochter denken kann.“

„„Was bring dem ältern Bruder ich?““
„Den Goldfuchs Liebchen sicherlich.

Wenn er dann reitet auf dem Plan,
Er an die Schwester denken kann.“

„„Was bring dem jüngern Bruder ich?““
„Das blanke Schwert ganz sicherlich.

Wenn es die Sonne blitzet an,
Er an die Schwester denken kann.“

„„Was bring der lieben Schwester ich?““
„Ein ländisch Kleid ganz sicherlich.

Wenn sie das Kleid sich ziehet an,
Sie an die Schwester denken kann.“

„„Was kaufen wir uns beiden ein,
Mein allerliebstes Schätzelein?““

„Den Kranz, die Borta kaufe nicht,
Die beiden brauchen wir ja nicht.

Viel lieber kauf ein Wiegelein,
Daß wir uns können wiegen fein.“

Nicht minder volksmäßig ist folgendes S. 68:

Bursche hat sich lassen trau'n,
Das bracht ihm großes Ungemach.
Ein Weibsbild nahm er sich zur Frau,
War böser Leute nutzlos Kind.

Das Brod, das fraß sie gar zu gern,
Arbeiten aber wollt sie nicht;
Sie hatten beide eine Kuh,
Die ließen ungemelkt sie stehn.

„Mann, treib zu Markte unsre Kuh:
Kauf uns dafür nur Quärge ein,
Damit wir essen sie zum Brod,
Wohl ziemlich lange reicht es aus.“

Zu Markte trieb der Mann die Kuh,
Verkauft sie für ein Stückchen Brod,
Und dennoch dünket es ihm so,
Als hab er theuer sie verkauft.

Der Mann ging wieder dann nach Haus,
Mit seinem theuern Stückchen Brod,
Und als der Mann nach Hause kam,
Da war gestorben seine Frau.

Zusammen alle Mäus er fing,
So viel er hatte nur im Haus,
Mit diesen er die Selige,
Die liebe Frau zu Grabe fuhr.

Zusammen las die Eicheln er,
So viel er hatte nur im Haus;
Mit diesen er der Seligen
Gar schön zu Grabe läutete.

Den Gänsen kauft er Hafer viel,
Zu singen die Vigilie,
Sie fraßen all den Hafer auf
Vergaßen die Vigilie.

Auch die liebliche Sage von dem um den verlornen Geliebten trauernden Mädchen, die von dem unerkannt zurückkehrenden ausgefragt, geprüft und dann aus allem ihrem Leid gerissen wird, kehrt bei den Wenden, wie bei so vielen andern Volksstämmen wieder S. 72. Eben so die Sage von dem spröden Mädchen, die erst dann von Liebe bewegt wird, als sie hört, daß der verschmähte Liebhaber um sie gestorben ist S. 85. Deßgleichen die Sage von Hero und Leander S. 86. Die Sage vom Wassermann, der ein Mädchen beim Tanz entführt S. 62. Die Sage von der Nachtigall, die den Tod des Geliebten meldet S. 71. Auch die schöne Sage, die das deutsche Lied von einer Nonne auf Nonnenwerth im Rhein und dem vorüberfahrenden Ritter erzählt S. 112:

Auf hohen Bergen wandelt' ich,
Auf hohen Bergen hoch.

Hernieder in das Thal ich sah,
Ja in das Thal so tief.

Ein Schifflein sah ich fahren hin,
Drei Bursche auf dem Schiff.

Der schönste war der mittelste
Und der gefiel mir wohl.

Er zog herab sein Ringelein,
Sein silbern Ringelein.

„Hier hast, hier hast du, Mägdelein,
Mein silbern Ringelein.“

„„Nicht nehmen darf ich deinen Ring,
Die Mutter will es nicht.““

„So sage deiner Mutter nur,
Gefunden hätt'st du ihn.“

„„Darf Mütterchen belügen nicht,
Muß Wahrheit ihr gestehn.

Viel lieber will ich sagen ihr:
Der Jüngling will mich frei'n.““

Einige Lieder sind schauerlichen Inhalts, z. B. S. 99 von der Magd, die ihre Frau vergiftete, wobei die kalte Trockenheit, mit der alles erzählt wird, das Grauen noch vermehrt. Noch mehr das Lied S. 135 von dem armen Waisenkind, das sich vor den Mißhandlungen der bösen Stiefmutter zum Grabe der Mutter flüchtet.

Von den Gesetzchen mag man sich einen Begriff aus folgender Probe machen, S. 177:

„Nun sagte mir mein Mägdelein:
Was mag im Winter grüne seyn,
So schön, so frisch, so grün?“

„„Das Tannchen auf dem Berglein dort,
Das grünt im Winter immerfort,
Das ist so frisch, so grün.““

„Nun sage mir mein Mägdelein,
Was mag im Sommer ohne Blüthe seyn,
Wohl ohne Blüthe weiß?“

„„Am Berglein dort steht Farrenkraut,
Daran man keine Blüth erschaut,
Wohl keine Blüthe weiß.““

„Nun sage mir mein Mägdelein,
Was theurer mag als Silber seyn,
Als Silber rein und klar?“

„„Mein Rautenkranz, die Ehre dein,
Muß theurer wohl als Silber seyn,
Als Silber rein und klar.““

„Nun sage mir mein Mägdelein,
Was leichter mag als Federn seyn,
Als Federn von der Gans?“

„„Wenn wir zusammen kommen hier,
Das ist ja leichter dir und mir,
Als Federn von der Gans.““

„Nun sage mir mein Mägdelein,
Was ist wohl schwerer als ein Stein,
Wohl als ein Mühlstein groß?“

„„Wenn von einander scheiden wir,
Das ist ja schwerer dir und mir
Als wie ein Mühlstein groß.““

Unter den Hochzeitliedern scheint uns das alterthümlichste und merkwürdigste das auf S. 248 zu seyn:

Unter unsern Fenstern da
Steht ein dürrer dürrer Stock,
Hale Juchhe!
Dürrer Stock ja dürrer Stock
Und dann noch Etwas weiter.

Was wuchs aus dem Stocke denn?
Ein ganz kleines Reiselein,
Hale Juchhe!
Reiselein ja Reiselein
Und dann noch Etwas weiter.

Was wuchs aus dem Reiselein?
Ein ganz kleines Blättelein,
Hale Juchhe!
Blättelein ja Blättelein
Und dann noch Etwas weiter.

Was steht auf dem Blättelein?
Steht ein Wassertröpfelein,
Hale Juchhe!
Tröpfelein ja Tröpfelein
Und dann noch Etwas weiter.

Was ist in dem Tröpfelein?
Ein ganz kleines Kämmerlein,
Hale Juchhe!
Kämmerlein ja Kämmerlein
Und dann noch Etwas weiter.

Was steht in dem Kämmerlein?
Ein gar weißes Bettelein,
Hale Juchhe!
Bettelein ja Bettelein
Und dann noch Etwas weiter.

Was liegt in dem Bettelein?
Delanks Herta nett und fein,
Hale Juchhe!
Nett und fein ja nett und fein
Und dann noch Etwas weiter.

Wer bei Delanks Herta liegt?
Das ist Häuschen Kowartschick
Hale Juchhe!
Kowartschick ja Kowartschick
Und dann noch Etwas weiter.

Was steht bei den Beiden dort?
Ein gar kleines Wiegelein,
Hale Juchhe!
Wiegelein ja Wiegelein
Und dann noch Etwas weiter.

Was liegt in dem Wiegelein?
Ein ganz kleines Kindelein,
Hale Juchhe!
Kindelein ja Kindelein
Und dann noch Etwas weiter.

Was hat denn das Kindelein?
Hat den Nutsch im Lappen fein,
Hale Juchje!
In dem Lappen, in dem Lappen
Und dann noch Etwas weiter.

Was denn bei dem Kindelein?
Wärter in der Kappen von Lein,
Hale Juchhe!
Nutsch im Lappen, Wärter in Kappen
Und dann gar Nichts weiter.

Auch fehlt hier nicht eine Wiederholung der auch aus deutschen Liedern bekannten Thierhochzeit: Wer soll die Braut seyn? Eule soll Braut seyn 2c.

Unter den Legenden finden sich einige sehr originelle, z. B. S. 273 eine von dem Mann im Monde, der ein frommer Sohn seyn soll, welcher Gott und der Madonna zur Geige spielt, um dadurch die Erlösung seiner sündigen Eltern zu erwirken; S. 281 eine Legende von der mit den Engeln tanzenden Madonna. Ferner wiederholen sich hier die schönen Legenden vom h. Georg S. 278 und von dem unschuldig Gehenkten, der nicht sterben konnte S. 285.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 32.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 28. März 1845.

Pflanzenkunde.

Vierundzwanzig Vegetationsansichten von Küstenländern und Inseln des stillen Oceans. Aufgenommen in den Jahren 1827 — 1829 auf der Entdeckungsreise der k. russ. Korvette Senjawin von F. H. von Kittlitz. Erste Lieferung. Siegen und Wiesbaden, Friedrich, 1844. Quer Folio.

Ein sehr ausgezeichnetes und empfehlenswerthes Werk. Man hat es bisher nur zu sehr versäumt, die Vegetation in ihren physiognomischen Gruppen zu porträtiren. Man begnügte sich, nur die Familien, Gattungen und Arten zu klassificiren, und riß eine jede aus dem Zusammenhange, in dem sie mit andern vorkommt, heraus, wie wenn man ein musivisches Gemälde zerschlagen wollte, um die einzelnen Stifte nach Größe und Farbe oder nach den Steinarten allein zusammenzustellen. Alexander von Humboldt war wenn nicht der erste Naturforscher, der auf die physiognomischen Pflanzengruppen aufmerksam machte, doch der, welcher der Bedeutung derselben eine allgemeine Anerkennung verschaffte. Nach ihm geschah viel für die Pflanzengruppirung, doch wieder mehr nur in geographischem Sinne. Um die Physiognomik erwarb sich Meyen ein neues Verdienst, indem er sehr schön eine Pflanzenform aus der andern in einer aufsteigenden Reihe der physiognomischen Hauptcharaktere entwickelt. Allein das alles war bloß in Worten gesagt. An bildlichen Darstellungen fehlte es noch gänzlich.

Herr von Kittlitz ist nun der erste, welcher diesem fühlbaren Mangel abhilft und zum erstenmal eine Reihe von Vegetationsporträts darbietet, in welchen der verschiedenartigste physiognomische Charakter sich ausspricht. Es fehlte zwar bisher nicht an tragischen und andern Landschaftsbildern, ja die kostbareren Reisebeschreibungen wimmeln davon. Aber mit Recht bemerkt Herr von Kittlitz, daß die Kupferstecher in der Regel Phantasiestücke daraus gemacht haben, indem sie nicht nach der Natur selbst, sondern nur nach unvollkommenen Zeichnungen einer fremden Hand arbeiteten, und es ganz unmöglich für einen europäischen Kupferstecher ist, der nie selbst in den fremden Welttheilen war, die eigenthümlichsten Züge der Verzweigung und namentlich auch der Beleuchtung richtig aufzufassen. Er sah sich daher auch genöthigt, seine Zeichnungen selbst in Kupfer zu stechen, weil er sie keinem, dem nicht die Originale in der Natur bekannt waren, anvertrauen zu dürfen glaubte.

Sein mühevolles Werk ist ihm nun in jeder Beziehung wohlgelungen. Das Ensemble der Vegetation auf jedem Blatte verräth die treueste Naturwahrheit. Hier erblicken wir eine Gebirgsheide mit ärmerer aber höchst eigenthümlicher Vegetation, in der alles zusammenstimmt, so daß wir uns plötzlich in jene ferne Gegend versetzt fühlen. Dort öffnen sich uns die herrlichen Säulenhallen eines tropischen Uferwaldes. Hier gerathen wir in ein undurchdringliches Dickicht; dort ist über die größte Fülle und Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt dennoch eine heitre Klarheit verbreitet.

Das Schiff, auf welchem der Verfasser sich befand, umreiste die Welt, und er bietet daher Scenen aus den entlegensten Welttheilen dar. Die erste Lieferung, die uns vorliegt, bringt neun Blätter, und zwar von den 24, die das Ganze umfassen soll, das erste, welches die Vegetation auf den kahlen Höhen von Chile im März darstellt; das 2te, Unterholz und sumpfige Niederungen der Insel Sitcha an der Westküste von Nordamerika, im Juli aufgefaßt; das 6te, ein sumpfiger Wald mit Bananenbäumen auf dem Carolinenarchipel, im December; das 10te, innere Ansicht eines Waldes auf denselben Inseln; das 11te, Wald auf dem Madreporboden der Marianen-Inseln, im März; das 14te, Uferbild von der Insel Peel; das 16te, Gebirgswald daselbst, beide im Mai; das 18te, Laubwald von Kamtschatka, im Juli; das 23ste, Vegetation der Insel Luzon, im Januar.

Um zu zeigen, wie sehr der Verfasser seine Aufgabe

begriffen und welchen feinen Sinn er für die Natur hat, heben wir aus den zwei Bogen Text, die den ersten Abbildungen beiliegen, Folgendes aus: „Der Ausdruck, der so oft von Reisenden, bei Schilderung einer tropischen Vegetation, gebraucht wird: „Unzählige Zweige und Blätter bilden ein so dichtes Laubdach, daß kein Sonnenstrahl es zu durchdringen vermag" u. s. w. kann leicht eine ganz falsche Vorstellung erwecken, und thut dieß gewiß in den meisten Fällen. Ich selbst hatte mir, nach solchen Beschreibungen, eine Tiefe des Schattens, eine Waldesnacht vorgestellt, stärker, als wir sie in unsern Schwarzwaldern finden. Ich war daher nicht wenig erstaunt, unter den herrlichsten Bäumen, deren weitverbreitete Belaubung den Himmel fast nirgends durchblicken ließ, doch immer noch so viel Licht zu sehen. Anfangs war ich geneigt, dieß allein der senkrechten Mittagsbeleuchtung zuzuschreiben, aber nachdem ich dasselbe zu den verschiedensten Tageszeiten bemerkt, mußte ich mich überzeugen, daß es eben ein klimatischer Charakter ist. — In der That, was sollte wohl aus der ganzen Welt von Pflanzen werden, die in eben diesem Schatten zu leben bestimmt sind, wenn die fürsorgende Natur nicht den ungeheuern Laubmassen, die ihn bilden, eine Stellung und Vertheilung gegeben hätte, welche den Lichtstrahlen gestattet, wenn auch tausendfach gebrochen, doch noch in hinreichender Kraft zu den unten lebenden Gewächsen zu gelangen. — Dieser eigenthümliche Charakter einer in beständig warmer und feuchter Luft gedeihender Vegetation scheint sich am deutlichsten in der eleganten Form der Palmen und baumartigen Farrenkräuter auszusprechen; — und genau betrachtet liegt diese den meisten der heißen Zone besonders eigenen Pflanzenformen zum Grunde. Nicht nur, daß die Yuccen, Dracaenen und Pandanen, die großen Scitamineen u. a. m. den Hauptzügen nach die Gestalt der Palmen sehr auffallend wiederholen, auch an den stärksten Waldbäumen pflegt sie, in jenem Klima, noch in gewisser Hinsicht vorzuherrschen, da gewöhnlich die äußersten Zweige, mit dem nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Blätterbüschel, einer Palmenkrone im Kleinen mehr oder weniger ähnlich sehen. Wenn aber diese kleinen Kronen so häufig aus schweren und ungetheilten Blättern bestehen und dadurch den Palmen wieder unähnlich werden, so übernimmt es die in der heißen Zone so viel bedeutende Mimosenform, in ihren gefiederten Blättern die zierliche Palmenbildung von dieser Seite her zu wiederholen und aufs wunderbarste zu variiren. — Ja es gibt sogar mimosenartige Bäume, welche die ganze Palmengestalt deutlicher nachahmen, als man es je von Dicotyledonen erwarten sollte. — Ueberall wird man in jenem Klima eine gewisse, ganz eigenthümliche Durchbrochenheit, welche bei den Palmen nur am ausgebildetsten erscheint, wahrnehmen, selbst an Gewächsen, die sonst mit jenen am wenigsten zu vergleichen sind, und bei denen vielleicht nur die freiere Entwicklung diesen herrschenden Charakter hervorbringt. Große Massen sehr feinen Laubes erhalten dadurch ein so leichtes Ansehen, daß sie gleichsam in der Luft zu schwimmen scheinen; — aber auch bis auf die kleinsten, den Boden bedeckenden Farrenkräuter herab zeigt Alles ein Streben nach excentrischer Ausbreitung, welches den einzelnen Theilen nicht gestattet auf einander zu lasten, sondern in beständig sich kreuzenden Linien überall Zwischenräume bildet für den Durchgang der Luft und des Lichtes. In geringerem Grade werden wir diesen Charakter zwar nirgends vermissen, wo überhaupt Pflanzenwuchs ist, besonders deutlich aber tritt er da hervor, wo gleichmäßige Wärme und Feuchtigkeit das ganze Jahr hindurch herrschen. Die Natur zeigt dort mehr, als anderswo, jene erhabene Schönheit, die uns in den edelsten Werken der Baukunst des Mittelalters anspricht, jene Durchbrochenheit bei riesigen Massen und größtem Reichthum an Formen. * In heißen, aber mehr trockenen Gegenden zeigt sich dieß viel weniger deutlich, Bäume und Sträucher nehmen hier, fast wie in den kälteren Klimaten, gern einen etwas dickbuschigten, mehr kleine Zweige entwickelnden Wuchs an, wahrscheinlich, weil hier die regelmäßig anhaltende Dürre und der damit verbundene Sommerschlaf der Natur ihre Lebensthätigkeit periodisch stört, wie der Winter in höheren Breiten."

* Der vielbesprochene gothische Spitzbogen — seine arabische Abkunft ist wohl mehr als Wahrscheinlichkeit — entsteht durch zwei senkrechte Palmenstämme, deren Kronen einander berühren in sich kreuzenden Bogenlinien. Die hier folgenden Blätter werden hoffentlich im Stande seyn, dieß durch Beispiele nachzuweisen.

Slawische Literatur.

2) **Pjesnicki hornych a delnych Luziskich Serbow.** Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz. Aus Volksmunde aufgezeichnet, mit den Sangweisen, deutscher Uebersetzung, Erläuterungen und Anhang von Mährchen, Legenden und Sprüchwörtern, herausgegeben von Leopold Haupt und J. E. Schmaler. Zwei Theile. Grimma, Gebhardt, 1841. 1843. Groß 4.

(Schluß.)

Der zweite Band enthält die niederwendischen Volkslieder in der Niederlausitz. Einige davon sind den oberwendischen ganz ähnlich. Doch tritt ein humoristischer

Zug kräftiger hervor. Gar hübsch ist das zweite Lied von einem Liebhaber, der mit seinem Mädchen trutzt, und es mit geschwungenem Schwert auf schnaubendem Rosse verläßt — um mit Nächstem freundlich wiederzukommen. Noch derber ist der Witz in einem andern Lied. II. S. 70.

„Schwimme, schwimme, Blättelein,
Zu des Liebchens Kämmerlein!“
Hingeschwomm'n zum Kämmerlein
Konnt es kommen nicht hinein.

Thüre ist aufs Allerbest'
Zugeschlossen gar so fest,
Mit'n Strohhalm zugestemmt,
Mit'n Erbsenkorn verhemmt.

Drei gleich schöne Magdelein
Stecken in dem Kämmerlein,
Doch die jüngst, ein muthig Kind,
Höchster Schönheit Preis gewinnt.

Nimmt den Liebsten, führet ihn
An der Hand zum Boden hin:
„„Nun mein Liebster sag mir das,
Ob du denn recht lieb mich hast?““

„Ja gar sehr lieb hab ich dich
Aber nie heirath ich dich,
Aber nie heirath ich dich
Doch gar sehr lieb hab ich dich.“

Band an Händ und Füßen ihn,
Warf herab vom Boden ihn,
Brach ihm eine Rippe noch
Das fuhr in den Kopf ihm doch.

„Danke schön mein Liebchen, dir,
Daß du dieß gethan an mir,
Ich will nun auch von euch gehn,
Und dich niemals wieder sehn.“

„„O, mein Schatz, verschwör es nicht,
Kommst schon wieder sicherlich.““
Es verging kein Vierteljahr,
Schatz schon fleißig bei ihr war.

Zu dieser lustigen Gattung gehört auch S. 84 ein sehr komisches Lied von einem Ehemann, den die Frau schlägt und der in der Angst aus dem Fenster springt, draußen aber seinen Nachbar findet, dem es ganz eben so ergangen ist. Nun lamentiren sie beide zusammen. — Auch die Armuth findet ihren humoristischen Ausdruck z. B. in dem zärtlichen Liede eines blutarmen Freiers S. 43 und in einem anderen, worin der Freier zwischen einer faulen Reichen und fleißigen Armen schwankend endlich die letztere wählt, S. 51. — Eine sehr komische Abschätzung der Menschen nach Alter und Geschlecht kommt S. 47 vor, eine Art von Wergeld. Zwei alte Männer gelten eine Brodrinde, zwei alte Weiber einen alten Rechen, ein schöner Bursch eine halbe Perle, zwei schöne Mädchen tausend Thaler, zwei junge Männer ein Stückchen Semmel, zwei junge Frauen einen Thaler. — S. 61 findet sich ein Lied, beim Austreiben des Viehes zu singen, welches dem Kuhreigen in den Alpen sehr ähnlich ist (vergl. Tobler Sprachschatz S. 124). Recht gut ist auch das Klagelied über getrennte Liebe S. 80:

Mädchen hat 'n Andern längst.
  Dem Burschen hats gefehlt.
Mädchen führt zur Trauung man,
  Den Bursch zum Pflug aufs Feld.

Läuteten die Glocken ihr
  So brüllten Ochsen ihm,
Spielten Musikanten ihr
  So quitschten Räder ihm.

„Ach was hab ich doch gethan,
  Daß ich mein Lieb verließ?
Hab 'ne Andre wohl, doch sie
  Ist untreu mir gewiß.

Was wir damals uns gesagt,
  War alles treu gemeint,
Was wir jetzt uns sagen — nein,
  Das ist nicht treu gemeint.“

Auch hier kehrt das rührende Lied von der Waise auf der Mutter Grabe wieder S. 90, wohl eins der schönsten der Sammlung:

Um den Kirchhof die Waise dreimal wankt,
Um den Kirchhof die Waise dreimal wankt,
  Und da findet sie der Mutter Grab.

Meine Mutter stehet doch nur auf! :|:
  Kommt und schneidet mir ein Stückchen Brod.

„Hast 'ne junge Mutter ja zu Haus, :|:
  Mag die schneiden dir ein Stückchen Brod.“

Junge Mutter eigne Kinder hat,
Ihren Kindern röstet sie das Brod
  Gibt mir auch verbrannte Rinden nicht.

Meine Mutter, stehet doch nur auf! :|:
  Kommt und waschet mir das Hemdchen aus.

„Hast 'ne junge Mutter ja zu Haus, : | :
Mag die waschen dir das Hemdchen aus."

Junge Mutter wäscht mein Hemdchen wohl,
Doch in Fetzen auch zerreißt sie mirs,
Wirft es dann mir in den Winkel hin.

Meine Mutter stehet doch nur auf! : | :
Kommt und kämmet mir das Köpfchen aus.

„Hast 'ne junge Mutter ja zu Haus, : | :
Mag die kämmen dir das Köpfchen aus."

Junge Mutter kämmt mirs Köpfchen wohl,
Doch sie schlägt mir auf dasselbe auch,
Stößt es immer, immer vor sich weg.

Meine Mutter stehet doch nur auf, : | :
„Ach, mein Kind, ich stehe nimmer auf.

Auf der Brust liegt mir ein schwerer Stein,
Auf den Augen liegt mir weißer Sand,
Grüner Rasen auf den Füßen mir."

Von dem Himmel kamen Engel zwei,
Nahmen an der Hand das Waisenkind,
Flogen mit ihm in den Himmel ein.

Unter den Hochzeitliedern ist das auf S. 183 als das schönste zu empfehlen. Der Abschied der jungen Braut von den Eltern wird darin auf die gemüthlichste Weise geschildert, so daß man sich keine reizendere Idylle denken kann. Sehr lieblich, wenn auch nach unsern Begriffen etwas frei, ist auch das Lied auf S. 141, zu singen, wenn die Braut zu Bette gebracht wird.

Am Schlusse dieses Bandes erhalten wir noch Fabeln und Volkssagen in Prosa. Einige sind sehr originell, z. B. die vom klugen Frosche, der mit dem Fuchs wettlaufen wollte, sich unbemerkt auf dessen Schwanz setzte und unbemerkt heruntersprang, als der Fuchs stille hielt und sich umsah. „Wo bleibst du denn so lange? rief auf einmal der Frosch. Ich bin schon wieder auf dem Rückwege, da ich am Ziele vergeblich auf dich gewartet habe." — Auch kommen mehrere sehr gute Fabeln vom Wolf vor S. 161 ff. Viel Eigenthümliches hat die Sage von Lipstulljan, der sich dem Teufel verschrieb, aber von seinem Sohn gerettet wurde S. 176. Merkwürdig ist die Sage von Dyterbernard, d. h. Dieterich von Bern, der hier das wilde Heer anführt. Er ist offenbar die männliche Ergänzung zu der Bertha, die in den Raubnächten der Wintermitte ihr Wesen treibt und den Zug der Seelen anführt. Schwerlich ist diese mythische Person eine echt slawische und vielmehr aus der deutschen Sage entlehnt.

Dann folgt eine Sammlung Sprichwörter; darunter: die alten Ochsen spielen, das Wetter will sich ändern (sagt man, wenn alte Gecken jung thun). — Du hast einen Elsterfuß gegessen (bist schwatzhaft wie eine Elster). Alles hat ein Ende, die Wurst zwei ꝛc.

Ferner eine Sittengeschichte des Volks, seines Charakters, seiner Lebensweise und Tracht, seiner mannigfaltigen alten Gebräuche, wobei besonders Hochzeiten, Kindtaufe und Begräbniß die Hauptrolle spielen. Das Völkchen hat sich in seiner insularischen Abgeschiedenheit gesund, wohlhäbig und tüchtig erhalten und ist den alten Sitten treu geblieben. Von der gar seltsamen Tracht der Mädchen und Frauen geben die beiliegenden illuminirten Steindrucktafeln gute Abbildungen.

Endlich einige sehr interessante Beiträge aus dem Volksaberglauben. Manches wie z. B. die Bedeutung des Farrensamens in der Johannisnacht, stimmt mit dem deutschen Aberglauben überein. Manches andere ist wieder ganz originell, z. B. daß man dem Irrlicht Geld geben müsse, und daß es dann zum Wegweiser diene, — daß eine weiße Henne als Schutzgeist dem erscheine, dem ein Unglück drohe, — daß man da, wo man die erste Schwalbe sieht, unter seinem rechten Fuß eine Kohle finden werde, die uns das ganze Jahr hindurch vor Kopfschmerz bewahrt ꝛc. Unter den wenigen und nicht sehr deutlich hervortretenden mythischen Wesen, die noch in der Erinnerung des Volkes leben, fällt die Murawa auf, welche die Schlafenden als Alp drückt und von der es zugleich heißt, sie erscheine in der Gestalt eines aschgrauen Schmetterlings, wenn es im Sonnenschein regne. Das erinnert an den deutschen Aberglauben, demzufolge, wenn die Sonne in den Regen scheint, der Teufel seine Großmutter schlage. Aus dem Gebiete des Aberglaubens hätte wohl noch Manches mitgetheilt werden können, z. B. auch was die Bedeutung der Pflanzen betrifft. Die der Raute z. B. erhellt aus den Stellen der Volkslieder im ersten Bande S. 27, 39, 52, 132, 154, 201 und 333 klarer als aus allen bisher bekannten slawischen Dichtungen. Wo so bestimmte Begriffe von einer Pflanze sich finden, sollte auch noch mehr von andern gefunden werden können. Doch sind die Notizen über den Aberglauben überhaupt nur Zugabe, da das Werk vorzugsweise nur den Volksliedern gewidmet ist.

In dieser Ausschließlichkeit nun gehört die vorliegende Sammlung zu den reichhaltigsten und dankenswerthesten, die unsre Literatur besitzt und wir können sie den Freunden der Poesie nicht genug empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 33.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 31. März 1845.

Das Ronge'sche Schisma. *

Wenn ein nationales Bedürfniß immer allgemeiner gefühlt wird, die Gährung steigt und nicht abzusehen ist, wie der Knoten sich lösen soll, so keimt oft diese Lösung in einer Idee und reift allmählig ungeahnet, bis sie zur rechten Zeit mit überraschender Wirkung hervortritt.

Wird aber das Lösungswort dieses Räthsels vorschnell ausgesprochen und tritt eine Emanation dieser Idee als unreife Frühgeburt hervor, ehe ihre Nothwendigkeit die Nation mächtig durchdrungen hat und ehe ihre normale Richtung zum klaren Bewußtseyn gelangt ist — so ist die Begebenheit, durch welche dieß geschieht, ein Unglück, denn sie verpfuscht nicht selten in ihrer falschen Richtung die Sache selbst.

In einer Zeit, wo auf der einen Seite die Uebergriffe der Römlinge in Deutschland offener als jemals das Panier des Ultramontanismus entfalten, — wo auf der andern Seite der Kampf einer alles zersetzenden Philosophie mit unter sich heterogenen und uneinigen religiösen Elementen zur kirchlichen Anarchie führt, und jede innere Grundlage auflockert — wo das Ende des bisherigen Wegs in seinen äußersten Konsequenzen im Bodenlosen sichtbar wird, nirgends aber ein Anhalts- oder innerer Einigungspunkt sich zeigt, — in einer solchen Zeit war das Auftauchen einer nicht römischen, sondern deutsch-katholischen Kirche für den, welcher die Zeichen der Zeit beobachtet, eine Erscheinung vom höchsten Interesse.

Ist doch auf der katholischen Seite die Zahl derer nicht gering, welche über die zunehmenden Uebergriffe des Ultramontanismus in der katholischen Kirche Deutschlands, über das gänzliche Mißverstehen dessen, was dieser Kirche und dem deutschen Nationalcharakter in unsrer Zeit Noth thut, über das widersinnige Streben, mittelalterliche Zustände und Gesinnung zurückzuführen, über den römischen Druck, in welchem der deutsche Klerus niedergehalten wird, sich entrüsten und welche mit Wehmuth an Zeiten zurückdenken, wo zwar eine germanische Kirche mit verbrieften besonderen Immunitäten nicht bestand, dagegen die churfürstlichen Erzbischöfe es verstanden, in Mitten der Glanzperiode des Katholicismus ultramontane Uebergriffe und Anmaßungen des päpstlichen Stuhls gegen die deutsche Nation eben so energisch zurückzuweisen, als die weltlichen der Kaiser. Kraftäußerungen, von denen die Emser Konferenz eine verspätete Nachahmung in einer gesunkenen Zeit, die zur Zeit der Wiederbelebung des Katholicismus dagegen so vielfach gehegte Hoffnung auf eine germanische katholische Kirche unter der Vermittlung eines Wessenbergs und anderer erleuchteter Priester das letzte aufflackernde und erlöschende Feuer war, gegen welches die Gegenwart so jämmerlich absticht.

Auf der protestantischen Seite aber wächst täglich die Zahl derer, welche (besonders unter den Nichttheologen) zugestehen, daß bei dem Gange, welchen die Reformation genommen, in Dogma und Kultus gar vieles von dem, was einem wesentlichen menschlichen Bedürfniß entspricht und was die schöneren Seiten des Gemüths anregt — zu Beseitigung des damit getriebenen Mißbrauchs — uns auch in seinem richtigen heilbringenden Gebrauch entzogen; daß zu Rettung der Reformation

* Ohne in das ohnehin unerfreuliche Detail der zahlreichen Streitschriften für und wider Ronge eingehen zu wollen, theilen wir einen uns eingesandten Aufsatz mit, welcher diese Angelegenheit vom freiesten Standpunkt aus beleuchtet.

Die Redaktion.

die Kirche der weltlichen Macht als polizeiliche Dienstmagd überantwortet worden, und daß dieselbe in unsrer Zeit nach dreihundertjährigem theologischen Gezänke und angeblicher fortschreitender Forschung statt zu einer segensreichen festern Begründung und einem Endresultate zu kommen, vielmehr der philosophischen Skepsis und unter sich selbst uneinigen, in ihren verschiedenen Ansichten rechthaberischen und engherzigen Sekten immer mehr anheimfalle — so daß wenn überhaupt eine Kirche fernerhin bestehen soll — dieselbe auf ein festes, von dem jeweiligen landesherrlich-hochfürstlichen Konsistorialglauben und den Verirrungen des Zeitgeists eben so wie von den Ansichten der Einzelnen unabhängiges und über alles dieses erhabenes Dogma gebaut werden müsse.

Diese Ueberzeugungen, verbunden mit dem in allen Richtungen so mächtig erwachenden deutschen Nationalgefühl und Einheitsdrang — als den bezeichnenden Impulsen der Zeit — deuten, wenn auch in weiter Ferne auf eine deutsch-katholische Nationalkirche als eine Möglichkeit hin, dem dreihundertjährigen von ausländischen Feinden so folgereich ausgebeuteten, und in unsrer Zeit von verblendeten Söhnen Deutschlands selbst aufs Neue aufgestachelten Bruderzwist aufs Neue ein Ende zu machen, und so dem stärksten Volke Europas seine durch religiösen Zwiespalt gebrochene Nationalkraft zurückzugeben.

Den Zeloten beider Parteien, und denen, welche das Bedürfniß eines positiven Offenbarungsglaubens läugnen, erscheint diese Idee freilich den Einen als Gräuel, den Andern als das Hirngespinnst einer überschwängerten Gefühlsrichtung, und der Unbefangene wird zugestehen, daß dieselbe jedenfalls zur Verwirklichung noch lange nicht reif sey.

Mag aber immerhin den Einen unbedingte und blinde Unterwerfung der Nationen und der Gewissen unter römisches Machtgebot als das eigentliche Wesen des Katholicismus, den Andern die unbegrenzt fortgesetzte Forschung jedes Einzelnen in Glaubenssachen als einzige Grundlage des Protestantismus erscheinen: Voraussetzungen, unter denen freilich eine Einigung so unmöglich ist als zwischen Despotismus und Anarchie — so ist doch so viel wahr: nicht das Dogma und die Abweichungen im Symbol und Kultur sind eine unübersteigliche Kluft der Einigung — (die Gläubigen auf beiden Parteien stehen sich näher, als sie wissen) — sondern einzig die unbedingte römische Autorität ist es, so wie sie sich in ihrer Allmacht über die katholische Kirche und über die deutsche namentlich erhebt und das germanische Wesen mit seiner freiern Geistesrichtung und mehr innerlichem als äußerm Religionsbedürfnisse vermöge ihrer romanischen Eigenthümlichkeit gar nicht begreift.

Allerdings muß unter den deutschen Katholiken das vorerst einzeln erwachende Nationalgefühl noch allgemeiner und klarer werden und bei der geregelten Disciplin, welche im ultramontanen Feldlager ein zeitgemäßes Einlenken und Zurückhalten möglich macht, wäre es sogar denkbar, daß vorerst mit weitern kränkenden Uebergriffen inne gehalten würde — (wenn überhaupt der Feuereifer eines ultramontan erzogenen jungen Klerus sich in Masse zurückhalten läßt); dennoch aber wird früher oder später der Augenblick kommen, wo diese Versuche dem denkenden deutschen Katholiken zu derb fühlbar werden, als daß er nicht das Unwürdige der Stellung seiner Nationalkirche fühlen und bei innigerem religiösen Freiheitsdrang als der Franzose und bei verändertem Zeitbedürfniß nicht viel größere germanische Freiheiten fordern sollte, als die der gallikanischen Kirche sind.

Auf der protestantischen Seite aber kann die Zeit ohnehin nicht ferne seyn, wo Glaube und Unglaube sich scheiden müssen. Wenn erst die Sprößlinge der neuen Hegel'schen Schule gläubigen Gemeinden als Seelsorger gegeben sind und bei aller Gewandtheit und angenommenen Salbung der Rede von diesen in der Hohlheit ihres Unglaubens erkannt werden, wenn bei zunehmender Freiheit der Presse keine Censur und keine Angst vor äußeren Nachtheilen in der kirchlichen Laufbahn für die Regierungen mehr ausreichen, direkte Angriffe der neuern Philosophie in Masse gegen den mühsam aufrecht erhaltenen Staats- und Konsistorialglauben zurückzuhalten; wenn bei den hiedurch entstehenden Verlegenheiten und Wirren alle versuchten Gustav Adolph- und andere Vereine zwar als Repressalien und Demonstrationen nach außen, z. B. gegen römische Anmaßungen dienen, nicht aber als ein Einigungsmittel der widersprechendsten Glaubensansichten nach innen helfen wollen, und die Richtigkeit der Konsequenz unumwunden öffentlich erkannt ist: daß sobald man überhaupt die geoffenbarte — sowie andere menschliche Wissenschaft — der Kritik und Forschung des menschlichen Geistes unterstellt und ihre Geltung vom Siege auf diesem Felde abhängig macht, alsdann folgerecht auch die Evangelien selbst als das alleinige Fundament des evangelischen Glaubens ebenso wie jedes wissenschaftliche oder historische Werk von dem Urtheil der Wissenschaft abhänge und nur so viel Geltung behalte, als die Kritik ihnen zuspreche. Wenn diese Sachlage sich allgemeiner dargestellt haben wird, wie sie durch Strauß ꝛc. im Einzelnen bereits sich kund gibt — und wie sie bei der Richtung des deutschen, auf unbedingter Forschung beruhenden Protestantismus konsequenterweise nothwendig eintreten mußte — so wird bei den Schrift-

gläubigen Protestanten (und derer ist bis jetzt in den Massen die Mehrzahl) die Ueberzeugung nicht lange ausbleiben, daß eine Kirche mit festem Dogma, das sich über alle Wissenschaft erhaben stellt, ihnen Noth thue, wobei es auch fernerhin dem einzelnen Mitgliede frei steht, dieses Dogma sich nach seiner individuellen Anschauungs- und Gefühlweise anzueignen; vorausgesetzt nur, daß er sich durch die Resultate seiner Forschung nicht bis zu direktem und offenem Widerspruch gegen diese Grundlehren seiner Kirchengemeinschaft treiben läßt, wodurch er wie bei jeder andern Societät eo ipso außerhalb derselben treten würde.

Auf welchem Punkte nun diese sich nähernden zwei Richtungen zusammentreffen, wann und wie sie sich brüderlich nähern können, das hängt Alles freilich von der Gestaltung der Zukunft ab, und ein detaillirtes Eingehen in diese Möglichkeiten ist jetzt nicht an der Zeit, wohl aber läßt sich hierüber folgendes sagen:

Wenn aus dem römischen Katholicismus ein deutscher hervorgehen soll, d. h. wenn eine Gemeinde katholisch bleiben will, ungeachtet sie ihre dermalige Stellung gegenüber von Rom auflöst, so ist nothwendig, daß sie im Dogma und dem Hauptbestand des Kultus an dem Wesen des Katholicismus festhalte, wogegen sie allerdings in der Disciplin freien Spielraum erhält. Hieraus folgt:

daß sie die Priesterehe wie die unirten Griechen,
das Abendmahl in doppelter Gestalt wie die Calixtiner,
den Kultus in der Landessprache,
die Einsegnung gemischter Ehen — einführen,
bei der Beichte jeden Beichtzwang und alles Inquisitorische im Beichtstuhle verbieten (nicht aber die Specialbeichte überhaupt abschaffen),
ihre Priester durch den Jansenistischen Bischof in Utrecht oder durch englisch-hochkirchliche Bischöfe, welche in der ununterbrochenen Nachfolge sind, kanonisch ordiniren lassen, und in allen den Punkten, wo bisher eine falsch verstandene Praxis und priesterliche eigennützige Uebertreibungen, nicht aber die großentheils sehr elastischen katholischen Lehrsätze an sich Mißbräuche und Aberglauben begünstigt haben — diese energisch abschneiden könnte, wie z. B. allen Bilderdienst ꝛc.

Im Uebrigen könnte dagegen einzig auf ein Concilium provocirt werden, und da eine Zusammenberufung eines General-Concilii durch den Papst in unsern Tagen weder an sich, noch weniger aber unter Zulassung der abgefallenen nordischen germanischen Kirchen denkbar wäre, auf ein deutsches National-Concilium. Wobei allerdings insolange als die Gültigkeit des Tridentini als eines General-Concils überhaupt anerkannt wird, die Beschlüsse desselben von einem bloßen deutschen Nationalconcilium nicht abgeändert werden, wohl aber von der deutschen Nation die Rechtmäßigkeit jenes erweislich durch eine künstlich eingeschwärzte römische Mehrheit dem germanischen Interesse zuwider zusammengesetzten Concils an und für sich perhorrescirt und so dasselbe als annullirt erklärt werden könnte.

Auch von diesem frühern historischen Standpunkt aus hat zwar schon einmal die zwischen Melanchthon und dem Kardinal entworfene Einigung an römischer Politik und lutherischem Starrsinn gescheitert; aber in unsern Tagen und nach den gemachten Erfahrungen dürfte sie den zwei deutschen Kirchen weniger schwer fallen.

Eine so konstituirte Nationalkirche würde sich gegenüber von dem römischen Primat eine würdige Stellung zu verschaffen, oder eben so gut als die englische Hochkirche zuzuwarten wissen, bis die Zeit diesen Standpunkt ordnete. Auf welche Sympathien diese deutsche katholische Kirche von Seiten ihrer englischen Schwester zu rechnen hätte, dafür zeugen die dermaligen Tendenzen in England, das bei aller Abneigung gegen Rom so viel Werth auf eine Katholicität legt, mit welcher eine derartige deutsche Kirche im Wesentlichen vieles gemein, keineswegs aber die Last eines übermäßigen Reichthums und der Sinecuren hätte, welche die englische verweltlichten.

Von den Anfängen einer solchen deutsch-katholischen Kirche ist jedoch das, was sich gegenwärtig in Schlesien an einzelnen Orten unter diesem Namen gerirt, so himmelweit und direkt verschieden, daß man nur bedauern kann, daß ein Name von so großer Hoffnung so uneigentlich als Firma dient, und dadurch seinen guten Klang vor der Zeit verlieren kann.

Weit entfernt die affichirte Katholicität so wie sie gewöhnlich verstanden wird (im Gegensatz gegen den negativen Protestantismus) durch eine dogmatische und historische Basis zu bewahrheiten, geht diese neue Konfession vielmehr sogleich in ihrer ersten provisorischen Konstituirung in der dogmatischen Negation viel weiter als alle bisherigen protestantischen Kirchen, indem sie nicht nur die katholischen Sakramente kurzweg abschafft, sondern sogar von dem allgemeinen apostolischen bisher allen christlichen Kirchen gemeinsamen Glaubensbekenntniß auf das augenfälligste abweicht, und ihre deutsche Katholicität damit beginnt (allerdings unter Vorbehalt eines Concilii), je nachdem es im Geschmacke der einzelnen sich bildenden Gemeinden liegt, alles das zu beseitigen, was diese nach ihrer speciellen Ansicht für den dermaligen Zeitgeist nicht recht passend finden; wobei am Ende in Summa nichts sicher gestellt ist, als ein Deismus mit christlicher Moral.

Bekanntlich ist dieses eine Richtung, welche längst unter den Protestanten vielfach besteht, ohne daß es jedoch bis jetzt ihren einzelnen Anhängern nöthig geschienen hätte oder ihnen gestattet worden wäre, sich formell von ihren positiv symbolischen Landeskirchen loszutrennen. Es ist daher nicht zu verwundern, sondern eine Wohlthat für beide Theile, wenn in unsrer Zeit, wo diese Ansicht durch die neuere Philosophie unter den Gelehrten und höhern Klassen zahlreicher verbreitet ist und bei der materiellen Richtung auch unter den Halbgebildeten Anhänger bekommt, somit in ihrer dermaligen Ausdehnung für gläubige Gemeinden ein verdeckter Krebsschaden ist — dieselbe sich ehrlich und offen von der positiv glaubenden Kirche ausscheidet. Ueberraschend ist hierbei nur der Umstand, daß diese ultraprotestantische Tendenz aus dem Schooße der römisch-katholischen Kirche hervorgeht — wo sie nicht nur an einem, sondern gleichzeitig an vielen Orten spukt und somit nicht als vereinzeltes Faktum, sondern als tiefere und allgemeinere Gährung sich in dieser Kirche kund gibt.

Befremdend ist ferner, daß diese Ultraprotestanten mit Zähigkeit auf Beibehaltung des Namens „katholisch" beharren, und dadurch von Anfang an der Welt ein irriges Bild von ihrer Tendenz gegeben haben. — Daß diese neue deutsche Kirche in ihrer gegenwärtigen Richtung für die zwei älteren bestehenden deutschen Kirchen einen Einigungspunkt nicht darbiete, liegt in ihrer Platzergreifung über der extremsten Seite der Einen hinaus, während der Einigungspunkt in der Mitte zu suchen wäre; es wäre denn, daß sie in der Aussicht, daß diese beiden in ihr zuletzt aufgehen müßten, sich die allgemeine (katholisch) deutsche nennt. Diese Aussicht ist aber gewiß sehr sanguinisch. Hat auch der Deutsche weniger Phantasie und Einbildungskraft als südlichere Völker und erscheint deßhalb manche Einzelnheit in dem römisch-katholischen Kultus für ihn weniger geeignet, so ist er desto reicher an Tiefe des Gemüths und inniger in der Glaubenskraft. Es ist ein frommes Volk das deutsche — dem es damit ernst ist — und das nicht genug hat an einer nüchternen Verstandesreligion, sey diese auch von dem weisesten Menschen ausgedacht; der Deutsche will Offenbarung. das Bewußtseyn der unmittelbaren Göttlichkeit seines Glaubens, und daß dieß das Christenthum sey, davon ist die Masse der Nation mächtig durchdrungen. Dieses religiöse Bedürfniß läuft parallel mit dem politischen. Despotismus und Demokratie paßt nicht für den Deutschen — ersterer ist slawisch und orientalisch — letzterer ist eine französische Liebhaberei.

Der Germane achtet solide monarchische Institutionen mit gesetzlicher Sicherung der Freiheit des Einzelnen. Darum hat schon einmal im Mittelalter die Nation dem religiösen Despotismus widerstrebt, und widerstrebt jetzt abermals, jedoch wie es scheint mit einer Abirrung in den religiösen Demokratismus.

Deutschland bedarf aber einer positiv fest begründeten Kirche, jedoch ohne Gewissenszwang für den Einzelnen. Wohl ist die Art des ersten Auftretens einer Erscheinung meistens zufällig — lokalen und persönlichen Verhältnissen und Einflüssen untergeben — und die Wendung, welche sie später nimmt, wenn sie allgemeiner verbreitet zu einer historischen Bedeutung erwächst, ist hievon oft ganz verschieden und läßt sich nicht vorher bestimmen. So ist vorerst nur das Phänomen klar: aus dem Schooße der katholischen Kirche geht zugleich an mehreren Orten eine Gährung hervor, die mit Lostrennung von Rom beginnt. Von der Richtung aber, die sie vorerst einschlägt, ist vorauszusehen, daß ihr unter den Katholiken viele, welche sich der neueren römischen Tendenzen schämen und unter den Protestanten solche zufallen werden, welche von einem positiven Dogma nichts wissen wollen, Gelehrte, Schüler der neueren Philosophie, nichts Glaubende unter den höheren Ständen, aus der halbgebildeten Klasse aber manche, welche den materiellen Zeitrichtungen folgen und es für besonders gescheut halten, sich ja nicht dazu zu bekennen, irgend etwas zu glauben, das zu begreifen ihr Verstand nicht ausreicht; — endlich viele gebildete Juden, welche längst sich äußerlich wie Christen gerirt haben, und gerne social als Christen sich geltend gemacht hätten, wenn ihnen nur das Dogma nicht zuwider gewesen wäre. In Summa zahlreiche Anhänger aus der Bevölkerung der großen Städte, wo voraussichtlich überall vereinzelte Gemeinden der Art auftauchen werden. Ob aber alle diese vereinzelten Gemeinden und die verhältnißmäßige laute Stimme, mit welcher der Rationalismus Lärm zu schlagen weiß, zureichen werden, in dieser Richtung dereinst den Namen der allgemeinen deutschen Kirche zu rechtfertigen, daran möchten wir zweifeln, und vielmehr daran erinnern, daß, wer ein neues Religionsgebäude errichten will, ja nicht vergessen darf, daß in diesem Bereiche überhaupt, besonders aber in Deutschland zwei viel mächtigere und volksthümlichere Gewalten vorherrschen, als der nüchterne raisonnirende menschliche Verstand — Gemüthswärme und Glaubensstärke — ja daß selbst die Auswüchse dieser letzteren auf zahlreicheren Anhang in der Masse rechnen dürfen, als die ausgedachtesten Konstruktionen des ersteren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 34.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 2. April 1845.

Neuestes Werk über Rußland.

Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841 von J. H. Blasius, Professor am Coll. Car. in Braunschweig. Zweiter Theil. Reise im Süden. Braunschweig, Westermann, 1844.

Ueber den ersten Theil dieses wichtigen Reisewerks s. unsre Blätter vom vorigen Jahr Nr. 34. Herr Professor Blasius unternahm die Reise, von russischer Seite dazu aufgefordert, in Verbindung mit mehreren russischen Naturforschern. Der Zweck war, die Geognosie des großen Reichs aufzuklären, wobei die Untersuchung anderweitiger Naturverhältnisse nicht ausgeschlossen geblieben. Der Verfasser spricht aber in seiner Reisebeschreibung auch vom Volke und von den öffentlichen Zuständen in den verschiedenen Provinzen des Reichs, die er besucht hat, wodurch sie für eine Menge Leser, die sich weniger um Naturwissenschaft bekümmern, ein neues und großes Interesse erhalt. Obgleich die Beobachtungen des Verfassers mit denen Custines im Wesentlichen übereinstimmen, so legen wir doch auf die anspruchslose, ungekünstelte, ungereizte Darstellung unsres deutschen Landsmanns größeres Gewicht als auf die des französischen Marquis. Wir glauben dieß geltend machen zu müssen, da es in Deutschland immer noch Sitte ist, auf das klare und gründliche Urtheil deutscher Reisenden weniger Gewicht zu legen, als auf so manches bei weitem weniger solide Urtheil eines Ausländers.

Das vorliegende Reisewerk ist auch äußerlich schön ausgestattet. Es enthält auf vielen Kupfertafeln die Prospekte der Städte, und ausnehmend vieler Kirchen, indem es sich Herr Blasius zu seinem sehr lehrreichen Nebengeschäft gemacht hat, die Baukunst der Russen zu studiren und in ihren verschiedenen Perioden und provinziellen Abweichungen zu verfolgen. Endlich sind auch dem Text viele gute Holzschnitte eingedruckt.

Nachdem Herr Blasius im ersten Bande seine Untersuchungen des nördlichen Rußland, seine Reise von da nach Moskau und seinen Aufenthalt daselbst beschrieben, beginnt der zweite Band mit der Reise von Moskau aus nach dem Süden. Die Gegend im Süden unterscheidet sich auffallend von der im Norden Moskaus. Während zwischen Petersburg und Moskau ein Höhenzug und wellenförmiges Terrain liegt mit Wäldern, ist der Süden ganz eben und baumlos, und doch noch weit entfernt von der eigentlichen Steppe. Ueberall in diesen Gegenden macht der Verfasser die Bemerkung, daß der Boden besser angebaut, die Waldkultur besser gepflegt seyn könnte. Vom Lande an der Upa sagt Herr Blasius: „Die Menschen sind nur bemüht gewesen, den Reichthum der Natur zu vernichten. Kein hoher Baum ist weit und breit zu sehen, kaum in der Nähe menschlicher Wohnungen ein kleiner Busch, um sich vor dem unermüdlichen Sonnenstrahl zu schützen. Die Gegend ist schattenlos, so weit man sehen kann, und der Horizont dehnt sich wie ohne Ende aus. Der melancholische Eindruck der Gegend wird noch erhöht, wenn der Blick, auch nur im schnellen Vorüberfliegen, auf einem einzelnen Dorfe verweilt. Das Land ist Herrenland, und der Bauer leibeigen. Wer es nicht weiß, der sieht es schon am Habitus der lang ausgedehnten, reizlosen, armseligen Dörfer. Auch diese ärmlichen Dörfer sind nach vorgeschriebenem Plan gebaut. Durch die Mitte des Dorfes führt der Länge nach eine einzige breite Straße, jederseits mit einer strenge geordneten Reihe von dunkeln, zerfallenen Wohnhäusern, mit halb im Winde flatternden Strohdächern, die kaum für Mäuse und Ratten, geschweige für Menschen, ein Obdach darzubieten scheinen. Hinter dem Hause dehnt sich ein weiter umzäunter Raum aus, in dem das Vieh abgeschlossen werden kann, in dem die Getreidehaufen stehen, und eine Scheune, die

außer den Pfosten aus kaum mehr als einem unregelmäßigen Strohdache besteht. Ein kleiner Raum in diesen Höfen, die von der einen Seite der Straße aus nach dem Felde, von der andern aus nach der Wiese hin liegen, ist zu einem Kohlgarten abgezäunt. Ein Hof ist wie der andere, und jedes Haus das Ebenbild des benachbarten. Sogar die Dächer der Wohnhäuser stehen in unmittelbarem Zusammenhange, so daß an jeder Seite der Straße nur ein einziges zusammenhängendes Dach existirt. Alles auf Befehl und Vorschrift. Wer vorüberzieht, sieht in dauernder Wiederkehr nur halbzerfallene Wände von verwitterten, schwarzen Holzstämmen, zerrissene Strohdächer über ihnen, und an der niedern Thür oder am engen Fenster der armen Hütte einen zerlumpten Bauer oder ein halbnacktes Kind. Aber vergeblich sucht das Auge nach irgend einem freiwillig gepflanzten Baum oder Strauch, irgend einer Blume oder einem grünen Blatt in der Nähe des Hauses, oder nach einer Farbe oder anderen Verzierung an der schwarzen Wohnung, vergeblich nach irgend etwas, auch dem kleinsten, das auf einen freien Genuß des Lebens hindeutete. Am Ende des Dorfes steht das Herrenhaus, im Verhältniß zu den jammervollen Bauerwohnungen ein Palast, mitten in einem Park. Aber nur das Haus! Denn der Herr ist weit weg, in der Hauptstadt des Gouvernements, oder, wenn er hinreichend Bauern hat, sicher in Petersburg, wo er die Jammergestalten nicht sieht, die ihm seine Freuden bereiten. Das Haus bewohnt höchstens ein Verwalter, der genau weiß, was der Schweiß des Bauers und seiner Hände Arbeit noch über die Herrenpflicht hinaus abwirft, ehe der Bauer verhungert. Und so ist ein Dorf hier wie das andere; höchstens fehlt auch wohl das Herrenhaus: dann sehen die Wohnungen hin und wieder etwas besser aus. — Wer diese Gegenden durchreiset, ohne Menschen in der Nähe zu sehen, kommt schwerlich auf den Gedanken, daß sie von Christen bewohnt seyen. Die meisten Dörfer haben keine Kirche, und wo noch eine ist, tritt sie kaum merklich auffallend zwischen den übrigen Wohnungen ins Auge. Auch das Land der Kirchen ist der unzugängliche, freiere Norden. Da bringt der Bauer, was er übrig hat, willig seinem Gott dar, um ihm ein Haus zu bauen. Hier ist es nicht Mangel an frommer Gesinnung, der den Bauer am Kirchenbau hindert. Er kreuzigt sich auch bei jeder Gelegenheit, und entblößt sein Haupt, und wirft sich in den Staub vor Allem, was ihm heilig dünkt, und auch der Aermste hat seine Hausheiligen; aber er hat Mangel an Allem, was das äußere Leben in Anspruch nimmt, und vom Darben steigen wohl Paläste, aber keine Kirchen aus der Erde." Es war gerade Theurung und Hungersnoth im Lande, eines Mißwachses wegen; aber das Elend war noch vermehrt durch den Kornwucher und durch die Korruption der Beamten, welche das von der Regierung zur Unterstützung der Nothleidenden bewilligte Geld nie bis zu diesen gelangen lassen, sondern selbst konsumiren, so daß, wie der Verfasser S. 29 sagt, die Gutsbesitzer im Gouvernement Orel einstimmig die von der Regierung angebotene Unterstützung abgelehnt hätten, weil sie doch nichts bekommen haben würden, sondern alles von den Beamten verschlungen worden wäre.

Von den geognostischen Verhältnissen des Landes spricht der Verfasser fortwährend im Verlauf der Reise, indem er überall deren Eigenthümlichkeiten untersucht. Das Land ist hier altes Meerbette, in auf vielen hundert Meilen weit gleichförmigen und wagrechten Schichten lagernd, in der Mitte eines ungeheuern es rings umfassenden Ufers von rothem Sandstein.

Mitten in jenem unheimlichen Boden der Sklaverei erhebt sich die an der Upa prächtig gelegene Stadt Kaluga mit ihren zahlreichen, meist aber im barocksten modernen Geschmack gebauten Kuppelkirchen. Jenseits Kaluga fand Herr Blasius das Volk etwas wohlhabender, aber desto schmutziger. In keinem Hause ist ein Ort, wo man sein Haupt niederlegen könnte. Alles wimmelt von Schmutz und Ungeziefer. Schmutz ist nicht das fünfte, sondern das erste Element des Südrussen. Nie wird ein Küchengeschirr gereinigt. In jedem ist der Boden mit uraltem Schmutz verkleistert. Von Kakerlaken wimmelt jedes Haus, die oft das einzige Fett in die Suppe liefern. Dazu kommt die Verworfenheit aller, die irgend über den leibeignen Bauer sich erheben. „Wir hatten die Gouvernements Moskau, Tula und Kaluga durchzogen, mit allen Berechtigungen und Befehlen ausgerüstet, die man in Rußland zur schnellen Weiterförderung benutzen kann, und nicht ein einziges Mal hatte uns die Post mit Pferden versehen. Die Postmeister hatten sich bemüht, uns Bauerpferde zu besorgen, die wir nie unter der drei- bis sechsfachen Posttaxe erhielten. Verstanden wir uns nicht sogleich zu jedem Anerbieten; so wurden uns die Kaufbedingungen der sybillinischen Bücher gestellt, indem die Postbeamten annahmen, daß wir als Fremde mit eigener Hülfe bald zu Ende seyn würden. Wir hatten uns überzeugt, daß die Postmeister, Staroste und Bauern gemeinschaftlich ein konsequentes System von unbefugtem Gelderwerb gegen die Reisenden durchführen, das nicht einmal mit Gewalt zu durchbrechen ist, geschweige durch die unnützen Kopien der Poderoschnien, zu denen die Postbeamten verpflichtet sind, und die höchstens zur Polizeikontrole der Reisenden dienen. Auf jeder Poststation ist man gezwungen, neue Prellereien kennen zu

lernen, die einem zuletzt so wenig unerwartet vorkommen, daß sie nur noch durch die Neuheit der Wendungen und des Raffinements frappiren. Anfangs glaubten wir irrthümlich, daß wir uns noch stellenweise auf das Ehrgefühl dieses embryonalen russischen Adels berufen könnten. Aber wir haben keinen Postmeister dieses Schlags gefunden, dem wir nicht wiederholt hätten versichern dürfen, daß wir ihn für einen Spitzbuben hielten, ohne daß ihn dieß im Geringsten überraschte. Der Geldvortheil, den er mit dem Starosten und dem einverstandenen Bauer theilt, ist das Endziel seiner Wünsche. Ist er dessen sicher, so beruhigt er sich über jede öffentliche und Privatmeinung. Solche Posterlebnisse sind dem Reisenden widrig und dem Leser langweilig. Doch sind dieß noch nicht die unerfreulichsten Seiten derselben. Sie sind ein Beleg zu der Art, wie das russische Volk allmählich durch die Tschinoveniks demoralisirt wird, ein wenn auch einseitiger Beweis für die allgemeine Ansicht, daß der Kaste der Tschinoveniks so oft alles Ehr- und Rechtlichkeitsgefühl abgeht. Hat man die unzweideutige Industrie der Postbeamten aus eigener Erfahrung kennen gelernt, so ist man nicht mehr so ganz abgeneigt, den unglaublichen Erzählungen über Betrügereien und Unterschleife anderer Tschinoveniks nicht alle Glaubwürdigkeit abzusprechen. Man begreift es, daß nicht allein der russische Bauer, sondern auch der freie Russe in einem lebhaften Widerwillen gegen diese habgierige Menschenklasse aufwächst, und beiden später nie eine Gelegenheit geboten wird, diesen Widerwillen durch Erfahrung zu beseitigen. Man sieht es in der Natur der Dinge begründet, daß der Bauer einem jeden rasirten Gesichte und dekorirten Rocke mit Mißtrauen, Furcht und Zurückhaltung entgegentritt, auch wenn er dessen Befehlen gehorchen und die Ruthe, die ihm dargeboten wird, willig küssen muß. Man ist im Klaren darüber, weßhalb die russische Aristokratie sich mit Verachtung von diesem niedern Dienstadel abwendet, und in keinerlei Weise mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen wünscht." Tschinoveniks heißen alle Beamten, Tschin die Rangklasse eines jeden. „Je mehr man sich Smolensk nähert, desto mehr scheinen die Bewohner europäisirt oder auch polonisirt. Die Frauen schnüren sich nicht mehr über, sondern unterhalb der Brust, und man sieht immer häufiger Männer, die sich stellenweise rasiren. Aber noch immer, wie in den meisten slawischen Ländern, kann man aus einiger Entfernung gesehen, die Weiber in der gewöhnlichen Tracht fast nur am Kopfputz von den Männern unterscheiden. Der polnische Einfluß wird in jeder Richtung sichtbar. Endlich findet man, wonach sich jeder Fremde in Rußland sehnt, eßbare oder sogenannte polnische Butter. Diese polnische Butter wird, wie in Deutschland, aus der Sahne durch Umrühren, Schlagen und dergleichen durch Bewegung abgesondert. Das ist den Russen zu mühsam; sie setzen den sauer gewordenen Rahm in einen heißen Ofen, und schmelzen die Butter heraus. So findet man fast in ganz Rußland unter den Russen nur sogenannte russische oder geschmolzene Butter, die für einen Westenropäer höchst ungenießbar ist. Die Russen wissen im Ganzen aus ihrem Rindvieh nur Talg und Juchten zu bereiten. So sieht man auch nach Polen hin die ersten Elementarversuche, Käse zu bereiten, eine Erfindung, die den Russen noch fremd ist. Sie nähern sich in der Benutzung der Milch den Kalmücken, die höchstens ihre Milch in Kumis umwandeln. Die mannigfachen fremdartigen Einflüsse der Polenherrschaft sind den hiesigen eingeborenen Russen bis auf diesen Augenblick unvergeßlich geblieben. Sie halten die eigentlichen Russen oder Moskowiter für Menschen, die in Bildung und Sitten tief unter ihnen stehen. Ihnen ist das Land uraltes Polenland, und sie nehmen es nicht für ehrenhaft, wenn sie Russen oder Moskowiter genannt werden. Kaum ist ein altes Weib hier zu finden, die sich nicht auf gut Russisch für eine Polin erklärte, und jeder gebraucht die polnischen Ausdrücke, die sich hier in die russische Sprache eingebürgert haben, lieber als die der Muttersprache. Die Polenherrschaft, deren Andenken sich hier nur als Sage im Volke erhalten haben kann, hat in den Bewohnern einen romantischen Sinn zurückgelassen, der sich jetzt feindlich gegen den eigenen, näher verwandten Volksstamm kehrt. Es scheint leichter gewesen zu seyn, vor zwei Jahrhunderten die Russen zu polonisiren, als es jetzt ist, die Polen zu russificiren, obwohl die Idee einer gemeinsamen Abstammung, die allen slawischen Völkern fast fanatisch eingeprägt wird, ein starker Bundesgenosse für die Russen seyn könnte. Polen muß, außer der seines spätern Unglücks, noch andere Sympathien für sich gehabt haben, als jetzt Rußland. Und wenn auch der romantische Heiligenschein einer blühenden, freien Kunstentwicklung in Polen an und für sich wenig auf den an der Scholle klebenden Bauer einwirken konnte, so scheint doch das damit verbundene allgemeine Volksgefühl im Gegensatz zu dem der russischen Barbarei und Despotenherrschaft sich dauernd der Gemüther bemächtigt zu haben. — Auch die Religion ist vordem ein Band zur Anhänglichkeit an die Polen gewesen, gleichviel auf welche Weise die Jesuiten ihre Wirksamkeit hier durchgeführt hatten. Die Anfänge der unirten Kirche waren vergessen, und das Band bestand. Jetzt ist das Volk in den Schooß der griechischen Kirche zurückgebracht. Rußland hat seine unverschuldete Versäumniß nachgeholt. Ueber das Wie ist kaum zu reden, da die Stimme des Volks schwer mit den offiziellen Mittheilungen darüber in Einklang

zu bringen ist. Auch in den geringsten Kleinigkeiten wird die Art, wie die Smolensker sich geben, fremdartig, und es wird in Allem klar, daß man es nicht mehr mit Moskowitern zu thun hat. Wir fanden in einem Dorfe die Wirthsrechnung unerhört billig und wunderten uns darüber."

Indem sich der Reisende gegen Smolensk wandte, wirkte der polnische Geist, der sich jenen Gegenden durch die frühere polnische Eroberung aufgedrückt, wohlthätig auf ihn ein. In jeder Beziehung steht der Großrusse, Bartrusse oder Moskowiter hinter dem Weiß- und Kleinrussen zurück. So wie der Verfasser in ihr Gebiet eintrat, wurden die Physiognomien edler, die Post hatte zum erstenmal wieder Pferde, die Preise sanken herab, das Benehmen der Menschen wurde ehrlicher und dankbarer. Aber das Elend war nicht minder groß. Der Verfasser hörte die bittersten Klagen über unerschwingliche Abgaben an die Gutsherren und über die Konscription. Er sah das herzzerreißende Bild einer Familie, der ihr Versorger entrissen wurde. Vater von vier Kindern hinterließ er diese, die Frau und eine alte Mutter brodlos, um in ein russisches Regiment gesteckt zu werden und nie mehr heimzukehren. Aber gab es denn nicht Unverheirathete genug? Die Konscription, hieß es, sey dießmal ums Dreifache überschritten worden. Später fand der Verfasser noch tiefer im Süden von Kiew russische Soldaten auf dem Marsch nach dem Kaukasus erfroren, weil sie in der Trunkenheit auf der Straße liegen geblieben waren und Niemand auf sie geachtet hatte. Den ungeheuren Menschenverlust im Kaukasus hat aber am besten der Freiherr von Hallberg in seiner persischen Reise erklärt.

Smolensk ist eine der am schönsten gelegenen Städte Rußlands, aber von der dort herrschenden Bildung bekam der Verfasser einen schlechten Begriff. Beauftragt, überall die Sammlungen der Universitäten und gelehrten Anstalten auf seinem Wege zu untersuchen, um seine geognostischen Forschungen und Vergleichungen darnach erweitern zu können, frug er nach der naturwissenschaftlichen Sammlung, die mit dem großen Gymnasium in Smolensk verbunden seyn sollte, fand aber nichts, ja erfuhr, daß dort gar keine Naturwissenschaften gelehrt würden, und daß sogar seit einem Jahre kein Latein mehr gelehrt worden sey, weil kein Lehrer dafür vorhanden sey. Aus Polen sah der Verfasser ganze Züge von Gefangenen vorbeikommen, auf dem Wege nach Sibirien, darunter auch gefesselte Frauen mit ihren Kindern auf den Armen.

In diesen russisch-polnischen Gegenden gibt sich das altrussische Element in den alten verrauchten Holzkirchen, das polnisch-katholische in den hellen, aber in geschmacklosem Jesuitenstyl gebauten Steinkirchen zu erkennen. Dazu tritt noch das jüdische Element, das in Altrußland gänzlich fehlte. Der Verfasser unterscheidet S. 130 sehr gut zwei jüdische Racen, die lange, bleiche, mit spitzen und krummen Nasen, zarten und edeln Zügen, geistigem Ausdruck und sehr feinem Teint, und die kurze, dicke, negerartige mit sehr sinnlichem Ausdruck.

In diesen dem Westen näher liegenden Gegenden machte sich auch die Polizei auf unangenehme Weise bemerkbar und Herr Blasius hatte mehrere originelle Kämpfe mit ihr zu bestehen. „In Großrußland scheint die Ueberzeugung von der Rechtlichkeit der Verwaltungs- und Justizbehörden eine unmögliche Vorstellungsweise geworden zu seyn; zu dem hierauf gegründeten Mißtrauen gesellt sich in Weißrußland noch das der politischen Furcht. Von der einen Seite mag der Grund zu derselben jedoch allmählich weggefallen seyn, indem die vordem polnische Bevölkerung jetzt ziemlich allgemein an den Wohlthaten der russischen Uniformirungskunst Theil zu nehmen gezwungen worden ist, und wohl keins ihrer alten Vorrechte mehr zu verlieren haben wird. Die scharfe Polizeibewachung scheint jedoch nicht dafür zu sprechen, daß mit der nun unbegründeten Furcht von der einen Seite auch die Gegenfurcht von der anderen erloschen ist. So bietet denn das Volksleben von allen Seiten Unerfreuliches dar: unterdrückte Wünsche, zerstörte Hoffnungen und Furcht vor Freunden und Feinden. Nur die an politischen und allen übrigen prinzipiellen Mißständen unschuldigen Juden tragen ihr Schicksal ganz ohne Haß und Groll." — Unter den Jammerbildern, davon das Land so viele darbietet, zeichnet sich eines S. 154 besonders aus. Auf dem Wege von Witebsk nach Mohilef fand der Reisende in knietiefem Straßenkoth einen Invaliden, dem beide Beine abgeschossen waren, und der sich in diesem Zustand durch die Welt betteln mußte.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

Wir bitten unsre Leser in der vorigen Nummer 33 folgende sinnentstellende Druckfehler zu entschuldigen und zu verbessern:

Seite 130, Spalte 1, Zeile 3 von unten im dritten Absatz lies überschwänglichen statt überschwängerten und auf derselben Seite Spalte 2, Zeile 14 von unten lies hinter geoffenbarte: Religion.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 35.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 4. April 1845.

Neuestes Werk über Rußland.

Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841 von J. H. Blasius, Professor am Coll. Car. in Braunschweig. Zweiter Theil. Reise im Süden. Braunschweig, Westermann, 1844.

(Schluß.)

Der Verfasser hatte sich wieder südwärts gewandt, um die Ufer des Dniepr zu untersuchen. Er fand reiches Ackerland, aber elend bebaut. Durch Versprechungen gelockt haben sich schon öfter deutsche Auswanderer hier niedergelassen und Musterwirthschaften errichtet, die den besten Erfolg versprechen; aber durch die Treulosigkeit und Gewinnsucht der Russen wurden sie jedesmal ruinirt und zur Flucht gezwungen. Dieß geschieht, wie S. 182 ausführlicher erzählt wird, durch ein willkürliches Schiedsgericht und einfache Gewalt. Wenn der Deutsche den Boden ertragsfähiger gemacht hat, jagt man ihn fort und behält den guten Boden. Es ist merkwürdig, daß die fleißigen Deutschen ganz das nämliche Schicksal sehr häufig auch in Nordamerika erfahren mußten.

Die Reise geht nun über Tschernigow nach Kiew in das Herz des Kleinrussen- oder Kosakenlandes, wo alles viel reinlicher und besser ist, wie in Großrußland. Das alte ehrwürdige Kiew hat zwar fast allen seinen alten Glanz durch mannigfache Zerstörungen verloren, doch unterscheidet man noch den byzantinischen Grundcharakter seiner architektonischen Physiognomie; während Moskau einen mehr mongolischen und Smolensk mehr einen jesuitisch-katholischen darbietet. Das sind die drei Style der russischen Baukunst, zu denen noch ein vierter, nämlich der modernste kommt, der aus allen zugleich zusammengesetzt ist, der die willkürlichsten und weltlichsten Formen wählt, z. B. die eines Pavillons S. 265. In dem berühmten Höhlenkloster zu Kiew sah der Verfasser viele Heiligenmumien, weil die Leichen sich dort erhalten. Solche Heilige werden als Reliquien für alle Kirchen Rußlands aus Kiew bestellt und scheinen an Zahl nicht zu erschöpfen, wobei denn freilich manche neue und unheilige Leiche für alt und heilig passiren muß.

Die Grenzlinie zwischen dem schwarzen Ackerlande und der Steppe, die sich südwärts bis zum schwarzen Meer erstreckt, fand der Verfasser scharf abgegrenzt und durch eine ganz andere Vegetation bezeichnet (S. 260).

Eine köstliche Anekdote erzählt der Verfasser S. 299 von den aus Rußland über den Kaukasus reisenden Beamten. „Kein Avancement ist so schwierig und folgenreich, als das vom „Titularrath" zum „Kollegienassessor" oder vom Kapitan zum Major, oder allgemeiner von Nro. 9 zu Nro. 8. Der durch bloß persönlichen Adel charakterisirte Titularrath muß erst ein Examen machen, wofür der Assessor erblichen Familienadel erhält. Für Grusien fällt das Examen weg; und der Titularrath, der den Kaukasus in Diensten überschritten hat, ist schon deßhalb allein erbadeliger Assessor. Nun wird mancher Rath als Rath alt und grau, weil er das Examen unbequem findet; wünscht aber doch seiner Familie einen rechtlichen Adel zu hinterlassen. Dazu reicht ein Jahr in Grusien hin. Und so sind die alten Titularräthe schaarenweise nach Grusien gewandert. In Georgiewsk sammeln sich die Reisenden, bis eine Karawane unter Bedeckung über den Kaukasus geht. Von den Strapazen der Reise und dem mörderischen Klima in den Sümpfen an der Kuma sind hier schon viele Opfer gefallen, und besonders hat der Tod unter den altergrauen, aber hoffnungsreichen Titularräthen gewüthet. Daher soll Georgiewsk einen Kirchhof haben, auf dem fast nur Titularräthe begraben liegen, was schwerlich von irgend einem andern Orte mit Fug der Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann."

In Charkow, der Hauptstadt der Kosaken, fand Herr Blasius eine Universität in hoffnungsvoller Blüthe,

weil der Gouverneur sich dafür interessirt, Deutsche dabei mitwirken und die Kleinrussen bei weitem mehr wissenschaftlichen Sinn haben, als die Großrussen. Wie Rußland mit den freien Kosaken verfahren ist, davon gibt der Verfasser S. 309 ein schaudervolles Bild. „Durch die Militärkolonien, die im Jahre 1819 hier eingerichtet wurden, sind die freien Nomadenvölker aus diesen Gegenden für immer weggebannt. Doch die erste Einrichtung der Militärkolonien, wie sie hier noch im Gedächtniß aller Volksklassen lebendig aufbewahrt lebt, ist noch in höherem Maaße geeignet, die Erinnerung an die Gräuel des Mittelalters aufzufrischen, als die Thaten der Räuberhorden. Wenn irgendwo auf dem verhaßten Namen Araktschejeff's, der in der letzten Lebenszeit des milden, aber unklaren und wankelmüthigen Alexanders dessen blindes Zutrauen besaß, ein erbitterter Fluch ruht, so ist es hier. Tschugujeff, von freien, durch Urkunden Peters des Großen bevorzugten Kosaken bewohnt, wurde auch 1810 zur Militärkolonie erhoben, d. i. gezwungen. Die alten Einwohner waren über die Dienstzeit hinaus; aber die Söhne der Kosaken sollten zum Dienste gezwungen werden. Die Alten beriefen sich auf ihre geschriebenen Urkunden, meinten, Kaiserwort müsse heilig seyn, man wolle sie wider den Willen des Kaisers bedrücken, und beabsichtigten, eine Deputation an den Kaiser zu schicken. Die Urkunden wurden zerrissen, die Deputation wurde gewaltsam unterdrückt, und die Jugend zum Dienst gezwungen. Dann fing man an, das Vieh der freien Menschen zur Arbeit wegzunehmen und das Eigenthum anzutasten. Zur Zeit der Heuernte brach die Revolution der in allen Rechten gekränkten Bevölkerung aus. Es wurden Truppen herankommandirt und Kanonen aufgefahren. Zum Schießen kam es zwar nicht; aber es wurden auf andere Art in der Umgegend 500 Menschen gemordet. Die Widerspenstigen wurden in ein Exercirhaus getrieben, eng zusammengepreßt und in der heißen Jahreszeit ohne Trank und Nahrung fast zwei Tage lang zusammengelassen. Viele Greise fielen bewußtlos oder todt nieder, ehe die Stunde der unmenschlichen Strafe kam. Nach dem Gesetze durfte Niemand, der über sechzig Jahre alt war, Spießruthen laufen; auch mußte ein Arzt dabei seyn, um bei Todesgefahr Einhalt zu gebieten. Araktschejeff machte hier eine Ausnahme. Neunzigjährige Greise mit langen, silberweißen Bärten starben unter den Ruthenhieben. Von Kindern und Enkeln begleitete Altgläubige, mit den geistlichen Funktionen versehen, segneten die Weinenden und traten mit dem Muth der Märtyrer unter die Geißelhiebe hin, bis sie fielen. Dann wurden sie an den Füßen weggeschleppt. Auch aus den Augen der Soldaten flossen Thränen, und vielen versagte der Arm. Araktschejeff und seine Helfershelfer bezeichneten die Säumigen mit Kreidekreuzen auf dem Rücken, um ihre Menschlichkeit mit Stockschlägen und Spießruthen zu belohnen. Unter diesen Zöglingen der schrecklichen Schule Araktschejeff's bezeichnet das erbitterte Volksgefühl als vorzugsweise thätig im Kreuzezeichnen einen noch Lebenden, der mit seltenem Glücke den Weg seines unerreichten Lehrmeisters betreten hat. So wurden sechzig Menschen todt vom Platze geschleppt. Im ganzen Lande wiederholten sich ähnliche Scenen. Hunderte fielen unter den gräßlichen Streichen. Andere Greise mit ihren Söhnen und Enkeln retteten sich in Böten auf den Donetz, und versenkten sich unter Gebet und Gesang, um den Händen der entmenschten Henker zu entgehen. Und das geschah in unserm Jahrhundert. Die freien Städte wurden in Militärkolonien umgewandelt. Die freien Bewohner mußten ihre Söhne zu Soldaten hergeben. Für die Kolonien wurden Häuser gebaut, alle nach vorgeschriebener Uniform, leicht und mit leichten Schindeln gedeckt. Die Häuser stehen in Reih und Glied in regelrechten Straßen; aber leer. Sie sind nicht für das Klima und die Bedürfnisse des Volkes eingerichtet. Die Bewohner haben sich in die kleinen Hinterhäuser zurückgezogen, die sie selber anzufügen sich gezwungen sahen. Die leeren Vorderhäuser stehen Parade."

Schon spät im Winter kehrte Herr Blasius, der abwechselnd unterwegs mit seinen gelehrten Reisegefährten wieder zusammengekommen war und sich wieder von ihnen getrennt hatte, je nachdem sie ihre wissenschaftlichen Untersuchungen in verschiedenen Gegenden unter sich vertheilt hatten, nach Moskau zurück. Hier lebte er sehr vergnügt in gastfreundlichen Kreisen. „Auffallend ist in dieser Beziehung und für das gesellige Leben von Vortheil, daß in Moskau gleichzeitig mit der Subordination der Ansichten und Gesinnungen auch das für Petersburg so charakteristische Protektionswesen nicht recht in Flor kommen kann. Petersburg ist eine Beamten- und Offizierkolonie; jeder will vorwärts, und nimmt sich vor, das Höchste im Tschin und allem Zugehörigen zu erreichen. Zu diesem Zwecke muß er sich bemerklich machen; und reichen seine eigenen Kräfte dazu nicht hin, so muß er sich bemerklich machen lassen. Doch auch im Falle die Kräfte hinreichen, ist es bis zu einem gewissen Punkte rathsam, andere Hülfe dazu nicht zu verachten. Jeder, der auf der langen Leiter nach Oben will, hängt sich an einen Höherstehenden an. Je größer ein solcher Anhang nach unten, desto gewichtiger fühlt sich der Mann oben, und dadurch wird ein solcher Anhang sogar schmeichelhaft und Gegenstand der Eifersucht. Dieß Anhängen wiederholt sich natürlich nach unten in allen Gliederungen der Tschinleiter bis zur absoluten Tschinlosigkeit, in der Art wie ein umgekehrter,

abwärts wachsender Stammbaum, in dem die letzten Glieder die wenigsten Ahnen haben. Mit dem obersten Gliede fällt und steigt die ganze hängende Gesellschaft. Außer dem Zeitverlust liegt darin nur ein wesentlicher Nachtheil für das oberste Glied, das oft nicht wieder zu sicherer Stellung kommt; alle Anhängenden hängen sich ohne zu säumen möglichst bald wieder anderswo an. Jeder will protegirt seyn, und Jeder ebenso auch in seiner Stellung protegiren. Es wird sogar für eine Beleidigung genommen, wenn sich jemand nicht will protegiren lassen. Petersburg hat wahre Urwälder von solchen Protektions-Stammbäumen aufzuweisen, für die in Moskau das Klima weniger günstig scheint."

Herr Blasius besah sich unter den Merkwürdigkeiten Moskaus auch die Schatzkammer im Kreml und fand hier höchst merkwürdige politische Reliquien beisammen. „Von den eroberten Kronen sind, mindestens für diesen Augenblick, die von Polen und Georgien in der Sammlung die letzten; für etwa neuhinzukommende ist jedoch noch Raum gelassen. Ob bei der Theilung Polens zur Erinnerung an die völkerfreundliche Uebereinstimmung der drei großen Reichserben auch für Oesterreich und Preußen ähnliche polnische Königskronen angefertigt worden sind, ist bei dieser russischen nicht bemerkt; nothwendig war es sicher nicht, um für die Nachwelt das Gedächtniß an jene große Handlung der osteuropäischen Politik zu erhalten, was im Kreml hauptsächlich Zweck scheint. Auch das Scepter des letzten Polenkönigs wird seit 1799 im Schatz des Kremls aufbewahrt. Rußland kann sich damit leicht als Haupterben dokumentiren. — Aus der Zeit des Großfürstenthums sind nur fragliche Reliquien von Wladimir Monomach vorhanden; die Zeit der Czaarenherrschaft ist schon reicher bedacht; der größte Theil der Merkwürdigkeiten, die aber meist keine sind, gehört der Kaiserzeit an. Merkwürdig kann es scheinen, daß von den meisten Herrschern Stöcke, Ketten und Dolche erhalten sind, wo sonst Alles fehlt. Für die größten und bezeichnendsten Merkwürdigkeiten hielt ich die drei Elfenbeinstöcke von Iwan dem Grausamen und die zerrissene polnische Konstitution. Iwan der Grausame fand ein unbeschreibliches Vergnügen daran, auf seinen zahlreichen Wegen zu den Kirchen, Klöstern und Heiligen jedem Vorübergehenden die Füße zu durchbohren. Zu dem Ende ist jeder der drei von ihm hier vorhandenen Stöcke mit einer scharfen, langen Stahlspitze versehen. Die Aechtheit der Stöcke wird nicht bezweifelt. Die polnische Konstitution wurde bekanntlich von Alexander während seiner schwärmerischen Periode ertheilt; der jetzige Kaiser, wie die ernste Inschrift besagt, zerriß sie nach dem Fall von Warschau, in väterlich ergrimmtem Gefühl über die undankbaren Kinder, die des Geschenks unwürdig sich bewiesen hatten, feierlichst mit allerhöchst eigener Hand. Von der allergrößten Merkwürdigkeit, die aber nicht im Kreml mehr vorhanden ist, kann man nur noch den Kasten sehen, in welchem die Merkwürdigkeit selber eine Reihe von Jahren geruht hat. Dieses Unikum von Merkwürdigkeit ist eine Konstitution für ganz Rußland, die der jugendlich schwärmende Alexander, noch unter dem Einfluß Laharpes, hat entwerfen lassen, um sein Volk damit zu beglücken. Von der plötzlichen Todesnachricht seines Vaters tief erschüttert, hat Alexander sich anfangs geweigert, die Regierung anzutreten; nur in der Absicht, augenblicklichen Unordnungen vorzubeugen, und inzwischen Einrichtungen zu treffen, seinem Volke die Freiheit und eine republikanische (?) Verfassung zu geben, hat er sich die Krone aufdringen lassen. Die Konstitution ist bald fertig, und in mehreren tausend Exemplaren abgedruckt gewesen. Etliche Exemplare sind, wie es nach der mehrseitigen Kunde von derselben scheint, unter ein ausgewähltes Publikum gekommen, und die übrigen im Kreml niedergelegt worden, wo sie während Alexanders Lebzeiten ruhig gelegen haben. Es war sehr natürlich, daß man während der Freiheitskriege, und noch mehr unter der Herrschaft Araktschejeff's an eine russische Republik nicht dachte. Daß diese Konstitution später für eine auch auf bloßem Papier noch gefährliche Verirrung des menschlichen Herzens gehalten und verbrannt worden ist, wird jedem Unbetheiligten eben so sehr einleuchten, als unserem Führer im Kreml, der uns bloß den Ort zeigte, wo sie während ihrer harmlosen Existenz eingeschlossen gelegen hat. Eine Inschrift war hierüber noch nicht vorhanden." In einer Moskauer Kirche fand Herr Blasius auch ein hochgefeiertes Stück von dem ungenähten Rock Christi, der in Trier ganz vorhanden ist.

Was nun schließlich das geologische Resultat der Reise anlangt, so faßt es der Verfasser S. 375 kurz in Folgendem zusammen. Das Innere von Rußland zwischen Jaroslaw, Moskau und Nischi-Nowgorod kann angesehen werden als ein flaches Becken, von dem aus das Land nach allen Seiten ansteigt. Die höchste Erhebung im Westen und Süden erreicht es auf dem Gebiete des alten rothen Sandsteins und Bergkalks, nach deren gemeinschaftlichen Grenzen hin die Wasserscheide der drei großen Flußgebiete Rußlands in diesen Richtungen verläuft. Von einer Höhe von ungefähr 300 Fuß steigt das Land dieses flachen Beckens nach den Rändern hin bis zu 700 bis 800 Fuß an, und einzelne Punkte, wie am Waldai erreichen die Höhe von 1000 Fuß. Nach Norden hin ist es der Höhenzug zwischen Jaroslaw und Wologda, zwischen der Wolga und Suchona, der dieß Becken begrenzt, und, wie bei Grjaesowez, ebenfalls bis zu 750 und 800 Fuß ansteigt, ohne daß jedoch eine

geognostische Verschiedenheit als Grund dieser Erhebung angesehen werden könnte. Von dem hohen Rande dieses Beckens aus senkt sich das Land nach Norden hin, zum weißen Meere, im Gebiete derselben Formation des jüngern rothen Sandsteins. Nach Nordwesten hin zeigt sich eine auffallende Abstufung in dem Gebiet, das von der silurischen Formation bedeckt ist, eine Abstufung, die sich in dem Diluviallande der baltischen Niederung bis zum Onegasee und in dem Kurlands und des westlichen Livlands fortsetzt. Nach Süden hin bildet die Länderstrecke, die mit Kreide bedeckt ist, eine Vorstufe, in der die Fläche in den nordwestlichen Theilen durchgängig sich bis zu 500 bis 600 Fuß erhebt. Nach dem Innern von Lithauen hin scheinen mächtige Diluvialmassen das Land zu bedecken und die südwestliche Vorstufe zu dem hohen Rande des Beckens zu bilden. Sie schließen sich an die tiefliegenden Diluvialmassen an, die von der Mündung der Beresina und des Prypez an dem untern Laufe des Dniepr folgen und hier als eine neue, tiefere Vorstufe zu dem hügeligen Kreidelande angesehen werden können, die sich in dem Steppenlande auflöset. Nur nach Osten öffnet sich der Rand des Beckens im Durchbruch der Wolga und steigt langsamer nach dem Ural an. Dieses Becken im Innern Rußlands ist der Hauptsitz der Großrussen, das Land, in welchem sie ungemischt vorkommen, und außerhalb dessen sie fast durchgängig nur als Eindringlinge, als Kolonisten angesehen werden können. Im Norden des hohen Rückens, der die Wolga von der Suchona trennt, beginnt der Wohnsitz der finnischen Völkerschaften. Nach Nordwesten hin bilden die Wohnsitze der Ingrier, Esthen und Letten, und nach Westen die der Weißrussen die Grenze. Von Südwesten her erstreckt sich das Gebiet der Kleinrussen ungefähr bis zum Fuße des hohen Randes, und von Südosten her treten die Ueberreste der tatarischen Bevölkerung der gefallenen Reiche Astrachan und Kasan bis zu dieser Grenze der Großrussen heran.

Nachdem der Verfasser von Moskau nach Petersburg gereist war, um dort die Sammlungen der Reise zu ordnen, begab er sich auf den Rückweg in die deutsche Heimath, die er nach so vielen Entbehrungen mit Freude begrüßt. Unterwegs in den russisch-deutschen Ostseeprovinzen fiel ihm die russische Reaktion gegen das deutsche Wesen um so mehr auf, als es nicht eigentlich Russen sind, von denen diese Reaktion ausgeht, sondern wieder nur Deutsche. Zur sogenannten russischen Partei gehörte der größte Theil der deutschen Professoren von Dorpat. „Mag auch das Urtheil jedes Einzelnen, der Interesse an der Sache genommen hat, ausfallen, wie es will; darin muß jede Ansicht übereinstimmen, daß der Kampf Rußlands gegen die Interessen der deutschen Ostseeprovinzen, für Rußland sehr bequem, in beiden Parteien von Deutschen geführt wird. Ein Schauspiel, das so oft von den Deutschen aufgeführt ist, auch in anderen Verhältnissen augenblicklich noch von den Deutschen mit wahrer Meisterschaft gespielt wird, und dessen unermüdliche Wiederholung auch für die Zukunft noch die Ueberzeugung gibt, daß der ehrliche Michel nicht allein Bestimmung, sondern auch eine unverwüstliche Neigung für das bekannte heiße Kastanienvergnügen hat."

Aus dem Mitgetheilten erhellt, daß die Reise des Herrn Blasius eine der interessantesten und dankenswerthesten ist. Sie ist so reichhaltig, daß wir ihren Werth nur andeuten konnten und aus Mangel an Raum in viele ihrer bedeutendsten Parthien, namentlich die Geologie und Architektur betreffend, nicht näher eingehen konnten.

Geschichte.

Die Geschichte des siebenjährigen Krieges. Für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. R. John. Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia. Leipzig, Brockhaus, 1844.

Im Eingange wird erzählt, wie Friedrich der Große, als er Dresden eroberte, daselbst die Dokumente vorgefunden habe, die seinen Einfall rechtfertigten. So konnte noch Archenholz vor sechzig Jahren die Geschichte des siebenjährigen Krieges schreiben; ein heutiger Autor aber darf es nicht mehr. Denn aus den k. sächsischen Archiven sind die Beweise geliefert und gedruckt, daß damals Sachsen, wegen einer Indiskretion des Minister Brühl, das Vertrauen Oesterreichs und Frankreichs verloren hatte, also nicht in das Geheimniß des antipreußischen Bundes gezogen war, der endlich auch gar noch nicht einmal zu Stande gekommen war. Die Papiere, die Friedrich in Dresden gefunden zu haben vorgab, waren eine Fiktion. Er machte die Welt glauben, es sey schon geschehen, was erst im Werden war, um die kühnen Maßregeln zu rechtfertigen, durch die er der Gefahr zuvorkam. Man sehe die „Aktenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges. Leipzig, bei Teubner, 1841." — Uebrigens ist das Buch mit einer lobenswerthen patriotischen Wärme geschrieben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 36.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 7. April 1845.

Postwesen.

Das deutsche Postwesen in geschichtlicher und rechtlicher Beziehung, nebst Erörterungen über das Verhältniß Preußens ꝛc., das Postrecht Würtembergs und das rechtliche Verhältniß der Post zu Eisenbahnen, von Karl Stängel, Oberjustizrath. Stuttgart, Schweizerbart, 1844.

Eine Geschichte des deutschen Postwesens leitet dieses zeitgemäße Werk ein. Die Post konnte erst sehr spät und in unvollkommener Gestalt in Deutschland eingeführt werden, weil es in den mittleren Zeiten, ja noch bis tief ins vorige Jahrhundert vor allem an guten Straßen mangelte, und weil Kaiser Maximilian I. den Plan zu einer allgemeinen deutschen Reichspost erst in einer Zeit faßte, in welchem das deutsche Reich die Einheit nur noch dem Namen nach kannte und wesentlich schon in einer Aristokratie unabhängiger Fürsten aufgelöst war. Die angesehensten unter diesen Fürsten nun fanden es bequemer, die Post auf eigene Rechnung zu verwalten und widersetzten sich der allgemeinen Reichspost schon damals. Das Haus Thurn und Taxis wurde auch wirklich nur mit der Post im burgundischen Kreise belehnt und erst hundert Jahre später wurde unter Kaiser Mathias das sogenannte Reichsgeneralpostamt errichtet und der Freiherr Lamoral von Taxis damit belehnt (1615). Allein weder im Sturm des gleich darauf folgenden dreißigjährigen Krieges konnte sich dieses Reichsinstitut ausbilden und befestigen, noch auch nach dem westphälischen Frieden behaupten. Denn jener unglückliche Krieg vollendete die Auflösung des Reichs in einzelne Souverainitäten, die nicht gemeint waren, sich die Posteinkünfte entziehen zu lassen. Oesterreich selbst, wie eifrig es sich für die Rechte des Hauses Thurn und Taxis den einzelnen Reichsständen gegenüber interessirte, verwaltete dennoch seine Post auf eigene Rechnung. Brandenburg that begreiflicherweise das Gleiche. Eben so Sachsen. Nur unter den kleineren, vielfach zerstückelten Reichsständen in Schwaben, Franken und Bayern behauptete sich die Reichspost, in Niedersachsen und Westphalen theilte sie mit den Landesposten.

Mit der Auflösung des deutschen Reichs 1806 erlosch der Rechtstitel des Thurn- und Taxisschen Hauses, der auch vorher schon nur bedingungsweise von einzelnen Theilen des deutschen Reichs anerkannt worden war, völlig. Gleichwohl wurden von mehreren deutschen Staaten nachher wieder neue Verträge mit dem gedachten Hause geschlossen, unter denen derjenige des Königreichs Württemberg von 1819 der merkwürdigste ist.

Merkwürdig, weil er erstens dem Pächter weit mehr Rechte zugesteht, als je vorher der Reichspost, — weil er dem Pächter einen ungeheuren, immer wachsenden Gewinn gestattet und dem Verpachter dagegen nur eine stets sich gleichbleibende sehr kleine Jahreszahlung sichert, — endlich weil er diesen ungünstigen Pacht verewigt und für unauflöslich erklärt. Nie wohl ist ein Vertrag abgeschlossen worden, der dem einen Theil so durchaus nachtheilig, dem andern so übermäßig vortheilhaft wäre.

„Nach dem klaren Inhalte des §. 13 des Reichsdeputationsschlusses hat das fürstliche Haus Taxis nichts weiteres anzusprechen, als daß die Reichsposten bleiben, was sie zur Zeit des Lüneviller Friedens waren, daß sie so und nicht anders wirken und thätig sind, als sie zu jener Zeit gewirkt und sich thätig gezeigt haben. Zu der bezeichneten Zeit ritt man wöchentlich einmal oder auch einigemal mit Brieffelleisen hin und her, und da und dort zeigte sich ein schwerfälliger Postwagen in seinem langsamen Gange, wenig von Reisenden benützt. Damals waren in dem Umfange des Königreichs Württemberg nicht die vervielfältigten Poststationen, Postrouten

und Postcurse. Zur Zeit des deutschen Reiches war der Post gegenüber in ganz Württemberg die Beförderung von Briefen völlig freigegeben. Die amtliche und Privatkorrespondenz war durch eine gut eingerichtete Botenanstalt unter einer landesfürstlichen Botenmeisterei, selbst in die Nachbarstaaten, vollständig vermittelt. Die Reichspost hatte zuzuwarten, ob ihr Briefe anvertraut werden wollten; was nur selten geschah, da die Boten wohlfeiler beförderten. Zur Zeit des deutschen Reichs gingen von allen bedeutenden Orten des ganzen Landes Ordinarifuhrwerke aus. Der Transport der Reisenden und Waaren war der Post gegenüber völlig freigegeben. — Durch den Postlehenvertrag vom 9. Sept. 1819 und die Verordnung vom 16. Febr. 1821 hat dagegen das fürstliche Haus Taxis 1) als Erbmannthronleben das nutzbare Eigenthum und die Verwaltung sämmtlicher Posten des Königreichs erlangt. Diesem Hause ist 2) auf allen Poststraßen den öffentlichen Boten gegenüber ein Privilegium auf die Beförderung der amtlichen und Privatkorrespondenz eingeräumt worden. Diesem Hause ist 3) den öffentlichen Boten und Landfuhrleuten gegenüber auf den Poststraßen ein weiteres Privilegium auf die Beförderung von Geld, Pretiosen und sehr vielen anderen Waaren zugewiesen. Sodann sind 4) auf den Poststraßen sogenannte Ordinarifuhrwerke — Reisewagen, welche zu bestimmter Zeit und an bestimmte Orte ohne vorangegangene Bestellung Personen befördern, verboten; es sey denn, daß das Haus Taxis solche Reisewagen im Wege der Verpachtung gestatten wollte. Hiedurch ist diesem Hause auch ein Privilegium auf den Personentransport den Kutschern und Boten gegenüber zugestanden. Das fürstliche Haus Taxis erlangte die Postanstalt in einem Umfange, auf welchen es durch den §. 13 des Reichsdeputationsschlusses und den Artikel 17 der Bundesakte Rechte nicht hat. Auf dieses Haus wurden die Privilegien übertragen, welche für die Staatskasse, für die Vermehrung der Staatseinkünfte zu einer Zeit geschaffen worden sind, in der die Staatsregierung alle Finanzquellen möglichst zu erweitern genöthigt war. Die fürstlich Taxis'sche Postverwaltung entrichtet zwar an die Staatskasse einen jährlichen Lehenskanon von 70,000 fl. Allein diese Summe gleicht nicht aus, was der Staatskasse in Folge des Postlehensvertrags von 1819 entgeht. Die Staatskasse ist durch diesen Vertrag offenbar beschädigt." Und zwar in einem Maaße, wovon man sich einen Begriff machen kann, wenn man die enormen Fortschritte des Verkehrs seit 1819 bedenkt.

Es ist sehr leicht die Ungerechtigkeit eines solchen Vertrages einzusehen, aber schwer, ihn zu entkräften. Denn wie wahr es auch ist, daß er durch das frühere Reichspostwesen nicht begründet werden kann, einmal weil dasselbe dem Belehnten bei weitem nicht so viele Rechte gewährte, als der neue Vertrag, und zweitens weil es mit allen seinen Verbindlichkeiten längst aufgehoben ist; so hat doch der Vertrag, eben als ein ganz neuer, seine volle rechtliche Gültigkeit. Warum hat der verletzte Theil ihn kontrahirt? Es war seine freie Wahl, jetzt ist er daran gebunden.

Können die Rückblicke in vergangene Zustände hier nun nicht mehr entscheiden, so muß man sich rein an den Buchstaben des Vertrages und an das halten, was etwa durch denselben dem Staate noch übrig gelassen ist, um darauf gegenwärtig oder zukünftig eine jenen gemeinschädlichen Vertrag mehr oder weniger entkräftende Konkurrenz zu gründen. Hier nun bieten sich auf eine erwünschte Weise die Eisenbahnen dar, an die in dem Vertrage von 1819 natürlicherweise noch gar nicht gedacht werden konnte, gegen deren Errichtung und Benutzung von Seite des Staats und der Privaten die Post nichts einwenden und auf die sie auch ihr Privilegium nicht ausdehnen kann. Der Verf. weist mit vielem Scharfsinne nach, wie der Staat in den Eisenbahnen ein Mittel habe, sich die Last zu erleichtern, die ihm der unglückliche Vertrag mit der Post aufgebürdet hat. Vor allem bemerkt er, daß die Post ihr Privilegium nur erhalten habe, weil man diese Personen, Waaren und Briefe so schnell fördernde Anstalt, zum gemeinen Besten gegenüber den langsamen Botenfuhren begünstigen wollte, daß nun aber dasselbe gemeine Beste auch wieder die Begünstigung der weit rascher fördernden Eisenbahnen gegenüber der langsamen Post verlange. „Daß es bei Ertheilung von Privilegien, welche der Post eingeräumt sind, in der Absicht der Regierungen Deutschlands gelegen sey, ihren Staaten jede weitere Förderung des Verkehrs zu gewähren, ergibt sich augenscheinlich daraus, daß Eisenbahnen in allen Staaten erstehen, gleichviel ob der Staat selbst oder das fürstliche Haus Taxis die Posten verwaltet, und ob so der Staat oder das Haus Taxis die der Post ertheilten Privilegien genießt." Es liegt in der Natur der Dinge, daß so gewaltige Kulturmittel, wie es die Eisenbahnen sind, sich durch einseitige Verträge und Privilegien nicht hintertreiben lassen können.

Zweitens legt der Verf. großen Werth auf den Buchstaben des Vertrags, sofern darin der Post nur ein Privilegium gegen die damals bekannten Ordinariwagen und Landboten und zwar nur auf den bekannten Poststraßen ertheilt wurde, nicht aber gegen irgendwelche andere Transportmittel auf ganz anderen Straßen. Er weist nach, daß, wenn das alte Botenwesen, unabhängig von der Post fortbestanden habe auf allen Wegen, wo es der Post nicht der Mühe werth schien, einen Postkurs anzulegen, auch der Eisenbahntransport unabhängig von

der Post bestehen müsse. In der That sobald die Post nicht schlechterdings alle Wege, alle Transportarten und alle Gegenstände des Transports gleichmäßig in Anspruch nimmt, hat sie auch nur ein Recht in Bezug auf die ausdrücklich im Vertrage bezeichneten Wege, Transportarten und Objekte. In Bezug auf die Eisenbahnen ist dieß alles schon trefflich erörtert von Prof. R. v. Mohl in der Zeitschrift für gesammte Staatswissenschaft 1844. I. worauf sich der Verf. auch an seinem Ort bezieht.

Die Sache läßt sich aus noch mehr Standpunkten betrachten, z. B. aus dem der Steuerpflichtigen. „Berücksichtigt man, daß es nicht das unbedeutendste Recht des Volkes ist, nur insoweit Steuern zu tragen, als die Staatsbedürfnisse nicht durch Domänen und Regalien bestritten werden können, erhält aber die Staatskasse so, wie dem Hause Taxis die gesammte Postanstalt des Königreichs verliehen wurde, das ihr gebührende nicht, hat deßhalb das Volk die Vortheile, welche dem fürstlichen Hause Taxis durch den Postlehenvertrag von 1819 zugewiesen wurden, der Staatskasse durch Steuern zu ersetzen, so möchte sich hiedurch eine weitere Beanstandung dieses Postlehenvertrags ergeben."

Endlich ist das nationale Bedürfniß nicht zu übersehen. Gewiß gehört es zu den Ironien, in welchen sich zuweilen das Schicksal gefällt, daß es gerade der Reichserbpostmeister seyn muß, der, anstatt die Idee der Reichseinheit zu repräsentiren, jetzt nur als ein isolirt Privilegirter und als ein Hemmniß des nationalen Verkehrs dasteht. Die Reichspost war ursprünglich ein nationales Bedürfniß. Sie ist es noch. Ineinandergreifen der Postkurse, Gleichheit des Transports und seiner Taxen kann nur durch eine allgemeine deutsche Post genügend erzielt werden und die Post sollte, wenn nicht Bundessache, doch wenigstens Sache des deutschen Zollvereins werden. „Die deutschen Fürsten, welche sich diesem Vereine angeschlossen, haben sich dadurch nicht einer Institution begeben, die sich auf ihre Staatsgewalt gründet; sie haben unter Bewahrung ihrer Rechte in einem schönen Bunde diese nur geeinigt, und ein Institut zu dem gemeinschaftlichen erhoben, das nun erst seinen Zwecken vollständig entspricht. Aus diesem Institute fließt nicht nur für die deutschen Staaten eine reiche Finanzquelle, sondern auch freier Absatz für den Ueberfluß, welchen Ackerbau und Gewerbethätigkeit gewähren, von dem einen deutschen Lande in das andere. Eine gleiche Gesetzgebung, so wie die Entfernung der vielen deutschen Zollstätten haben den Verkehr gehoben, und alle vereinigten Volksstämme ziehen in gleichem Maaße Nutzen aus diesem Vereine, der noch nach Jahrhunderten Zeugniß geben wird, wie sorgsam deutsche Fürsten die Wohlfahrt ihrer Völker beachtet haben. Die Post ist nicht minder als der Zoll in dem staatswirthschaftlichen Interesse vorhanden. Sollte es nicht thunlich seyn, daß die deutschen Fürsten auch dieses Institut, das einzig auf ihrer Staatsgewalt zu stehen vermag, sich ganz zu eigen bringen, sofort, gleich dem Zolle, ihre Posten zu einem Ganzen zusammenführen und in gemeinschaftlicher Gesetzgebung, in gemeinschaftlichem Zusammenwirken dieses Ganze ordnen? Wäre auch eine solche Vereinsanstalt nicht in dem ausgedehnten Umfange des Zollvereines thunlich, so würde sie doch dadurch sich in erhöhtem Wirken zeigen, wenn Post und Eisenbahnen unter Nachbarstaaten als ein Ganzes sich zusammenfinden könnten." Der Himmel gebe seinen Segen dazu!

Sagen.

1) Der ungenähte Rock oder König Orendel, wie er den grauen Rock gen Trier brachte. Gedicht des zwölften Jahrhunderts übersetzt von Karl Simrock. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

Schon in Nr. 116 des vorigen Jahrgangs dieser Blätter sprachen wir von diesem alten Denkmal, aus Anlaß der von Herrn von der Hagen veranstalteten Ausgabe. Hier erscheint die Uebertragung dieses interessanten Gedichts in die neue Schriftsprache aus der Feder eines in solchen Erneuerungen alter vaterländischer Sprachdenkmale gewandten und rühmlichst bekannten Dichters, der überdieß einen werthvollen Kommentar hinzugefügt hat.

Der heilige Rock, der in neuester Zeit so großes Aufsehen gemacht hat, und gegenwärtig in Schlesien zu einem Schisma Veranlassung gibt, hat eine merkwürdige Geschichte. In der Bibel ist er bekanntlich als ein nahtloses Gewebe bezeichnet, weßhalb ihn die Kriegsknechte, denen er zur Beute zufiel, nicht theilen wollten, sondern um seinen Besitz würfelten. In der mystischen Symbolik der Kirche „bezeichnet der ungenähte, unzertrennliche Rock des Heilands die Untheilbarkeit und unverletzliche Einheit der Kirche, während sie im Gegentheil das in vier Theile zerschnittene Oberkleid auf die Ausbreitung derselben in alle vier Himmelsgegenden bezog." Marx Gesch. des heil. Rocks §. 8. Diese mystische Bedeutung des ungenähten Rocks mußte früh schon die Phantasie der christlichen Völker anregen, ihn selbst der Sage und Dichtung empfehlen. Otfried, der Dichter des

Krist, einer Messiade des neunten Jahrhunderts, widmete der Tunica des Heilands zwei ganze Kapitel seiner Evangelienharmonie: IV. 28. 29. Nach ihm hatte die Caritas sie gesponnen und gewoben. Es scheint nicht, daß Otfried die Tradition gekannt habe, nach welcher die Jungfrau Maria selber den Rock gesponnen hatte. Ein schriftliches Zeugniß für diese Tradition ist vor dem 12ten Jahrhundert nicht nachgewiesen. Wann die andere Tradition, daß der Rock des Herrn von seinem Knabenalter an mit ihm aufgewachsen und durch das Tragen nicht verschlissen sey, zuerst auftauche, weiß ich nicht anzugeben. Wir haben es aber zunächst mit einer dritten Tradition zu thun, jener der trierischen Kirche nämlich, daß sie seit den Zeiten Konstantins im Besitz des ungenähten Rocks Christi sey, indem die heil. Helena, dieses Kaisers Mutter, ihn nach ihrer Rückkehr aus dem heiligen Lande, wo sie bekanntlich das heil. Grab, der Sage nach auch das heil. Kreuz und andere Reliquien gefunden hatte, der trierischen Kirche aus besonderer Anhänglichkeit an Trier als ihre Vaterstadt geschenkt habe. Nicht von jeher pflegte die trierische Kirche dieß Heiligthum von Zeit zu Zeit der Verehrung der Gläubigen öffentlich auszustellen. Dieß war, wie Herr Marx §. 5 ausführt, vor dem zwölften Jahrhundert nicht Gebrauch gewesen. Die Reliquien blieben in ihren Verschlüssen unter den Altären Jahrhunderte lang unberührt, daher es sich wohl ereignen konnte, daß der Aufbewahrungsort einer der Reliquien, welche die Kirche besaß, vergessen wurde. So soll es sich nun auch mit dem heil. Rock begeben haben, denn nach Brower zum J. 1196 war die Kenntniß dieser Reliquie, als sie in diesem Jahr bei einer baulichen Veränderung in einem dem heil. Nicolaus gewidmeten Altare gefunden ward, den damals lebenden Menschen entschwunden. Jetzt ward dieselbe zwar, und vielleicht zum erstenmal (1. Mai 1196) dem Volke öffentlich gezeigt, an demselben Tage aber wieder in den neu errichteten Hochaltar verschlossen, wo sie von Neuem drei Jahrhunderte lang verborgen blieb, bis Kaiser Maximilian I. im J. 1512 ihre zweite Erhebung und öffentliche Ausstellung (?) bewirkte."

Herr Simrock führt nun weiter aus, wie das vorliegende Gedicht zwar allerdings Zeugniß ablege vom Daseyn des h. Rocks in Trier vor dem Jahr 1196, weil es selbst früher verfaßt ist; wie aber dennoch die rein deutsche, der Edda und dem Heldenbuch nahestehende Sage vom Orendel zur lateinischen Legende von der h. Helena insofern nicht stimmt, als es hier nicht Helena, sondern Orendel ist, der den h. Rock nach Trier bringt.

Dem sey nun, wie ihm wolle, so ist das altdeutsche Gedicht an sich, als ursprünglich aus dem Heidenthum überkommen, auch ganz abgesehen von seiner Beziehung zum h. Rock von hohem Interesse. Die einzige Handschrift die davon existirt, ist eine sehr späte vom Jahr 1477 und schon verderbt und modernisirt, während der alte Druck von 1512, von dem sich noch ein paar Exemplare erhalten haben, einer ältern und bessern Handschrift treu geblieben ist. Da wir den Inhalt des Gedichts schon in Nr. 116 unsrer Blätter vom vorigen Jahr mitgetheilt haben, beschränken wir uns hier, nur aus dem Kommentare des Herrn Simrock das Wesentlichste hervorzuheben.

Orendel ist eine heidnische Gestalt und wahrscheinlich Oervandil der nordischen Edda, d. h. nach Uhlands Erklärung der mit dem Pfeil arbeitende, das junge Saatkorn, das mit der grünen Spitze das Erdreich durchbricht; — ferner Horwendil des Saxo Grammaticus, der Sohn Gerwendils (des mit dem Speer arbeitenden, d. h. des reifen Halms mit der Aehre), der mit Koller (der Kälte des Winters) kämpft. — Orwendils Gemahlin Groa (die Grüne) oder Breide (die leuchtende) hat ebenfalls die Bedeutung der grünenden oder sommerlichen Natur; und ist es merkwürdig, daß der h. Rock in Trier immer der graue heißt, während er doch nicht grau ist. — Orendels Vater ist Eigil, den die Wilkinasage zu dem berühmtesten Schützen macht (und von dem ursprünglich die Sage vom Wilhelm Tell entlehnt ist). Eigils Vater ist Wilkinus (Vulcanus?). Dieser zeugt den Wate, den Erfinder des Bootes und der Schifffahrt, der auch die Heilkunst zuerst von einem wilden Weibe gelernt haben soll. Dieser zeugt dann wieder den Wieland, den kunstreichen Schmied, und Eigil, den großen Schützen. Orendel gehört mithin einer mythischen Familie an, in der die wichtigsten menschlichen Künste personificirt sind, und er selbst — möchten wir schließen — bezeichnet vielleicht die Beziehung dieser Künste auf den Ackerbau, und vielleicht auch auf das häusliche Geschäft der Weberei, denn der „mit dem Pfeil arbeitende" kann sich auch auf das Weberschiffchen beziehen und der h. Rock wie der Peplos der Athener ein Prototyp der Kunst seyn.

2) Melusine. Gedicht in drei Gesängen von Theodor Apel. Leipzig, Hinrichs, 1844.

Die allbekannte schöne Volkssage von der Schlangenjungfrau Melusina, hier in achtzeiligen Stanzen recht schön vorgetragen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 37.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 9. April 1845.

Neuhebräische Literatur.

Die ersten Makamen aus dem Tachkemoni oder Divan des Charisi nebst dessen Vorrede. Nach einem authentischen Manuscripte aus dem Jahr 1281 herausgegeben ins Deutsche übersetzt und erläutert von Dr. S. J. Kämpf. Berlin, Aler. Duncker, 1845. Groß 8. S. 180.

Charisi war ein spanischer Jude des 13ten Jahrhunderts und übersetzte die berühmten arabischen Makamen des Hariri (die durch Rückerts deutsche Uebersetzung neuerlich so berühmt geworden sind) ins Hebräische. Das gab ihm aber Veranlassung, mit Hariri auch in eigenen Produktionen zu wetteifern und so entstand der Tachkemoni, der in der That seinem Vorbilde wenig nachgibt.

Makame heißt der Ort der Unterhaltung, dann auch die Unterhaltung selbst. Diese Form der poetischen Erzählung charakterisirt sich durch eine eigenthümliche Redseligkeit, die nicht nur den Stoff der Erzählung mit Reflexionen erdrückt, sondern zugleich auch in der Form nach Spitzfindigkeiten, Wortspielen ꝛc. hascht, die an Shakespeare und zuweilen an Jean Paul erinnern. Dieß unterscheidet sie wesentlich von dem einfachen und leichten Erzählungston der tausend und einen Nacht. Man erkennt aber daraus, daß sie nicht mehr der ersten jungen Blüthenzeit oder der vollen Reife der Poesie, sondern schon dem Zeitalter des Verfalls angehören. Ueber die hebräische sowohl als arabische Metrik enthält die Einleitung sehr schätzbare Aufklärungen, auf die wir uns aber hier nicht einlassen wollen.

Der Held des Gedichts ist allzu sehr dem des Hariri'schen Gedichts nachgebildet, nämlich ein geistreicher Bettler und Gauner, der zuletzt bekehrt wird. Er heißt Heber. Der Humor desselben erreicht nicht ganz die Höhe dessen, mit dem Hariris Abu Seid glänzt. Doch erhält man dafür desto mehr Stellen voll würdigen Ernstes und edler Entrüstung über die Verbrechen und Thorheiten der Menschen.

Der Dichter sagt selbst:

Drum ist der Zweck von diesem Werke,
Der heil'gen Sprache Kraft und Stärke
Zu zeigen vor dem auserwählten Volke,
Deß Aug' und Herz umhüllt von düst'rer Wolke.
Es soll dieß Werk auch allen nützen,
Die für das Schöne Sinn besitzen:
Ein Paradies soll's ihnen seyn,
Worin sie können sich erfreu'n
An murmelnden Bächen und lispelnden Lüften,
An köstlichen Früchten, balsamischen Düften;
An der Taube girrendem Schall,
Am melodischen Ton der Nachtigall;
An zierlichem Kelche, hell und blank,
Gefüllt mit süßem Lebenstrank.
Auch werden in schattigen Laubgewinden
Die reizenden Töchter der Musen sie finden:
Die Eine spielt, die Andre singt, —
Ihr Zauberton das Herz durchdringt;
Die Eine erweckt die schlummernde Liebe, —
Die Andre erregt die wonnigen Triebe
Durch Liederkränze, die ich gewunden, —
Durch Dichtungen, die ich erfunden, —
Die Keiner vor mir je gedacht, —
Die Niemand noch zu eigen sich gemacht; —
Die das Herz erquicken mit ihren Wohlgerüchen, —
Die die Seele entzücken mit ihren Zaubersprüchen, —
Und deren Duft zurück in's Leben ruft
Die Todten in der Gruft. —

Auch kann in diesem Buche man sich laben
An Gleichnißreden, sinnig und erhaben.
Es prangt von Dichtungen aller Art,
Gibt Räthsel auf, gesponnen fein und zart;

Ist reich an Lehrgedichten und Liebesgesängen,
An Sittensprüchen, ernsten und strengen.
Es spricht auch von Ereignissen der Zeiten,
Der Jahre mannigfachen Neuigkeiten.
Ja, selbst des Todes wird darin gedacht,
Und auch des grausen Ort's der ew'gen Nacht.
Bald sprichts von Buße und Vergebung der Sünden.
Und bald von Liedern, die die Sinne entzünden.
Es spricht auch von Verlobung und Trauung,
Zur Belehrung und Erbauung;
Wie auch von Ehescheidung
Zur Aergernißvermeidung.
Es schildert die Ausschweifung im Weingenuß,
Erzählt von des Nasir's Enthaltungsentschluß.
Auch meldet's von der Heroen furchtbaren Kriegen,
Von Königsgeschichten und Reisezügen.
Nicht minder enthält's Loblieder und Bitten, —
Der Weisen Zucht, der Frommen Sitten.
Es unterhält mit Idyllen und Heldengedichten,
Mit Kindergesprächen und Jagdgeschichten, —
Mit Gemälden von Thoren und listigen Wichten rc.

Das klingt nun allerdings sehr ruhmredig und heißt überaus viel versprechen. Da uns aber nur Bruchstücke des Gedichts und nicht das Ganze vorliegt, so können wir auch nicht darüber urtheilen, ob er zu viel versprochen hat.

Sehr gut ist, was er über die Zeiten der Barbarei sagt, in denen die Künste verachtet sind.

Es müßt' uns leicht gelingen,
Den Lorbeer zu erringen.
Allein für wen soll dieß geschehen? —
Wer will es hören, will es sehen? —
Die Augen sind erstarrt, —
Die Ohren taub, die Hände hart.
Die Leidenschaft — ach! hat entrafft
Den Menschen ihrer Sinne Kraft,
Daß Niemand sieht und hört,
Und Keiner nach der Kunst begehrt.
Und suchtest Du von Egypten bis Babylon —
Du fändest keinen Musensohn,
Und für die Dichtkunst keinen Lohn.
Dir aber wird bekannt es seyn,
Daß Meisterwerke nur gedeih'n,
Wo Sachverständ'ge wohnen,
Die nach Verdienst dem Künstler lohnen, —
Nicht aber wo der Thorheit Flagge weht, —
Wo Kunst und Künstler man verhöhnt und schmäht.
Wie jede and're Kunst,
Bedarf die Muse auch der Gunst
Der Kenner, Edlen, oder Hochgestellten,
Wenn sie nach ihrem Werth soll gelten:
Doch wo es fehlt an allen dreien,
Da kann sie nicht gedeihen.
Drum liegen in unserer Zeit
Die heiligen Steine zerstreu't,
Und ist entstellt das köstliche Geschmeid'.
Die Musen führt zum Markte man wie Knechte,
Und findet Keinen, der sie kaufen möchte!
Die Freigebigkeit der Reichen
Ist einem Rohrstab zu vergleichen;
Mit ihrem Munde lügen sie Erhörung,
Doch fern von ihrem Herzen ist Gewährung.
Wohin ich komme, ruf' ich: „Ist ein Weiser hier?“ —
Doch keine Menschenseel' antwortet mir;
Nur Heerden lagen dort.
Und so scheint es an jedem Ort,
Daß Alles sey der Thorheit Schlaf verfallen;
Drum hört man keines Menschen Stimme schallen, —
Nur Roß und Esel werden da gefunden,
An's Joch der Sinnlichkeit gebunden. —
Wie könnten nun bei solchem Leben
Noch Geist und Seele sich erheben,
Nach Kunst und Wissenschaft zu streben,
Und gar mit nationaler Poesie sich abzugeben? —
Das hieß' auf eine Schleuder binden einen Edelstein,
Und um den Hals gar eines Thieres Perlen reih'n.“

Hätte der gute Charisi wissen können, daß im Schooße der Civilisation und gerade durch die Popularität und übelverstandene Begünstigung der Künste sich eine neue Barbarei der Handwerkspedanterei (Akademischer Geist genannt), des Nepotismus (Mäcenat der Künste genannt), der tyrannischen Gemeinheit (Mode genannt) und sogar des systematischen Kunsthasses (Philosophie und Kritik genannt) erzeugen würde, so dürfte ihm die alte Barbarei vielleicht erträglicher vorgekommen seyn. Wenigstens ist es leichter, die bartigen Barbaren der Wildniß zu civilisiren, als die glatten Barbaren der Residenz- und Akademiestädte von ihren Vorurtheilen zurückzubringen.

Am Schluß dieser Fragmente steht eine gute Todesbetrachtung, die wir zur Probe, wie glücklich der Dichter so ernste Dinge behandelt, hier noch anführen wollen.

O Tag des Kummers und der Sorgen,
Auf den nicht folget mehr ein Morgen!
O Nacht des Grauens und der Schrecken,
Die keines Frühlichts Strahlen wecken! —
Weh' Dem, den sie wird richten! —
Wo will er hin dann flüchten? —
Wo will in seinen Nöthen
Er Beistand sich erbeten?

Darum ihr Männer von Verstand, —
Laß't euch nicht blenden von der Erde Tand!
Besorgt euch Reisekost bevor man fort euch weiset!
Erquicket erst eu'r Herz, auf daß ihr muthig reiset! —

Und Du, o Herr, wollst öffnen uns die Pforten der Bekehrung!
Und schenken unserm Fleh'n Erhörung und Gewährung!" —
Und nun begann er seinen Spruch:

Ihr Schläfer erwachet und laß't euch belehren!
Bald müsset ihr wandern nach anderen Sphären! 2c.

Geschichte.

La barbarie franke et la civilisation romaine, études historiques par P. A. Gérard. Bruxelles, Decy, 1845.

Der Titel ist nur ironisch zu verstehen. Herr Gerard tritt der Ansicht, welche alle Civilisation von den Römern herleitet und alle Barbarei den Deutschen zuschreibt, nicht bei, sondern vielmehr entgegen. Bekanntlich gefielen sich die Franzosen zur Zeit ihrer Revolution in der Vorstellung, diese Revolution sey eine Rückwirkung der gallisch-römischen Urbevölkerung gegen die fränkischen Eindringlinge, der Bürger und Bauern gegen den Adel, der ursprünglichen Volksfreiheit gegen die Feudalaristokratie deutscher Barone. Und diese Vorstellung halten sie jetzt noch fest. Alles was Freiheit und Bildung heißt, wollen die Franzosen von den Römern geerbt haben, alles was Sklaverei und Barbarei heißt, soll fränkisch oder deutsch gewesen seyn. Diese Vorspiegelung soll ihnen zum Vorwande dienen, das deutsche Wesen zu hassen oder gering zu schätzen.

Herr Gerard weist nun sehr gut nach, daß Gallier und Römer in der langen Dauer des römischen Kaiserthums aufs tiefste entartet und aller Freiheit beraubt gewesen seyen, und daß es erst die Gothen, Burgunder und Franken gewesen, die durch ihr gesundes Blut die entnervte Bevölkerung wieder aufgefrischt und derselben die edeln Güter der Freiheit mitgebracht hätten. Er weist ferner nach, daß die Franken keineswegs sich als adelige Kaste von den gallisch-römischen Einwohnern abgesondert hätten, sondern daß eine Menge Römer in den Adel des Reichs Aufnahme fanden (wie schon die Namen beweisen), und daß umgekehrt auch eine Menge deutsches Blut ins gemeine Volk übergieng. Er weist endlich nach, daß das den heutigen Franzosen so verhaßte Lehenwesen nicht deutschen Ursprungs, sondern ein von der römischen Kirche und zuerst in Frankreich ausgegangenes Institut sey, als nothwendige Folge der geistlichen Immunitäten. Der Bischof und Abt, der als Grundherr habe gebieten wollen, habe zuerst die Vasallenschaft eingeführt. Mithin sey die Feodalität nicht eine den Römern von den Franken aufgedrungene Barbarei, sondern im Gegentheil eine Rückwirkung des römischen Despotismus gegen die deutsche Freiheit gewesen.

Und so, meint er, sey auch noch jetzt was in Belgien sich von germanischen Instituten erhalten habe, eine Garantie der Freiheit, während im Gegentheil das, was als römisch-gallischer Einfluß angesehen werden darf, diese Freiheit gefährde. Er möchte das Kommunalwesen, die Reste ständischer Gliederung, die verhältnißmäßige Autonomie der Provinzen, diese tausendfachen Bedingungen des Wohlstandes im Kleinen keineswegs jenem aus dem altrömischen Despotismus entlehnten Centralisationssystem und Nivellement aufopfern, das in Frankreich eine trügerische Gleichheit auf Kosten des Wohlstandes und der wahren Freiheit hervorruft.

Die Franzosen täuschen sich zum Theil absichtlich, aus politischem Hasse gegen Deutschland, aus Rachegefühl wegen der in den letzten Kriegen erlittenen Niederlagen und aus bösem Gelüsten, das einen Vorwand sucht, uns wieder einmal berauben zu dürfen. Es ist so gar bequem gewesen, sich als Repräsentanten der Civilisation, den Deutschen als Repräsentanten der Barbarei überzuordnen, als daß man die alte Illusion nicht festzuhalten suchen sollte.

Wenn aber die französischen Geschichtschreiber, die hierüber ihr Volk eines Bessern belehren sollten, billig seyn wollten, so würden sie längst erkannt und zugestanden haben, daß die französische Revolution selbst nicht von dem gallisch-römischen, sondern gerade von dem deutsch-fränkischen Bestandtheil der Bevölkerung ausgegangen ist. Der Despotismus Ludwigs XIV. und XV. nämlich entsprach vollkommen dem Zustande, in welchem sich die gallisch-römische Bevölkerung befand, ehe die Franken nach Gallien kamen. Dieser moderne Despotismus war also eine Reaktion gegen das mit den Franken in Gallien herrschend gewordene germanische Prinzip der Freiheit, eine Rückkehr zur alten gallisch-römischen Sklaverei. Dagegen nun empörte sich nicht das römisch-gallische, sondern das fränkische Blut in den Franzosen. Und was wollten die Franzosen von 1789? was verlangten die Cahiers, die jede Provinz und Stadt ihren Deputirten als Richtschnur mitgab? Sie verlangten die durch den Despotismus Ludwigs XIV. escamotirten germanischen Rechtsbürgschaften zurück, eine Charte, Reichsstände, Verantwortlichkeit der Minister vor den Vertretern des Volks, Kontrole der Volksvertreter über die

Finanzen, Unabhängigkeit der Gerichte rc. Alle diese Dinge sind deutschen und nicht römischen Ursprungs. Die Franzosen in der Revolution verlangten nichts Römisches, sondern etwas Altdeutsches. Erst die Jakobiner brachten die Illusion der römischen Republik auf, einen unhaltbaren Traum, und machten es dadurch möglich, daß Napoleon die eben erst gestürzte Despotie wieder im vollkommen altrömischen Sinn aufrichten konnte. Gleichwohl vertrug Europa diese Reminiszenz an den altrömischen Despotismus nicht mehr und wie es hauptsächlich germanische Kräfte in Deutschland und England gewesen, durch die Napoleons Macht gebrochen wurde, so waren es auch wieder in Frankreich selbst die germanischen Rechtsbürgschaften, die nach dem Umsturz des Napoleonischen Romanismus wieder hervorgesucht wurden. Die neue Charte, die neuen Kammern, der Bürgerkönig, das alles sind wieder rein germanische Dinge.

Da übrigens, wie wir schon früher bemerkt haben, der französische Eigennutz dabei betheiligt ist, der Wahrheit hierin nie die Ehre zu geben, weil sie den Deutschen dann Concessionen machen müßten, so wird auch diese treffliche Schrift des Herrn Gerard seine französischen Leser nicht leicht bekehren. Um so mehr sind wir seiner Wahrheitsliebe unsre volle Huldigung schuldig.

Kolonialwesen.

Die belgischen Kolonien in Guatemala und Brasilien. Versuch einer Darstellung des Thatsächlichen, mit einem Hinblick auf die Hoffnungen, welche sich daran knüpfen. Zum Besten des Kölner Dombaus. Köln, in Kommission bei Kohnen, 1844.

Belgien sucht in freigewählten überseeischen Verbindungen einen Ersatz der Vortheile, die ihm einst seine Verbindung mit Holland und namentlich der Mitbesitz von Batavia gewährte. Es hat zu diesem Behufe sein Augenmerk einerseits auf Guatemala, andrerseits auf Brasilien geworfen. Die Grafen Theophil Hompesch und Felix von Merode in Brüssel haben eine Guatemala-Gesellschaft (compagnie Belge de colonisation) gegründet, der Wasserbaudirektor von Lede aber, in Diensten der Republik Chile, hat in Antwerpen die Stiftung einer andern Gesellschaft veranlaßt, welche sich zum Ziele setzt, eine belgische Niederlassung in der brasilianischen Provinz St. Katharina zu gründen.

Der ungenannte Herausgeber der vorliegenden Broschüre gibt nun eine ausführliche Uebersicht über die klimatischen und Kulturverhältnisse, über die Verfassung und den politischen Zustand von Guatemala und Brasilien und endlich auch über den dermaligen Stand der Verträge. Brasilien erwartet, daß nicht bloß Belgier, sondern noch viel mehr Deutsche kommen werden und gestattet deßfalls unbeschränkte Glaubensfreiheit. Die Republik Guatemala denkt nicht so tolerant, und werden hier nur Katholiken zugelassen. Dem Mutterlande ist sein Einfluß auf die Kolonien zugestanden, weil für die amerikanischen Staaten keine Gefahr daraus erwachsen kann. Dadurch ist aber eben nur erklärt, daß man nicht erwartet, jene Kolonien würden je zu einer kräftigen Selbstständigkeit gelangen. Das Klima, die Sitten des Landes scheinen zu mächtig, als daß neue Einwanderer ihre nordische Volksthümlichkeit hier lange bewahren könnten. Nur die Engländer scheinen dazu fähig zu seyn, aber gerade diesen, selbst den katholischen Irländern, ist eben deßhalb die Einwanderung versagt.

Indeß hat der Verfasser vollkommen Recht, wenn er alles Gewicht auf die Handelsverbindung legt. „Würde auch die Zahl der gebornen Belgier unter den Kolonen von St. Katharina, — und dasselbe gilt von denen in St. Thomas de Guatemala — in der That vielleicht nur eine verhältnißmäßig geringe seyn, so ist doch dadurch, daß das brasilische Gouvernement eine durch den Sitz der Direktion gegebene dauernde Beziehung zu Belgien anerkannt hat, eine feste Garantie für den Einfluß begründet, der von Belgien aus auf die Kolonie geübt werden soll, und als dessen Trägerin und umfangreichster Beförderin eine Vermehrung von Handel und Wandel erscheint. Der letzte Einwurf endlich stellt in Frage, ob nicht ein wohl-abgeschlossener Handelsvertrag ungleich mehr, und sowohl augenblicklich-kräftiger, als auch nachhaltig-sichtbarer wirken werde, wie alle zum Theil sehr hypothetischen Folgen, die man sich von einem angeblich äußeren Zusammenhang zwischen den Kolonien und Belgien verspreche."

Für Deutschland ist eine solche Handelsverbindung in zweiter Linie nicht minder vortheilhaft als für Belgien in erster; während wir eine Uebersiedelung Deutscher in die heißen Klimate und unter die spanisch-portugiesische Bevölkerung nicht gut heißen möchten. Der große Kolonialweg für die Deutschen bleibt die Donau.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 38.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 11. April 1845.

Novellen.

Die Sylvester-Glocken. Eine Geistergeschichte von Boz (Dickens). Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Mit 4 Federzeichnungen von J. E. Leech. Leipzig, J. J. Weber, 1845.

Während Dickens sich sonst gern in Darstellungen des Lasters gefällt, das in den niedern Klassen Londons verbreitet ist, schildert er hier nur ihr Unglück und die mitten im Unglück bewahrte Tugend der Armen. Sein Gemälde gestaltet sich daher ganz idyllisch und macht einen wehmüthig heiteren Eindruck.

Der Held der Erzählung ist Tobias Veck, ein Londoner Eckensteher, ein armer alter Packträger. Wir sehen ihn, wie er in einem abgetragenen alten Frack und Hut, ein Schürzchen vorgebunden, unter einer Kirche steht, auf Kundschaft wartet und mit Wind und Kälte kämpft. „Im Winter dort zu warten, war das freilich eine windige Stelle und man holte sich dort Gänsehaut, blaue Nasen, erfrorne Zehen und klappernde Zähne, wie Toby Veck recht wohl wußte. Der Wind kam reißend um die Ecke — namentlich der Ostwind — als wenn er expreß von den äußersten Grenzen der Erde dahergekommen wäre, um Toby anzublasen. Oftmals schien er denselben früher getroffen zu haben, als er erwartet, denn wenn er um die Ecke sprang und an Toby vorüberfuhr, dann kehrte er plötzlich wieder um, als wenn er sagte: „Ha, hier ist er!" Dann zog er seine kleine weiße Schürze über den Kopf, wie ein ungezogener Knabe sein Röckchen; sein kleines schwaches Rohr zerarbeitete und stemmte sich vergebens in seiner Hand; seine Beine zitterten und bebten, und Toby selber, bald nach dieser bald nach jener Seite gedreht, wurde so gerüttelt und geschüttelt, gezerrt und gezaust, geschoben und gehoben, daß es nur einen Grad unter einem wahren Wunder war, daß er nicht bei lebendigem Leibe, wie bisweilen eine Schaar Frösche oder Schnecken oder andere tragbare Geschöpfe, durch die Luft geführt und in irgend einem fremden Erdenwinkel, wo Packträger unbekannte Größen sind, zum großen Erstaunen der Eingebornen wieder herniedergeregnet wurde. Bei alledem war windiges Wetter für Toby, wiewohl es ihm so hart mitspielte, eine Art Feiertag. Das ist Thatsache. Die Zeit, bis er wieder einen Sixpence verdiente, wurde ihm nicht so lang im Winde, als bei anderer Witterung; denn es nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch, wenn er mit diesem ungestümen Element zu kämpfen hatte, und es erfrischte ihn ordentlich, wenn er einmal hungrig oder mißmuthig war. Auch ein harter Frost oder ein Schneewetter war für Toby ein Ereigniß und schien ihm auf diese oder jene Art gutzuthun, wiewohl es schwer seyn möchte zu sagen, auf welche Art! So waren die Wind-, Frost- und Schneetage und vielleicht ein tüchtiges Hagelwetter in Toby Veck's Kalender roth angestrichen. Sein ärgster Feind war Regenwetter; die kalte, schmutzige, dunstige Nässe, die ihn gleichsam in einen feuchten Mantel einhüllte; die einzige Art von Mantel, die Toby besaß oder deren Entbehrung zu seiner Behaglichkeit beigetragen haben würde. Nasse Tage, wenn der Regen langsam, dicht, hartnäckig niederfiel; wenn die Straßen voll Nebel waren, daß er fast ersticken wollte; wenn dünstende Regenschirme hin- und herliefen und sich um und umdrehten wie Drehwürfel, indem sie auf den dicht gedrängten Trottoirs aneinanderprallten und einen kleinen Strudel von unangenehmen Tropfen um sich warfen; wenn die Rinnsteine rauschten und es in den vollen Dachrinnen strömte; wenn die Nässe von den vorspringenden Steinen der Kirche dripp, dripp, dripp auf Toby fiel und in der kürzesten Zeit das Bündel Stroh, auf dem er stand, zu bloßem Moder machte; das waren die Tage, die ihn in Versuchung führten. Dann sah er aus seinem Versteck in einer Ecke der

Kirchmauer — ein so dürftiger Zufluchtsort, der im Sommer keinen größern Schatten bot, als ein mäßiger Spazierstock auf dem sonnigen Pflaster wirft — ängstlich, unzufrieden und mit langem Gesicht. Kam er aber eine Minute später daraus hervor, um sich durch Bewegung zu erwärmen, und trabte er einige Dutzend Mal auf und nieder: so erheiterte er sich selbst dann und kehrte helleren Blickes in seine Nische zurück." Man wird bei dieser Schilderung in die humoristischen Stillleben Jean Pauls versetzt.

Dieser arme Mann nun, der täglich unter der Kirche steht, hat eine tiefe Sympathie für die Glocken. Durch lange Gewöhnung an ihren Ton hat er darin eine Sprache zu finden geglaubt. Indem wir ihn nun so an der Kirche herumdämmern sehen, kommt seine blühende Tochter und bringt ihm Essen. Eine lieblich ausgemalte Scene. Er setzt sich auf die Schwelle einer Hausthüre, um das ärmliche, ihm aber kostbar dünkende Mahl zu verzehren. Da öffnet sich die Thüre und einige stattliche Herrn treten heraus, worunter ein Alderman, der sich mit der Nationalökonomie und dem Armenwesen befaßt und der sofort Gelegenheit nimmt, die Speisen des armen Toby zu untersuchen und interessante Bemerkungen über das Armenwesen anzuknüpfen. Er gehört zu den starken Geistern und sein System läuft darauf hinaus, schlechtweg alles „auszurotten", was nicht taugt. „Seht Freund, es wird viel Unsinn geschwatzt über Mangel und böse Zeit; nicht wahr, so heißt die Redensart? Ha, ha, ha! Ich werde sie ausrotten. Ferner geht die alberne Klage über Hungerleiden des Volkes im Schwunge — ich werde sie ebenfalls ausrotten 2c." Dieser Alderman gibt unserm armen Packträger dann einen Brief zu besorgen an den reichen Sir Joseph Bowley, der sich ebenfalls eifrig mit dem Armenwesen befaßt und sich mit seinen interessanten Ansichten zu Toby herabläßt. Sein System ist aber ein anderes, als das des Aldermans, kein martialisches, sondern ein patriarchalisches. Er will nur Vater der Armen seyn, begnügt sich aber mit schönen Redensarten und thut gar nichts für sie. „Das ist, sagte Sir Joseph, die Basis, auf die ich mich stelle. Ich sage: „Mein guter Mann, ich will Dich wie ein Vater behandeln." Toby hörte sehr bewegt zu und fing an sich behaglicher zu fühlen. „Du hast es einzig und allein mit mir zu thun, mein guter Mann, fuhr Sir Joseph fort, indem er zerstreut Toby ansah; einzig und allein mit mir und brauchst Dich dann Dein Leben lang um nichts zu sorgen. Du brauchst Dir nicht die Mühe zu nehmen, über etwas selber nachzudenken. Ich will schon für Dich denken; ich weiß, was Dir gut ist; ich bin Dein beständiger Vater. Das ist die Ordnung einer allweisen Vorsehung! Der Zweck Deiner Schöpfung besteht nicht darin, zu schweigen und zu schlemmen und Deine Freude wie ein unvernünftiges Thier in Essen und Trinken zu setzen," — Toby dachte reuevoll an seine Kutteiflecke, — „sondern daß Du die Würde der Arbeit fühlst. Gehe hinaus, Mann, in die heitere Morgenluft und — und dort — bleibe stehen. Lebe sparsam und mäßig, sey gottesfürchtig, übe Dich in der Selbstverleugnung, erziehe Deine Familie mit so wenig als Nichts, bezahle Deine Abgaben so pünktlich wie die Uhr schlägt, sey gewissenhaft in Deinen Geschäften (ich gebe Dir ein gutes Beispiel; Du wirst Mr. Fish, meinen Geheimsekretär, immer mit einer vollen Geldkasse finden), dann wirst Du in mir immer einen Freund und Vater finden." — „Nette Kinder, in der That, Sir Joseph!" sagte die Lady mit einem Schauder. „Rheumatismen, Fieber, krumme Beine, Asthmas und alle Arten von schrecklichen Krankheiten!" — „Mylady!" entgegnete Sir Joseph feierlich, „nichtsdestoweniger bin ich des armen Mannes Freund und Vater. Nichtsdestoweniger soll er von mir Unterstützung erhalten. Jedes Quartal soll er zu Mr. Fish kommen. Alle Neujahrstage will ich mit meinen Freunden auf seine Gesundheit trinken. Einmal alle Jahre wollen wir, meine Freunde und ich, mit dem tiefsten Gefühl eine Rede an ihn halten. Einmal in seinem Leben mag er vielleicht öffentlich, in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, selbst etwas empfangen, — eine Kleinigkeit von einem Freunde. Und wenn er, von diesen Arzneimitteln und der Würde der Arbeit nicht mehr aufrecht gehalten, in sein stilles Grab sinkt, dann Mylady," — hier blies Sir Joseph die Nasenflügel auf, — will ich unter denselben Bedingungen der Freund und Vater seiner Kinder seyn." — Toby war höchst gerührt. — „O, Sie haben eine dankbare Familie, Sir Joseph!" sagte seine Gemahlin. — „Mylady," versetzte Sir Joseph ganz majestätisch, „Undankbarkeit ist die Erbsünde dieser Klasse. Ich erwarte keinen anderen Dank." — „Ach, von Natur böse!" dachte Toby. „Nichts rührt uns!" — „Was ein Mensch thun kann, thue ich," fuhr Sir Joseph fort. „Ich thue meine Schuldigkeit als des armen Mannes Freund und Vater und suche seinen Geist zu erziehen, indem ich ihm bei allen Gelegenheiten die eine große sittliche Lehre, welche diese Klasse bedarf, einpräge, nämlich: gänzliche Unterordnung unter mich. Sie haben mit sich selber — mit sich selber gar nichts zu schaffen. Wenn ihnen schlechte, ränkesüchtige Menschen etwas Anderes sagen, und sie werden ungeduldig und unzufrieden und lassen sich ein widersetzliches Benehmen und schwarzen Undank zu Schulden kommen, — was unzweifelhaft der Fall ist, — selbst dann bin ich immer noch ihr Freund und Vater. Es ist so angeordnet. Es liegt in der Natur der Dinge!"

Auf diese burleske, aber geistreiche Weise persiflirt Dickens die Reichen Englands gegenüber den Armen.

Toby stößt auf einen armen Landmann, von dem er gehört hat, daß ihn der Aldermann verhaften lassen will, warnt ihn und nimmt ihn zu sich. Auch der Liebhaber seiner Tochter, ein armer Schneidergeselle, stellt sich ein und sie wollen die Neujahrsnacht zusammen feiern, womit zugleich die Hochzeit der Tochter mit dem Schneider verbunden werden soll. Da rufen aber die Glocken den alten Toby mit so wunderbaren Stimmen, daß er sich nicht enthalten kann, den Thurm hinaufzusteigen und hier in Ohnmacht fallend hat er die schrecklichsten Visionen von der Zukunft, sieht seine Tochter in Elend, dem Selbstmord nahe ꝛc. Doch erwachend findet er alles wieder freundlich; Nachbarn kommen, seiner Tochter Glück zu wünschen, sogar Musik findet sich ein und ein fröhlicher Neujahrs- und Hochzeitstag erquickt des Alten Herz.

Dieses anspruchslose kleine Gemälde gehört zu den besten, welche Dickens entworfen hat.

Vermischte Schriften.

Kleine Lebensbilder. Aus der Mappe eines deutschen Arztes von Dr. J. Goldschmidt. Zweiter Theil. Oldenburg, Stalling, 1844.

Diese Sammlung artiger Genrebilder und Humoresken fängt sehr gut mit einer Präsentationsscene in Berlin an. Ein Geheimerrath daselbst stellt den Verfasser seiner Gemahlin vor. Herr Dr. aus — er hat den Namen vergessen — aus Oldenburg ergänzt der Verfasser. Wo liegt denn das? fragt naiv die Frau Geheimeräthin, und nun wetteifert die vornehme Unwissenheit der Berliner, die sich so wenig auf Geographie versteht wie die der Pariser, mit dem patriotischen Sarkasmus des Verfassers.

Unter den kleinen Satiren ist die auf die Juristen gewiß sehr treffend. „Die alten Römer hat man öfter ein juristisches Soldatenvolk genannt, weil Krieger und Rechtsgelehrte die einzigen Träger des Staats waren und die ganze Masse aller übrigen Bürger gar nicht in Anschlag gebracht wurde (misera plebs). Nur dem Stande des Krieges und der Rechtsgelehrten widmeten sich die Söhne der Patricier; denn allein in diesen Ständen war Ansehen, Macht und alle sonstige Herrlichkeit der Welt zu erlangen. Tout comme chez nous! Bei uns in Oldenburg ist's gerade so, wie im alten Rom. Wer bei uns etwas gelten will, muß Jura studiren oder dem Kalbfell folgen; tertium non datur. Nur einem Menschen von plebejischer Abkunft kann es in den Sinn kommen, sich einen andern Beruf zu wählen. — Die sogenannte Staatsdienerschaft kann man hier in zwei Klassen theilen: die Staatsherren und die Staatsknechte; ersteres sind die Juristen, letzteres die Nichtjuristen, die auf den untersten Sprossen der Rangleiter für einen kleinen Lohn die schwersten, wichtigsten, verantwortlichsten Geschäfte zu erfüllen haben (z. B. die Lehrer, die sämmtlichen sogenannten Techniker, die Forstbeamten u. s. w.) und stets einem Juristen oder einem Kollegium von Juristen untergeordnet sind. Alle Stellen im Staate, mit denen bedeutende Emolumente verknüpft sind, die Macht, Glanz und Geld verleihen, dazu werden nur Juristen genommen. Ein altes Sprüchwort, das vielleicht noch an andern Orten ein wahres Wort ist, sagt: dat Galenus opes, dat Justinianus honores; hier zu Lande lügt das Sprüchwort. Hier begnügt sich Justinian nicht mehr mit den Ehren, hier hat er auch die Schätze an sich gezogen. Fragt man hier zu Lande: wer ist Präsident des Konsistoriums, so erhält man die Antwort: ein Jurist! Wer ist Präsident des Finanzkollegiums? — Ein Jurist! Woraus besteht das ganze Finanzkollegium? Etwa aus Leuten, die ex professo das Geldwesen u. s. w. verstehen? — J bewahre! Aus Juristen! Woraus besteht das ganze Kabinetsministerium, woraus alle administrative Behörden? — Aus Juristen! Wer steht dem Forst- oder Postwesen vor? wer dem Straßenbau, dem Deichbau, dem Medicinalwesen? — Ein Jurist! Wer hat die höchste Leitung der Bibliothek? Wer präsidirt dem Militärkollegium? — Immer und immer die Antwort: ein Jurist. — Wie die Juristen auch bei unserm Volke in Ansehen stehen, das geht daraus hervor, daß man sie vorzugsweise „de Herrn“ nennt. Während der Bauer sagt: de Dokter, de Förster, de Pastor is hier, sagt er: da fahrt de Herrn van Oldenborg, de Herrn vant Gericht, van de Kaamer.“

Das gilt nicht von Oldenburg allein, die Juristen behaupten dieses unverhältnißmäßige Uebergewicht auch an gar vielen andern Orten in Deutschland. Wenn aber die Juristenherrschaft einseitig und zuweilen lästig ist, so darf man doch nicht vergessen, daß sie sehr natürlich entstanden ist und ihre gewisse Zeit haben mußte, wie ein paar Jahrhunderte früher die ausschließliche Herrschaft der Theologen.

Es wird nun die Frage seyn, ob ein anderer Stand, oder die Gesammtheit der übrigen Stände Verstand genug entwickeln werden, um ihre Interessen jener einseitigen Juristerei gegenüber gehörig wahrzunehmen.

Von den armen Künsten und Wissenschaften und ihren überall abhängigen Bekennern kann freilich nicht verlangt werden, daß sie sich der Verachtung, die ihnen hie und da von der eingefleischten Jurisprudenz zu Theil wird, erwehren sollten. Denn diese Jurisprudenz regiert sie, ist ihr Brodherr, stellt sie an oder stellt sie nicht an und jagt ihnen von Zeit zu Zeit durch eine Aeußerung natürlicher oder doch affektirter Barbarei einen „heilsamen Schrecken“ ein, um sie fügsam zu erhalten und um zu sparen (mulis, non musis). Mehr Mittel, sich der juridischen Tyrannei zu entziehen, besitzt die Kirche, d. h. die katholische. Die protestantische ist bisher ausschließlich von Juristen regiert worden, denn wenn auch etwa die Juristen nicht in den Konsistorien die Hauptstimme führten, so war doch gewiß der Kultminister ein Jurist. In neuerer Zeit regen sich Bestrebungen, der Kirche gegenüber vom Staate mehr Selbstständigkeit zu verleihen, d. h. mit andern Worten an dem Joche zu rütteln, das die Juristen der Kirche von oben her aufgelegt haben. Da sich aber die eigentlichen Theologen aus längst zur anderen Natur gewordener Demuth entweder selbst zu schwach fühlen, oder man ihnen nicht Stärke und Nachdruck genug zutraut, es mit dem stolzen und fest in ihrer Herrschaft sitzenden Juristen aufzunehmen, so will man die dem Staat gegenüber zu erneuernde Repräsentation der Kirche aus den Laien verstärken. Wenn nun aber diese Repräsentation zu Stande käme, so dürfte die Jurisprudenz, die man oben bekämpft, unten wieder Platz greifen, und Rechtsgelehrte dürften auch hier, wie überall, das Wort nehmen, um alle Kirchenfragen in Rechtsfragen zu verwandeln und all und jedes Ding, wenn es auch besser unter einen theologischen oder politischen Gesichtspunkt gestellt würde, einseitig über den juridischen Leisten zu schlagen. Juristen des Staats und Juristen der Opposition würden auch hier wieder nur ihren Schulstreit durchfechten und das gute Volk mit offenem Maule dabei stehen. Damit soll übrigens der große Werth einer Theilnahme der Laien an den Kirchenkonventen und Synoden keineswegs in Abrede gestellt, nur vor Einseitigkeit gewarnt werden.

Unter den folgenden kleinen Aufsätzen, welche die vorliegende Sammlung enthält, zeichnen sich die Anekdoten aus, welche das Phlegma der niedersassischen Landleute anschaulich machen. „Ein Beamter auf dem Lande, der sich spät verheirathet hatte, war endlich so glücklich, daß nach längerem, vergeblichen Harren seine Frau guter Hoffnung wurde; und doppelt war seine Freude, als ihm ein kräftiges Zwillingspaar geboren ward. Der ängstliche Vater äußerte der Landhebamme seine Besorgnisse darüber, daß die im Orte herrschende Sitte, die Kinder wenige Tage nach der Geburt zu der entferntesten Dorfkirche zu bringen, um sie dort taufen zu lassen, seinen Kleinen leicht gefährlich werden könne, zumal da es gerade so kaltes Winterwetter sey. Er sey deßhalb entschlossen, fügte er hinzu, gegen die Ortssitte, den Pfarrer zu bitten, die Kinder im Hause zu taufen. „Do he dat nich“, erwiederte die Hebamme. „Watt schullen de Lü davon seggen! — Un he riskeert jo ook nicks derbei; he hett jo een't vort dräken.“ [1]

Einer Frau, die ihre älteste verheirathete Tochter verloren hatte, und mir diese Nachricht ankündigte, sagte ich, man müsse sich in sein Unglück finden! — „Ja dat kann ick ook“ (auch) erwiederte sie; „denn ick denk, kummt se mi mich nich mehr an lachen, kummt se mi ook nich mehr an weenen!“

Ich besuchte einst einen Scharlachfieberkranken auf dem Lande, als gerade ein benachbarter Hausmann sich im Krankenzimmer befand. Nachdem ich den Kranken untersucht hatte, fragte mich die Frau desselben:

„Na watt schaad den usen Geerd?“ [2]

„Frisel!“ (Scharlachfieber) erwiederte ich.

„Frisel!“ sagte gedehnt der Nachbar. „Dat is ne böse Sükte. Da sind mi vergangen Värjahr erst'n Paar Kinder dran krepeert!“ [3]

„Harm!“ sagte die Frau des Kranken zum Nachbar. „Ick meente, hi harren vergangen Varjahr dre Kinner no'n Kerkhoff brocht!“ [4]

„Lat mi is betönnen! Töw is! Dree!“ erwiederte der Nachbar sinnend und an den Fingern zählend: „Meet! — Gerd! — Ja it is, sla mi der Donner, ook wahr! de lüttje Hellen hätt der ook an mußt.“ [5]

Daran schließen sich noch Oldenburger Sprüchwörter, kleine Volks- und Kinderlieder in der Volksmundart, die wir Sammlern solcher Dinge empfehlen.

---

[1] Thun Sie das nicht; was würden die Leute davon sagen! — Und Sie wagen ja auch nichts dabei; wenn auch eins verloren geht, Sie haben ja zwei Kinder (eins für's brechen).

[2] Was fehlt unserm Gerhard?

[3] Scharlachfieber! das ist eine schwere Krankheit; da sind mir im letzten Frühjahr erst zwei Kinder daran gestorben.

[4] Ich meinte, Ihr hättet im letzten Frühjahr drei Kinder begraben.

[5] Halt! laßt mich mal besinnen! Drei! Meta! Gerhard! Ja wahrhaftig, es ist wahr, die kleine Helene ist auch gestorben!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 39.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 14. April 1845.

Reisen.

Flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden. Dritter und vierter Theil. Reise nach Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien 1844. Zwei Theile. Von C. D. L. von Arnim. Leipzig, Hinrichs, 1845.

Diese neuen Bände sind noch interessanter, als die früher herausgekommenen Reisebemerkungen desselben Verfassers, weil er hier in die Erinnerungen seiner Jugend zurückgeht und uns gar Manches aus den Zeiten des weiland röm. Reiches und der längst untergegangenen Galanterie der alten Höfe und diplomatischen Zirkel mittheilt. Er ist der Bruder des berühmten Arnim, in dem die Freunde der Poesie einen der geistreichsten Romantiker verehren, und er hat mit demselben, wenn auch nichts Romantisches, doch die feine Auffassung der Charaktere gemein.

Wir begleiten ihn im Januar 1844 von Berlin zuerst nach Leipzig, wo die Erinnerungen seiner Kindheit in ihm aufwachen. Er wurde dahin zur Messe mitgenommen, als man die Leipziger Messe noch eben so sehr um des Vergnügens als um der Geschäfte willen besuchte. Er kannte Leipzig zu der Zeit, in welcher der alte Heinsius zu dem verstorbenen Kummer, als sich derselbe als Buchhändler etabliren wollte, staunend sagte: „aber nein lieber Kummer! Ist Er bei Troste, sich etabliren zu wollen. Wir sind ja schon unser sechzehen." Jetzt sind wir erst unser einhundert und zweiunddreißig. — Der Verf. gedenkt bei diesem Anlaß auch der Zirkel, die sich einst um die geistreiche Frau Kammerrath Crayen in Leipzig versammelten, unter deren Verehrern König Friedrich Wilhelm II., der Großherzog von Weimar, der durch seinen Geist so berühmte Prinz de Ligne, Alexander Lameth, Ignaz Potocky, Rostopschin und andere Männer des Jahrhunderts glänzten.

In Regensburg wiederholen sich diese Erinnerungen und Bilder aus alter Zeit. Herr von Arnim lebte dort, als noch die Reichstagsgesandten hier ihren Sitz hatten und beschreibt die damaligen diplomatischen Gesellschaften. Reizende Fräulein, die zum Theil schon als alte Mütterchen gestorben sind, tauchen in seiner Phantasie auf 2c. In München dasselbe. Hier erzählt uns der Verf., wie er im Jahr 1802 an der kurfürstlichen Tafel dinirt habe. Hören wir ihn selbst: „Indessen herrschte mit allen Fehlern der damaligen Zeit zu München noch, wie fast an allen deutschen Höfen, auch wiederum manche alte gute Sitte, die man jetzt nur selten antrifft. Hierzu rechne ich nun besonders die dem Reisenden höchst wohlthuende Gewohnheit der Gastfreiheit, welche, sobald er nicht als Philosoph reiste, und das Wohl des Staates abzuwägen kam, ihn manches Gebrechen desselben übersehen ließ, weil er selbst, gnädig und artig behandelt, gewissermaßen gezwungen ward, nur lobend aufzutreten. Denn fast an allen deutschen Höfen, und die geistlichen thaten es den weltlichen darin beinahe noch zuvor, ward der Reisende sogleich nach seiner Ankunft, zur Tafel geladen, und es gab Hauptstädte, wo dieses täglich so lange dauerte, als der Fremde unter diesem Namen sich dort aufhielt. Daß eine solche Sitte nun manchmal auf das Unverschämteste gemißbraucht ward, ist begreiflich. So erinnere ich mich eines Herren, der, wenn alle Quellen des Geldes erschöpft waren, fürs Erste der benachbarten kleinen Residenz zuflog, und wenigstens dort auf diese Weise gesichert war, nicht vor Hunger zu sterben, und noch eines zweiten, der fünf und zwanzig Jahre an einem anderen Hofe als Fremder lebte, und zu dem alle Morgen der Hoffourier sich verfügte, um den hohen Reisenden bei Seiner Durchlaucht zur Mittagstafel einzuladen. Eine solche herrliche alte Sitte herrschte nun auch im Jahre 1802 zu München, denn, kaum angelangt, ward ich auch zur Tafel

nach der für den anderen Tag angesagten Cour eingeladen. Mein Platz war mir neben der Schwester des Kurfürsten, der Prinzessin Maria Anna, Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Zweibrücken angewiesen, und mir gegenüber saß als Bräutigam neben seiner schönen reizenden Braut, der Gräfin Arco, der eben nicht schöne, aber sehr verliebt lächelnde Graf von Montgelas. Wenn indessen im Besitze der schönen Braut dem Grafen der Himmel aufzugehen schien, so konnte der geistvolle Blick des Mannes es dennoch jedem Beobachter einleuchtend machen, daß er nie bloßer Frauendiener seyn werde, sondern daß, im Besitze der Gnade seines Herren, er diesen Blick zur Verfolgung der für das Land ihm nützlich scheinenden Verbesserungen auch anwenden, und dieses seine Hauptbeschäftigung im Leben, während der langen Dauer seiner Gunst, seyn werde. Der Kurfürst und namentlich die Kurfürstin waren damals noch in ihren besten Jahren, und ein wahrhaft schönes Paar zu nennen. Der Hof war Hof, die Formen diejenigen eines jeden Hofes der damaligen Zeit, aber beide Höchste Herrschaften, und besonders der Kurfürst, durch seine ihm stets innewohnende Heiterkeit, wußten den Kreis in solche behagliche Stimmung zu versetzen, daß man sich bald heimisch fühlte, ohne daß es nur einem Einzigen im Geringsten eingefallen wäre, die Ihnen schuldige Achtung zu vergessen und in seiner Haltung und Form sich gehen zu lassen, wie wir leider in späteren Zeiten öfters erlebt haben. Bald indessen ward der Familienkreis durch zwei, in den ersten Monaten ihres Daseyns befindliche Prinzessinnen vergrößert, die von ihren Wärterinnen in das Zimmer getragen wurden, wo ich in einer derselben, wohl völlig ahnungslos, diejenige Fürstin begrüßte, welche einst das Loos meines erhabenen Herrschers zu theilen bestimmt war, und uns Preußen eine allverehrte Landesmutter werden sollte."

In Italien angekommen, erzählt uns Herr von Arnim wieder ausführlich, wie er im Jahr 1822 dem Kongreß von Verona beigewohnt habe. Kurz er ist überall, wohin er kommt, schon zu Hause und war mehr als einmal dort und unter interessanten Umständen, so daß diese steten Rückblicke auf die Vergangenheit seiner Reiseschilderung einen Reiz geben, den sie nicht haben könnte, wenn sie nur von der Gegenwart spräche und bei der Menge sich jährlich drängender Reisewerke, doch meist nur Bekanntes wiederholen müßte. Auch hat er feinen Takt genug uns über den Veroneser Kongreß nicht das zu sagen, was wir schon wissen, sondern unbekannt gebliebene Dinge ans Licht zu ziehen. So erzählt er unter andern, wie er einem Diner beim preußischen Kongreßbevollmächtigten, Fürsten Hardenberg, angewohnt habe, bei dem auch der unglückliche Exminister Graf Haugwitz zugegen gewesen. Bekanntlich ist auf Haugwitz allein alle Schuld der verkehrten Maßregeln geschoben worden, die das preußische Unglück im Jahr 1806 herbeiführten. Haugwitz wurde von der Presse und noch bis auf neuere Zeit von Geschichtschreibern förmlich des Verraths angeklagt, weil er vor der Schlacht bei Austerlitz nicht Napoleon den Krieg erklärt habe, wie er gesollt. Allein Haugwitz hatte ausdrückliche Ordre vor dem 22. December 1806 den Krieg nicht zu erklären, und die Schlacht bei Austerlitz fiel schon den 2. vor. Auch wurde seine Handlungsweise im Lager Napoleons von seiner Regierung nicht mißbilligt, sondern belobt und er erhielt schon im Januar 1806 aufs Neue einen wichtigen Auftrag. Die Schuld lag nicht an Haugwitz, der nur die Befehle seines Kabinets befolgte, sondern an diesem Kabinet selbst und hauptsächlich an dem Herzog von Braunschweig, dessen Erfahrungen der junge König unbedingt vertraute. Haugwitz empfing die unzweideutigsten Befehle vom Herzog und hat sie in seinen Memoiren aufbewahrt. Daß er sie bei seinem Leben nie publicirt und sich dadurch gegen die Verunglimpfungen der Presse gerechtfertigt hat, bezeichnet ihn als einen sehr loyalen Charakter. Er zog sich vor der Unpopularität in Preußen zurück und kaufte sich in der Nähe von Venedig an, wo er zurückgezogen lebte. Wie sehr man seine Discretion zu schätzen wußte, erhellt aus den Aufmerksamkeiten, die ihm Hardenberg beim Kongreß erwies, und überdieß aus ehrenden Schreiben des Königs und Kronprinzen, die ihn über die öffentlichen Kränkungen trösteten. Aus der kurzen Darstellung des Verfassers geht übrigens nicht hervor, ob ihm alle diese Verhältnisse bekannt sind. Er bemerkt nur, daß die großen ministeriellen Antagonisten, Hardenberg und Haugwitz, aufs traulichste zusammen gespeist hätten. Noch wäre dabei zu bemerken, daß unter allen preußischen Ministern Hardenberg wohl am wenigsten feindlich gesinnt seyn konnte gegen Haugwitz, denn Hardenberg war immer für die französische Allianz und ließ sich ungern durch die Stein'sche Partei zu einer andern Politik hinüber ziehen. Hardenberg war ein Antagonist von Stein, aber nicht von Haugwitz.

Herr von Arnim begab sich über Mailand und Genua zur See nach Neapel. Auch hier ist er schon in viel frühern Zeiten gewesen und fand das Leben jetzt verändert. „Das Aufhören des eigentlichen Cicisbeats fast in ganz Italien, hat aber auch auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einen sehr günstigen Einfluß gehabt. Frauen, welche bestimmte zärtliche Verbindungen haben, sind selten liebenswürdig. Entweder denken sie selbst nur an den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit, oder der Cavaliere Servente wacht als Eifersüchtiger auf jedes Wort, das sie mit einem Anderen wechseln. Und so erinnere ich mich

der Gesellschaft in Italien von früheren Zeiten her. Jetzt ist dieses vorbei; die Frauen erscheinen in Gesellschaft mit ihren Männern oder allein, aber nie, ohne einen besonderen Zufall, mit einem anderen Manne." — Besonders viel beschäftigt sich der Verfasser mit Erinnerungen an den geistreichen Erzbischof von Tarent, Capece Latre, der den alten Gegensatz Neapels gegen den römischen Stuhl bezeichnet, unter dessen Verwaltung Neapel das erstemal sich weigerte, dem Papst den weißen Zelter (das Zeichen der Lehensabhängigkeit) zu schicken, der bei der ersten blutigen Restauration und Auflösung der parthenopäischen Republik verhaftet und nach Rom geschleppt wurde, aber wieder freigelassen in einer unabhängigen Zurückgezogenheit verharrte. Eine interessante Erinnerung ist auch die an die berühmte Lady Hamilton: „Ich lernte Lady Hamilton zu London im Jahre 1804 kennen. Sie war noch immer schön, aber stand doch schon in demjenigen Alter, und war von derjenigen Gestalt, die man damals mit fat, fair and forty bezeichnete, und die sehr in der Mode und das Attribut der Geliebten der vornehmsten Herren war. Lady Hamilton hatte in ihrem ganzen Wesen etwas unglaublich Beherrschendes, und ihre feurigen, gleichsam das Horoskop der Menschen stellenden Augen, und der Bund, den sie fast immer um ihren Kopf trug, erinnerten unwillkürlich an die Sibylla, welche die Malerin Lebrun von ihr gemacht. Auch war es gerade in der letzteren Hause, wo ich sie besonders oft sah. Madame Lebrun hatte, obgleich Emigrantin, ihr Vermögen sich theilweise erhalten, theils gab auch die Kunst ihr Brod, genug, daß die Soirées in ihrem Hause, bestehend aus der besten französischen und englischen Gesellschaft, höchst unterhaltend waren. Man spielte kleine Spiele, man tanzte, man sang, man soupirte. Lady Hamilton war bei Allem. Besonders aber zeigte sie sich als Sängerin, und wußte mit einer noch immer schönen Stimme, soviel Seele in ihre Töne zu legen, und ihren Augen so viel Ausdruck zu geben, daß es einem klar ward, wie groß sie auch müsse in ihren Attituden gewesen seyn, denn wohl können letztere schön seyn, und das Auge Nichts sagend, aber wohl selten ist dieß umgekehrt der Fall."

Von Neapel begab sich der Reisende nach Sicilien, in dessen Reizen er schwelgte, und nach Malta, wo ritterliche Erinnerungen ihn fesseln. Endlich nach Sardinien, wohin so wenige Reisende kommen. Er fand hier auch noch alles beim Alten, während auf dem italienischen Festland sich so vieles verändert hat. Tracht, Sitte, Charakter der Einwohner tragen noch ein sehr antikes Gepräge. Ein Gewand, dem schottischen Kilt ähnlich und der Pelzrock ohne Aermel mahnen an eine tiefe Vergangenheit. Auch von den Alterthümern der Insel berichtet der Verfasser Einiges. Er beschreibt die Nurhags, von denen er auch eine Abbildung beifügt. Es sind große konisch geformte runde Thürme, von den ungeheuersten gehauenen und nicht etwa gesägten Steinen zusammen gesetzt, die ohne ein Bindungsmittel irgend einer Gattung, nach Art der asiatischen Bauten in regelmäßigen Vierecken, und nicht etwa in unregelmäßigen, wie die cyklopischen Mauern, übereinander gelegt sind, und deren Linie kegelförmig so gerade in die Höhe geht, daß niemals ein Stein vor dem andern heraussteht. Unten am Boden ist als Thür eine Oeffnung zu sehen, in die man aber hineinkriechen muß, da es nur wenige gibt, deren Thüren Menschenhöhe hätten. Von Zeit zu Zeit erblickt man in der Mauer oben eine Art kleiner Fenster. Der Kegel oben ist stets abgeschnitten, und es ist keine Anzeige vorhanden, daß das Gebäude spitz zugegangen und dort erst geschlossen gewesen wäre. — Hat man die Thüre passirt, so kann man gleich aufrecht stehen, und befindet sich gewöhnlich, wie es auch hier der Fall war, zuerst in einem Corridor, von dem die vorher erwähnte Treppe nach oben ging, und sobald eine zweite Etage in Nurhag vorhanden ist, auch in dieselbe führt. Vom Corridor aus mußte man bei diesem Nurhag durch eine zweite Thür in das untere Zimmer, welches indessen nicht immer der Fall ist, indem man öfters gerade hinein gehen kann. Dieß Zimmer ist völlig finster. Nichts ist darin zu finden, als mitunter Nischen, die sehr klein sind, und von denen aus, sobald kein Corridor vorhanden ist, Oeffnungen durch die Mauer gebrochen ins Freie gehen, sonst aber die Oeffnungen bloß den Corridor sparsam erhellen. Schon Manches ist über die Nurhags geschrieben und mehrere Abhandlungen sind darüber vorhanden, der Name sollte entscheiden, aber auch dieser gibt nur Andeutnngen. Nach den meisten kommt das Wort aus dem Phönizischen, Carthaginensischen. Hiernach bedeutete seine Wurzel Nur, Feuer, und es wäre ein Feuertempel, der Ort, wo das heilige Feuer aufbewahrt würde, wie man ähnliche Thürme auch in Indien entdeckt hat, die dem Feuerdienste gewidmet gewesen sind." Der Verfasser ist zu wenig ein Alterthumsforscher von Profession, als daß er hier an die keltischen Analogien und zumal an die berühmten Thürme in Irland hätte denken können. — Er hat auch ein gar seltsames Idol von Bronce, eine menschliche Figur mit Hirschhörnern, abbilden lassen. Indeß erhielt er den Beweis, daß auch in dieses isolirte und höchst alterthümliche Eiland moderne Kultur eingedrungen, indem er zu Cagliari Kotzebues Johanna von Montfaucon aufführen sah, die daselbst, der abgünstigen Kritik A. W. von Schlegels zum Trotz, ungemessenen Beifall fand.

Lyrische Dichtkunst.

Junges Leben. Dichtungen von Ferdinand Wendeborn. Altona, Wendeborn, 1844.

Unter der Jugendlichkeit ist dießmal nicht die jungdeutsche Flegelei zu verstehen. Der Dichter ist vielmehr sehr zartfühlend und fromm und ein großer Theil seiner Gedichte ist religiösen Inhalts. Sein Ton erinnert zuweilen an Novalis, z. B. in dem schönen Gedicht S. 99 an den Heiland:

Du bist der Frühling jener Seele,
Die in sich ganz erstorben ist;
Du bringst in diese Grabeshöhle
Dein Licht und Leben, Jesu Christ:
Ich hab' der Welt Valet gegeben,
Und bin ihr auch von Herzen gram;
Sie gab den Tod mir, statt das Leben,
Bis ich voll Wunden zu Dir kam.
Sie, die mich schlug, wollt' mich nicht heilen,
Man ließ am Weg mich ganz allein.
Du kamst, um meinen Schmerz zu theilen,
Gabst in die Wunden Oel und Wein.
Du warst der milde Samariter,
Der herzlich meiner sich annahm,
Bliebst des Verirrten treuer Hüter,
Und trug'st und führt'st ihn wundersam. –
Und Du so rein — und ich so sündig,
Demüthig Du — und ich so stolz,
So weise Du — ich ganz unmündig,
Der Weinstock Du — ich dürres Holz.
Du stark — und ich so voll Gebrechen,
Ja! Du bist Alles — ich bin Nichts:
Zu Wem denn sollt' ich flehn und sprechen:
Sey Quell des Lebens und des Lichts!

In einer Reihe von poetischen Charakterbildern zeichnet der Dichter die Helden der deutschen Reformation, z. B.:

Luther.

Den Himmel fassend, menschlich-Schönes liebend,
Kühn, markig, deutsch, voll Hoheit, ohne Scheue,
Groß in dir selbst, Viel duldend, Mehr noch übend,
Voll Liebe und voll eingeborner Treue.
So stehst du glorreich auf den höchsten Höhen,
Und ringst den Kampf, nicht den mit Rom allein,
Nein! jenen blut'gern, den mit Wahn und Wehen,
Mit jenen Mächten, die das Herz bedräun.
Der Geister größter, den Deutschland erzeugte!
Ganz deutsch, voll Tiefe, Hoheit, wahr und klar! rc.

Zinzendorf.

Dein Herz war Liebe! — Es war früh getränket
Mit Heilandsliebe. Du lagst nahe
An Christi Busen — und hineinversenket
In Sein Erbarmen hell dein Auge sahe.
Du Schöpfer jener lieblichen Gemeinde,
Des stillen Gärtleins, duftig und voll Thaue,
In einer Wüste, froh des Heilands Freunde,
Von Ihm geführt auf einer Abendaue! rc.

Huß.

Du hohe, rührende Gestalt, mehr Seel' als Körper!
Der Böhmen Freund! im Kampf des Lebens
Von Außen welk, doch innerlich voll Glut,
Voll wahren, gotterfüllten, heil'gen Strebens! —
Und du am Pfahl! — Noch beten deine Lippen!
Das edle Haupt entblößt herniederhänget!
Da wacht ein Sturm auf: und des Rauches Säule
Sich in das blasse, heil'ge Antlitz dränget. —
Die Asch' empfängt der Rhein! Der brauste
Voll Ehrfurcht auf rc.

Die Historiker, welche sich seit einiger Zeit so viele Mühe gegeben, Tillys Andenken vom Blute rein zu waschen, werden sich ärgern über folgende Strophen:

Tilly.

Hyäne! — mit dem gelben, kranken Blick! —
Sind Leichen mit dem starren Aug' dir Freude? —
Gewimmer und Geröchel — ist's so süß?
Umschauert Blut und Moder dich wie Lenz?
Wenn Blut du schlürfest, schäumt es süß, wie Most? rc.

Der Dichter hätte inzwischen statt Tilly wohl besser Pappenheim gesetzt, da es ein historisches Faktum ist, daß dieser nach der Zerstörung Magdeburgs an den Wiener Hof schrieb, es sey das herrlichste Schauspiel von der Welt gewesen und er bedaure nur, daß die kaiserlichen Damen nicht dabei gewesen wären, um zuzusehen.

Da unser Dichter überall ein warmes Herz mitbringt und viele treffende Gedanken hat, so wäre ihm zu wünschen, daß er auch auf die Form mehr Acht hätte. Er vernachläßigt dieselbe zuweilen sehr, z. B. S. 33:

An Dich, den Schöpfer so viel Schönen,
Da schließt das Herz sich betend an.

So sollte sich doch keiner gehen lassen, der ein deutscher Dichter seyn will.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 40.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 18. April 1845.

Schweizergeschichte.

1) Geschichte der eidgenössischen Freischießen. Von M. A. Feierabend. Zwei Theile. Zürich, Meyer und Zeller, 1844.

Einer kurzen Uebersicht über die ältern Schießübungen und Schießfeste der Schweizer folgt hier eine sehr ausführliche Beschreibung der großen eidgenössischen Freischießen in den letzten zwei Jahrzehnten. Im Uebergange von der einen zur andern vermissen wir das Andenken an den wackern Landvogt Landolt, der so viel für das Scharfschützensystem der neuen Schweiz gethan hat. Er hätte doch wohl erwähnt werden dürfen. Hat ihm etwa der Umstand, daß er ein Landvogt war, daß er einen langen Zopf trug, daß der große Friedrich ihn schätzte, und daß er in den Jahren 1798 und 1799 nicht zur französischen, sondern zur österreichischen Partei hielt, die Ungnade des Herausgebers zugezogen?

Die Freischießen erwecken großes Interesse zunächst in militärischer Beziehung, weil sie den Beweis liefern, auf welcher Höhe sich das für die Landesvertheidigung so wichtige Scharfschützensystem in der Schweiz behauptet. Die Zahl der Schützen ist ungeheuer. Zu jedem neuen Feste strömten derer noch mehr zu, und mit ihrer Kunst steht die Zahl keineswegs in umgekehrtem Verhältniß. Es wurden nicht bloß Meisterschüsse gethan, wie zu allen Zeiten, sondern auch Wettkämpfe gehalten, um die Ausdauer und sich immer gleich bleibende Sicherheit zu erproben, wie sie früher nie vorkamen. Einzelne Schützen schossen 1844 auf dem Freischießen zu St. Jakob für ihre Person 6—7000 Mal und trafen dabei 5000 Mal das Schwarze. Mit Recht aber hat sich Lord Vernon (der berühmte Engländer, der seit einiger Zeit alle Freischießen mitmacht und mehr als einmal den zweiten Preis gewann), über die fehlerhaften Einrichtungen bei den Freischießen beschwert, und hält die Ausdehnung der Wettkämpfe bis zu diesem Uebermaaß der Zeit und Schüssezahl für einen Luxus. Es ist gewiß genug, wenn ein Schütz nur etwa 1000 Schüsse, und zwar in einer gegebenen nicht zu langen Zeit zu thun berechtigt ist. Mehr ist ein Uebermaaß der Anstrengung. Dabei sollte auch die Preisvertheilung eine ganz andere seyn. Nicht der, welcher, wie bisher, einen einzigen glücklichen Schuß thut, sondern der durch viele immer gleich gute Schüsse seine Meisterschaft bewährt hat, sollte den Preis erhalten. Wie verkehrt erscheint es, wenn z. B. bei dem letzten Freischießen ein alter Herr, der keineswegs zu den berühmtesten Schützen gehört, den kostbarsten Preis wegen eines einzigen Schusses erhielt, während Bänziger von Appenzell, der mehrere tausendmal hinter einander gleich gut schoß, nur mit einer Ehrengabe von Cigarren und Käse abgespeist wurde. Der Fehler liegt darin, daß die höchsten Preise für Glücksscheiben bestimmt sind, in die jeder Schütz nur einmal schießen darf.

Die Freischießen haben, außer ihrem militärischen Interesse als vorzügliches Förderungsmittel des eidsgenössischen Schützensystems, auch ein allgemeines politisches Interesse, indem sie gewissermaßen den olympischen Spielen der alten Griechen ähnlich sind. Es ist für eine Föderation kleiner Staaten, die nicht selten mit einander in bösem Hader liegen, sehr erwünscht, einen neutralen Vereinigungspunkt zu haben, wo sich die Gemüther wieder versöhnen können oder wo sie wenigstens erinnert werden, die Leidenschaften des Augenblicks zu vergessen. Der unbefangene Zuschauer kann dabei auch einen tiefen Blick in die Verhältnisse der Schweiz thun, weil bei einem so großen Feste inter pocula den Leuten das Herz aufgeht und sie in langen Reden oder kurzen Toasten ihre Gesinnungen zu Tage legen, so daß ein einziges solches Fest wie in einen Brennpunkt zusammenfaßt,

was man sonst aus hundert und tausend Zeitungsartikeln zusammenlesen müßte.

Zieht man auch, wie billig, den Scheinwerth der hohen Worte und des stereotypen Johannes-Müller'schen Bombastes vom wahren Werthe der Gesinnungen ab, und denkt man nicht sowohl an den Freudenrausch der Feste selbst, sondern an das, was hintendrein den Nüchternen davon übrig bleibt; so ist es immerhin eine sehr erfreuliche Wahrnehmung, daß die Schweizer sich durch jene Feste so sehr angezogen fühlen, und daß sie von dem Bedürfniß einer Einigung auf höherem Standpunkt ergriffen werden. Ihr gewöhnliches Treiben daheim, wie viele Biederkeit im Familienleben, Tüchtigkeit im Gewerbe und politischen Verstand in den Kantonshändeln sie auch bewähren, ist doch entsetzlich prosaisch und philisterhaft, nach dem alten Satze, daß es eben in Privatangelegenheiten keinen Helden geben kann, sondern daß dazu große und allgemeine Landesangelegenheiten erforderlich sind. An diese nun, an die höheren Aufgaben, welche der Schweiz im Ganzen geboten sind, abgesehen von dem Hader im Kleinen, und an die wahre Bedeutung dessen, was Eidgenossen heißt, werden nun die Schweizer durch ihre Freischießen mehr als durch irgend etwas anderes erinnert. Das ist gewiß sehr gut. Nur haben sie sich zu hüten, daß die Neutralität dieser Feste nicht verletzt werde durch den Terrorismus einer Partei, welche sie auch seyn möge. Ein solcher Terrorismus, von der radikalen Seite ausgeübt, blickt bei mehreren Festbeschreibungen, namentlich der neuesten Zeit hindurch. Daß die Fahne der Oberwalliser bei dem letzten Freischießen in Basel ungestraft von einem Waadtländer durchschossen werden durfte, war nicht gemeineidgenössisch, nicht gastrechtlich.

Bei aller Achtung vor dem wackern Volk der Schweizer wird man doch gedrungen, zu bedauern, daß bei ihnen Wort und That in einem so grellen Gegensatze stehen. Während nämlich hundert Festredner nicht ohne Luxus des Selbstlobs die Eintracht der Schweizerherzen priesen und rühmten, ist in der That die Zwietracht immer wilder ausgebrochen.

Der Groll gegen die Tagsatzung, der sich gar oft in den Festreden Luft macht, verbirgt ein Mißverständniß. Unbedenklich muß man zugeben, daß die Diplomatie dieser Tagsatzung oft den Stolz derer gekränkt hat, die sich als Enkel der Helden von Sempach, Murten, St. Jacob ansehen. Unbedenklich muß man auch zugeben, daß durch die Abstimmung nach Kantonen diejenigen Kantone in Nachtheil kommen, welche bei viel größerer Einwohnerzahl nur eben so viel Stimmen haben, als die kleinen Kantone mit einer weit geringeren Bevölkerung. Allein die Radikalen würden doch in nicht geringe Verlegenheit kommen, wenn sie die Bundesverfassung umstürzten und eine Nationalrepräsentation aus der Kopfzahl in ihrem Sinn voll Nationalstolzes und unbeugsamen Trotzes wählten. Was Großes würden sie denn etwa mit groben Antwortsnoten an die europäischen Kabinette ausrichten? oder gar mit Drohungen und Propaganden? Die junge Schweiz würde am Ende so gut nachgeben, temporisiren und laviren müssen, wie die alte. Der selige Rotteck sagte einmal: es ist viel bequemer, an der Spitze der Minorität das freie Wort gebrauchen, als an der Spitze der Majorität für die Handlungen verantwortlich seyn! Das gilt nicht bloß von konstitutionellen Parteien, die um das Ministerium wetteifern; sondern auch von den republikanischen Parteien in der Schweiz und in Nordamerika.

Mäßigung allein gewährt einen dauernden Sieg. Hätten die Radikalen in Zürich die Linie der Mäßigung nicht überschritten, so würden sie den Sturm des 6. Septembers 1839 nicht gegen sich heraufbeschworen haben. Hätten sich die Luzerner Liberalen nicht am 8. December 1844 übereilt, so würden sie nicht in so große Noth gekommen seyn. Hätten die Freischaaren am 1. April 1845 nicht ihre Kräfte so sehr überschätzt, so würden sie sich einer so argen Niederlage nicht ausgesetzt haben. Jede Art von Uebermuth und Leichtsinn hat sich hier furchtbar bestraft. Die reformirten Kantone bilden mit ihren Bevölkerungen in der Schweiz die Mehrheit; wenn sie das Recht auf ihrer Seite haben, wenn sie es mit Mäßigung, zur gehörigen Zeit und mit den gehörigen Mitteln behaupten, so kann ihnen der Sieg gar nicht entgehen. Aber wenn eine radikale Partei vorschnell zugreift, durch alle geheiligten Rechte der katholischen Miteidgenossen rücksichtslos hindurchfährt, dadurch sich selbst alles Rechts entkleidet und nun noch dazu zur unrechten Zeit mit ungenügender Kraft losschlagend eine schimpfliche Niederlage erfährt, so wird dadurch die ganze reformirte Schweiz schwer benachtheiligt. Wie auch die Gemäßigten unter den Reformirten sich jetzt benehmen mögen, ihre Lage ist eine mißliche. Die Schuldigen sind einmal ihre Glaubensgenossen, ihre Brüder und Verwandten. Sie rücksichtslos zu verdammen ist eben so schwer, als ihre radikale Uebereilung gut zu heißen und die Verantwortung derselben zu übernehmen. Selbst Druey, der seitdem die radikale Revolution im Waadtland durchgesetzt hat, sagte bei dem vorjährigen Freischießen zu Basel voraus, daß die ungesetzlichen Angriffe auf die den Jesuiten befreundeten Kantone mißlingen würden und warnte davor: „Eidgenossen, sprach er, ich fühle mich gedrungen, auf eine gegen den Kanton Waadt gerichtete, ungerechte Anklage zu antworten. Man hat

gesagt, daß der Kanton Waadt in der Walliserangelegenheit die Hände in den Hosen gehalten und kaltblütig der Hinmetzelung seiner Miteidgenossen zugeschaut habe, und hat dadurch zugleich zu verstehen gegeben, daß es ihm an Muth gefehlt und daß seine Handlungen seinen Worten nicht entsprochen haben. Meine Herren! eine einzige Frage mag zugleich als Antwort dienen: Ist im Oktober 1838, wo die Schweiz von einem ungleich furchtbarern Feind bedrohet war, der Kanton Waadt auch mit den Händen in den Hosen dagestanden? Ich frage das Euch. (Von allen Seiten: Nein! Nein!) Wohlan denn, der Kanton Waadt ist in die Walliserangelegenheiten nicht eingeschritten, weil er die Selbstherrlichkeit des Volkes bei den Miteidgenossen wie bei sich selbst hochachtet, und weil er nicht den Willen einer Minderheit einem Kantone aufdringen will, nachdem er im Jahr 1830 die Herrschaft der Mehrheit feierlich verkündet hatte, mit einem Wort: er will keine ungleiche Elle! — Die ungleiche Elle! das ist ja gerade der Jesuitismus, gegen den man von allen Seiten mit solcher Kraft sich erhebt. Ihr wißt es, daß der Jesuitismus gerade darin besteht, sich aller Mittel zu bedienen, weil ihm der Zweck dieselben heiligt. Ehrlichen Krieg den Jesuiten, das ist Recht; aber hüte man sich ja, ihrem Grundsatze gerade dadurch den Triumph zu bereiten, indem man sie zu stürzen meint, was unfehlbar eintreffen würde, wenn man sich gegen dieselben gerade der Mittel bedienen würde, deren Gebrauch man ihnen zum gerechten Vorwurfe macht."

Welche großen Vortheile die Freischaaren der Jesuitenpartei in die Hände gespielt haben, liegt nun vor Aller Augen. Einer ruhiggebliebenen, aber fest und in den Schranken des Gesetzes auftretenden reformirten Mehrheit würde sie haben nachgeben müssen. Jetzt steht sie mächtig und siegtrotzend den in eine radikale und konservative Partei gespaltenen, einander selbst mißtrauenden und hemmenden Reformirten gegenüber. Nachgeben von ihrer Seite ist nun nicht mehr zu erwarten. Die Hauptsache ist so gut als entschieden. Man wird die Gefangenen, auf die es nicht ankommt, springen lassen, aber die Jesuiten werden dafür bleiben. Die Erbitterung wird somit wachsen, die geschlagene Partei wird klüger werden. Bei ewig wiederholtem Friedenspredigen wird gleichwohl Krieg seyn. Die Schweizergeschichte bietet einen warnenden Vorgang dar. Dasselbe Villmergen, das nicht lange vorher eine blutige Niederlage der Reformirten gesehen, sah im Jahr 1712 eine noch blutigere der Urkantone. Während man jetzt und gewiß mit vollem Rechte sagt, „die Freischaaren haben den ganzen reformirten Theil der Eidgenossenschaft kompromittirt, sie haben sich schwer versündigt und sonderlich mancher Prahler unter ihnen hat seine Züchtigung wohl verdient," — wird man einst vielleicht sagen: „hätten wir sie doch nicht im Stiche gelassen! zu spät sehen wir ein, daß Mäßigung nichts hilft!" Aber die Mäßigung würde geholfen haben, wenn man sie allgemein und mit Kraft und Einigkeit gehandhabt hätte. Daß sie nichts mehr hilft, daran sind eben die Ungemäßigten Schuld, die nur den Gegner gestärkt und die eigne Partei geschwächt haben.

Man kann sich eines Grauens nicht erwehren, wenn man bedenkt, wie leicht nach solchen Vorgängen die vielgepriesene und oftempfohlene Mäßigung, die Bürgschaft des Friedens, nach und nach beseitigt werden könnte; wie selbst die Friedliebendsten nach und nach gezwungen werden könnten, sich bei dem allgemeinen Kampfe, wie sehr sie ihn verabscheuen, zu betheiligen. Das erste Blut ist wieder um der Religion willen vergossen worden. Wann wird das letzte vergossen werden? Noch ahnen Viele nichts von dem unzähmbaren Ingrimm und von der Unversöhnlichkeit der Leidenschaften, wenn dieselben, wie wilde Thiere, erst angefangen haben, Blut zu lecken. Wer sichert uns, daß der einmal ausgebrochene Kampf nach und nach sich immer wilder entzünden und neben den bisher fast allein thätigen Geisteskräften auch alle Gemüths- und materiellen Kräfte im allgemeinen Brande verschlingen wird? Die Geschichte lehrt, wie Völker, die nicht wollten, doch hineingerissen wurden in den heißen, allen verderblichen Kampf; wie unscheinbare Fehler begangen wurden, die nicht mehr zurückgenommen werden konnten und immer weiter und weiter führten; wie blutige Greuel plötzlich gespensterartig in den heiteren Tag hinein grinsten und Schlag auf Schlag endlich die Geschicke sich erfüllten.

Hat dieser neue Krieg in der Schweiz nicht eine ganz andere Physiognomie, als alles, was wir zuletzt in politischen Kriegen erlebten? Es ist ein Religionskrieg. Seine Wunden brennen heißer, wie nach der Sage im fahlen Licht der Sonnenfinsterniß jede Wunde giftig wird. Eine unheimliche dämonische Dämmerung lagert sich um die schöne Alpenwelt, und wir sehnen uns nach dem gesunden Lichte.

2) Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der schweizerischen Eidgenossenschaft und die Umbildung derselben in eine helvetische Republik. Von Hottinger. Erste Lieferung. Zürich, Höhr und Meyer und Zeller, 1844.

Der berühmte Verfasser entwirft hier das Gemälde einer sehr bewegten Zeit, jener Krise, die im Jahr

1798 die alte Eidgenossenschaft vernichtet und aus deren Trümmern zwar eine neue Vereinigung der Schweizer aber unter mannigfach anderen Bedingungen hervorgehen ließ. Als ein älterer Mann blickt er auf jene Zeit, die er noch mit erlebt, zurück. „Schon hat im eilenden Laufe der Zeiten das neunzehnte Jahrhundert beinahe die Hälfte seiner Bahn zurückgelegt, und kleiner wird mit jedem Tage die Zahl derjenigen, die noch einen Theil, vielleicht einige Decennien auch des achtzehnten gesehen haben. Muß es ihnen nicht oft scheinen, als hätten sie unter zwei verschiedenen Nationen gelebt? Welchen Gegensatz bildet die gegenwärtige Epoche mit ihrer entfesselten Presse, dem lauten Parteikampf, der Repräsentation nach der Kopfzahl, der jedem Gebrauche, so wie freilich auch dem Mißbrauche geöffneten Freiheit, dem aufgehobenen Unterschiede der Stände zu jener Zeit des einförmigen Gewohnheitslebens, der abgezirkelten Formen, der ängstlichen Censur, der strafenden Sittengerichte, aber auch des bescheidenen Wohlstandes, des Friedens im Lande und vielfacher häuslicher Tugenden! Auf der Grundlage anderer Principien bewegt sich die Gegenwart. Ueber ihren Werth hat die Erfahrung noch nicht entschieden. Können wir glauben an eine im Plane der göttlichen Weltordnung liegende Entwicklung zum Bessern, so müssen sie auch die Bessern seyn. Möge die Zukunft unseres Vaterlandes als solche sie rechtfertigen!"

Wohl ziemt es dem älteren Manne, die junge Schweiz daran zu erinnern, daß nicht alles schlecht in jener veralteten Zopfzeit war, so wenig als jetzt alles auf einmal gut geworden ist.

3) Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Ersten Bandes zweite Lieferung. Einsiedeln, Benziger, 1844.

Eine große Sammlung von Urkunden und zwar Hof-, Stadt-, Burg- und Landrechte, Lehen, Bündnisse, Urfehden; Reichszollsachen; kirchliche Dokumente; ein interessanter Brief des berühmten Niclas von der Flue im Facsimile; Erinnerungen an das elsässische Kloster Murbach, zu dem einst Luzern gehörte; Fortsetzung und Schluß des Liber Heremi etc. Rühmliches Zeugniß für die Thätigkeit des historischen Vereins der alten Orte und sonderlich des Herrn Kopp. Möchten doch diese friedlichen Bestrebungen nicht durch der Zeiten Ungunst gestört werden!

4) Neue Beiträge zur Geschichte des sogenannten Appenzellerkrieges, von K. Wegelin, Staatsarchivar. St. Gallen und Bern, Huber und Comp., 1844.

Diese neuen Beiträge sind den Seckelamtsbüchern der Stadt St. Gallen von 1405—1408 entlehnt und enthalten ein Diarium mit einer Menge von Notizen über Ausgaben und Einnahmen, Versendungen und Bestellungen, die sich auf die Kämpfe jener Zeit und Gegend beziehen.

Roman.

Harry Lorrequers Geständnisse. Irländisches Charakterbild von Charles Lever. Aus dem Englischen von C. Richard. Aachen und Leipzig, Mayer, 1844.

Wir glauben nicht, daß dieser Autor Dickens Ruhm erreichen wird. Er versteht den Humor nicht durchzuführen. Hin und wieder regt er unsere Phantasie lebhaft an, bricht aber plötzlich ab und die erwartete Leselust zerplatzt wie eine Saifenblase. Wenn Fielding, Smollet, Lesage ꝛc., denen auch Dickens in neuerer Zeit so glücklich nachgeeifert hat, eine komische Scene anlegen, so führen sie sie auch durch. Lever pikirt sich dagegen, es nicht zu thun, ungefähr wie unser Meyerbeer und andere berühmte, aber schlechte Komponisten das Ohr ein paar Takte hindurch aufs lieblichste verführen, um dann — so nüchtern als möglich fortzufahren. Wie ein vom Winde bewegtes Blatt der Silberpappel uns auf einen Moment den Silberglanz zeigt und dann nicht mehr, so läßt Lever eine poetische Erscheinung an uns vorüberblitzen, ohne sie festzuhalten. So zeigt er uns Seite 33 englische Damen, welche spazieren reiten und mit denen die Pferde durchgehen. Was hätte ein Dichter nicht alles aus diesem Bilde machen können. Etwas sehr Tragisches oder Komisches gewiß. Aber Lever läßt die Pferde am Ende ganz einfach stille halten und die Damen eine nüchterne Konversation beginnen. Seite 181 wird die nächtliche Unruhe in einem Wirthshause geschildert; ein Herr friert in dem zu kurzen und schlechtbedeckten Bette, und steht auf, sich ein wärmeres Bett zu erobern. Was hätten die älteren Humoristen aus einem so trefflichen Motive gemacht. Aber Lever macht nichts daraus, auch gar nichts, würde die Gräfin Hahn sagen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 41.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 21. April 1845.

Anthropologie.

Blicke ins Leben. Von Karl Friedrich Burdach. Dritter Band. Sinnenmängel und Geistesmacht. Lebensbahnen. Leipzig, Leopold Voß, 1844.

Dieser neue Band des interessanten Werkes von Burdach beginnt mit einem evidenten Beweise von der Macht des Geistes, die sich da am glänzendsten bewährt, wo die körperlichen Sinne ihm den Gehorsam aufkündigen. Der Verf. führt uns in die Anstalten für Blinde und Taubstumme und zeigt uns hier an merkwürdigen Beispielen, wie wenig der menschliche Geist von den sinnlichen Organen abhängt, und wie er sogar unter den ungünstigsten Umständen und beim Verlust der edelsten und wichtigsten Sinnesorgane noch zu schöner Ausbildung und voller Reife gelangt. Die auffallendsten Beispiele sind von Kindern hergenommen, welche sowohl blind als taub und stumm zugleich geboren wurden, und die nicht nur fertig (durch Zeichen) sprechen und lesen lernten, sondern auch mit einem ausgebildeten Geiste zarte Sittlichkeit und Grazie verbanden. So namentlich eine gewisse Laura Bridgman in der Blindenanstalt zu Boston (geb. 1829), über welche, wie über mehrere ähnliche Individuen beiderlei Geschlechts ausführliche Nachrichten mitgetheilt werden.

Herr Burdach bemerkt dabei, daß viele Neigungen und Fähigkeiten, die man gewöhnlich für Resultate des Beispiels und der Bildung hält, doch schon ursprünglich im Menschen liegen, denn die blinden Taubstummen folgten auch da, wo sie weder Beispiele vor sich sahen, noch Anleitung erhielten, einem gewissen geistigen Instinkte. Das zeigte sich z. B. in der weiblichen Gefallsucht. „Der Wunsch zu gefallen bestimmt auch blindgeborne Mädchen zu Sorgfalt für den Anzug, und sogar für die Wahl seiner Farben, deren Wirkung auf das Auge sie nur vom Hörensagen kennen. Aber selbst wenn ihnen außerdem auch das Gehör fehlt, lieben sie den Putz. Laura ist gern gut gekleidet, und hat sie ein neues Kleidungsstück an, so wünscht sie besonders auszugehen, und scheint man es nicht zu bemerken, so macht sie darauf aufmerksam; sie hat einen eigenen Kasten für ihre Hüte und einen andern für ihre übrigen Kleidungsstücke, und hält Alles in größter Ordnung; über die Armbänder und Broschen der Mistreß Combe war sie ganz entzückt. Julie liebte schon in der Taubstummenanstalt Reinlichkeit, Ordnung und gute Kleidung; sie ordnete sich sorgfältig ihr Haar, und untersuchte die Haartracht besuchender Damen, um sie nachzumachen. Anne steht an den Tagen, wo sie einen neuen Anzug erwartet, besonders vergnügt auf, und hält vorzüglich viel auf Hauben, wünscht sich aber auch andern Putz; als sie von einer Verwandten einige Kleidungsstücke geerbt hatte, fragte sie, ob nicht auch Ohrgehänge dabei wären, und bedauerte sehr, daß sie fehlten." Man denke sich das von Wesen, die weder sehen noch hören, noch reden können.

Nach diesen Erörterungen über die Macht des Geistes geht der Verf. zu einer allgemeinen Anwendung seines psychologischen Systems auf die größeren Lebens- und Zeitverhältnisse über. Das ist der, den Hauptinhalt dieses Bandes füllende Abschnitt, der „Lebensbahnen" überschrieben ist.

Der Standpunkt, auf den sich Herr Burdach stellt, ist der einer rechten Mitte; allein man sieht es seinem Buche an, unter welchen Umgebungen und Zeitverhältnissen es geschrieben ist, denn er verwahrt sich mit einer in wissenschaftlichen Werken ungewöhnlichen Behutsamkeit vor den Vorwürfen, die ihm der Radikalismus machen könnte. Er sieht offenbar in seinen Lesern Leute, die stürmisch vorwärts wollen, und ist verlegen, wie er ihnen als ein älterer und vernünftiger Mann beibringen soll, daß sie zu weit gehen, ohne seinerseits als Mann des Rückschritts verläumdet zu werden. Er erklärt sich endlich dahin: „Die sittliche Freiheit wird bedingt durch die Möglichkeit, entgegengesetzte Richtungen einzuschlagen, und besteht darin, daß ein Motiv der Vernunft die Wahl zwischen beiden bestimmt. Hat nun eine Richtung an und

für sich das Uebergewicht, vermöge dessen sie sich ohne Weiteres geltend macht, so wird eine solche Wahl unmöglich, und es tritt Unfreiheit in Form eines sittlichen Gebrechens ein. Jedes solches Gebrechen muß nothwendig sein Widerspiel in einem andern finden, welches auf dem Vorherrschen der gerade entgegengesetzten Richtung beruht; die Freiheit aber besteht darin, daß die Vernunft beide nach ihrem wahren Werthe, nach ihrer Bedeutung für das Gesammtleben erkennt und darnach entscheidet. — Die Grundform der Mannigfaltigkeit ist die Zweiheit, und der allgemeine Typus des Erscheinens ist die Polarität, als das Auseinanderweichen des einigen Seyns in entgegengesetzte Formen des Daseyns. Alles Endliche besteht nur unter der Bedingung eines Andern, Entgegengesetzten, denn in diesem findet es seine Schranke, durch welche es wirklich wird. So wird denn auch alle Thätigkeit durch das Zusammentreffen einander gegenüberstehender Kräfte bedingt, und nur durch die Vereinigung von solchen in einem Organismus kann dieser sich als selbstthätig bewähren. Diese Gegensätze in gegenseitiger Verknüpfung, Anregung und Wechselwirkung sind die Elemente des geistigen wie des leiblichen Lebens. Stehen sie in einem solchen Verhältnisse zu einander, daß jedes Element in der seinem Wesen entsprechenden Weise wirksam ist, und dabei durch seinen Gegensatz in der rechten Schranke gehalten, gemäßigt und zugleich ergänzt wird, so gibt dieß die Harmonie, d. h. in der Mannigfaltigkeit wird die Einheit, aus welcher sie hervorgegangen ist, zur Erscheinung gebracht; mit andern Worten: die Idee wird verwirklicht. Schreitet dagegen die einzelne Richtung über ihre Grenzen hinaus, so daß sie durch ihren Gegensatz nicht ergänzt wird, so gestaltet sie sich zur Einseitigkeit; indem sie ihren Gegensatz nicht mehr anregt und mäßigt, sondern geradezu ausschließt, stört sie das Gleichgewicht, und je weiter sie sich von diesem entfernt, je schärfer sie als Extrem heraustritt, um so größer ist der Abfall von der Idee. — Wie die normalen Gegensätze sich wechselseitig anregen, so ruft auch ein Extrem das andere hervor, und sie dienen einander gegenseitig. Der Herostrat, der seine Fackel in das Heiligthum der Religion schleudert, würde nicht so leicht Anhänger und Bewunderer finden, gäbe es nicht Hierophanten, welche die Vernunft lästern, und die Ausgeburten menschlichen Aberwitzes für göttliche Wahrheit ausgeben; wenn man die Mauern des Heiligthums, um sie vor dem Feuer des Unglaubens zu sichern, mit Gebilden des Aberglaubens bekleidet, macht man sie erst der Flamme zugänglich. So reichen Despotie und Anarchie, Stabilismus und Revolution einander die Hände; ein wahnsinniges Trachten, die Art an die Wurzel zu legen, wird nur durch den blödsichtigen Egoismus möglich, der den Baum des Volkslebens so beschneidet, daß er keine Blüthen und Früchte tragen kann. Dieß gegenseitige Verhältniß ist ein Moment der ewigen Weltordnung. Wie nicht nur die Kronen, sondern auch die Talente von Gottes Gnaden ertheilt werden, so sind nicht allein die Verkündiger der Wahrheit, sondern auch die Irrlehrer von Gott gesandt, indem der Widerstreit entgegengesetzter Irrthümer dahin deutet, wo die Wahrheit zu suchen ist ꝛc." Hieran hätte der Verf. doch die Bemerkung knüpfen dürfen, daß die Extreme immerhin eine sittliche Verschuldung bedingen. Sie bloß als die auf und absteigenden mechanischen Gewichte anzusehen, durch welche das Weltgetriebe wie ein Uhrwerk im Gang erhalten wird, scheint uns nicht genügend. Die Weltgeschichte zeugt von einer sittlichen Lebenskraft, aber auch von einem sittlichen Todeskeim. Das Böse in ihr hat eine tiefere Bedeutung, als die der bloß extremen Tendenz. Die Tyrannen, Irrlehrer ꝛc. sind nicht Werkzeuge Gottes zur Herstellung des Gleichgewichts, sonst verdienten sie ja wohl gar noch Anerkennung und Lohn, sondern es sind Ruchlose und Lügner, ein Tiefböses offenbart sich in ihnen, und etwas allem Göttlichen fremdes Dämonisches. Die Weltgeschichte verbirgt das Geheimniß einer tiefen uralten, ewig fortwuchernden Verschuldung, und wer in sie verfällt, von dem soll man ewig nur mit Grauen und Abscheu reden, nicht aber entschuldigend, als ob es sich nur von einem chemischen Prozeß mit einander streitender Gase handelte.

Der Verfasser führt ferner die Ansicht durch, daß Selbstliebe das Prinzip des Lebens und der Sittlichkeit sey. Es wird ihm leicht, die Heuchelei derer zu strafen, welche dem Menschen in der Theorie unbedingte Selbstentsagung zumuthen, sich selbst aber eine ganz andere Praxis vorbehalten. „Eine solche Selbstverlengnung, die den Geboten des Verstandes, der Vernunft und der Natur zuwiderläuft, darf also nimmer Grundsatz für uns seyn; ja sie ist zu sündhaft, als daß sie je völlig durchgeführt werden könnte, und man täuscht sich nur, wenn man in seiner Bildung praktische Brauchbarkeit und in seinem Wirken Nutzen für die Welt als das höchste und eigentlichste Ziel vor sich zu haben meint. Um unser selbst willen sind wir da, und das Wohl unseres eigenen Ichs muß das Ziel unserer Bestrebungen ausmachen: die Selbstliebe ist das Prinzip, wie des Lebens, so auch der Sittlichkeit." Auch wenn der Mensch sich für Andere opfert, erklärt dieß Herr Burdach nur für eine eigenthümliche Aeußerung der Selbstliebe. „Es ist ein erhabener Gedanke, unsere sinnlichen Triebe zu beherrschen, und mit Aufopferung unseres eigenen Vortheils zum Besten Anderer zu wirken: aber eben, weil wir uns in diesem Gedanken erhoben fühlen, und um dieses Gefühls in seiner ganzen Macht theilhaftig zu werden, also um unser selbst willen, verwirklichen wir ihn." Das ist nun ein wenig sophistisch. Der christliche Spruch „liebe deinen

Mitmenschen, wie dich selbst" erkennt zwar auch die große Macht und das Recht der Selbstliebe an, wartet aber nicht ab, ob Jemand einmal aus Selbstliebe andere lieben werde, sondern befiehlt neben der Selbstliebe auch die Liebe Anderer und zwar in gleich großem Maaße. So ist es auf die Fähigkeiten des Einzelnen und auf das Wohl des Ganzen richtig berechnet. Herrn Burdach zufolge würde die sittliche Verpflichtung zur Liebe Anderer gänzlich wegfallen; es würde dem Egoismus jedes Einzelnen freigestellt werden, was ihm zu lieben beliebe.

Wir waren begierig, wie Herr Burdach endlich auch die religiösen Bedürfnisse im Menschen nachweisen würde, da er doch alles, was im Menschen liegt, bespricht. Da lesen wir nun Seite 260: „Indem der Gedanke zum Urquelle alles Daseyns aufsteigt, erkennt der endliche Geist seine Abstammung aus dem Ewigen; er erblickt in den Vernunftideen die Uebereinstimmung seines Wesens mit dem unendlichen Geiste, und findet in diesem sein innerstes und wahrhaftes Selbst. Hier gestaltet sich nun die Selbstliebe als religiöse Gesinnung, welche die ursprüngliche Einheit mit Gott im Denken und Handeln zu verwirklichen strebt; sie gelangt hiermit auf eine Höhe, welche ihr unabhängig von allem Aeußern und Zufälligen unvergängliche Befriedigung zusichert, und das Gefühl einer alles sinnliche Glück überstrahlenden Seligkeit zu gewähren vermag. Sie wird die festeste Grundlage der Sittlichkeit; denn wir können unsere Einheit mit Gott nur insofern fühlen, als wir den Geboten der Vernunft nachkommen ꝛc." Das scheint uns leichthin geredet. Von einer Einheit mit Gott fabelte die alte Schlange den Menschen vor, als sie sie zur Sünde verführte. Wir sind nicht Eins mit Gott, wir stehen sehr tief unter ihm. Die Vernunft ist uns auch nicht verliehen, um uns zu Gott zu erheben, sondern nur als Leuchte in der irdischen Finsterniß. Die wahre Religion besteht auch nicht in dieser Einheitserklärung des Menschen mit Gott durch die Vernunft, sondern in der Anerkennung des unendlichen Abstandes der Menschen von Gott, der tiefen uralten und unverjährenden Verschuldung des menschlichen Geschlechts durch die Sünde und in dem Aufsuchen der Gnadenmittel durch Glauben, Besserung, Buße, Tröstung und Erlösung. Man spricht in unsern Tagen von der Religion und glaubt der Sünde nicht erwähnen zu müssen. Aber die Religion ist zunächst und vor allen Dingen für die Sünde da, und Gottesfurcht und reuige Demuth ist ihr tiefster Grund. Sollte das einem Professor der Psychologie unbemerkt geblieben seyn oder zu bemerken nicht der Mühe werth geschienen haben?

Es ist recht gut, wenn in den gebildeten Klassen einer lange fast chinesisch gezähmten Nation ein gewisser höflicher Anstand so zur andern Natur wird, daß er die Tugend ersetzt, und wenn die Stärke des menschlichen Willens durch Kultur und Disciplin so abgehobelt wird, daß sie keine rechte Sünde und kein großes Verbrechen mehr erträgt. In einer solchen Gesellschaft schläft der Teufel selbst aus Langeweile ein, und wer dann sagt, daß eine tiefere Religiosität, die mit irgend einem zerknirschten Wesen, mit Buße und dergleichen verbunden seyn müßte, hier kein Bedürfniß mehr sey, der hat schon Recht. Aber nicht alle Welt ist so gezähmt, nicht alle Herzen sind so gekühlt, nicht alle Knochen so marklos, nicht das ganze Panorama der Völker kann man um den rationalistischen Theetisch setzen. Steigt hinunter in die Hütten der Armuth, in die Höhlen des Jammers, wo Verzweiflung und Branntwein ihre sittlichen und physischen Verheerungen anrichten. Gedenkt der alten Zeiten der Bürgerkriege und des allgemeinen Elendes, die da wiederkommen können. Vergeßt endlich nicht die Millionen, die noch ringsum auf dem Erdenrunde im finsteren Heidenthum und in der Barbarei schmachten und fragt nun noch, ob euer selbstzufriedener Rationalismus für die Menschheit ausreicht, ob sie nicht einer ganz anderen tiefgewaltigeren religiösen Ergreifung bedarf?

Schließlich preist der Verfasser die Größe unseres Zeitalters, die sich darin beurkunde, daß der Geist, der sonst das Privilegium Weniger gewesen, jetzt über Alle sich ausbreite und die Massen ergreife. Dieser Ruhm unsrer Tage kann indeß nur ein wehmüthiges Lächeln erwecken. Das Gold des Geistes ist nämlich weit entfernt, die Masse des geringen Metalls veredeln zu können; es geht vielmehr in der übermäßigen Legirung selbst so gut wie verloren. Der Verfasser verwechselt die Berechtigung mit der Befähigung, und scheint vorauszusetzen, wenn nur Jeder das Recht und die Gelegenheit habe, sich zu unterrichten, so sey am Fortschritt der allgemeinen Bildung auch nicht zu zweifeln. Allein er vergißt, daß die wahre, echte, durchgreifende Bildung nie zu den Massen gelangen kann. Es ist nicht möglich, daß die Bevölkerung, welche den Acker bauen, schneidern und hämmern muß ꝛc., die Auditorien der ausgezeichnetsten Professoren füllen kann. Sie ist an Schulmeister geringerer Extraktion und an Lokalblätter gewiesen; aber was für einen unverdauten Wust von Kenntnissen und noch mehr von Ansprüchen die Schulmeister aus sehr vielen Seminarien mit auf das Land bringen, und welche Weisheit die lokalen Klatschblätter predigen, ist bekannt. Nie hat das Licht aus unreinern Lampen geleuchtet, als das, woran sich gegenwärtig die sogenannten Lichtfreunde in Norddeutschland sonnen. Doch freilich, wenn Herr Burdach selbst bei dem großen Fest in Königsberg den Manen Dinters eine Ehre anthun zu müssen glaubte, so müssen wir zweifeln, uns je mit ihm verständigen zu können.

Der Geist kann sich immer nur auf einer gewissen Höhe behaupten; so wie er tiefer sinkt, fällt er unrettbar

der Gemeinheit anheim. Berechtigt ist zwar jeder Mensch, so viel Geist in sich aufzunehmen, wie der größte Weise, Denker oder Dichter; aber er ist nicht befädigt dazu. Wer nun nicht befädigt dazu ist, der thut wohl, es sich auch nicht anzumaßen. Wie glücklich und ehrenwerth leben viele Tausende, ohne sich um den Geist zu bekümmern. Das aber ist die Unnatur und die Sünde und die Quelle tiefer Korruption, wenn man den Unberufenen einredet, sie seyen berufen, wenn man den Geistlosen schmeichelt, sie hätten Geist, wenn man die Gemeinheit zur Richterin in geistigen Dingen macht.

Ist das eine Ausbreitung des Geistes und ein Fortschritt der Menschheit zu nennen, wenn der Schulunterricht, zum Theil sogar die Predigten, überall aber die Wirthshausreden und die Zeitblätter dem Bauernvolke einreden, die Zehngebote gälten nichts mehr, der Mensch sey frei und eins mit Gott, könne thun was er wolle ic.? und wenn die Branntweinpest, die Sittenlosigkeit, die Volksentnervung, die Untauglichkeit zum Kriegsdienst und desto bessere Tauglichkeit fürs Zuchthaus immer wächst? Wie muß man dagegen die Zustände jener nicht mit dem Geist behafteten Bauerschaften in den deutschen Oberlanden glücklich preisen, wo noch Gottesfurcht herrscht und alte Sitte, und in der alten Volkstracht die alte kerngesunde Kraft? Der Prototyp für die Lichtfreunde ist in der That ein entnervter, lüderlicher Fabrikarbeiter im abgetragenen Frack der höheren Stände, einen matten Berliner Witz reißend, während der Prototyp für den gesunden Volkscharakter immer der hochherzige Tiroler bleibt in seiner schönen alten Volkstracht, die kampf- und arbeitstarken Hände zum Gebet gefaltet.

Hauptsächlich durch die christliche Religion ist es gelungen, dem Volke die altheidnische Wildheit des Naturzustandes zu benehmen und ihm jene schöne, kräftige und sittliche Haltung zu geben, in der es aus dem Mittelalter hervorging. Wir aber arbeiten jetzt, es durch den sogenannten Geist in eine neue Wildheit entarten zu lassen, die noch schlimmer ist, als jene alte war, weil jene einen reichen Naturfonds im Hintergrunde hatte, diese aber mit der Entnervung und Abschwächung beginnt. Die in unserem Zeitalter so charakteristisch hervorstechende Gemeinheit ist ein Rückfall in die Barbarei ohne deren Kraft, unter den Einflüssen einer entarteten Civilisation. Denn das Wesen der Gemeinheit besteht darin, daß sie Bestialität ist, sich aber anmaßt, Geist zu seyn.

Das gilt auch in spezieller Anwendung auf die Literatur. Herr Burdach bemerkt sehr richtig, daß aristokratische Geister nichts mehr gelten, weil gleichsam das ganze Volk schreibe. Allein was ist die Folge? Eine immer zunehmende Gemeinheit in der Literatur. Indem man die Berechtigung mit der Befähigung verwechselt, dringt immer mehr wildes Wasser zu dem mineralischen und entkräftigt seine Heilsamkeit. Die castalische Quelle wird zum pontinischen Sumpfe. Die ersten Unberufenen ahmen noch schüchtern die Berufenen nach; bald aber kommen ihrer immer mehrere und nun hört die Schüchternheit, hört die Scham auf. Was sie anfangs selbst als ihren Mangel, als ihre Imbecillität erkannten und worüber sie, den Berufenen gegenüber, seufzten; das wird nun nach und nach ihre Stärke, weil sie es mit so vielen Andern theilen. Aus dem demüthigen Gefühle, in der letzten Reihe stehen zu müssen, wird revolutionärer Trotz. Und nun hört auch aller vorher etwa noch vorhandene gute Wille, es besser machen zu wollen, auf und das Schlechte wird mit Bewußtseyn die Parole. Das größte Uebel ist, daß auch unschuldigere Naturen, so wie sie zu der Unnatur und Anmaßung hingetrieben werden, sich öffentlich vernehmen zu lassen und als Schriftsteller oder Zeitungsschreiber ohne wahren Beruf ihr vermeintes Licht leuchten zu lassen, unrettbar der Korruption anheimfallen. Keiner bleibt ohne Sünde, alle theilen die allgemeine Verschuldung. Die große Zahl der Schriften beweist ihren Unwerth; aber die Unberufenen kommen nicht damit weg, daß sie unschuldigerweise etwa bloß nicht gut schreiben, sondern ihr Fluch ist zur Strafe für ihre unnatürliche Anmaßung, daß sie positiv schlecht schreiben müssen, daß wenigstens die Gesammtwirkung ihrer vereinigten Mittelmäßigkeit die der vollendeten Schlechtigkeit ist. Nur ein kleiner Theil unsrer Literatur ist an und für sich ruchlos und diabolisch, bei weitem der größte Theil ist nur eine langweilige und alberne Anmaßung der Mittelmäßigkeit, und doch wird durch sie eine absolute Korruption in den Gesinnungen herbeigeführt. Die Natur will das so. Sie straft die Unnatur, auch wo sich diese nicht vollkommen bewußt ist, Sünde zu seyn.

Man kehrt indeß zur Aristokratie des Geistes immer wieder zurück, wenn der Demos seine Unfähigkeit, sie zu ersetzen, hinlänglich dargelegt hat. Der Geist kommt von oben und theilt sich den Zwölfen mit, ja er gießt sich auch über die Siebenzig aus, die Andern aber empfangen ihn nur mittelbar, und sind Lernende, nicht Lehrende.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 42.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 23. April 1845.

Der neueste Roman der Verfasserin von Godwie-Castle.

Die poetische Literatur der Neuzeit hat nunmehr eine Reihefolge von Romanen aus der Feder dieser Dame aufzuweisen, die alle dasselbe Gepräge tragen und denselben Geist athmen. Das Publikum weiß also was es an dieser Schriftstellerin hat und ist schon seit lange auf den Standpunkt gestellt, von welchem aus es diese Produktionen beurtheilen und deren Gutes sich zu Nutze machen kann. Unsere Verfasserin wechselt nicht mit ihren Ansichten, sie ist nicht genial hin und her springend, sie schöpft nicht bald trübes bald klares Wasser, sie ist eine Frau, die in der Reife ihrer Jahre die Schriftstellerlaufbahn betritt und mit klarem geprüftem Urtheil, mit festen religiösen und sittlichen Grundsätzen, mit geläutertem künstlerischen Bewußtseyn schafft. In diesem Ausspruch liegen die Vorzüge und auch — für eine große Anzahl Leser — die Mängel ihrer Werke. Es scheint nämlich dieser letztern Klasse von Lesern, als wenn in diesen langausgesponnenen Romanen die Bewegung fehle, sie erwarten auf jeder Seite Spannung und lebhaftes wachsendes Interesse, sie wollen lieber weniger Reife und Klarheit und dafür mehr bunten Wechsel, Tumult und wilde Leidenschaftlichkeit; die französischen Romane der neuen Schule, zum Theil auch die englischen, haben diesen Geschmack genährt, und die dahin zielenden Erwartungen befriedigt. Unsre deutsche Schriftstellerin hat jedoch in ihren Schöpfungen von vorn herein dieser Richtung mit Willen und künstlerischem Bewußtseyn entgegengearbeitet, und daß es ihr gelungen ist, ihre Ansichten geltend zu machen, beweist der große Absatz, den ihre Schriften gefunden. Man wird entgegnen, daß diese große Verbreitung kein Beweis für die Güte dieser Schriften sey, und dieß geben wir auch vollkommen zu, allein sie wird immer ein Beweis seyn, daß eine große Anzahl unter unsern gebildeten höhern und niedern Ständen gerade für diese Auffassung des Lebens und der Gesellschaft Sympathien empfindet. Ein Schriftsteller in Mode ist immer ein Organ seiner Zeit, vor dem Forum der künstlerischen Kritik mögen nun die Sprüche für oder gegen ihn ausfallen. Wir haben von der Kritik gekrönte Größen gesehen, die spurlos, wie Schatten an ihrer Zeit vorüber gingen und dann wieder von der Kritik Verbannte und Gehöhnte, die die Bewunderung und die Liebe ihrer Zeitgenossen besaßen. Eine spätere Zeit gleicht freilich die Gegensätze mit einander aus, allein diese spätere Zeit kann freilich in ihrer Nüchternheit und Besonnenheit kein richtiger Spiegel seyn für die unmittelbaren Eindrücke der Gegenwart. Die ästhetische Gestalt eines Autors gehört der Kritik an, die populäre aber der Zeit, in der er lebte und schrieb, und läßt sich von diesem Hintergrund nicht lösen; das Genie vereinigt beide Gestalten so innig, daß an keine Trennung und Absonderung zu denken ist, das bloße Talent hingegen kann in seine Bestandtheile leicht gesondert werden. Die ganze gebildete Welt ist jetzt so ziemlich einig über den Werth der Richardson'schen Romane, aber unser Urtheil, indem sie der Kritik Recht gibt, die ästhetische Gestalt des Autors zu verunglimpfen, schützt seine populäre Gestalt vor jedem Bannspruch und jedem Hohn. So weit sind wir glücklicherweise jetzt gelangt, indem wir die unnatürliche Trennung zwischen Kunst und Leben niedergerissen haben. So wird man auch von den Romanen unsrer Verfasserin einst sehr zu unterscheiden haben, das was sie wirkten als künstlerische Produktionen von dem was sie wirkten als Gesinnungs- und Meinungs-Aussprüche unsrer Zeit. In diesen Romanen findet ein großes weithin verbreitetes Publikum seine Vertreter, eine Partei findet darin ihre Sprache; eine Partei, die um so größer ist, da sie nirgends ihre Zahl manifestirt, nirgends ihre Ansichten öffentlich auszusprechen für gut findet, mit einem Worte eine Partei im Staate und in der Gesellschaft, die unverbrüchlich an

den alten Institutionen festhält, und ihren klaren Geist, ihr besonnenes und geregeltes Thun, ihr vorsichtiges Urtheilen, der Unbesonnenheit, dem Sturm und der zügellosen Leidenschaftlichkeit der geistreichen anstürmenden jungen Welt entgegengesetzt. Dieser Kampf wird in Deutschland auf einem viel breitern Boden gekämpft als in der engen, gefüllten Arena, die die Centralisation Frankreichs und Englands in ihren großen Hauptstädten bietet. Hier in Deutschland, wo die Exclusiven sich so sicher absperren, wo die Höfe, die Kabinette, die Salons dem Blicke der Massen undurchdringlich sind, hier in Deutschland ist das kleinste Zeichen wichtig, das uns Kunde bringt über die verhüllten Zustände, und sollten wir auch erst durch Romane über den Hof Karls des Zweiten in England erfahren, wie es an einem unsrer Höfe zugeht und sollten uns auch die Gesellschaften zur Zeit Ludwig des Vierzehnten belehren, was wir von den Gesellschaften unsrer Salons zu halten haben. Gebührt irgend einem schriftstellerischen Talente von heute das bezeichnende Beiwort, daß es ein aristokratisches sey, so ist es unsrer Verfasserin zu geben, denn sie ists, die unausgesetzt, in allen ihren Schriften mit dem Ernst wahrer Gesinnung und dem Talent feiner höfischer Form den Glanz und die Würde der aristokratischen Institutionen zu wahren sucht. Das Institut der Ehe, diese Grundbasis der Aristokratie, findet in ihr die mit religiösem Ernst geoffenbarte Vertheidigerin, das Königthum erscheint in seinen alten glänzenden Formen, dem die Courtoisie und der kühne Feudalsinn des Adels prunkend zur Seite steht, das Volk steht fern und ehrerbietig zuschauend. Der Edelmuth schöner und vornehmer Männer, die Liebe jungfräulicher und anmuthiger Schönen, die ehrwürdigen Gestalten matronenhafter Frauen, die blumenzarte Lieblichkeit von Kindern — alles dieses bewegt sich in feenhaft prächtigen Palästen, in geschmückten Gärten und zieht geordnet und glänzend an unserm Blick vorüber. Wir können sagen: alles dieß ist nicht Wahrheit, ist nie Wahrheit gewesen; allein mit diesem kritischen Bannstrahl ist der eigentliche Nerv dieser Bücher keineswegs getroffen. Die Verfasserin kann antworten: Gut, ich gebe euch die Naturwahrheit meiner Gestalten preis, aber fest ist die Grundlage, auf der ich meine Welt aufbaue, es sind die sittlichen und religiösen Grundsätze, die wie Fäden an eure eigne Existenz geknüpft sind, und eure Schritte lenken. Ihr mögt wollen oder nicht, ihr müßt mir beistimmen, und wenn ihr es nicht mit Aufrichtigkeit thut, so müßt ihr diese Beistimmung erheucheln, denn ich schütze, bedeute und verkläre nach Kräften, in einer Zeit, die völlig destruktiver Natur ist, alles was zu beschützen und zu erhalten eure Lebensaufgabe ist. Dieß ist die Stellung, die die Mode heutzutage einem Schriftsteller verleiht; sie ist prekär, denn findet die Partei ein Organ, das noch schärfer ihre Grundsätze ausspricht, so wird sie ohne Zweifel das erstere fallen lassen; denn gewiß niemals hat eine Produktion, sey sie nun der Feder oder des Pinsels, weniger auf eine ruhige künstlerische Würdigung rechnen dürfen, als in unsern Tagen. Wenn diese Epoche eintritt, und unsre Autorin nicht mehr in Mode seyn wird, so wird ihr immer der Trost bleiben, daß sie es mit der Welt und ihren Händeln ernstlich gemeint hat, und ihre wahre Gesinnung, mit dem keuschen Ernst und der Würde eines sich selbst prüfenden achtbaren Charakters ausgesprochen hat; dieß können wahrlich nicht alle unsre jetzigen Talente sagen, die um der Welt Beifall buhlen, und mit ihrer Gesinnung ein frivoles Spiel treiben.

Nachdem wir hiemit den generellen Standpunkt, auf dem unsre Verfasserin sich befindet, angegeben, wollen wir etwas genauer uns mit dem vorliegenden Romane, der den Titel „Jakob von der Nees" führt, beschäftigen. Er spielt gegen Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und faßt in seinen Rahmen die wichtigen Ereignisse, die das unglückliche Ende Karls des Ersten und die Thronbesteigung Karls des Zweiten einschließen. Ein reiches Feld, das auch mit politisch klarem und festem Blick von der Verfasserin aufgefaßt wird. In zwei Hauptgruppen zerfällt die Masse der im Roman spielenden Personen, an der Spitze der einen steht ein häßlicher, wilder Geiziger und Wucherer, an der Spitze der andern eine reiche vornehme junge Dame, die im lebhaften Verkehr mit Fürsten und Adel steht. Die Vorliebe der Verfasserin, schon als Frau, neigt sich mehr zu der letztern Gruppe, und wir erfahren von dem Treiben und Thun der fürstlichen und vornehmen Welt mehr als von dem Hause und den niedrigen Verhältnissen des Wucherers. Die Verbindung zwischen beiden Gruppen bildet eine Heirath. Der Wucherer hat räuberischer Weise eine edle flüchtende Familie um ihr Haab und Gut gebracht, und zwingt zuletzt in brutaler Tyrannei den Sproß dieser Familie, ein schwaches hülfloses Mädchen, sein Weib zu werden. Die vornehmen Verwandten erscheinen und wollen diese Ehe trennen, es gelingt ihnen nicht, indem die Getäuschte und Verführte selbst darauf beharrt, das angetraute Weib des Bösewichts zu bleiben, weil sie aus religiösen Grundsätzen die Ehe für unauflösbar hält. Die Tochter dieser Armen jedoch wird aus der Niedrigkeit emporgezogen und wir sehen am Schluß dieser drei Bände sie zu der andern Gruppe, auf die Seite der Fürstlichkeiten hinübertreten. Das Interesse, das diese für sich geschlossene Geschichte erweckt, ist kein großes; die Gestalt des Wucherers tritt zwar lebendig hervor, aber da er nirgends zum Handeln kommt, sondern immer von den Frauen gelenkt, gleichsam

hin und her gestoßen wird, so gibt uns sein Erscheinen, so wie sein Verschwinden, kein wirksames Bild und macht nicht den Eindruck von einer wirklich lebenden Figur, sondern zeigt uns eine Marionette, die wunderliche und bedeutungslose Grimassen schneidet. Auf der andern Seite ist die Gestalt Urica's, der Gräfin von Casembort, die Verwandte und Retterin der unglücklichen Opfer des Wucherers, eine so feine graziöse Gestalt, wie sie in dieser tadellosen Elegance, in diesen reinen und edlen Contouren nur der schöpferischen Feder unsrer dichtenden Dame gelingen kann. Nach dieser Urica müßte eigentlich der Roman heißen, denn sie und ihr Gemahl bilden die Lichtparthie, nach der das Auge immerdar gelenkt wird. Der ganze zweite und ein großer Abschnitt des dritten Theils ist nur mit ihr und ihren Angehörigen beschäftigt, wobei ansprechende Scenen während des Krieges auf englischem Boden und in den alten Edelsitzen englischer Familien dem Leser vorgeführt werden; auch gelegentlich den Jesuiten der Krieg erklärt wird. Interessant ist es, daß wo die Verfasserin ihre sentimental-rhetorische Weise etwas fallen läßt, ein graziöser frivoler Muthwille zu Tage kommt, so in der Schilderung des Levers des leichtfertigen und heuchlerischen Königs Karl des Zweiten. Diese Scene ist darum mehr als alle andern im Buche beachtenswerth, weil hier die Wahrheit und die Natur auch ein Wort mitspricht.

Es hieße die Schranken, die der Beurtheilung eines einzelnen Buches in diesen Blättern gestattet ist, überspringen, wenn wir noch tiefer in den Gang des Romans und dessen Behandlungsweise eindringen wollten, es sey demnach nochmals wiederholt, daß es in demselben Grade bedeutend und beachtenswerth ist, wie die übrigen Schriften der Verfasserin.

Lyrische Dichtkunst.

Bilder und Lieder vom Rhein und Main von Bernhard Werner. Darmstadt, Kern, 1845.

Sehr vieles in diesen Gedichten hat noch ein junges Aussehen, obgleich der Verfasser selbst nicht mehr jung ist. Die Erinnerungen an in Würzburg vor 26 Jahren verlebte Universitätsfreuden spielen eine nicht unbedeutende Rolle und kontrastiren mit manchem Ausdruck von Resignation des Fünfzigers und mit epigrammatischen Glossen über die neueste Zeit.

Unter den Liebesliedern der Jugendzeit kommt folgendes vor, S. 254:

Traum des frühern Lebens.

Wenn ich in deinem blauen Aug' gelesen,
Sah stets ich, daß in einem frühern Leben
Ich deines Herzens liebes Kind gewesen,
Dem du als Mutter hast die Brust gegeben.

Ich wundre mich nicht mehr, daß ich dich liebe,
Ich bin von dir, aus deinen Lebenssäften,
Und wenn Erinn'rung mir davon nicht bliebe,
Ich läse sie aus dir mit Liebeskräften.

Drum ist mir Aeltern auch, ich würd' zum Kinde,
Wenn ich mit meinem Blick vor deinem klage,
Das früh're Leben spricht aus ihm so linde,
Und die Erinn'rung spiegelt früh're Tage.

Ganz der nämliche Gedanke wiederholt sich in dem kleinen Gedichte „Wunsch" auf S. 190:

Ein Säugling, wollt' ich, wäre ich,
Und läg' an deinem Busen dicht,
Und tränt' daraus und herzte dich,
Und säh' in deiner Augen Licht.

Ich sähe immer wohl dich an,
Als wär' dein Auge Speise,
Du schaukelst mich leise,
Wie Himmelsluft den Kahn.

Wenn ich in deine Augen schaue,
So werde wahrhaft ich zum Kinde,
Und meine wirklich stets das Blaue
Sey Himmelsnahrung, die ich finde.

Das ist ein Raffinement der Sentimentalität, und weder natürlich noch auch der männlichen Empfindung würdig. Zwei so ganz verschiedene Empfindungen wie die des Mannes für die Geliebte und die des Kindes für die Mutter dürfen nie verwechselt werden. Die übergeordnete Natur des Mannes verträgt das nicht. Eher kann sich die untergeordnete Natur des Weibes à la Mignon den Geliebten auch als Vater denken, obgleich auch das schon Raffinement ist.

Unter den Dichtungen der reiferen Zeit findet sich manches recht Schöne und Edle, z. B.:

Aufwärts gegen die Gemeinheit.

Strecke empor dich, Ast,
Ueber der Sträucher niedrige Wucht,
Ueber der Rohre schwankende Hast,
Ueber der Kröten faulige Schlucht.

Ueber der Gräser Spitze und Neid,
Wendend zur Sonne das Angesicht,
Unten am Boden ist Schmach und Leid,
Doch in der Sonne da fühlt man's nicht.

Auch die kleinen Epigramme sind oft sehr treffend, z. B.:

An die Demagogen.

Dumme Kerle, wißt ihr, daß man euch braucht,
Damit das deutsche Volk nichts taugt.

An den Freiheitsmann Genz.

Genz, du liebtest feines Essen,
Hast ja manche Idee gefressen,
Liesest manche Freiheit köpfen,
Hätten das gewußt die Schnepfen,
Sie hätten dich bestochen keck,
Oder getödert mit —

Demokratischer Neid.

Schüttelt stolz nur eure Wipfel,
Braust nur in den Sturm hinein,
Fallt ihr einst vom Felsgestein
Werden wir die höchsten Gipfel.

Mit besonders glücklichem Humor faßt der Dichter den Wendepunkt des Lebens auf und die Nothwendigkeit, der Jugend entsagen zu müssen. Ganz aus dem Leben gegriffen ist folgende Geschichte des Freiers mit der Glatze:

Als ich einmal ein Freier war,
Da haßt' ich meine Glatze,
Und dachte, hier sey falsches Haar
So recht an seinem Platze.

Ich ging zu einem Hauptfriseur,
Und ließ die Glatze kleiden,
Zum Wohlgeruch vom Parfümeur
Ein riechend Oel bereiten.

So vorbereitet trat ich hin
Vor sie im Liebesglanze,
Ich war gar stolz in meinem Sinn,
Und sprach zu ihr im Tanze:

„Geliebtes Wesen wollen wir
Uns treu zusammengeben?
Als Ehemann versprech' ich Dir
Ein wahres Himmelsleben!“

„„Mein Herr! Sie sind doch treu und wahr
Zur guten Himmelsehe?““

„Es ist an mir kein falsches Haar
Vom Kopfe bis zur Zehe!“

Doch Himmel! welcher Unstern schien,
Das Tourchen flog vom Kopfe,
Ich wollte eben vor sie knie'n,
Da stand ich glatt am Schopfe.

Ich faßte schnell des Hauptes Ehr',
Und wich entsetzt von hinnen,
Seitdem vermag ich nimmer mehr
Ein Freien zu beginnen.

Denkschrift.

Denkschrift über die Hinrichtung des Kämmerers K. F. Schulz und des Kaufmanns K. F. Kersten durch die Franzosen in Kyritz am 8. April 1807. Von Oberprediger H. Bauer. Kyritz, 1845. In Kommission bei Wohlgemuth in Berlin.

Der Ertrag dieses Schriftchens ist für das den Geopferten zu errichtende Denkmal bestimmt. Friedliche Bürger der kleinen märkischen Stadt Kyritz wurden dieselben durch einen Berliner Juden, Namens Hirsch, ins Verderben gestürzt, einen jener Elenden, welche damals wetteiferten, dem Feinde zu dienen. Hirsch, als französischer Kommissionar, hatte, in der Angst, von preußischen Streifpartien überfallen zu werden, eine Summe Geldes bei dem Kaufmann Kersten, gegen dessen Willen deponirt, und in Kerstens Abwesenheit wurde diese Summe seiner Frau von Streifern wirklich entrissen. Der Jude klagte bei den Franzosen und ihr General Clarke erzwang nicht nur von dem armen Kersten eine weit größere Summe, als die verlorne war, sondern ließ ihn und den eben so unschuldigen Stadtkämmerer auch noch erschießen. Als Clarke 1814 dem König von Preußen vorgestellt wurde, kehrte ihm dieser den Rücken und sagte, er wolle nichts mit einem Manne, wie er, zu thun haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 43.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 25. April 1845.

Journalistik.

Deutscher Zeitungs-Katalog. Verzeichniß der in deutscher Sprache erscheinenden periodischen Schriften mit Einschluß der politischen Zeitungen, der Tage-, Wochen- und Intelligenzblätter. Dritte durchaus umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, J. J. Weber, 1845.

Nie ist wohl in Deutschland ein Katalog schöner ausgestattet worden. Man beneidet den vielen leeren Titeln das schöne Papier, auf dem sie abgedruckt stehen.

Der Inhalt gibt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Eine genaue Zählung, wobei alle sich unter mehreren Rubriken wiederholende Titel nur als einmal gültig angenommen sind, ermittelt die enorme Summe von 1863 deutsch geschriebenen Zeitschriften und Tagesblättern, die gegenwärtig in Deutschland, der Schweiz und einigen andern Nachbarstaaten erscheinen, und wobei einerseits die in Deutschland erscheinenden Zeitschriften in andern Sprachen, so wie andrerseits die vielen in Amerika erscheinenden Zeitschriften in deutscher Sprache nicht mitgerechnet sind. Allerdings nehmen nun die lokalen Intelligenzblätter einen sehr großen Theil davon ein, mit den politischen Zeitungen zusammen 1020 Blätter; allein außer den unter jener Zahl begriffenen größeren politischen Zeitungen sind noch die 843 wissenschaftlichen und belletristischen Journale auf das deutsche Gesammtpublikum, und nicht bloß auf das einer Stadt oder eines kleinen Bezirkes berechnet. Nehmen wir nun an, daß von 40 Millionen Deutschen nur ein paar Millionen das eigentlich gebildete Publikum ausmachen, so weiß man nicht recht, wozu ihm so viele Journale nützen sollen?

Das Interesse des Publikums verlangt offenbar, daß ihm Alles Wichtige, Neue, Schöne, Wissenswerthe so von der Journalistik präparirt dargeboten werde, daß es möglichst vollständig in möglichst kurzer Zeit übersehen werden kann. Dazu ist aber vor allem erforderlich, daß es in möglichst wenige Journale konzentrirt wird. Das Konzentrirungssystem hat seine natürlichen Grenzen, das ist begreiflich. Man kann nicht verlangen, daß in einem politischen Blatte die liberale und illiberale Meinung gleichmäßig vertreten sey, oder in einem Kirchenblatte die katholische und protestantische rc. Allein daß jede Hauptpartei auch nur ein Hauptorgan habe, das kann man billig von der Journalistik verlangen; und wenn man die Weisheit der Partei aus einem Dutzend oder Schock von Journalen erst zusammensuchen muß, so darf man das der Journalistik mit Recht vorwerfen. Im Interesse des Publikums liegt es, sich so schnell und gründlich als möglich von dem, was die eine oder andere Partei angeht, zu unterrichten. Es müßte also die natürliche Aufgabe der Partei seyn, ein großes Journal zu gründen, in welchem alle Betheiligten so vollständig als möglich das Beste darüber beisammen finden und schnell übersehen könnten. Der deutsche Journalismus scheint sich aber die gerade entgegengesetzte Aufgabe gestellt zu haben, selbst das, was nur eine Partei angeht und was derselben recht gut in einem großen Blatte gesagt werden könnte, auf zwanzig, dreißig, sechzig und noch mehr Blätter derselben Partei so künstlich zu vertheilen, daß es keinem Menschen mehr möglich ist, alles zu überblicken. Das ist der Triumph des deutschen Buchhandels, der durch die Journale wie durch eben so viel Steuern das Publikum künstlich anschröpft; es ist der Triumph einer höchst merkwürdigen industriellen Konkurrenz, aber es ist nicht der Triumph des Nationalverstandes, nicht der Vortheil des Publikums. Außerdem daß das Publikum für die vielen Blätter mehr zahlen muß, als es für wenige bessere Blätter zahlen würde, entgeht ihm auch noch der große Ueberblick; es kann nicht alles lesen, es läßt nothwendig eine Menge nicht unwichtige Artikel unbeachtet.

Erwägen wir z. B. wie wichtig in der gegenwärtigen

Zeit die Kirchenfragen geworden sind, so läßt sich schwerlich leugnen, daß es höchst wünschenswerth wäre, wenn wir die ultramontane, die deutsch-katholische, die altglaubig-protestantische, die rationalistische, die pietistische, die atheistische Meinung in sechs größeren Journalen vertreten sahen. Man würde diese Journale dann übersehen können und durch sie in den Kirchenfragen überall orientirt seyn. Nun erscheinen aber gegenwärtig in Deutschland 148, sage einhundert und acht und vierzig kirchliche Journale, darunter 43 katholische, über ein Dutzend jüdische, die übrigen sämmtlich protestantische. Wer kann diese alle lesen? Wer nur die Blätter einer einzigen Partei gehörig übersehen?

Das ist nun nicht bloß ein Uebelstand für den etwaigen Geschichtsfreund und neutralen Beobachter, sondern für das ganze Volk. Wir werden bald erleben, wohin es führt, wenn dem gebildeten Publikum die Orientirung im eignen Vaterlande so sehr erschwert wird? Es gibt protestantische Gegenden, selbst Hauptstädte, in die selten oder nie ein Exemplar der bedeutenderen katholischen Zeitschriften gelangt, und in denen eine halb lächerliche, halb schreckliche Unwissenheit in Beziehung auf katholische Zustände herrscht. Daß sich in katholischen Landestheilen gleiche Ignoranz in Bezug auf protestantische Zustände findet, dürfte wahrscheinlich seyn, wie viel umsichtiger man auch jetzt von katholischer Seite ist, als von protestantischer. Die Neigung, das Widerwärtige zu ignoriren, wird durch die bequeme Entschuldigung „man könne doch nicht alle die unzähligen Zeitschriften lesen,“ nur zu sehr unterstützt, und nichts kommt in neuerer Zeit öfter vor, als Unwissenheit in allen Dingen, die nicht etwa in der Allgemeinen Zeitung oder im nächsten bevorzugten Lokalblatte stehn. Unterdeß aber bilden die Parteien sich in immer schrofferer Abgeschlossenheit gegen einander aus und es wachsen sich zwei feindliche Völker entgegen, ohne daß sie es wissen.

Auch die Wissenschaft leidet unter der unnatürlichen Last des Journalismus. Welcher Arzt z. B. vermöchte die 80, sage achtzig medicinische Zeitschriften, die jetzt in Deutschland erscheinen, alle zu lesen? welcher Schulmann die 51 pädagogischen Zeitschriften? Beim besten Willen, sich zu orientiren, wird es zuletzt durch die Menge der Journale physisch unmöglich. Mit dieser Unmöglichkeit entschuldigt man sich aber nur zu gern und die Wissenschaft wird daher nach zwei extremen Richtungen hingetrieben, einmal in die vage Spekulation, zu der man nicht viele Orientirung in der Literatur bedarf, und sodann in die speciellsten und minutiösesten Forschungen und in eine denselben entsprechende Praxis. Wie viel nun auch durch Theilung der Geistesarbeit gewonnen wird, so wird doch die Gelehrsamkeit, die den großen Ueberblick verliert und sich in einem einzigen Punkt vertieft, leicht einseitig und engherzig.

Was aber am meisten beklagt werden muß, das ist die Tyrannei der Mittelmäßigkeit, die durch die Ueberzahl der Journale gefördert wird, ja eine nothwendige Folge derselben ist.

Geldwesen.

1) Von den periodischen Schwankungen der edeln Metalle. Eine historisch-ökonomische Monographie von Dr. J. Helferich. Nürnberg, Schrag, 1843.

Bekanntlich hat zuerst Alexander von Humboldt eine Schätzung des gesammten, in Europa cirkulirenden Metallgeldes unternommen und die Summe von 8603 Mill. livres tournois, oder da 81 livres gleich 80 Franken sind, von 8½ Milliarden Franken herausgebracht. Nebenius ist dieser Berechnung als der wahrscheinlichsten beigetreten, und hat auf den Grund derselben und mit Berücksichtigung der in den Zwischenjahren eingetretenen Veränderungen das europäische Baarkapital im Jahr 1790 auf 7½ Milliarden Franken und mit Einschluß des Papiergeldes auf 8 Milliarden geschätzt.

Dieses Geld kreist immerwährend durch Europa, wie das Blut durch den Körper; hin und wieder aber wird sein gemeiner Lauf unterbrochen und die größte Masse des Geldes wird plötzlich in einer Richtung hingeworfen und entgeht den andern, um aber später immer wieder das Gleichgewicht zu suchen. Die verschiedenen Ursachen dieses Schwankens werden nun von Herrn Helferich mit vielem Scharfsinn erörtert.

Einen bedeutenden Abfluß des Geldes aus dem Verkehr, mithin eine Theurung des Metalls, bedingt der Krieg. „In dieser Beziehung hat der Krieg zunächst die gleiche Wirkung, welche eine Störung des Kredits mit sich bringt. Eines Theils wächst die Nachfrage nach Geld als demjenigen Gut, womit man am leichtesten alle andern kaufen und das man am leichtesten verbergen kann, und andrerseits nimmt das Ausgebot desselben ab, da Jeder, welcher Geld besitzt, das gleiche Bedürfniß hat, dasselbe zurückzuhalten, wie der Nachfragende, es zu bekommen. Hierdurch geschieht, daß die Eigenschaft, welche das Geld als allgemeines Tauschmittel hat, mehr und mehr zurücktritt und dagegen die andere Eigenschaft, die es als Mittel der Werthaufbewahrung besitzt, die vorwiegende wird. Jede Familie schränkt ihre Bedürfnisse ein und sucht eine größere Baarschaft im Hause zu behalten; der Kaufmann muß durch eine größere Kasse

sich vor den Wechselfällen, welche der Krieg mit sich bringt, zu sichern suchen. Allerdings ist es wahr, was Nebenius anführt, daß während des Kriegs auch viele Summen in Umlauf kommen, welche früher als Schatz und Kassageld zurückgehalten wurden; aber wir glauben nicht, daß diese Wirkung die erstere aufwiegt oder ihr auch nur gleich kommt. Ein Beispiel, woraus sich erkennen läßt, wie stark jene Wirkung war, bietet England dar. Hier wurden 1797 auf das bloße Gerücht hin, daß die Franzosen landen würden, eine Menge Guineen zurückgelegt, die erst 1817, als der Frieden wiederhergestellt war, wieder zum Vorschein kamen. Man berechnete die Summe auf nicht weniger als 4 bis 5 Mill. L. oder ungefähr den siebenten Theil der ganzen Goldcirkulation." Das Zurückströmen des Geldes in die Cirkulation nach dem Frieden wurde für England noch bedeutender dadurch, daß der Friede die Summen zurückbrachte, welche England während des Krieges in Subsidien aufs Kontinent geworfen hatte. Die Wiederherstellung des Handelsverkehrs mußte das auf natürliche Weise bewirken. England konnte seine Waare auf dem befreiten Kontinent wieder absetzen. „In England begann schon 1814 das während der Restriktion auf den Kontinent ausgewanderte Baargeld wieder zurückzukehren. Die Summe der in den Koffern der Londoner Bank befindlichen Gold- und Silberbarren, die im Aug. 1814 auf 2,097,000 L. gesunken war, stieg bis zum August 1815 auf 3,409,040 L., bis zum Februar 1816 auf 4,640,880 L., und erreichte schon im Sommer dieses Jahres die Summe von 7½ Mill. L. Im Aug. 1817 hatte die Bank ihren Baarfond auf 11,668,260 L. gebracht, und sie begann deßhalb schon in diesem Jahre baar zu zahlen; die Summe des auf diese Weise in Umlauf gesetzten Goldes schätzte man auf 5 Mill. L. Als aber während des Jahres 1817 die starke Getreide-Einfuhr und die Anleihen, welche 1817 und 1818 von Frankreich, Preußen, Oesterreich und Rußland im Betrag von beinahe 1000 Mill. Fr. gemacht wurden, bedeutende Baarsendungen nach dem Kontinent abermals nöthig machten, denen die Bank keineswegs, wie es ihre Pflicht war, durch eine Beschränkung ihrer Notenemission entgegenarbeitete, mußte die Bank die begonnene Baarzahlung von Neuem unterbrechen und ihr Baarfond sank schnell wiederum auf 4,184,620 L. (Febr. 1819) und auf 3,595,000 L. (August 1819). Erst vom Herbst 1819 änderte sich diese Bewegung, und da das Geld wieder rasch und in bedeutender Menge in die Koffer der Bank zurückfloß, so konnte sie vom Jahr 1820 an ihre Baarzahlungen wieder beginnen." Dieß Beispiel macht die Ebbe und Fluth des Geldes sehr anschaulich.

Störungen des Kredits im Kleinen, theure Zeiten, welche große Aufkäufe im Ausland nöthig machen, das Versiegen der Bergwerke hier, das Eröffnen neuer Metallreichthümer dort bedingen überall kleine periodische Schwankungen, doch erachtet sie der Verfasser nicht für so erheblich, als wofür man insgemein sie zu halten geneigt ist. Er sagt, bei der immer größern Ausdehnung des Welthandels hänge die Preisbestimmung immer mehr nur noch vom großen Waarenaustausch ab und verliere das Tauschmittel des Geldes immer mehr seinen Einfluß auf die Güterpreise. Dieß ist das Hauptresultat seiner interessanten Erörterungen. Er äußert sich des nähern: „Allerdings hat der Bergbau im russischen Asien wie in Amerika seit jener Zeit beträchtliche Fortschritte gemacht und die großen Erfolge der neuesten Zeit in der Kunst des Maschinenbaus lassen noch größere Fortschritte in der Produktion der edeln Metalle erwarten. Dennoch ist bis zum gegenwärtigen Augenblick noch keine Wirkung der bedeutenden Goldproduktion im Preise erkennbar; denn wenn auch besonders seit 1838 ein Preisabschlag im Werthe des Goldes gegen Silber nicht zu leugnen ist, so ist doch neuerdings der Preis desselben wieder gestiegen, und jener Preisabschlag erklart sich leichter aus den starken Baarzahlungen, welche England seit jenem Jahre für seine Getreidebezüge an den Kontinent zu leisten hatte. Anderntheils ist auch die Stellung, welche Asien zum europäischen Geldmarkt einnimmt, noch keineswegs klar und deutlich zu bestimmen. Zwar hat die Silberausfuhr nach Indien und China seit der bessern Aufnahme, welche europäische Manufakte und indisches Opium in China finden, gegen das Ende des zweiten Decenniums unsers Jahrhunderts aufgehört und sich in eine nicht unbedeutende Einfuhr von Silber nach Europa verwandelt; aber neuerdings soll sich auch dieses wieder geändert haben und besonders soll der amerikanische Handel mit China größere Quantitäten von edeln Metallen in Anspruch nehmen. Würden die Erwartungen in Erfüllung gehen, die man nach den jüngsten glorreichen Siegen der Engländer in China über den Umschwung in dem Zustand dieses großen Reichs zu hegen Ursache hat, würde etwa durch die Gewalt der dadurch hergestellten politischen und kommerziellen Verbindung mit Europa der innere Verkehr im Lande selbst eine Veränderung erleiden, so könnte dieß leicht eine größere Rückwirkung auf den europäischen Geldmarkt ausüben, als mit Fug von der amerikanischen und russischen Metallproduktion erwartet werden kann. Ein solches Ereigniß würde durch die Eröffnung neuer Bezugsquellen für viele Waaren und durch den größern Absatz vieler europäischer Ausfuhrartikel in die gesammten Reichthumsverhältnisse unsres Kontinents wesentlich eingreifen

und hierdurch auf die Preisbestimmung der Güter einen weit größern Einfluß haben, als eine Vermehrung oder Verminderung des Cirkulationsmediums. — In den früheren Jahrhunderten, wo ein Markt, das ist, ein bestimmtes Produktions- und Konsumtionsgebiet auf eine einzelne Gegend oder auf ein einzelnes Land beschränkt war, wo kein regelmäßiger Waarenaustausch zwischen den einzelnen Theilen des allgemeinen Marktes statt fand, wo der Kredit es noch nicht möglich gemacht hatte, Tauschmittel in beliebiger Menge zu kreiren, da war wirklich Geld die wichtigste Waare und die Preisbestimmung der übrigen Güter von der größern oder geringern Leichtigkeit abhängig, mit welcher Geld zu bekommen war. Heutzutage dagegen ist es vielmehr der große Waarenhandel selbst, der die Reichthumsverhältnisse der Länder bildet und ändert und der mittelst der Wechsel das Geld je nach dem größern Geldbedürfniß der Länder, wie es durch den Handel bestimmt wird, von einem Theil der Erde zum andern treibt. Denn das Geld dient im großen Verkehr nur als Mittel der Werthausgleichung; aber die Ungleichheit in dem Reichthum der Länder, die eine solche Ausgleichung nothwendig macht, geht als etwas selbstständig gewordenes voraus und wird durch die Veränderungen im Verhältniß von Ausgebot und Nachfrage nach denjenigen Gütern hervorgerufen, die den Reichthum eines Landes begründen. Die Bewegungen des Geldmarkts folgen nur den großen Bewegungen im Waarenaustausch der Länder und nicht umgekehrt diese jenen. Im Vergleich zu dem außerordentlichen Umfang der möglichen Veränderungen im Güterhandel scheinen aber die Veränderungen im metallischen Cirkulationsmedium, so weit sie selbstständig eintreten und nicht bloße Folge der jedesmaligen Handelslage sind, nur von ganz untergeordneter Bedeutung zu seyn; und jedenfalls kommen sie nicht in Betracht gegen die Größe der Veränderungen, welche der Kredit fortwährend hervorzubringen im Stande ist. Denn das ist ja die wunderbare Eigenschaft des Kredits, daß er die beiden Beziehungen des Geldes, die eines Werthmessers und die eines Tauschmittels, zu trennen vermag, daß er Tauschmittel schaffen kann, ohne den Werthmesser zu berühren, daß er jedes Gut zum Tauschmittel machen kann, ohne dadurch das Metallgeld als Werthmesser anzutasten. Geld, so weit es Werthmesser ist, kann der Natur der Sache gemäß nie fehlen; was man Mangel oder Ueberfluß an Geld heißt, ist nur Mangel oder Ueberfluß an einem Tauschmittel. In den früheren Zeiten, wo man kein anderes Tauschmittel kannte, als das, welches zugleich Werthmesser war, wo der geringe Rechtsschutz und der noch geringere Handel eine Anwendung des Kredits unmöglich machte, da mußten Veränderungen im Betrag des einzigen Tauschmittels, welches man hatte, weil es das einzige Gut war, welches überall angebracht und angenommen wurde, großen Einfluß auf die Preisbestimmung der Güter haben. Heutzutage ist dieß anders geworden."

2) Vergangenheit und Gegenwart des deutschen Wechselrechts mit Wünschen für die Zukunft und seine gleichförmige Kodification in ganz Deutschland. Von Hofrath Dr. J. L. U. Dedekind. Braunschweig, Oehme und Müller, 1844.

Hier wird die große Verschiedenheit der deutschen Gesetzgebungen in Bezug auf das Wechselrecht nachgewiesen, deren Nachtheile gezeigt und der sehr natürliche Wunsch, es möchte in Deutschland nur ein Wechselrecht herrschen, mit Wärme ausgedrückt. Es ist in der That erstaunlich, wie viele und vielerlei Gesetze und Verordnungen in den acht und dreißig deutschen Staaten über diesen einzigen Gegenstand existiren. Sie füllen eine ganze Bibliothek. Wie natürlich, wie verständig wäre es, wenn man sie vereinfachte und gleichförmig kodificirte. Allein so natürlich und verständig das erscheint, so schwer ist die Ausführung; denn es stehen einer gleichförmigen Gesetzgebung in diesem, wie in hundert andern, sogar noch wichtigeren Fällen, nicht nur die Souveränitätsrechte der einzelnen Staaten, sondern zum Theil sogar die Interessen des Volks im Wege. Die Rheinländer z. B. müßten von ihrer französischen Gesetzgebung abweichen, die sie doch als ihr Palladium betrachten.

Von der edeln Denkungsart des Verfassers findet sich Seite 209 ein ungemein naives Zeugniß. Indem er nämlich hier die Einwürfe, die seiner Ansicht gemacht werden können, zu widerlegen beginnt, glaubt er, „daß Einwände, die einen Mangel an Patriotismus in sich schließen, kaum Beachtung finden dürfen." Das ist zwar sehr großherzig, aber auf die Wirklichkeit übel angewendet. In der Wirklichkeit findet nämlich das, was patriotisch ist, gewiß weniger Beachtung, als das, was es nicht ist, und wer dem Provinzial- und Lokalgeist, der Kleinstaaterei und Krähwinkelei schmeichelt, wird überall mehr Anklang und Anhang finden, als wer, wie Jean Paul einmal sagte, für Deutschland dämmert. Das eigentliche Deutschland ist in der That nicht wirklich vorhanden, sondern nur im Dämmerlicht eines patriotischen Traumes. Die Wirklichkeit haben ganz andere Leute im Besitz, als Patrioten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 44.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 28. April 1845.

Sittengeschichte.

Grundzüge der Verfassung des Gesellenwesens der deutschen Handwerker von Archivar Ch. L. Stock. Magdeburg, Creutz, 1844.

Ein sehr beachtenswerthes Buch, nicht nur für den Freund der ältern deutschen Sittengeschichte interessant, sondern auch eine gute Mahnung an die Gegenwart.

Das alte Institut der Handwerksinnungen hatte zum Zweck, einmal dem Meister wie den Gesellen eine bescheidene, aber ehrenhafte ökonomische Existenz zu sichern, zweitens dem gemeinen Wesen gute und billige Arbeit zu sichern und drittens, gute Sitte, Ehrbarkeit und Frömmigkeit unter den Genossen zu erhalten und dem gemeinen Wesen dafür verantwortlich zu seyn. Eine tiefe politische Weisheit ist in diesem Institut verborgen, über das wir heutzutage ein dummes Gelächter aufzuschlagen pflegen, ohne daß wir im Stande wären, es durch irgend etwas Besseres zu ersetzen. Oder was haben unsre neuen Gesetze und unsre neuen Sitten an die Stelle gesetzt?

Die Meister sind nicht mehr in ihrer Existenz gesichert. Bei der allgemeinen Gewerbefreiheit werden sie durch jeden ersten besten Spekulanten ruinirt, der ein großes Kapital daran setzt, ihre kleine Konkurrenz zu erdrücken. An die Stelle von fünfzig ehrbaren Meisterfamilien in bescheidenem Wohlstande tritt jetzt ein großer Fabrikant und Magazininhaber mit neun und vierzig Bettlern, die ihm als Fabrikarbeiter um den kärglichsten Lohn dienen müssen.

Das gemeine Wesen hat keine Garantie mehr. Die Pfuscherei wird nicht mehr nur im Kleinen und aus Unverstand, sondern im Großen und absichtlich geübt. Es ist beinahe Gewerbsehre geworden, das Publikum zu betrügen, so wie es früher Gewerbsehre war, ihm gute Arbeit zu schaffen. Es ist nothwendig, um nur Eins zu erwähnen, auf die meisten einheimischen Produkte ausländische Etiketten zu heften, während es ehemals gerade der Stolz deutscher Städte war, daß auch ihr Name an ihren Waaren heftete. Nicht zu gedenken der Charlatanerie der Annoncen, durch welche die mit der Jugend immer neu geborne Einfalt systematisch betrogen wird. Nur die gröbsten und gefährlichsten Verfälschungen kommen, wenn einmal eine Vergiftung erfolgt ist, unter die Strenge des Gesetzes. Aber keine Zunftehre, keine Zunftkontrole überwacht mehr den einzelnen Verfälscher und verhindert das Verbrechen im Voraus.

Unter den Gesellen herrscht die alte Treue, Zucht und Ehrbarkeit nicht mehr. Sie wohnen nicht mehr oder doch nur noch selten beim Meister. Sie leben nicht mehr im Schooß einer frommen Familie, als zeitweises Glied derselben, in gemüthlichem Verhältniß. Sie werden auch nicht mehr, wenn sie erkranken, liebevoll im Hause des Meisters gepflegt. Sie gehen nur noch zum Meister zur Arbeit, essen und schlafen auswärts, ergeben sich daher, statt sich an das stille Familienleben zu gewöhnen, dem Wirthshaus und vielfacher Lüderlichkeit, gefallen sich in Trotz gegen den Meister, wollen von vorn herein alles besser wissen, lassen sich nicht das Geringste mehr sagen, kündigen gleich auf und werden daher auch nicht mehr als Familienglieder angesehen, sondern, wenn sie erkranken, ins Spital geschickt. Das herzlose Verhältniß nimmt in dem Maaße zu, in welchem die kleinen Meister durch große Unternehmer verdrängt werden. Wenn ein oder einige wenige Gesellen mit dem Meister einen Familienkreis bilden konnten, so ist das mit zehn- und zwanzigmal so vielen nicht mehr möglich. Der weiland ehrbare Gesell wird gemeiner Fabrikarbeiter, den an den Meister kein häusliches Band, keine Zunftpietät und Ehre mehr fesselt, sondern dem sein spekulirender Brodherr mit kalter Miene den Wochenlohn auszahlt und den er eben so kaltherzig verläßt.

Welche gute Zeiten waren das, in denen kein Gesell

weder bei einem unzünftigen Pfuscher, noch auf eigne Rechnung arbeiten, um höhern Lohnes willen nicht von einem Meister zum andern übergehen, wenn er abging, seine Mitgesellen nicht zum Mitgehen bereden, bei keinem Leichenbegängnisse der Zunft fehlen durfte und bei häuslichen Todesfallen die Kinder und Dienstmädchen des Meisters selbst tragen, bei Feuersbrünsten bestimmte Posten einnehmen mußte ꝛc. Welche gute Zeiten aber auch, in welchen der Gesell nicht zu fechten brauchte, nicht bloß wie jetzt, einen Zehrpfennig als Geschenk erhielt, sondern wo er, als ehrbarer Gesell überall, wo Zunftgenossen wohnten, auch ehrenhafte Gastfreundschaft genoß und gleich wie das Kind im Hause aufgenommen, vor jeder Noth oder Unehre geschützt war. Alles war damals auf Treue und Liebe unter den Zunftgenossen berechnet, und jeder strengen Pflicht stund ein gutes Recht gegenüber. Das gemeine Wesen aber gewann dadurch in hohem Grade, denn bei der trefflichen Zunftverfassung bedurfte es keiner täglichen Dazwischenkunft der Polizei, um Händeln zwischen Meister und Gesellen zu schlichten oder Lüderliche zu bestrafen. Durch Ehre und Vertrauen wurde im Schooß der Zünfte eine Sittenzucht gehandhabt, die dem Staate gute Bürger zog. — Man vergleiche damit das Unwesen der heutigen Gesellen und Dienstboten, über deren Trotz, Frechheit, Ungelehrigkeit, Neigung zu Dienstwechsel und Lüderlichkeit fast überall nur eine Klage herrscht, und deren Uebermuth, wenn ihnen irgend ein Unfall zustößt, sogleich durch grenzenloses Elend bestraft wird. Man vergleiche mit der innern Freudigkeit und dem Gesundheitsgefühl der alten Gewerke die krankhafte Gier der heutigen Kommunisten!

In dem vorliegenden Werke wird auseinandergesetzt, mit welcher politischen Weisheit die Verhältnisse und der Bildungsgang des Lehrlings, Gesellen und Meisters angeordnet gewesen seyen, wie praktisch und sicher alles berechnet war und mit welch heiterem Humor man die ernste Pflicht zu umkleiden wußte. Bis auf den kleinsten Handwerksgebrauch und Spruch zweckt alles auf die gewerbliche und sittliche Bedingung des jungen Eleven ab, und wenn er streng in die Schule genommen wurde, um ihn zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu erziehen, so wurde doch schon im Lehrling der künftige Meister geehrt und liebevoll berücksichtigt. Wer aus dem elterlichen Hause in die Lehre trat, den erwartete eine wohleingerichtete Gesellschaft, deren geehrtes Mitglied er einst werden sollte, und übernahm seine Bildung und Pflege mit treuer Gewissenhaftigkeit. Hätte sein Meister ihn vernachläßigt, so war er nicht verloren, denn er gehörte schon der Zunft an, die mit väterlichem Auge über ihn wachte. Wollte er, selbstständig geworden, in fremden Landen auf der Wanderschaft in Laster und Lüderlichkeit fallen, er vermochte es nicht, denn überall war seine Zunft anwesend und überwachte seinen Wandel in dem Grade, in dem sie ihn in jedem Unfall schützte. Wie wichtig der Uebergang vom Lehrling zum Gesellen, der eigentliche Eintritt des selbstständig gewordenen jungen Mannes in die Welt sey „fühlten die alten Meister und Väter der Innungen und Gilden tief, und in Ermangelung einer zweckmäßigen Literatur, führten sie besondere Gebräuche ein, wodurch den jungen Gesellen ihr neues Verhältniß versinnlicht, das was sie entehren und unglücklich machen konnte, vorgehalten, so wie das Ziel einer guten Aufführung und eines zweckmäßigen gewerblichen Strebens in der Ferne gezeigt wurde. Den Ernst wußten sie in Scherz zu hüllen, aber ihm durch allgemeine Verbreitung eine feste Basis zu geben, so daß er nie ganz verloren ging, selbst dann nicht, als die Gebräuche durch tausendfältige Tradition und willkürliche Zusätze verunstaltet, zuletzt ans Absurde streiften." Viele dieser alten Handwerksgebräuche und Sprüche führt nun der kundige Verfasser genauer an. Bei mehreren Handwerkern mußte der Lehrling, wenn er Gesell werden wollte, einer symbolischen Reinigung, Abhobelung ꝛc. unterworfen werden, um ihm fühlbar zu machen, welche Unarten er noch abzulegen habe. Das artete später freilich in brutale Mißhandlungen aus.

Wie viel besser war ehemals der Gesell daran, wenn er in die Herberge einer fremden Stadt trat und die Zunft selbst ihm den Meister bezeichnete, bei dem er Arbeit finden konnte oder ihm sogleich sagte, es sey keine vorhanden; während er jetzt in der Stadt herumlaufen und sich den Meister suchen muß. Ueberall hat die größere individuelle Freiheit und Unabhängigkeit der Gesellen vom Zunftzwange ihnen auch die Vortheile entzogen, die sie als Zunftgenossen besaßen.

Der Verfasser theilt eine Menge Begrüßungsformeln fremder Handwerksgesellen in den Herbergen ihrer Zunft mit, die zum Theil sehr interessant sind. Hier z. B. der Gruß der Maurer. Nachdem der fremde Gesell das Handwerk ausführlich gegrüßt, treten zwei Altgesellen vor:

Mit Gunst und Erlaubniß!
Gott ehre diesen Plan
Und Alle, die hier um uns stahn.

Legen zwei Maaßstäbe × übereinander.

Ehrbare Gesellschaft, bist Du ein Briefer oder ein Grüßer? *

---

* Briefer nannten sie die reisenden Gesellen, die auf eine Kundschaft oder Paß wanderten, ohne den Gruß gelernt zu haben, eine Folge der Gesetze, die alle Gebräuche der Handwerker untersagten.

Fremder. Ich bin ein Grüßer.
Durch Schnee und Eis bin ich gereis't,
Willst Du auch wissen wie mein Name heißt?
Altgesell. Wer hat Dich ausgesandt?
Fremder. Mein ehrbarer Lehrmeister, ehrbare Bürgen * und ein ganzes ehrbares Handwerk der Maurer zu N. N.
Altgesell. Worauf?
Fremder. Auf ehrbare Beförderung, Zucht und Ehrbarkeit.
Altgesell. Was ist Zucht und Ehrbarkeit?
Fremder. Handwerksgebrauch und Gewohnheit.
Altgesell. Wann fängt selbige an?
Fremder. Sobald ich meine Lehrjahre ehrlich und treu ausgestanden.
Altgesell. Wann endigt sich selbige?
Fremder. Wenn mir der Tod das Herz abbricht!
Altgesell. Woran erkennt man den Maurer?
Fremder. An der Ehrbarkeit.
Altgesell. Was bist Du für ein Maurer?
Fremder. Ein Mundmaurer. **
Altgesell. Woran erkennt man das?
Fremder. An meinem ehrbaren Gruß und Mundsprache.
Altgesell. Wo ist das ehrbare Handwerk der Maurer in Deutschland aufgerichtet worden?
Fremder. Zu Magdeburg auf dem Dom.
Altgesell. Unter was für einem Monarchen?
Fremder. Unter Kaiser Karl dem Zweiten, von der Christlichen Religion an, der Fünfte, im Jahre 876.
Altgesell. Wie lange hat dieser Kaiser regiert?
Fremder. Drei Jahre.

Diese sechs Fragen und Antworten sind durch mündliche Tradition so entstellt, daß sie einer näheren Erörterung und wo möglich einer Aufklärung bedürfen. — Kaiser Karl II. regierte 875 bis 877. Der Bau des ersten Doms zu Magdeburg begann aber 963 unter Otto I., der des zweiten oder jetzigen etwa 1207 unter Otto IV., ist aber nur langsam fortgeschritten und kann leicht unter Karl IV., 1346 bis 1378, zur Errichtung einer Maurer- und Steinmetzhütte (Loge) in Magdeburg Gelegenheit gegeben haben." Doch ergibt sich aus einer Urkunde, daß sogar erst von Karl V. zurückdatirt worden seyn konnte (S. 58). Das Gespräch fährt nun fort:
Altgesell. Wie hat der erste Maurer geheißen?
Fremder. Anton Hieronymus und das Werkzeug hat Walkam erfunden. ***
Altgesell. Wie viel hat der Maurer Worte.
Fremder. Sieben.
Altgesell. Wie lauten diese Worte?
Fremder. Gott grüße die Ehrbarkeit.
Gott grüße die ehrbare Weisheit.
Gott grüße das ehrbare Handwerk der Maurer.
Gott grüße einen ehrbaren Meister.
Gott grüße einen ehrbaren Polir.
Gott grüße eine ehrbare Gesellschaft.
Gott grüße eine ehrbare Beförderung hier und aller Orten, zu Wasser und zu Lande.
Altgesell. Was ist Heimlichkeit an sich selbst?
Fremder. Erde, Feuer, Luft und Schnee,
Wodurch ich auf ehrbare Beförderung geh'.
Altgesell. Was trägst Du unter Deinem Hut?
Fremder. Eine hochlöbliche Weisheit.
Altgesell. Was trägst Du unter Deiner Zunge?
Fremder. Eine hochlöbliche Wahrheit.
Altgesell. Warum trägst Du einen Schurz?
Fremder. Dem ehrbaren Handwerk zu Ehren und mir zum Vortheil.
Altgesell. Was ist die Stärke bei unserm Handwerk?
Fremder. Dasjenige, was Wasser und Feuer nicht verzehren kann.
Altgesell. Was ist das Beste bei einer Mauer?
Fremder. Das Wasser.

Man sieht wohl, daß hier eine ältere Form nur entstellt ist. Die Zurückführung des Hieram, der eine so große Rolle in der Freimaurerei spielt, auf Hieronymus ist besonders merkwürdig.

Von sehr lustigem Humor ist der Seilergruß S. 67. Der Altgesell, der bei diesem Handwerk die Umschau verrichtet, spricht:
So mit Gunst! Ein fremder Seiler?
Fremder (steht auf und nähert sich ihm). Ich weiß nicht anders.
Altgesell. Hui Seiler!
Fremder. Hui Seiler!
Altgesell. Bist Du des Handwerks, mit Verlaub daß ich frage?

---

* Es wurden nämlich bei dem Antritt seiner Lehre Bürgen seiner Treue gestellt.

** Nämlich einer der auf den Gruß reisete.

*** Wenn unter Anton Hieronymus und Walkam nicht etwa Schutzheilige der alten Maurer verstanden werden, wie z. B. bei den Zimmerleuten in Erfurt, welche den heiligen Joseph verehrten: so sind beide Namen korrumpirt. Unter dem ersten ist vielleicht Huram Abif gemeint, 1. Buch der Chronika, Kap. 2, V. 13, 14. „So sende ich nun einen weisen Mann, der Verstand hat, Huram Abif — der weiß zu arbeiten am Golde, Silber, Erz, Eisen, Stein, Holz, Scharlaken, geler Seiden, Leinen, Rosinroth und zu graben allerley." Walkam ist vielleicht Thubalkain, 1. Buch Mose, Kap. 4, V. 22. „Die Zilla gebar auch, nämlich den Thubalkain, den Meister in Erz und allerley Eisenwerk." Vielleicht ist auch Vulkan gemeint.

Fremder. Ich weiß nicht anders.
Altgesell. So mit Verlaub und Gunst, meine Gesellschaft, wo hast Du Dein Handwerk gelernt?
Fremder. In der hochberühmten Stadt Hamburg; wo hast Du das Deine erlernt?
Altgesell. In der Stadt N. N. Sey mir in Gott willkommen, von wegen des Handwerks.
Fremder. Ich sage Dir Dank, meine Gesellschaft, von wegen des Handwerks.
Altgesell. Woher bei so staubigem Wetter? *
Fremder. Immer aus dem Land, das nicht mein ist, und komme wieder in eins, woran ich keinen Theil hab'!
Altgesell. Ich möchte gern einen Seilergesellen sehen, der ein eigenes Land hätte! ꝛc.

Noch origineller ist der Schmiedegruß S. 81:

Fremder Gesell (berührt den Hammer).
Altgesell. Grüß Dich Gott, mein Schmied!
Fremder. Dank Dir Gott, mein Schmied!
Altgesell. Mein Schmied, wo streich'st Du her,
Daß Deine Schuh' so staubig,
Dein Haar so krausig,
Dein Bart auf beiden Seiten
Gleich einem Schwert herausgespitzt?
Hast einen feinen meisterlichen Bart,
Und eine feine meisterliche Art;
Mein Schmied, bist Du schon Meister gewesen,
Oder gedenk'st es noch zu werden?
Fremder. Mein Schmied, ich streich über's Land,
Wie der Krebs übern Sand,
Wie der Fisch über's Meer,
Daß ich als Hufschmied
Mich ehrlich ernähr' ꝛc.

Am Schlusse macht der Verf. noch eine sehr beherzigenswerthe Bemerkung über die Handwerksgesellenvereine unsrer Tage. Da sie nur unter Gesellen geschlossen werden und meist gegen die Meister, so entbehren sie gerade das, was die alten Zünfte für beide Theile wie für das gemeine Wesen überhaupt so nützlich gemacht hat. Es handelt sich in ihnen nicht mehr von einem konservativen Prinzipe, nämlich von der Wahrung eines ehrenvollen und genüglichen Besitzstandes, sondern von einem radikalen Prinzipe, von Repressalien gegen den Prinzipal, von Schutzmitteln gegen das äußerste Elend einer-, von übermüthigen Forderungen des sogenannten Zeitgeistes andrerseits. Kommunistische Ideen können hier gar nicht ausbleiben. Während sie den Gelehrten ein geistiges Spiel sind, werden sie den gemeinen Gesellen eine Lebensfrage. Das ist aber alles die natürliche Folge jenes unnatürlichen Zustandes von unbedingter Gewerbefreiheit und schrankenloser Konkurrenz, in den uns unsre Staatsweisen hineingekünstelt und durch die sie den Bürgerstand um seinen schönsten Segen, um sein Sicherheitsgefühl und um seine alte Treue gebracht haben.

* Man sagt den ehrlichen Seilergesellen nach, daß sie auch bei Regen und Schneegestöber so gefragt haben.

Dichtkunst.

See- und Waldmährchen von F. Brunold. Berlin, v. Puttkammer, 1845.

Zarte Dichtungen, in deren Waldnebel und Wellenschaum geisterhafte weiße Gestalten auftauchen, meist Meerfrauen, Waldfrauen, Moorfrauen, auch einmal eine Todtenjungfrau ꝛc.; seltener eine finstere Gnomengestalt.

Im ersten Mährchen wird erklärt, warum der berühmte indische Asokabaum, wie die Sage geht, nur blühe, wenn ihn der Fuß eines Weibes berührt. Der Dichter macht hier aus dem Baum einen verwandelten deutschen Jüngling, der auf Erlösung durch sein deutsches Mädchen wartet. Recht hübsch. Aber warum muß es denn gerade ein deutsches Liebespaar seyn. Das zerstört ja die indische Illusion und ist zu weit hergeholt. — Im zweiten Mährchen will ein Wahnsinniger die Morgenröthe erreichen und zieht ihr entgegen, bis er umkommt. Gewiß ein poetischer Wahnsinn. — Wenn dagegen in einem andern Mährchen das Leuchten des Meeres aus den Thränen einer Meerjungfrau erklärt wird, so ist das wieder nicht ganz passend, weil man, wenn das Bild Sinn haben sollte, das ganze Meer als das weinende Auge betrachten müßte, wie es sich schon Plato einmal gedacht hat. Aber zu diesem großartigen Bilde paßt dann die kleine Personifikation der Meerfrau nicht mehr. — Das Mährchen vom Schattenjäger ist die poetische Umkehrung des berühmten Mährchens vom Schlehmihl. Wie nämlich Schlehmihl seinen Schatten dem Bösen verkauft und als schattenloser Körper zurückbleibt, so muß sich hier ein anderer, der sich mit dem Bösen eingelassen, gefallen lassen, daß ihm der Böse den Körper nimmt und nichts übrig läßt, als den Schatten, als welcher er nun ewig umirren und den Leuten, denen er begegnet, einen unschädlichen Schrecken einjagen muß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 45.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 2. Mai 1845.

Armenwesen.

1) Die öffentliche Armenpflege. Von dem Herrn von Gerando. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Dr. F. J. Buß. Zweiter Theil. Stuttgart, Steinkopf, 1844.

Herr von Gerando, Pair von Frankreich, hat sich schon seit lange die Noth der Armen angelegen seyn lassen und die Möglichkeiten, derselben abzuhelfen, von allen Seiten beleuchtet, eine einzige ausgenommen.

Im vorliegenden Bande erörtert er den Werth der Leih- und Sparkassen, Wittwen-, Waisen- und Krankenkassen, Lebensversicherungsvereine ꝛc. Merkwürdig ist, daß das Sparkassensystem zuerst in Deutschland aufkam. „Das älteste Beispiel scheint die neunte ganz selbstständige Klasse der Hamburger Versorgungsanstalt von 1778 zu seyn, welche aber keine Einlassen unter 15 Mark annahm; sie hatte in ihrer ersten Gestalt eine Dauer von fast einem halben Jahrhundert. Sie wurde in der Folge reorganisirt. Hierauf folgte die Ersparungskasse im Herzogthum Oldenburg vom 1. August 1786; die Zinskasse von Kiel 1796, Göttingen und Altona 1801. Diese bestehen noch jetzt in gedeihlichem Zustand. Die von Altona enthält 2,015,971 Mark. Die von Göttingen 30,000 Reichsthaler. Die Sparkassen von Karlsruhe, die des Herzogthums Nassau, welche 1816 entstanden, die von Stuttgart und Berlin vom Jahr 1818 fallen in die Entstehungszeit der von London und Genf. Alle andern entstanden später." Ueberhaupt enthält das Werk eine Zusammenstellung der schätzbarsten geschichtlichen Notizen über das Armenwesen in allen seinen Verzweigungen, so reich, wie man sie wohl nirgends sonst beisammen findet.

Nachdem die Unterstützung der Armen durch Darlehen, durch Ersparnisse, durch Zurücklegen für die Nothfälle ꝛc. vom Verf. aufs ausführlichste besprochen worden, geht er zu den Theorien der Eigenthums- und Arbeitsvertheilung über, jenen radikalen Mitteln, durch welche die Socialisten und Kommunisten in neuerer Zeit zu helfen gerathen haben. Herr von Gerando bemerkt hierüber im Allgemeinen: „Die Gütergemeinschaft verhütet sicher die relative Armuth; denn sie gleicht alle Lagen aus; sie würde die wirkliche Armuth auf eine wirksame Weise verhüten, wenn sie sich mit der Erzeugung des Vermögens vertrüge; wenn sie den gemeinsamen Ueberfluß mit der Bevölkerung und mit den Bedürfnissen, welche diese empfindet, auf gleicher Höhe erhalten könnte. Sonst wird sie nur Gleichheit in die Entbehrungen bringen; dieses wird das Gleichgewicht des Elends seyn. Daß die Gütergemeinschaft wirklich, ohne jede Macht der Gütererzeugung zu vernichten, in einigen Vereinen eintreten kann, welche nicht zu gliederreich, aber durch ein sittliches Prinzip vereinigt und durch eine wunderbare Energie gehoben sind, begreift die Vernunft, bestätigt die Erfahrung. Allein solche Institute sind nur sehr beschränkte und seltene Ausnahmen." Was die Kommunisten wollen, ist hin und wieder schon ausgeführt worden, Gemeinschaft der Güter, Vertheilung der Arbeit nach den Fähigkeiten durch intelligente Vorsteher. So findet sich „das Vorbild der cooperative societies und ähnlicher Institutionen in der Verfassung gewisser einem arbeitsamen Leben ergebenen Mönchsorden, und besonders in der Regel des heil. Benedict von Nursia, wenigstens in der, welche Anfangs von dem Stifter ins Leben geführt wurde; eben so in jener, welche wir noch in neuerer Zeit in mehr als einem Orden erneuert sahen, der die Arbeit mit der Askese verbindet. Man fände ferner und vielleicht noch deutlicher dasselbe Vorbild in der Form der Gesellschaft, welche die Jesuiten in Paraguay gestiftet hatten. Herrscher, Verwalter, Glaubensboten zugleich, leiteten die Jesuiten die Bevölkerung mit einer unbeschränkten Gewalt: sie wiesen

Jedem seinen Beruf, seine Arbeit, seinen Antheil an den gemeinsamen Erzeugnissen an; Meister der Erziehung eines Volkes, welches sie in tiefer Unwissenheit und Rohheit gefunden, konnten sie ihm nach Gefallen ihrem Plan gemäße Gewohnheiten mittheilen, ihm eine eigenthümliche Gesittung geben; Schöpfer des Eigenthums, konnten sie es nach ihrer Absicht vertheilen, noch ehe irgend ein Anspruch sich erhob, es zu individualisiren. Die Lehrer Paraguay's entwarfen ein zauberisches Gemälde von dem Glück dieses willig gehorchenden Volks. Allein seit der Reise des Hrn. Alexander von Humboldt hat eine tiefer gehende Erforschung der Thatsachen diesen Zauber gelöst. Es wurde nachgewiesen, daß das disciplinare Regiment, unter welches Paraguay gestellt worden war, die geistigen und sittlichen Fortschritte, wie die der Gewerbsamkeit, gehemmt und die Wege dem schrankenlosesten Despotismus gebahnt hatte. Man mußte, um ein solches Regiment aufrecht zu erhalten, Paraguay von allen gesitteten Staaten durch unüberschreitbare Schranken absperren. Und gleichwohl hatten die Mönchsorden und die Regierung Paraguays zum Zweck, den schwierigen Sieg des Geistes der Gemeinschaft über das persönliche Interesse zu erringen, die ganze Macht der Religion aufgeboten. Weltliche Güter verschmähend, lehrten sie den Verzicht auf das Privateigenthum. Die seit dem Anfang dieses Jahrhunderts versuchten Systeme stützten sich, obwohl sie sich bisweilen um eine ähnliche Hülfe umsahen, auf ein anderes Prinzip. In diesem Prinzip enthüllt sich ganz der unserer Zeit eigenthümliche Geist, der Geist materieller Interessen, gewerblicher Unternehmungen, der Handelsspekulationen; das heiße Ringen nach dem Reichthum und seinen Genüssen. Vergebens sucht man einen Hauch Begeisterung, eine Inspiration der Hingebung hier einzuführen. Der Calcul ruht im Grund dieser Kombinationen, und tritt allenthalben in ihrer Entwicklung hervor. Vergebens sinnt man auf neue religiöse Lehren, welche, wie ein Deus ex machina für den Bedarf der Sache hervorsteigen sollen. Diese Fiktionen, als Werkzeug gebraucht, sind machtlos für das wirkliche Leben, und dringen nicht in die Tiefe des menschlichen Gemüthes. Alle diese neu erfundenen Systeme fordern von ihrem gemeinsamen Prinzip Folgen, welche ihm widersprechen, und folglich Früchte, welche es nicht erzeugen kann. Sie enthalten schon in ihrem Wesen einen Widerspruch, welcher sie selbst zerstört; sie fordern Selbstverleugnung, und können zu deren Erzielung nur zum Egoismus selbst greifen. Sie wollen die höchsten Tugenden aus dem Mackeln mit irdischen Genüssen und einem Akt des Handels hervorgehen lassen. Sie wollen eine Hierarchie, eine Disciplin errichten, und können nicht eine Autorität rechtlich begründen, eine Pflicht des Gehorsams heiligen. — Man begreift ein System socialer Organisation, wo sämmtliche Rollen von Amtswegen so vertheilt wären, daß sie zugleich den größten allgemeinen Vortheil und das vollständigste Wohlseyn für Jeden verschaffen, wobei man die Leistungen nach den Bedürfnissen ermißt und die Beschäftigungen nach den Fähigkeiten regelt; die großen Manufakturen liefern theilweise Beispiele hiefür in einer besondern und beschränkten Operation. Allein eine solche Organisation wird um so schwieriger, als sie eine weitere Sphäre und abwechselndere Operationen begreift. Wer darf daran denken, sie im ganzen Bereich der menschlichen Gesellschaft auszuführen? Wo sollte man Schiedsmänner finden, die gebildet, weise genug wären, um diese unermeßliche Vertheilung zu leiten, diese ungeheure Wage zu halten? Wie sollte man ihre Autorität zur Anerkennung und ihre Beschlüsse zur Ausführung bringen?" Man kann die Unausführbarkeit der kommunistischen Träume nicht besser bezeichnen.

Im Verfolge der Untersuchung muß der Verfasser nun aber doch Mittel und Wege aufsuchen, um, wenn der kommunistische Radikalismus nicht anwendbar ist, auf andere Weise dem arbeitenden Proletariat aufzuhelfen. Er empfiehlt das Institut der Syndikate, das in Frankreich den Genossen ein und desselben Gewerbes in ihrem Rechtsbeistand einen schwachen Ersatz für die verlornen Zunftrechte darbietet. Er empfiehlt ferner die Einführung eines sogenannten gewerblichen Patronats. „Diese Institutionen beständen in sogenannten Räthen oder Ausschüssen des gewerblichen Patronats in jedem Departement, oder selbst in einem Bezirk, Kanton, oder in einer Stadt, wenn diese Oertlichkeiten der Sitz einer bedeutenden Industrie wären. Schon ist, wenigstens in Frankreich, das Bedürfniß solcher Institutionen seit der Aufhebung des Innungswesens fühlbar geworden: theilweise in diesem Geiste gründete hier die Gesetzgebung die sogenannten chambres consultatives des arts et manufactures und die conseils de prud'hommes. Die ersteren beabsichtigen eigentlich, die Bedürfnisse und die Mittel der Verbesserung der Manufakturen, Fabriken und Gewerke zur Kenntniß zu bringen; sie beschäftigen sich aber nicht eigentlich mit dem Schicksal der arbeitenden Klassen. Die andern bilden ein Schiedsgericht zwischen den Fabrikanten und den Arbeitern; sie führen eine gewisse Aufsicht über die Werkstätten; übrigens haben sie kein Mittel, die Lage der Arbeiter zu verbessern; sie sollen ihnen nicht zu Führern dienen. Ueberdieß besteht dieses Schiedsamt nur an wenigen Orten und nur für gewisse Arten von Fabrikationen. Andere Institutionen bildeten sich freiwillig in Frankreich bloß durch die Begeisterung des Eifers und durch den Zusammentritt der Freunde der Industrie. Unter ihnen zeichnen sich die

Sociétés industrielles von Nantes und Mülhausen aus. Die erstere bezweckt vorzüglich die sittliche, geistige und physische Verbesserung der arbeitenden Klasse. Sie verbreitet den Primärunterricht unter den Kindern der Arbeiter; leitet und begünstigt ihren Secundärunterricht und ihre Lehre in dem von ihnen gewählten Gewerb; sie verwaltet eine Kasse für gegenseitige Unterstützung, welche für die erwachsenen Arbeiter errichtet wurde; endlich legte sie eine Bibliothek von Werken an, wie sie für die Arbeiter jedes Alters und Berufs passen, und setzt sie unter ihnen durch abwechselndes Leihen in Umlauf. Obwohl die gewerbliche Gesellschaft von Mülhausen hauptsächlich einen technischen Zweck hat, die Förderung eines wichtigen Industriezweigs des Elsaßes, so beschäftigt sie sich doch auch eifrig mit dem Loos der Arbeiter, belehrt sie über ihre wahren Interessen, unterstützt sie. Die Gesellschaft von Nantes nimmt nicht nur Fabrikherren, sondern auch Wohlthäter jeden Standes, selbst bloße Arbeiter auf; man tritt durch eine Einlage von 15 Fr. ein. Die Gesellschaft von Mülhausen besteht bloß aus Manufakturisten. Die zeitweisen Ausschüsse, welche wiederholt bei eingetretenen Stockungen der Fabrikarbeiten in Lyon beauftragt worden sind, der gräßlichen Noth der arbeitenden Klasse zu steuern; die Vereine ausgezeichneter Männer, welche in vielen Städten, z. B. Paris, Metz, unentgeldliche Vorträge für die arbeitende Klasse über die Anwendung der Wissenschaften auf die Gewerbe halten, wirken auch einen Theil dieses Patronats. Einige Anstalten dieser Art bestehen in andern Ländern Europas, sind aber in der Regel nur wenig bekannt; so in London die Society for the encouragement of the industrie and the reduction of the poortax; die cooperative societies; die Society for the abolition of the beggary vom Jahr 1818; die friendly society of Westminster u. a.; in Deutschland der allgemeine Wohlthätigkeitsverein Württembergs; der Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit in Aachen; in Italien die Società economica zu Chiavari; die Società d'incoraggiamento von Varallo in Piemont u. a. Um die von uns beantragte Anstalt ins Leben zu führen, braucht man nur diese ersten Versuche zu ergänzen, allgemein zu machen, den erwähnten Funktionen einen umfassenderen Charakter und eine weitere Organisation zu geben. Diese Patronatsräthe oder Ausschüsse müßten zum Theil aus Verwaltungsbeamten und Magistraten, zum Theil aus Fabrikherren oder Gelehrten, welche die auf die Industrie anwendbaren Wissenschaften lehren, ferner aus Syndiken der syndicirten Gewerbe bestehen. Auch könnten einige durch Charakter, Kenntnisse, Erfahrung ausgezeichnete Arbeiter beigezogen werden. Diese Räthe sollen Folgendes besorgen: 1) Sie sollen durch ihre Gutachten die Vertheilung der Arbeiter zwischen dem Landbau und der Manufakturindustrie, den Zu- und Abfluß der Arbeiter von Stadt zu Stadt, die Eintheilung derselben in die verschiedenen Gewerbe leiten. Sie sollen Ort und Gewerd angeben, in welchen sich die Nachfrage nach einer bestimmten Arbeit, oder ein übermäßiges Angebot der Arbeit darstellt. Zu diesem Behuf müßte ein Nachweisungsbüreau von ihnen errichtet werden, und sie würden von Zeit zu Zeit Nachrichten der arbeitenden Klasse mittheilen. 2) Sie würden die Gründung und Leitung von Gewerbsschulen verschiedener Stufen besorgen. 3) Sie würden die Bildung von fürsorglichen Vereinen hervorrufen" und 4) würde die Hülfskasse von ihnen verwaltet werden.

Herr von Gerando scheint inzwischen bei diesen menschenfreundlichen Vorschlägen zu vergessen, daß die Patronatsräthe keine gesetzliche Gewalt haben, das Gute zu thun, das ihnen zugemuthet wird, z. B. die Vertheilung der Arbeit zwischen Agrikultur und Industrie und verschiedene Lokalitäten. Zu diesem Behufe müßten erst die Gesetze abgeandert werden, welche Jedem gestatten jedes Gewerbe, wo er will, auszuüben.

Warum wagt man nicht, einfach zur alten Zunftverfassung in den Städten und zum System der geschlossenen Güter auf dem Lande zurückzukehren, für den Ueberschuß der Bevölkerung aber, die weder in die Zünfte aufgenommen werden, noch Güter erben kann, den Ausweg in einem großartigen Kolonisationssystem zu suchen? Nur so und nicht anders kann geholfen werden.

Die Mehrzahl der Gewerbe liefert nur gemeine Artikel, die überall fabricirt werden können und überall ihren Markt finden. Alle diese Gewerbe, wie die der Müller, Becker, Metzger, Schneider, Schuster, Schmiede ꝛc. sollten nur von kleinen Meistern zünftig getrieben werden dürfen, und jede Konkurrenz eines Spekulanten im Großen sollte davon gesetzlich ausgeschlossen werden, damit überall den kleinen Eigenthümern ihr Besitzstand und bescheidener Erwerd gesichert bliebe. Nie sollte es einem Juden oder Ausländer einfallen dürfen, durch ein rasch improvisirtes großes Etablissement von Kleidern, Möbeln ꝛc. die ehrbaren Handwerker einer Stadt zu ruiniren und in Bettler zu verwandeln. Nur solche Gewerbe, die nicht gemeine Artikel liefern, die nicht überall getrieben werden können und die auch nicht an einem Ort einen genügenden Markt finden, sondern sich denselben weit suchen müssen, nur solche sollten vernünftigerweise unbedingte Gewerbefreiheit genießen. Die zünftigen Gewerbe sollten aber überall nur so viel berechtigte Meister zählen, als am betreffenden Orte ehrlich ihr Fortkommen finden können, nie mehr.

Diesem städtischen System, durch welches das kleine Eigenthum geschützt würde, sollte ein ländliches entsprechen. Die Gütertheilung sollte überall eingestellt, der Güterhandel streng kontrolirt werden. Ueberall sollten dem Bauernstande mäßige, geschlossene, untheilbare Erbgüter gesichert werden, in Weise der alten Allode, in denen die ältesten Söhne allein forterben, die übrigen abgefunden werden. Diese Erbgüter würden der großen Mehrheit des Landvolks denselben dauernden Wohlstand sichern, wie die Zunftrechte den Kleinbürgern in der Stadt.

Der Ueberschuß der Bevölkerung aber, der nicht in die berechtigten Gewerbe und nicht in die Erbgüter eintreten könnte, müßte auswandern, und seine Auswanderung müßte vom Staate begünstigt und unterstützt werden. Dieser ausziehende Theil des Volks müßte, wenn nicht erobernd zu Werke gehen, wie es die Engländer und Russen noch heute thun und wie wir Deutsche es in den Zeiten unsres Ruhms auch gethan haben, doch wenigstens nicht gleich Verbannten und zerstreuten Flüchtlingen in der neuen Heimath ankommen, sondern daselbst seine Stätte bereitet finden.

Das ist und bleibt die einfachste und natürlichste Abhülfe aller Uebel der Armuth und des Proletariats. Wenn man nicht Geist und Kraft genug hat, zu diesen Mitteln zu greifen, so wird man keine bessern finden und der Anarchie nicht entrinnen, die durch den allmähligen Ruin aller kleinen Eigenthümer und durch Auflösung des Volks in eine Minderheit von Ueberreichen und in eine Mehrheit von Bettlern nothwendig herbeigeführt werden muß.

Zugleich würde in der Herstellung des Zunftwesens und der geschlossenen Güter eine moralische Garantie gegeben. Der mäßig wohlhabende Meister in der Stadt und Hofbauer auf dem Lande sind eine ehrbare, sittliche, kräftige Race von jeher gewesen und werden es bleiben. Ein kleines Eigenthum, eine gesunde Familie, eine sichere Kundschaft, ein ehrenhaftes Gewerbe, heitere sittliche Gebräuche machen die Menschen bieder. Sind sie aber den Nahrungssorgen Preis gegeben und von hartherzigen Fabrikherren abhängig, wie sollen Edelmuth und Frohsinn in ihrem Herzen wohnen? So lange die Gewerbe zünftig waren und die Zünfte eine strenge Sittenzucht hielten; so lange das Landvolk wohlhabig war und alte Tracht und Sitte ehrte, hörte man keine Klagen über die Branntweinpest, keine Klagen über kommunistische Schwärmerei, waren keine Mäßigkeitsgesellschaften nöthig, ging alles von selbst seinen guten Gang. Auch kann die Moralität nur im engen Kreise der Familie und des Hauses, sodann der Zunft oder Korporation gepflogen werden. Rescripte, Polizeiaufsicht helfen dazu nicht. Und auch die wohlthätigen Vereine, Mäßigkeitsgesellschaften &c. können immer nur einen Theil der Bevölkerung gewinnen, während in dem andern die Korruption desto tiefer wurzelt.

Wie weise manche von den alten Zunfteinrichtungen, die wir als mißbräuchlich lange zu verhöhnen pflegten, berechnet waren, erhellt aus einer Vergleichung mit jetzigen Zuständen. Die alten Zünfte legten ein großes Gewicht auf eheliche Geburt und nahmen kein uneheliches Kind unter sich auf. Ein grausames, unmenschliches Gesetz, hat man lange und oft wiederholt. Aber dieses grausame Gesetz trug wesentlich dazu bei, daß Jahrhunderte hindurch ein ehrbares Familienleben in allen Städten herrschte und der Korruption, die so leicht bei Handwerkern von sitzender Lebensweise einreißt, ein Riegel vorgeschoben blieb. Das grausame Gesetz ist aufgehoben, und was ist die Folge davon zunächst in Frankreich? Eine immer tiefer wurzelnde Korruption, ein immer weiter um sich greifendes Konkubinat. Herr von Gerando sagt darüber: „Der Konkubinat hat allerdings minder verderbliche Folgen dann, wenn, wie in Deutschland und in der Schweiz, in der Regel und rasch die Ehe auf den Fehltritt folgt. Allein dann droht auch eine größere Gefahr der Verführung, und der Konkubinat zeigt sich häufiger. Wenn aber, wie in großen Städten und in einem Theil Frankreichs, der Konkubinat an die Stelle der Ehe tritt, und diese verhindert, so wirkt er allseitig zum Verderbniß der Sitten mit; sinnliche Lust tritt an die Stelle der Pflichten, die Laune an die der Treue; der blinde Strom der Leidenschaften an die der heiligen Gefühle der Natur. Der Mann wähnt sich dann frei, aber er genießt einer verderblichen Freiheit, in welcher er die Seinigen den Leidenschaften opfert. Das Weib erröthet über die Lage, welche seine Ehre hätte bilden sollen: es legt für sein ganzes Leben den Charakter ab, welcher seine Tugenden pflegte und fortpflanzte. Die beiden Schuldigen altern zumal; sie finden vielleicht eine Bürde in dieser Gemeinschaft, welche ihre Stärke seyn sollte. Trennen sie sich, so nimmt der Eine seine Gewissensbisse mit in die Einsamkeit, und die Andere steht verlassen in ihrer Entehrung. Und so lange diese unsichern, morschen Bande einer falschen Verbindung halten, kann Vertrauen, Sicherheit hier nicht walten. Die beiden Schuldigen können sich nur halb lieben, weil sie sich nicht völlig achten können; sie theilen sich mehr ihre Fehler als ihre Vorzüge mit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 46.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 5. Mai 1845.

Länder- und Völkerkunde.

Die protestantischen Missionen in Indien mit besonderer Rücksicht auf Bengalen. Von J. J. Weitbrecht, Missionär. Mit einem Vorwort von W. Hoffmann, Insp. der Missionsanstalt und Prof. der Theol. in Basel. Heidelberg, Karl Winter, 1844.

Eine sehr lebendige Schilderung der indischen Zustände überhaupt und des evangelischen Missionswesens daselbst insbesondere.

Ostindien mußte das Augenmerk der Missionen aus mehr als einem Grunde werden. Einmal scheint hier die Herrschaft der protestantischen Englander die Bekehrung der heidnischen Eingebornen wesentlich zu erleichtern. Sodann ist dieses Heidenthum selbst schon lange einer tiefern Spekulation vertraut. Die Inder sind ein hochgebildetes und geistreiches Volk, also viel mehr, als rohe Barbaren, fähig, die christlichen Wahrheiten zu erkennen und zu fassen. Welcher hohe Reiz liegt in dem Gedanken, 180 Millionen Indier — denn so viele zählt man — für den evangelischen Glauben zu gewinnen!

Allein die Sachlage scheint nur so vortheilhaft zu seyn. In der Wirklichkeit ist die englische Herrschaft den Missionen keineswegs günstig, und dient der Geist und die Spekulation der Inder nicht sowohl zu Thoren, die sich dem Christenthum öffnen sollten, als zu Bollwerken, hinter denen sich das alte Heidenthum verschanzt und aufs hartnäckigste vertheidigt.

Die Engländer haben bekanntlich in ihren Kolonien durchweg das System angenommen, die Einwohner bei ihrem Glauben, bei ihren alten Sitten zu belassen. Durch dieses System ist es ihnen auch in der That gelungen, sich die Einwohner zu befreunden; während die Spanier und Portugiesen, welche früher in ihren Kolonien das entgegengesetzte System befolgten, durch gewaltsame Bekehrungen die alten Einwohner sich zu Todfeinden machten und nicht selten gezwungen waren, dieselben ganz auszurotten; wodurch alle ihre Kolonien ein mehr oder weniger verödetes Ansehen erhalten haben. Von Goa aus z. B. konnten sie in Jahrhunderten bei ihrem System der Intoleranz nicht so weit kommen, wie die Engländer in Jahrzehnten bei ihrem toleranten System von Calcutta aus gekommen sind. Denken wir uns, die Engländer hätten am Ganges Proselyten machen und die Braminen und ihre Götzen nicht mehr dulden wollen, so würde sich ihre Herrschaft vielleicht durch Gewalt der Waffen an der Küste befestigt haben, allein von der Ausdehnung friedlicher Herrschaft bis in die Hochgebirge wäre keine Rede mehr gewesen und eben so wenig von den treuen Diensten zahlreicher Sepoys.

Tadelt nun Herr Weitbrecht mit gutem Fuge die Gemeinheit, mit welcher der kaufmännische Geist der Engländer jene Toleranz gegen das alte Heidenthum ausbeutet, so sollte er doch die Toleranz selbst der ostindischen Compagnie nicht zum Vorwurfe machen. Er thut es aber auch nur des Prinzips wegen und erkennt die Vortheile an, die aus der friedlichen Stellung des herrschenden Volks zum unterworfenen und aus der allmähligen, weder erzwungenen noch übereilten Annäherung der Inder an die europäischen und christlichen Sitten und Begriffe hervorgehen müssen. Allerdings ist es empörend, wenn man erfährt, daß die Lingams, jene schändlichen Symbole, in die sich das Heilige nie hatte kleiden sollen und an welche wenigstens der Christ nie ohne Abscheu denken sollte, zu Tausenden in England verfertigt und als vielgesuchte Waare bei den indischen Heiden abgesetzt werden. „Die Kaufleute in Birmingham machten vor einigen Jahren eine gute Spekulation, indem sie tausende von messingenen Götzen verfertigten und nach Calcutta versandten, wo sie eine gute Abnahme fanden. Ich

hörte es als eine traurige Thatsache in England erzählen, daß an Bord eines und desselben Schiffes zwei Missionäre und mehrere große Kisten voll von solchen Götzen nach Calcutta abgingen." Das ist nun freilich stark. Aber nicht nur Kaufleute handeln in diesem Geiste, auch die Regierung hat sich nicht überwinden können, das Heidenthum direkt zu ihrem Vortheil auszubeuten. „Die englisch-ostindische Regierung hat sich die berühmten Wallfahrtsorte auch zu Nutzen gemacht, und nach dem Beispiele der Braminen, besonders in der Todtenfeier zu Gaya, eine reichliche Quelle für ihre Einkünfte geöffnet. Wahrlich ein schwarzer Flecken in ihrer Geschichte, den sie nicht im Stande seyn wird, wieder auszuwischen. Jeder Pilgrim, der Juggernauth besuchte, mußte bei seinem Eintritt 18 Batzen Taxe bezahlen. Wer in Gaya die Sradha oder Todtenfeier seiner Vorfahren beging, hatte die doppelte oft dreifache Summe zu entrichten. Außerdem sorgten die geldhungrigen Braminen noch für ihren Vortheil, daß der Ankömmling wenig genug zur Heimreise behielt. Man hat berechnet, daß die ostindische Regierung jährlich über eine halbe Million Gulden Einkünfte vom Götzendienste bezog. Freilich beschenkten sie dafür Juggernauth jedes Jahr mit mehreren Hundert Ellen schönem wollenem Tuch, damit er am großen Festtage prächtig gekleidet erscheinen konnte. In England schrie man Jahre lang über diese Ungerechtigkeit, und immer gaben die Herrscher die alte Antwort: „Wir können die halbe Million nicht entbehren." Das Parlament wurde mit Bittschriften bestürmt, und nach langem Zaudern und elenden Ausflüchten wurde die Regierung endlich genöthigt, die Pilgertaxe abzuschaffen."

Unter diesen Umständen lassen es denn auch die Braminen nicht an Zuversicht und Hohn gegen die christlichen Missionäre fehlen, weil sie wohl wissen, daß der Regierung selbst diese Missionäre ungelegen kommen. „Nichts ist gewöhnlicher, während der Missionär predigt, als daß ein vorwitziger Bramine sich durch die Umstehenden hereindrängt und mit frechem Gesicht Fragen aufwirft, die ganz und gar nichts mit dem Inhalt des Vortrags zu thun haben. Mit solchen Leuten hat sich der Missionär sehr in Acht zu nehmen, und es gehört ein gewisser Takt dazu, um sie zum Schweigen zu bringen, denn sie lassen sich nicht sogleich zurecht weisen. Gar oft ist ihre einzige Absicht, die Umstehenden auf Kosten der Religion zum Lachen zu bringen und ihren Witz feil zu bieten. Oder sie legen es darauf an, durch sinnloses Geschwätze die Aufmerksamkeit zu stören und so dem Prediger einen Possen zu spielen. „Glaubst du an die Worte deines Jesus?" fragte mich einer dieser aberwitzigen Braminen. „Ja," sagte ich. „Nun er hat befohlen, wenn dir Jemand deinen Rock nimmt, so gib ihm auch den Mantel; du hast mehr als einen, und ich bin halb nackt, willst du mir einen schenken? Auch hat er gesagt, wenn dich Jemand auf den rechten Backen schlagt, so biete ihm den linken auch dar; gesetzt, ich gebe dir einen Streich auf den Kopf, würdest du die andere Seite ruhig herhalten?" Die Folge dieser Rede war allgemeine Störung und schallendes Gelächter. Wer ist Jesus, wer ist seine Mutter, wie viel Arme hat er gehabt, — Wie sieht euer Gott aus, kannst du mir ihn zeigen? Wer hat die Sünde erschaffen? Solche und ähnliche Fragen haben die Leute stets bereit. Wenn ich einen Mann dieser Art gewahr wurde, der umher gaffte, um die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu richten, hier seinem Nachbar etwas in's Ohr wisperte, dort einem Andern höhnisch zuwinkte, so redete ich ihn etwa folgendermaßen an: — „Wir reden hier über heilige Sachen, jeder ehrbare Mensch fühlt eine Achtung für Religion, ich rathe euch daher, entweder stille zu sitzen, oder die Versammlung zu verlassen, auf daß ihr nicht Schande für euern Sport einerntet." Dieß that gewöhnlich die erwünschte Wirkung und der Mann schlich sich davon.

Bezeichnend ist insonderheit folgendes kleine Ereigniß: „Ein Knabe von 16 Jahren, von der ersten Classe in der englischen Schule in Burdwan, wurde durch das Lesen eines Traktats mächtig ergriffen. Er sagte seinem Vater, er könne nich[illegible]er Götzen anbeten, und habe sich entschlossen, ei[illegible]u werden. Der Vater schlug ihn mit einem Stock, [illegible]rte ihn drei Tage ein, auch erhielt er nichts als Wasser und etwas trockenen Reis. Darauf brachte er ihn durch Bestechung in das Gefängniß der Stadt, von dem er nach einigen Tagen entrann und zu mir sich flüchtete. Seine Verwandten kamen und wollten ihn wegnehmen. Als er seinen Entschluß bei mir zu bleiben aussprach, warf sich sein alter Großvater auf den Boden hin und schrie gar jämmerlich. Alle meine Hoffnung ist dahin, ich bin in einen Ocean des Unglücks versunken, ich stürze in die Hölle hinunter. Ich hoffte, dieser mein Großsohn werde meine Todtenfeier halten, und mir in den Himmel helfen, jetzt bin ich verloren. Das Wehklagen des Greisen mit weißem Haar ging mir durchs Herz und ich fürchtete, der Knabe möchte sich bewegen lassen, wieder abzufallen, — aber er blieb fest. Nun wandten sie sich an den Richter, und zwei Tage darauf erhielt ich einen obrigkeitlichen Befehl, den Knaben an seine Eltern auszuliefern."

Trotz alldem ist namentlich sehr viel geschehen, um die Inder dem Christenthum näher zu bringen. Im Umgang mit gebildeten Europäern haben sich die Vorurtheile der Kasten gemildert. Durch die Controverse ist auch manche religiöse Verblendung gewichen. Durch die Erlernung der englischen Sprache und durch die Lektüre

englischer Bücher, durch die Schulen, die ohne den Zweck der Bekehrung, nur die für Staatszwecke nöthige Bildung unter der heidnischen Jugend verbreiten, werden eine Menge Gemüther den christlichen Sympathien gewonnen. Daher wurde es der Regierung möglich, die Verbrennung der Wittwen abzuschaffen, was sie im vorigen Jahrhundert noch nicht hätte wagen dürfen. Endlich zeigen sich auch manche Uebergänge zum Christenthum in der dem Götzenwesen abholden Vedantaphilosophie. „Als das Heidenthum im römischen Reiche seinem Ende nahte, kam die platonische Philosophie auf; der alte, grobsinnliche Götzendienst sagte den aufgeklärten Römern nicht mehr zu, aber das neue geistigere System fand allenthalben Eingang. Die gebildeten Hindus in Bengalen thun gerade das nämliche; gelehrte Braminen, unter denen besonders die Schüler und Nachfolger Ram-Mohun-Roy's sich auszeichnen, die mit klugem Scharfsinn urtheilen, daß das System des Hinduismus in seiner alten Form sich nicht länger geltend machen kann, geben sich alle Mühe, ein neues gereinigtes System einzuführen. Um das neue Gebäude zu fabriziren, bilden sie sich in Gesellschaften, und machen sie Auszüge von den weniger anstößigen Theilen der Vedas, so entsteht eine Art neuer reformirter Hinduismus. Der Gott der Natur soll ohne Bild oder andere sichtbare Darstellung verehrt werden. Diese Vedantisten-Gesellschaft erklärte in öffentlichen Blättern ganz unverhohlen, ihr Zweck sey, den Fortgang des Christenthums aufzuhalten, auch gestehen sie, daß es furchtbar schnell um sich greife, und deßhalb sey ein Religionssystem, wie das ihrige, für das jetzige erleuchtetere Zeitalter absolut nothwendig."

Worauf der Verf. hauptsächlich Gewicht legt, das ist der immer wachsende Verkehr und die Durchdringung ganz Indiens mit Wasserstraßen und Eisenbahnen. „Indien, und besonders die Hauptstadt Calcutta, wird der Mittelpunkt für die Erneuerung von Asien werden; seine jetzigen politischen Verhältnisse, seine vortheilhafte geographische Lage, die kräftigen Vorbereitungen, welche für die Verbreitung des Reiches Gottes dort geschehen sind, Alles weist darauf hin, daß von dort aus Civilisation und das Licht göttlicher Wahrheit seine lieblichen Strahlen über die Völker und Länder jenes ungeheuren Continents ergießen wird. Alle Erfindungen und Verbesserungen durch Menschenkunst und Weisheit, welche in unserer tief bewegten Zeit mit rastlosen Schritten vorwärts schreiten, müssen zu dem großen Werke behülflich seyn. In 20 Tagen fahren die Dampfschiffe von Calcutta nach China; kürzlich machte ein Dampfschiff die Reise von Calcutta nach Suez in der beinahe unglaublichen Kürze von 21 Tagen. Sie fahren 500 englische Meilen von der Mündung des Ganges bis nach Allahabad hinauf. Bereits hat ein geschickter Ingenieur-Offizier seinen Plan für eine Eisenbahn von Calcutta nach Benares entworfen und der Regierung vorgelegt; auch spricht man ernstlich von einer zweiten großen Bahn, die durch Central-Indien, von Calcutta nach Bombay führen soll. So muß die Welt oft unbewußt dem Reiche Gottes Bahn machen, und während der reiche Engländer seine ungeheure Handelsprojekte ausführt, folgt der Missionär und die Bibel auf den geöffneten Wegen nach, und das göttliche Licht dringt tiefer in die heidnische Finsterniß hinein. Ich wiederhole daher meine vorher ausgesprochene Behauptung, daß vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne kein Heidenvolk auf der Erde zu finden ist, das von der göttlichen Vorsehung so besonders für die Annahme des Evangeliums bereitet worden wäre, als die Hindus." Mögen diese wenigen Züge hinreichen, das reiche Gemälde, das uns Hr. Weitbrecht entworfen hat, zu charakterisiren.

Armenwesen.

2) Der Pauperismus, nach seinem Wesen, Ursprunge, Folgen und Heilmitteln von Dr. Wohlfarth. Weimar, Voigt, 1845.

Ein reiches Konglomerat von geschichtlichen Citaten und guten Stellen aus theoretischen Schriftstellern über die Armuth, übersichtlich geordnet und recht lesenswerth, aber in Bezug auf die Hauptsache, nämlich die Abhülfe der detaillirten Uebel, nicht befriedigend. Zwar findet man hier eine unendliche Menge Vorschläge, wie den Armen geholfen werden könnte, zusammengestellt und verglichen; aber es sind alles nur Palliativmittel und halbe Maßregeln. Wenn man den Ueberfluß der Bevölkerung nicht durch Auswanderung entfernt, und die Zurückgebliebenen dergestalt nicht durch Gemeinde- und Zunftverfassungen organisirt, daß überall der Handwerker und Bauer in seinem kleinen Erwerb und Eigenthum geschützt bleiben, so ist alles Andere in den Wind geredet.

3) Andeutungen über die Noth der arbeitenden Klassen und über die Aufgabe der Vereine zum Wohle derselben. Von L. Buhl. Berlin, Springer, 1845.

Der Verfasser erkennt sehr richtig, was das Hauptübel der Zeit sey, nämlich die unbegrenzte Gewerbefrei-

heit unter der Herrschaft, ja Tyrannei der großen Kapitale. Man wollte durch die Gewerbefreiheit jedem Talente sein Fortkommen, jeder Arbeit ihren Lohn sichern und durch die Konkurrenz die Kräfte steigern, die Waare bessern. Aber der Erfolg war ein ganz anderer, als man gehofft. Er zeigte nur eine lüderliche Fabrikation zum Vortheil weniger Unternehmer, die große Kapitale aufwenden konnten, und das Verkommen aller übrigen. „Die Losung hieß freilich freie Konkurrenz, und die Bahn des industriellen Wettkampfes war für Alle eröffnet. Aber war denn wirklich die Konkurrenz ganz frei, und konnten denn wirklich Alle an dem großen Wettrennen Theil nehmen? Um konkurriren zu können, war doch erforderlich, daß man das Mittel dazu hatte, und das Mittel war doch nothwendigerweise das Kapital. Wer dieses nicht hatte oder es nicht herbeischaffen konnte, war ausgeschlossen und die freie Konkurrenz war demnach doch beschränkt. Die Wahrheit des Prinzips der freien Konkurrenz ist also die Herrschaft des Kapitals.“ Herr Buhl zeigt ferner, wie bei diesem jetzt herrschenden System die Zahl der kleinen Handwerker und Eigenthümer immerfort vermindert, die der Armen und Proletarier vermehrt werden müsse, bis zu dem unerträglichen Grade, in welchem die Natur der menschlichen Gesellschaft zur revolutionären Selbsthülfe schreiten wird. Die Uebervölkerung nimmt zu. Der Boden kann nicht alle, die auf ihm geboren sind, ernähren. Die Industrie kann nicht alle Hände beschäftigen, ja die Maschinen machen derer immer mehr entbehrlich. Die Unbeschäftigten, die nur prekär und für ein Minimum des Lohnes Beschäftigten mehren sich nach und nach, wie eine angestaute Fluth, die nothwendig einmal überfließen muß. Ihr durch ein geregeltes Auswanderungssystem Abfluß zu verschaffen, daran denkt, darüber schreibt man wohl, aber dafür thut man nichts, nach guter deutscher Weise.

Der Verfasser ist innig überzeugt, daß alle bisherige Vorschläge zur Abhülfe nicht ausreichen, und er stellt die Sache der Vorsehung anheim, da es den Menschen an Weisheit, Kraft und Muth gebricht, hier gründlich zu bessern. Es ist nicht möglich, sagt er, „das Prinzip der freien Konkurrenz in seiner furchtbaren Entwicklung aufzuhalten. Das könnte höchstens durch allgemeine Maßregeln bewirkt werden und könnte also auch nur That der Gesetzgebung seyn. Aber auch diese würde, wenn sie sich eine solche Aufgabe stellte, nur mit großer Vorsicht zu Werke gehen können und der Erfolg würde immer noch sehr fraglich bleiben. Nicht etwa als ob es nicht in der Macht der Gesetzgebung stände das Prinzip der freien Konkurrenz zu beschränken; aber jeder derartige Versuch würde, da er gegen ein festgewurzeltes Prinzip gerichtet ist, neue Störungen und neue Revolutionen herbeiführen. Und je durchgreifender ein solcher Versuch wäre, je mehr er sich der frühern Zunftverfassung annäherte, desto schrecklicher würde er wirken. Die Rückkehr zu dem frühern Zustande kann keine Rettung mehr bringen, da die Grundlagen desselben schon vor der Einführung der Gewerbefreiheit wankend geworden waren und durch diese vollends zerstört worden sind. Eine neue Abschließung würde nur dazu führen, das Monopol in den Händen der großen Kapitalisten zu befestigen und sie gegen neuen Andrang zu schützen, ohne den kleinern Gewerbtreibenden eine Verbesserung ihrer Lage zu verschaffen, da der Kreis bereits zu weit ausgedehnt ist, um nicht innerhalb desselben noch eine ungeheure Konkurrenz zuzulassen und da die Fabrikation schon zu sehr in die Gewerbe eingedrungen ist, um noch verdrängt werden zu können.“ Endlich spottet der Verfasser mit Recht über die Sittlichkeitsaffektation in dieser Angelegenheit, über die fast mitleidwürdigen Versuche, durch Moralpredigten, Mäßigkeitsgesellschaften ꝛc. da an der äußern Schaale und im Kleinen nachhelfen zu wollen, wo im innersten Wesen und großen Ganzen die Alleinherrschaft des unsittlichsten Egoismus klar ausgesprochen ist.

Wie trostlos das nun auch lautet, so halten wir doch für möglich, daß die Staatsweisheit der schließlich zu erwartenden Selbsthülfe der Natur zuvorkommen könnte. Die Macht der Gewohnheit und der für den Augenblick vorwaltenden Interessen ist nicht so unüberwindlich, als der Verfasser glaubt. Auf diese Gefahr hin könnte es die Gesetzgebung wohl wagen, das Prinzip der Gewerbefreiheit anzugreifen. Die Reichen, die Spekulanten und ihre besoldeten Schriftsteller sind es nämlich ganz allein, welche unter der Maske des Liberalismus gegen jeden Versuch, die kleinen Handwerke und das kleine Eigenthum vor der Konkurrenz der Riesenkapitale zu schützen, ein furchtbares Geschrei erheben würden. Aber man braucht sich durch dieses Geschrei nur nicht irre machen zu lassen; man braucht dieser privilegirten Klasse nur zu beweisen, daß ihr angeblicher Liberalismus eine unverschämte Heuchelei ist, und man braucht ihnen nur die Vota der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung entgegenzusetzen, die bei dem Schutz des kleinen Eigenthums betheiligt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 47.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 7. Mai 1845.

Geschichte.

1) Geschichte der Eroberung von Mexiko mit einer einleitenden Uebersicht des mexikanischen Zustandes und dem Leben des Cortez von William H. Prescott. Aus dem Englischen. Erster Band mit 2 lithogr. Tafeln. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Wir verdanken dem englischen Verfasser bereits eine klassische Geschichte Ferdinands und Isabellens, der die vorliegende zur natürlichen Ergänzung dient. Er hat sein Werk mit ungemeinem Fleiß aus den spanischen Quellen zusammengetragen und die Darstellung ist so anziehend, als man nur wünschen kann.

Die Alterthümer Mexikos sind für uns Deutsche immer noch eine terra incognita. Außer Clavigeros Geschichte von Mexiko ist noch kein spanischer Autor, der von Mexiko handelt, übersetzt. Und doch gibt Clavigero nur wenig in Vergleich mit der Summe dessen, was in den vielen Andern enthalten ist, namentlich in Sahaguns hist. de Nueva Espanna, welches die Hauptquelle über die alte Religion der Mexikaner ist, und bei Torquemada, Lorenzana, Veytea, Herrera, Toribio, Gomara, Ramusio, Acosta, Barcia, Zurito, Gama, Buturini, Camargos Geschichte von Tlascala, Ixtlilxochitl, der nur im Manuscript vorhanden ist 2c. Wie viel entbehrt die deutsche Literatur, daß sie noch keine Uebersetzungen dieser wichtigen Werke über die neue Welt hat, während sie von den elendesten und verruchtesten französischen Romanen mehr als ein Dutzend Uebersetzungen auftischt. Nicht einmal die englischen Werke über Mexiko sind in Deutschland hinlänglich bekannt. Das große Werk von Kingsborough hat wenig Verbreitung bei uns gefunden, und ist freilich auch bei seiner trefflichen Ausstattung sehr theuer.

Da uns nun noch so viele Notizen über das alte Mexiko fehlen, ist es zu bedauern, daß Herr Prescott sich auf eine bloße Skizze der älteren Zustände des Landes und Volkes beschränkt hat. Wir hätten gern mehr darüber aus seiner klaren Feder fließen sehen. Indessen hebt er die Hauptsache hervor, auf die es ankommt, um das Unternehmen des Ferdinand Cortez genügend zu würdigen. Auf den unfruchtbaren Streit über die Abkunft der alten Mexikaner läßt er sich nicht tief ein. Kingsborough hat die lächerliche Grille, ihren Ursprung von den Juden herzuleiten. Andere haben mit besserem Urtheil an verschlagene Phöniker gedacht. Wieder andere an keltische Völker vom europäischen Westen her, und endlich an die Japaner und Chinesen. Man muß wohl die Abstammung von der Civilisirung unterscheiden. In mexikanischen Sagen selbst ist angedeutet, daß das Volk die letztere von Fremdlingen aus dem Osten empfing. Gleichwohl aber ist die mexikanische Civilisation eine sehr eigenthümliche und was darin mit der asiatischer Reiche übereinstimmt, ist wohl nur das allgemein Menschliche, was unter ähnlichen Verhältnissen sich immer ähnlich bleiben wird.

Die alten Mexikaner waren nicht ein Volk, sondern ein Völkerkonglomerat. Den ältern Bestandtheil der reifesten Civilisation bildeten die Tolteken, ein sanftes, edles, kunstreiches Volk, die aber später von den kriegerischen Azteken überwältigt und in eine untergeordnete Stellung gebracht wurden, so daß sie sich sogar gezwungen sahen, ihren ältern sanften Gottesdienst mit dem blutigen Kultus der Azteken zu vertauschen. Einen dritten Bestandtheil bildeten die kleinern, nach und nach Mexiko unterworfenen Stämme. Das Verband der Stämme blieb auch unter der Oberherrschaft von Mexiko und seiner blutigen Religion immer noch ziemlich locker. Neben Mexiko bestand der alte toltekische Staat Tezcuco und die Republik Tlascala, daneben auch noch kleinere, wenn gleich mehr abhängige Clane oder Stämme, welche die Ankunft des tapferen Spaniers nicht unbenutzt ließen, um das Joch Mexikos abzuwerfen. Daraus erklärt sich der rasche Fortschritt in allen Unternehmungen des F.

Cortez. Er fand überall Bundesgenossen gegen den Kaiser von Meriko. Und wie erwünscht er denselben kam, erhellt schon aus dem einzigen Umstande, daß der Haupttribut, den die unterworfenen Stämme dem Herrscher in Meriko abliefern mußten, aus Menschenopfern bestand. Das herrschende Volk der Azteken verehrte seinen Kriegsgott als höchsten Gott und erkaufte seine immerwährende und steigende Gunst durch Menschenopfer. Seine Priester lehrten, er lebe einzig von Menschenherzen und müsse hungern, wenn man ihm solche nicht überbrächte. Nun glaubte man ihn nicht satt genug füttern zu können und opferte ihm jährlich regelmäßig 20,000, ja nach andern Nachrichten 70- und sogar 100,000 Menschen, denen die Priester das Herz aus dem lebendigen Leibe schnitten, um es dem Gott darzubringen. Die Leiber der also Geschlachteten wurden von den Priestern oder von den Soldaten, die sie gefangen genommen hatten, gefressen. Da wurden denn unaufhörlich an den Grenzen Kriege geführt, um Gefangene zu machen und selbst die Unterthanen des Reichs mußten sich gefallen lassen, die erforderlichen Opfer zu seyn, wenn es an Gefangenen mangelte. Zwischen Meriko, Tezcuco und Tlascala wurden vermöge Vertrages jährlich Schlachten bloß zu dem Behufe geliefert, um für die großen Götterfeste Gefangene zu machen, während außerdem zwischen diesen Staaten ein enges Bündniß bestand. Man kann sich nun leicht denken, daß die Ankunft und der kräftige Schutz der Spanier denen willkommen war, die am meisten unter diesem merikanischen Opfersystem gelitten haben. Zugleich erhellt aber auch, daß die rationalistischen Geschichtschreiber des vorigen Jahrhunderts sich im Irrthum befanden, wenn sie die Merikaner immer als ein sanftes und ideales Unschuldsvolk, die Spanier aber nur als ihre blutdürstigen Henker auffaßten. Die Spanier haben allerdings unmenschlich in Meriko gewüthet, denen, welche sich ihrem Schutz anvertrauten, mit Raub und Vernichtung gelohnt und sind nicht zu entschuldigen; allein die Fortdauer des älteren Blutkultus würde der amerikanischen Menschheit noch weniger Segen gebracht haben und die Herrschaft einer neuen Bevölkerung mit christlichem Kultus war ein großer Gewinn für diesen Welttheil. Man muß sich überhaupt hüten, jene Zeit der Eroberung aus dem rationalistischen Standpunkt der weit späteren Zeit zu würdigen. Alle Berichte stimmen überein, daß die Spanier damals nicht bloß nach Golde dürsteten, sondern daß ihnen auch die Ausbreitung der christlichen Religion am Herzen lag. Es war nicht Heuchelei, wenn Columbus, wie Cortez, wenn alle spanischen Eroberer überall, wo sie landeten, zuerst ein Kreuz errichteten und beteten und jedem Land einen heiligen Namen gaben. Es war nicht Heuchelei, wenn Ferdinand und Isabelle und ihr ganzer Hof, als der heimkehrende Columbus ihnen von den Wundern der neuen Welt erzählte, niederknieten und Gott anflehten, bald jenen fernen Völkern den Segen des Christenthums spenden zu dürfen. Es war nicht Heuchelei, wenn die Spanier, als sie zuerst bei den Caraiben den Cannibalimus sahen und später die kolossalen Schlächtereien bei den Götterfesten in Meriko, in heiligem Zorn entbrannten und oft gegen den Rath ihrer eigenen Priester nicht ruhen konnten, bis sie das Kreuz und das Bild der milden Mutter Gottes aus den Trümmern jener blutigen Götzen errichtet.

Noch wußten die Spanier nichts von Meriko und seinen innern Zuständen, als sie sich anfangs erst auf den Antillen niedergelassen hatten und nur dunkle Gerüchte von einer großen goldreichen Monarchie im Innern des amerikanischen Kontinents zu ihnen gelangten. Der Wunsch, so reiche Goldquellen zu entdecken, die Neugier, jenes unbekannte Reich kennen zu lernen, und vielleicht auch schon die Hoffnung auf Eroberung lockte den kühnen Abenteurer Cortez, eine Expedition dahin zu unternehmen.

Ferdinand oder Hernando Cortez war 1485 in Spanien geboren, von altem Adel, schön, stark, groß, überaus lebhaften Temperaments, daher in eine Menge Liebesabenteuer verwickelt. Als er sein Glück in Amerika versuchte, ließ er sich auf der Insel Cuba wieder in dergleichen ein, versprach einer Dame die Ehe, brach aber sein Wort, wurde deßhalb vom spanischen Statthalter Diego Velasquez getadelt, brach mit ihm, stellte sich an die Spitze einer Verschwörung gegen ihn, wurde aber gefangen und auf ein Schiff geschleppt. Von diesem entkam er bei Nacht durch unerhörte Kühnheit, indem er einen Kahn losmachte und davon fuhr. Vielleicht halfen ihm auch heimliche Freunde. Die Verhältnisse waren von der Art, die Unabhängigkeit der Edeln und Freiwilligen, die in der neuen Welt dienten, so groß, daß Cortez überall Freunde fand und der Statthalter selbst es für rathlich hielt, ihm zu verzeihen. Nun rüstete Cortez eine Flotte gegen Meriko aus, wobei er sein ganzes Vermögen zusetzte und viele andere kühne Abenteurer ihn unterstützten. Der Statthalter ließ es zu, witterte aber Verrath, da Cortez abfuhr, ohne von ihm Abschied zu nehmen, und peinigte sich seitdem mit der ängstlichen Vorstellung, Cortez werde mit seinen reichen Hülfsmitteln eine neue Eroberung gründen, sich von ihm unabhängig machen und wohl gar das Vicekönigthum in der neuen Welt erwerben. Deßhalb suchte er seitdem, obwohl viel zu spät, sein Unternehmen zu hindern, schickte ihm Befehle zur Rückkehr zu, die nicht befolgt wurden, und bereitete eine förmliche Rüstung gegen ihn vor.

Sah sich nun Cortez unter diesen Umständen ganz auf sich selbst und die kleine Flotte, die er unmitelbar mit sich führte, beschränkt und konnte er bei einem Unfall

auf keine Unterstützung von Seite des Gouvernements in Cuba rechnen; so fand er doch Mexiko, wie wir oben schon sahen, in einem Zustande, der es ihm möglich machte, die Eifersucht eines Staats gegen den andern und die bisher Unterdrückten gegen die bisher Herrschenden zu benutzen. Cortez hatte nur 663 Spanier und 200 Indianer von den Antillen, 14 Kanonen und 16 Pferde bei sich. Mit dieser geringen Macht unternahm er es, im Jahr 1519, zuerst nur das große Kaiserreich Mexiko zu untersuchen, bald aber sogar, es zu erobern. Dabei begünstigte ihn das seltenste Glück von Anfang an. Gleich an der Küste begegnete ihm Jeronimo de Aquilar, ein spanischer Priester, der viele Jahre vorher bei einer mißlungenen Expedition von den Indianern Yucatans gefangen worden war. Diesen des Landes und Volkes, so wie seiner Sprache kundigen Mann nahm Cortez nun als Dolmetscher mit sich. Nach dem ersten Gefecht mit den Eingebornen wurden ihm Friedensanträge gemacht und zwanzig schöne Mädchen zum Geschenk überreicht. Darunter befand sich eine Indianerin von eben so hellem Verstand als körperlicher Schönheit, welche Cortez, obgleich er schon verheirathet war, zu seinem Kebsweib annahm, und die ihm als Dolmetscherin und Vermittlerin bei ihren Landsleuten die wichtigsten Dienste leistete, die berühmte, auch von spanischen Dichtern oft besungene Donna Marina.

Cortez fand bald Gelegenheit, die schwachen Seiten des großen mexikanischen Kaiserreichs kennen zu lernen. Nicht nur zeigte sich die absolute Ueberlegenheit seiner Eisen- und Feuerwaffen über die wenn auch noch so zahlreichen und tapferen Indianer, sondern es schlossen sich ihm auch bald Mißvergnügte an, die ihm gegen den Kaiser Montezuma Hülfe zu leisten versprachen. Ja Montezuma selbst erwies sich schwach und sandte dem kühnen Fremdling, der seine Staaten mit bewaffneter Hand betreten hatte, Gesandte mit reichen Geschenken zu, anstatt ihn mit allen Kräften seines großen Reichs anzugreifen. Cortez wurde daher auch bald so übermüthig, daß er einem kaiserlichen Beamten den wahren Grund seiner Ankunft keineswegs verhehlte, sondern mit spöttischem Lächeln sagte: die Spanier litten an einer Herzkrankheit, gegen welche Gold das beste Heilmittel sey. Allein er wurde etwas gedemüthigt, indem an der heißen Küste das verderbliche Klima viele seiner Leute hinraffte und zugleich die Lebensmittel ausgingen, indem die mißtrauischen Eingebornen sich zurückzogen. Hätte ihn in diesem Zeitpunkt ein großes Heer Montezumas überfallen, so würde er vielleicht vernichtet worden seyn. Allein er hatte Glück. Niemand beunruhigte ihn. Er schuf sich einen festen Punkt an der Küste, die nachherige Stadt Vera Cruz, und rückte mit seiner Mannschaft ins Innere des Landes aus dem heißen Küstenstrich hinauf in die höher liegende und sehr gesunde Region des Landes. Hier in der großen Stadt Cempoalla mit Furcht und Hoffnung ehrenvoll empfangen, verhaftete er die Beamten des Kaisers und organisirte eine förmliche Auflehnung gegen dessen Herrschaft. Hier war es auch, wo er die ersten großen Götzenbilder zerstören, die blutgeschwärzten Tempelwände reinigen und einen Altar mit dem Kreuz errichten ließ, das mit Rosenkränzen umhangen wurde. Einige seiner Spanier aber, theils aus Furcht, er gehe zu weit und ihre kleine Schaar würde in dem reichbevölkerten Lande ihren Untergang finden, theils als Anhänger des Diego Velasquez, wollten ihn heimlich verlassen und zu Schiffe gehen. Die Verschwörung wurde entdeckt und Cortez ließ, um jedes künftige Unternehmen der Art unmöglich zu machen, heimlich durch treue Diener seine ganze Flotte bis auf ein einziges Schiff vernichten. Jetzt konnte kein Feiger oder Verräther mehr auf Flucht sinnen und alle mußten ihm folgen, indem sie nur in der Einigkeit unter seinem Befehl noch Heil fanden. Da der Kaiser die Schwachheit hatte, ihm abermals Geschenke entgegen zu schicken, wurde Cortez immer kühner und zog, von vielen Indianern, die er bereits zu Bundesgenossen gewonnen hatte, begleitet, weiter ins Innere des Landes. Die Republik der tapfern Tlascalaner leistete ihm Widerstand und erst nach zwei blutigen Schlachten zog er in Tlascala ein, das sich ihm aber trotz des großen Menschenverlustes bald eben so willig anschloß wie Cempoalla. Seine fremdartige, für göttlich gehaltene Erscheinung und Unüberwindlichkeit bezauberte alles; man verschmerzte den Verlust, weil er göttliches Verhängniß schien, und man benutzte die Ankunft der starken Fremdlinge, um sich von Mexiko unabhängig zu machen. Die große Stadt Cholula, wo er noch nicht gewesen, schickte ihm Gesandte zu mit dringender Bitte, sie zu besuchen, denn auch hier wollte man Montezumas Joch abwerfen. Er begab sich dahin, richtete aber hier, wie freundlich und ehrenvoll man ihn auch aufgenommen hatte, durch plötzlichen Ueberfall des Volks ein furchtbares Blutbad an, angeblich, weil er Verrath besorgt hatte. Bei alledem hielt sich Montezuma ruhig und schickte nur von neuem Gesandte mit Geschenken. Da zauderte Cortez länger nicht und zog mit seinem kleinen Heere, das aber durch viele Indianer verstärkt war, geradewegs nach der Hauptstadt Mexiko. Sein Weg führte ihn unter dem hohen Vulkan Popocatepetl vorüber, den einige Spanier auch sogleich bestiegen, obgleich es die Indianer für unmöglich erklärten. Ja ein gewisser Montanna ließ sich vierhundert Fuß tief in den Krater hinab, um darin Schwefel zu sammeln, den sie zur Bereitung neuen Schießpulvers dringend nöthig hatten.

Von hier stiegen die Spanier in das reiche wunderherrliche Thal von Mexiko hinab. Die Hauptstadt lag

auf einer Insel mitten in einem damals noch viel größern See, das amerikanische Venedig. Lange Dämme führten hinüber. Die Größe der Stadt, die Pracht der Tempel und öffentlichen Gebäude, die Zahl der Einwohner, der hohe Kulturzustand und Reichthum übertraf alles, was die Spanier erwartet hatten. Sie zogen ohne Widerstand ein, wurden vom Kaiser in Person begrüßt und in einem großen und bequemen, nach außen ummauerten und leicht zu befestigenden Raum mitten in der großen Stadt einquartiert. Der arme Kaiser wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Durch Visionen und Orakel geschreckt hielt er die Fremden für unüberwindlich, wollte also keine Gewalt gegen sie anwenden und fiel so wie ein wehrloses Schaf in ihre Gewalt. Sein Volk, an Gehorsam gewöhnt, ließ ihn gewahren und erst, als der arme Kaiser von den Spaniern verhaftet, gefesselt und in ihrem Quartier gefangen gehalten wurde, begann der Aufruhr. In der bangen Zwischenzeit vor dem Aufruhr vernahm Cortez, sein Feind Diego Velasquez habe ein beträchtliches Heer zusammengebracht und gegen ihn ausgeschickt, um ihn abzusetzen und die neue Eroberung für Velasquez allein in Anspruch zu nehmen. So war denn Cortez in der höchsten Gefahr und von zwei gleich großen Uebeln bedrängt, von dem Aufruhr der Indianer in der unermeßlichen Stadt, und von einem überlegenen spanischen Heere in seinem Rücken. Allein der Muth verließ ihn nicht. Er ließ den eben so tapferen als grausamen Alvarado mit einem Theil seiner Truppen in Meriko und eilte mit dem andern Theile dem Heere des Velasquez entgegen, das von Narvaez geführt wurde. Er nahm aber viel merikanisches Gold mit, ließ es schlau unter die Truppen des Narvaez vertheilen und ihnen große Versprechungen machen, gewann sie so, schlug dann den armen Narvaez, der schwer verwundet wurde, mit leichter Mühe und vereinigte dessen ganzes Heer mit dem seinigen, so daß er mit 1100 Spaniern und 100 Pferden, ungerechnet die Tlascalaner, die ihn begleiteten, in Meriko wieder einzog. Hier hatte Alvarado bereits ein furchtbares Blutbad angerichtet, indem er ein Götzenfest nicht dulden wollte und das dazu versammelte Volk abschlachtete. Cortez war darüber sehr ungehalten, da er sich auf friedlichere Weise durch Montezumas Schwäche zum Herrn der Stadt zu machen dachte. Allein nun war es zu spät und das Volk erhob sich, um in einem Kampf der Verzweiflung die Spanier zu vernichten oder unterzugehen.

Bis dahin hat Prescott die Erzählung im ersten Bande verfolgt. Nie hat die Weltgeschichte etwas Aehnliches gesehen, als diesen Zug einer Handvoll Männer, die ein großes menschenvolles Reich über den Haufen warfen. Nie ist aber auch dieses Ereigniß gründlicher und anziehender geschildert worden, als von Prescott.

2) Die Entdeckung von Amerika durch die Isländer im 10ten und 11ten Jahrhundert von K. H. Hermes. Mit einer Kupfertafel. Braunschweig, Vieweg, 1844.

Schon in Nr. 100 unsrer Blätter von 1838 zeigten wir die Abhandlung von Rafn an, die von dem nämlichen Gegenstand handelt und von Mohnike ins Deutsche übertragen ist. Herr Hermes hat sich nun das Verdienst erworben, jene Abhandlung von Rafn als das Resultat der in Kopenhagen mit reichen Hülfsmitteln vorgenommenen Untersuchung des betreffenden Gegenstandes einer sehr besonnenen Kritik zu unterwerfen, zwischen den Quellen genauer zu unterscheiden und Manches, was Rafn als historische Wahrheit nahm, ins Gebiet der Sage zu verweisen.

Die Thatsache selbst, daß nicht nur die Küste von Grönland, sondern auch die der jetzigen Vereinigten Staaten von Nordamerika schon lange vor Columbus von den Norwegern entdeckt worden ist, steht fest. Nur in die Ausschmückung der Reiseberichte hat sich im 14ten und 15ten Jahrhundert Fabelhaftes eingemischt, und dieses auszuscheiden, hat sich Hermes besonders angelegen seyn lassen. Sein Werk hat noch vor dem von Rafn und Mohnike den Vorzug, daß es die Reiseberichte und Sagen nicht bloß im Umriß, sondern in größerer Ausführlichkeit mittheilt. Auch knüpft er, zur bessern Verständniß, die Geschichte der Entdeckung von Island und Grönland an die von Winland (Amerika) an.

Island wurde zuerst von Norwegen aus bevölkert, als König Harald Schönhaar die alte Freiheit des Volks unterdrückte und alle Freigesinnten flohen. Von Island aus wurde Grönland entdeckt und kolonisirt durch Eirek, einen friedlosen Mann, der von Island in einer Privatfehde vertrieben wurde, im Jahr 982. Von hier aus kam dessen Sohn Leif zum erstenmal nach dem Festland von Nordamerika, nachdem ein gewisser Bjarni (im Jahr 994) es schon von fern entdeckt hatte, ohne daselbst zu landen. „Sie segelten an den Strand heran und warfen Anker; darauf ließen sie das Boot herab und gingen ans Land, auf dem sie aber keinen Grashalm sahen. Im Innern war Alles mit Eisbergen erfüllt, und von der See bis zu den Eisbergen war eine Steinfläche, so daß ihnen dieß Land wenig Gutes zu bieten schien. Da sagte Leif: „Mit diesem Lande ist es uns doch nicht gegangen, wie Bjarni, daß wir es nicht betreten hätten; ich will dem Lande jetzt einen Namen geben und es Steinplattenland (Helluland) nennen."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 48.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 9. Mai 1845.

Geschichte.

2) Die Entdeckung von Amerika durch die Isländer im 10ten und 11ten Jahrhundert von K. H. Hermes. Mit einer Kupfertafel. Braunschweig, Vieweg, 1844.

(Schluß.)

„Darauf begaben sie sich wieder an Bord, schifften hinaus in die See und fanden ein anderes Land, an welches sie heranfuhren, und auf dem sie landeten. Dieß Land war flach und mit Wald bedeckt, und so weit sie gingen, war weißer Sand und ein sanft aufsteigendes Ufer. Leif aber sagte: „Dieß Land soll von seiner Beschaffenheit den Namen haben, und wir wollen es deßhalb Waldland (Markland) nennen." Sie gingen schnell wieder zu Schiffe und segelten mit einem Nordostwind in die See hinaus, und nachdem sie zwei Tage fortgeschifft waren, sahen sie wieder Land. Sie steuerten nach der Küste und kamen zu einer Insel, die nordwärts vor derselben lag. Hier stiegen sie aus und sahen bei gutem Wetter sich um; sie bemerkten, daß Thau auf dem Grase lag, und zufällig begab es sich, daß sie den Thau mit den Händen abstreiften und die Finger in den Mund steckten, und es schien ihnen, daß sie nie etwas so süßes geschmeckt hätten. Darauf schifften sie sich ein, segelten in die Meerenge hinein, welche die Insel von einer nordwärts in die See auslaufenden Landzunge trennte, und steuerten westwärts bei der Landzunge vorüber. Als das Meer zur Zeit der Ebbe zurücktrat, wurde die Durchfahrt so seicht, daß sie auf den Grund geriethen; bald verlief das Wasser sich gänzlich, und sie sahen einen weiten Raum vom Schiffe bis zur See völlig trocken gelegt. Ihre Begierde, an das Land zu steigen, war aber so groß, daß sie es nicht erwarten konnten, bis die rückkehrende Fluth das Schiff wieder erhob, sondern sogleich an einer Stelle landeten, wo ein Fluß sich aus einem Binnensee in das Meer ergoß. Als das Wasser aber unter dem Schiffe stieg, nahmen sie ihr Boot und ruderten zu dem Schiffe, das sie hierauf den Fluß aufwärts steuernd in den See führten. Hier gingen sie vor Anker, trugen ihr Gepäck an das Land und schlugen sich Hütten auf. Darnach faßten sie den Entschluß, an diesem Orte den Winter über zu verweilen; und sie bauten sich daher ein großes und festes Haus. In dem See, wie in dem Flusse fanden sich Lachse in Menge, die größer waren, als sie dieselben je vorher gesehen hatten. Auch war die Beschaffenheit des Landes so gut, daß es dem Vieh im Winter so wenig als im Sommer an Futter fehlen konnte, da es im Winter nicht fror und das Gras im Winter nur wenig welkte. Tag und Nacht waren einander bei weitem mehr gleich, als in Grönland oder Island; die Sonne blieb am kürzesten Tage von halb acht Uhr des Vormittags bis halb fünf Uhr des Nachmittags sichtbar. Sobald sie mit dem Hausbau fertig waren, sagte Leif zu seinen Gefährten: „Nun will ich unsere Schaar in zwei Theile theilen und das Land untersuchen lassen; die eine Hälfte soll immer zu Hause bleiben und die andere soll ausziehen, um das Land zu erforschen; doch soll sie sich nicht weiter entfernen, als daß sie des Abends nach Hause zurückkehren kann; auch soll sie sich nicht trennen, sondern immer zusammenhalten." So geschah es denn längere Zeit. Leif selbst, der ein großer und starker, ansehnlicher, verständiger und in allen Dingen gemäßigter Mann war, wechselte ab und geleitete den einen Tag die Ausziehenden, während er den andern zu Hause blieb. Eines Abends begab es sich, daß Einer aus der zurückkehrenden Schaar fehlte; dieß war Tyrker, ein Deutscher, ein

kleiner hagerer Mann, der in allen Kunstfertigkeiten wohl erfahren war. Darüber war Leif sehr unmuthig, denn Tyrker war lange bei seinen Eltern gewesen und hatte Leif von Kindheit auf sehr geliebt. Leif schalt deßhalb seine Leute heftig und zog mit zwölf Mann aus, um den Verlorenen zu suchen. Sie waren aber noch nicht weit gegangen, als Tyrker ihnen begegnete, den sie mit Freuden empfingen. Leif bemerkte bald, daß sein alter Freund ganz außer sich war; er redete ihn daher an: „Warum kommst Du so spät, mein Pflegevater, und von den Gefährten getrennt?" Da sprach jener lange in deutscher Sprache, warf die Augen nach allen Seiten und zog den Mund; es verstand aber Niemand, was er sagte. Nach einiger Zeit erst fing er auf nordisch zu reden an und sagte nun: „Ich war nicht weit vorausgegangen und doch habe ich eine neue Entdeckung zu berichten: ich habe Reben und Weintrauben gefunden!" — Ist das wirklich wahr, mein Pflegevater?" fragte Leif. — „Gewiß ist es wahr," erwiederte jener; „denn ich bin in einer Gegend erzogen, in der es weder an Reben noch an Trauben fehlt." Sie schliefen die Nacht über, wie gewöhnlich; am andern Morgen aber sagte Leif zu seinen Leuten: „Nun wollen wir zwei Geschäfte vornehmen; wir wollen den einen Tag um den andern entweder Trauben sammeln oder Weinstöcke hauen und Bäume fällen, so daß wir eine Ladung für unser Schiff erhalten." Dieß wurde, wie er es angeordnet, ausgeführt; und man erzählt, daß das große Boot ganz mit Trauben beladen gewesen sey. Darauf wurde Holz für das Schiff gefällt; und als der Frühling kam, rüsteten sie sich zur Abfahrt. Leif gab aber, ehe sie unter Segel gingen, dem Lande einen Namen nach seinen Erzeugnissen und nannte es Vinland (Weinland). Sie gingen nun in See und hatten guten Wind, bis sie Grönland und die Berge unter den Gletschern sahen." Das war die erste in der Geschichte bekannte Reise nach Amerika im Jahr 1000 nach Christo.

Die Kunde davon erregte großes Aufsehen und es wurden nun bald noch mehr Reisen nach Winland unternommen. Unter diesen wurde am berühmtesten die Reise des reichen Norwegers Thorfinn Karlsefni. Herr Hermes weist aber nach, daß die Thorfinnssage des 14ten Jahrhunderts schon Dichtungen und Fabeln einmischt, und daß namentlich die Amazone Freydis, eine Tochter des Grönländer Eirek, die den Thorfinn in der Sage begleitet, in der Wirklichkeit die Reise nicht mitgemacht habe. Gleichwohl sind in der poetischen Sage Züge von echter Naturwahrheit enthalten. Der Verkehr der Normänner mit den Skrälingen (Eskimos) ist sehr lebendig geschildert. Was aber besonders auffällt, ist, daß sich in den Berichten der Normänner noch keine Spur von den Rothhäuten findet, sondern daß alle Wilden, mit denen sie auch noch in Winland, und bis zum heutigen Maryland zusammentrafen, nur Eskimos waren. Daraus erhellt, daß die rothbraunen Indianer sich erst nach dem ersten Jahrtausend der Christenheit in dem Norden ausgebreitet und die Eskimos verdrängt haben müssen.

Von Thorfinn hat sich in Amerika selbst ein höchst interessantes Denkmal erhalten. „Sechs und eine halbe englische Meile südlich von der kleinen Stadt Taunton, auf dem östlichen Ufer des Tauntonflusses und wenige Fuß von demselben entfernt, am westlichen Abhange einer Landzunge des Assonetneck, welche durch die Einmündung des Smiths-creek in den Taunton-River gebildet wird, liegt auf angeschwemmtem Boden ein vereinzelter feinkörniger Grauwackenblock, der bei steigender Fluth zwei Fuß hoch vom Wasser bedeckt, alle vier und zwanzig Stunden aber zweimal ganz unter Wasser gesetzt wird. Die Länge dieses unregelmäßig geformten Felsblockes beträgt am Boden 11½ Fuß, die Höhe 5 Fuß. Die Oberfläche, welche unter einem Winkel von 60 Graden gegen den Horizont geneigt erscheint, ist zwar nicht durch Kunst bearbeitet, aber von Natur ziemlich eben. In diese ganze Fläche sind eine Menge krummer und gerader Linien zu der Tiefe eines Drittheilzolles eingehauen, die bei flüchtiger Betrachtung nur eine verworrene Masse von durcheinander laufenden Strichen bilden, bei schärferer Untersuchung sich aber in eine Reihe von Gruppen auseinanderlegen, aus denen unverkennbar auf der einen Seite eine größere Menschengestalt, auf der andern das roh angedeutete Bild eines gehörnten Thieres mit einer zweiten schon sehr verwischten Menschengestalt, so wie am äußersten Ende zwei kleinere menschliche Figuren heraustreten. Von künstlerischer Ausführung ist natürlich nicht die Rede, und man kann daher alle diese Figuren nur als Andeutungen dessen, was sie vorstellen sollen, ansehen. Die dänischen Gelehrten Finn Magnusen und Rafn haben außerdem die Form eines altnordischen Schildes, die Andeutung eines Schiffes, einen Hahn, der allerdings auf einer älteren Zeichnung sehr deutlich, aber doch wohl zu deutlich abgebildet ist, und die Figur eines Kindes herausgefunden, was uns nicht gelungen ist. Unverkennbar sind aber in der Mitte einige lateinische Uncialbuchstaben, die den Schlüssel der ganzen Darstellung geben. Man sieht nämlich sehr deutlich hinter drei liegenden Kreuzen, wie sie auch noch an drei anderen Stellen vorkommen, ein lateinisches N, das mit einem A zusammengezogen ist, an welches sich ein M in der altnordischen Form ᛉ anschließt. Unmittelbar darunter

ist ein rohes, viereckig gebildetes O, ein R, F, J, N und ein undeutliches S oder Σ eingehauen. Ein gebogener Strich vor dem O läßt darauf schließen, daß hier einst noch ein Buchstabe zu lesen war, der aber durch die Einwirkung der Elemente, denen die Inschrift so viele Jahrhunderte hindurch ausgesetzt war, verwischt ist. Nehmen wir an, daß dieser Buchstabe ein Þ, das altnordische Th war, so liest sich die ganze Inschrift leicht. Sie lautet: Nam Thorfins, die Besitznahme Thorfinns, und weist uns unmittelbar auf die geschichtlichen Ereignisse hin, deren Schauplatz in uralter Zeit diese Gegenden waren. Der Assonetneck, an dessen Fuße der Felsblock mit der Inschrift liegt, ist nur ungefähr zwei Stunden von der Einmündung des Taunton-River in die Mount-Hope-Bay oder den Binnensee, an dem Leif sich in Leifsbudir niedergelassen hatte. Da Leif sich geweigert hatte, dem Thorfinn Leifsbudir, sein Haus, anders als zu vorübergehendem Gebrauche zu überlassen, so mußte dieser, wenn er in dem neu entdeckten herrlichen Lande sich einen bleibenden Besitz erwerben wollte, eine Statte in einiger Entfernung wählen. Es war daher nichts natürlicher, als daß er den Taunton-River, den einzigen schiffbaren Fluß, der in die Bay mündet, hinaufschiffte und an dem ersten durch seine Lage in die Augen fallenden Punkte die Grenze des Gebietes bezeichnete, welches er für sich in Anspruch nahm. Das Wort nám, welches hier als Substantivum gebraucht wird, war das für die Besitznahme herrenloser Ländereien allgemein übliche und findet sich in dieser Bedeutung nicht allein in den Geschichtsbüchern, sondern auch in altnordischen Inschriften."

An eine der damaligen Reisen durch Winland, die des Kaufmanns Gudleif im Jahr 1030, knüpft sich eine sehr poetische Sage, von der Herr Hermes behauptet, sie sey eine Dichtung, nämlich die Liebesgeschichte des Björn Asbrandson. „Von diesem berichtet die Eyrbyggia Saga, die zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts geschrieben ist, in zwei verschiedenen Abschnitten. In dem ersten Abschnitte, der die Hauptstücke 15 bis 47 umfaßt, werden die früheren Erlebnisse, Schicksale und Abenteuer Björns erzählt. Den Mittelpunkt bildet seine Liebe zu Thurid, der Schwester Snorris, des heidnischen Oberpriesters, der ihm entgegen ist und zuletzt ihn zwingt, wenn er Ruhe und Friede haben will, die Insel Island zu verlassen. Er nimmt einen Platz auf einem Schiffe, das mit einem Nordostwinde unter Segel geht, „und lange," heißt es, „wurde von diesem Schiffe nichts vernommen." Viele Jahre später, um das Jahr 1030, berichtet der andere Abschnitt, Hauptstück 64 der Eyrbyggia Saga, erzählte ein Kaufmann, Gudleif, Gudlögs Sohn, der viele große Reisen gemacht: Er selbst sey bei einer Fahrt von Norwegen nach Dublin durch einen gewaltigen Sturm westwärts verschlagen worden und nach langem Umherirren zu einer durchaus unbekannten Küste gekommen. Hier sey er mit den Seinigen gelandet, wäre jedoch bald von einer großen Menge Eingeborener umringt worden, von denen sie keinen gekannt, deren Sprache sie aber für irisch gehalten hätten. Diese hätten sie angegriffen, gebunden und landeinwärts geführt, wo in einer Versammlung über sie berathschlagt worden wäre. Sie hätten so viel verstanden, daß Einige verlangten, sie sollten getödtet, Andere, sie sollten vertheilt und zu Sklaven gemacht werden. Während dessen sey eine große Schaar Reiter erschienen, die ein Banner mit sich geführt hätten; unter dem Banner sey ein hochbejahrter, aber stattlicher Mann einhergeritten, dem große Ehre erwiesen worden sey. Dieser habe den Gudleif und seine Gefährten vor sich bringen lassen und sie in nordischer Sprache befragt, woher sie wären. Als Gudleif hierauf antwortete, daß sie größtentheils Isländer wären, habe der Unbekannte eine Menge Fragen über Ortsverhältnisse, sowie über Personen, die damals in Island lebten, besonders über die Gudrid von Frodá und ihren Sohn Kjartan an ihn gerichtet. Darauf sey er zurückgetreten und habe zwölf Männer aus seiner Umgebung mitgenommen und mit diesen lange gesprochen. Nach dem sey er wieder zu ihnen gekommen und habe zu Gudleif gesagt: „Wir haben über Euch Einiges gesprochen, und die Landeseinwohner haben Eure Sache meinem Urtheile überlassen. Ich will Euch jetzt erlauben zu gehen, wohin Ihr wollt; aber obwohl der Sommer bereits vorgerückt ist, rathe ich Euch doch, von hier abzusegeln, denn das Volk ist hier treulos und schwer zu behandeln und glaubt, daß das Gesetz in Eurer Angelegenheit gebrochen worden sey." Gudleif habe hierauf zu erfahren gewünscht, wem er seine Freiheit verdanke; der Greis habe sich jedoch geweigert, seinen Namen zu nennen, weil er fürchte, daß seine Freunde ihn aufsuchen möchten, was für diese verderblich werden könnte, da er bei seinem hohen Alter täglich sein Ende erwarten müsse. Auch gebe es noch andere Häuptlinge im Lande, die mächtiger wären, als er, und den Fremden keinen Frieden zugestehen würden. Der Unbekannte habe Gudleif zum Strande geleitet, ihm sein Schiff zurückgegeben und bei ihm verweilt, bis sich ein günstiger Wind zur Abfahrt erhob. Beim Scheiden aber habe er Gudleif einen goldenen Ring und ein gutes Schwert eingehändigt, mit dem Auftrage, den ersten der Thurid, das andere ihrem Sohne Kjartan zu überbringen. Gudleif sey hierauf in See gegangen, habe im Herbst Ireland erreicht und den Winter zu Dublin zugebracht; im nächsten Sommer aber sey er nach Island gesegelt. Hier

übergab Gudleif die Geschenke, die ihm anvertraut waren; und die Meinung war allgemein, daß der Unbekannte Björn, Asbrands Sohn, gewesen wäre."

Die Fahrten nach Winland hörten aber bald wieder auf. Theils fanden die Reisenden dort nicht ihre Rechnung und wurden von den Einwohnern vertrieben, theils war die Entfernung zu weit, und der Untergang der normännischen Kolonien auf Grönland so wie der Verfall derer auf Island bewirkte, daß nach und nach selbst die Erinnerung an jenes Winland erstarb. „Die Spärlichkeit der Berichte aus den späteren Jahrhunderten erklärt sich aus den innern Wirren, die den skandinavischen Norden zerrütteten und die Verbindung mit dem fernen Grönland zuletzt völlig unterbrachen. Im Jahre 1406 wurde der letzte Bischof von Gardar ernannt, und seit diesem Zeitpunkte ist von den Ansiedlern auf Grönland kein Wort mehr vernommen worden. Während voller dreihundert Jahre wurde die Küste entweder gar nicht oder doch nur selten von einzelnen kühnen Seefahrern besucht, die keine Spur mehr von den alten Ansiedlungen fanden. Als seit dem Jahre 1721 die Dänen anfingen, neue Niederlassungen auf Grönland zu begründen, vermochte man sich die gänzliche Abwesenheit jedes Zeichens, welches auf früheren Anbau deutete, nicht anders zu erklären, als indem man annahm, daß die alten Ansiedler die Ostküste bewohnt hätten, zu welcher der Zugang zu Lande durch unübersteigliche Eisberge, zur See durch ungeheure Massen des vom Norden herabschwimmenden Treibeises versperrt war. Lange glaubte man, daß hier, in dieser unzugänglichen Oede, das Bisthum Gardar gelegen habe; man meinte sogar, daß die alte Bevölkerung unmöglich ganz vertilgt seyn könne, und man gab die Hoffnung nicht auf, daß ihre Nachkommen sich noch erhalten hätten, und daß es einst gelingen werde, sie wieder aufzufinden. Erst in der neuesten Zeit, seit man die früher vernachlässigten südlicheren Küsten genau untersucht hat, ist man auf eine Menge von Trümmern alter Steingebäude gestoßen, die keinen Zweifel darüber lassen, daß hier der Sitz der so lange vergebens gesuchten ehemaligen Ansiedler war. Ueber die Ursachen des Verfalls und des gänzlichen Unterganges der früheren Niederlassung lassen sich nur Vermuthungen aufstellen, da keine Ueberlieferung das Geringste von denselben bewahrt hat. Wir wissen jedoch, daß das Klima zu Ende des vierzehnten oder zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts sich auf sehr ungünstige Weise verändert haben muß; denn damals konnten die Schiffe, welche von Island nach Grönland fuhren, die alte Richtung nach den Gunnbjörns Klippen an der Ostküste nicht mehr einhalten, weil das Treibeis von Norden her so weit vorgedrungen war, daß man sich denselben ohne die größte Gefahr nicht zu nähern vermochte. Es muß daher eine Reihe harter Winter vorausgegangen seyn, welche die Eismassen im hohen Norden in solchem Grade vermehrten, daß diese durch die Strömung weiter südwärts geführt wurden, als in früheren Zeiten der Fall war. Eine nothwendige Folge dieser Anhäufung der Eismassen in südlicheren Breiten war, daß auch auf den benachbarten Küsten die Temperatur immer niedriger wurde. Der Getreidebau, dessen Erfolg schon früher ein sehr unsicherer war, wurde dadurch unmöglich; der spärliche Graswuchs verkümmerte so sehr, daß er zur Erhaltung des Viehstandes nicht mehr ausreichte. Da überdieß der Verkehr mit Norwegen und Dänemark, von wo man sich mit vielen der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse versah, wegen der inneren Zerrüttung dieser Länder völlig aufgehört hatte, mußte die äußerste Noth ausbrechen, die, wie gewöhnlich, ansteckende Seuchen zur Folge hatte, durch welche ein großer Theil der Bevölkerung hinweggerafft wurde. Wahrscheinlich ist es, daß die Ureinwohner, die Eskimos, wie sie gegenwärtig genannt werden, oder die Skrälinger, wie sie bei den alten nordischen Ansiedlern hießen, sich die hülflose Lage der letzten zu Nutze machten und die geringe Zahl, die nach allen ihren Drangsalen noch übrig geblieben war, durch offenen Angriff oder durch hinterlistige Ueberfälle vertilgten."

Wir haben hier gedrängt zusammengestellt, was uns das Interessanteste in diesem gehaltvollen Werke zu seyn scheint, dessen Lektüre wir allen Freunden der Geschichte und Geographie empfehlen.

Reisehandbuch.

Der Begleiter auf dem Weser-Dampfschiffe von Münden nach Bremen. Von Dr. Ludwig Beelo. Mit 2 Karten. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1844.

Nach dem Muster der Flußreise-Handbücher, welche alle Merkwürdigkeiten der Rhein-, Donau- und Moselfahrt ꝛc. schildern. Der Verfasser beschreibt alle Städte und Gegenden an der Weser, ihre Alterthümer und geschichtlich interessanten Erinnerungen, so wie ihre gegenwärtigen Zustände. Ganz zweckmäßig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 49.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 12. Mai 1845.

Länder- und Völkerkunde.

Resultate der in den Jahren 1816—1819 ausgeführten Vermessung Livlands, von W. Struve. Petersburg, 1844.

Während vor noch nicht einem Jahrzehend der Name Livland in den deutschen Zeitungen und Zeitschriften kaum genannt wurde, hat sich in neuester Zeit das lebhafteste Interesse aller Deutschen diesem Theile des deutschen Reiches zugewendet. Und mit Recht; denn die Genossen unsers Stammes sollten nie und nirgend einander entfremdet werden, und doch liegt die Gefahr, daß dieß geschehe, nahe genug. Aber der Mensch hängt vom Boden ab, wie dieser von ihm; und wenn wir diese nothwendige Verknüpfung thatsächlich wenigstens verkennen, so werden wir uns nie zu einer deutlichen Einsicht in die gegebenen Verhältnisse erheben können. Deßhalb möge es hier gestattet seyn, die Aufmerksamkeit des größern Publikums auf ein Werk zu richten, das seiner Form nach zwar der größern Wissenschaft angehört, dessen Resultate es aber in hohem Grade verdienen, auch außerhalb des Kreises der Mathematiker und Astronomen bekannt zu werden. Seine Entstehungsgeschichte möge zugleich den Beweis liefern, daß hier still und geräuschlos manche tüchtige Arbeit ausgeführt wird, und daß die Bewohner dieser Provinzen selbst nicht unerhebliche Opfer zu bringen bereit sind, um die Kunde ihres Landes in jeder Art und Weise zu befördern.

Im Jahr 1815 faßte die „livländische ökonomische und gemeinnützige Societät" den Beschluß, eine astronomisch-trigonometrische Vermessung Livlands auf ihre Kosten ausführen zu lassen. Oekonomische Gutskarten waren schon seit langer Zeit fast auf allen Besitzungen vorhanden, und man konnte also, sobald nur das vorliegende Dreiecksnetz gegeben war, zur Ausführung einer größern Spezialkarte des Landes schreiten. Der Verf., schon seit 1813 an der Sternwarte Dorpat thätig, führte diese Vermessung von 1816—1819 aus. Erst zehn Jahre später ward von demselben Astronomen die livländische Gradmessung ausgeführt, welche zum Theil dieselben Punkte betraf und auch wie jene, von der Sternwarte Dorpat als astronomisch bestimmter Grundlage ausging, übrigens aber ganz selbstständig für sich besteht.

Nach Vollendung der trigonometrischen Arbeit unternahm G. Rücker die Zusammenstellung der Karte. Viel Zeit raubte die Verjüngung der in großem Maßstabe ($^1/_{8200}$ bis $^1/_{10100}$ der Natur) ausgeführten mehr als tausend einzelnen Gutskarten auf den Maßstab der Hauptkarte, für welche $^1/_{161275}$ angenommen war, wobei es möglich ward, die einzelnen Ortschaften größtentheils noch im Grundrisse wiederzugeben. Mehrere Jahre nahmen außerdem noch die erforderlichen Nachmessungen zur Ausfüllung der nicht unbedeutenden Lücken in Anspruch. Nach Vollendung der Zeichnung ward der Beschluß gefaßt, daß Herr Rücker wiederholt das ganze Land bereise, um alle einzelnen Ortsnamen richtig zu erhalten und etwaige Veränderungen, besonders was die Wege betraf, nachzutragen. So kam es, daß die Karte erst nach 23jähriger Arbeit, im J. 1839, in sechs Blättern erschien. Die gesammten gegen 100,000 Rubel betragenden Kosten wurden aus den Mitteln der genannten Societät bestritten. So besitzt Livland eine Karte wie keine einzige der übrigen Provinzen Rußlands und wie verhältnißmäßig nur wenige im übrigen Europa.

Das gegenwärtig publicirte Werk enthält nun vorzugsweise das Detail und die numerischen Resultate der Landvermessung. Da aber auch für jeden der 292 gemessenen Punkte die Höhe über dem Meere trigonometrisch bestimmt, und außerdem noch einige barometrische Messungen hinzugezogen wurden, so konnte zum Schlusse des Werks auch eine allgemeine detaillirte Uebersicht der Terrainverhältnisse gegeben werden, welche außer Livland auch noch einen großen Theil Esthlands mit begreift und die erste ist, die wir über diese Gegend besitzen.

Die Vermessung des Landes bot Schwierigkeiten eigenthümlicher Art. Weit ausgedehnte Sümpfe, Moore und Bruchwaldung bedecken einen beträchtlichen Theil des Landes und die Auswahl bequem zugänglicher Zielpunkte ist deshalb in vielen Gegenden eine sehr unangenehm beschränkte. So konnte z. B. das Ufer des Peipus-Sees, der reichlich die Hälfte der Ostgrenze Livlands bildet, nur einmal und an einem Punkte erreicht werden, und eben so nur einmal die Seeküste in der Nähe von Riga. Die Messung zerfiel hiernach von selbst in zwei Theile, die des Binnenlandes, das sich in mehreren Terrassen bis zu 1000 F. Höhe (im Munnamäggi) erhebt und von der Küste durch beinah ununterbrochenen Sumpfwald getrennt ist, und in eine besondre Küstenaufnahme, welche beide Theile ihre gemeinschaftliche Verbindung nun durch ein Dreieck bei Riga haben. An die Küstenaufnahme schließt sich noch in der Gegend von Pernau eine besondre kleine Triangulirung.

Die Grundlinie ward auf dem Eise des Wirzsees gemessen. 90 Dreiecke erster, 75 Dreiecke zweiter und 262 dritter Ordnung bestimmen zusammen 292 Punkte, und hierunter befinden sich 1 Sternwarte, 65 Kirchen, 2 Ruinenthürme, 2 Belvedere's, 88 Guts- und Pastoratswohnungen, 68 Windmühlen, 1 Fabrik, 1 Quartierhaus, 1 Poststation, 8 Krüge, 3 Grabkapellen und 52 besonders errichtete Signale.

Dieß mag genügen, einen Ueberblick dessen zu geben, was zu dieser Vermessung geschehen ist; die Beschreibung und Untersuchung der Instrumente, die speciellen Messungs- und Berechnungsmethoden u. dgl. übergehen wir als eines Auszugs unfähig und auf das Werk selbst verweisend, und wenden uns nun zu seinem letzten Theile der von S. 75—86 gegebenen Skizze der Höhenverhältnisse Livlands und des östlichen Theiles von Esthland.

Durch die Narawa, den Peipus und die Düna, so wie die in die beiden letzteren sich ergießenden Gewässer ist Liv- und Esthland fast ganz insulirt. Nur in der Gegend von Neuhausen zieht sich zwischen den Quellen der Pimpe und Peddetz, die hier noch nicht 3000 Fuß breite Wasserscheide zum Plaskowschen in einer Seehöhe von 600 F. hinüber, und bildet so einen schwachen Zusammenhang der livländischen Terrassen mit den russischen Höhenzügen. Die Höhenverhältnisse dieses Landes gestatten demnach eine ganz gesonderte Betrachtung.

Die Dünen des Seestrandes, deren Höhe sehr veränderlich ist und die bei Gutmannsbach, 4 Meilen südl. von Pernau, bis 400 F. emporsteigen, begrenzen unmittelbar ein ausgedehntes Tiefland, dessen geringste Breite, nördlich von der Aumündung, nur 2 Meilen beträgt, weiter nach Norden zu, in der Gegend von Pernau und Leal, aber auf das sechs- bis achtfache dieser Breite steigt. Hier ist größtentheils nur sehr geringer Anbau und die weitgedehnten Sümpfe dürften noch Jahrhunderte lang jeder höhern Kultur im Wege stehen. Die erste Terrasse erhebt sich fast auf der ganzen Länge des Landes ziemlich bestimmt aus diesem Tieflande heraus, und hier findet sich eine Reihe von Ortschaften, die ein besseres Ansehen haben und hinreichend urbaren Boden besitzen. Ein Tiefland von ähnlicher Breite und Erstreckung umgibt den Peipussee, die Embachufer und den Wirzsee, und beide Tiefländer stehen durch den Felliner-Bach mit einander in Verbindung; so wie sie auch noch an einer andern Stelle, beim Städtchen Walk, durch ihre Verzweigungen sich bis auf 600 Fuß einander nähern. Nur im östlichen Theile Esthlands tritt diese erste Terrasse in den großen Kalkplateau's bis ans Meer hinan und gewähren eine weitgedehnte Aussicht über den Finnischen Busen. Sie steigt hier steil bis 240 Fuß empor, und eben diese Höhe bezeichnet überall in Liv- und Esthland ihren ziemlich steilen Rand, der nicht unwahrscheinlich einem ehemaligen Küstensaume angehört.

Diese erste Terrasse enthält nur noch Seen mäßigen Umfangs, und eben so wenig bedeutende Sumpfstrecken, dagegen beträchtlich vielen Wald. Die Flüsse schleichen fast in eben so trägem Laufe, wie im Tieflande selbst, dahin, nur Embach und Narwa, die den Abzug bedeutender Seebecken bilden, machen eine Ausnahme.

In Esthland erhebt sich nur ein geringer Theil des Landes, die Kirchspiele Klein-Marien und Jacobi, über 400 Fuß, und hier ist der Sall in 550 Fuß Höhe der bedeutendste Gipfel; in Livland aber lassen sich beträchtliche Strecken nachweisen, die sich in dieser Höhe erhalten. Sie bilden gleichsam eine zweite Terrasse und hängen (wenige isolirte Punkte ausgenommen) mit dem erwähnten Haupthöhenzuge zusammen, der von Osten her in das Land streicht und dessen südlichen Theil durchzieht. Zwei inselartige Strecken erheben sich über 600 Fuß, die eine zwischen Neuhausen und Marienburg von etwa 10 Quadratmeilen; die andre, deren Centrum das durch Wohlstand und höhere Gesittung der Landesbewohner ausgezeichnete Pebalg bildet, von etwa 35 Quadratmeilen. Auf ersterer erhebt sich der Munnamäggi von 1063 und der nahe Wallamäggi von 1006 Fuß; interessante Umsichtspunkte, die von Werro aus in wenigen Stunden zu erreichen sind; auf letzterer das Gut Grothusenhof in 875 und eine einzelne Bauerwirthschaft auf 898 Fuß Höhe. Steil ist von hieraus der Abfall zur Ewst und Düna. In diesen hohen Gegenden liegen die Quellen der bedeutendern Flüsse, die hier zum Theil ganz den Charakter der Bergströme haben.

Diese Höheunterschiede sind bedeutend genug, um merkliche klimatische Verschiedenheiten zu erzeugen. In der Umgegend von Versohn und Pebalg ist oft noch tiefer

Winter, wenn das nahe Riga schon die lauen Frühlingslüfte empfindet; und eben so ist der Munnamäggi oft noch bis an seinen Fuß mit Schnee bedeckt, wenn er in Werro und Dorpat bereits geschmolzen ist. Auch zeigt sich in diesen höhern Gegenden, ja selbst auf der kleinen esthnischen Hochterrasse von nur 450 Fuß, eine viel reichlichere Schneemenge als im Tieflande.

Dagegen genießen diese höheren Strecken einen kräftigeren, schöneren Sommer, und die ungesunden Sumpfnebel reichen nicht zu ihnen hinauf; ein Unterschied, der sich deutlich im Anbau des Landes und dem Ansehen seiner Bewohner ausspricht.

Die Bodenverhältnisse Livlands dürften übrigens in nicht zu ferner Zukunft auch für das übrige Europa ein mehr als blos wissenschaftliches Interesse gewinnen. Wenn die Zeit gekommen seyn wird — und trügen nicht alle Anzeigen, so steht sie ziemlich nahe bevor — wo Rußland sein Isolirungssystem aufzugeben und in merkantiler wie in andern Beziehungen mit dem übrigen Europa näher zu befreunden sich entschließt, so werden die unvollkommnen Verbindungsmittel, die gegenwärtig bestehen, nicht mehr genügen. Nach Vollendung der Petersburg-Moskauer Eisenbahn werden sich zwei Hauptschienenwege diesem anschließen müssen, der eine welcher Moskau mit dem Süden verbindet; der andre von Petersburg nach Berlin, bei welchem letzteren ihm Preußen auf halbem Wege entgegen kommt. Die nothwendige Richtung des letztern führt durch Livland, und zwar durch diejenige Gegend desselben, in welcher vorzugsweise die Höhenverhaltnisse mit großem Detail durch die gegenwärtige Arbeit gegeben sind. Alsdann wird sie die zuverlässige Grundlage der Nivellirungs-Arbeiten darbieten, welche zwischen Riga und Narwa ausgeführt werden müssen. Eine kurze Strecke, die zwischen Riga und Mitau, die gar keine Terrainschwierigkeiten bietet, ist neuerdings wiederholt zur Sprache gekommen und dürfte bei dem täglich lebhafter werdenden Verkehr vielleicht bald eine Aktiengesellschaft ins Leben rufen, deren Bildung freilich hier nicht so leicht als auswärts erfolgt; deren aber dennoch schon gegen 50 im russischen Reiche, und zwar für die verschiedensten Zwecke, bestehen. M.

Naturphilosophie.

Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens. Mit besonderer Beziehung auf die Medicin. Von Dr. J. Malfatti von Monteregio. Mit 2 lithogr. Tafeln. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Der Titel läßt etwas ganz anderes erwarten. Den eigentlichen Inhalt bildet nämlich eine mit der indischen Mystik in Verbindung gebrachte neue naturphilosophische Erklärung des menschlichen Organismus. Hrn. Malfatti zufolge besteht jeder Mensch eigentlich aus drei Embryonen in drei zwar zusammenhängenden, jedoch verschiedenen Eiern, dem Bauchei, Brustei und Kopfei. Zuerst entwickelt sich das Bauchei im Kinde, dann das Brustei bis zur Pubertät, endlich das Kopfei im reifen Alter. Demnach entspricht auch das Bauchei mit seinen langen Darmformen den niedrigsten Organismen Würmern und Algen, mit seinen Venenden dendritischen Formen, mit einem Wort der Pflanzenwelt, während im Brustei schon das höhere thierische Leben herantritt, im Kopfei aber das höchste menschliche. Gar artig ist S. 126 die Fiktion einer gleichsam dreifach vorhandenen Persönlichkeit im Menschen, wobei immer eine der andern dienstwillig beispringt. Der Bauch z. B. möchte sich füllen, da gibt gleich der Kopf das Auge und die Brust den Arm zum Aufsuchen und Herbeischaffen der Nahrung her und den Mund zum Einnehmen derselben. Andrerseits entbrennt das Herz in der Brust in Liebe, da stellt der Bauch wie ein gefälliger Nachbar sogleich die Beine zur Disposition, damit sie den ganzen Menschen zur Geliebten hintragen ꝛc. Das heißt nun zwar, aus einer einfachen Sache viele Umstände machen, allein man kann doch dabei lachen.

Dem Verf. ist es inzwischen nicht bloß um den Humor zu thun, er glaubt ernstlich an seine Erklärungen und leitet daraus sogar nicht unwichtige Ergebnisse für die Heilkunde ab. Indem nämlich, wie dieß längst von Oken gesagt worden ist, Bauch-, Brust- und Kopfsystem entsprechende Organe haben, stehen je die entsprechenden Organe in allen drei Systemen in einer Art Wahlverwandtschaft, so daß die Krankheit des einen Symptome am andern erzeugt und wiederum durch Mittel, die auf das andere angewandt werden, geheilt werden kann. „Konnte, heißt es S. 128, die Physiologie bis jetzt den Consensus des rechten Fußes mit der Leber und des linken mit der Milz nicht begreifen, um so mehr bewies er sich in der That bei der Heilmethode der alten Aegypter, welche bei chronischen Geschwüren des rechten oder des linken Fußes die Mora auf die Leber oder auf die Milz mit Erfolg anlegten. Diese erprobte Erfahrung wird nun durch den Verstand sanktionirt. Ein Gleiches gilt in der Pathologie von dem Consensus der Hand mit den Lungen, wie die Pulmonar-Phthisen es deutlich beweisen. — Am auffallendsten aber ist der pathologische Consensus und Antagonismus, welcher zwischen den dreierlei Gliedmaaßen und den ihnen entsprechenden Embryonen stattfindet. Eine der wichtigsten lymphatischen Erkrankungen des Bauch-Embryos (Darm) spricht sich am deutlichsten in der Gelenkpfannen als Koralgie aus. Eben so ein tiefes Leiden des Brust-Embryo (Herz) im Schultergelenk, in Lähmung und Abzehrung des linken Armes, so wie jenes

des Cerebral-Embryo sich im Kiefergelenke als Caries, als Odontalgie und Trismus reflectirt. Eigne Erkrankungen der drei Embryonen spiegeln sich oft in ihren Gliedmaaßen als Gelenkskrankheiten (Arthritis) ab, welche ihrer dreifachen Natur nach, dem vorherrschenden Leiden des einen oder des andern Embryo, auf eine noch zu ermittelnde Art entsprechen." Uebrigens läßt es der Verfasser bloß bei solchen Andeutungen bewenden und führt sein System keineswegs im Detail der Anordnung aus, was ihm auch schwerer fallen dürfte, als die Aufstellung einer so frappanten Theorie in bloß allgemeinen Umrissen.

Taschenbuch.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1845. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Andern von Albert Knapp. Mit zwei Kupfern. Heidelberg, Karl Winter.

Obgleich wir uns mit der Almanachsform in diesem Falle, d. h. mit der eleganten Modehülle eines so frommen Inhalts, noch immer nicht recht einverstanden erklären können, gestehen wir doch gern, daß die Einkleidung Nebensache ist, und daß der Inhalt der Christoterpe sehr befriedigt. Unter den dießjährigen Beiträgen nehmen den ersten Rang eine Auswahl von Gedichten des berühmten Grafen Zinzendorf ein. Es sind Proben der ganzen großen Sammlung, die Herr Knapp edirt. Denen, die das religiöse Gefühl von der Poesie ausschließen und vom Lyriker nichts mehr verlangen, als süße Schmeicheleien der Eitelkeit und geistreiche Rechtfertigungen des Egoismus, oder Sinnenkitzel und politische Satire, wie die neueste Geschmacksverirrung es mit sich bringt, solche werden freilich den guten Zinzendorf nicht verstehen, und ihnen wird wohl gar die Innigkeit und Kindlichkeit seines Gefühls, so wie manche altmodische Form seiner Sprache, lächerlich dünken. Doch hat Zinzendorf, der Stifter der Herrnhutergemeinde, eine welthistorische Bedeutung, und selbst, wem aller Sinn für seinen poetischen Tiefsinn abgeht, muß ihn wenigstens als einen großen Charakter in der Geschichte anerkennen und insofern seinen poetischen wie prosaischen Schriften den gebührenden Werth beilegen.

Zum Beweise, daß Zinzendorf keineswegs bloß immer, wie ihn die Spötter gern beschuldigen, das gewaltige Christenthum aus dem heroischen Epos in die Pastoralidylle einzuengen und zu verschwächlichen trachtet, stehen hier einige Strophen seines schönen, stolzen Abendmahlsliedes.

Anbetungsvolle Wahrheit!
So ist's mit Jesu Volk; —
Wer sie sieht in der Klarheit,
Die lichte Zeugenwolk',
Der denkt: O mein Herr Jesu Christ!
Da sind ja lauter Sonnen:
Was doch ein Zeuge ist!

Ihr aber, die es sahen,
Wie's an sich selber ist,
Mit Augen und von Nahen,
Ihr Heiligen! ihr wißt,
Daß dieses ganze Wolkenheer
Nichts andres sind, als Tröpflein,
Versammelt aus dem Meer.

Da ist kein Licht zu schließen
Aus ihnen allzumal;
Die Strahlen, die sie schießen,
Sind nur ein Wiederstrahl
Und eine Repercussion
Vom Element der Sonne,
Von Gottes eignem Sohn.

Kein bebender Gezitter
Macht das geringste Blatt
In einem Sturmgewitter,
Als jenes Flammenrad, (Ezech. 1.)
Das schrecklich in den Speichen geht, —
Wie's der Prophet gesehen,
Vor Jesu Majestät.

Neben einer humoristischen „Reise in den Krebs" von Dr. Chr. G. Barth, einer Geschichte einiger evangelischen Märtyrer unter der spanischen Maria in England von Becker, dem schönen „Segen eines Sterbenden" von G. H. v. Schubert in München, Aphorismen einer Ungenannten und Gedichten vom Herausgeber, Lyth, Lange, Just ist noch ein sehr interessanter Beitrag des Taschenbuchs das Leben des verstorbenen Pfarrers Ludwig Hofacker vom Herausgeber. Hofacker, der schon als Jüngling den Ruf des ausgezeichnetsten Predigers erlangt hatte und noch in der Blüthe der ersten Mannesjahre starb, gehörte zu den seltensten Erscheinungen in der evangelischen Kirche, und die hier mitgetheilten Erinnerungen an ihn müssen jedes Herz ergreifen. Der künftige Geschichtschreiber des Protestantismus wird auf solche Erscheinungen zurückblicken und ihre wahre Bedeutung würdigen, über die sich die Mitwelt täuscht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 50.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 16. Mai 1845.

Geschichte.

Geschichte des Herzogthums Steiermark. Erster Theil. Von Dr. Albert von Muchar, Stiftskapitular zu Admont, Prof. an der Universität zu Grätz. Grätz, Damian und Sorge, 1844.

Es ist sehr erfreulich, daß die Geschichte der östlichen Alpenwelt mehr und mehr historisch beleuchtet wird, da bisher nur die westliche diesen Vorzug genoß. Wenigstens existirt bei weitem nicht so viel und so viel Gründliches über die Alpenwelt im Morgen von Tirol, als über die Hohenrhätiens und der Schweiz.

Herr von Muchar bearbeitet im vorliegenden Bande nur die älteste Geschichte Steiermarks zur Kelten- und Römerzeit. Mit Recht enthält er sich der etymologischen Grübeleien, in die viele seiner Vorgänger verfielen, wenn sie aus ein Paar aus dunklen Zeiten überlieferten Namen wichtige Schlüsse ziehen wollten. Doch hätte der Verf. zwischen Kelten und Germanen etwas schärfer unterscheiden sollen, als er thut. Bei allen Forschungen über die Alterthümer einer bestimmten Provinz, in welchen sich mehrere Nationalitäten auf einander gedrängt haben, ist es erforderlich, daß man einfach die noch vorhandenen Denkmale, Namen, Traditionen aufzeichne und nach ihrer Verwandtschaft sortire, nicht aber das Gefundene schon von vorn herein einem gegebenen System einreihe. Diesen großen Fehler hat Hanusch begangen, der, anstatt die altslawischen Traditionen in ihrer Reinheit, wie sie noch im Volke leben oder durch alte Denkmale gesichert sind, darzulegen, nur einen qualvollen Versuch macht, die slawische Götterlehre als eine ursprünglich indische nachzuweisen. Herr von Muchar ist weit entfernt, in diesen Fehler zu fallen, allein er scheidet, indem er ein allgemeines Gemälde vom Glauben und Aberglauben, Sitte und Wesen der kelto-germanischen Vorzeit aus den Nachrichten der Römer und zum Theil aus der Edda entwirft, nicht scharf genug das aus, was ausschließlich in Steiermark selbst noch als Rest jener heidnischen Zeit in Namen, Gewohnheiten, Aberglauben &c. sich erhalten hat. Indem er vom altdeutschen Windgott Fasolt spricht, erfahren wir, daß es in Steiermark noch einen Fasoltberg gibt. Aber nicht in so, nur einer allgemeinen Charakteristik des Heidenthums gelegentlich eingestreuten Bemerkungen, sondern in einer ausschließlich provinziellen Einschränkung hätte in einem vollständigen Verzeichniß der alten mythischen Ortsnamen, die sich seyen es aus der keltischen, oder römischen, oder deutschen, oder slawischen Sprache erklären lassen, die Alterthumskunde Steiermarks klar gemacht werden dürfen. Alles allgemeine Hinweisen auf Gallien mit seinen Druiden und auf die Edda mit ihren Asen stört hier nur die Klarheit der Anschauung. Es kam darauf an, nicht Bekanntes über alle Kelten und Germanen überhaupt zu wiederholen, sondern ausschließlich das mitzutheilen, was in Steiermark davon erkennbar ist. Inzwischen werden Spezialgeschichten in der Regel nicht allein für wißbegierige Gelehrte geschrieben, die etwas Neues und Ausschließliches erwarten, sondern auch und hauptsächlich für die Bewohner der Provinz, die nicht schon mit den allgemeinen Umrissen der Geschichte und Alterthumskunde vertraut sind, denen zu liebe der Verfasser also das Allgemeine wiederholen muß.

Uralt ist in Steiermark der Bergbau, lange vorrömisch. Der Verf. glaubt S. 175 den Gott Belenus auf den Bergbau beziehen zu müssen. „Schon Leibnitz erkannte in dem Namen Bel, Belen, das altkeltische Wort Balain mit dem Begriffe von Eisen und Stahl. Wortklang und Begriff scheinen auf das eigenthümliche einheimische Wort zu leiten, welches vom Schmelzen der Erzstufen und von Erzeugung des Roheisens an den Eisenschmelzöfen in unserm Hochlande allgemein und seit

undenklichen Zeiten gebräuchlich ist, Blaien, Blain, Blahen, Blachen; das Blahhaus, Blaierhaus, der Blaiofen, Blahofen, der Blaier, Blacher u. s. w. (Eisenschmelzen, Eisenofen, Eisenschmelzofen, Eisenschmelzer). Nun trifft man in den Ländern der eigentlichen Kelten, in Gallien, in der Gascogne und Dauphiné, wo die meisten Eisengruben sind und bearbeitet wurden, gleichfalls die meisten dem Gotte Bel oder Belen geweihten Denkmäler an. Man dürfte demnach den Bel oder Belen für den keltisch-germanischen Elbenkönig oder den König der Berggeister, und als solchen für den, auch in unserem norischen Oberlande verehrten Nationalschutzgott der edlen Eisenberge, für den norischen Eisengott, den Beschützer der norischen Bergleute in den Eisenschachten, der Eisenschmelzer und der Eisenbearbeiter halten." Dabei ist zu bemerken, daß in Steiermark die guten Elfen Bilwitz heißen. Die Sache bleibt aber doch sehr zweifelhaft. Weder der antike Apollo, noch der nordische Balldr lassen sich auf Bergwerke und Metall beziehen, es sind vielmehr Gottheiten des Lichts. Der gallische Belenus wurde auch nicht bloß in Bergwerksdistrikten, sondern allgemein im Lande verehrt. Die technischen Ausdrücke, die sich auf die Begriffe Blahen, Blech (Blachfeld), Bleichen zurückführen lassen, und ein Kochen, Ausblahen, Zerschmelzen und Ausbreiten des Metalls bezeichnen, brauchen auch nicht nothwendig von dem Gott hergeleitet zu werden.

Weit triftiger ist, was der gelehrte Verfasser über die alten Salinen Steiermarks mittheilt. „Wie in ganz Deutschland alle Benennungen der Salzflüsse, Salzbäche und Gegenden, wo Salzlager oder Salzquellen getroffen wurden, sich in dem Wurzelworte Hall (Sal. ἅλς, ἁλὸς) begegnen, wie Halle an der Saale in Sachsen, Halle im Ravensberg'schen, Hall am Kocher (oder Sieder) in Schwaben, eben so finden wir dasselbe in den rhätisch-norischen Gebirgen, wie: Hall in Tirol, Hallein an der Salza (Hall, Halla, Helinum) und Reichenhall (Halla majus), Hall im Thale der Krems bei Kremsmünster und Hallstadt in Oberösterreich, Hall zu Aussee, Hall im Admontthale, Hall an der Salza bei Maria Zell; wo überall Salzberge, Salzgruben gefunden und betrieben worden sind, und noch heut zu Tage bearbeitet werden. Diese steiermarkischen Gegenden erscheinen in den frühesten Urkunden des Mittelalters unter diesen uralten Benennungen, und zwar mit daselbst bestehenden Salzwerken, mit Oefen, Salzpfannen, Siedkessel und künstlichen Schöpfbrunnen (Salinae, Patellae, Fornaces, Putiliatoria) als gewöhnlichen, uralten Salzstatten; und diese behaupteten sie Jahrhunderte hindurch und bis heut zu Tage noch, nachdem schon längst die neuere Benennung „Salz" in Uebung gekommen war. Unmittelbar bei den salzburgischen Salzbornen und Bergen zu Hallein und Reichenhall lag die altberühmte Stadt Juvavum und über Hallein ging eine Hauptverbindungsstraße zwischen Norikum und Rhätien. Eben so finden wir die Römeransiedeleien unmittelbar an unsern oberländischen Salzquellen und in der Nähe derselben. Im Ennsthale zu Schlagming, zu Gröbming und zu Lietzen hat man antike Münzen und inschriftliche Römersteine gefunden. Im Orte Aussee ist ein Römerstein mit plastischen Gebilden, deren Attribute unlaugbar auf Salzkochen und uralte Salzsiedereien hindeuten. Auf dem nahen Pötschenberge bei Aussee bestand gleichfalls ein inschriftlich römischer Denkstein; und in dem, seiner Salzwerke wegen altberühmten Orte Ischl in Oberösterreich findet sich ein gleicher Römerstein mit Inschrift und plastischen Gebilden. Bekannt sind die inschriftlichen Römersteine zu Rotenmann und zu Admont, und der annoch dort befindliche, plastische Steinlöwe aus der Römerepoche. Bei Rotenmann im Paltenthale trafen zwei Römerstraßen über das Tauerngebirge her und aus dem Lieẞingthale herauf zusammen. Endlich setzt auch der Geograph Ptolomäus eine norische Völkerschaft, die Halauner oder Hallonen (Ἀλαυνοί), in die norischen Gebirge, in die Nähe der norischen Binnenseen und der Sevazer (Seevaker, Seewacher, Bewohner an denselben) umher. In dieser Benennung ist die Wurzel Hal, Hall nicht zu verkennen, und der Begriff des ganzen Wortes deutet wirklich auf eine an Salzbergen und Salzbornen seßhafte Völkerschaft hin. Nun hießen in den frühen mittelalterlichen Urkunden die einzelnen Herren und Besitzer der Salzlager, Salzschachte und Salzquellen zu Aussee, als Bearbeiter derselben und als Salzerzeuger, geradezu und vorzugsweise noch die Haller, Hallinger, Hellinger zu Aussee, und das Ganze des Salzsudwesens daselbst ward geradeweg nur das Hall zu Aussee genannt. Bei der so auffallenden Wurzelgleichheit, bei der auffallenden Namengleichheit der Bewohner in demselben Landstriche, wo die im Wurzelworte selbst schon angedeuteten Salzberge und Salzquellen sich befinden und, Zeuge des Gesagten, vor undenklichen Zeiten schon bearbeitet worden sind; wer dürfte wohl einen Anstand nehmen, in den Hallaunern oder Hallonern des Ptolomäus, die Hallinger oder Hellinger des Mittelalters, und in diesen folglich auch die Völkerschaft der Urbewohner, als Erfinder und früheste Bearbeiter unserer einheimischen Salzberge zu erkennen. Die Art und Weise der uralten steiermarkischen Salzfabrikation selbst läßt sich dem ganzen Vorgange nach nicht beschreiben. Nur allein die plastischen Gebilde auf dem sehr merkwürdigen Monumente zu Aussee geben einige Winke, daß die damalige Verfahrungsart des Salzkochens sehr einfach und theils in großen, irdenen

Töpfen, theils aber, wie es scheint, auch in kleinen viereckichten Kesselräumen vollbracht worden sey. In der urältesten Zeit gebrauchte man wohl vorzüglich den Kernstein, oder den Salzstein selbst."

Während wir ein eigentliches Verzeichniß dessen, was sich aus der vorrömischen Zeit noch findet, altkeltische Bauwerke, Waffen, Münzen ꝛc. im Geist Heinrich Schreibers erkannt und geprüft, noch vermissen, tritt uns dagegen die Römerzeit mit ihren Denkmälern aufs klarste vor Augen. Der Herausgeber hat die Geschichte Steiermarks unter den Römern sehr genau und ausführlich erörtert, ihre Straßen und Kolonien mit ungemeiner Sorgfalt untersucht und dem reichen Verzeichniß der erhaltenen Inschriften und Denkmäler eine Menge Abbildungen, so wie eine große Karte, beigefügt. Unter den Abbildungen machen sich mehrere Darstellungen des Orpheus, wie er den Thieren vorspielt, ein sehr lebendiger Kampf dreier Kentauren mit einer Löwenfamilie, eine Endymionsscene auf einem Sarkophage (schönes Sinnbild der Unsterblichkeit oder des Erwachens aus dem Todesschlafe) bemerklich.

Steiermark genoß unter den Römern viele Aufmerksamkeit, daher es auch ganz mit Straßen und Kolonien erfüllt erscheint. Die Römer mußten den größten Werth auf dieses Land legen, weil es die mittlere Donau und die Grenze zwischen Germanien und Pannonien beherrscht. Hier schied sich das ost- vom weströmischen Reiche. Hier brachen die Markomannen, Gothen und Hunnen durch. Dieser Punkt erforderte besonders sichere Befestigung, abgesehen von dem Werth, den der Eisenreichthum des Landes für die kriegerischen Römer haben mußte. Auch behaupteten die Römer dieses Land verhältnißmäßig lange. Erst im vierten Jahrhundert nach der großen Schlacht bei Mursa, die sich die Römer unter Magnentius und Konstantinus selbst lieferten, trat Erschlaffung und Ohnmacht auch in diesem Theile des Reiches ein und bald darauf drang der gothische Völkerstrom ein. Zuvor aber war noch ganz Steiermark christlich geworden. — Wir sehen der Fortsetzung dieses schönen Geschichtswerkes mit Freude entgegen.

Neugriechische Dichtkunst.

Neugriechische Anthologie. Original und Uebersetzung. Herausgegeben von Dr. Theodor Kind. Erstes Bändchen. Leipzig, Leo, 1844.

Ein dankenswerthes Unternehmen des Herausgebers, der sich schon vielfach um das Neugriechenthum verdient gemacht hat. Von dem neugriechischen Texte werden zwar nur wenige Leser Gebrauch machen, doch glaubte Herr Dr. Kind, allen denen, die des Griechischen kundig sind, Gelegenheit geben zu müssen, die Schönheiten und den Wohllaut des Originals kennen zu lernen. Da es sich von einer Anthologie handelt, darf man nicht lauter Neues erwarten, sondern findet vieles, was durch Wilhelm Müller, Firmenig, den Herausgeber selbst und Andere schon früher übersetzt worden ist. Das Verdienst liegt in der Reichhaltigkeit und Treue der Sammlung. Deßhalb nun wünschten wir, der Herausgeber möchte in der Wahl nicht zu ängstlich seyn und im zweiten Bande, oder in noch mehreren, vollends den ganzen Reichthum der neugriechischen Poesie entfalten. Insbesondere ist dieß in Bezug auf die romantische und erotische Poesie zu wünschen, da der erste Theil vorzüglich historische und politische enthält.

In den einleitenden Worten drückt der Herausgeber die Hoffnung aus, die neugriechische Poesie werde sich aufs schönste weiter entwickeln, wenn erst die politischen Zustände Griechenlands sich glücklicher und sicherer gestaltet haben würden. Dieß letztere werde aber trotz allen Berechnungen und bisherigen Erfolgen einer der Unabhängigkeit Griechenlands ungünstigen Politik der Fall seyn. Wir wollen das beste hoffen, einstweilen aber müssen wir gestehen, daß in den älteren Volksliedern der Neugriechen, sowohl in ihren heroischen Klephtenliedern, als in ihren erotischen Tändeleien und in den auf Naturerscheinungen (die Schwalben, Sternschnuppen ꝛc.) bezüglichen Liedchen mehr echte Poesie zu finden ist, als in den neuen politischen Elegien.

So sind gleich die ersten hier mitgetheilten historischen Lieder, obgleich Volkslieder genannt, doch meistens von einem modernen Zuschnitt. In dem auf den Tod des Diakos, der schon am Spieße steckend noch die Türken verhöhnte, spricht sich einige wilde Kraft aus. Ein anderes auf den Tod des berühmten Markos Botzaris ist dagegen wirklich matt und die Dichtkunst kommt der poetischen Höhe des geschichtlichen Ereignisses nicht gleich. Weit schöner ist das Klephtenlied, in welchem ein Klephte, schon halb trunken, noch mehr Wein haben will und unterwegs, ohne es zu merken, auf einen Todtenkopf tritt, der sofort seufzend und murrend sich als der eines ehemaligen tapferen Klephten zu erkennen gibt.

Die schönsten Lieder der ganzen Sammlung sind aber die eigentlichen altvolksthümlichen Romanzen, entsprechend den berühmten serbischen Volksliedern in der ganzen Auffassungsweise. Wir können uns dabei freilich nicht mehr Nachkommen der alten Griechen, sondern müssen uns vielmehr slawische Einwanderer in Hellas

denken, aber das thut der Poesie nichts zu Leide. Was übrigens den hin und wieder hervortretenden Geisterglauben betrifft, so ist derselbe ohne Zweifel älter, als die Einwanderung der Slawen. Der Stoff zu Goethe's berühmter Braut von Korinth ist aus Phlegon Trallianus entlehnt, einem späteren, doch noch vorslawischen Griechen. Das Geisterwesen, das Umgehen von Leichen, der Vampyrglauben, die wir den Slawen und Ungarn zuschreiben, weil wir sie bei diesen finden, sind wahrscheinlich älter, wenigstens kommen seine Spuren schon im klassischen Alterthum vor. Zu den Volksliedern nun, worin sich dieses Geisterwesen abspiegelt, gehört ein sehr merkwürdiges „die nächtliche Reise" S. 35, worin ein Sohn seiner Mutter heilig verspricht, sobald sie es verlange, ihr die in weite Ferne verheirathete Schwester heimzubringen. Alle seine Brüder sterben, auch er. Aber um der Mutter Sehnsucht zu stillen, holt er als Geist die Schwester, die sich dabei benimmt, wie Bürgers Lenore.

Dieser Dichtung läßt der Herausgeber ein Paar andere folgen, worin von Charos die Rede ist, d. i. der Charon der alten Griechen.

Unter den kleineren erotischen Dichtungen finden sich mehrere sehr liebliche, z. B.

Die stolze Jungfrau.

In der Mitte zweier Meere
Stand ein hoher Thurm erbaut.
Ein blondes Mädchen saß darin,
Und reihte, reihte auf und nieder,
Schmückte dann sich mit den Schnüren;
Und mit der Sonne hadert sie,
Und zu der Sonne sagt sie:
„Komm, Sonne, denn ich will ausgeh'n nun!
Und wenn du, Sonne, nun erscheinst,
Da schmachten alle Kräuter;
Und wenn ich, Sonne, nun erschein',
Da schmachten alle Männer."

Der Krüppel.

Dort an dem weißen Marmorstein
Ein Bursche spällte Stein' entzwei
Mit seinem Einen Arme.
Ein blondes Mädchen ging vorbei,
Und fragt ihn, freundlich grüßend:
Sag', was du hast, mein lieber Bursch,
Und spällst mit Einem Arme? —
Ein blondes Mädchen küßt' ich einst,
Da hieben sie mir'n Arm ab;
Doch noch Ein Mal wohl küßt' ich sie,
Und kostet's auch den andern.
Und sagten sie zur Mutter auch:
Dein Sohn, der arme Krüppel.

Schade, daß nicht mehr von dieser anmuthigen Gattung mitgetheilt wird.

In den „Gedichten Einzelner", die von den Volksliedern unterschieden werden und die ungefähr die Hälfte dieses ersten Bandes einnehmen, tritt die Modernität entschieden hervor. Einige wenige sind religiösen Gehalts, eines ist der neuen Königin gewidmet, die meisten erheben den Ruhm des alten und neuen Hellas und drücken Klagen und Hoffnungen aus. Dabei mischt sich die ordinäre Phraseologie unsrer Oden und Elegien ein und nationale Naivetät wird vermißt. Nur wo ein tiefer Schmerz einen einfach würdigen Ausdruck sucht, wirken diese Dichtungen ergreifend. Eins der schönsten elegischen Gedichte ist das von Panagiotis Sutsos:

Die Ruinen des alten Sparta.

Hinwälze, Sparta's alter Strom, hinwälze deine Fluthen,
Auf deinem Schaum laß wiegen sich die gelben, welken Blätter,
Des kalten Herbstes Beute:
In tiefem Schweigen folgen sie dem Donner deiner Wogen.
Gleich ihnen, folg' auch ich dir nach, versenkt in tiefes Schweigen, —
Ein Wanderer, der klaget.

Wo ist sie, wo, Eurotas, hin, wo jene Zeit voll Ruhmes,
Als Helena, das Wunderkind, in deinen klaren Wellen
Gleich einem Schwane spielte?
Als mit dem Agesilaos der Held von Theben kämpfte,
Und unermüdlich war im Kampf, und flüchtig war im Laufe,
So schnell wie deine Wogen?

Kein Wiederklang aus jener Zeit spricht mehr zu unsern Ohren.
Nur düst're Trauer, Klage nur, nur Einsamkeit und Schweigen
Schwebt bang um deine Ufer;
Nichts unterbricht die Oede rings, als nur des Rohrs Geflüster
Im nahen Sumpf, nur das Gebrüll der wildgehob'nen Wogen,
Die donnernd du dahinwälzst ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 51.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 19. Mai 1845.

Naturkunde.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

Herr von Humboldt fügt zu den zahlreichen Verdiensten, die er sich schon um die Naturwissenschaften im Einzelnen erworben, auch noch das hinzu, daß er das Ganze der Natur in einem großartigen Bilde zusammenfaßt. Je mehr in neuerer Zeit die Wissenschaft der Natur in Detailstudien auseinanderzufallen droht und die Uebersicht immer mehr erschwert wird, um so dankenswerther ist dieses Meisterwerk eines Mannes, der sich auf dem erhabensten Standpunkt befindet, von wo aus man die ganze Natur überblickt. Manchen unsrer Gelehrten ist darin ein zeitgemäßer Wink gegeben. Es wird ihnen gesagt, sie sollen weder den philosophischen Geist, der in der Mannigfaltigkeit der Natur die Einheit sucht, noch die schöne Sprachform zurückweisen. Wissenschaftliche Gediegenheit schließe die schöne Einkleidung keineswegs aus, Pedanterei sey nicht nothwendig das Kriterium der Gelehrsamkeit ꝛc., dem klassischen Gedanken entspreche vielmehr auch nur die klassische Form. Auf der andern Seite mahnt der Verfasser aber auch die Geistreichen von ihrer Scheu vor dem wissenschaftlichen Fleiße ab. Diese und ähnliche Ermahnungen enthält die vortreffliche Einleitung, die von dem „Naturgenuß" und von der „Ergründung der Weltgesetze" handelt. „Einseitige Behandlung der physikalischen Wissenschaften, endloses Anhäufen roher Materialien konnten freilich zu dem, nun fast verjährten Vorurtheile beitragen, als müßte nothwendig wissenschaftliche Erkenntniß das Gefühl erkälten, die schaffende Bildkraft der Phantasie ertödten und so den Naturgenuß stören. Wer in der bewegten Zeit, in der wir leben, noch dieses Vorurtheil nährt, der verkennt, bei dem allgemeinen Fortschreiten menschlicher Bildung, die Freuden einer höheren Intelligenz, einer Geistesrichtung, welche Mannigfaltigkeit in Einheit auflöst und vorzugsweise bei dem Allgemeinen und Höheren verweilt. Um dieß Höhere zu genießen, müssen in dem mühsam durchforschten Felde specieller Naturformen und Naturerscheinungen die Einzelheiten zurückgedrängt und von dem selbst, der ihre Wichtigkeit erkannt hat und den sie zu größeren Ansichten geleitet, sorgfältig verhüllt werden."

Das große Weltbild, das Herr von Humboldt sofort entwirft, faßt vor allem die Umrisse des sichtbaren Universums auf, wie es Wilhelm Herschel, „der Columbus des Sternenmeers", erforscht hat. So weit es in flüchtigen Umrissen möglich ist, wollen wir die Grundzüge des prachtvollen Naturgemäldes wiedergeben. Herr von Humboldt geht von unserm Sonnensystem aus. Um die Sonne kreisen, wie bekannt, die Planeten mit ihren Monden in drei Gruppen, die innern Planeten (Merkur, Venus, Erde, Mars); die mittlern (die Asteroiden); die äußern (Jupiter, Saturn, Uranus). Außer diesen festen Planeten kreisen aber um die Sonne noch andere leichtere und dunstige Körper; vor allem unzählige Kometen, und „mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit dürfen wir auch dem Gebiete unserer Sonne, der unmittelbaren Sphäre ihrer Centralkraft, zuzählen: erstens einen rotirenden Ring dunstartiger Materie, vielleicht zwischen der Venus- und Marsbahn gelegen, gewiß die Erdbahn überschreitend und uns in Pyramidalform als Zodiakallicht sichtbar; zweitens eine Schaar von sehr kleinen Asteroiden, deren Bahnen unsre Erdbahn schneiden oder ihr sehr nahe kommen, und die Erscheinungen von Aërolithen und fallenden Sternschnuppen darbieten." Da nun der Zodiakalring und die Sternschnuppen, so wie auch die Kometen noch weniger gründlich untersucht sind, als die drei Planetengruppen, so wendet der Verfasser vorzüglich ihnen seine Aufmerksamkeit zu und entwirft zuerst ein ungemein lebendiges Bild von der Kometenwelt,

wobei er alle neuesten Forschungen und Entdeckungen erschöpft. Daraus nur Einiges von besonderer Wichtigkeit. „Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß am 29. September 1835, nach Bessels sorgfältigsten Messungen, das Licht eines Sternes zehnter Größe, der in 7″,78 Entfernung von dem Mittelpunkt des Kopfes des Halley'schen Kometen durch einen sehr dichten Nebel durchging, während dieses Durchganges durch alle Theile des Nebels nicht von seiner geradlinigen Bewegung abgelenkt wurde. Ein solcher Mangel von strahlenbrechender Kraft, wenn er wirklich dem Centrum des Kernes zukommt, macht es schwer, den Kometenstoff für eine gasförmige Flüssigkeit zu halten. Ist derselbe alleinige Folge der fast unendlichen Dünnigkeit einer Flüssigkeit? oder besteht der Komet „aus getrennten Theilchen", ein kosmisches Gewölk bildend, das den durchgehenden Lichtstrahl nicht mehr afficirt, als die Wolken unsrer Atmosphäre, welche ebenfalls nicht die Zenithdistanzen der Gestirne oder der Sonnenränder verändern? Die wichtigste und entscheidenste Beobachtung, welche über die Natur des Kometenlichtes gemacht worden, verdanken wir Arago's Polarisations-Versuchen. Sein Polariskop belehrt uns über die physische Konstitution der Sonne, wie über die der Kometen; das Instrument deutet an, ob ein Lichtstrahl, der aus einer Entfernung von vielen Millionen Meilen zu uns gelangt, direktes oder reflektirtes Licht ist, ob im ersten Falle die Lichtquelle ein fester und tropfbarer flüssiger oder ein gasförmiger Körper ist. Es wurden auf der Pariser Sternwarte in demselben Apparat das Licht der Kapella und das Licht des großen Kometen von 1819 untersucht. Das letztere zeigte polarisirtes, also zurückgeworfenes Licht, während der Firstern sich, wie zu vermuthen stand, als eine selbstleuchtende Sonne erwies. Das Daseyn des polarisirten Kometenlichtes verkündigte sich aber nicht bloß durch Ungleichheit der Bilder; es wurde bei der Wiedererscheinung des Halley'schen Kometen im Jahr 1835 noch sicherer durch den auffallenderen Kontrast der Komplementarfarben, nach der von Arago im Jahr 1811 entdeckten chromatischen Polarisation, begründet."

Hierauf entwirft Herr von Humboldt ein noch ausführlicheres und ins feinste Detail gehende Bild jener räthselhaften Meteore, die wir unter dem Namen der Sternschnuppen und Feuerkugeln kennen und als deren Produkt die Meteorsteine so berühmt sind. „Die Sternschnuppen fallen entweder vereinzelt und selten, also sporadisch, oder in Schwärmen zu vielen Tausenden; die letzteren Fälle (arabische Schriftsteller vergleichen sie mit Heuschrecken-Schaaren) sind periodisch und bewegen sich in Strömen von meist paralleler Richtung. Unter den periodischen Schwärmen sind bis jetzt die berühmtesten geworden das sogenannte November-Phänomen (12—14. Nov.) und das des Festes des heil. Laurentius (10. Aug.), dessen „feuriger Thränen" in England schon längst in einem Kirchen-Kalender wie in alten Traditionen als einer wiederkehrenden meteorologischen Begebenheit gedacht wird. Ohnerachtet bereits in der Nacht vom 12—13. Nov. 1823 nach Klöden in Potsdam, und 1832 in ganz Europa, von Portsmouth bis Orenburg am Uralflusse, ja selbst in der südlichen Hemisphäre in Ile de France, ein großes Gemisch von Sternschnuppen und Feuerkugeln der verschiedensten Größe gesehen worden war; so leitete doch eigentlich erst der ungeheure Sternschnuppenschwarm, den Olmsted und Palmer in Nord-Amerika am 12—13. Nov. 1833 beobachteten und in dem an Einem Orte, wie Schneeflocken zusammengedrängt, während neun Stunden wenigstens 240,000 fielen, auf die Periodicität der Erscheinung, auf die Idee, daß große Sternschnuppenschwärme an gewisse Tage geknüpft sind. Palmer in New-Haven erinnerte sich des Meteorfalls von 1799, den Ellicot und ich zuerst beschrieben haben, und von dem durch die Zusammenstellung des Beobachteten, die ich gegeben, erwiesen worden ist, daß er im Neuen Continent gleichzeitig vom Aequator bis zu Neu-Herrnhut in Grönland (Br. 64° 14′) zwischen 46° und 82° der Länge gesehen wurde. Man erkannte mit Erstaunen die Identität der Zeitepoche. Der Strom, der am ganzen Himmelsgewölbe am 12—13. Nov. 1833 von Jamaika bis Boston (Br. 40° 21′) gesehen wurde, wiederholte sich 1834 in der Nacht vom 13—14. Nov. in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, doch mit etwas geringerer Intensität. In Europa hat sich seine Periodicität seitdem mit großer Regelmäßigkeit bestätigt. Ein zweiter, eben so regelmäßig eintretender Sternschnuppenschwarm, als das November-Phänomen, ist der des August-Monats, der Strom des heil. Laurentius (9—14. Aug). Muschenbroek hatte schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf die Häufigkeit der Meteore im August-Monat aufmerksam gemacht; aber ihre periodische sichere Wiederkehr um die Epoche des Laurentius-Festes haben erst Quetelet, Olbers und Benzenberg erwiesen. Man wird mit der Zeit gewiß noch andere periodisch wiederkehrende Ströme entdecken, vielleicht um den 22—25. April, wie zwischen dem 6—12. December, und wegen der von Capocci aufgezählten wirklichen Aërolithenfälle am 27—29. Nov. oder 17. Julius. So unabhängig sich auch alle bisher beobachtete Erscheinungen von der Polhöhe, der Luft-Temperatur und andern klimatischen Verhältnissen gezeigt haben, so ist doch dabei eine, vielleicht nur zufällig begleitende Erscheinung nicht ganz zu übersehen. Das Nordlicht war von großer Intensität während der prachtvollsten aller dieser Naturbegebenheiten, während der, welche Olmsted (12—13. Nov. 1833) beschrieben hat. Es

wurde auch in Bremen 1838 beobachtet, wo aber der periodische Meteorfall minder auffallend als in Richmond bei London war. Ich habe auch in einer andern Schrift der sonderbaren und mir oft mündlich bestätigten Beobachtung des Admirals Wrangel erwähnt, der an den sibirischen Küsten des Eismeeres, während des Nordlichtes, gewisse Regionen des Himmelsgewölbes, die nicht leuchteten, sich stets entzünden und dann fortglühen sah, wenn eine Sternschnuppe sie durchstrich. Die verschiedenen Meteorströme, jeder aus Myriaden kleiner Weltkörper zusammengesetzt, schneiden wahrscheinlich unsere Erdbahn, wie es der Komet von Biela thut. Die Sternschnuppen-Asteroiden würde man sich nach dieser Ansicht als einen geschlossenen Ring bildend und in demselben einerlei Bahn befolgend vorstellen können. — Obgleich Halley schon die große Feuerkugel von 1686, deren Bewegung der Bewegung der Erde in ihrer Bahn entgegengesetzt war, für ein kosmisches Phänomen erklärte, so ist es doch erst Chladni gewesen, der in der größten Allgemeinheit (1794) den Zusammenhang zwischen den Feuerkugeln und den aus der Atmosphäre herabgefallenen Steinen, wie die Bewegung der ersteren im Weltraume, auf das scharfsinnigste erkannt hat. Eine glänzende Bestätigung der Ansicht des kosmischen Ursprungs solcher Erscheinungen hat Denison Olmsted zu Newhaven (Massachusetts) dadurch geliefert, daß er erwiesen, wie bei dem so berühmt gewordenen Sternschnuppenschwarme in der Nacht vom 12. zum 13. November 1833, nach dem Zeugniß aller Beobachter, die Feuerkugeln und Sternschnuppen insgesammt von einer und derselben Stelle am Himmelsgewölbe, nahe bei γ Leonis, ausgingen, und von diesem Ausgangspunkte nicht abwichen, obgleich der Stern während der langen Dauer der Beobachtung seine scheinbare Höhe und sein Azimuth veränderte. Eine solche Unabhängigkeit von der Rotation der Erde bewies, daß die leuchtenden Körper von außen, aus dem Weltraume, in unsre Atmosphäre gelangten. Nach Encke's Berechnung sämmtlicher Beobachtungen, die in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zwischen den Breiten von 35° und 42° angestellt worden sind, kamen sie alle aus dem Punkte des Weltraums, auf welchen zu derselben Epoche die Bewegung der Erde gerichtet war. Auch in den wiederkehrenden Sternschnuppenschwärmen des November von 1834 und 1837 in Nordamerika, wie in dem analogen 1838 zu Bremen beobachteten, wurden der allgemeine Parallelismus der Bahnen und die Richtung der Meteore aus dem Sternbild des Löwen erkannt. Wie bei periodischen Sternschnuppen überhaupt eine mehr parallele Richtung als bei den gewöhnlichen sporadischen, so glaubt man auch in dem periodisch wiederkehrenden August-Phänomen (Strom des heil. Laurentius) bemerkt zu haben, daß die Meteore 1839 größtentheils von einem Punkte zwischen dem Perseus und dem Stier kamen; gegen das letztere Sternbild bewegte sich damals die Erde. Diese Eigenheit des Phänomens (der Richtung rückläufiger Bahnen im November und im August) verdient besonders durch künftige recht genaue Beobachtungen bekräftigt oder widerlegt zu werden." — Es ist interessant, den großen Humboldt der Ansicht von der kosmischen Natur jener Feuermeteore beitreten zu sehen, da er früher sich mehr für den atmosphärischen Ursprung derselben aussprach und eine nicht unbedeutende Zahl preußischer Gelehrten ihm hierin folgte. Gewiß sehr genügend entscheidet der Verfasser die Streitfrage wegen der mineralischen Bestandtheile der Meteorsteine dahin, daß sie nicht erst im Fallen selbst durch die Hitze verschlackt, sondern schon ursprünglich kristallisirt sind, und daß die Uebereinstimmung ihrer Bestandtheile mit denen irdischer Stoffe, doch nicht für den atmosphärischen Ursprung entscheiden, weil im Sonnensystem, wo dieselben Kräfte des Lichts, der Schwere, der Bewegung thätig sind, wahrscheinlich auch überall die nämlichen Stoffe sich öfter wiederholen.

Ueber das Zodiakallicht sagt Herr von Humboldt viel Neues. Es ist dieß eine der dunkelsten und schwierigsten Partien der Astronomie. Bisher war man geneigt, jenes Licht, das sich nach Sonnenuntergang und vor Sonnenaufgang in der Richtung der Sonnenbahn (des Thierkreises oder Zodiakus) pyramidalisch von der Sonne ausstrahlend zeigt, für die weit ausgedehnte und erleuchtete Sonnenatmosphäre zu halten. Das ist aber eine irrige Vorstellung „da die Sonnenatmosphäre nach mechanischen Gesetzen nicht abgeplatteter als im Verhältniß von 2:3, und demnach nicht ausgedehnter als bis 9/20 der Merkursweite seyn könnte. Eben diese Gesetze bestimmen, daß bei einem rotirenden Weltkörper, über seinem Aequator, die Höhe der äußersten Grenze der Atmosphäre, der Punkt nämlich, wo Schwere und Schwungkraft im Gleichgewicht sind, nur die ist, in welcher ein Satellit gleichzeitig mit der Achsendrehung des Weltkörpers um diesen laufen würde. Unter der eben geschilderten engen Begrenzung der Sonnenatmosphäre, ist mit vieler Wahrscheinlichkeit als materielle Ursach des Zodiakallichtes die Existenz eines zwischen der Venus- und Marsbahn frei im Weltraume kreisenden, sehr abgeplatteten Ringes dunstartiger Materie zu betrachten. Von seinen eigentlichen körperlichen Dimensionen, von seiner Vergrößerung durch Ausströmung der Schweife vieler Myriaden von Kometen, die in die Sonnennähe kommen, von der sonderbaren Veränderlichkeit seiner Ausdehnung, da er bisweilen sich nicht über unsere Erdbahn hinaus zu erstrecken scheint, endlich von seinem muthmaßlichen inneren Zusammenhange mit dem in der

Nähe der Sonne mehr kondensirten Weltdunste ist wohl für jetzt nichts sicheres zu berichten."

So viel über die bedeutendsten Phänomen innerhalb unsres Sonnensystems. Die Sonne aber ist ein Stern, der wieder in einer höheren Verbindung mit anderen Sternen steht. Das Merkwürdigste, was hier zunächst auffällt, ist die Thatsache, daß sich die Sonne nach einer bestimmten Richtung bewegt. „Diese Bewegung geschieht mit einer solchen Schnelligkeit, daß, nach Bessel, die relative Bewegung der Sonne und des 61sten Sterns im Schwan nicht minder, in einem Tage, als 834000 geographische Meilen beträgt. Dieser Ortsveränderung des ganzen Sonnensystems würden wir unbewußt bleiben, wenn nicht durch die bewundernswürdige Genauigkeit der jetzigen astronomischen Meßinstrumente und durch die Fortschritte der beobachtenden Astronomie unser Fortrücken an fernen Sternen, wie an Gegenständen eines scheinbar bewegten Ufers, merklich würde. Nach der vortrefflichen Untersuchung von Argelander, der (in Abo) die von Wilhelm Herschel und Prevost unternommene Arbeit erweitert und ansehnlich vervollkommnet hat, bewegt sich die Sonne gegen das Sternbild des Herkules, und zwar sehr wahrscheinlich nach einem Punkte hin, der aus der Kombination von 537 Sternen (für das Aequin. von 1792,5) in 257° 49′,7 A. R.; + 28° 49′,7 Decl. liegt. Es bleibt in dieser Klasse der Untersuchungen von großer Schwierigkeit, die absolute Bewegung von der relativen zu trennen, und zu bestimmen, was dem Sonnensystem allein zugehört." In Folge der Bewegung unsrer Sonne soll sich einst die Ansicht des Sternenhimmels für uns verändern. „Die schönen Sterne des Centaur und des südlichen Kreuzes werden einst in unseren nördlichen Breiten sichtbar werden, während andere Sterne (Sirius und der Gürtel des Orion) dann niedersinken. Der ruhende Nordpol wird nach und nach durch Sterne des Cepheus (β und α) und des Schwans (δ) bezeichnet werden, bis nach 12000 Jahren Wega der Leier als der prachtvollste aller möglichen Polarsterne erscheinen wird. Diese Angaben versinnlichen uns die Größe von Bewegungen, welche in unendlich kleinen Zeittheilen ununterbrochen, wie eine ewige Weltuhr, fortschreiten. Denken wir uns, als ein Traumbild der Phantasie, die Schärfe unserer Sinne übernatürlich bis zur äußersten Grenze des teleskopischen Sehens erhöht, und zusammengedrängt, was durch große Zeitabschnitte getrennt ist, so verschwindet urplötzlich alle Ruhe des räumlichen Seyns. Wir finden die zahllosen Fixsterne sich wimmelnd nach verschiedenen Richtungen gruppenweise bewegen; Nebelflecke wie kosmische Gewölke umherziehen, sich verdichten und lösen, die Milchstraße an einzelnen Punkten aufbrechen und ihren Schleier zerreißen; Bewegung eben so in jedem Punkte des Himmelsgewölbes walten, wie auf der Oberfläche der Erde in den keimenden, blättertreibenden, Blüthen entfaltenden Organismen der Pflanzendecke."

Herr von Humboldt folgt übrigens Herschels Ansicht darin, daß er unser Sonnensystem einem großen Sternhaufen zuordnet, um den sich die Milchstraße, wie der Saturnring um den Körper des Saturn legt. Dieser unser Sternhaufe sammt der Milchstraße ist aber nur einem Nebelfleck gleich zu achten, deren wir unzählige am Himmel verbreitet sehen und die uns alle als große Milchstraßen erscheinen würden, wenn wir in ihrer Nähe oder innerhalb ihrer selbst wären. Wie diese verschiedenen Nebelflecken sich zu einem Höheren Ganzen gruppiren, ist noch nicht ermittelt. Nur eine Beobachtung ist hier von Wichtigkeit. „Der Milchstraße der Sterne, welcher nach Argelanders scharfsinniger Bemerkung überhaupt die helleren Sterne des Firmaments merkwürdig genähert erscheinen, steht beinahe rechtwinklich eine Milchstraße von Nebelflecken entgegen. Die erstere bildet nach Sir John Herschels Ansichten einen Ring, einen freistehenden, von der linsenförmigen Sterneninsel etwas fernen Gürtel, ähnlich dem Ring des Saturn. Unser Planetensystem liegt excentrisch, der Gegend des Kreuzes näher als dem diametral gegenüberliegenden Punkte, der Cassiopea. In einem von Messier 1774 entdeckten, aber unvollkommen gesehenen Nebelflecke scheint das Bild unserer Sternschicht und des getheilten Ringes unsrer Milchstraße mit wundervoller Aehnlichkeit gleichsam abgespiegelt. Die Milchstraße der Nebelflecke gehört nicht unserer Sternschicht selbst an; sie umgibt dieselbe, ohne physischen Zusammenhang mit ihr, in großer Entfernung, und zieht sich hin, fast in der Gestalt eines größten Kreises, durch die dichten Nebel der Jungfrau (besonders am nördlichen Flügel), durch das Haupthaar der Berenice, den großen Bären, den Gürtel der Andromeda und den nördlichen Fisch. Sie durchschneidet wahrscheinlich in der Cassiopea die Milchstraße der Sterne, und verbindet ihre sternarmen, durch haufenbildende Kraft verödeten Pole da, wo die Sternschicht räumlich die mindere Dicke hat." — Wäre es inzwischen auch möglich, genau die Figuration der uns sichtbaren Sternenwelt zu ermitteln, so würde damit das Weltall noch nicht konstruirt seyn, denn der Raum ist unendlich.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 52.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 21. Mai 1845.

Naturkunde.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

(Fortsetzung.)

Alles, was wir etwa Mitte oder wenigstens Richtung im Raum nennen können, ist nur etwas Relatives und Lokales. Eine absolute Mitte kann es im Unendlichen nicht geben; weßhalb man auch den unendlichen Raum als eine Kugel, in der jeder Punkt Mittelpunkt ist, definiren zu müssen geglaubt hat. Widerstreitet es nun auch dem Gefühle, sich alles neben einander denken zu sollen, ohne Unter- und Ueberordnung, so kommen die letzteren doch in der That immer nur innerhalb einzelner Sterngruppen oder Konfigurationen vor, deren Zusammenordnung zu einem Ganzen uns immer räthselhaft bleiben wird; ja der Begriff eines Ganzen selbst ist schon ein Widerspruch des Unendlichen. Das Unendliche kann nie ganz, d. h. vollendet seyn.

Aus diesem Grunde nun sind alle Voraussetzungen der Naturphilosophen unhaltbar, sofern sie glaubten das Weltall architektonisch konstruiren zu können, und in der Mitte desselben bald eine Centralsonne, bald eine Centralmilchstraße, bald einen viele parabolischen Milchstraßen (wie Kegel, die mit ihren Spitzen auf einen Punkt stoßen) verbindenden Punkt setzten. Die Konfiguration möchte seyn, welche sie wollte, sie würde jede mögliche andere nicht ausschließen, denn der Platz dazu hört nirgends auf.

Von der Größe dieses Platzes macht man sich einen anschaulichen Begriff, wenn man erwägt, daß sich gewisse Veränderungen, die wir heute erst im Licht einiger Sterne bemerken, wahrscheinlich schon vor vielen tausend Jahren zugetragen haben, weil das Licht so lange gebraucht hat, um zu uns zu gelangen. „Die Geschwindigkeit, mit der sich das Licht fortpflanzt, ist nach Struve's neuesten Untersuchungen 41,518 geographische Meilen in einer Sekunde, also fast eine Million mal größer als die Geschwindigkeit des Schalles. Nach dem, was wir durch die Messungen von Maclear, Bessel und Struve von den Parallaxen und Entfernungen dreier Fixsterne sehr ungleicher Größe (α Centaur, 61 Schwan, α Leier) wissen, bedarf ein Lichtstrahl 3,9¼ oder 12 Jahre, um von diesen Weltkörpern zu uns zu gelangen. In der kurzen denkwürdigen Periode von 1572 bis 1604, von Cornelius Gemma und Tycho bis Kepler, loderten plötzlich drei neue Sterne auf, in der Cassiopea, im Schwan und am Fuß des Schlangenträgers. Dieselbe Erscheinung, aber mehrfach wiederkehrend, zeigte sich 1670 im Sternbild des Fuchses. In der neuesten Zeit, seit 1837, hat Sir John Herschel am Vorgebirge der guten Hoffnung den Glanz des η im Schiffe von der zweiten Größe bis zur ersten prachtvoll anwachsen sehen. Solche Begebenheiten des Weltraums gehören aber in ihrer historischen Wirklichkeit anderen Zeiten an als denen, in welchen die Lichterscheinung den Erdbewohnern ihren Anfang verkündigt; sie sind wie Stimmen der Vergangenheit, die uns erreichen. Man hat mit Recht gesagt, daß wir mit unsern großen Fernröhren gleichzeitig vordringen in den Raum und in die Zeit. Wir messen jenen durch diese; eine Stunde Weges sind für den Lichtstrahl 148 Millionen Meilen. Während in der Hesiodischen Theogonie die Dimensionen des Weltalls durch den Fall der Körper ausgedrückt werden („nicht mehr als neun Tage und neun Nächte fällt der eherne Amboß vom Himmel zur Erde herab"), glaubte Herschel der Vater, daß das Licht fast zwei Millionen Jahre brauche, um von den fernsten Lichtnebeln, die sein 40füßiger Refraktor erreichte, zu uns zu gelangen. Vieles ist also längst verschwunden, ehe es uns sichtbar wird."

Wir gehen nun zu unserm kleinen Planeten, zur Erde über. Herr von Humboldt bemerkt, daß wir mit

allen unsern Bergwerken und Bohrversuchen noch nicht viel über 2000 Fuß tief unter die Meeresfläche gedrungen sind. Im Meere selbst hat Kapitän Roß mit 25,400 Fuß Tiefe noch keinen Grund gefunden. Nachdem der gelehrte Verfasser über die seltsamen Vorstellungen, die man sich vom Innern der Erde zuweilen machte und noch macht, gescherzt hat, entscheidet er sich für die Meinung, welche die Abplattung der Erde aus einem ehemals weichen Zustand derselben erklärt, aus welchem sie allmählig durch Erkalten der Oberfläche erstarrt sey. Daß das Innere der Erde immer noch erhitzt sey, scheint bewiesen durch die Zunahme der Wärme, je tiefer man in die Erde eindringt. Herr von Humboldt gibt einen großartigen Ueberblick über die Erscheinungen, die von der Wärme abhängen. „In dem Erdkörper sind dreierlei Bewegungen der Wärme zu unterscheiden. Die erste ist periodisch und verändert die Temperatur der Erdschichten, indem nach Verschiedenheit des Sonnenstandes und der Jahreszeiten die Wärme von oben nach unten eindringt, oder auf demselben Wege von unten nach oben ausströmt. Die zweite Art der Bewegung ist ebenfalls eine Wirkung der Sonne und von außerordentlicher Langsamkeit. Ein Theil der Wärme, die in den Aequatorial-Gegenden eingedrungen ist, bewegt sich nämlich in dem Inneren der Erdrinde gegen die Pole hin, und ergießt sich an den Polen in den Luftkreis und den fernen Weltraum. Die dritte Art der Bewegung ist die langsamste von allen; sie besteht in der sekulären Erkaltung des Erdkörpers, in dem Wenigen, was jetzt noch von der primitiven Wärme des Planeten an die Oberfläche abgegeben wird. Dieser Verlust, den die Centralwärme erleidet, ist in der Epoche der ältesten Erdrevolutionen sehr beträchtlich gewesen, seit den historischen Zeiten aber wird er für unsere Instrumente kaum meßbar. Die Oberfläche der Erde befindet sich demnach zwischen der Glühhitze der unteren Schichten und dem Weltraume, dessen Temperatur wahrscheinlich unter dem Gefrierpunkt des Quecksilbers ist. Die periodischen Veränderungen der Temperatur, welche an der Oberfläche der Sonnenstand und die meteorologischen Prozesse hervorrufen, pflanzen sich im Inneren der Erde aber nur bis zu sehr geringen Tiefen fort. Diese Langsamkeit der Wärmeleitung des Bodens schwächt auch im Winter den Wärmeverlust und wird tiefwurzelnden Bäumen günstig rc." Hieran schließt sich nun unmittelbar auch die Lehre vom Erdmagnetismus und von der Elektricität. „Temperatur-Veränderungen bringen magnetische und elektrische Ströme hervor. Der tellurische Magnetismus, dessen Hauptcharakter in der dreifachen Aeußerung seiner Kräfte eine ununterbrochene periodische Veränderlichkeit ist, wird entweder der ganzen ungleich erwärmten Erdmasse selbst, oder jenen galvanischen Strömen zugeschrieben, die wir als Elektricität in Bewegung, als Elektricität in einem in sich selbst zurückkehrenden Kreislaufe betrachten. — Durch die glänzenden Entdeckungen von Oersted, Arago und Faraday ist die elektrische Ladung des Luftkreises der magnetischen Ladung des Erdkörpers näher gerückt. Wenn durch Oersted aufgefunden worden ist, daß die Elektricität in der Umgebung des sie fortleitenden Körpers Magnetismus erregt, so werden dagegen in Faraday's Versuchen durch den freigewordenen Magnetismus elektrische Strömungen hervorgerufen. Magnetismus ist eine der vielfachen Formen, unter denen sich die Elektricität offenbart. — Der tellurische Magnetismus, die elektro-dynamischen, von dem geistreichen Ampère gemessenen Kräfte, stehen gleichzeitig in innigem Verkehr mit dem Erd- oder Polar-Lichte, wie mit der inneren und äußeren Wärme des Planeten, dessen Magnet-Pole als Kälte-Pole betrachtet werden. Wenn Halley vor 128 Jahren nur als eine gewagte Vermuthung aussprach, daß das Nordlicht eine magnetische Erscheinung sey, so hat Faradays glänzende Entdeckung (Lichtentwicklung durch magnetische Kräfte) jene Vermuthung zu einer empirischen Gewißheit erhoben. Die prachtvolle Erscheinung des farbigen Polarlichtes ist der Akt der Entladung, das Ende eines magnetischen Ungewitters, wie in dem elektrischen Ungewitter ebenfalls eine Lichtentwicklung, der Blitz, die Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts in der Vertheilung der Elektricität bezeichnet." An diese überaus anziehende Untersuchung, der eine prachtvolle Beschreibung des Nordlichts einverleibt ist, reiht der Verf. auch eine Schilderung der großartigen, in frühern Zeiten unerhörten Anstalten, durch welche, namentlich auf seine Veranlassung der so schwer zu erklärende Erdmagnetismus näher erforscht werden soll. „Auf alle Fragen nach den letzten physischen Ursachen so komplicirter Erscheinungen ist in dem jetzigen Zustande unsers Wissens bisher keine befriedigende Antwort zu geben. Nur was in den dreifachen Manifestationen der Erdkraft sich als meßbare Verhältnisse des Raums und der Zeit, als das Gesetzmäßige im Veränderlichen darbietet, hat durch Bestimmung numerischer Mittelwerthe neuerdings die glänzendsten Fortschritte gemacht. Von Toronto in Ober-Canada an bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung und zu Van Diemens Land, von Paris bis Peking ist die Erde seit dem Jahre 1828 mit magnetischen Warten bedeckt worden, in denen ununterbrochen durch gleichzeitige Beobachtungen jede regelmäßige oder unregelmäßige Regung der Erdkraft erspähet wird. Man mißt eine Abnahme von $\frac{1}{40000}$ der magnetischen Intensität, man beobachtet zu gewissen Epochen 24 Stunden lang alle $2\frac{1}{2}$ Minuten. Ein großer englischer Astronom und Physiker hat berechnet, daß die Masse der Beobachtungen, welche zu diskutiren sind, in drei Jahren auf 1,958,000 anwachsen wird. Nie ist eine

so großartige, so erfreuliche Anstrengung gezeigt worden, um das Quantitative der Gesetze in einer Naturerscheinung zu ergründen. Man darf daher wohl mit Recht hoffen, daß diese Gesetze, mit denen verglichen, welche im Luftkreise und in noch ferneren Räumen walten, uns allmählig dem Genetischen der magnetischen Erscheinungen selbst näher führen werden." In den Anmerkungen fügt der Verf. hinzu. „Als die erste Aufforderung zur Errichtung dieser Warten (eines Netzes von Stationen, die mit gleichartigen Instrumenten versehen sind) von mir ausging, durfte ich nicht die Hoffnung hegen, daß ich selbst noch die Zeit erleben würde, wo durch die vereinte Thätigkeit trefflicher Physiker und Astronomen, hauptsächlich aber durch die großartige und ausdauernde Unterstützung zweier Regierungen, der russischen und großbritannischen, beide Hemisphären mit magnetischen Häusern gleichsam bedeckt seyn würden. Ich hatte in den Jahren 1806 und 1807 zu Berlin mit meinem Freunde und Mitarbeiter Herrn Oltmanns, besonders zur Zeit der Solstitien und Aequinoctien, 5—6 Tage und eben so viel Nächte ununterbrochen von Stunde zu Stunde, oft von halber zu halber Stunde, den Gang der Nadel beobachtet. Ich hatte mich überzeugt, daß fortlaufende, ununterbrochene Beobachtungen (observatio perpetua) von mehreren Tagen und Nächten den vereinzelten Beobachtungen vieler Monate vorzuziehen seyen. Der Apparat, ein Prony'sches magnetisches Fernrohr, in einem Glaskasten an einem Faden ohne Torsion aufgehangen, gab an einem fern aufgestellten fein getheilten, bei Nacht durch Lampen erleuchteten Signale Winkel von 7 bis 8 Sekunden. Magnetische Perturbationen (Ungewitter), die bisweilen in mehreren auf einander folgenden Nächten zu denselben Stunden wiederkehrten, ließen mich schon damals den lebhaften Wunsch äußern, ähnliche Apparate in Westen und Osten von Berlin benutzt zu sehen, um allgemeine tellurische Phänomene von dem zu unterscheiden, was lokalen Störungen im Innern des ungleich erwärmten Erdkörpers oder in der wolkenbildenden Atmosphäre zugehört. Meine Abreise nach Paris und die lange politische Unruhe im ganzen westlichen Europa hinderten damals die Erfüllung jenes Wunsches. Das Licht, welches (1820) die große Entdeckung Oersteds über den inneren Zusammenhang der Elektricität und des Magnetismus verbreitete, erweckte endlich, nach langem Schlummer, ein allgemeines Interesse für den periodischen Wechsel der elektro-magnetischen Ladung des Erdkörpers. Arago, der mehrere Jahre früher in der Sternwarte zu Paris, mit einem neuen vortrefflichen Gambey'schen Deklinations-Instrumente, die längste ununterbrochene Reihe stündlicher Beobachtungen begonnen hatte, welche wir in Europa besitzen, zeigte durch Vergleichung mit gleichzeitigen Perturbations-Beobachtungen in Kasan, welchen Gewinn man aus korrespondirenden Messungen der Abweichung ziehen könne. Als ich nach einem 18jährigen Aufenthalte in Frankreich nach Berlin zurückkehrte, ließ ich im Herbst 1828 ein kleines magnetisches Haus aufführen: nicht bloß, um die 1806 begonnene Arbeit fortzusetzen, sondern hauptsächlich, damit zu verabredeten Stunden gleichzeitig in Berlin, Paris und Freiberg (in einer Teufe von 35 Lachtern unter Tage) beobachtet werden könne. Die Gleichzeitigkeit der Perturbationen und der Parallelismus der Bewegungen für Oktober und December 1829 wurde damals schon graphisch dargestellt (Poggend. Annalen Bd. XIX. S. 357 Tafel I—III.). Eine auf Befehl des Kaisers von Rußland im Jahre 1829 unternommene Expedition im nördlichen Asien gab mir bald Gelegenheit, meinen Plan in einem größeren Maaßstabe auszudehnen. Es wurde dieser Plan in einer von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften speciell ernannten Kommission entwickelt; und unter dem Schutze des Chefs des Bergkorps, Grafen von Cancrin, und der vortrefflichen Leitung des Prof. Kupffer kamen magnetische Stationen von Nicolajeff an durch das ganze nördliche Asien über Katharinenburg, Barnaul und Nertschinsk bis Peking zu Stande. Das Jahr 1832 (Göttinger gelehrte Anzeigen St. 206) bezeichnet die große Epoche, in welcher der tiefsinnige Gründer einer allgemeinen Theorie des Erdmagnetismus, Friedrich Gauß, in der Göttinger Sternwarte die nach neuen Prinzipien konstruirten Apparate aufstellte. Das magnetische Observatorium war 1834 vollendet, und in demselben Jahre (Resultate der Beob. des magnetischen Vereins im Jahr 1838 S. 135 und Poggend. Annalen Bd. XXXIII. S. 426) verbreitete Gauß seine Instrumente und Beobachtungsmethode, an denen der sinnreiche Physiker Wilhelm Weber den lebhaftesten Antheil nahm, über einen großen Theil von Deutschland, Schweden und ganz Italien. In diesem nun von Göttingen wie von einem Centrum ausgehenden magnetischen Vereine wurden seit 1836 vier Jahrestermine von 24stündiger Dauer festgesetzt, welche mit denen der Aequinoctien und Solstitien, die ich befolgt und 1830 vorgeschlagen hatte, nicht übereinstimmten. Bis dahin hatte Großbritannien, im Besitz des größten Welthandels und der ausgedehntesten Schifffahrt, keinen Theil an der Bewegung genommen, welche seit 1828 wichtige Resultate für die ernstere Ergründung des tellurischen Magnetismus zu verheißen anfing. Ich war so glücklich, durch eine öffentliche Aufforderung, die ich von Berlin aus unmittelbar an den damaligen Präsidenten der Königl. Societät zu London, den Herzog von Sussex, im April 1836 richtete, ein wohlwollendes Interesse für ein Unternehmen zu erregen, dessen Erweiterung längst das Ziel meiner heißesten Wünsche war. Ich drang in dem Briefe an den Herzog von Sussex auf

permanente Stationen in Canada, St. Helena, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Ile de France, Ceylon und Neu-Holland, welche ich schon fünf Jahre früher als vortheilhaft bezeichnet hatte. Es wurde in dem Schooße der Royal Society ein Joint Physical and Meteorological Committee ernannt, welches der Regelung neben den fixed magnetic Observatories in beiden Hemisphären ein equipment of a naval Expedition for magnetic observations in the Antarctic Seas vorschlug. Was die Wissenschaft in dieser Angelegenheit der großen Thätigkeit von Sir John Herschel, Sabine, Airy und Lloyd, wie der mächtigen Unterstützung der 1838 zu Newcastle versammelten British Association for the advancement of Science verdankt, brauche ich hier nicht zu entwickeln. Im Junius 1839 wurde die magnetische antarctische Expedition unter dem Befehle des Kapitäns Clark Roß beschlossen; und jetzt, da sie ruhmvoll zurückgekehrt ist, genießen wir zwiefache Früchte, die der wichtigsten geographischen Entdeckungen am Südpole, und die gleichzeitiger Beobachtungen in 8 bis 10 magnetischen Stationen."

Dann geht der Verf. über zu den Kraftäußerungen die aus dem Innern der Erde kommen, den Erdbeben, deren er so viele auf seinen Reisen selbst erlebt hat. Er schließt ihre Schilderung mit den Worten: „Der innere Zusammenhang aller hier geschilderten Erscheinungen ist noch in Dunkel gehüllt. Elastische Flüssigkeiten sind es gewiß, die sowohl das leise, ganz unschädliche, mehrere Tage dauernde Zittern der Erdrinde (wie 1816 zu Scaccia in Sicilien vor der vulkanischen Erhebung der neuen Insel Julia) als die, sich durch Getöse verkündigenden, furchtbareren Explosionen verursachen. Der Herd des Uebels, der Sitz der bewegenden Kraft liegt tief unter der Erdrinde; wie tief, wissen wir eben so wenig, als welches die chemische Natur so hochgespannter Dämpfe sey." Aus denselben Ursachen werden auch die heißen Quellen und Mofetten abgeleitet. „In den früheren Perioden, wo, bei erhöhter Erdwärme und bei der Häufigkeit noch unausgefüllter Erdspalten, die Processe, welche wir hier beschreiben, mächtiger wirkten, wo Kohlensäure und heiße Wasserdämpfe in größeren Massen sich der Atmosphäre beimischten; muß, wie Adolph Brongniart scharfsinnig entwickelt hat, die junge Pflanzenwelt, fast überall und unabhängig von der geographischen Ortsbreite, zu der üppigsten Fülle und Entwicklung ihrer Organe gelangt seyn. In den immer warmen, immer feuchten, mit Kohlensäure überschwängerten Luftschichten müssen die Gewächse in solchem Grade Lebenderregung und Ueberfluß an Nahrungsstoff gefunden haben, daß sie das Material zu den Steinkohlen- und Ligniten-Schichten hergeben konnten, welche in schwer zu erschöpfenden Massen die physischen Kräfte und den Wohlstand der Völker begründen. Solche Massen sind vorzugsweise, und wie in Becken vertheilt, gewissen Punkten Europas eigen. Sie sind angehäuft in den britischen Inseln, in Belgien, in Frankreich, am Niederrhein und in Oberschlesien. In derselben Urzeit allverbreiteter vulkanischer Thätigkeit ist auch dem Schooße der Erde entquollen die ungeheure Menge Kohlenstoffes, welchen die Kalkgebirge in ihrer Zusammensetzung enthalten und welcher, vom Sauerstoff getrennt und in fester Substanz ausgeschieden, ungefähr den achten Theil der räumlichen Mächtigkeit jener Gebirge ausmachen würde. Was unaufgenommen von den alkalischen Erden dem Luftkreis an Kohlensäure noch beigemengt war, wurde allmählig durch die Vegetation der Vorwelt aufgezehrt: so daß davon der Atmosphäre, wenn sie der Prozeß des Pflanzenlebens gereinigt, nur der so überaus geringe Gehalt übrig blieb, welcher der jetzigen Organisation der Thiere unschädlich ist. Auch häufiger ausbrechende schwefelsaure Dämpfe haben in den vielbelebten Binnenwassern der Urwelt den Untergang von Mollusken- und Fischgattungen, wie die Bildung der vielgekrümmten, wahrscheinlich oft durch Erdbeben erschütterten Gypsflöze bewirkt."

Durch elastische Dämpfe ist die Erdrinde häufig beulenartig gehoben oder gesprengt und kraterartig geöffnet worden, ohne daß dabei an einen Feuervulkan zu denken ist. Von den Vulkanen selbst folgt nun wieder eine in jeder Beziehung meisterhafte Schilderung, der wir nur das Resultat entnehmen. „Die Vulkanicität, d. h. die Reaktion des Inneren eines Planeten auf seine äußere Rinde und Oberfläche, ist lange Zeit nur als ein isolirtes Phänomen, in der zerstörenden Wirkung ihrer finstern unterirdischen Gewalten betrachtet worden; erst in der neuesten Zeit hat man angefangen, zum größten Vortheil einer auf physikalische Analogien gegründeten Geognosie, die vulkanischen Kräfte als neue Gebirgsarten bildend oder als ältere Gebirgsarten umwandelnd zu betrachten. Hier ist der schon früher angedeutete Punkt, wo eine tiefer ergründete Lehre von der Thätigkeit brennender oder Dämpfe ausströmender Vulkane uns in dem allgemeinen Naturgemälde auf Doppelwegen, einmal zu dem mineralogischen Theile der Geognosie (Lehre vom Gewebe und von der Folge der Erdschichten), dann zu der Gestaltung der über dem Meeresspiegel gehobenen Kontinente und Inselgruppen (Lehre von der geographischen Form und den Umrissen der Erdtheile) leitet."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 53.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 23. Mai 1845.

Novellen.

Studien von Adalbert Stifter. Zwei Bände. Pesth, Heckenast, 1844.

Wie dieses Werk äußerlich schön ausgestattet ist, so erfreut es auch durch seinen Inhalt. Bei dem wenig Guten und unendlich vielem Mittelmäßigen und ganz Elenden, was die neueste Roman- und Novellenliteratur darbietet, ist eine Erscheinung, wie diese, wahrhaft wohlthuend. Die Sprache des Verfassers hat etwas Seelenvolles und die Innigkeit, mit der er die Natur betrachtet und ihr Leben hauptsächlich in Landschafts- und Genrebildern wiederzugeben weiß, kann nicht genug gerühmt werden. Die weiblichen Portraits, die er entwirft, haben einen Hauch englischer Vornehmigkeit und doch auch deutscher Naturwärme. Nur in den Portraits seiner jungen Liebhaber scheint ihn das Naturgefühl zuweilen zu verlassen und ein Moment malerischer Koketterie macht sich bemerklich.

Die erste Erzählung „der Condor" wird jeden Leser angenehm überraschen. Eine geistreiche, vornehme, amazonenhafte Schöne hat sich in den Kopf gesetzt, es in allem Kühnen und Erhabenen mit den Männern aufzunehmen und begleitet daher zwei Luftschiffer in die höchsten Regionen der Atmosphäre. Wir geben hier ein Bild, das am besten geeignet ist, von der lebendigen Phantasie und schönen Sprache des Verfassers Zeugniß zu geben: „Der erste Blick Cornelia's war wieder auf die Erde — diese aber war nicht mehr das wohlbekannte Vaterhaus: in einem fremden goldnen Rauche lodernd, taumelte sie gleichsam zurück, an ihrer äußersten Stirn das Mittelmeer, wie ein schmales, gleißendes Goldband tragend, überschwimmend in unbekannte phantastische Massen. Erschrocken wandte die Jungfrau ihr Auge zurück, als hätte sie ein Ungeheuer erblickt — aber auch um das Schiff wallten weithin weiße, dünne, sich dehnende und regende Leichentücher — von der Erde gesehen — Silberschäfchen des Himmels. — Zu diesem Himmel floh nun ihr Blick — aber siehe, er war gar nicht mehr da: das ganze Himmelsgewölbe, die schöne blaue Glocke unserer Erde war ein ganz schwarzer Abgrund geworden, ohne Maaß und Grenze in die Tiefe gehend — jenes Labsal, das wir unten so gedankenlos genießen, war hier oben ganz verschwunden, die Fülle und Fluth des Lichtes auf der schönen Erde. Wie zum Hohne, wurden alle Sterne sichtbar — winzige, ohnmächtige Goldpunkte, verloren durch die Oede zerstreut — und endlich die Sonne, ein drohendes Gestirn, ohne Wärme, ohne Strahlen, eine scharfgeschnittene Scheibe aus wallendem, blähendem, weißgeschmolzenem Metalle: so glotzte sie mit vernichtendem Glanze aus dem Schlunde — und doch nicht einen Hauch des Lichtes festhaltend in diesen wesenlosen Räumen; nur auf dem Ballone und Schiffe starrte ein grelles Licht, die Maschine gespenstig von der umgebenden Nacht abhebend und die Gesichter todtenartig zeichnend, wie in einer laterna magica. Und dennoch — die Phantasie begriff es kaum — dennoch war es unsere zarte, liebe Luft, in der sie schifften — dieselbe Luft, die morgen die Wangen eines Säuglings fächelt. Der Ballon kam, wie der Alte bemerkte, in den obern umgekehrten Passatstrom, und mußte mit fürchterlicher Schnelligkeit dahingehen, was das ungemeine Schiefhängen des Schiffes bewies, und das gewaltige Rütteln und Zerren an dem Taffet, der dessenungeachtet keinen stärkern Laut gab, als das Wimmern eines Kindes; denn auch das Reich des Klanges war hier oben aus — und wenn das Schiff sich von der Sonne wendete, so war nichts, nichts da, als die entsetzlichen Sterne, wie Geister, die bei Tage umgehen. Jetzt, nach langem Schweigen, thaten sich zwei schneebleiche Lippen auf und sagten furchtsam leise: „Mir schwindelt." Man hörte sie aber nicht. Sie schlug nun den Pelz dichter um sich, um den schüttelnden Fieberfrost abzuwehren. Die Männer arbeiteten noch Dinge, die sie gar nicht verstand; nur der junge, schöne, furchtbare Mann, däuchte es ihr, schoß

zuweilen einen majestätischen Blick in die großartige Finsterniß und spiele dichterisch mit Gefahr und Größe — an dem Alten war nicht ein einzig Zeichen eines Affektes bemerkbar. Nach langer, langer Zeit der Vergessenheit neigte der Jüngling doch sein Angesicht gegen die Jungfrau, um nach ihr zu sehen: sie aber schaute mit stillen, wahnsinnigen Augen um sich, und auf ihren Lippen stand ein Tropfen Blut. „Coloman," rief der Jüngling, so stark er es hier vermochte, „Coloman, wir müssen niedergehen; die Lady ist sehr unwohl." — Der alte Mann, nicht ein Famulus, sondern der Lehrer des jungen Mannes, stand auf von den Instrumenten und sah hin, ein Blick, so voll strahlendem Zorn, und ein so tief entrüstetes Antlitz wurde sichtbar, starrend in der grellen Beleuchtung, daß man meinte, einer jener alten todten Magier sey auferstanden und werde fluchen. Mit überraschend starker Stimme rief er aus: „Ich habe es Dir gesagt, Richard, das Weib erträgt den Himmel nicht — die Unternehmung, so kostbar, ist nun vollendet; eine Fahrt, so schön, die einfachste und ruhigste in meinem ganzen Leben — und so zu enden!! Es ist gut: wir müssen nieder, das Weib stirbt sonst hier — lüfte nur die Klappe." — Nach diesen Worten saß er wieder nieder, klammerte sich an ein Tau und zog die Falten seines Mantels über sein Haupt; der Jüngling aber that einen jähen Zug an einer grünseidenen Schnur — und wie ein Riesenfalke stieß der Condor hundert Klafter senkrecht nieder in der Luft — und sank dann langsamer immer mehr und mehr. Der Lord hielt die ohnmächtige Cornelia in den Armen." — Die Worte des Alten „das Weib erträgt den Himmel nicht," demüthigten die stolze Cornelia so tief, daß sie, ihre Schwäche erkennend, die Gedanken an „Emancipation des Weibes" eine Zeitlang aufgab und sich ihrem Jugendfreunde, einem edeln jungen Maler, in zarter Neigung anvertraute, aber auf nicht lange. Ihr Stolz trennte sie wieder und wir sehen sie am Schluß in glänzenden Verhältnissen in Paris beim Anblick eines von ihrem ersten Geliebten gemalten und ihr plötzlich vor das Auge tretenden Bildes heiße Thränen weinen.

Die zweite Erzählung „Feldblumen" hat ihren Titel von den Blumennamen, die jedem Kapitel voranstehen. Es ist eine sehr liebliche Idylle. Ein junger Maler und sein adeliger Freund begegnen in der Nähe von Wien einer außerordentlich schönen Fremden und erfahren von der Wirthin eines ländlichen Wirthshauses, ein zweites verschleiertes Mädchen, die dabei gewesen, sey noch schöner. Die beiden jungen Leute, tief ergriffen von dem Moment, der ihnen die höchste irdische Schönheit gezeigt, scherzen am Ende über die Sache und Einer sagt der Wirthin prophetisch, sie solle auf denselben Tag nach drei Jahren ein Festmahl anrichten, denn er und sein Freund würden alsdann, jene beiden fremden Schönen als Gattinnen am Arme, bei ihr einkehren. Diese anmuthige Prophezeihung geht nun wirklich in Erfüllnng.

Die dritte Erzählung „der Haidebewohner" ist eine ähnliche Idylle. Ein Vielgereister kehrt zur heimathlichen Haide zurück, entsagend dem treulosen Glück. — Die vierte Erzählung (die erste des zweiten Bandes) ist die längste und schildert die Schicksale zweier Fräulein, die während des dreißigjährigen Krieges in ein abgelegenes Waldthal des österreichischen Gebirges flüchten mußten, aber hier dennoch von einem edlen jungen Schweden, der eine von ihnen liebte, heimlich ausgeforscht und besucht wurden. Dieser geheimnißvolle Besuch in der reizenden Gebirgsgegend ist höchst anziehend geschildert. Die Geschichte endet aber traurig. Der junge Held fällt im Kriege, in welchem auch die Angehörigen der beiden Mädchen untergehen. Diese bleiben in dem einsamen Waldthale, ihr Leben vertrauernd. — Die letzte Erzählung ist wieder eine sehr heitere Idylle. Ein gewisser junger Heinrich, der anspruchsloseste Jüngling von der Welt, wird plötzlich als der verlorne Sohn und Erbe eines Grafen erkannt, läßt sich aber dadurch zu keinem Stolze verleiten, sondern führt seine Geliebte, ein armes Landmädchen ehrlich als Gattin heim, zur unendlichen Freude ihrer Eltern und der ehrlichen Nachbarn. Die Herzlichkeit, die in dieser Novelle herrscht, ist echt österreichisch.

Ueberhaupt muß man sich freuen, daß dieser herzliche Ton, wie er auch dem zu früh verstorbenen Ferdinand Raimund in hohem Grade eigen war, immer noch durch- und vorklingt. Denn nebenbei sind die Wiener Sänger in Tonarten verfallen, die ihnen nicht so gut zusagen.

Naturkunde.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

(Schluß.)

Bekanntlich unterschied man früher ziemlich summarisch nur neptunische Gebilde, d. h. Minerale oder Erdarten, die sich aus dem Wasser und der Atmosphäre niedergeschlagen mit den Resten einer untergegangenen Pflanzen- und Thierwelt, und vulkanische Gebilde, d. h. harte Gesteine, die durch Feuerkraft geschmolzen und aus

dem Innern der Erde zwischen jenen neptunischen Schichten emporgetrieben worden. Später unterschied man vom vulkanischen Gestein noch das plutonische, welches ebenfalls aus dem Innern der Erde kommend, aber nicht geschmolzen, sondern nur breiartig weich ausgewürgt worden sey. Herr von Humboldt gibt folgende klarere Eintheilung mit zum Theil neuen Namen. „1) Eruptionsgestein aus dem Innern der Erde, vulkanisch geschmolzen, oder in weichem, mehr oder minder zähem Zustande plutonisch ausgebrochen; 2) Sedimentgestein, aus einer Flüssigkeit, in der die kleinsten Theile aufgelöst waren oder schwebten, an der Oberfläche der Erdrinde niedergeschlagen und abgesetzt (der größere Theil der Flöz- und Tertiärgruppe); 3) umgewandeltes (metamorphosirtes) Gestein, verändert in seinem inneren Gewebe und seiner Schichtenlage entweder durch Kontakt und Nähe eines plutonischen oder vulkanischen (endogenen) Ausbruchsgesteins, oder, was wohl häufiger der Fall ist, verändert durch dampfartige Sublimation von Stoffen, welche das heiß-flüssige Hervortreten gewisser Eruptions-Massen begleitet; 4) Konglomerate, grob- oder feinkörnige Sandsteine, Trümmergesteine, aus mechanisch zertheilten Massen der drei vorigen Gattungen zusammengesetzt." Dieses Thema wird nun näher erörtert und bis ins Einzelne der Mineralogie durchgeführt. Mit ungemeiner Klarheit zeigt der Verfasser, wie überall durch Eindringen der glühenden Massen in die kalten, durch Zusammenschmelzung oder auch nur durch Druck neue Bildungen und Umänderungen entstehen mußten, z. B. Marmor aus kohlensaurer Kalkerde unter starkem Druck geschmolzen, Granaten in Thonschiefer bei Berührung mit Basalt, Band-Jaspis aus Verkieselung des Schiefers rc.

Daran schließt sich nun auch die Schilderung der in den verschiedenen Erdschichten begrabenen Pflanzen und Thiere der Vorwelt, der Petrefakten. In ihnen spiegeln sich die Anfänge der organischen Natur ab. Wir sehen, welche Pflanzen und Thiere auf den Inseln und in den sumpfigen Niederungen lebten, die zuerst aus dem Meere auftauchten, riesenhafte und fremdartige Formen, die in der heutigen Pflanzen- und Thierwelt nicht mehr oder nur in schwachen Aehnlichkeiten vorkommen. Wir sehen wie den ferneren Umgestaltungen der Erdoberfläche auch wieder neue und immer höher organisirte Pflanzen- und Thierfamilien folgen. Die großen Massen der Urpflanzen sind in den Steinkohlen, die der späteren in den Braunkohlen abgelagert. Die Thiere folgen sich in den verschiedenen Stockwerken der Sedimentformationen.

Alle diese Stockwerke lagerten sich nach und nach in verschiedenen Epochen der Erdbildung ab, und durch sie mitten hindurch brach wieder in verschiedenen Erdrevolutionsperioden das Urgebirge, wie wir oben gesehen haben, hindurch. Das Resultat der Untersuchungen ist, daß in der ältesten Zeit die sichtbare Oberfläche der Erde auf einige Inseln beschränkt war, aber durch eine Hebungskraft von unten allmählig mehr empor getrieben und weiter ausgedehnt, zugleich aber auch durch neue Niederschläge aus dem Meer und der Atmosphäre, mit Pflanzen- und Thierresten vermischt, bedeckt wurde. Merkwürdig ist das Bildungsgesetz der Kontinente. „Wenn auf der einen Halbkugel der Erde beträchtlich mehr Land sich über den Meeresspiegel erhoben hat als auf der entgegengesetzten; so haben die beiden großen Ländermassen, wahre vom Ocean auf allen Seiten umgebene Inseln, welche wir die östliche und westliche Feste, den alten und neuen Kontinent nennen, neben dem auffallendsten Kontraste der Totalgestaltung oder vielmehr der Orientirung ihrer größten Axen doch im einzelnen manche Aehnlichkeit der Konfiguration, besonders der räumlichen Beziehungen zwischen den einander gegenüberstehenden Küsten. In der östlichen Feste ist die vorherrschende Richtung, die Lage der langen Axe, von Osten gegen Westen (bestimmter von Südwest gen Nordost), in der westlichen Feste aber von Süden nach Norden, meridianartig (bestimmter von SSO nach NNW). Beide Ländermassen sind im Norden in der Richtung eines Breiten-Parallels (meist in dem von 70°) abgeschnitten; im Süden laufen sie in pyramidale Spitzen aus, meist mit submaritimer Verlängerung in Inseln und Bänken. Dieß bezeugen der Archipel von Tierra del Fuego, die Lagullas-Bank südlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung, Van Diemens Land, durch die Baß-Straße von Neu-Holland (Australien) getrennt. — Ueber den Kausalzusammenhang solcher großen Begebenheiten der Länderbildung, der Aehnlichkeit und des Kontrastes in der Gestaltung, ist wenig empirisch zu ergründen. Wir erkennen nur das Eine: daß die wirkende Ursach unterirdisch ist; daß die jetzige Länderform nicht auf einmal entstanden, sondern, wie wir schon oben bemerkt, von der Epoche der silurischen Formation (neptunischen Abscheidung) bis zu den Tertiärschichten nach mannigfaltigen oscillirenden Hebungen und Senkungen des Bodens sich allmählig vergrößert hat und aus einzelnen kleineren Kontinenten zusammengeschmolzen ist. Die dermalige Gestaltung ist das Produkt zweier Ursachen, die auf einander folgend gewirkt haben: einmal einer unterirdischen Kraftäußerung, deren Maaß und Richtung wir zufällig nennen, weil wir sie nicht zu bestimmen vermögen, weil sie sich für unsern Verstand dem Kreise der Nothwendigkeit entziehen; zweitens der auf der Oberfläche wirkenden Potenzen, unter denen vulkanische Ausbrüche, Erdbeben, Entstehung von Bergketten und Meeresströmungen die Hauptrolle gespielt haben."

Daß die Erhebung der Sedimentgebilde, so wie der

Ausbruch des plutonischen und vulkanischen Gesteins in sehr verschiedenen Zeiten erfolgt sey, lehren die verschiedenen Stufen der Ablagerung mit ihrem Inhalt von untergegangenen Pflanzen und Thieren, die sehr verschiedenen Naturperioden angehören, und außerdem die Untersuchung über das Alter der Gebirge, die Elie de Beaumont am weitesten geführt hat. Herr von Humboldt knüpft daran die geniale Ansicht, daß in den **Gebirgen** die Geschichte der Erde nicht nur wie in riesiger Lapidarschrift niedergeschrieben sey, so weit sie reicht, sondern daß in dieser Schrift auch noch ferner werde fortgeschrieben werden. In der Urzeit war die Erde rundum eben. Die Gebirge entstanden erst später, wie Runzeln des Alters und ihre Zahl und Höhe zeigt die Stufen dieses Alters an. Aber „warum sollte die Erdrinde schon die Eigenschaft sich zu falten verloren haben? Die fast zuletzt hervortretenden Gebirgssysteme der Alpen und der Andeskette haben im Montblanc und Monte Rosa, im Sorata, Illimani und Chimborazo Kolosse gehoben, welche eben nicht auf eine Abnahme in der Intensität der unterirdischen Kräfte schließen lassen. Alle geognostische Phänomene deuten auf periodische Wechsel von Thätigkeit und Ruhe. Die Ruhe, die wir genießen, ist nur eine scheinbare. Das Erdbeben, welches die Oberfläche unter allen Himmelsstrichen, in jeglicher Art des Gesteins erschüttert, das aufsteigende Schweden, die Entstehung neuer Ausbruchinseln zeugen eben nicht für ein stilles Erdenleben." Welche Folgerungen lassen sich daraus ziehen? Zunächst die, daß das sogenannte Weltende nicht das wahre, sondern wieder nur eine Revolution der Erde seyn wird, der wahrscheinlich eine neue organische Natur und neue Menschen, ausgehend von neuen Urgebirgen, folgen werden. Sollte nicht die verhältnißmäßig größere Höhe und Menge der Gebirge auf der Venus und dem Merkur, wenn dieselbe überhaupt nachweisbar ist, auf ein reiferes Alter dieser inneren Planeten deuten? sollte die Erde nicht in einer späteren Periode auch dieses reifere Alter in viel höheren Gebirgen zeigen und wahr werden, was eine tiefsinnige Volkssage in den Alpen behauptet, die ganze Erde werde noch einmal eine Schweiz werden? Herr von Humboldt macht noch die Bemerkung, daß wenn unsre Berge bedeutend höher wären, sie **keinen** Schnee mehr auf den Gipfeln zeigen würden, sondern nur einen Schneegürtel um ihre Mitte tragen würden. „Wir kennen nur die untere, nicht die obere Grenze des ewigen Schnees; denn die Berge der Erde steigen nicht hinauf bis zu der ätherisch-olympischen Höhe, zu den dünnen, trockenen Luftschichten, von welchen man mit Bouguer vermuthen kann, daß sie nicht mehr Dunstbläschen, in Eiskrystalle verwandelt, dem Auge sichtbar darbieten würden."

Vom festen Boden führt uns nun unser weiser Führer in die bewegliche Welt des **Meers** und zeigt uns die Gesetze seiner Strömungen, Temperatur ꝛc. Darauf entwickelt er mit gleicher Klarheit die Verhältnisse der Luft, ihre Bewegung, Temperatur ꝛc., der Winde, der Witterung, des Barometerstandes ꝛc. Wir können unmöglich hier auf das Detail dieser Untersuchungen eingehen, in denen bekanntlich Herr von Humboldt der größte Meister, der Entdecker bewundernswürdiger neuer Gesetze ist. Wir müßten für den engen uns hier zugemessenen Raum zu weitläufig werden. Nur die Schlußworte wollen wir wiederholen: „Der **meteorologische** Theil des Naturgemäldes, welchen wir hier beschließen, zeigt, daß alle Prozesse der Lichtabsorption, der Wärmeentbindung, der Elasticitätsveränderung, des hygrometrischen Zustandes und der elektrischen Spannung, welche das unermeßliche Luftmeer darbietet, so innig mit einander zusammenhangen, daß jeder einzelne meteorologische Prozeß durch alle anderen gleichzeitigen modificirt wird. Diese Mannigfaltigkeit der Störungen, die unwillkürlich an diejenigen erinnern, welche in den Himmelsräumen die nahen und besonders die kleinsten Weltkörper (Trabanten, Kometen, Sternschnuppen) in ihrem Laufe erleiden, erschwert die Deutung der verwickelten meteorologischen Erscheinungen; sie beschränkt und macht größtentheils unmöglich die Vorherbestimmung atmosphärischer Veränderungen, welche für den Garten- und Landbau, für die Schifffahrt, für den Genuß und die Freuden des Lebens so wichtig wäre."

Endlich führt der Verf. die Betrachtung auf die organische Welt über, zeigt uns zuerst die wunderbare Welt der kleinsten Infusorien, die gleichwohl durch ihre Zahl die ungeheuersten Massen bilden, und spricht dann über die geographische Vertheilung der Pflanzen, Thiere und Menschen in allgemeinen Umrissen; das Uebrige den Fortsetzungen seines großen Werkes vorbehaltend. Eine Menge Anmerkungen im Anhang erläutern das im Text gesagte durch detaillirte Nachweisung und Citate.

Das ganze Werk ist von einer liebenswürdigen Wärme des Gefühls und so von Geist durchdrungen, daß man wohl keine Seite lesen kann, ohne an die einfache Darlegung der Thatsachen zugleich irgend eine sinnige Bemerkung angeknüpft oder wenigstens solche Wendungen zu finden, wie sie den klassischen Schriftstellern des Alterthums eigen waren, wenn sie verhindern wollten, daß eine Materie, von der sie handeln mußten, trocken erscheine. Inhalt und Form geben eine Meisterschaft kund, wie sie in unserm literarisch ein wenig verwildernden Zeitalter nicht genug gerühmt werden kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 54.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 26. Mai 1845.

Werk über Italien.

Italien. Von Georg von Martens. Erster Band. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler, 1844.

In diesem ersten Bande wird nur vom Boden, von den Gewässern, der Luft, dem Klima und den meteorischen Erscheinungen Italiens gehandelt, alles weitere ist den folgenden Bänden vorbehalten. Wenn irgend ein Deutscher Beruf hatte, Italien zu beschreiben, so war es der Verfasser, der in Italien geboren ist, seine Jugend dort zubrachte, in spateren Jahren wieder hinreiste und durch sein vortreffliches Werk über Venedig die günstigsten Erwartungen von einem größeren, ganz Italien umfassenden Werke erwecken mußte.

Er beginnt mit einer höchst anziehenden Schilderung der Alpenwelt, von der Oberitalien umschlossen ist, und dann der Appenninen, die für Italien sind, was die Gräten für den Fisch. An die großartige Auffassung des Ganzen reiht sich das geognostische Detail ungezwungen im Kleinen an, so daß die Darstellung, die überdieß oft den Charakter der Reisebeschreibung und autoptischen Schilderung annimmt, nicht in den ermüdenden Ton des Handbuchs fällt, sondern den Leser fortwährend spannt und unterhält.

Wir sehen, wie in der Urzeit ein ungeheurer Riß durch den Süden Europas ging und aus dem Innern der Erde der Granit sich bis zu den höchsten Gebirgshöhen der Alpenwelt erhob, um sich her lagernd Gneus und Glimmer ꝛc., durchbrechend die alten Thon- und Kalklager, die nun in ungeheuren Wänden das Urgebirg umstarren. Wir sehen, wie an die große älteste auch kleinere Eruptionen in paralleler Richtung später sich anreihten, zuletzt die des Porphyrs, und wir folgen nun von den genommenen Höhen den schönen Thalzügen, die bald im feuergebornen Urgebirg Krater an Krater durch ein Bächlein (die Reuß, der Tessino ꝛc.) wie Perlen an einanderreihen; bald den wassergebornen Kalk auseinanderreißend zwischen dessen schroffe Wände lange Thalsohlen voll blühender Städte und Dörfer bilden. Von dieser erhabenen Alpenwelt aber springen wir plötzlich südwärts ab hinüber zu den Appenninen. Ein zweiter furchtbarer Schrund that sich auf, fast senkrecht gegen den gerichtet, aus dem die Alpen einst in flüßigem Zustand emporquollen; und aus diesem zweiten Schrunde brachen die Appenninen hervor, und hoben das schmale Festland Italien über das Meer empor. Ohne diese Erhebung wäre Italien nie entstanden, gäbe es kein altes und kein neues Rom. Ein Riß in der Erdrinde, ein Aufbrausen des Meeres, ein Erheben des glühenden Gesteins über seine Fläche und das schöne Italien war da.

Ohne uns in das geognostische Detail einlassen zu können, wollen wir nur einige Notizen ausheben, welche beweisen, in wie lebendigem Zusammenhange der Verf. die Natur mit der Geschichte der Kunst aufzufassen versteht. Indem er z. B. von dem sogenannten Gabbro, einem grobkörnigen Gemenge, dem Serpentin verwandt, redet, macht er die Bemerkung, die kontrastirende Färbung desselben habe zwischen Genua und Siena die sonderbare Sitte veranlaßt, schwarz- und weißgewürfelte öffentliche Gebäude und Kirchen zu bauen, womit man den symbolischen Sinn einer Versöhnung der Guelfen mit den Ghibellinen verband. Wer muß dabei nicht an die preußischen Farben und Preußens gegenwärtige Aufgabe denken? Ferner bemerkt der Verfasser sehr richtig, daß, wenn in der Gegend Vicenza nicht ein so vortrefflicher Baustein vorkäme, es schwerlich einen Palladio gegeben haben würde.

Eins der interessantesten Kapitel, wie man sich denken kann, betrifft die Vulkane. Vesuv und Aetna, die phlegräischen Gefilde, die liparischen Inseln und die

plötzlich entstandene und wieder verschwundene Insel Ferdinandea werden gleich anziehend geschildert. Daran schließt sich die Beschreibung der Erdbeben, Höhlen ꝛc. Wie der Verfasser überall die landschaftliche Schönheit auffaßt und zugleich naturwissenschaftliche Erklärungen gibt, erhellt z. B. aus folgender Schilderung der berühmten blauen Grotte auf der Insel Capri: „Geblendet durch das helle Tageslicht vor der Grotte gewahrt man im ersten Augenblick fast nichts, als die unbeschreiblich schöne glänzende himmelblaue Farbe des stillen Sees, welcher den Boden der Höhle füllt; doch bald gewöhnt sich das Auge an dieses mildere Licht, das von unten heraufstrahlend, von dem feuchten mit glänzenden Stalaktiten hie und da geschmückten Gewölke zurückspiegelt. Dieses blaue Licht gab uns ein geistermäßiges bleiches Aussehen, glänzte aber unnennbar schön an den untergetauchten Gegenständen, dem Boden des Nachens, den Rudern, den im Wasser plätschernden Händen, dem Fuße der Felswände. Die pomeranzengelben Polypen einer Koralle (Madrepora cespitosa *L.*), welche mit zahlreichen Schwammen, Alcyonien und Sertularien den Saum des Wassers bis zu ein paar Fuß Tiefe besetzt hat, schienen grasgrün, die Fische aber, die unter uns herumschwammen, kohlschwarz, weil wir nur ihren nichtbeleuchteten Rücken im Lichtmeere sahen. Nachdem ich von dem ersten Erstaunen zurückgekommen, untersuchte ich die Ursache der zauberähnlichen Erscheinung. Die über dem Wasser so kleine Oeffnung zieht sich auf der westlichen Seite rechts vom Eingange nahe unter dem Meeresspiegel weit fort und bildet ein großes submarines Gewölbe, einen überhangenden Felsen mit untergetauchtem Rande. Das Meer ist hier 76' tief, die Hauptmasse des Tageslichts fällt ins Wasser und wird erst durch dieses in die Höhle zurückgeworfen. Diese Erscheinung widerlegt Goethe's Farbenlehre. Die blaue Farbe des Meeres ist nicht die durch das Licht gesehene Schwärze der lichtleeren Tiefe, sondern das Meerwasser ist wirklich blau, wenn gleich so schwach gefärbt, daß seine Färbung in einer damit gefüllten Flasche nicht wahrgenommen wird. Es verhält sich damit wie mit Glasscheiben, welche, durch die Fläche gesehen, farblos scheinen, während sie, im Schnitte betrachtet, schön blau oder grün sind, weil man hier statt einer halben Linie mehrere Zoll Glasmasse vom Licht durchzogen sieht. Könnte man die Meerwasserschichten, welche die Grotta azzurra beleuchten, wegnehmen, und durch ein reines blaugefärbtes Glas ersetzen, so bliebe die Erscheinung dieselbe."

Dann beginnt die Beschreibung der Quellen, Bäder, Seen und Meere Italiens, an die sich so viel von der alten Mythologie knüpft. Die Hunde am Leibe der berüchtigten Scylla werden auf natürliche Weise aus dem einem Hundeheulen ähnlichen Wogengebrüll in der unter dem Scyllafelsen befindlichen Höhle erklärt; die Sage, daß der griechische Fluß Alpheus unter dem Meere fortgeschwommen sey, um sich mit der schönen Arethusa in Sicilien zu vermählen, findet ihre natürliche Erklärung in dem Erscheinen einer gewaltig aufbrausenden Süßwasserquelle mitten im Hafen von Syrakus. Von großem Interesse ist besonders die Beschreibung der Eindämmung des Po und der venetianischen Lagunen, über die Herr von Martens schon in seiner venetianischen Reise als der einsichtsvollste Kenner geschrieben hat. Einen seltsamen Kontrast zu dem Wasserreichthum des Po und der Lagunen, der sich von den Alpen nährt, bilden die vielen todten oder trocknen Flüsse im Süden Italiens; die von den großentheils kahlen Appenninen in einem sehr kurzen Lauf herabfallend nur zur Regenzeit Wasser haben. — Die Dämme des Po sind gewiß eine der merkwürdigsten Arbeiten, besonders wenn man erwägt, wie alt sie sind und daß sie schon vor den Römerzeiten angelegt und wohlerhalten waren. Der Po führt nämlich eine solche Menge Wasser von den Alpen in die lombardische Ebene hinab, daß er die Ostseite derselben bald ganz überschwemmen würde, wenn man ihn nicht zwischen zwei gewaltige Dämme einzwängte. Zwischen diesen läuft er nun, beträchtlich höher als die umliegenden Felder und Dörfer, einem hohen Kanal oder Aquädukt im größten Maaßstabe gleich. „Der Riesendamm erhebt sich 2½' über den höchsten bekannten Wasserstand und hat oben, wo er durch Uferland geschützt ist, 18', wo er aber unmittelbar von dem Strome bespült wird, 25' Breite. Die strengsten Maßregeln sind ergriffen worden, um diese Schutzwehr wirksamer zu machen. Kein Vieh darf an dem Damme weiden, kein Baum darauf gepflanzt werden, überall sind Aufseher aufgestellt, die unter Distrikts-Ingenieuren stehen. Erreicht der Wasserstand eine bestimmte Höhe, so eilen sogleich alle Beamten auf ihre Posten, außer den gewöhnlichen Nachtposten streifen reitende Patrouillen Tag und Nacht am Ufer auf und ab, und Nachts wird auf alle Kähne, welche landen wollen, gefeuert, um die Bewohner des entgegengesetzten Ufers abzuhalten, daß sie nicht zu Abwendung der Gefahr von ihrer Seite einen Dammbruch veranlassen. Steigt das Wasser so hoch, daß Gefahr droht, so werden die Nachtposten verdoppelt, Alarmkanonen aufgeführt und die hinter dem Damme befindlichen Hauptposten mit Körben, Sandsäcken und andern Geräthschaften versehen; alle Stunden wird nun Rapport erstattet, kein Beamter darf seinen Posten verlassen, die Parole wird ausgegeben und der Dienst wie vor dem Feinde versehen. Bei dem ersten Alarmschusse ertönen die Sturmglocken in allen

benachbarten Ortschaften, die ganze männliche Bevölkerung eilt auf den bedrohten Platz, rastlos bei Nacht und Regen fortarbeitend, bis der düstere Sirocco nachläßt und das Wasser zu sinken beginnt oder, alle Anstrengungen überwältigend, den Damm durchbricht und plötzliches Fallen des Wasserstandes den gespannten Gemüthern des einen Ufers das Unglück, des andern die Rettung verkündigt."

Aus dem, was Herr von Martens über das Meer sagt, heben wir nur einige schöne Stellen aus. Von den Beleuchtungen des Meeres bei Tage sagt er S. 284: „Bei der vollständigen chemischen Auflösung seiner Bestandtheile ist das Meerwasser an felsigen Küsten und fern vom Lande so klar und durchsichtig, wie das reinste Quellwasser; ich konnte an den Küsten von Portici und Sorrento über den Lava- und Felsengrund, in einer Höhe von fünf bis zwölf Fuß schwebend, den Fischern die einzelnen Algen angeben, welche ich aus der Tiefe zu erhalten wünschte, und sie versicherten mich, daß man bei hoher Sonne und ruhigem Wasser den Grund bei einer Tiefe von vierundzwanzig Fuß noch sehe, wenigstens eben so viel, als ich im Gardasee fand, und weit mehr, als ich je in einem Strome gesehen. So wie aber ein Luftzug die Oberfläche der See kräuselt, verdunkelt sich die Tiefe, und diese Dunkelheit nimmt mit der Größe der Wellen zu, weil diese, beweglichen und geneigten Spiegeln ähnlich, die Gleichförmigkeit des ins Wasser fallenden Lichtes durch ungleiche Brechung stören und vieles Licht seitwärts ablenken. Die Fischer, besonders um Neapel, führen daher kleine Krüge mit Oel bei sich; ist das Wasser unruhig, so lassen sie nur einige Tropfen davon hineinfallen, das Oel breitet sich mit ungemeiner Schnelligkeit auf der Meeresfläche aus und bildet auf einige Sekunden einen glatten Spiegel, durch welchen sie wie durch ein Fenster den Meeresboden und die darauf befindlichen Fische und Mollusken erblicken können. Dieser Reinheit und dieser Durchsichtigkeit ungeachtet, welche das Meerwasser in einem Gefäße völlig farblos erscheinen lassen, ist es, wie die Luft, blau, und diese Farbe erscheint um so lebhafter und um so schöner, je tiefer und reiner das Meer ist. Bei einer Seefahrt, bei welcher man das Land aus dem Gesichtskreise verliert, ist die dunkelblaue See viel tiefer gefärbt, als es je der Himmel, selbst unter den Tropen, seyn kann. — Ueber Sandgrund erhält das Meerwasser, so weit es denselben aufrühren kann, eine gelbliche Trübung, und dadurch eine schöne kupfergrüne Farbe, welche bei stärkerer Trübung milchig und graulich, auf Thongrund durch einen stärkeren Zusatz von gelb apfelgrün wird, wie in den Lagunen. In den Kanalen von Venedig, Triest und Livorno, im inneren Hafen von Neapel und an allen Stellen, wo es auf schwarzem Schlammgrunde viel von den Schiffern aufgerührt wird, daher mit Schlammtheilen und sich auflösenden Organismen stark gemischt ist, erscheint das Meerwasser schwarzgrün, wie das süße Wasser unter gleichen Umständen in den Kanälen von Mailand. Von diesen nur durch senkrechtes Hinabschauen, am Besten durch eine Röhre, ganz sichtbaren Farben sind die zufälligen wohl zu unterscheiden, welche das Meer durch das Durchscheinen des Seebodens und durch die Spiegelung des Himmels, der Wolken, der Abendröthe auf seiner Oberfläche annimmt, scheinbare Farben, welche aber ewig wechselnd und immer neu ihm einen Hauptreiz verleihen. So erscheint, wenn man die Sonne im Rücken hat, der Horizont des Meeres dunkelblau und scharf vom Himmel abgeschnitten, hat man sie aber vor sich, silberglänzend, weißlich, und sich mit ungewissen Grenzen in den Himmel verlierend; während des Regens scheint die Meeresfläche oft so grün, wie ein Wald im Frühling, bei Sonnenuntergang purpurn, oft brennend roth, wie das Alpglühen." — Vom berühmten Leuchten des Meeres aber sagt der Verfasser S. 286: „Eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Meeres ist das bleiche, gespensterartige Licht, welches seine Wellen bei jeder Berührung entwickeln. Es zeigt sich nie auf völlig ruhigem Wasser, immer nur an der Oberfläche und tritt um so lebhafter hervor, je stärker die Bewegung ist, am schönsten daher im Kielwasser, der Furche, welche das Schiff im Fahren hinter sich zurückläßt, dem Schlage des Ruders, und jeder raschen Aufregung des Wassers. Wird dieses in die Höhe geworfen, so entsteht an jeder Stelle, wo ein Tropfen ins Meer zurückfällt, ein Funken. Dieses Meerlicht, von den Venezianern Ardore de mar genannt, währt länger als elektrisches Licht, doch immer nur wenige Sekunden und erlischt mit rückkehrender Ruhe, nimmt mit der Wärme der Jahreszeit zu und verschwindet völlig in kalten Winternächten. Je mehr man sich dem Lande nähert, je lebhafter wird es, am schönsten sah ich es in den Kanälen von Venedig und im Hafen von Neapel; als ich aber mit dem Dampfboot von letzterer Stadt nach Genua fuhr, nahm es mehr und mehr ab, je weiter wir uns von der Küste entfernten, so daß zuletzt kaum noch am Steuerruder ein bleicher Silberstreif, dem Schweife eines Kometen vergleichbar, sichtbar blieb. Ich fragte in Neapel meinen Schiffer Fagozzi, woher dieß Leuchten komme, er erklärte es aus der Verwesung der Seethiere, mit der Bestimmtheit, mit welcher man allgemein bekannte Sachen sagt; die Gondoliere in Venedig äußerten sich auf gleiche Weise, und diese Ansicht scheint auch die des Alterthums und der Grund zu seyn, warum die Alten,

wie noch jetzt der gemeine Mann, die Erscheinung keiner Aufmerksamkeit werth hielten. Auch mir scheint Parrots Erklärung derselben durch gephosphortes Wasserstoffgas, welches sich aus der Auflösung nicht nur der todten Thiere selbst, sondern auch der unermeßlichen Menge Schleim, den sie im Leben absondern, bildet und sobald es durch Bewegung des Wassers mit der atmosphärischen Luft in Berührung kommt, entzündet, die einzig richtige zu seyn. Mit elektrischem Feuer hat dieses Licht nichts gemein, nie sah ich ein Seethier willkürlich leuchten, wie ein Johanniswürmchen, und daß man da, wo das Meer besonders stark leuchtet, so viele Thiere aus den verschiedensten Familien fand, erklärt sich ganz einfach daraus, daß diese Bevölkerung auf dreifache Weise, durch ihre sterbenden Mitglieder, durch ihre Schleim- und Unrathsabsonderung und durch ihre Bewegungen zum Leuchten des Wassers beitrug. Auf die Schleimabsonderungen lege ich hiebei das größte Gewicht, da mir aus Erfahrung bekannt ist, wie unglaublich groß sie sind, und dagegen im Meer, wo fast jedes Thier Raubthier ist, äußerst wenige eines natürlichen Todes sterben, jedes vielmehr in der Regel sein Grab im Magen eines andern findet. Die Ansicht, daß das Meerleuchten ein Akt des organischen Lebens sey, hat am gründlichsten und scharfsinnigsten Ehrenberg (Das Leuchten des Meers. Berlin 1835. 4.) vertheidigt, mir scheint jedoch nur so viel bewiesen, daß der abgesonderte Schleim sich oft noch am Thier hängend zersetzt und leuchtet. Es ist schon verdächtig, daß Thiere aus allen Klassen und Familien, sogar Fische, die bekanntlich nach dem Tode sehr häufig leuchten, diese Eigenschaft als Lebensakt besitzen sollen, und völlig unmöglich, daß dieses Leuchten ein Vertheidigungs- und Schutzmittel sey, da die Raubfische durch Licht nicht wie die Löwen verscheucht, sondern wie die Nachtschmetterlinge angezogen werden." Diese Ansicht ist sehr beherzigenswerth.

Vom berühmten Strudel der Charybdis werden Seite 290 einige sehr interessante Notizen mitgetheilt: „Diese Wirbel, Strudel und Ströme sind zwar nicht so gefährlich, wie die Phantasie der Griechen und Römer sie schildern, aber auch nicht so gefahrlos, wie mancher neuere Schriftsteller sie darstellt, welcher sie nur im Sommer bei schönem Wetter sah. Richter erzählt, daß die Engländer während ihrer Besetzung Siciliens in den Jahren 1806—1816 auf der Farospitze und der Erdzunge von Messina eine Anzahl Lootse aufgestellt hatten, um den durch die Meerenge segelnden Schiffen beizustehen. Sobald ein Schiff sich näherte, ging ein Lootse nach ihm ab, und zwei oder mehr stark bemannte Ruderboote waren bereit, es im Fall der Gefahr an das Schlepptau zu nehmen; ungeachtet dieser Maßregeln ereigneten sich dennoch mehrere Unglücksfälle. Im Jahr 1813 versank eine griechische Schebecke in der Charybdis, einige Monate später ging eine sicilische Brigg im Scillastrudel zu Grunde, zu Anfang des Jahrs 1815 gerieth eine englische Barke mit 78 der vorzüglichsten Seeleute auf der Einfahrt um die Farospitze in den Strudel und wurde von ihm verschlungen; die entseelten Körper der Mannschaft fand man am folgenden Tag 5 bis 6 Meilen südlich in der Gegend von Scaletta und Taormina. Bekannt ist der Tod des Nicola Pesce, Schillers Taucher, in der Charybdis, eben so die Legende von dem heiligen Franziskus von Paola, der auf seinem Mantel herüberfuhr. Parthey erzählt das einzige bekannte Beispiel, daß diese Meerenge, wie die der Dardanellen vom Leander und Byron, von einem Manne durchschwommen worden sey. Vier von den Franzosen mit Gewalt ausgehobene Hannoveraner, welche zu Reggio in Garnison standen, unternahmen in einer mondhellen, windstillen Sommernacht das kühne Wagstück, über den Faro zu schwimmen; aber drei ertranken, nur einer trug das nackte Leben glücklich hinüber und ward von seinen in Messina einquartierten Landsleuten mit inniger Theilnahme aufgenommen."

Auf Seite 85 gibt der Verfasser eine Erklärung des Wortes Lava in Verbindung mit Lawine. „Der jetzt den geschmolzenen Steinmassen der Vulkane in allen Sprachen beigelegte Name Lava (von lavare, waschen, und mit Lawine aus gleicher Wurzel stammend) bezeichnet in der Sprache des südlichen Italiens, den die gepflasterten Straßen abwaschenden Ablauf der starken Regengüsse; man nennt in Neapel selbst jedes durch eine Gassenrinne laufende Regenwasser eine Lava, und das Wort ist nur metaphorisch auf die wahrlich nicht waschenden Ergießungen des Vulkans angewendet worden." Auf Seite 307 dagegen läßt er auch eine andere Ableitung des Wortes Lawine zu. „Die Lawine — Lavina der Graubündner, Slavina der Italiener, von labere, fallen, von den Tirolern zu Lahne entstellt, Avalanche der Franzosen von avaler, zu Thal gehen etc." Diese Ableitungen des Wortes Lawine erscheinen allerdings richtiger als die Deutsche von lau, sofern man geglaubt hat, Lawine bedeute den im Sommer lau gewordenen und darum fallenden Schnee.

Recht gute Prospekte in Stahlstich und Grundrisse von Städten sind dem Werke beigegeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 55.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 30. Mai 1845.

Novellen.

Flämisches Stillleben in drei kleinen Erzählungen von Heinrich Conscience. Aus dem Flämischen von Melchior Diepenbrock. Mit Holzschnitten. Der Erlös gehört den Armen. Regensburg, Pustet, 1845.

Der Geist der alten Niederländer kann sich nicht verläugnen. Jahrhundertlang haben sie gekämpft, das wälsche Wesen, das ihnen aufgedrungen werden sollte, zurückzuweisen. Wie könnte man sie für so entartet halten, daß sie jetzt auf einmal ohne Widerstand sich der Tyrannei der Pariser Sprache, Mode und Korruption hingeben sollten? Nein, es sind noch die alten Vlaemingen, wie vor der Schlacht bei Kortryk vor fünfhundert Jahren. Belgien ist ein deutsches und kein französisches Land. Die französische Sprache, Sitte und Unsitte ist nur bei den sogenannten Gebildeten eingedrungen, aber nicht beim eigentlichen Volke, das noch ganz deutsch ist. So war es auch schon vor fünfhundert Jahren. Die sogenannten Gebildeten damals ahmten das französische Wesen nach wie jetzt, und erhielten von den französischen Lilien den Namen Liliarden, wie man sie jetzt wohl nach dem französischen Hahne Cocquins nennen könnte, aber damit ist das deutsche Kernvolk der Niederlande nicht weggekräht von der Erde, sondern besteht noch in seiner alten Kraft und Tüchtigkeit.

Brüssel hat sich herabgewürdigt, der Pariser Presse nachzudrucken. Die Nachdrucker gewinnen unstreitig viel Geld dabei, aber welche Schmach für die alten Niederlande! Welch unwürdige Nachbarstellung! Ja noch mehr, in Verbindung mit andern Umständen droht die Tyrannei der französischen Presse in Belgien der deutschen Natur, Sprache und Sitte des Volks Gewalt anzuthun. Daher der Widerstand von Seiten der Vaterlandsfreunde, vornämlich in Gent und Antwerpen, die nicht leiden wollen, daß man die alte biedere Sprache der Väter so leichtsinnig aufgebe. Unter diesen Männern nimmt der Dichter, dessen Werk uns vorliegt, eine vorzügliche Stelle ein. Er hat es sich zur Aufgabe gesetzt, Bilder nach der Natur, unmittelbar aus dem Volksleben gegriffen, zu zeichnen, und an lebendigen Beispielen den grellen Kontrast der schlechten neuen Sitten Frankreichs mit den guten alten Sitten des deutschen Flandern warnend nachzuweisen. In einem Schreiben des Dichters an den deutschen Uebersetzer heißt es: „Ich würde mir eine Uebersetzung sehr zur Ehre rechnen, und freue mich im Voraus der Hoffnung, daß Sie Ihr Vorhaben ausführen werden, Ihre Landsleute mit den anspruchslosen Hervorbringungen eines Sohnes der großen deutschen Familie bekannt zu machen, der sich niederdeutsch ausdrückt, um so auf seine Brüder einzuwirken, sie der überwiegenden Herrschaft der Kelten zu entziehen und ihre Blicke auf das große Vaterland des Arminius hinzuleiten, von wo heute das Licht leuchtet. Er fügt dann noch hinzu, daß allerdings uns Deutschen manches etwas grell erscheinen möge, und daß wir in unsrer starken Nationalität wohl schwerlich die heftige flämische Abneigung gegen alles Französische begreifen und würdigen könnten; allein das Joch dieser Einflüsse liege schwer auf den Flamingern, und von dorther drohe ihrer Sprache und ihren Sitten, Allem was ihnen heilig, der Untergang."

Die erste Erzählung ist ein Meisterstück. Der Dichter führt uns in eine altflämische Bürgerfamilie ein zu dem Gewürzkrämer Van Rosemael. (Warum der deutsche Uebersetzer das Van und die Diphthongen im Hauptnamen weggelassen und den gut niederdeutschen Namen in Rosemal verwälscht hat, ist kaum zu begreifen.) Der alte Rosemael hat eine brave einfache Frau. „Diese beiden Eheleute, von Kindheit an zu einem nützlichen arbeitsamen Leben erzogen und nun mit ihrem kleinen Handel

fortwährend beschäftigt, hatten nicht Zeit gehabt, an den Fortschritten heutiger Bildung Theil zu nehmen, mit andern Worten: sich zu verwälschen. Ihre Kleider, von starkem Zeug gemacht, waren einfach und änderten fast nie ihren Schnitt; nur unterschieden sie sie in Werktagskleider, Sonntagskleider und Osterkleider. Letztere kamen nur an den höchsten Festtagen aus dem Schranke, und wenn die Rosemal's zur heiligen Kommunion gingen, oder bei Freunden als Taufpathen oder Hochzeitgäste eingeladen waren. Es ist leicht begreiflich, daß diese Bürgersleute aus der alten flämischen Welt in ihrem altmodischen, wenn auch werthvollen Anzuge sich doch ärmlich ausnahmen gegen so manchen vorbeigehenden Stutzer, der sich für einige Franken in die neumodischen papiernen Kleider hatte stecken lassen und wohl gar mit Geringachtung auf die Rosemal's niedersah. Sie waren ungebildet genug, nicht zu wissen, daß ein anständiger Mann nicht um zwölf Uhr zu Mittag ißt, und sie hatten daher die gemeine Gewohnheit, sich gerade mit dem Glockenschlag zwölf zu Tische zu setzen, ja noch mehr, sie vergaßen nie dabei zu beten, sowohl vor als nach der Mahlzeit. Auch noch andere Gebrechen konnte man ihnen zur Last legen, so z. B. verstanden sie kein Wort Französisch, und hatten nie gefühlt, daß ihnen diese Kenntniß nöthig sey; sie waren gottesfürchtig, arbeitsam, demüthig und vor allem friedfertig. Ihre größte Dummheit aber bestand darin, daß sie in ihrer flämischen Einfalt glaubten, es sey besser, jeden Tag einen ehrlich gewonnenen Stüber bei Seite zu legen, als sich durch List und Trug in zwei oder drei Jahren so reich zu zaubern, daß Jedermann die Augen darüber aufsperrt und verwundert ausruft: Aber! aber! wo hat die Ratte * das hergeholt? Mit einem Worte, sie waren flämische Bürgersleute vom alten Schlage. Vater Rosemal hatte eine junge Tochter, Siska wie ihre Mutter genannt, von ungefähr fünfzehn Jahren, hübsch schlank aufgeschossen für ihr Alter, schön von Gestalt und Gebärde, mit blonden Haaren und blauen Augen, ein echtes sauberes brabändisches Kind. — Sie hatte bisher eine gewöhnliche städtische Mädchenschule besucht und ihre Muttersprache beinah gründlich erlernt, daneben das Rechnen und alle Handarbeiten, welche eine gute Bürgersfrau verstehen soll, sey es auch nur, um von der Haushaltung etwas mehr zu wissen als ihre Hausmagd. Sie war wie die Eltern einfältig, gottesfürchtig, gehorsam, liebevoll, nicht ausgelassen, nicht träge, nicht eigensinnig, und in der That ganz geeignet, mit dem Manne, den sie heirathen würde, in Tugend und Ehren das Haus ihrer Vorfahren aufrecht zu halten und den berühmten Spezereiladen fortzuführen. Wie kommt es denn, daß der hundertjährige Laden jetzt geschlossen ist? Welches Mißgeschick hat unlängst die Fässer, Büchsen, Flaschen, Töpfe und Krüge Rosemal's auf den Trödelmarkt geführt? — Diesen Hergang soll euch das Folgende erzählen." — Wir erfahren nun, daß der ehrliche Gewürzkrämer einen Schuster zum Nachbar hatte, der lange mit ihm auf dem besten Fuß in alter bürgerlicher Ehrbarkeit lebte, bis ihn die französische Mode ansteckte und er geschwind reich werden wollte. „Der Schuster, der bisher ein schönes Brod hatte und schon durch Sparsamkeit ein eigenes Haus besaß, ließ eines Tages, während Rosemal am Fieber krank lag, seine zwei Fenster vorn an der Straße ausbrechen und durch einen großen vorstehenden Aushängekasten ersetzen. Auf die Glasscheiben ließ er mit glänzender Farbe allerlei französische Anpreisungen malen. In der Mitte stand in derselben Sprache: zum Stiefel ohne Naht. Magazin von Pariser Stiefeln und Schuhen; — eine Lüge, da er vorhatte, die Schuhe und Stiefel wie bisher alle selbst zu machen. Etwas unterhalb prunkte in dem Glaskasten ein Bild, einen Menschen darstellend, der von dem Wiederglanz der Sonne auf einem gewichsten Stiefel an beiden Augen geblendet wird, und unter diesem Meisterstück von Windmacherei las man die Worte: Echte englische Wichse! — wieder eine Lüge, denn es war immer seine alte selbstgemachte Wichse; nur ließ er sie sich jetzt viermal theurer bezahlen. Auf den Eckscheiben stand: Cautschuk-Schuhe, Korksohlen ꝛc. Der Schuster selbst war schön gekleidet, trug einen Paletot von gewürfeltem Zeug, ein chocoladenfarbiges Beinkleid, eine weiße Unterweste und eine sogenannte goldene Kette auf der Brust, woran eine Uhr oder ein Augenglas hangen mochte. Ein krauser schwarzglänzender Bart umfing sein ganzes Gesicht; sein Kopfhaar war künstlich aufgestrichen und glich täuschend den Wachsfiguren, die man vor den Fenstern der Perückenmacher sieht." Spinal, so hieß der Schuster, that das alles zunächst seiner Tochter zu liebe, die er in einem französischen Pensionat zu einer vollendeten Kokette hatte erziehen lassen. Sein Nachbar Gewürzkrämer schüttelte gewaltig den Kopf dazu und dachte, Gott möge ihn vor ähnlicher Thorheit bewahren! Aber er hatte eine Tochter, fast so alt als die elegante Schusterstochter. Die Weiber flüsterten zusammen. Es wäre doch gar zu schön, wenn Siska van Roosemael auch zu so einer Dame würde. Der alte Krämer widerstand. Ein Arzt, sein Hausfreund, warnte. Aber alles vergebens; die Weiber schmollten so lange, bis der alte Hausherr nachgab und Siska — fuhr in die Pension. Aus dieser kam sie nun gehörig verdorben und mit ungemessenen Ansprüchen zurück. Alles im Hause wurde nun zu oberst und unterst gekehrt und auf den neumodischen Fuß gesetzt. Andere Küche, andere Eßstunden, andere Kleider und

* Ratten werden in Belgien fremde Schwindler und Glücksritter genannt.

Möbel. „Mit ihrer Mutter des Morgens in die sechs-Uhr-Messe gehn, das wird sie nicht thun: im Winter ist es zu kalt, und im Sommer mag sie nicht zwischen all dem gemeinen Volk sitzen; es könnte ihr übel dabei werden. Das Hochamt dauert viel zu lang; sie kriegt kalte Füße auf dem Steinpflaster. Aber die zwölf-Uhr-Messe, das ist ihre Sache, da sieht sie schöne Toiletten, um sie nachzuäffen. Und dann kann sie noch einmal über den Grünen-Kirchhof wandeln und den jungen Herren von bon ton ihre schöne neue Mantille zeigen; (wohlgemerkt: meistens Schneidergesellen, Cigarrenspinner und Ladenbursche). Seht, sie hat ihre alte Mutter genöthigt, ihre Spitzenhaube mit einem seidenen Hut vertauschen und Schnürstiefel an ihre Füße zu heften; sonst würde sie nicht mehr mit ihr öffentlich ausgehen. Aber wie unglücklich sieht Mutter Rosemal aus unter ihrem neuen Kopfputz! Sie kratzt fortwährend an ihren Ohren, denn sie ist das Rauschen des steifen Hutfutters noch nicht gewöhnt; und sie kann kaum drei Schritte thun, ohne mit ihren geschnürten Füßen Bewegungen zu machen wie jemand, der in eine durchlöcherte Matte oder in einen Misthaufen verwickelt ist; so wenig wollen die Schnürriemen mit ihren Füßen Bekanntschaft machen. Die arme Frau! die Nachbarn verlachen sie, während sie Perlen schwitzt und gern durch die Steine sinken möchte vor Scham.... Doch, vergeßt nicht, daß sie das alles für ihre Tochter leidet." Der Vater wurde nach und nach zu Tode gequält; die Zerstörung seines alten Ladens und die Herstellung eines eleganten Etablissements, in das er sich nicht mehr finden konnte, brach ihm das Herz. Der Tochter Thorheit vertrieb die Kunden und verwandelte unter der Maske glänzenden Reichthums den alten Wohlstand in Armuth. Zu spät kehrten Reue und Buße bei ihr ein. Noch schlimmer erging es dem Schuster. Seine noch weit verdorbenere Tochter brachte ihn ins äußerste Elend, sein eben so verdorbener Sohn endete als gemeiner Verbrecher.

Die Geschichte ist, wie die Einleitung sagt, einer wirklichen Begebenheit nacherzählt, woran man um so weniger zweifeln kann, als sich Aehnliches nicht bloß an den Grenzen, sondern auch im Innern Deutschlands in der Bürgerwelt alle Tage zuträgt. Man kann in einzelnen deutschen Städten nachrechnen, wann die Bürgerfrauen und Töchter angefangen haben, Damenhüte und Shawls zu tragen; ja man kann die Eroberungen, welche die französische Mode in dieser Beziehung gemacht hat, von Zunft zu Zunft verfolgen. In der einen Zunft hat es z. B. etwas länger gedauert, ehe die Bürgerstöchter rosaseidne Hüte trugen, als in der andern. Ref. erfuhr von einem alten Bürger, den er vor einiger Zeit sehr niedergeschlagen fand, derselbe habe zum erstenmal einen rosaseidnen Hut ins Haus schaffen müssen, damit seine Weibsleute nicht die einzigen in der Zunft seyen, die noch keinen hätten. Anfangs sey er bei den Gewerben aufgekommen, die sich mit Tuch und Gewanden abgeben, dann zu den Holzkünstlern, dann zu den Lederkünstlern, zuletzt auch zu den Metallarbeitern. Es war ein ehrlicher Schmied.

Die zweite Erzählung „Wie man Maler wird" enthält wieder eine wahre Begebenheit, die Jugendgeschichte eines jetzt berühmten belgischen Malers. Derselbe kam, von einer Großmutter und Mutter von Jugend auf als Genie ein wenig verzärtelt, früh in eine Kunstschule, machte alle Leiden und Freuden derselben durch, hatte das Glück an Herrn de Pret einen weisen und gütigen Gönner zu finden, aber auch das Unglück, ihn bald durch den Tod zu verlieren, und beging die Unvorsichtigkeit in allzu großem und durch frühe Verwöhnung genährtem Selbstvertrauen, ein schülerhaftes Oelgemälde öffentlich auszustellen. Es wurde verspottet, sein Kredit war dahin. Er galt allgemein von nun an für einen Stümper, durfte kein Bild mehr ausstellen, erhielt keine Arbeit und kam mit den Seinigen dem Hungertode nahe. Da begeisterte ihn das Andenken an seinen verstorbenen Gönner de Pret und er malte seine Großmutter, Mutter und sich selbst, wie sie auf dessen Grabe knieen und beten. Dieses schöne, mit inniger Liebe gemalte Bild sandte er unter dem Namen „das Grab des Wohlthäters" auf die Kunstausstellung in Köln und es brachte ihm reichen Segen. Das Bild wurde gekauft, ein zweites bestellt und von nun an folgte Bestellung auf Bestellung. Der Brief aus Köln fand die Familie in Verzweiflung, er sollte zwei Franken Porto kosten und man hatte sie nicht. Die Mutter warf sich dem Briefträger zu Füßen und dieser zahlte das Porto aus Mitleid. Dafür nahm er an dem Freudenmahle Theil, das die hocherfreute Familie veranstaltete. Eine sehr hübsche Idylle, zugleich gewürzt durch treffliche Schilderungen der Mißbräuche in Kunstschulen und Kunstvereinen.

Die dritte Erzählung „Was eine Mutter leiden kann," ist eine schauerliches Nachtstück, die Geschichte einer armen Arbeiterfamilie, die nur wie durch Zufall durch die Dazwischenkunft einer edeln Dame vom Hungertode gerettet wurde. In diese gräßliche Armuth kamen die unglücklichen Leute ohne eigne Schuld, in Folge der Verhältnisse, die den Lohn verringern und die Wohnungen, Lebensmittel ꝛc. vertheuern. Auch der hier erzählte Fall ist eine wahre Geschichte und unzählige andere von noch schlimmern Motiven können ihm zur Seite gesetzt werden. Erst unlängst meldeten die Zeitungen einen Fall aus Elberfeld, der das sogenannte Trucksystem der Fabrikherren, durch welches auch der fleißigste Arbeiter an

den Bettelstab oder an den Rand des Verbrechens getrieben werden muß, ins hellste Licht setzt. Aehnliche Fälle wurden uns mündlich aus einer süddeutschen Fabrikgegend berichtet, wo ein ganzer volkreicher Ort unter der Tyrannei dreier verbündeter Fabrikherren steht, welche nicht dulden, daß die Einwohner des Orts anderswoher Brod, Kartoffeln, Kleider, Schuhe, Branntwein ꝛc. nehmen, als von ihnen und die fast nie den Lohn baar auszahlen, sondern in dergleichen Utensilien von meist schlechter Beschaffenheit und zu von ihnen selbst angesetzten Preisen.

Die Art, wie Herr Conscience die poetischen Bedingungen einer Idylle durch die zarteste Naturtreue erfüllt, zugleich aber auch durch seine Werke warnend und erschütternd auf seine Zeitgenossen einzuwirken sucht, um der immer wilder hereinbrechenden Korruption zu begegnen, kann nicht genug hochgeschätzt werden.

Polizeiwissenschaft.

Das Wesen der Polizei, zu näherer Feststellung ihres Begriffs und des Grundes und Umfangs ihrer Wirksamkeit ꝛc. von Geh. Regierungsrath Dr. L. Funke. Leipzig, Hahn, 1844.

In dieser dem juristischen und regiminalen Modeton ganz conformen Schrift vermissen wir nichts, als eben die Unabhängigkeit von diesem Modeton, die Rücksicht auf das ursprüngliche natürliche Bedürfniß der Polizei im Volke und die Emancipation des politischen Verstandes von den bureaukratischen Vorurtheilen des bisher so einseitig vorherrschenden, das Volk atomisirenden Centralisationssystems. Der gelehrte Verfasser redet auch nicht ein Wort von der Haus- und Familien-, von der Korporations-, Zunft-, Innungs- und Gemeindepolizei, nicht ein Wort von der Selbsthülfe der Natur in einem gesund organisirten Volke; sondern er nimmt schlechtweg das Volk als eine zu beherrschende Masse von Individuen, gleich unzusammenhängenden Atomen, welche von der höchsten Staatsgewalt durch untergeordnete Diener, wie eine Schaafheerde durch den treuen Hund, in Ordnung gehalten und vor Uebelthun und vor Schaden, den ihnen Andere oder den sie sich selbst zufügen könnten, gehütet werden soll. Es fällt ihm nicht ein, auch nur mit einem Worte daran zu erinnern, daß gewisse Gegenstände nur einer polizeilichen Ueberwachung mittelbarer und untergeordneter Art und nicht der höchsten würdig sind, und daß die Krone sich nicht unmittelbar in alle Angelegenheiten der Straße und der Schenke mischen sollte. Noch fällt ihm ein, daran zu denken, daß die gemeine Staatspolizei in ihren letzten Dienern nur geeignet ist, als materielle Gewalt einzuschreiten, aber nicht, auf irgend eine Weise einen moralischen Einfluß zu üben, da es doch im Wesen der Polizei liegen sollte, nicht bloß zu befehlen oder zu verbieten, sondern die Bevölkerung selbst für Erhaltung einer guten Ordnung oder Verbesserung, Veredlung und Verschönerung des Gemeinwesens zu stimmen, ja beziehungsweise zu begeistern. Die Polizei gehört in diesem Sinn der Gemeinde, und den in ihr vorherrschenden Korporationen an, und die Bürger selbst müssen sich dabei betheiligen, und die Aufsicht nach Innungen zweckmäßig vertheilen. Dann wird die Zucht und Ordnung mit Liebe und allgemeiner Anerkennung sicher und strenger gehandhabt, als durch besoldete Diener der höchsten Staatsgewalt. Es gibt eine Menge polizeilicher Objekte, für welche nur die zunächst Betheiligten nur freiwillig kraft ihrer korporativen Autonomie gehörig sorgen können, weil sie allein immer zugegen sind, weil sie allein die Sache aus dem Grunde verstehen. Solchen vertraute man früher die Polizei in ihrem Wirkungskreise an, machte sie dafür verantwortlich und stellte sie nur im Allgemeinen unter die höhere Kontrole; während man ihnen jetzt jedes Mitreden, jede Selbsthülfe streng verbietet und alles nur Schreibern und untergeordneten Polizeidienern anvertraut, die nichts von der Sache verstehen. Wie viel besser wurde z. B. ehemals für die Zucht und gute Aufführung der Dienstboten und Gesellen gesorgt, so lange noch dem Hausherrn, Prinzipal und der Zunft ein Antheil an der polizeilichen Gewalt über sie zustand, so lange namentlich in den Zünften gewisse moralische und sociale Pflichten als unabänderliches Ehrengesetz galten, dem sich jeder Gesell als solcher unterwerfen mußte, aber auch eine Ehre darin sah! Jetzt höhnt der Dienstbote die Herrschaft, der Gesell den Meister ins Angesicht und wenn er nur nicht gerade stiehlt, oder tumultuirt, so kann er übrigens Moral und Ehre mit Füßen treten, wie er will, und in die tiefste Gemeinheit versinken.

Die ältere lokale und korporative, von den Betheiligten selbst mit solidarischer Verpflichtung ausgeübte Polizei wirkte positiv, förderte die Sittlichkeit, die Ehrenhaftigkeit, den Bürgersinn. Die neuere bureaukratische durch besoldete Diener von der Centralgewalt ausgeübte Polizei wirkt nur noch negativ, verhindert das Schlimme in seinen auffallendsten Symptomen, greift aber des Uebels wahre Wurzeln nicht mehr an und ist durchaus unfähig, einen freiwilligen Trieb zum Guten zu wecken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 56.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 2. Juni 1845.

Schädellehre.

Handbuch der Phrenologie von Gustav v. Struve. Mit 6 lithogr. Tafeln und Text-Abbildungen. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Wieder ein neues Handbuch der Schädellehre oder der Lehre von den Organen des Gehirns. Es sind deren in neuerer Zeit mehrere erschienen. Die in Deutschland schon fast ausgestorbene Schule hat sich verjüngt durch das Beispiel und den Einfluß ihrer Anhänger in England und Nordamerika.

Warum hat die merkwürdige Erfindung unsres Landsmanns, des Dr. Gall, im Ganzen so wenig Anklang gefunden? Die Antwort liegt nahe. Wer es unternimmt, alle Talente, geistige Fähigkeiten und sogar alle moralischen Handlungen zurückzuführen auf eine größere oder geringere Biegung des Schädels und auf ein paar Loth Gehirnmasse mehr oder weniger, der greift das den Menschen zur andern Natur gewordene Freiheitsbewußtseyn auf eine Weise an, daß man sich mit Unwillen von ihm abwenden würde, wenn seine Lehre die volle Wahrheit enthielte, ihn aber nur verlacht, so lange er den Beweis dieser innern Wahrhaftigkeit seiner Lehre nicht vollständig geführt hat. So wie Galls Lehre als richtig und übereinstimmend mit der Erfahrung erkannt ist, hört jede moralische Zurechnung auf, kann es keine Sünde vor Gott und kein Verbrechen vor menschlichem Gerichte mehr geben, denn der Betrüger und Mörder wird durch das Organ des Betrugs und Mordes in seinem Gehirn absolut gezwungen zu betrügen und zu morden, so wie andrerseits die Tugenden und Talente edler und großer Menschen auch kein Verdienst, sondern nur Nothwendigkeiten in Folge der Gehirnbildung sind. Eine Prädestinationslehre, gegen die sich alles menschliche Gefühl sträubt, und von Rechtswegen.

Das darf aber nicht hindern, die Lehre scharf zu prüfen, und vielleicht wird man finden, daß sie bis auf einen gewissen Grad wahr ist, wie schon so manche Entdeckung in der Körper- und Seelenlehre, aus der man übertriebene Konsequenzen ziehen zu müssen vermeinte, und die deßhalb von anderer Seite her ganz verworfen wurde, sich im Verlauf der Zeit Anerkennung bis zu der Linie hin verschafft hat, wo die einfache Naturwahrheit ihre Grenze findet und der philosophische Traum anfängt.

Hieraus erklärt sich, warum die Schädellehre Galls einerseits so oft und entschieden verworfen, andrerseits aber immer wieder aufgenommen worden ist. Gall, zu Tiefenbronn bei Pforzheim im Jahr 1758 geboren, wurde schon als Knabe auf die Uebereinstimmung gewisser Verschiedenheiten in der Schädelbildung und im Charakter seiner Mitschüler aufmerksam. Er übte sich nun mehr und mehr in Vergleichungen dieser Art und gelangte mit der Zeit zu einem förmlichen System. „Im Jahr 1785 hatte er seine akademischen Studien vollendet. Nach eilfjährigen angestrengten und unausgesetzten Forschungen fing er zuerst an, mündlich seine Ansichten über Gehirn- und Schädelbau in größeren Kreisen mitzutheilen. Bis zum Jahre 1802 setzte er diese Privatvorlesungen zu Wien vor einem zahlreichen und ausgesuchten Publikum fort, als sie plötzlich im Anfange dieses Jahres, in Folge eines kaiserlichen Kabinetsbillets, geschlossen wurden. Allein mit Blitzesschnelle verbreitete sich die neue Lehre über Deutschland und die Nachbarländer. Gall konnte daher hoffen, an andern Orten einen günstigeren Boden für seine Samenkörner zu finden, als in Wien. Schon früher hatte sich Dr. Spurzheim mit ihm verbunden und ihm in seinen, namentlich anatomischen und physiologischen Forschungen Beistand geleistet. Im Jahre 1805 verließen beide zusammen Wien, besuchten die bedeutendsten Städte Deutschlands und der Nachbarländer, und hielten Vorlesungen in denselben. Man sollte den

beiden Gelehrten zwar wohl Achtung und Aufmerksamkeit, allein man hielt sie nirgends fest. Kleine Geister, neidische Gelehrte, Dichter, welche den Massen zu lachen geben wollten, verbündeten sich mit der Intoleranz und der Bigotterie, und so wurden die beiden großen Männer von dem deutschen Boden verdrängt. In Frankreich suchten sie Schutz. Doch auch da blieb der Neid nicht unbeschäftigt. Ein Kaiserwort Napoleons trat dem Deutschen, dem Ausländer, Gall, entgegen und vereitelte seine Bestrebungen, bei der französischen Akademie Anerkennung zu finden. Auch dieses brach den Muth der rüstigen Kämpfer für die Wahrheit nicht. Sie fuhren fort, Vorlesungen zu halten, bis diese im Jahr 1814, in Folge einer allgemeinen Verordnung, geschlossen wurden. In England, Schottland und Nordamerika eröffnete Spurzheim nunmehr seiner Wissenschaft ein neues, großartiges Feld der Thätigkeit. Im Jahre 1828 starb Gall auf seinem Landgute Montrouge bei Paris, im Jahre 1832 Spurzheim in Nordamerika. Allein mittlerweile waren der neuen Seelenlehre tüchtige Pfleger herangewachsen. Georg Combe und sein Bruder Andreas wurden die kräftigen Stützen der aufstrebenden Wissenschaft. Viele andere bedeutende Männer schlossen sich ihnen an. Es entstand eine reiche Literatur, ganze Wissenschaften wurden durch die neue Seelenlehre regenerirt. Von der Hauptstadt Schottlands verbreitete sich dieselbe raschen Schrittes über die drei vereinigten Königreiche und über Nordamerika. Die bedeutendsten Städte Alt- und Neu-Englands gründeten phrenologische Gesellschaften, und so wurde die neue Lehre, welche den Namen Phrenologie mittlerweile angenommen hatte, auch ins praktische Leben übergeführt. Bereits stehen in Schottland, England und Nordamerika mehrere Strafanstalten und Irrenhäuser unter der Leitung der Phrenologen, gleichwie die bedeutendsten medicinischen Zeitschriften Englands sich zu Gunsten ihrer Wissenschaft ausgesprochen haben. Die Reise, welche Georg Combe auf vielfache Einladung in den Jahren 1838, 39 und 40 nach Nordamerika machte, belebte dort aufs Neue die phrenologischen Bestrebungen. Das Unterrichtswesen vieler Städte, ja schon eines ganzen Staates, des Staates Massachussets, mit einer Bevölkerung von einer Million Menschen, steht unter der Leitung dieser, in Deutschland noch immer so wenig beachteten Wissenschaft. In Frankreich haben sich Vimont, Broussais, Bessieres, Fossati, Voisin, Dumoutier und Andere um die Phrenologie große Verdienste erworben, und in Paris besteht auch eine phrenologische Gesellschaft. In Italien wurde zwar der erste Versuch von Uccelli, der Wissenschaft Eingang zu verschaffen, in ähnlicher Weise bekämpft, wie in früherer Zeit das System Galilei's; allein Ferrarese, Molossi, Rigoni, Zarlenga, Dr. Castle und Andere haben sich dadurch nicht abschrecken lassen, auf dem Wege der Wahrheit kühn voranzuschreiten. In Dänemark haben Professor Dr. Otto und Dr. Hoppe, in Schweden Dr. Schwarz für sie gewirkt, und auch in Deutschland fängt sie an, allmählig ihr Haupt wieder zu erheben, wozu die im Sommer 1842 von Herrn Georg Combe zu Heidelberg gehaltenen phrenologischen Vorlesungen einen kräftigen Impuls gegeben haben."

Diesem historischen Ueberblick folgt die Auseinandersetzung des Systems selbst. Sie ist klar zu nennen, aber keineswegs erschöpfend. Der Grundgedanke tritt sehr deutlich hervor, aber die Anwendung auf die Erfahrung läßt noch viel zu wünschen übrig.

Vor allem müßte mit größter Gewissenhaftigkeit an einer Menge vollkommen beglaubigter (nicht bloß beiläufig erwähnter) Beispiele das Zutreffen jeder bedeutend vortretenden Hirnanschwellung mit einem bedeutend vortretenden Charakterzug nachgewiesen, und es müßten dabei alle vorkommenden Anomalien aufrichtig eingestanden, erklärt und widerlegt werden. Man müßte mit den Contouren des Schädels so ängstlich seyn, wie Cuvier mit den Contouren urweltlicher Thierknochenreste. Man müßte sie in einem eigends dafür eingerichteten Kabinet sammeln, Normalschädel oder wenigstens Schädeltheile für jedes in der Natur vorkommende Organ haben, nicht bloß einige auffallende Exemplare, mit denen man das Staunen der Zuhörer forcirt. Ehe nicht eine ganz komplette Sammlung dieser Art vorliegt und jeder Charakter, jede Intelligenz durch die Contoure des menschlichen Schädels so gründlich, wie die Muscheln nach ihrem Schlosse, wissenschaftlich bestimmt sind, eher ist alles nur noch erster und vager Versuch.

Zweitens müßte die vergleichende Osteologie hier ihre volle Anwendung finden und das Vorkommen jedes menschlichen Hirnorgans durch das ganze Thierreich verfolgt werden, so weit es bei demselben noch erkennbar ist. Einzelne auffallende Uebereinstimmungen anzuführen, genügt zur wissenschaftlichen Begründung eines ganzen Systems noch nicht.

Drittens müßte der Zusammenhang charakteristisch vortretender Gehirnorgane mit der ganzen Physiognomie und Mimik des betreffenden Individuums nachgewiesen werden. Der Verfasser hat es in einzelnen Fällen und zwar auf eine überraschende und dankenswerthe Weise gethan. Er hat namentlich gezeigt, wie der Mensch eine Neigung habe, sein ganzes Wesen in der Richtung des bei ihm vorherrschenden Organs zu bewegen, daher z. B. Robespierre und mehrere andere bekannte Hochmuthsnarren den Kopf zugleich in die Höhe und ein

wenig rückwärts, genau in der Richtung des Hochmuthsorgans trugen, und schon das gemeine Sprichwort von einem solchen sagt „er trägt den Kopf hoch;" der Geizige andrerseits immer mit Augen, Nase, Lippen und der ganzen Gestalt bald vorwärts bald unter sich geneigt sey, wieder in der Richtung des Geizorgans rc. Doch kommen diese schönen, auch für den Künstler interessanten Bemerkungen nur zerstreut vor, und sie verbreiten sich noch nicht über alle Pantomimen und runden sich noch in kein System.

Viertens müßte mit größter Umsicht und Schärfe das ursprüngliche Bildungsprinzip nachgewiesen werden. Wie bilden sich die Organe des Gehirns? Außer einigen Andeutungen, die wir nicht genügend oder immer zutreffend finden, gibt das Buch keine Antwort. Der Verfasser geht auf die Eltern zurück, allein er hätte auch auf die Großeltern, auf sehr entfernte Verwandtschaften zurückgehen sollen; denn die physischen, wie moralischen Charaktere springen in den Generationen nach einem noch nicht entdeckten Gesetze über manches nähere Glied hinweg auf ein entferntes. Die Stimmung der Eltern, Klima, Jahrszeit rc. bedingen weit weniger Unterschiede, als jenes noch unbekannte aber in seinen Aeußerungen frappante Generationsgesetz, welches plötzlich im Kinde das unerwartete Gesicht des Großvaters, und nicht das erwartete des Vaters zeigt, oder gar in einem späten Sprößlinge einer weiblichen Linie die längst ausgestorbene Physiognomie des alten männlichen Heldenstammes erneuert.

Welchen Antheil nimmt ferner der menschliche Wille an der Bildung des Charakters, abgesehen vom Gehirnorgane, oder in wie weit bildet der Charakter das physische Organ aus? Durch Uebung bildet sich des Künstlers Auge, des Künstlers Hand wunderbar aus. Sollte sich nicht auch das dem Kunsttrieb entsprechende Gehirnorgan durch die Kunstübung ausbilden? Wo ist hier die Grenze? Wo ist der Anfang? Muß nothwendig immer die erste Anlage eine physische seyn? Muß der ein Baumeister werden, dem in einer Anschwellung des Hirns das Bauorgan angewachsen ist? und kann kein Anderer Trieb zum Bauen fühlen, der diesen Anwuchs nicht hat?

Und gesetzt, man müßte der Phrenologie die Talente Preis geben und anerkennen, jede geistige Gabe hänge wirklich nur von den paar Quentchen Hirn ab, die in dieser oder jener Richtung aufgeschichtet sind; — wie würde es mit dem moralischen Gebiete stehen? müßte man das auch Preis geben? Müßte nothwendig jeder ein Dieb oder Ehebrecher werden, dem das Hirn auf einer gewissen Stelle erhöht ist? und könnte keinem seine Handlungsweise deßfalls zugerechnet werden? Ist die menschliche Vernunft, welche Böses und Gutes zu unterscheiden weiß, und der menschliche Wille, welcher sich darnach entscheiden kann, nicht allen Menschen (die Kranken und Wahnsinnigen ausgenommen) gemeinsam, sondern herrscht der Trieb so unbedingt über beide vor, daß man den, der dem Triebe folgt, nicht darum tadeln, nicht darum bestrafen darf?

Nach Herrn von Struve ist der sogenannte gesunde Verstand und richtige Takt (S. 257) nur das zufällige Resultat einer harmonischen Vereinigung der verschiedenen geistigen Kräfte. Wo diese Vereinigung von Natur aus nicht Statt findet, da herrscht ein Trieb über den andern vor und dem betreffenden Individuum ist daraus kein Vorwurf zu machen. Nach S. 265 ist auch die Tugend nur die „ihrer Bestimmung entsprechende Ausübung jedes von dem Schöpfer in uns gelegten Gefühls," und das Laster nichts als die ihrer Bestimmung widersprechende Ausübung desselben. Aber wenn es Gott gefällt, daß ein Mord nützlich sey, so entspricht er seiner Bestimmung und der Mörder ist nicht mehr strafbar zu nennen. Nach S. 360 ist kein Verbrecher mehr zurechnungsfähig, „weil sein Verbrechen nur beweist, daß die thierischen Triebe im Verhältniß zu seinen moralischen und intellektuellen Kräften zu stark sind, als daß letztere ersteren genügende Gegengewichte entgegensetzen könnten." — Das ist eine Lehre, der man nothwendig widersprechen muß, weil sie durch nichts erwiesen worden ist, vielmehr sehr viele Thatsachen gegen sie sprechen, und weil sie zu den ärgsten Mißbräuchen führen könnte.

Viele Thatsachen sprechen dagegen. Einmal die Reue der meisten Verbrecher nach der That, so wie ihre Scheu und Gewissensskrupel vor der That, überhaupt die Fähigkeit der meisten, die nicht blödsinnig sind, ihr Unrecht zu erkennen. Nur der Verbrecher aus Fanatismus, also schon im halben Wahnsinn, mißkennt es. Das moralische Urtheil im Gewissen ist nicht, wie der Verfasser annimmt, etwas eben so vereinzelt Vorkommendes, wie der Schönheitssinn oder der Witz, sondern es ist etwas allen Menschen Gemeinsames. Es hängt nicht ab von einem Loth Gehirn mehr oder weniger. Es ist kein individuelles Talent. Deßhalb hat man es zu allen Zeiten und bei allen Völkern zum Vorwurfe gemacht, wenn einer ein gemeines Verbrechen beging, mordete, log, betrog, stahl, die Ehe brach rc., während man Niemand je darum getadelt hat, daß er keinen Schönheitssinn oder Witz, kein Rechnen- oder Bautalent besaß. Das Gemeingefühl der Völker stimmt hierin mit der inneren Erfahrung jedes Einzelnen überein.

Zu welchem Mißbrauch müßte die phrenologische Lehre führen, wenn sie je im Staatsleben Geltung erhielte? Jeder Verbrecher würde durch die That seiner

Verbrechen und Laster den Beweis führen, daß sein Trieb stärker sey, als daß seine Tugend das Gegengewicht zu halten vermöchte, und es müßte sogar seine Politik seyn, seine Lasterhaftigkeit zu verdoppeln, um den Beweis desto kräftiger zu führen, wenn etwa der Arzt, der alsdann statt des Kriminalrichters eintreten müßte, die Stärke seines Triebes in Zweifel zöge. Die Welt würde bald einem Zuchthause gleichen, worin nur die Zucht fehlte.

Eine merkwürdige Thatsache kommt den Phrenologen zu Statten, obgleich Herr von Struve sie nicht anführt, die Erfahrung nämlich, daß sich Verbrechen aller Art in bestimmten Städten und Gegenden nach dem Maaße der Bevölkerung regelmäßig wiederholen, daher man schon die Zahl der Selbstmorde, Morde &c., ja sogar die besondere Zahl der Erschießungen, Erhängungen, Vergiftungen &c. nicht ohne einige Sicherheit vorausberechnet hat. Allein von allen diesen Verbrechern hat Jeder vorher Scheu getragen, sein Verbrechen zu begehen, und hat ihn, wenn er es überlebt, Reue darum ergriffen. Jeder war für sich überzeugt, daß er Unrecht thue.

Wenn nun auch die Verbrechen vorherbestimmt wären, wenn in ihnen ein höheres Naturgesetz obwaltete, so würde das ihre rein moralische Natur und die Zurechnungsfähigkeit dessen, der sie begeht, doch durchaus nicht einschränken. Die Welt ist also geordnet, daß in ihr die Freiheit ihr Recht behauptet bei aller Strenge der ewigen Naturgesetze; und wer die Freiheit nicht begreift, dem wird auch der wahre Sinn jener Naturnothwendigkeit verschlossen bleiben.

An die zunächst philosophische Aufgabe, den Ursprung des Charakters und der ihm entsprechenden Gehirnplastik, oder ihr erstes Bildungsprinzip entweder innerhalb oder außerhalb der unfreien Natur nachzuweisen, schließt sich fünftens die praktische Aufgabe, die Gesetze der Phrenologie auf Erziehung und Medizin anzuwenden.

In Bezug auf die Erziehung ermahnt der Verfasser mit Recht, man soll die Kinder nicht in Bausch und Bogen nehmen, sondern mehr auf ihre Individualität achten. Allein er geht hierin wieder zu weit, weil die Lehrer selbst die verschiedenste Eigenthümlichkeit haben und am Ende, wenn man die Besonderheiten hervorhebt und das Gemeinschaftliche bei Seite stellt, Keiner Keinen mehr versteht. Wie soll je ein phlegmatischer Lehrer einen cholerischen Knaben verstehen und umgekehrt? Auch die gründlichste phrenologische Pädagogik wird praktisch unausführbar bleiben, weil ihr die Pädagogen fehlen werden, die allen Anforderungen des Jugendverständnisses genügen. Uns scheint daher die alte Manier des in Bausch- und Bogennehmens doch nicht so gar verwerflich. Wenn sie nicht gar zu grob und unnatürlich gehandhabt wird, bleibt sie immerhin die allein praktische. Die Verschiedenheit der Charaktere soll allerdings mehr berücksichtigt werden, als es früher von den Orbilen zu geschehen pflegte; aber das Gemeinschaftliche bleibt doch immer vorherrschend. Alle gewöhnen sich leicht an gleiche Speise, Tracht, Bewegung, Sprache. Alle haben Scham und Gewissen in sich, um Recht von Unrecht unterscheiden zu können. Nur in den Temperamenten und Talenten weichen sie ab. Wenn nun auch der Unterricht verschieden ist, so bleibt doch immer die eigentliche Erziehung die selbe gemeinschaftliche. Wollten aber die Phrenologen ihre Lehre wahrhaft praktisch aufs Leben anwenden, so müßten sie durch eine Art von Orthopädie des Gehirns die vortretenden Organe des Schlechten zurück- und die des Guten vordrängen.

Was endlich die Arzneikunde betrifft, so wäre der Phrenologie die Aufgabe zu stellen, sich nicht bei einzelnen Andeutungen über den Zusammenhang der äußeren Verdauungs-, Athmungs-, Bewegungs-, Generations- und Sinnesorgane mit den Organen des Gehirns zu begnügen, sondern die Sache zu erschöpfen. Wenn eine Verletzung des Hirns Lähmung des entsprechenden Gliedes verursacht, oder umgekehrt durch Verletzung eines Gliedes eine Hirnentzündung herbeigeführt wird, wenn Leiden des einen Theils Symptome des Andern hervorrufen, und wenn durch ein Heilverfahren an dem sekundären Theil angebracht, der primäre Sitz der Krankheit betroffen wird, so ist das eine Lehre, die doch wohl ihre durchgeführteste Ausbildung verdiente, wenn sie überhaupt haltbar ist.

Berichtigung.

Im 9ten Heft der dießjährigen historisch-politischen Blätter von Philipps und Görres S. 606 wird eine Aeußerung Soldans, die in dessen Geschichte der Hexenprozesse S. 300 steht, irrthümlich dem Rezensenten derselben im Literaturblatt von 1843, Nr. 103, zugeschrieben. Durch ein Versehen fehlen in dieser Nummer zwar die Redetheilchen vor der aus Soldans Werk citirten Stelle, stehen aber deutlich an ihrem Schlusse. Zur bessern Verständniß wäre Seite 275 des Literaturblatts von 1839 zu vergleichen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 57.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 6. Juni 1845.

Dichtkunst.

Die Reime des Francesco Petrarca. Uebersetzt und erläutert von Karl Kekule und Ludwig von Biegeleben. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

Sehr zweckmäßig angelegt. Die Uebersetzer haben sich an die Marsand'sche Rezension und Textanordnung gehalten, welche die am meisten kritische und empfehlenswerthe ist. Sie haben ferner, anstatt die schon so oft gedruckten Lebensbeschreibungen Petrarcas wieder aufzuwarmen, es vorgezogen, aus seinen eignen prosaischen Schriften die interessanten Stellen zu übersetzen, in welchen er die Hauptmomente seines Lebens selbst beleuchtet hat.

Bekanntlich ist die schöne Laura der Hauptgegenstand, von dem die berühmten Gedichte Petrarcas handeln. Deßhalb hat von jeher die Untersuchung, wer diese Laura eigentlich gewesen, die Kritiker sehr angelegentlich beschäftigt. Ueber diese Forschungen erhalt man hier eine vollständige Uebersicht. „Schon kurz nach Petrarca's Tode war man über die Persönlichkeit Laura's wie über die Natur der Liebe des Dichters im Zweifel. Man gerieth auf die Idee, Laura sey nur eine ertraumte Geliebte, oder gar eine Allegorie, eine Verkörperung des Begriffs der Tugend, der Weisheit oder der Religion. Allein die gänzliche Unstatthaftigkeit solcher Vermuthungen liegt für Jeden klar am Tage, der Petrarca's Gedichte und Schriften auch nur oberflächlich kennt; Laura's wirkliches Daseyn ist durch eine Menge Stellen von höchst thatsächlichem und persönlichem Inhalt verbürgt. Neben derartigen grundlosen Hypothesen erhielt sich aber auch eine Ueberlieferung bestimmterer Art. In der Gegend von Avignon scheint sich die Sage nie verloren zu haben, daß Laura der dort blühenden Familie von Sade angehört habe. Fast 200 Jahre nach Petrarca wurde jedoch diese Tradition durch eine neue Meinung fast völlig verdrängt, obgleich sie zu derselben Zeit eine merkwürdige Beglaubigung erhielt. Jenes geschah durch die Behauptungen des Alexander Vellutello, eines der vielen Ausleger und Lebensbeschreiber Petrarca's, dieses durch die Entdeckung des Grabes der Laura. Vellutello unternahm, um Nachforschungen über Laura anzustellen, im Anfang des 16ten Jahrhunderts eine Reise nach Avignon. Er wendete sich zuerst, jener Tradition folgend, an die Familie von Sade, und erhielt auch von Gabriel von Sade die Auskunft, daß Laura eine Tochter des Johann von Sade, auf einem Landgute zu Gravesons geboren, und in der Franziskanerkirche zu Avignon in der Begräbnißkapelle des Hauses von Sade begraben sey. Allein da Vellutello in den Zeitangaben des Gabriel von Sade einige offenbare Unrichtigkeiten fand, so schenkte er den Nachrichten desselben überhaupt keinen Glauben, und unternahm weitere Nachforschungen in der Umgegend von Vauclüse, bis er zu Cabrières, einem zwei Stunden von Vauclüse entfernten Dorfe, in den alten Registern der Pfarrkirche eine am 4. Juni 1314 getaufte Laura, Tochter des Heinrich Chiabau, Herrn von Cabrières, entdeckte. Er erfuhr weiter, daß es zu Cabrières Sitte sey, am Charfreitag eine Wallfahrt nach Vauclüse und l'Isle zu unternehmen. Aus Petrarca's Gedichten war der Charfreitag des Jahres 1327 als der Anfangstag der berühmten Liebe bekannt, und nach einigen Stellen, namentlich im Son. I. 133, in den Canzonen I. 10—13 und in einer lateinischen Ecloge, schien die Scene der ersten Begegnung ins Freie, an das Ufer der Sorgue, verlegt werden zu müssen. Vellutello laßt daher seine Laura von Chiabau an der Charfreitags-Wallfahrt Theil nehmen, auf dem Rückwege bei l'Isle auf einer Wiese zwischen zwei Armen der Sorgue sich ausruhen, und hier zuerst von Petrarca gesehen werden." Allein im Jahr 1533 wurde wirklich in

der Franziskanerkirche zu Avignon und in der Begräbnißkapelle des Hauses Sade das Grab einer Madonna Laura entdeckt, zu welchen zu wallfahren der in Liebessachen stets warme König Franz I. keinen Anstand nahm. Aber erst 1764 machte ein Abbé de Sade die Behauptung Vellutellos zu nichte. Seinen sehr gelehrten Untersuchungen über die Alterthümer seiner eignen Familie zufolge „war Laura die Tochter des Ritters Andibert von Noves und seiner Gemahlin Ermessenda, und zu Avignon i. J. 1307 oder 1308 geboren. Ihr Vater starb 1320 und hinterließ drei Kinder, Johann, Laura und Margaretha, unter Vormundschaft der Mutter. Laura wurde i. J. 1325 mit Hugo von Sade, Sohn Pauls von Sade, vermählt; der Heirathskontrakt ist vom 16. Januar, in der Liebfrauenkirche zu Noves, einem Flecken zwei Meilen von Avignon, datirt. In dieser Urkunde ist ein Brautschatz von 6000 livres tournois bestimmt, und außerdem die Ausstattung vollständig aufgezählt; unter Anderm kommt ein grünes und ein rothes Kleid vor (unas vestes completas de viridi, et alias de scarlata), und eine silberne Krone, 20 Goldgulden an Werth. Daß sogar das grüne und das rothe Kleid, welche im Canzoniere mehrmals (z. B. Canz. I. 2, St. 1; I. 12, St. 3) angedeutet werden und auch auf den alten Bildern Laura's nicht fehlen, nach fast einem halben Jahrtausend urkundlich würden nachgewiesen werden, war in der That mehr als erwartet werden konnte. Petrarca's Geliebte war also, wie dieß schon früher Gesualdo, Castelvetro, Tassoni und Muratori in unbestimmter Weise vermuthet hatten, keineswegs unvermählten Standes, sondern als Petrarca sie am 6. April 1327 in der Kirche zu Avignon kennen lernte, schon seit zwei Jahren verheirathet und wahrscheinlich schon Mutter; ein Umstand, der für das Verständniß der Gedichte Petrarca's und des Charakters seiner Liebe von wesentlicher Bedeutung ist. Laura's Testament ist am 3. April 1348 errichtet, also drei Tage vor ihrem Tode, dessen Datum Petrarca in seinen Gedichten und in der Aufzeichnung im Virgil genau angegeben hat. Wahrscheinlich wurde sie ein Opfer der verheerenden, von Boccaccio im Decamerone erwähnten Pest des Jahres 1348. Das Testament enthält verschiedne fromme Vermächtnisse, und die Bestimmung des Begräbnisses in der Minoritenkirche; es geht aus demselben hervor, daß Laura sechs Söhne und drei Töchter hinterließ." De Sade's Ansicht blieb bis auf die neuere Zeit die herrschende. Nun haben sich aber gegen sie neue, doch wie unsre Herausgeber glauben, nicht gehörig begründete Zweifel erhoben. Costaing de Gusignan stellte die sehr vage Hypothese auf, Laura sey aus dem Geschlecht de Baur gewesen. Roselli erneuerte die Hypothese, sie habe nicht wirklich existirt, sondern sey nur eine Allegorie. Bruce Whyte machte sie zu einer Tochter des Hauses Sade, die unvermählt geblieben &c.

Indem die Herausgeber Petrarca's Charakter schildern, vertheidigen sie denselben gegen ein zu herbes Urtheil des Geschichtschreibers Schlosser. Dieser bezeichnet ihn nämlich als contemplativen Schönredner und gesinnungslosen Höfling, und kann es ihm nicht verzeihen, daß er nicht ein zweiter Dante war. Und doch war Petrarca in der That ein zweiter Dante, so weit es die Verhältnisse erlaubten. Wie Dante war er Ghibelline und hoffte für sein zwischen Hierarchie und Anarchie hin- und hergerissenes Vaterland nur Hülfe vom Kaiser. Aber wenn schon zu Dante's Zeit die kaiserliche Partei unterlag, so war zu Petrarca's Zeit noch weniger Hoffnung übrig, und Kaiser Karl IV. selbst war es, der in seiner feinen Antwort auf Petrarca's Schwärmerei denselben zur Prosa der nüchternen Wirklichkeit zurückführte.

Eher mag man an Petrarca eine gewisse Künstelei in seinen endlosen Liebesklagen tadeln. Die Motive sind nicht immer natürlich gegeben, zuweilen sind es Spitzfindigkeiten; zuweilen wird man gezwungen zu glauben, er habe sich nur aus Gewohnheit hingesetzt, um ein Sonett als Tagespensum zu machen, wie man vorgeschriebene Gebete am Rosenkranz abbetet. Allein wenn dieß ein Vorwurf für den Dichter ist, so erhellt doch andrerseits daraus wieder die Wahrheit seiner tiefeingewurzelten Liebe, die ihn unaufhörlich beschäftigte, und die Zahl der Sonette und Canzonen, in denen die Motive natürlicher, die Sprache ungekünstelter ist, bleibt doch immer die größere. An einem Geiste, wie dieser ist, soll man nicht mäckeln. Schön ziert diese Stirne der verdiente Lorbeer.

Um eine Probe der gelungenen Uebersetzung zu geben, theilen wir die schöne Stelle aus der dritten Canzone mit, in der des Dichters innerstes Wesen sich offenbart:

Wenn Wort und Lied dem Grame Nahrung bringen,
Den, ach, der Tag geboren,
An dem ich gab verloren
Den besten Theil von Allem was mein eigen;
Wenn Schmerz nur durch Vergessen wird beschworen:
Was kann mich dennoch zwingen
Mir Leiden zu ersingen?
Warum nicht werd' ich Stein und lerne schweigen?
Ach! ihre Farben zeigen
Crystall und Glases Helle
Nach außen nicht so schnelle,
Wie mein untröstlich Herz enthüllt in Klarheit
Des tiefen Sehnens Wahrheit
Und sein geliebtes Leid, in jener Welle,

Die sich ergießt aus den verweinten Augen,
So Tag und Nacht noch neue Nahrung saugen.

Seltsame Lust im menschlichen Begehren!
Oft werden nicht geflohen
Die Dinge, die doch drohen
Mit einem Schwarm von neuen Klagetönen.
Und ich bin Einer dieser Thränenfrohen;
Mir dünkt es ein Entbehren,
Mein Herz nicht zu versehren,
Vom Weinen meine Blicke zu entwöhnen.
Drum such' ich stets der schönen
Feen-Augen Glanz zu loben,
(Nichts Andres ist verwoben
So tief mit meinem innersten Empfinden)
Und eile so zu finden
Den Quell, draus meine Schmerzen wilder toben,
Mein Herz bestrafend und die Augen beide,
Die mir den Weg gezeigt zum Liebesleide.

Naturkunde.

Königsberger naturwissenschaftliche Unterhaltungen. Erstes Heft. Königsberg, Bornträger, 1844.

Sechs Abhandlungen: über die Entwicklung der Botanik von E. Meyer; über Ernährung und Erwärmung von Dulk; über die Georginen von Ohlert; über die Bildung des thierischen Körpers aus dem Ei von Grube. Von besonderm Interesse ist eine Abhandlung über die Steinkohlen von Oberstlieutenant von Madeweiß. Wir theilen daraus die wichtigsten Resultate mit. „Das alte Steinkohlengebirge gehört zum Uebergangsgebirge und besteht seiner Hauptmasse nach aus einem weichen, glimmerführenden, vorherrschend grau gefärbten Sandstein, der häufig grobkörnig, gelblich gefleckt und oftmals conglomeratisch ist. Zwischen seinen Schichten liegen mehrfach wechselnd Flötze von Schieferthon und Kohlen; dieser Schieferthon ist ein eigentlicher Kohlenschiefer, indem er sich als ein niemals fehlender, charakteristischer Begleiter der Steinkohle zeigt; er scheint das reinere, von gröberen Sandkörnern befreite Bindemittel des Sandsteins zu seyn. Schieferthon bildet in der Regel das Hangende und Liegende der Steinkohlenflötze, ist aber niemals mit der Kohle fest verwachsen, sondern löst sich immer leicht und sehr bestimmt von ihr los; dann folgt im alten Steinkohlengebirge der Bergkalk und zuletzt der alte rothe Sandstein, der meistens die Sohle des Kohlengebirges bildet. Die Steinkohlen bilden regelmäßige Flötze, deren Mächtigkeit von einigen Zollen bis zu 45 Fuß wechselt, und von denen stets Mehrere, bis 150, über einander liegen. Merkwürdig ist ihre häufig muldenförmige oder sattelförmige Lagerung, die sich indeß leicht durch die in verschiedenen Zeiten stattgefundenen Hebungen, der, die Steinkohlenniederlagen umgebenden Gebirge, erklären läßt, wodurch auch die mannigfachen Zerreißungen und Verschiebungen der Flötze entstanden sind. Ueber die Bildung und Entstehung der Steinkohlenflötze haben sich zu verschiedenen Zeiten sehr abweichende Meinungen gebildet. Die Vulkanisten haben sie für vulkanische Laven erklärt, Kirwan leitete sie von Zersetzung kohlenstoffhaltiger Urgebirge her als des Syenits, des Hornblendeschiefers, Porphyrs und Basalts; v. Beroldingen hält sie für uralte Torflager, welche durch chemische Desorganisation Oel gebildet hätten; durch die ungeheure Last der aufliegenden Flötzgebirge wären sie so dicht und fest zusammengepreßt worden, wie wir die Steinkohlen finden. Da man in Italien, aber auch nur da, über den Kohlenflötzen Fischabdrücke und Fischknochen findet, so leitete Arduino das sogenannte Bitumen der Kohlen vom Thran großer Fische her. Gensonné betrachtet sie als eine Thon- oder Mergelerde, welche mit Bergöl getränkt und verhärtet wurde. Andere hielten sie für einen planetarischen Urstoff; Raumer erklärte sie für eine Entwickelungsfolge nie geborner Pflanzenembryonen; nach Bucklands früherer Ansicht hat der Kohlenstoff, der schon in dem sogenannten Urgebirge, im Uebergangsporphyr und in der Grauwacke angetroffen wird, sich entweder unmittelbar mit dem Thone verbunden, wo er nun als Kohlenblende oder Anthracit auftritt, oder er ist mit dem Sauer- und Wasserstoff eine chemische Verbindung eingegangen und hat so das Bergöl, Erdharz, Erdpech erzeugt, also umgestaltet in weiterer Verbindung mit dem Thone endlich die Steinkohle hervorgebracht. Diese Ansichten finden wohl jetzt keine Vertheidiger mehr; als feststehend kann man diejenige annehmen, welche die Steinkohle vegetabilischen Ursprungs seyn läßt, und welche ihre Entstehung den Pflanzen zuschreibt, die zur Zeit der Bildung des Steinkohlengebirges, die Erde bedeckten. Aber auch hierbei weichen die Ansichten von einander ab; nach de Luc sollen sie aus Torfmooren entstanden seyn, welche nur wenig über dem Meeresspiegel lagen. Diese sollen theils unter denselben hinabgeglitten seyn, theils soll das Meer sie überfluthet haben. Flüsse führten endlich, wie man weiter annimmt, in diese Meere erdige und metallische Substanzen, zu welchen aus dem Erdinnern theils Porphyre, theils Kalk in flüssiger Form traten; auch sollen Metalle in flüchtiger Form aus den Tiefen der Erde gekommen seyn und die Kohle durchdrungen haben; (das

letztere nahm man wohl zur Erklärung der Ablagerung von Eisenerzen an, die sich häufig in dem Kohlengebirge finden) diese Ansicht haben außer Jameson, nach Mackullach ganz besonders Ad. Brogniart vertheidigt. Die Andern, an deren Spitze Graf Sternberg steht und dem Boué, Prevost, Voltz und Walchner folgen, vertheidigen die Ansicht, daß die Steinkohlen aus den Pflanzenschichten gebildet worden wären, welche, lauter Reste einer Inselflora, von Pflanzen herstammten, die zugleich mit den, jene Sandstein- und Schieferschichten, welche die Steinkohle begleiten, zusammensetzenden Gebirgstrümmern und durch dieselben Ursachen ihrem ursprünglichen Boden entrückt, so mit den Trümmermassen fortgeführt, in die Becken am Gestade der Inseln, oder in die Mulden zwischen denselben gebracht und hier abgesetzt wären. Namentlich sollen Regengüsse die Pflanzen von ihren in der Nähe befindlichen Standorten auf hochgelegenem und trockenem Lande in Seen und Seebuchten mit fortgerissen haben; hier sollen sie von Nässe getränkt und mit Sand und Schlamm bedeckt zu Boden gesunken und mit früher abgelagertem Sand und Schlamm niedergelegt worden seyn; indem nun gelegentlich eine andere Masse Vegetabilien abgespült und durch folgende Ablagerung derselben Substanzen begraben worden, sey in angemessener Zeit eine Ablagerung auf die andere gefolgt. Karsten stellt in der oben angeführten Abhandlung eine andere Erklärung auf; er meint, daß eine solche Ansicht nicht mit den Verhaltnissen stimme, unter welchen die Bildung des Steinkohlengebirges erfolgte. Alle Umstände deuten vielmehr auf die höchste Ruhe, mit welcher sie erfolgte. Pflanzen, mit unseren jetzigen Holzarten nicht vergleichbar, bedeckten die großen söligen Ebenen des Meeresstrandes, dessen weit ausgedehnte Busen durch Ur- oder Uebergangsgebirge begränzt wurden. Sie fanden ihr Grab unter den Wellen des langsam sich erhebenden Meeres, welches den mit sich führenden Sand auf die damaligen üppigen Wiesen absetzte, bis ein Stillstand im Steigen des Meeresspiegels erfolgte, Dünen sich bildeten, welche eine neue Vegetation auf dem erhöhten Boden des Meeresstrandes gestatteten, eine Vegetation, die abermals durch ein Steigen des Meeres ihren Untergang fand. Dieser Wechsel scheint sich im Lauf von Jahrtausenden oft wiederholt zu haben, bis er durch Ereignisse unterbrochen ward, welche die Oberfläche der Erde neu gestalteten und durch welche sich eine neuere Schöpfung aus den Trümmern der alten erhob." — Die Braunkohle bezeichnet den Uebergang zur Steinkohle, die noch nicht vollendete Bildung der letztern. Der Verfasser glaubt, eine fortwährende Entwicklung der Steinkohle annehmen zu dürfen. „Wenn man zugeben muß, daß die Umänderung der Pflanzenfaser in Steinkohle nicht plötzlich, sondern wahrscheinlich durch einen sehr langsamen Prozeß erfolgte, wenn sich ferner nicht verkennen läßt, daß das Bestreben der Natur auf eine immer mehr zunehmende Verminderung des Sauer- und Wasserstoffsgehalts in den Steinkohlen gerichtet ist, so ist es kaum zu bezweifeln, daß noch jetzt eine Veränderung in der Steinkohlenmasse vorgeht, oder daß der natürliche Verkohlungsprozeß noch nicht abgeschlossen ist. Die Entwickelung von brennbaren Gasarten an solchen Stellen der Flötze, welche vorher noch gar nicht durch Strecken aufgeschlossen waren, deutet auf solche Veränderungen in der Kohlenmasse, welche sich künstlich, nämlich durch Zutritt von atmosphärischer Luft, noch schneller herbeiführen lassen. Daß diese Veranderung durch Verminderung des Wasserstoffgehaltes bewirkt wurde, ist eine Erfahrung, die sich taglich auf allen Steinkohlengruben wiederholt."

Bei dem Aufsehen, welches die Gall'sche Schädellehre neuerdings erregt, ist auch eine Abhandlung von Burdach, welche diese Lehre beurtheilt, von besonderem Interesse. Burdach erklärt sich gegen dieselbe, wenigstens gegen ihre übertriebenen Konsequenzen, und läßt nur die einschränkende Lehre von Carus gelten, nach welcher man „in der vordern Hirnmasse, umgeben von dem Vorderhauptwirbel das Centrum des erkennenden, Vorstellungen aufnehmenden und vergleichenden Seelenlebens, mit einem Worte: die Region der Intelligenz zu suchen habe; die mittlere Hirnmasse ferner, von dem Mittelhauptwirbel umschlossen das Organ des unbewußten Empfindens, des Gefühls vom Zustande des eignen Bildungslebens, des Gemeingefühls, und der Sitz des Gemüthes sey; und daß endlich in der hintern Hirnmasse, umgeben von dem Hinterhauptswirbel, das Wollen, Begehren und zugleich der Fortpflanzungstrieb ihr Centrum finden. — Eine Idee, welche übrigens schon lange vorher von Huschke ausgesprochen worden ist." Doch auch aus dieser Lehre, meint Burdach, sollte man nicht zu viele physiognomische Konsequenzen ziehen wollen. Zum Beweise, wie wenig die Gall'sche Lehre, die jedes einzelne Seelenorgan am Schadel nachweisen will, mit der Erfahrung zusammentrifft, dient der Schadel Napoleons. An diesem nämlich vermochten die Phrenologen weder das Organ der Verstellung, noch das des Zerstörungs- und Begehrungstriebes, noch das des Orts-, Sach- und Personengedachtnisses, noch das der Einbildungskraft, noch das des Zahlensinnes, noch endlich das des Vergleichungs- und Induktionsvermögens mehr als an den Köpfen des halben Menschengeschlechts entwickelt aufzufinden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 58.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 9. Juni 1845.

Geschichte.

1) Geschichte der rheinischen Pfalz, nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen, von Dr. Ludwig Häusser. Erster Band. Heidelberg, Mohr, 1845.

Wieder eine ausgezeichnete Spezialgeschichte, deren nun seit etwa zwei Jahrzehnten von den meisten Provinzen Deutschlands erschienen sind. Der Fleiß der Geschichtsforscher hat in dieser Beziehung Außerordentliches geleistet, ohne daß es vom deutschen Publikum recht anerkannt worden ist, denn in der Regel interessirte die Spezialgeschichte einer Provinz auch nur vorzugsweise die Einwohner derselben, und der großartige Zusammenhang derartiger Arbeiten, durch die eine immer tiefere und klarere Verständniß der gesammten deutschen Geschichte möglich geworden ist, entging den Meisten.

Es ist schon öfter bemerkt worden, daß die Territorien der noch regierenden Häuser früher und öfter ein Gegenstand der Geschichtsforschung waren, als die der untergegangenen Dynastien. So kam es, daß wir lange schon österreichisch-habsburgische, brandenburg-hohenzollernsche, welfisch-braunschweigische, sächsisch-wettinische Landes- und Familiengeschichten hatten, ehe man dazu kam, auch die Geschichte der untergegangenen Häuser der Ottonen, Salier, Staufen, Babenberger, Luxemburger zu schreiben. Der gleiche Fall war es mit den durch Theilungen geschwächten und zurückgebliebenen Häusern. Und so geschah es denn auch, daß Pfalz-Wittelsbach weniger besprochen worden ist, als Bayern-Wittelsbach.

Herr Häusser faßt sich über die älteste Periode der rheinischen Geschichte nur kurz und mit Recht, weil darüber schon anderwärts genug gesagt ist. Schon auf der 70sten Seite seines Werkes langen wir bei der Besitzergreifung der rheinischen Pfalz durch die Wittelsbacher an. Bekanntlich erhob sich dieses Geschlecht unter Friedrich Barbarossa durch seine Anhänglichkeit an die Staufen und erhielt von denselben die Belehnung mit den süddeutschen Ländern der empörten und überwundenen Welfen. „Das Haus Wittelsbach ist die bedeutendste der neuen Familien, die nach dem Untergang der Billunger, Salier, Hohenstaufen und nach dem Riesenkampfe der Welfen und Waiblinger, blühend und mächtig hervortauchen. Wie die Hohenstaufen selbst einst von Heinrich IV. und V. als Mitkämpfer in dem großen Ringen herangebildet wurden, so erzogen sich die Hohenstaufen selbst wieder an den Wittelsbachern ein jugendliches und kraftvolles Geschlecht zum Verfechten ihres Prinzips. Der mächtigste Herrscher aus dem schwäbischen Kaiserhause, Friedrich I., hat im Kabinet wie im Felde keinen Vertreter, der an ritterlicher Kraft, Gewandtheit und kühnem Muthe seinem Otto von Wittelsbach gleich käme, und die ultramontanen Gegner des Kaisers sprechen nicht ohne furchtsame Scheu den Namen eines Mannes aus, dessen pfalzgräflicher Titel ihnen unverständlich war, und der ihnen stets nur als strafender und rächender Schildträger des verhaßten Kaisers erschien. So traten denn auch die Wittelsbacher nach dem Fall der Welfen (1180) in das bedeutendste Erbtheil ihres großen Besitzes ein, und kein Nachkomme Heinrichs des Löwen gelangte mehr zum Besitz von Bayern." — Es ist gewiß sehr merkwürdig, wie jenes erlauchte Haus von rein ghibellinischem Ursprung gleichwohl den Gegensatz des Ghibellinismus und Guelfismus in seiner ganzen Schärfe in sich selbst darzustellen bestimmt war. In keiner regierenden Familie hat sich der innere Zwiespalt deutscher Nation so vollkommen treu in allen seinen Wechseln abgespiegelt, als in dieser. Die Pfälzer Linie blieb vorherrschend dem

Ghibellinismus zugethan, die bayerische wandte sich vorherrschend dem Guelfismus zu; aber wieder in jeder dieser beiden Linien schlugen ausnahmsweise starke Anomalien hervor und der Nachfolger handelte häufig im entschiedensten Gegensatz gegen den Vorgänger. Ludwig III., Kurfürst der Pfalz, führte bei der Verbrennung des Johann Huß zu Konstanz die bewaffnete Macht an, war persönlich am Scheiterhaufen, forderte den Reformator noch einmal vergebens zum Widerruf auf, gebot ihm, da er in einem andern Sinn redete, Stillschweigen und ließ den Holzstoß anzünden. Zweihundert Jahre später stand einer seiner Nachkommen an der Spitze der Hussiten, die ihn zu Anfang des dreißigjährigen Krieges zum böhmischen König wählten, der unglückliche Friedrich. Denselben Friedrich überwältigte Maximilian von Bayern, sein eigner Vetter. Beide Parteien, die ghibellinische, wie guelfische, hatten Wittelsbacher zu Häuptern und wie sich die deutsche Nation auf eigne Kosten besiegte, so auch das Haus Wittelsbach sich selbst. Zu diesen wunderbaren Gegensätzen kommt dann noch der fünfmalige Wechsel der Konfessionen im Pfälzer Hause und Lande, der öftere Wechsel der jesuitischen und illuminatistischen Richtung in Bayern, und die lutherischen Wittelsbacher auf dem schwedischen Throne, unter denen Karl XII. so gewaltig hervorragte, und dessen Machtwort in Schlesien die Jesuiten zwang, protestantische Kirchen herstellen zu lassen.

Der vorliegende Band verfolgt die Pfälzer Geschichte bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Unter den Regenten ragen am meisten hervor der unglückliche Ruprecht, dem die Kaiserwürde zu Theil wurde, ohne daß die bereits zu übermüthigen Reichsstände ihm irgend hätten gehorchen wollen, und der sogenannte böse Fritz, der seinerseits denselben Trotz gegen den Kaiser geltend machte, der jenem Ruprecht so verderblich geworden war. In diesem Eisenkopf ist ein Vorfahre Karls XII. nicht zu verkennen. — Unter den Ereignissen ragen hervor die traurigen Erbstreitigkeiten und Erbfolgekriege im Wittelsbacher Hause selbst, die Streitigkeiten um die Rheinzölle, die Kämpfe der Fürsten und des Adels mit den Städten, dann des Adels gegen die Fürsten (die Sickingenschen Fehden) und der Bauern gegen Fürsten und Adel (der Bauerkrieg), endlich die Reformation. Merkwürdig ist, daß während des ganzen Mittelalters die Pfalz nie von Frankreich her beunruhigt wurde, da sie doch in neuerer Zeit so oft Stürme von dort her und schauervolle Verwüstungen aushalten mußte. Die Ursach war die Macht des deutschen Reichs im Mittelalter und seine Ohnmacht in neuerer Zeit. Acht Jahrhunderte hindurch durfte kein Franzose wagen, an den Rhein zu kommen. Das geschah in den Zeiten, die wir die finstern zu nennen so thöricht sind, und deren nationale Herrlichkeit unsre erbärmliche moderne Entnationalisirung so tief beschämt.

In die Landes- und Volksgeschichte verwebt der Verfasser auch die der Kultur und Wissenschaft, namentlich auf der Universität Heidelberg. Aus diesen mit Vorliebe behandelten Erörterungen wollen wir nur einiges besonders Charakteristische hervorheben. Die deutschen Universitäten überhaupt verdanken ihren Ursprung der Politik des tiefblickenden Kaisers Karls IV., der so lange von den deutschen Geschichtsschreibern verkannt worden ist. Sein ganzes Trachten ging dahin, das päpstlich-französische Bündniß aufzulösen, was Deutschland lange verderblich gewesen, ihm die welschen Vorlande in Italien und Burgund entrissen und seine innere Einheit aufgelöst hatte. Es gelang ihm durch große Klugheit, den Papst von Avignon nach Rom zurückzuführen, dadurch eine Spannung zwischen Rom und Paris und ein Schisma hervorzurufen, durch welches die bisherige päpstliche Allgewalt geschwächt und Deutschland fähig wurde, sich seinerseits wieder zu stärken. Dieser kaiserlichen Politik diente auch die Gründung der Universitäten, indem sie bestimmt waren, Anhaltspunkte des nationalen Geistes gegenüber von Rom zu seyn. „Seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts war der geistige Kampf zwischen Rom und den Nationalitäten mit einer Regsamkeit und Energie geführt worden, der man ansah, wie tief die Streitenden die Bedeutung des Streites erkannten; die physische Gewalt des Staates hatte sich zum ersten Male offen mit der geistigen Opposition gegen das Bestehende verbündet, und selbst wenig gebildete, einseitig praktische Fürsten hatten die Nothwendigkeit gefühlt, zur Verfechtung ihrer Sache sich intellektuelle Waffen zu entlehnen. Kaiser Ludwig IV., gewiß kein Charakter von geistiger Tiefe und Innerlichkeit, suchte sich auf Universitäten Verbündete zu seinem Kampfe gegen die Kirche, und die Leute wie Occam, Marsilius von Padua konnten ihm auch bessere Waffen geben, als die Bildung seiner bayrischen Ritter oder seine eigne. Es war ein großer Fortschritt, daß man die Bedeutung geistiger Waffen jetzt so klar erkannte; noch wichtiger, daß die Verhältnisse der Zeit auf Erwerbung solcher Waffen gleichsam hindrängten und den deutschen Fürsten kaum eine Wahl mehr blieb, ob sie Universitäten errichten wollten oder nicht. Gutachten über kirchliche und wissenschaftliche Fragen hatten die Universitäten schon früher abgeben müssen; es geschah aber im Dienste der Kirche. Wie viel mußte jetzt, wo die Kirche in ihrer alten kompakten Einheit nicht mehr existirte, diese wissenschaftliche Autorität zunehmen; und wenn jemals, so konnte in einer Zeit, die bald nachher das Ansehen des Conciliums dem des

Papstes überordnete, die Emancipation der Universität von der Kirche errungen werden. Gerade jetzt nahm auch die Wirksamkeit der Hochschule, als einer begutachtenden geistigen Behörde, sehr oft eine praktische Bedeutung an; das päpstliche Schisma drängte von selbst darauf hin, in streitigen Fragen sich vor einen unabhängigen wissenschaftlichen Sitz als Gerichtshof zu wenden. Die Unabhängigkeit der Universitäten hatte aber zugleich mit der des Papstthums schwere Schläge erlitten; weder in Italien, noch in Frankreich war sie unangetastet geblieben. Paris, der alte Sitz der kirchlichen Scholastik, war in den Händen des schismatischen Papstes, den die französische Politik als Werkzeug vorschob; die Universität war zur Schildträgerin aller Mißbräuche und Rechtsverletzungen geworden, die sich Kirchenautorität und Staatsgewalt in engem Bunde mit einander erlaubten. Man bedurfte daher für Deutschland eines eignen selbstständigen Sitzes für die Pflege der Wissenschaft; und wie Karl IV. in der Stiftung von Prag dieß Bedürfniß kund gab, so fühlten es nach ihm die Gründer von Wien, Heidelberg, Köln und Erfurt. Daß gerade Ruprecht I. diesem Drange der Zeit auf so edle Weise nachgab, hing noch mit besonderen Verhältnissen zusammen. Er war Freund Karls IV., hatte mit ihm vielfache persönliche Berührungen; möglich, daß er durch die neue Blüthe der jungen Schöpfung zu Prag aufgemuntert ward, Aehnliches zu versuchen; möglich auch, daß Karl selbst, der dankbare Zögling scholastischer Bildung, ihn zur Nachahmung aufforderte. Die Natur selbst schien dem Kurfürsten in seiner angestammten Residenz einen Ort anzubieten, ganz geschaffen für einen körperlich und geistig gleich erfrischenden Sitz der Musen." Die Universität Heidelberg wurde den 18. Oktober 1386 eröffnet.

Aber wie konnte sich der freie Geist einer Universität mit einer kleinen Residenz vertragen? Schon im Jahr 1390 entstanden zwischen den Hofleuten und Studenten heftige Reibungen und die kurfürstlichen Jäger verwundeten mehrere der letzteren. Aber der Kurfürst hielt strenges Gericht und die schuldigen Hofjäger mußten barfuß und barhaupt vor dem Rektor und den versammelten Studenten Abbitte thun. Im Jahr 1406 nahmen die Reibungen einen noch ernsteren Charakter an. Die Söhne des abwesenden Kurfürsten Ruprecht, der damals deutscher Kaiser war, stellten sich selbst an die Spitze der Hofpartei und betheiligten sich bei einem großen Tumult, in welchem der Adel und Pöbel vereinigt über die Studenten und Professoren herfiel und ihre Wohnungen plünderte. Der Kaiser stellte die Ruhe her und befahl seinen drei Prinzen, mit dem ganzen Adel vor Rektor und Senat zu erscheinen und denselben feierlich zu erklären, daß sie die Rechte der Hochschule schützen und erhalten wollten. Zu bemerken ist, daß der älteste dieser drei Prinzen, der bigotte Ludwig III., der dem Vater in der Kur folgte, die berühmte Heidelberger Universitätsbibliothek gründete und also seinen Jugendübermuth auf die trefflichste Weise wieder gut machte. Im Verfolg des 15ten Jahrhunderts erhielt die Universität bedeutende Lehrer, welche tief in ihre Zeit eingriffen und die Reformation vorbereiteten, Johann Wessel, Reuchlin, Wimpheling. Allein diese Männer vermochten damals noch nicht den Ton auf der Universität selbst anzugeben; vielmehr hatte sich nach den Hussitenkriegen die römische Partei wie aller deutschen Universitäten, so auch Heidelbergs, zu bemächtigen gewußt. Die ursprüngliche Bestimmung der Universitäten wurde vergessen. Prag allein hielt seine Aufgabe fest, aber weil die deutschen Studenten und Lehrer aus Prag vertrieben wurden, und die Hussiten ihre große Revolution im antideutschen Sinn begannen, gingen alle deutschen Universitäten zum Guelfismus über und erstarrten darin. Die Vorläufer der deutschen Reformation vermochten ihn nicht zu überwältigen, bevor Luther in Wittenberg auftrat.

Wie die Stimmung der herrschenden Partei in Heidelberg war, als Luther die Reformation in Sachsen begann und der Bauernkrieg ausbrach, erhellt aus Folgendem. „Die politischen Bewegungen, die ganz Deutschland erschütterten, der Bauernkrieg namentlich, welcher die unmittelbare Umgebung der Universität ergriff und zum Theil ihre Güter bedrohte, blieben nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die ruhige Pflege der Wissenschaft. Welch eine Stimmung ein solch revolutionärer Zustand in eine Korporation und ihr ruhiges Leben hineinwerfen muß, davon ist aus den Akten jener Zeit ein sehr lebendiges Bild zu entnehmen; Hoffnung und Furcht, eine ängstliche, zitternde Stimmung und alle Qualen der spannenden Ungewißheit treten aus jedem Schritte der Universität hervor. Die deutsche Stubengelehrsamkeit und der scholastische Zunftgeist haben sich auch hier nicht verläugnet; der Gefahr gegenüber, in welcher sich in einem solchen Augenblick der ganze sociale und politische Zustand befand, bildet die Kleinigkeitskrämerei der Universitätsleute, das Markten um Privilegien und Vortheile, das starre Festhalten an dem gelehrten Zunftwesen einen seltsamen, aber bezeichnenden Gegensatz. In einem Moment, wo alles auf der Spitze stand und ein edler Fürst, wie Johann von Sachsen, gefaßt schien, seinen Fürstenhut mit dem Privatleben zu vertauschen, sträubt sich die Universität gegen jede Dienstleistung, jedes Geldopfer, jede gemeinsame Last, in dem eiteln Wahne, sie allein werde von

dem Strom der drohenden Ereignisse unberührt bleiben. Weil in der Umgegend die Stimmung so gefährlich schien, daß man keinen Augenblick auf Frieden rechnen konnte, sollte sich zu Heidelberg eine Art Sicherheitsgarde aus Studenten und Bürgern bilden; ein handfester Bürger sollte sie führen, der Fischmarkt der Ort ihrer Versammlung seyn. Da schienen Privilegien und Herkommen gleich gefährdet, man zog zur Berathung selbst die sonst in die Ecke gestellten Docenten und außerordentlichen Professoren, welche verheirathet waren, herzu und weigerte sich, in einem Augenblick, wo viele Adelige in Heidelberg studirten, der Rektor selbst ein Graf von Henneberg war, sich unter einem wackern Bürger, der freilich ein Barbier war, zum Schutz der Stadt zu vereinigen. Den gemeinsamen Lasten, womit die Regierung jetzt gern auch sie beladen hätte, setzte sie sich mit zäher Energie entgegen; während die Bewegung ausbricht, der deutsche Fürstenhüte und Bischofsmützen so gut hätten unterliegen können, als die Güter geistlicher Korporationen, machte sie eifrigste und dringendste Vorstellung wegen Beschränkung ihrer Immunität vom Ohmgeld und Legegeld. Vergebens verlangte der Regierungsbeamte, Schenk Eberhard von Erbach, mäßige Opfer von den mit Pfründen und Beneficien versehenen oder den grundbesitzenden Gliedern der Universität, vergebens stellte er den gelehrten Herrn vor, wie gefährlich gerade in diesem drohenden Augenblick die allzu große Zahheit einer geistlichen Korporation werden müsse; sie blieb bei ihrer Hartnäckigkeit und konnte endlich triumphirend verkünden, durch ihre Bitten und Vorstellungen jede Last des gemeinsamen Wohles und Wehes von sich abgewälzt zu haben. Zum innern Gedeihen der Anstalt waren das die verkehrten Wege. Der alte Ruhm der Hochschule reichte nicht mehr aus, sie vor dem Verfall zu schützen; die Zahl der Studirenden minderte sich in einem niemals erlebten Grade. Im Jahr 1525 zählte man nur 36, im Jahr 1526 neunundfünfzig, im Jahr 1527 vierundfünfzig, im Jahr 1528 sechzig, im Jahr 1529 gar nur fünfundzwanzig neu Immatrikulirte." Erst als die Universität zur Reformation übertrat, wuchs wieder ihre Frequenz und ihr Ansehen.

Der zweite Band dieses lesenswürdigen Werkes wird die traurigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges und der folgenden Kampfe mit Frankreich schildern, die für die Pfalz so verderblich waren.

2) Korrespondenz des Kaisers Karl V. Aus dem k. Archiv zu Brüssel mitgetheilt von Dr. Karl Lanz. Erster Band. Leipzig, Brockhaus, 1844. Groß 8. S. 706.

In den Niederlanden sind noch reiche archivalische Schätze aufgespeichert, welche jetzt durch die Liberalität der belgischen Regierung Jedermann zugänglich geworden sind. Die belgischen Gelehrten selbst haben angefangen, Vieles von diesen Schätzen mitzutheilen. So hat Gachard die Dokumente veröffentlicht, welche den großen Genter Aufstand betreffen, und beabsichtigt noch die Herausgabe der Korrespondenz des Kaisers mit der Statthalterin Margarethe und mit seiner Gesandtschaft in England. Altmeyer hat Dokumente edirt, die sich auf das Verhältniß der Niederlande zu Dänemark beziehen. Le Glay will die herausgeben, die sich auf die Kaiserwahl Karls V. beziehen. Herr Dr. Lanz hat nun den belgischen Gelehrten nicht vorgreifen wollen und sich bei seinen Mittheilungen hauptsächlich auf Dokumente beschränkt, welche die Angelegenheiten der Reformation und die Verhaltnisse zu Frankreich und Italien betreffen. Die Akten umfassen den Zeitraum von 1513—1532 und Karl erscheint darin zunächst nur als Erzherzog, aber schon sehr thätig in die Geschäfte eingreifend. Sie sind fast durchgängig französisch, einige auch lateinisch oder spanisch geschrieben, nur wenige deutsch.

Vom höchsten Interesse für den Geschichtsforscher von Fach ist dieses Werk freilich keine Lektüre für das größere Publikum, nicht bloß wegen der alterthümlichen Sprachform, die der Herausgeber sehr mit Recht beibehalten hat, sondern hauptsächlich auch wegen der ermüdenden Weitläuftigkeit der Unterhandlungen. Karl V. war einer der größten Diplomaten aller Zeiten und trachtete durch Unterhandlungen mehr zu gewinnen, als durch das Schwert. Da er sich aber zwischen Parteien befand, die er weder ganz überwinden, noch ganz versöhnen konnte, so war er immer nur beschäftigt, eine durch die andere zu neutralisiren, und sich abwechselnd bald des Papstes, bald der Reformirten, bald Frankreichs zu bedienen, um mit ihnen je gegen den andern zu operiren. Daher wechseln nun in seiner Korrespondenz unaufhörlich Liebkosungen mit Drohungen, Verträge mit Kriegserklärungen, die Sprache des offnen Vertrauens mit tiefster Arglist. Der durchgehende Charakter dieser kaiserlichen Korrespondenz ist aber Vorsicht, Umsicht, unermüdliche Thätigkeit, und bequemste, gewandteste Umänderung des Plans bei zähester Festhaltung des Zielpunkts.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 59.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 11. Juni 1845.

Reisen.

1) Allgemeine Geschichte der Reisen und Entdeckungen zu Land und Meer. Von August Bürck. Erster Theil. Die alte Welt. Magdeburg, Hinrichshofen, 1844.

In diesem anziehend geschriebenen Werke wird nachgewiesen, wie sich der Horizont der gebildeten Welt allmählig erweitert hat. Zuerst wird das Panorama der Länder und Völker durchgegangen, die uns die Bibel vorführt; dann die homerische Welt, um die einst Voß sich viele Mühe gegeben. Ferner verfolgt der Verfasser, so weit es die spärlich erhaltenen Nachrichten erlauben, die Seefahrten der Phöniker und Karthager. Darunter ist wohl die vom ägyptischen König Necho etwa 600 Jahre vor Christi Geburt veranlaßte Reise um Afrika herum die merkwürdigste. Die Phöniker sahen die Sonne im Norden und brauchten auf ihrer Küstenfahrt fast drei Jahre. Merkwürdig ist, daß sie unterwegs ruhig säen und ernten konnten, ohne von den Eingebornen beunruhigt zu werden. Afrikas Süden muß damals noch wenig bevölkert gewesen seyn. Merkwürdig ist auch die Erwähnung des berühmten Meeres Sargasso in so früher Zeit. Schon die Phöniker geriethen in Anhäufungen von Tang, die mitten im atlantischen Ozean ungeheure schwimmende Wiesen bilden. Veranlassung dazu war eine zweite, jedoch nicht durchgeführte Umschiffung Afrikas durch Sataspes, einen von König Xerxes verbannten Perser. Die dritte ebenfalls nicht durchgeführte Umschiffung wurde vom Karthager Hanno geleitet. Diese Reiseschilderung ist unter allen, die ausführlicher beschrieben worden sind (wobei man von den Argonautenfabeln absehen muß), die älteste und schon darum höchst interessant; die darin gegebenen Nachrichten stimmen aber mit den späteren Entdeckungen sehr gut überein. Die großen Feuer, die Hanno an der Westküste Afrikas sah, erblickt man noch jetzt. Sie rühren von den jährlich in Brand gesteckten ausgetrockneten Grasfeldern her etc.

Dann erörtert der Verfasser die Weltansicht des Herodot und den schon breiteren Horizont, den der Vater der Geschichte um sich her überblickte. Wie werthvoll die Nachrichten Herodots sind, ist überall anerkannt, und namentlich seine sehr ausführlichen Nachrichten über Afrika haben erst in neuerer Zeit wieder, seitdem man im Innern Afrikas wieder zu entdecken angefangen hat, Bestätigung gefunden. Daran reihen sich die wichtigen, aber leider nur unvollkommen erhaltenen Reisenachrichten des Ktesias, ferner die besser erhaltenen des Xenophon, beides Griechen, die in persischen Diensten weit umherkamen. Ferner die leider nur kurzen Nachrichten von Stylax, der im Dienst der Perser nach Indien schiffte; des weltberühmten Pytheas von Marseille, der um das nördliche Europa herum zu den Zinninseln (England) nach Thule (Norwegen) und in die Nähe der Bernsteinküsten kam, von dem aber unser Verfasser nachzuweisen sucht, daß er nicht weiter als bis Jütland ostwärts gekommen sey.

Eine neue Welt eröffnete Alexander der Große, dem Aristoteles als kundiger Naturforscher mit wachsamem Auge folgte. Arrian, der Alexanders Fahrten beschrieb, konnte dazu noch eine Menge spätere Erfahrungen über die betreffenden Länder benutzen. Indien wurde zwar den Blicken der Europäer nur zu bald wieder verschlossen, und von den Gelehrten der Seleukiden und Ptolemäer, die Alexanders Eroberungen erbten, ist wenig auf uns gekommen. Von Megasthenes nur Fragmente. Wir wollen nicht alle Namen der verloren gegangenen Forscher hier nennen, nur einige besonders merkwürdige erwähnen. Patroklos, ein Admiral des Seleukos Nikator, hatte noch

eine so unvollkommene Vorstellung vom Norden Asiens und Europas, daß er sich einbildete, das indische, kaspische und atlantische Meer hingen zusammen und man könne aus dem arabischen Meerbusen um Indien herum ins kaspische Meer und von diesem in die Nordsee schiffen. Eratosthenes war der erste, der Chinas erwähnt.

Nun folgen die Entdeckungen der Römer im Norden der Alpen bis nach Britannien hin, und andrerseits in Nordafrika und Arabien. Hippalus war der erste, der die Regelmäßigkeit der Monsoonwinde entdeckte. Die Beschreibung der ersten größern Schifffahrt von Aegypten aus nach Indien und China rührt von einem Kaufmann aus Alexandria her, wurde aber nach Arrian, weil dieser sonst schon viel über Indien geschrieben, Arrians Periplus genannt, ein kleines, aber höchst wichtiges Werk. Der Band schließt mit den Verdiensten der großen Geographen Strabo, Mela, Plinius, Maximus von Tyrus und Ptolemäus.

Dieser kurze Ueberblick mag hinreichen, um den Leser im reichen Material des vorliegenden Werkes zu orientiren. Die Anlage ist großartig. Wenn der Herausgeber bei den späteren Entdeckungen eben so ins Detail geht, dürften noch viele Bände nöthig werden.

2) Die Reise des Marco Polo im dreizehnten Jahrhundert. Zum erstenmal vollständig nach den besten Ausgaben Deutsch mit einem Kommentar von August Bürck. Nebst Zusätzen und Verbesserungen von K. F. Neumann. Leipzig, Teubner, 1845.

Eine gewiß dankenswerthe Arbeit, da von Marco Polos berühmtem Werke bisher nur eine schwache und unkritische Uebersetzung neuerer Zeit und eine sehr alte aus den ersten Zeiten des Bücherdrucks vorhanden waren. Den Weg zu einer kritischen Ausgabe bahnte aber schon 1818 der Engländer Marsden.

Marco Polo kam als venetianischer Kaufmann nach Asien, erlangte hohe Gunst bei Kublai, dem mongolischen Großchan, der das ungeheure Reich Tschingischans geerbt und erweitert hatte, wurde in den Diensten dieses Monarchen durch ganz Mittelasien, so wie durch China und Indien bis zu dessen Inseln geschickt und hatte somit Gelegenheit, jene bisher so wenig bekannten Länder aufs genaueste kennen zu lernen, ja zum Theil genauer, als es jetzt Europäern möglich ist. Aber gerade je bestimmter die Nachrichten Marco Polos von der Größe jenes Mongolenreichs, von der Pracht und dem Reichthum der Städte in China und von der wunderbaren Natur Indiens waren, um so weniger schenkte man ihm bei seiner Rückkehr nach Europa Glauben und hielt sein Werk lange Zeit für eine Sammlung abenteuerlicher Lügen. Erst in neuerer Zeit ist seine Autorität vollkommen anerkannt worden.

Es macht einen sehr eigenthümlichen Eindruck, im 13ten Jahrhundert zu derselben Zeit, in welcher in Europa das edle Haus der Hohenstaufen unterging und die durch der Päpste Arglist der Oberhoheit des Reichs entbundenen Stände in zügelloser Rohheit gegen einander wütheten, jeder durch des Papstes Gunst und die eigne Faust ein größeres Beutestück vom zertrümmerten Reiche zu erlangen hoffend, — gerade in dieser Zeit der nationalen Entwürdigung durch Priesterränke und des brutalsten Egoismus im Faustrecht plötzlich aus dem wilden Getümmel Europas in den Frieden Chinas, seiner hohen Kultur, seiner zahmen Polizei, seiner mannigfaltigen Industrie versetzt zu werden. Es ist fast so, als würde man aus jener Zeit in die — unsre versetzt; denn alles ist seitdem auch bei uns chinesischer, polizeimäßiger und industrieller geworden. Das Mittelalter und die Modernität rücken nirgends so nahe zusammen, als in der Erscheinung des aus China heimkehrenden Marco Polo in Venedig. Man erwäge nur, wie hochgeehrt er durch die gehorsamen und friedlichen Provinzen Chinas reiste, und wie bald er, nach seiner Rückkehr, in die Parteikämpfe der Heimath verwickelt, ein Gefangener der Genueser wurde.

Marcos Vater Nicolo und dessen Bruder Maffio handelten von Konstantinopel aus, welches Balduin von Flandern hauptsächlich mit Hülfe der Venetianer i. J. 1204 erobert hatte, an den Küsten des schwarzen Meeres und geriethen i. J. 1250 etwas zu tief nach Asien hinein. Ein mongolischer Prinz, mit dem sie zusammentrafen, erwog, wie sehr der Großchan Kublai wünsche, sich von fremden Ländern zu unterrichten, ließ also den venetianischen Reisenden keine Ruhe, sondern bewog sie, sich dem Großchan vorstellen zu lassen, der sie aufs ehrenvollste empfing und eine große Freude an ihren Mittheilungen über Europa hatte, und ihnen auch eine sehr friedliche Botschaft an den Papst auftrug. Den Papst nämlich sah er damals als eigentlichen Herrn der Christenheit und Europas an, und von ihm erbat er sich auf die höflichste Weise hundert gelehrte Männer, die ihn noch genauer, als es unsre zwei Venetianer vermocht hatten, vom gesammten christlichen Wesen unterrichten sollten. Es muß dabei bemerkt werden, daß der Chan auch ein politisches Interesse hatte, sich mit den Christen zu verständigen, weil seine nächsten und mächtigsten Feinde die Muhamedaner waren. Mit dieser Botschaft von Kublaichan kehrten die Reisenden nunmehr zurück, brauchten aber von seiner Residenz bis ans Mittelmeer nicht weniger als drei Jahre, so unwegsam war das

Innere von Asien. Papst Gregor X. freute sich sehr, ihre Botschaft zu vernehmen und sandte sie sogleich wieder an den Chan zurück, statt der hundert Gelehrten aber, die nicht aufzutreiben waren, begleiteten sie nur zwei Mönche, die den Chan bekehren sollten, allein auch diese kehrten alsbald aus Furcht wieder um.

Dagegen nahmen die zwei alten Venetianer auf dieser zweiten Reise Nicolos Sohn Marco mit, der in Abwesenheit des Vaters geboren worden und unterdeß herangewachsen war. Dieser talentvolle Jüngling lernte auf der Reise sehr schnell die Sprache und Sitten des Orients und wurde der Liebling des Großchans, der ihn oft zu politischen Sendungen brauchte und ihm auch eine Statthalterschaft in China auftrug. Siebzehn Jahre brachte Marco in diesen Diensten zu. Dann erst erlaubte der Chan ihm und seinem Vater, auf ihre dringenden Bitten, die Heimkehr. Sie gingen aber dießmal nicht zu Lande, sondern zur See von China aus um ganz Indien herum in den persischen Golf und von da nach Konstantinopel. Im Jahr 1295 kehrten sie wohlbehalten und mit großen Reichthümern heim.

Der Reiseschilderung, die nun in den einfachsten Umrissen gezeichnet ist, folgt die ausführliche Beschreibung der durchreisten Länder. Auch hierbei bedient sich der Verf. des kurzen, doch treffenden Ausdrucks. Wie könnte er auch sonst so viel in einem mäßigen Bande zusammenfassen. Der Werth seiner Mittheilungen ist jetzt allgemein anerkannt und erhellt am Besten aus den Vergleichungen, die sich in Ritters klassischem Werk über Asien finden, worin alle ältere und neuere Forschungen über das Innere dieses Welttheils zusammengestellt sind. Aufs Einzelne derselben können wir hier nicht eingehen. Die Anmerkungen des Herausgebers und die Zusätze des Herrn Prof. Neumann in München, die auch auf jene große Arbeit von Ritter die gehörige Rücksicht nehmen, sind sehr dankenswerth und erleichtern das Verständniß des Autors ungemein.

Dichtkunst.

Elsässische Neujahrsblätter für 1845. Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben von August Stöber und Friedrich Otte. Mit dem Porträt August Lameys. Basel, Schweighäuser, 1845.

Elsässer, Suntgauer, dazu einige Schweizer, Schwaben und Franken haben zu dieser Sammlung Beiträge geleistet und sie ist recht reichhaltig. Voran steht das Leben August Lameys, in vieler Beziehung interessant. Lamey ist 1772 in Kehl geboren, stürzte sich aber in seiner Jugend in den Strom der französischen Revolution. Schon damals verrieth sich sein poetisches Talent. Er dichtete Dekadenlieder, die im „Tempel der Vernunft" gesungen wurden, weil man damals die christliche Religion abgeschafft und Gott im Himmel selber feierlich durch ein Dekret des Nationalkonvents seines bisherigen Amtes als Weltschöpfer, Welterhalter, Weltrichter, Welterlöser abgesetzt hatte. Später ging er nach Paris, diente Napoleon und wurde fast ganz Franzose, bis er im Jahr 1812 als Mitglied des Douanengerichts nach Lüneburg wieder mitten unter Deutsche versetzt wurde. Sein Biograph bemerkt, daß ihn dieser Zufall auf einmal wieder mit deutscher Art und Sitte, deutscher Literatur und Kunst vertraut gemacht, daß es ihn angeheimelt habe, und daß er seitdem sich wieder ganz als Deutscher fühlen gelernt und es in seinen Dichtungen auch beurkundet habe, deren auch wir seiner Zeit in diesen Blättern rühmlich gedacht haben. Es ist nun wohl sehr natürlich, daß der liebenswürdige Veteran der Elsässer Dichter, bei solchen Lebenserfahrungen und in seiner eigenthümlichen Stellung als Straßburger herzlich den Frieden und die Vereinigung aller am Rhein zusammenstoßenden Gegensätze wünscht. Er hofft sie von der Zukunft.

Die Zukunft.

Der du mit dem Dampfschuh gleitest und der Länder Ferne treugst,
Ueber dunkler Meere Wüsten mit der Feuersäule fleugst,
Menschengeist! du mächt'ger Jäger, weithin zielend, ewig reg'!
Welche neue große Beuten läufst du auf dem raschen Weg?

Füllt sich erst der leere Köcher, ist dein Bogen abgespannt?
Oder, bis der Raub verlohnet, hält den Pfeil geduld'ge Hand?
Müden Waidmann winkt der Abend von der Lauer in die Ruh;
Nicht des Tages kurze Stunden, nicht die Jahre zählest du.

Was im geistigen Bereiche wild und roh der Erde schweift,
Muß dem Genius erliegen, der das Hocherspähte greift:
Aber, einst den Preis zu theilen von der edeln Kräfte Spiel,
Sind, dem rechten Band vertrauend, alle Völker nicht zu viel.

Zeiten, öffnet eure Wunder! lebt der sinnige Verein?
Stimmt zusammen Slav' und Maure? fließt die Donau mit dem Rhein?
Dann vielleicht ist keine Themse auf den Neid der Seine stolz;
Welsch' und Deutscher, ungesondert, lacht der Mähre alten Grolls.

Dann vielleicht, ihr Heil zu krönen, erster Eid des Frankenbunds,
Schwören doch die Antipoden des gesammten Erdenrunds!
Ohne Satzung blüh'n der Glaube und die Freiheit und die Macht;
Gottes Antlitz aber strahlet, weil gemeine Treue wacht.

Hierin concentriren sich die Wünsche eines Greises, der die Revolution sah. Aber die unsern sind es nicht. Der Himmel bewahre uns vor einem Nivellement aller Nationen und Meinungen. Es ist zum Glück unmöglich.

Karl Mayer von Tübingen bietet eine Anzahl kleiner Bilder aus der Natur in der von ihm bekannten Manier dar, sehr sinnig und ansprechend; Jeremias Gotthelf eine ländliche Idylle, ebenfalls in seiner bekannten Manier, von der es uns herzlich freut, daß sie je mehr und mehr Anerkennung findet. Jeremias Gotthelf ist einmal eine echte Schweizer Natur und unterscheidet sich gar vortheilhaft von manchen andern, sogar berühmten Schweizer Dichtern, die nur fremde Töne nachahmen und denen man die Landesnatur nicht ansieht. Weiter folgen Gedichte von Adolf Stöber und von Rudolf Tanner in Aarau. Der Letztere, ein bekanntes Haupt der Radikalen, ergeht sich hier, was gewiß merkwürdig ist, in gottseligen Betrachtungen, in der zarten Weise des Novalis. Ferner Lieder von Kilzer in Frankfurt, Hagenbach, Wilhelm Wackernagel, dem wackern Straßburger Drechslermeister Hirtz, Adolf Bube in Gotha, vielen Andern und endlich der beiden Herausgeber. August Stöber theilt noch in Prosa einige sehr anziehende Sagen aus der Bretagne mit. Höchst ungalant, aber originell ist folgende: „Der heilige Sezny war ebenfalls einer jener Gottesmänner, welche aus Hibernien herüber nach der Bretagne kamen, um die Bewohner derselben zum christlichen Glauben zu bekehren. Bevor er das Licht dieser Welt erblickte, träumte es seiner Mutter einst, sie werde einen Stern gebären. Nachdem er an den Küsten der Bretagne gelandet war, klopfte er an der Wohnung eines der reichsten Bauern der Gegend an, und bat ihn, er möge ihm doch ein Obdach gewähren. Da derselbe ihn aber hartherzig abwies, erbaute sich Sezny eine Kapelle zum Gebet und zum Schutz gegen Sturm und Wetter. Seine Arbeit vollendete er in einer einzigen Nacht, denn die Steine kamen von selbst herbei und reihten sich folgsam an einander wie Schafe, wenn sie mit einander in die Pferche gehen. Als Sezny mit seinem Baue fertig war, warf er seinen Hammer in ein Feldstück des reichen Bauern, und als der Tag anbrach, klopfte er abermals an dessen Hause. Was willst du? fragte ihn der schlimme Bauer. Hab' ich dir nicht gesagt, daß für dich kein Schemel an meinem Herde steht? — Ich will nichts von dir, erwiederte Sezny, du sollst nur heraus kommen und dein Getreide abschneiden, das hoch und reif ist, damit ich meinen Hammer wieder bekomme, den ich vom Meeresufer herüber in dein Feldstück geworfen habe. Der reiche Bauer hielt den Fremdling für blödsinnig, denn es war mitten im Winter, und das Getreide hatte kaum zu keimen begonnen. — Genug des Spaßes, guter Mann, rief er zornig, mach' dich nicht länger über mich lustig, oder... Ei, im Geringsten nicht, sagte der Heilige, du bist ein ungläubiger Thomas, aber komm' nur und schau' mit eigenen Augen, so wirst du schon sehen, ob ich wahr rede oder nicht. Diese Eindringlichkeit machte den Bauern stutzig und er willigte endlich darein, dem Fremdling zu folgen. Kaum waren sie ans Ufer getreten, so erblickte er sein Feld in vollen Aehren, die schon reif waren, um geschnitten werden zu können, während rings umher Alles unfruchtbar und öde war. Von lebhafter Reue ergriffen, fiel er dem Heiligen zu Füßen und bat ihn um Verzeihung wegen seiner frühern Hartherzigkeit und bekehrte sich mit seinem ganzen Hause. — Der heilige Sezny erfüllte ganz Armorika mit seinen Wunderthaten. Als er eines Tages in seiner einsamen Zelle saß, hörte er Gott Vater, der also zu ihm sprach: Sezny, ich habe dich so eben unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, du wirst hinführo der Schutzheilige der Weiber seyn. Sezny wurde bei diesen Worten von Angst und Schrecken ergriffen. — Herr Gott, seufzte er, wenn Ihr so gütig seyn möchtet, das Gebet eines armen Sünders zu erhören, so würdet Ihr mir keine so schwere Last aufbürden. Wenn der Teufel nicht eben auf der Erde zu thun hat, so sind die Weiber die Schlechtesten und Unlautersten aller Wesen. Sie würden mich jeden Tag um ein neues Schnürleibchen oder um einen bemittelten Liebhaber bitten. Ich möchte lieber der Patron der Schneider oder der Seiler seyn! — Ei, sagte der liebe Gott, weil du ein so empfindlicher Mann bist, sollst du noch um einen Grad steigen und der Schutzheilige der kranken Hunde werden. — Sezny jubelte vor Freuden und dankte dem lieben Gott, daß er so gnädig mit ihm verfahren sey. Und seit dieser Zeit haben die Hunde in der Bretagne einen Schutzheiligen, während die Weiber keinen haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 60.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 13. Juni 1845.

Rechtspflege.

1) Von der Jury. Ihre Nothwendigkeit und Stellung im Strafverfahren; ihre Geschichte rc. Eine Monographie von G. C. N. Rintel. Münster, Aschendorff, 1844.

Ein mit vieler Besonnenheit geschriebenes Buch, dessen Zweck ist, die Geschwornengerichte zu empfehlen, als heilsam und nothwendig anzupreisen, aber auch alle die Mängel und Uebelstände zu rügen, die in den bisherigen Formen derselben liegen. Der Verfasser zählt sich nicht zu den „Schreiern des Tages;" er bekennt sich zur konservativen Richtung und zum strengen Katholicismus; woraus zur Genüge erhellt, daß er in den Geschwornengerichten, die er so hochstellt, nichts Radikales sieht. Seite XX der Vorrede sagt er: „Wenn Schleiermacher den Unterschied des Protestantismus von dem Katholicismus sehr richtig dahin feststellt, daß „ersterer das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche abhängig macht von seinem Verhältniß zu Christo, der letztere aber umgekehrt das Verhältniß des Einzelnen zu Christo abhängig von seinem Verhältniß zur Kirche," so kann man den Unterschied des konservativen und des revolutionären (gleichviel ob absolutistischen oder demokratischen) Prinzips dahin fassen, daß das erstere das temporäre Verhältniß des Einzelnen zur Obrigkeit abhängig macht von dem Rechtszustande des fraglichen Landes, das zweite dagegen den Rechtszustand abhängig von dem temporären Verhältnisse des Unterthanen zur Obrigkeit. Es läßt sich dieser Parallelismus zwischen dem Katholicismus und Protestantismus einerseits, dem Konservatismus und dem revolutionären Prinzipe andererseits bis in das Einzelnste verfolgen, so wie die Analogie der beiden entgegengesetzten Seiten des Protestantismus, der Kreuz- und Bluttheologie, des Pietismus und des pelagianischen Rationalismus mit den sich entgegenstehenden Parteien der Revolution, den Vertheidigern des allein göttlichen Rechts der Könige (Absolutismus) und dem Radikalismus." Aber wie geistvoll diese schöne Phrase auch aussieht, so enthält sie doch eine Unwahrheit, weil Protestantismus und Revolution sich keineswegs parallel stehen.

Bei der geschichtlichen Uebersicht und Vergleichung der Geschwornengerichte in England und Frankreich befindet sich ersteres im Vortheile, trotz seiner ungeheuer verklausulirten Gesetzgebung und Rechtsmikrologie. Der Verfasser breitet sich darüber sehr ausführlich aus und erklärt in zusammenhängender Erörterung alle die hundert technischen Kunstausdrücke, die wir beständig in den Zeitungen lesen, ohne sie in der Regel zu verstehen. Eben so genau erörtert er die französischen Assisen und ihre mannigfaltige Umgestaltung und Einschränkung in den verschiedenen Epochen des Kaiserreiches und der Restauration. Was das Prinzip beider, der englischen und französischen Jury betrifft, so unterscheidet sie Herr Rintel S. 294 in folgender Art: „Die englische Urtelsjury ist hervorgegangen aus dem Institute der Eidhelfer (conjuratores), sie ist Nichts als eine Form des Beweisverfahrens, und ihr Ausspruch nur ein Zeugniß (veredictum) über die Sache, in der sie gefragt wird, woher es zu erklären, daß sie zuweilen nur Specialverdikte abgibt. Die französische Jury dagegen beruht auf dem Prinzip möglichster Spaltung der Funktionen der öffentlichen Gewalt; sie ist Theilnehmerin an der erkennenden Gewalt; sie ging hervor aus dem Prinzipe der Volkssouveränität, die Berufung zu ihr hängt also eng mit der Theilnahme am aktiven Bürgerrechte zusammen; sie war gestiftet als ein Damm gegen die gefürchtete Tyrannei der Regierung, die Norm der Bildung derselben war also ein natürlicher Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit, und je nachdem die Regierung mehr oder weniger Meister der revolutionären Elemente war, wurde

ihr die Formation der Jury in größerem oder geringerem Grade überlassen; die Anklagejury endlich war als eine Hemmung des öffentlichen Anklägers gestiftet worden, als eine natürliche Konsequenz des Satzes: da vom Volke jede Gewalt ausgeht, so muß das Volk auch unmittelbaren Antheil haben an der Ausübung jedes Zweiges derselben. Anders die englische Jury; sie wurde immer vom königlichen Beamten, auf jedesmaligen Befehl des Hofes gebildet, weil die Wahl der conjuratores nominali immer vom Kläger oder Richter ausging, der König aber nahm an der Klage Antheil und in seinem Namen wurde Recht gesprochen."

Wahrhaft klägliche Schicksale erlebten die französischen Geschwornengerichte. Anfangs ganz republikanisch und auf die äußerste Demokratie gebaut, wurden sie natürlicherweise bald denen lästig, die Frankreich aus der revolutionären Anarchie herausrissen und wieder ein dauerhaftes Regierungssystem zu begründen strebten. Daher eine fortdauernde Korruption dieses Instituts, eine fortdauernde Bemühung der Regierungen, die Gerichte von sich abhängig zu machen, sey es durch Ausnahme von den öffentlichen Assisen, durch die Verweisung gewisser, namentlich politischer Verbrechen an geheime Gerichte, sey es durch Wahlgesetze, welche die Geschwornen größtentheils nur aus Anhängern der Regierung zusammenzusetzen gestattete. Napoleon hatte die Jurys in diesem Sinne bereits ganz von sich abhängig gemacht, als die Rheinlande 1815 an Preußen fielen. Gleichwohl erscheinen die Jurys von diesseits des Rhein angesehen immer noch als eine Frucht der Revolution. „Es läßt sich leicht denken, daß das Geschwornengericht, welches der Revolution die Gestaltung verdankte, in welcher es die preußische Regierung im Rheinlande vorfand, in dieses allgemeine Mißtrauen hineingezogen wurde und daß man eben nicht geneigt war, dieser Einrichtung irgend eine Ausdehnung auf Strafgebiete zu gestatten, welche die Regierung unmittelbar berührten. Zugleich hatte die letztere zu erwägen, daß zwei große Stände, der der Beamten und der des Militärs, so eng mit der ganzen Staatsorganisation zusammenhingen, daß in Bezug auf sie nothwendiger Weise die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen des Staates und nicht das Partikularrecht des einzelnen Landestheiles in Anwendung gebracht werden mußten. Aus allen diesen Elementen und Betrachtungen erwuchs die Kabinetsordre vom 6. März 1821, obwohl anzuerkennen ist, daß sie über das hinausging, was durch die eben beregten Verhältnisse als nothwendig erscheinen mochte; vielleicht eine Folge des persönlichen und geschäftlichen Einflusses, den der wohlbekannte Gründer der Immediat-Kommission, der damalige Direktor in drei Ministerien zu jener Zeit und noch lange nachher, nicht immer zum Heil des Staates ausübte. Es wurde in dieser Verordnung das allgemeine Landrecht mit seinen Ergänzungen, und die A. Kriminal-Ordnung vom 11. December 1805 für die folgenden Verbrechen eingeführt: Hochverrath, Landesverrath, Verhinderung der Publikation der Gesetze, Erregung von Mißvergnügen gegen die Regierung, unerlaubte Selbsthülfe, Erbrechung der Gefängnisse, Widerstand gegen die Obrigkeit und Aufruhr, Majestätsbeleidigung und Verletzung der Ehrfurcht gegen den „Staat;" dann alle Amtsverbrechen der Verwaltungsbeamten."

Seitdem ist bekanntlich unendlich viel über die Zweckmäßigkeit der Geschwornengerichte gestritten worden. Der Verfasser bemerkt: „aber die Schriftsteller, welche diese Frage zu beantworten sich bemühten, haben Alle darin gefehlt, daß sie immer nur eine Form der Jury, welche, wie wir im Verlaufe dieser Abhandlung gezeigt, eben nur eine Form der Jury, eine wesenlose Form derselben ist, vor Augen gehabt, die französische; ihre Gründe, wie ihre Einwendungen haben nie das Wesen der Einrichtung getroffen, und wenn sie die englische Jury herbeigezogen, so haben sie in diese wieder nur das Prinzip hereingebracht, was sie aus der französischen herausgezogen; es sind bisher nur Windmühlengefechte geliefert worden, Raisonnements für und gegen eine Einrichtung aufgestellt, welche von beiden Theilen gleich sehr mißverstanden worden ist." Des Verfassers Ansicht ist nun folgende S. 351: „Die Jury vertritt die Genossenschaft, die engere, wie die weitere, sie muß also aus ihr genommen werden, und zwar zunächst aus denjenigen Personen, von denen erhellt und klar ist, daß sie das Vertrauen derselben genießen. Die französische Revolution hatte, wo sie sich hinverbreitete, ganz in eben der Art, wie früher ihr Gegenbild, die absolute Monarchie, methodisch an der Zerstörung und Zertrümmerung der engeren genossenschaftlichen Verbindungen und mittelbaren Obrigkeiten gearbeitet. Wie durch einen Waldstrom hinweggeschwemmt, gingen Rechte und Freiheiten der Innungen, der Städte, der Landschaften unter." In Preußen geschah im Grunde das nämliche, nur weniger stürmisch. Auch hier wurden fast alle Korporationen und Innungen aufgelöst. Erst nach und nach kommt man auf das Bedürfniß der Korporationen zurück, und mit ihnen, meint der Verfasser, müsse das Institut der Jury stehen und fallen, wie es ursprünglich auch schon im alten Deutschland und England nur an die Kommunen und Korporationen geknüpft war. Da wir aber noch im Diluvium schwimmen und fester Boden ständischer Einrichtungen noch überall fehlt, so muß man vorerst wenigstens das unsinnige französische Prinzip, die Wahl der Geschwornen vom Steuersatz und Reichthum abhängig zu machen, ganz bei Seite liegen

lassen, und in der Bildung, in der Befähigung zu Kommunal-, Kreis- und Provinzialwahlen die Elemente suchen, die man von einem Geschwornen, als Vertreter der engern oder weitern Genossenschaft und als Inhaber des öffentlichen Vertrauens verlangen kann.

Der Verfasser erwirbt sich unstreitig ein großes Verdienst, indem er öffentliche und mündliche Rechtspflege auf die deutsche Grundlage zurückführt, auf der sie auch in England durch die dahin ausgewanderten Angelsachsen gebaut wurde. Das, was die Franzosen während und nach ihrer Revolution daraus gemacht haben, ist freilich etwas ganz Anderes und wird vielfachem Tadel mit Recht ausgesetzt. Aber man muß eben nur die französische Korruption des Instituts verwerfen, nicht das Institut an sich, das gut altdeutsch ist.

Herr Rintel geht sehr scharfsinnig die Uebelstände des französischen Assisenwesens durch, und erläutert seine Behauptungen durch eine Menge schlagender Beispiele theils von Justizmorden, theils von unverantwortlichen Freilassungen, die durch die französischen Jurys beschlossen worden sind. Dabei kommen Fälle vor, die an die berüchtigten Reservationen der jesuitischen Beichte erinnern. Einmal wurde ein Falschmünzer, dessen Verbrechen notorisch war, dennoch von einer französischen Jury freigesprochen, weil der Präsident die Frage zweideutig gestellt hatte und die Geschwornen unter dem Vorwand, der Falschmünzer habe zwar das Verbrechen begangen, aber dabei nicht die Absicht gehabt, „jemanden zu schaden," das „nicht schuldig" aussprachen (S. 168). In den berüchtigten Prozessen Lafarge und La Roncière sieht der Verfasser einen Justizmord, was er näher erörtert.

Frappant ist eine Bemerkung, die er S. 307 macht: „Wir wissen Alle, woher die Oeffentlichkeit der englischen Gerichte ihren Ursprung genommen, aus den alten deutschen Genossenschaftsgerichten; sie hat aber nur so lange den Charakter einer nothwendigen Eigenschaft der gerichtlichen Verhandlung haben können, als die circumstantia, der Umstand, das Recht hatte, ein Urtheil zu schelten; mit diesem Rechte hat auch dieser Charakter aufgehört. Es ist die Frage der Oeffentlichkeit wirklich eine reine Frage der Angemessenheit, und nur gewisse politische Parteien legen ihr die Wichtigkeit einer Principienfrage bei; in Frankreich gehört sie zu den Circenses, die dem Volke geboten werden. Für den Angeklagten kann es in den meisten Fällen gleichgültig seyn, ob die Verhandlungen öffentlich getrieben werden oder nicht; wohl aber ist in allen Fällen, wo Rang und Ansehen der Parteien oder der Zusammenhang der Anschuldigung mit politischen Interessen dem einzelnen Prozesse ein allgemeineres Interesse geben, die Oeffentlichkeit von offenbar schädlichem Einflusse auf die Unbefangenheit der Geschworenen, die voreingenommen durch vorausgegangene Journalartikel, in der Audienz den Wirkungen unterworfen sind, welche die Aeußerungen des Auditoriums bei dem oder dem Beweise, dem oder dem Plaidoyer auf sie machen; es erhalten, wenn mächtige Familien einander gegenüberstehen, die Verhandlungen eben durch die Oeffentlichkeit den Charakter einer zuweilen ein halbes Departement aufregenden Familienfehde, bei Preßprozessen aber und Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung ist die Oeffentlichkeit der Grund, daß die Verhandlung von dem einzelnen vorliegenden Delicte ab, und auf das weite Gebiet des Parteigetriebes gewendet wird; auf die politischen Ueberzeugungen, nicht auf die Ueberzeugung der Geschwornen über den Thatbestand des einzelnen vorliegenden Verbrechens beruft sich der Angeklagte und sein Vertheidiger, das Verdict wird als ein Sieg oder eine Niederlage der Regierung, d. h. der eben am Ruder stehenden Partei, verdammt oder gepriesen. Endlich können viele Fälle vorkommen, wo gerade die Oeffentlichkeit der Verhandlungen ein Familienglück vollkommen zerstört, wo Entzweiungen im Innern des Hauses, in einem Augenblicke des Zornes an die Gerichte gewiesen, lebenslängliche Dauer erhalten, weil dem Kläger durch die allgemeine Verbreitung der Klage, der Rücktritt doppelt schwer wird; es werden auch oft bei der Verhandlung von Kriminalfällen Familienwunden bloß gelegt, die ohne die Oeffentlichkeit, die sie durch die Debatten erhalten, im Laufe der Zeit verharrscht wären. Man hat daher auch in Frankreich sich genöthigt gesehen, bei dem Verbrechen der Nothzucht dem Gerichtshofe zu gestatten, die Debatten bei geschlossenen Thüren zu halten, aber in seltsamer Inkonsequenz befohlen, daß das Resumé des Präsidenten immer bei offenen Thüren stattfinden müsse. Die preußische Gesetzgebung ist weiter als die französische gegangen; nach dem Gesetze vom 31. Januar 1822 und seiner Erweiterung durch die Kabinets-Ordre vom 4. Januar 1836 wird die Oeffentlichkeit in allen Verhandlungen ausgeschlossen, bei denen durch dieselbe die Sittlichkeit gefährdet werden könnte, auch bei Friedensgerichten."

Die schlechte Behandlung der Gefangenen in Frankreich dürfte auch manchen Leser frappiren, der gewohnt ist, sich das französische Gerichtswesen als überaus human zu denken. „Der preußische Gesetzgeber ist offenbar weit mehr für den, sobald er verhaftet, wehrlosen Angeklagten besorgt, als der französische, und die preußische Praxis ist noch milder als das Gesetz, während in Frankreich leider das Gegentheil sich ereignet, und besonders bei politischen Delicten oft monatelange Verhaftung au secret statt hat, ohne daß der Gefangene auch nur den Grund seiner Verhaftung erfährt, und derselbe oft wieder freigelassen wird, ohne den Grund seiner Freilassung

zu erfahren. Was aber ein französisches Untersuchungs-Gefängniß au secret ist, das schildert uns der ehemalige Generaladvokat Bérenger mit ergreifender Wahrheit. Das Gefängniß ist klein, eng, mit Steinen gepflastert, oft unter dem Niveau der Straße, durch ein kleines, vergittertes Fenster kaum einen Schimmer des Tageslichtes empfangend, ein schlechter Strohsack, ein Nachtstuhl die einzigen Möbel, der Gefangene, aller Bücher und Schreibmaterialien beraubt, auf Wasser und Brod beschränkt. Wenn in dem Verhöre, welchem man ihn unterwirft, der Gefangene Nichts gesteht, so wird die Härte gegen ihn verdoppelt und eine sinnreiche Art von Folter gegen ihn angewendet, wenn der Schrecken der Einsamkeit Nichts über ihn vermag. „Das blendende Licht einer Reverbère tritt an die Stelle der früheren Dunkelheit; der volle Glanz derselben ist auf das Lager des Gefangenen gerichtet, der, um demselben auszuweichen, gezwungen ist, seine geschwächten Augen beständig geschlossen zu halten. Unterdessen sitzt am anderen Ende des Kerkers vor einem Tische ein Polizeiagent und beobachtet ihn schweigend; er bewacht seine Bewegungen, zeichnet jeden Klagelaut, jedes Wort auf, welches der Schmerz ihm entreißt; er raubt ihm den letzten Trost, den man dem Unglücklichen nicht entziehen sollte, allein zu seufzen." Diese Folter der Finsterniß, der Einsamkeit und des Hungers dauert aber oft monatelang, ja es sind Fälle vorgekommen, in welchen sie über achtzehn Monate gedauert, und in den gesetzlichen Bestimmungen ist ihr keine Schranke, dem sie anordnenden Beamten keine Kontrole gesetzt; Aufseher und Inspicienten dieser Arrestlokale sind aber wieder nur der Instruktionsrichter und der Unterbeamte des Prokurators, der General- oder Special-Polizei-Kommissar und alle Jahr der Departementspräfekt, d. h. die, welche eben die Härten anordnen; der Assisenpräsident hat nur die Aufsicht über die Localitäten, in welchen sich vor die Assisen schon gestellte Verbrecher befinden; nicht einmal der Präsident des Tribunals erster Instanz hat das Recht einer Kontrole oder auch nur des Besuchs der Gefangenen."

2) O'Connells Prozeß. Dargestellt durch denselben. Daselbst, 1845.

Der Standpunkt, aus welchem der Verf. diesen berühmten Prozeß und überhaupt das System O'Connells betrachtet, erhellt aus folgenden Worten: „O'Connell ist kein Revolutionär; der Zweck, welchen er mit unnachlassendem Eifer verfolgt, ist nicht der Umsturz der Verfassung des brittischen Reiches; zu den Mitteln, welche er zur Erreichung seiner Absicht anwendet, gehört weder bewußter Meineid, noch Landesverrath, noch eine Blutnacht, wie die Frankfurter, noch Meuchel- oder Königsmord. Mord, Verschwörungen und Frevel jeder Art fand er im Lande herrschend, als er seine politische Laufbahn antrat; er hat bewirkt, was die Regierung nicht vermochte, die Herstellung der Ruhe und des Friedens in Irland. Die Repeal, die Wiedererrichtung eines irländischen Parlaments ist es, welche er anstrebt. Niemand hat je behauptet, daß dieselbe nicht gesetzlich möglich sey, daß ihr Inswerksetzen irgend ein begründetes Recht kränken werde. Als diesem seinem gesetzlich gestatteten Zwecke sich jedoch andere Tendenzen, andere Bestrebungen revolutionärer Art beimischen wollten, ich meine die chartistischen Umtriebe, da war es O'Connell, welcher solche Bundesgenossen mit Abscheu zurückwies. Die chartistischen Bestrebungen aber sind in politischer wie religiöser Beziehung das englische Spiegelbild des deutschen und französischen Radikalismus und Kommunismus. O'Connells Mittel waren, wie der Ausgang seines Prozesses beweist, gesetzlicher und durchaus friedlicher Art, und sind es noch; Mittel anderer Art, Anwendung von Waffengewalt hat er jederzeit mit Entrüstung zurückgewiesen: eine Geldsumme, welche ihm eine amerikanische Versammlung zusendete, in deren Beschlüssen der Rath zu physischem Widerstande gegeben war, schickte er sofort zurück. Deutsche und italienische Revolutionäre haben die Unabhängigkeit, die äußere Freiheit ihres Vaterlandes immer gegen die Durchführung ihrer Plane zurückgesetzt, in den äußersten Parteien Frankreichs eine Stütze für ihre Zwecke gesucht; als Ledru-Rollin dem O'Connell die Hand bot, stieß dieser sie zurück. So ist O'Connell in Allem und Jedem nicht nur nicht das Spiegel-, sondern sogar das Gegenbild des europäischen Liberalismus und Radikalismus, und deßhalb habe ich nicht nur nicht gegen meine konservative und katholische Gesinnung gehandelt, als ich den O'Connell'schen Prozeß beschrieb, sondern gerade diese meine Gesinnung hat mich zu diesem Unternehmen geleitet."

Ohne allen Zweifel ist der reine Patriotismus O'Connells Größe, und diejenigen Oppositionen, welche bei den Zwecken, die sie verfolgen, den Patriotismus ausschließen, wohl gar mit den Feinden des Vaterlandes gegen das Vaterland sich verbinden, können sich in diesem reinen Spiegel nur mit Beschämung betrachten. Die politische Weisheit wenigstens, der jedes Mittel recht ist, und die ihre Cadres aus allen möglichen Oppositionselementen, hierarchischen und kommunistischen, zugleich rekrutirt, ist nicht weit her und kann auch zu nichts Gutem führen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 61.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 16. Juni 1845.

Geschichte.

1) **Histoire du consulat et de l'empire par A. Thiers. Tom. I—III. Leipzig, Meline, 1845.**

2) Geschichte des Consulats und des Kaiserthums von A. Thiers. Aus dem Französischen übersetzt unter Leitung von Prof. Bülau. Erster bis dritter Band. Daselbst.

Beides wohlfeile Ausgaben, die sich vollkommen eignen, den Lesedrang des deutschen Publikums zu befriedigen. Man hat das Buch gleich bei seinem Erscheinen mit Mißtrauen und Vorwürfen begrüßt, aber es in unzähligen Exemplaren zu lesen angefangen. Ob man den noch in unabsehlicher Ferne stehenden Schluß auch noch so eifrig lesen wird, steht dahin und ist kaum zu erwarten. Uns ist das Werk weniger treulos vorgekommen, als von einem so intriganten Autor gefürchtet werden mußte, aber auch weniger bündig und beredt, als es von einer so gewandten Stimme zu hoffen war. Thiers ist in diesem Werke sehr breit, sagt sehr wenig Neues und gibt sich nicht einmal die Mühe das Bekannte durch geistvollen Vortrag aufs Neue interessant zu machen, wenige Stellen ausgenommen. Bei weitem in den meisten Parthieen sieht das Werk einer gewöhnlichen literarischen Fabrikarbeit gleich.

Inzwischen liegt in der behaglichen Breite und in der durchgängigen Mäßigung, wir möchten sagen Tonlosigkeit des Werkes, etwas, das wie Absicht aussieht. Wir glauben einen Mann vor uns zu haben, welcher der Leidenschaft wohl fähig, sie nur künstlich zurückhält und bequemen Leichtsinn, ja wohl gar Phlegma zur Schau trägt. Ganz auffallend ist die Schonung, mit welcher der französische Geschichtschreiber des Consulats die auswärtigen Mächte und wieder insbesondere England behandelt, und weltbekannte Incriminationen lieber nicht kennen will und leichthin übergeht, als sie wiederholt. Wird nun daneben noch das Regierungstalent des ersten Consuls ins glänzendste Licht gestellt und gibt der Verf. dabei die Gedanken und Ansichten des ersten Consuls nicht mit dessen eignen Worten, sondern in rednerischer Breite à la Thiers auseinandergezogen wieder, so könnte man fast vermuthen, der Autor habe sich selbst seinen aus- und inländischen Lesern als Diplomaten und Administrator empfehlen wollen, als einen Mann, der Allen recht seyn müßte, wenn sich ihnen erst die ganze Tiefe seiner Mäßigung und Klugheit aufschlösse.

Bei diesem Verfahren des Autors mußte natürlicherweise das Gemälde einer tiefbewegten Zeit, in welcher gewaltige Leidenschaften und unversöhnliche Interessen kämpften, an Lebendigkeit und Schärfe ziemlich viel verlieren.

In der Charakteristik der Personen ist immer nur Klugheit das Kriterium. Ueberzeugungen oder gar die tiefen Leidenschaften, die daraus erwachsen, sind dem Verfasser verächtlich. Sieyes erscheint ihm nie liebenswürdiger, als in dem Augenblick, in welchem er eine Dotation annahm. Den armen Moreau dagegen behandelt er wie einen Tropf, mit einer Geringschätzung, die sogar den Anstand vergißt. Inzwischen ist ihm die Klugheit nur bei der Beurtheilung seiner eignen Landsleute die oberste Richtschnur. Wenn er von den fremden Ministern und Diplomaten spricht, deren mannigfache Unklugheit den Erfolgen Bonapartes so großen Vorschub leistete, enthält er sich in der Regel des Tadels, wie des Spottes, und läßt ihnen alle mögliche Billigkeit widerfahren. Dieser Zug ist fein. Was kann aber Thiers anders damit wollen, als sich Freunde im Ausland gewinnen und gewisse Antipathien siegreich beschwören?

Da es sich in den ersten Bänden des Werks von einer Zeit handelt, in welcher die Republik allmählig wieder in eine Monarchie umgewandelt und alle Freiheiten, die sich das französische Volk in der Revolution mit so viel Blutvergießen errungen, wieder beseitigt,

abgeschafft und unter dem Despotismus erdrückt wurden, so hätte man von einem Koryphäen des Liberalismus, als welchen sich Herr Thiers so lange gerirt hat, wenigstens einige schlagende Bemerkungen über den Leichtsinn der Menschen und zumal der französischen Menschen erwarten sollen, vielleicht auch einige Worte edlen Unwillens, im Geiste des Tacitus. Aber der Verfasser erspart sich das. Er spricht kein Wort, das als Kommentar des erstaunlichen Gesinnungswechsels in Bezug auf die Freiheit dienen könnte. Zu sehr mit dem ersten Consul und seinem glänzenden Hofe allein beschäftigt, sieht er in das Volk nur wie in eine graue Nebelmasse hinaus. Den Geist der neuen Administration bewundernd, denkt er nicht daran, auch nur zu erwähnen, daß die Grenze, bis wohin jedes freie und gebildete Volk an der öffentlichen Gewalt Antheil zu nehmen hat oder seine Freiheit garantirt sehen muß, damals weit überschritten wurde.

Er findet alles, was geschah, um die Freiheit in Frankreich zu unterdrücken, natürlich und bewundert die geniale Art, mit der es geschah. Was aber versucht wurde, die Freiheit, oder auch nur den Schein derselben zu retten, findet er lächerlich und bornirt. Man mag die herrische Laune, in der das ganze Buch geschrieben und die Lieblingssätze des Liberalismus überall abgeschätzt sind, an folgender Schilderung eines Vorfalls im Tribunat erkennen. Der erste Consul hatte in seinem Friedensvertrag mit Rußland den Ausdruck „Unterthanen" von den Franzosen sowohl als von den Russen gebraucht, indem Unterthanen beider Regierungen darunter verstanden waren. Im Tribunat, in dem noch Männer einiges Gedächtnisses saßen, die nicht vergessen konnten, daß Frankreich erst vor ein paar Jahren die Monarchie gestürzt, fand dieser Ausdruck großen Anstoß. Der Geschichtschreiber war nun wohl befugt, die Schwäche der Opposition zu charakterisiren und die Gründe zu bezeichnen, aus denen es ihr unmöglich war, der neuen Gewaltherrschaft Widerstand zu leisten. Aber er war nicht befugt, den gerechten Schmerz der Opposition zu verhöhnen und die, welche sich ihm hingaben, eines sträflichen Wahnsinns zu bezüchtigen, wie es hier Thiers thut. „Als der Tag der Berathung gekommen war, am 7. December 1801 (16. Frimaire), verlangte der Tribun Jard-Panvilliers, daß die Erörterung in geheimer Sitzung stattfinde. Dieser höchst verständige Antrag wurde angenommen. Sobald die Tribunen sich von der Anwesenheit des Publikums, das ihnen übrigens wenig günstig war, befreit sahen, gaben sie sich den unbegreiflichsten Ausbrüchen hin. Sie wollten den Vertrag durchaus verwerfen und beim Corps législatif auf seine Verwerfung antragen. Das war sträflicher Wahnsinn, wenn es je einen gab, denn einen solchen Vertrag, dessen Abschließung so langwierig, so schwierig war und der den Frieden mit der ersten Macht des Festlandes gewährte, um eines Worts willen verwerfen, das noch dazu richtig und vollkommen unschuldig war, hieß wie Verrückte und Tolle zu Werke gehen. Die HH. Chénier und Benjamin Constant ergossen sich in den gewaltigsten Deklamationen. Hr. Chénier ging so weit, zu behaupten, er habe über diese Frage wichtige Dinge zu sagen, würde sie aber nur sagen, wenn die Sitzung öffentlich wäre, denn er wolle, daß ganz Frankreich sie hören solle. Man antwortete ihm, es sey besser, daß er damit beginne, sie seinen eignen Kollegen mitzutheilen. Er wich jedoch aus, und ein unbekannter Tribun, ein einfacher Mann von gesundem Menschenverstande, brachte durch eine kurze Ansprache die Gemüther wieder zur Vernunft. Die Vertagung wurde angenommen. Am folgenden Tage war der Aufruhr wieder eben so groß, wie am Tage vorher. Herr Benjamin Constant trug eine geschriebene, ganz ausführliche, äußerst spitzfindige Rede vor. Herr Chénier deklamirte abermals heftig und sagte, fünf Millionen Franzosen seyen in den Tod gegangen, um nicht länger Unterthanen zu seyn, und dieses Wort müsse unter den Trümmern der Bastille begraben bleiben. Solcher Ausbrüche müde, wollte die Mehrzahl ihnen eben ein Ende machen: da kam ein an den Berichterstatter Costaz gerichteter Brief vom Staatsrath Fleurieu ꝛc." Genug die Mehrheit, des ersten Consuls Willen fügsam und die Alleinherrschaft desselben als unvermeidlich herankommen sehend, nahm den Vertrag mit dem Bekenntniß der Unterthanenschaft an. Das alles erzählt nun Herr Thiers nicht anders, als wenn es ein Russe erzählte, der mit skythischem Stolze und naserümpfender Schadenfreude der republikanischen Kleinkrämerei zugesehen hätte.

Herr Thiers sollte wenigstens unterscheiden zwischen den Elenden, die vom wüthendsten Sansculottismus zum kriechendsten Servilismus übersprangen, und den Großherzigen, die den schönen Frühlingstraum der Menschheit fortträumten, die im Entzücken über die Tugend, zu der sich die Menschheit seit der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung und seit der berühmten Promulgation der „Menschenrechte" zu erheben schien, nicht merkten, wie unter ihren Füßen der Abgrund des Lasters sich geöffnet und unzählige dämonische Rachen die schöne blasse Freiheitsgöttin zu zerreißen lechzten. Herr Thiers hätte den Edeln, die sich täuschten, doch irgend eine Art von Anerkennung, wenigstens von Bedauern widmen sollen. Aber er behandelt sie alle nur als Tröpfe, und rühmt dagegen die, welche dem neuen Despotismus huldigten. Wer auch noch so tief in die Frevel der Revolution verwickelt war, wenn er klug und devot dem neuen Consul huldigte, sieht Herr Thiers einen rechten Mann in ihm. Nur wer rein blieb vom Frevel, wer aufrichtig

an die Tugend glaubte und sie übte, und in dieser Gesinnung sich dem neuen Consul widersetzte, nur der findet vor Herrn Thiers keine Gnade. Gesinnungslosigkeit ist das erste, was er bei einem guten Franzosen voraussetzt.

Aus der so offen zur Schau getragenen Geringschätzung aller republikanischen Sympathien scheint nun hervorzugehen, daß Herr Thiers entweder über seine Fähigkeit, sich solcher Sympathien jemals wieder zu bedienen, die Leser täuschen will, oder daß er im Ernst von dieser Seite her nichts mehr, was seinen Absichten auf das erste Portefeuille dienen könnte, erwartet. Wogegen es nicht wenig auffällt, daß er sich mit affektirtem Eifer der kirchlichen Sympathien annimmt.

Daß diese eine wesentliche Stütze der französischen Regierung seyen, bemüht er sich in langer Rede zu beweisen. Während und nach der Julirevolution würde es ihm gewiß nicht eingefallen seyn, eine solche Rede zu halten. Sie beweist, wie vieles sich in Frankreich seitdem geändert hat. Herr Thiers ist jetzt fromm, und so streng katholisch, daß er nur noch eines kleinen Schrittes zu bedürfen scheint, um seinen Nebenbuhler Guizot als „Ketzer" vom Portefeuille zu verdrängen. Wir entheben der langen Erörterung nur einige der wichtigsten Stellen (aus dem 12ten Buche): „Man überhäufte den ersten Consul in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten mit Rathschlägen aller Art. Einige empfahlen ihm, sich nicht in religiöse Angelegenheiten zu mischen, sich darauf zu beschränken, die Priester nicht mehr zu verfolgen und den beeidigten und unbeeidigten anheimzustellen, sich zu verständigen, so gut sie könnten. Andere, denen die Gefahr der Gleichgültigkeit und der Unthätigkeit nicht entging, forderten ihn auf, die Gelegenheit im Fluge zu ergreifen, sich sogleich zum Oberhaupt einer französischen Kirche zu machen und die unermeßliche Religionsgewalt nicht länger in den Händen einer auswärtigen Autorität zu lassen. Noch Andere schlugen ihm vor, Frankreich zum Protestantismus zu treiben, und sagten, gäbe er das Beispiel und werde Protestant, so folge es diesem Beispiele bereitwillig. Der erste Consul widersetzte sich diesen alltäglichen Rathschlägen mit allen Kräften seines Verstandes und seiner Beredtsamkeit. — Auf das System, was darin bestand, sich gar nicht in religiöse Angelegenheiten zu mischen, antwortete er, die von einigen hochfahrenden Köpfen so sehr gepriesene Indifferenz sey nicht wohl angebracht bei einem Volke, das man z. B. so eben habe in eine Kirche dringen und mit Verheerung derselben drohen sehen, weil einer beim Publikum beliebten Schauspielerin das kirchliche Begräbniß verweigert worden. Wie könne man in einem Lande gleichgültig bleiben, das sich für gleichgültig ausgebe, es aber so wenig sey? Außerdem warf der erste Consul die Frage auf, wie man es anfangen solle, sich nicht einzumischen, wenn die beeidigten und die nicht beeidigten Priester über die gottesdienstlichen Gebäude mit einander in Streit lägen und jeden Augenblick die Staatsgewalt zum Einschreiten aufforderten, um die Einen auszuweisen, die Andern einzuweisen. Er warf die Frage auf, wie man es anfangen solle, wenn die verfassungsmäßige Geistlichkeit, die schon wenig Anhang unter der gläubigen Bevölkerung finde, gänzlich von dieser verlassen würde und die Geistlichkeit, welche den Eid verweigert, allein Gehör und Anhang findend, die Verrichtung des Gottesdienstes, wie es bereits vorgekommen, ausschließlich in Besitz habe und ihn in geheimen Zusammenkünften ausübe rc. — Was den Gedanken betraf, eine französische Kirche zu errichten, die wie die englische Kirche von jeder ausländischen Suprematie unabhängig sey und anstatt eines auswärts befindlichen geistlichen Oberhaupts ein in Paris befindliches weltliches Oberhaupt habe, das eben die Regierung selbst, d. h. der erste Consul, seyn würde: diesen Gedanken fand er eben so nichtig wie verächtlich. Er, ein Kriegsmann, der Degen und Sporen trage und Schlachten liefere, solle sich zum Oberhaupt der Kirche, zu einer Art Papst machen, der Kirchenzucht und Dogma regle! Man wolle ihn wohl eben so gehässig machen wie Robespierre, den Erfinder der Verehrung des höchsten Wesens, eben so lächerlich wie Larévellière-Lepeaux, den Erfinder der Theophilanthropie! Wer werde sich ihm denn anschließen, wer werde denn seine gläubige Heerde bilden? Die orthodoxen Christen ganz gewiß nicht, die überdieß die große Mehrzahl der Katholiken bildeten und nicht einmal geweihten Priestern folgen wollten, denen nichts Anderes vorzuwerfen sey, als daß sie den von den Gesetzen vorgeschriebenen Eid geleistet. Einige schlechte Geistliche würden es thun, einige Mönche, die ihren Klöstern entsprungen, Klubgenossen geworden, vom Aergernißgeben gelebt hätten, noch ferner davon leben möchten und vom Oberhaupte der neuen Kirche erwarteten, daß es den Priestern das Heirathen gestatte rc. — Der Gedanke, Frankreich zum Protestantismus zu treiben, erschien dem ersten Consul mehr als lächerlich, er erschien ihm gehässig. Zunächst glaubte er, dieß würde ihm eben so wenig gelingen. — Wenn ich zum Protestantismus treiben wollte, würde ich vielleicht etwas weniger verspottet, als wenn ich mich zum Patriarchen einer gallikanischen Kirche zu machen versuchte, aber ich würde bald ein Gegenstand des öffentlichen Hasses werden. Ist der Protestantismus Frankreichs alte Religion? Ist er die Religion, die nach langen Bürgerkriegen, nach tausend Kämpfen, als den Sitten, dem Wesen unserer Nation mehr entsprechend die Oberhand behielt? — Man glaubt vielleicht, es sey ein Vortheil, von keinem ausländischen Oberhaupte abzuhängen. Darin irrt man. Ein Oberhaupt braucht man überall und zu Allem. Es gibt keine bewunderungswürdigere

Einrichtung als die, welche die Einheit des Glaubens erhält und den religiösen Zänkereien, wenigstens so weit es möglich ist, vorbeugt. Nichts kann widriger seyn, als eine Masse von Sekten, die sich gegenseitig bestreiten, schmähen, mit bewaffneter Hand bekämpfen, wenn sie noch im ersten Eifer sind, oder wenn sie neben einander zu leben gewohnt geworden, sich gegenseitig mit argwöhnischen Blicken betrachten, Cliquen im Staate bilden, die einander unterstützen, ihre Leute vorschieben, die Leute der rivalisirenden Sekten zurückdrängen und der Regierung Verlegenheiten aller Art bereiten. Das Streiten der Sekten ist das Unerträglichste, was es gibt. — Die Einrichtung, welche die Einheit des Glaubens erhält, d. h. der Papst, der Wächter der katholischen Einheit, ist eine bewunderungswürdige Einrichtung. Man macht diesem Oberhaupte den Vorwurf, er sey ein ausländischer Souverain. Allerdings befindet sich dieses Oberhaupt im Auslande, aber dafür ist man dem Himmel Dank schuldig. Wie! eine solche Autorität denkt man sich in demselben Lande neben der Staatsregierung? Mit der Regierung verbunden, würde diese Autoritat zum Despotismus der Sultane; von der Regierung getrennt, ihr vielleicht feindlich, würde sie eine greuliche, eine unerträgliche Rivalität veranlassen. Der Papst befindet sich nicht in Paris und Das ist gut; er befindet sich weder in Madrid, noch in Wien und deßhalb ertragen wir seine geistliche Autorität. In Wien, in Madrid kann man mit Recht Dasselbe sagen. Glaubt man etwa, die Wiener, die Spanier würden sich seine Aussprüche gefallen lassen, wenn er in Paris wäre? Es ist also ein wahres Glück, daß er sich nicht bei uns befindet und daß er sich eben so wenig, wie bei uns, bei Nebenbuhlern befindet, sondern in dem alten Rom wohnt, weit aus dem Bereiche der deutschen Kaiser, weit aus dem Bereiche der Könige von Frankreich oder der Könige von Spanien, zwischen den katholischen Souverainen das Gleichgewicht haltend, immer ein wenig zum Stärksten hinneigend, sich aber bald wieder emporrichtend, wenn der Stärkste Bedrücker wird. Das haben die Jahrhunderte geschaffen und sie haben es gut gemacht."

Da Herr Thiers die Quellen nicht citirt, aus denen er alle jene Reden Napoleons geschöpft hat, so wird es erlaubt seyn zu glauben, er habe demselben hin und wieder die Worte unterstellt, um einer Partei zu gefallen, die jetzt so großen Einfluß in Frankreich gewinnt. Wenn aber Napoleon selbst sich in seinen Absichten auf die Kirche täuschte, möchte es Herrn Thiers vielleicht nicht besser gehen. Die Kirche ist nämlich in dem Grade selbstständig und mächtig, daß sie sich nicht als Werkzeug erschmeicheln läßt, sondern im Gegentheile die Schmeichler entweder selbst zu Werkzeugen braucht oder wenigstens, wenn sie, wie Napoleon that, beim Mißlingen ihrer Absichten das Raube herauskehren, dieselben überlebt. Alles was Herr Thiers dem ersten Consul in den Mund legt, ist Sophistik. Der erste Consul war sehr weit davon entfernt, jenes Ideal beiderseitiger Unabhängigkeit der Kirche und des Staates, wie es Herr Thiers hier aufstellt, gelten zu lassen. Er wollte den h. Vater nur als Werkzeug gebrauchen, wie ihn früher Philipp der Schöne gebraucht hatte. Und Herr Thiers? — Nun wir wollen sehen, ob er während des nächsten Conclaves, was der Himmel noch recht weit hinausschieben möge, Frankreich regiert, oder nicht, und was er, wenn er es regiert, zum Heil der Welt Schönes ausrichten wird? — Ob er vielleicht den kleinen schwarzen Filzhut Napoleons mit dem rothen Käppchen des Kardinal Richelieu vertauscht?

Dichtkunst.

J. F. Castelli's sämmtliche Werke. Zehnter bis fünfzehnter Band (Schluß). Vollständige Ausgabe letzter Hand, in strenger Auswahl. Wien, A. Pichler sel. Wittwe, 1845.

Castelli ist der liebenswürdigste Repräsentant des Wiener Humors, sowohl in seinem Leben als in seinen Schriften, eine durchaus heitere, gesunde, auch im Spott immer harmlose Natur. In den vorliegenden Banden finden wir seine Lieder in österreichischer Mundart und seinen Schicksalsstrumpf, die weiland berühmte Satire auf das Werner-Müllner'sche Schicksalstragödienunwesen. Daneben noch andere dramatische Arbeiten, Erzählungen, kleine Gedichte, Feuilletoneinfalle und Räthsel. Im 14ten Bande S. 177 wird gefragt, warum der schlechteste Platz im Theater das Paradies heiße? Wir ergänzen hier die fehlende Antwort. Paradies hieß ehemals die Vorhalle der Kirchen, an deren Decke daher auch der Sündenfall abgebildet war. Hier mußten die Profanen und Büßenden verweilen, die noch nicht ins Heiligthum selbst gelangen konnten. Von der Kirche ging der Ausdruck aufs Theater über.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 62.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 18. Juni 1845.

Geschichte.

3) Geschichte der Cabinette Europas während des Consulats und des Kaiserthums 1800—1815. Nach Aktenstücken im Archive der auswärtigen Angelegenheiten in Paris. Von Armand Lefebvre. Aus dem Französischen von Diezmann. Erster Band. Leipzig, Th. Thomas, 1845.

Dieses Werk, obgleich es keinen so berühmten Namen, wie das von Thiers an der Stirn trägt, gehört unstreitig zu den bessern der Gattung. Es ergänzt nicht nur jenes Werk, sondern auch das große Werk Bignons noch in mancher Thatsache, in mancher Enthüllung der feineren politischen Motive, und es ist anziehend geschrieben.

Der Verf. beginnt, wie Thiers, mit dem Consulat, der Regierungsform, die Bonaparte den 18. Brumaire schuf, und die den Uebergang von der Republik zum Kaiserreich bilden sollte. Er verweilt bei den Maßregeln, die der erste Consul ergriff, um noch unter der Maske republikanischer Formen die absolute Monarchie vorzubereiten. Eine höchst merkwürdige Zeit war das, unendlich lehrreich für die Völker, für die Parteien! Eine Million Menschen waren umgekommen, aller Besitzstand war verändert, und alle diese Opfer hatte man nur gebracht, um sich nach zehn Jahren auf dem alten Standpunkt der absoluten Monarchie zu befinden. Die ewigen Menschenrechte hatte man verkündet, von Freiheit, Gleichheit, Volkssouverainität hatte ganz Frankreich widergehallt; um der Freiheit willen hatte man die größten Heldenthaten und die größten Verbrechen begangen, und nach zehn Jahren war alles wieder zum Despotismus zurückgekehrt. Das erklärt sich nun freilich sehr einfach, wenn man erwägt, daß der revolutionäre Fanatismus nur ein Fieberzustand war, ein Paroxismus, den kein Volk lange aushält, am allerwenigsten das französische, dem der Wechsel unentbehrlich ist; daß ferner die, welche in der Revolution etwas gewonnen hatten, sich diesen Besitz nunmehr durch eine dauerhafte Ordnung sichern wollen; daß endlich die so lange durch revolutionäre Leidenschaften Geängstigten Ruhe haben wollten. Napoleon hätte nicht einmal das große Genie zu seyn gebraucht, welches er war, um unter diesen Umständen die Franzosen willig für das Joch zu finden, das er ihnen auflegte.

Das Merkwürdigste bei dieser raschen Aenderung der Dinge in Frankreich bleibt immer die Wiederherstellung der Kirche. Die Revolution hatte gegen die Kirche, ja gegen die Religion selbst schonungslos gewüthet, eine Zeitlang sogar alle Priester, allen Kultus abgeschafft und Gott selbst durch ein förmliches Dekret seiner Würde entsetzt, um ihn nachher durch ein fast eben so lächerliches Dekret als „höchstes Wesen" wieder einzusetzen. Dieser Umsturz der Kirche war längst vorbereitet durch die Geistesrichtung, welche die Encyklopädisten und Voltaire den Franzosen zu geben gewußt hatten. In den Reden nicht nur, sondern auch Handlungen der Revolution sprach sich die volle Zuversicht aus, daß die Menschheit nie mehr aus dem Licht der Vernunft in die Finsterniß des christlichen Aberglaubens zurückkehren werde, und nur fünf Jahre später konnte der erste Consul, ohne allen Widerstand, ohne daß die antichristliche Partei der Revolution auch nur einen einzigen Märtyrer ihrer Ansicht aufzuweisen gehabt hätte, die katholische Kirche in ihrem ganzen Umfang wiederherstellen. Welche Lehre für unsre norddeutschen Lichtfreunde!

Nachdem Herr Lefebvre die Klugheit und Raschheit des ersten Consuls im ganzen Bereiche der innern

Politik gehörig gewürdigt, geht er zu den diplomatischen Beziehungen über und charakterisirt zuerst den Enthusiasmus, den die Berliner damals für den ersten Consul zur Schau trugen, und dem sich auch das Gouvernement anschloß. Der Basler Friede von 1795 schien 1799 seine Früchte zu tragen. Die Revolution als solche war besiegt, den Königen nicht mehr bedrohlich, also blieben nur alle Vortheile einer freundlichen Nachbarschaft übrig. Die Demüthigung Oesterreichs durch Bonaparte kam Preußen zu Statten, ohne ihm etwas zu kosten. Wie hätte der erste Consul in Berlin nicht popular seyn sollen?

Allein daß er die preußische Freundschaft nicht für eine hinreichende Garantie seiner neuen Alleinherrschaft in Frankreich hielt, geht aus den Liebkosungen hervor, die er gleichzeitig an Rußland verschwendete. Was war ihm Preußen noch, wenn er das mächtige Rußland gewann? Nur für den Fall, daß er Rußland nicht gewann, waren die Schmeicheleien, die er in Berlin anbrachte, ernstlich gemeint. Kaiser Paul I. wurde vom ersten Consul durch die Großmuth bestochen, mit welcher derselbe ihm die russischen Gefangenen wohlbekleidet und bewaffnet und ohne allen Entgelt zurückschickte, ferner durch die Bereitwilligkeit, mit der er ihm den Besitz von Malta und einen Einfluß in die italienischen Angelegenheiten zugestand. Das alles geschah zugleich, um Oesterreich zu kränken und das ohnehin locker gewordene russisch-österreichische Bündniß ganz aufzulösen.

Paul ließ sich auch wirklich vom ersten Consul gewinnen, schloß sich mit der ihm eigenthümlichen Wärme, ja mit einem sehr auffallenden Enthusiasmus an ihn an, und betrieb einen nordischen Bund, der zum Zwecke hatte, in Gemeinschaft mit Frankreich gegen England zu operiren. Bonaparte schaffte sich dadurch die Last des englischen Krieges theilweise vom Halse und wälzte sie den nordischen Mächten zu. Diese selbst hofften, durch den Bund mit Frankreich verstärkt, einige Vortheile über England zu gewinnen. Rußland wollte Malta und die jonischen Inseln, Einfluß im Mittelmeer, um künftig Konstantinopel auch von dieser Seite her fassen zu können; Schweden und Dänemark hofften ihre Marine durch Schwächung der englischen zu stärken und wenigstens die Ostsee vom englischen Einfluß frei zu erhalten; Preußen endlich hoffte, Hanover zu erlangen.

Welche Energie England in dieser kritischen Lage entwickelt, ist noch nirgends so ausführlich und gründlich geschildert, wie hier von Lefebvre. Es zerstörte den nordischen Bund mit Blitzesschnelle, mit einer Thatkraft, wie sie nur in den alten Römerzeiten vorkam und selbst die Raschheit Napoleons noch übertraf. Ehe nämlich noch die skandinavischen Mächte Zeit gehabt, einen gemeinschaftlichen Angriffs- oder auch nur Vertheidigungsplan zu besprechen, forcirte eine englische Flotte den Sund, beschoß Kopenhagen und raubte die dänische Flotte, so weit sie sie nicht schon zerstört hatte, aus dem Hafen weg. Und zur nämlichen Zeit wurde Kaiser Paul in seinem Palast durch eine von englischem Einfluß geleitete Partei umgebracht. Beides binnen drei Tagen, denn Paul starb den 25sten, die dänische Marine wurde zerstört am 28sten März. „Paul I. war offen, der edelsten Gefühle fähig, immer bereit, für die Sache der Unterdrückten das Schwert zu ziehen und ein ächter Ritter des Mittelalters in seinen ansprechendsten Zügen; dagegen erinnerte er auch als ächter Tartar in den Tagen der Verirrung an die Tyrannen des Orients. Schnell ging er von dem Argwohne zu dem Vertrauen, von der Freundschaft zum Hasse über; er war abwechselnd gut und grausam, mild und unbarmherzig, die Geißel seines Hofes und des ganzen Adels. Kein einziger seiner Höflinge, und wenn er von Gunstbezeugungen überhäuft worden wäre, hielt sich in seinem Vermögen und in seiner Freiheit vor den Launen dieses argwöhnischen und heftigen Herrschers sicher. Der Krieg, den er den Engländern erklärt, hatte ihm vollends alle großen Familien des Reiches entfremdet; denn die russische Aristokratie führt ihr Getreide, ihr Bauholz und ihren Hanf vorzugsweise nach England aus. Sie verstand das Große und Edele nicht, das in dem Verhalten des Kaisers lag, war durch engherzige Selbstsucht geblendet und verzieh es ihm nicht, daß er sie in der Verwaltung ihres Vermögens störte. Diese Beschwerde kam zu allem Uebrigen hinzu und so entschloß sie sich zu rächen, wie sich Sklaven rächen, durch Mord. Die Subows, die Benningsen und die Orlows waren nur die Werkzeuge ihres Hasses. Die Subows hegten alten Groll gegen ihren Gebieter. Er hatte sie an einem Tage des Zorns mit Verbannung belegt und dann an einem Tage der Gutmüthigkeit ihnen ihr Vermögen und ihre Würden zurückgegeben; aber über diesen letzten Gunstbezeugungen hatten sie die frühern Kränkungen nicht vergessen und aus Rache sowohl, als um sich vor neuen Launen sicher zu stellen, das Verderben des Fürsten geschworen. Sie waren gänzlich der Politik Englands ergeben und hatten nicht aufgehört, auf sehr vertraulichem Fuße mit den Agenten dieser Macht zu stehen. Der Palast der Frau von Geredsow, ihrer Schwester, wurde am häufigsten von dem englischen Gesandten, Lord Whitworth, besucht, und in diesem Palaste entwarf man das Komplot, in den Sälen

desselben versammelten sich die Verschworenen noch am Tage der Ausführung des Planes. Daher ist der Verdacht nur zu wohl begründet, daß die englische Gesandtschaft dem Gedanken an ein Verbrechen nicht fremd blieb, dessen Vortheil die englische Regierung ausschließlich genoß." — So wurde die große Kombination, durch welche der erste Consul England zu lähmen gehofft hatte, durch zwei rasch auf einander folgende Schläge vereitelt.

Auch gegen Preußen führte England damals einen kleinen Streich, indem es preußische Schiffe auf dem Meere wegnahm. Doch erscheint dieser Verlust an sich unbedeutend gegen die politische Demüthigung Deutschlands, die sich daran knüpfte. „Ein preußisches Schiff, das mit Bauholz beladen, Emden verließ, traf in dem Texel auf ein englisches Kriegsschiff und wurde weggenommen. Der Engländer, den ein Sturm überfiel, sah sich genöthigt, mit seiner Beute in den Hafen von Curhaven zu flüchten. Preußen forderte sofort den Senat von Hamburg auf, das weggenommene Schiff zurückgeben zu lassen. Diese Forderung brachte den Magistrat von Hamburg in die größte Verlegenheit; wenn er der an ihn gestellten Forderung nachgab, setzte er sich der Rache Englands aus; weigerte er sich aber, so zog er sich den Zorn Preußens zu. Er glaubte einen Mittelweg zu finden, aus dieser doppelten Gefahr herauszukommen, kaufte deßhalb von dem englischen Kapitän das genommene Schiff und bezahlte es auch dem Eigenthümer. Aber die preußische Regierung war mit dieser zweideutigen Genugthuung nicht zufrieden. Während es sich in London in milden und schüchternen Ausdrücken beklagte, behandelte es dagegen den Senat von Hamburg hart und ließ am 27. November als Schutzmacht von Norddeutschland den Hafen von Curhaven und den Bezirk Ritzebüttel militärisch besetzen." Doch alles, was damals in Deutschland geschah, hatte diesen Charakter der Schwäche und Selbstvergessenheit.

Der erste Consul ließ sich durch die kühnen Schachzüge des englischen Kabinets nicht irre machen. Er schmeichelte dem jungen Kaiser Alexander, wie er dessen Vater geschmeichelt hatte und bewog ihn wirklich zu geheimen Traktaten, die freilich keinen Erfolg hatten, aber doch deßwegen merkwürdig bleiben, weil sie beweisen, welch hohen Werth Bonaparte auf ein Bündniß mit Rußland setzte. Er gab den Russen so viel nach, daß es ihn am Ende selbst reute und er die übernommenen Verpflichtungen lieber nicht einhielt. Dagegen erlangte der erste Consul einen kaum gehofften Einfluß auf dasselbe englische Kabinet, das ihm bisher so wehe gethan, und überraschte die Welt mit dem Frieden von Amiens, der die Ruhe Europas und der Welt für lange Jahre festzustellen schien.

Allein England bereute diesen Frieden bald eben so sehr, wie Bonaparte sein voreiliges russisches Bündniß. Es hatte, um einen Vortheil zu erringen, zu viel andere aufs Spiel gesetzt. Es schämte sich, nun gleichsam in der Reihe der Kontinentalmächte zu stehen, denen Bonaparte den Frieden diktirt hatte. Der Nationalstolz erwachte, wie ein schlafender Löwe und brüllte über den Kanal hinüber. Bonaparte trotzte. Nun brach der Krieg von Neuem aus und mit einer Erbitterung wie nie vorher.

In diesem kritischen Augenblick gab der preußische Minister Graf Haugwitz seinem König den dringenden und verständigen Rath, augenblicklich Hannover zu besetzen, bevor es die Franzosen besetzen konnten. „Der erste Consul würde sich sehr darüber erzürnt, er würde gedroht haben, aber weiter würde auch sein Zorn nicht gegangen seyn. Er kannte die verwundbaren Stellen seiner Stellung zu gut, und wußte zu gut, wie wichtig es für ihn war, Preußen zu schonen, als daß er dasselbe durch unbedachte Gewaltthat in die Arme seiner Feinde getrieben hätte. Durch diese kräftige Handlung würde sich Friedrich Wilhelm in der Meinung der Welt erhoben und allen Höfen angedeutet haben, daß er zugleich friedfertig und stark zu seyn verstehe, und daß er keinem von ihnen, wie mächtig er auch sey, erlauben werde, über die Staaten zu verfügen, die er einmal unter seinen Schutz und Schirm genommen. Er würde ferner Herr seines Schicksals geblieben seyn und sich zwölf Jahre der Angst und des Unglücks erspart haben. Aber er wagte eine Maßregel nicht, deren Zweckmäßigkeit sein Geist wohl erkannte, die für seinen Charakter aber zu kühn war. Er wollte das Ziel, dem er nicht gerade und mit emporgehobenen Händen entgegenzugehen wagte, auf dem krummen und langsamen Wege der Unterhandlungen erreichen. Er wendete sich zuerst an England und erbot sich gegen dasselbe, das Kurfürstenthum unter der Bedingung in Verwahrung zu nehmen, daß England der freien Schifffahrt auf der Elbe und Weser unter preußischer Flagge kein Hinderniß in den Weg lege. England aber antwortete auf diesen unschuldigen Vorschlag mit der geringschätzigsten Weigerung. Nachdem Friedrich Wilhelm so in London abgewiesen war, wendete er sich an Frankreich. Er beschwor dasselbe in den dringendsten Ausdrücken, die Unabhängigkeit Hannovers zu achten, und verpflichtete sich, ihm alle Vortheile zu sichern, die es von der materiellen Besetzung haben könnte. Wenn es aus dem Kurfürstenthume bei dem allgemeinen Frieden einen Gegenstand

der Entschädigung machen wolle, so bürge er ihm für das Land; wünsche es sich nur Gefangene zur Austauschung zu sichern, so würde er keinen hannoverischen Soldaten aus dem Lande lassen. Suche es Kontributionen, so würde er ihm dieselben verschaffen. Der Entschluß Bonaparte's stand unwiderruflich fest; er wollte sich des Kurfürstenthums bemächtigen. Er verwarf demnach die Bitten Preußens, und während Friedrich Wilhelm die Zeit mit vergeblichen Gesuchen verlor, rückten unsere Truppen in forcirten Märschen gegen Hannover."

Getreu seiner Politik, durch einen raschen Handstreich mit geringen Mitteln langwierigen und zweifelhaften Kämpfen zuvorzukommen, hatte England schon wieder einen Handstreich ausgesonnen, den aber die Wachsamkeit der consularischen Polizei in Paris vereitelte. Es war die Verschwörung Cadoudals, Pichegrus und Moreaus. Bonaparte antwortete auf diese mißlungene Intention mit der Erschießung des Herzog von Enghien. Bekanntlich ließ er diesen unglücklichen Prinzen auf badischem Gebiete verhaften, aber Niemand hatte das Herz, gegen diese Verletzung des deutschen Reichsgebietes Einsprache zu thun, als — Rußland! Wie elend war es doch um unser armes Reich bestellt, daß der russische Gesandte zu Regensburg sich nur so etwas erlauben durfte. Herr von Talleyrand antwortete demselben schlagend. „Die Klage, welche Rußland jetzt erhebt, veranlaßt zu der Frage, ob, wenn man, als England mit der Ermordung Pauls I. umging, Kenntniß davon gehabt hätte, daß die Urheber des Komplotes sich eine Stunde von der Gränze befanden, man dieselben nicht zu ergreifen bemüht gewesen seyn würde?"

Es mag an diesen wenigen Erörterungen genügen, um die Lektüre des Lefebvre'schen Werkes zu empfehlen.

4) Beiträge zur Geschichte der Hansestädte 1806 bis 1814. Aus den nachgelassenen Papieren von Karl von Villers. (Programm des Hamburger akademischen Gymnasiums, herausgegeben von Rektor Professor Wurm.) Hamburg, 1845. Quart.

Eine schätzbare Ergänzung der norddeutschen Geschichte zur Napoleonischen Zeit. Herr von Villers war ein während der Revolution emigrirter französischer Artillerieoffizier von ausgezeichneter Intelligenz. Nachdem er sich in Lübeck niedergelassen, gewann er das deutsche Wesen lieb, wurde bald mit allen Verhältnissen der Hansestädte, mit der deutschen Literatur ꝛc. innig vertraut, erwarb sich zahlreiche Freunde unter den deutschen Gelehrten und Geschäftsmännern und hatte daher, als die französischen Waffen unter Napoleon bis an die Küsten der Ostsee drangen, nicht nur den guten Willen, sondern auch alle Gaben, eine Vermittlersrolle zu übernehmen, um die Gewaltsmaßregeln der Franzosen in den Hansestädten so weit möglich zu mildern. Allein seine Vorstellungen, Bitten und Verwendungen fruchteten wenig oder nichts. Als, wie bekannt, im Jahr 1806 Blücher nach Lübeck flüchtete und dort von den Franzosen überfallen und gefangen wurde, wurde die neutrale Stadt von den Siegern feindlich behandelt und hart mitgenommen. Villers ließ es sich nun angelegen seyn, die hauptsächlichsten Reklamationen der unschuldigen Einwohnerschaft zu sammeln und zu ordnen und ein eindringliches Gemälde der von den französischen Truppen geübten Willkür zu entwerfen. Aber anstatt daß diese Schrift Napoleon zu großmüthigen Entschädigungen bewogen hätte, ärgerte sie denselben. Er ließ sie konfisciren und Villers mußte die Hansestädte verlassen. Die Universität Göttingen, deren Gelehrte ihm befreundet waren, machte ihn zum Professor, der berühmte französische Minister Reinhardt am westphälischen Hofe war ihm besonders zugethan. Auch hier hegte man die Hoffnung, vermitteln, manches Uebel der Zeit mildern zu können und Villers verleugnete keinen Augenblick weder seine Liebe zu Deutschland, noch seinen Eifer, den Deutschen in ihrer damaligen Noth zu helfen. Natürlich blieben es fromme Wünsche. Während Villers eine merkwürdige Rede hielt, um die hohe Bedeutung der Hansa zu erweisen und sogar den Vorschlag machte, Napoleon solle auch eine südeuropäische Hansa durch Emancipation der alten italienischen Handelsstädte begründen, in derselben Zeit vernichtete Napoleon die alte Hansa und vereinigte ihr Gebiet mit seinem Reiche. Villers erhielt die Aufforderung, in den französischen Staatsdienst zu treten, allein nicht für sich, sondern nur für die Unabhängigkeit und das Wohl der von ihm so sehr geliebten Hansa hatte er etwas gewollt und wies den Antrag ab. Dafür erntete er Ungnade und Verfolgung. Indeß wurde bald darauf Napoleon gestürzt und Villers, der doch auf die Sympathien der Restauration rechnen durfte, wurde gleichwohl aus der Liste der Göttinger Professoren gestrichen. Nur die energische Verwendung der Frau von Staël beim Grafen Münster verschaffte ihm die ihm gebührende Anerkennung wieder. Er starb 1815.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 63.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 20. Juni 1845.

Geschichte.

5) Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Erste und zweite Abtheilung. Zweite vermehrte Auflage. Jena, Frommann, 1845.

Da wir dieses höchst interessante und für die Geschichte der neuern Zeit wichtige Werk schon in seiner ersten Auflage ausführlich in diesen Blättern besprochen haben, beschränken wir uns hier darauf, die nicht unbedeutenden Zusätze, welche die zweite Auflage erhalten hat, in Betrachtung zu ziehen.

Im ersten Bande findet sich von S. 187 an eine große Einschaltung aus der bereits in der ersten Auflage gedruckten dritten Abtheilung des Werkes (Zusätze enthaltend), ausschließlich die Stellung Bayerns zu Oesterreich von alten Zeiten her bis auf den Schluß des vorigen Jahrhunderts erörternd. Daran reihen sich einige Betrachtungen über die Maßregeln Napoleons in Deutschland. Der Herausgeber glaubt nicht, daß Napoleon sich genug auf die deutschen Verhältnisse verstanden habe. „Napoleon hatte allerdings unzählige, grandiose, meist scharf gedachte, oft nur abenteuerlich scheinende, politische Ansichten vom Gesichtspunkte seines Soldatenkaiserthums, seiner Weltherrschaft und (was die Hauptsache war) seines Bündnißsystemes, oder mit seinen eigenen Worten richtiger zu reden, seines direkten und indirekten Reichs. — Dennoch waren überall Lücken, verschuldet durch seinen Mangel an historischer und publicistischer Vorbildung. Sein Sturz kam nicht daher, weil er zu weit gegangen, sondern weil er nicht weit genug gegangen war. Nicht Cassel, sondern Berlin mußte 1807 Hieronymus Residenz werden. Er mußte gegen Ende Sept. 1809 den Znaymer Waffenstillstand aufkündigen, den Oesterreichern, die über 40,000 Kranke hatten, bei Raab noch eine Schlacht liefern, sie in die ungarischen Sümpfe drängen (welcher Rückzug? welcher enorme Verlust an Material!?) und von Budas Höhen herab die Trennung Ungarns und Böhmens aussprechen. — Er mußte Bayern seine alte Ennsgränze wiedergeben, Enns selbst aber, mit Mauthhausen und mit der Insel Spielberg, Brückenköpfen und Schlüsseln der Donau, als unüberwindliche Gränzfestung und Waffenplatz des „großen Reichs“ erklären, so gut als Mainz, Wesel oder Kehl, oder die noch immer besetzten preußischen Festungen. — Wie hätte dann Oesterreich die Rolle spielen können, die es vom halben März bis Ende August 1813 von jener geheimen, (à jamais secrète, nur Preußen mittheilbaren) Uebereinkunft in Kalisch zwischen Lebzeltern und Nesselrode und den allzubald verrathenen Regensburger- und Prager-Verabredungen mit dem Könige Friedrich August von Sachsen bis zur Auflösung des introuvabeln Prager Congresses mit so unerwartetem Erfolge gespielt hat?! — Napoleon war ein Emporkömmling. Sein Diadem verdankte er bloß der Waffengewalt und dem Waffenruhm, welche subversiver Natur sind und Er dachte doch — destruktiv und konservativ rückwärts aneinanderzuleimen und nach Bedarf, bald die eine, bald die andere Seite vorzuhalten!? Frau von Staël sagte wahr, daß er 1812 sehr viel gegeben hätte um die gebogene Nase und die etwas alberne Unterlippe der letzten Bourbons. — Im Kreise seiner neurömischen Prätorianer war er historisch auf die altrömische Adoption hingewiesen. Er hatte einen Adoptivsohn, wie ihn das Glück gar nicht besser geben konnte, edel, tapfer, treu, im und zum Kriege geboren, — Eugen. — Mit dieser seltenen Gunst der Sterne nicht zufrieden, unterlag Er, der im Dec. 1808 in Madrid erklärt hatte, binnen vier Jahren müßte seine Dynastie die älteste in Europa seyn), im Dec. 1809 dem läppischen Verlangen nach einem selbstgemachten Erben und für eine tödtlich verhaßte allüberall bedrohte Gewalt um ein Kind in den Windeln, noch ungeboren, als Nachfolger und Universalerbe der Cäsaren, als König von Rom ausgerufen, als österreichischer Stabsoffizier hingewelkt, — den Herzog von Reichstadt, „cet hors d'oeuvre d'Autriche,“ wie Pozzo di Borgo gesagt.“

— Der Herausgeber scheint bei diesen Betrachtungen zu vergessen, daß Napoleon doch wohl guten Grund hatte, die Dauer seiner Dynastie in der Verbindung mit der alten Legitimität zu suchen. Wenn er mittelst des revolutionären Prinzips allen alten Bestand in Europa umwarf, so gab er eben diesem Prinzip zu viel Gewalt und nach seinem Tode würde sein Adoptivsohn wohl Mühe gehabt haben, das Reich des neuen Alexander zusammen zu halten. Es war nicht Mangel an historischer und publicistischer Vorbildung, sondern, wie uns vielmehr scheint, der scharfe Adlerblick des Imperators, der ihn bei seinen Arrondissements in Deutschland leitete und wir halten sie nicht für fehlerhaft, sondern für sehr wohl ausgesonnen. Seine Politik war und mußte seyn, Deutschland getheilt zu erhalten. Hätte er den Rheinbund nicht geschaffen, so war ihm Oesterreich und Preußen zu mächtig. Hätte er Preußen in den Rheinbund aufgenommen (was er mit so charakteristischer Konsequenz stets von der Hand wies), so wäre ihm der Rheinbund selbst zu mächtig geworden. Hätte er Oesterreich und Preußen selbst vernichtet, so würde der Satrap, den er über Deutschland gesetzt hätte, ihm früher oder später eben so gefährlich, ja noch gefährlicher geworden seyn, als die alten Dynastien, denn die alten Gegensätze hätten in Deutschland nicht mehr bestanden und bei dem allgemeinen Untergang der alten Dynastien würden sich die Bevölkerungen leichter an einander geschlossen haben, um Frankreich zu widerstehen. Nur indem Napoleon seinen Bruder Jerome Preußen und Bayern Oesterreich entgegenstellte, konnte er sicher darauf rechnen, daß Deutschland nie einig, ihm daher auch nie gefährlich werden würde.

Ganz aus dem nämlichen Grunde wollte Napoleon im Jahr 1812 die Einheit Polens nicht wiederherstellen. Wie viel Vortheile ihm auch ein mächtiger polnischer Staat als Bundesgenosse darzubieten schien, er verwarf den Gedanken, denn die Einheit Polens mußte früher oder später auch die Deutschlands nach sich ziehen. Napoleon kombinirte ganz richtig, aber er vereitelte seine Plane durch die Uebereilung des russischen Feldzuges. Nicht als Staatsmann, nur als Feldherr beging er den großen Mißgriff.

Der genannten Einschaltung schließt sich ferner noch eine Erinnerung an den Baron Hocher an, der im 17ten Jahrhundert Reichshofrath und ein Todfeind Bayerns war und in dessen politischem Testament Bayern fast wie Carthago vom älteren Cato behandelt ist.

Eine zweite große Einschaltung findet sich von S. 337 an, Aktenstücke über die Oeffentlichkeit der Bundestagsverhandlungen vom Jahr 1839. Zuerst eine Denkschrift des Grafen Münster, der sich sehr herb gegen die Oeffentlichkeit erklärt, was der Herausgeber nicht ohne „Wehmuth" als Widerspruch mit den sonst so patriotischen Tendenzen des Grafen Münster erklärt. Es folgen noch mehr ausführliche Gutachten anderer Bundestagsgesandten über die Oeffentlichkeit. Ferner eine Denkschrift des Grafen Bernstorff von 1831 über die Frage, durch welche Mittel im Innern von Deutschland die Ruhe zu sichern sey, falls ein Krieg unvermeidlich würde? Recht interessante Bereicherungen des Werkes, ohne gerade durch Gedanken, die man nicht schon hätte erwarten sollen, zu überraschen.

Im zweiten Bande ist S. 223 als Ergänzung eingeschaltet das geheime Bündniß zwischen Preußen und Rußland vom Jahr 1807 und einige Akten des Erfurter Kongresses von 1808. Dann von S. 328 an der geheime Vertrag zwischen Frankreich und Oesterreich vom 14. März 1812; von S. 356 an einige Briefe des verstorbenen Gentz, worin sich derselbe vor Bewunderung der württembergischen Verfassung kaum zu fassen weiß, und ein sehr ausführliches Schreiben des Minister v. Wangenheim an den Fürsten von Metternich. Endlich von S. 430 an noch einige Aktenstücke aus dem Tirolerkrieg von 1809, insbesondere Schreiben des Kaiser Franz an die aufgestandenen Tiroler.

Bei der natürlichen oder künstlichen Anordnung, in der die Lebensbilder unter und durch einander geworfen sind, ist es unmöglich, den Zusammenhang zu verfolgen und springt das Interesse des Lesers jeden Augenblick auf einen neuen Gegenstand über. Allein von diesen verworren zusammengeworfenen Musivstiftchen wird doch der künftige Geschichtsmaler den geeigneten Gebrauch machen und jeden Farbentheil an seinem Ort mit gutem Effekt anbringen. Man erhält hier ein überaus reiches Material an weniger bekannten Thatsachen der neuen Geschichte, und sieht helles Schlaglicht in ihre dunkleren Parthien geworfen.

Kirchenwesen.

Drei Bücher von der Kirche. Den Freunden der lutherischen Kirche zur Ueberlegung und Besprechung dargeboten von Wilh. Löhe, luth. Pfarrer. Stuttgart, S. G. Liesching, 1845.

Das Buch beginnt mit einem trefflich gewählten Landschaftsbilde. Es zeigt uns, was der Mensch wäre, wenn er ganz allein in der Natur dastünde. Es hebt hervor, wie unentbehrlich ihm die Gemeinschaft mit Gleichdenkenden ist. Dieß führt zu einer Erörterung dessen, was die Gemeinde sey, und die Gemeinde wird als etwas Stetiges aufgefaßt, das über den Tod hinüberreiche. „Die

Gemeinschaft der Kirche ist Eine hier und dort." Wie sie aber ewig währen sollte, so war sie auch immerdar vorhanden, von der Apostel Zeiten an.

Dem Einwurfe, daß aber seine lutherische Kirche jünger sey, begegnet er mit folgenden Worten S. 11: „Wenn die Kirche, der wir angehören, erst drei Jahrhunderte zählte, so müßte man sie schon darum eilenden Fußes verlassen. Sie wäre dann zu jung, eine neue Kirche. Und neu und falsch (ich wiederhole) ist einerlei in diesen Dingen. Aber es ist nicht wahr, sie ist nicht neu. Gleich einer schönen, wunderbaren Blume sproßt die Kirche durch alle Zeiten herauf; aus einer Blüthe kam von Anfang her immer wieder der Stengel einer neuen, der vorigen gleichartigen, herrlichen Blüthe und eine neue Blüthe selber. Zu verschiedenen Zeiten verschiedene Blüthen Einer Blume, — das sind die verschiedenen Gestaltungen der Einen wahren Kirche in der Zeit. Der Einen, durch alle Zeiten perennirenden Blume jüngster Blüthenstengel trieb vor drei Jahrhunderten, und nun eben harrt die Welt, die Blüthe dieses Stengels sich in voller Schönheit entfalten zu sehen."

Die Alterthümlichkeit, echte Christlichkeit und Vorzüglichkeit des Lutherthums vor allen andern kirchlichen Efflorescenzen findet der Verfasser in dessen Schriftmäßigkeit. Was schriftmäßig sey, das sey auch lutherisch, gleichviel ob es diesen Namen trage, oder nicht. Was aber mehr oder weniger als schriftmäßig sey, das sey nicht lutherisch, eben deßhalb aber auch nicht in der rechten Mitte des Christenthums befindlich. Dieß macht er hauptsächlich gegen den Werth geltend, welche die katholische Kirche auf die Tradition legt, und gegen die Prädestinationslehre der Reformirten. In letzterer verwirft er die Verkümmerung, in ersterer das Luxurirende der Gnade, in beiden die menschliche Illusion, die sich hier offenbar von der Schrift entferne.

Nun dringt er aber mit großer Bestimmtheit darauf, daß man doch den Wahn verbannen möge, als ob die Schrift selbst dunkel, vielseitiger Ergänzungen bedürftig sey. „Man mache nicht das Volk mißtrauisch dadurch, daß man spricht: „die Uebersetzungen stimmen nicht, nicht unter sich, nicht mit dem Urtext"; man sage nicht: „Luthers Uebersetzung ist falsch." In dem, worauf es ankommt, stimmen die Uebersetzungen überein. Es sind nur Kleinigkeiten, worin sie sich unterscheiden. Auch geben wir zu, daß es in der Bibel, auch im Neuen Testamente dunkle Stellen gibt. Aber wir behaupten, daß ihrer weniger seyen, als man denkt, und daß sie nicht von einer Wichtigkeit seyen, um deren willen der allgemeine Sinn der Schrift dunkel genannt werden dürfte." Darin hat der Verf. ganz Recht. Die Bibel ist klar genug und nur durch die Sophistik der Exegeten selbst verfinstert worden. Die Lehrer der Theologie auf den Universitäten wetteiferten in kunstreicher Verdrehung und Mißhandlung der Bibel, bis ihr klares Wort verworren, bis ihr Leben Tod, bis ihre Wahrheit Lüge und der auf sie gegründete Glaube Unglaube wurde.

Aber trotz all dieser Versündigungen, deren sich die theologische Gelehrsamkeit schuldig gemacht hat, bleibt die Bibel, was sie ist, und die Gemeinde wird ihr nie fehlen. Der Verf. zweifelt nicht, daß diese biblische, schriftmäßige Gemeinde sehr groß sey, wenn auch die Glieder nichts von einander wissen. Er rechnet dazu die Anhänger aller Konfessionen, wenn sie nur die Grundwahrheiten der Bibel festhalten. Er citirt die alte „Historie des Reichs Christi" von Ph. Nicolai, verdeutscht durch M. Gottbard Artus, 1628, worin es heißt: „Die h. Schrift, zehen Gebote, Vaterunser, Sacrament, Taufe und Abendmahl sind die Mittel, durch welcher Dispensation die Kirche gepflanzt und vermehrt wird. Diese Mittel nun werden darum nicht anders, ob sie wohl von gottlosen und mit vielem Irrthum befleckten Personen administrirt werden; sondern sie bleiben Instrumente des Lebens, durch welche vieler Menschen Herzen vom Geist Gottes gerühret, gezogen und bekehrt werden, unangesehen, daß die Lehrer bös und verkehret seyn. — Bileam und Judas haben können Gottes Wort lehren und andern Leuten den Weg zeigen, den sie selbst verlassen und nicht geachtet haben. Die Pharisäer und Schriftgelehrten, so auf Mosis Stuhl gesessen, haben dem Volk die Schriften der Propheten können vorlesen und erklären, also daß auch Christus sie zu hören und ihrer Lehre zu folgen befiehlt, ob sie wohl selbst Gottes Wort verachteten. — Ja es klagt auch der Apostel Paulus ausdrücklich, daß Etliche Christum verkündigen aus Zank und nicht lauter, Etliche auch aus gefaßtem Haß und Feindschaft wider Paulum; aber er sagt daneben, daß er sich freue und freuen wolle, wenn nur Christus verkündigt werde, es geschehe gleich auf waserlei Weise es wolle. Und der Sohn Gottes selbst läßt den falschen Propheten zu, daß sie in dem Namen Christi weissagen, Teufel austreiben und viel Thaten thun können, Matth. 7."

Inmitten aller Konfessionen scheint unserm Verf. aber die lutherische die zu seyn, welche sich von allen Extremen am meisten fern hält, am meisten in der rechten Mitte bleibt. „Eine unbefangene und unparteiische Vergleichung der lutherischen Lehre mit den Lehren der andern Kirchen, namentlich mit den Lehren der römischen und reformirten Particularkirche ergibt, daß sie in allen Unterscheidungslehren zwischen beiden die gerechte Mitte hält, daß sie die Mitte der Konfessionen ist. In keiner einzigen Lehre vertheidigt sie ein Extrem, sondern überall bietet ihre Lehre die allein mögliche Vereinigung und

Union der in den verschiedenen Particularkirchen sich ausprägenden extremen Gegensätze. Und zwar ist gerade in dem letzten symbolischen Buche, in der Concordienformel das zur Vollendung gekommen. Man nehme die Lehre vom h. Mahle, so wird man finden, daß beim Abendmahl des Römers das himmlische Gut das Element, beim Abendmahl des Reformirten das Element das himmlische Gut verdrängt, daß aber im Abendmahl der wahren Kirche beides in schönster Vereinigung erscheint, wie es Christus eingesetzt hat. Man nehme die Lehre vom freien Willen und der Nothwendigkeit, so wird man finden, daß der Prädestinatianer dem Willen des Menschen, der Pelagianer dem Rathschluß des Allerhöchsten zu nahe tritt; dagegen lehrt die Concordienformel, fern von vernünftelnder Konsequenz und Einseitigkeit, wie der Rathschluß des Allerhöchsten und der Wille des Menschen ohne Prädestinationismus und Pelagianismus zusammengehen. Und wie in diesen beiden Unterscheidungslehren, so in allen; überall trennen die andern Konfessionen, wo die unsrige die schöne Verbindung und Versöhnung dessen zeigt, was in den Gegensätzen Wahres liegt." Dieselbe Mitte behauptet auch die lutherische Kirche in liturgischer Beziehung zwischen der studirten Armuth einer- und zu großen Pracht andererseits. Allein wir möchten sagen, die lutherische Kirche ist noch nicht ganz eine Wahrheit geworden, hat das Bewußtseyn ihrer centralen Stellung noch nicht gehörig erlangt und die Fülle der in ihr liegenden Idee noch nicht genug offenbart.

Der Verfasser gesteht dieß selber ein und macht auf einige Punkte aufmerksam. „Seitdem man die Privatbeichte und die mit ihr verbundene Exploration, sammt der Privatabsolution nicht mehr übt, findet der Pfarrer nicht bloß keinen feierlichen, stillen, abgeschiedenen, unverdächtigen Ort mehr für die Seelsorge, sondern auch keine unnahbare, heilige Stellung zum Beichtkind. Eben dadurch geht dem Seelsorger, wie dem rathsuchenden Beichtkind, die rechte Stimmung ab; keines kann sich dem andern mehr hingeben; einer lächelt fast den andern verlegen an, wenn sie's versuchen, der eine, Gottes Wort für Eine Person zu theilen, der andere, ein Wort des Pfarrers als Gottes Wort für Eine Seele anzunehmen. Man erfährt, welch ein wichtiges Ding es ist, eine von Alters her fest stehende Anstalt, ein allgemein geachtetes Institut der Seelsorge zu haben. Man hat buchstäbelnd dem Institut die göttliche Begründung zu rauben versucht und nun geht auch den willigen Seelen der Zweifel an der Göttlichkeit gespenstig nach. Es hat nie eine größere Versündigung an der Seelsorge gegeben, als da man ungerechte Gewissensbedenken mancher, mit ihren Pflichten und Rechten, mit der Art und Weise der Absolution nicht vertrauter Beichtväter zur Ursache machte, dem Seelsorger die Exploration, dem Beichtkinde die Wohlthat der Privatbeichte und Absolution zu nehmen. Alle andern Wege der Privatseelsorge erweisen sich als nur ungenügende, oft gar nicht ausführbare Surrogate der Privatbeichte. Hausbesuche und Citationen 2c. — es entbehrt alles mit einander der Vortheile des Beichtstuhls. Darüber wäre viel zu sagen." Gewiß. Wir sind vollkommen mit dem Verfasser einverstanden. Nicht weniger ließe sich von der Liturgie noch gar Manches verlangen. Kahle Wände, elender Gesang, eine dürre rationalistische Predigt! was für klägliche Anstalten, sey es daß man Gott eine Ehre damit anthun, oder nur sich selber erbauen will! Aber der Verfasser hat sehr Recht, wenn er S. 130 vor neumodischen Ceremonien, vor liturgischen Phantasiestücken warnt und auf den noch vorhandenen, nur nicht mit Geschmack und Verstand in Uebung gesetzten Reichthum alter lutherischer Liturgien aufmerksam macht. Man braucht nichts Neues zu erfinden, nur das gute Alte zu beleben.

Aber die lutherische Kirche, von der hier so viel Gutes gesagt ist, befindet sich doch in einem bedenklichen Zustande. Wenn wir, um in dem Bilde zu bleiben, in ihr eine Blüthe sehen, die zuletzt aus dem kräftigen Stamme hervorgebrochen ist, so läßt sich kaum leugnen, daß eine Menge schädlicher Insekten in der Blüthe wühlen und daß die noch zusammenhaltenden Blätter derselben, von unten abgenagt, vielleicht den bevorstehenden Stürmen nicht widerstehen werden. Es ist nämlich nicht genug, daß eine Konfession der Idee nach die größten Vorzüge besitzt; es kommt auch darauf an, daß die sich zu ihr äußerlich bekennen, ihr auch innerlich treu sind. Das letztere aber fehlt. Verlassen steht der schöne Glaube, und die Verblendeten rennen häßlichen Phantomen des philosophischen Wahnsinns nach. Die neue hegelisirende Kritik, die sich zur Herrin der lutherischen Theologie aufgeworfen, gleicht der bethörten Titania in Shakespeares Sommernachtstraum, die des lilientragenden Oberon vergessend, den großen Eselskopf liebkost.

Wer nun aber auch die Aussichten für die lutherische Kirche für viel trüber hält, als der Verfasser, der muß doch, abgesehen von dieser bestimmten Efflorescenz der Kirche, das schöne Bild von der blumentragenden Kirche gutheißen und überhaupt den konservativen Frohsinn, in dem das ganze Buch geschrieben ist, als eine seltene Erscheinung in unsern Tagen mit Theilnahme begrüßen. Es thut wohl, unter so vielen Stimmen der Wuth, des Zanks, der Schadenfreude und der Trostlosigkeit auch einmal eine zu hören, die ein kindliches Vertrauen zu dem Geist des Friedens ausspricht, der vor allem Sturm herging und ihn überdauern wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 64.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 23. Juni 1845.

Kriminalgeschichten.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung interessanter Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Kriminaldirektor Dr. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis). Fünfter und sechster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1844.

Dieses Werk bleibt sich, bei wachsender Ausdehnung, doch immer gleich in Bezug auf den Reichthum und Werth seines Inhalts. Auch wird sein Stoff nicht sobald erschöpft werden; denn noch viele höchst interessante Kriminalprozesse, die in staubigen Kammern schlummern, sehen ihrer Auferstehung entgegen. Mit glücklichem Takt mischen die Herausgeber unter einander, was einen abwechselnden Reiz und ein immer neues Interesse darbieten kann. Die Verbrechen der Menschen, wie die falschen Anklagen, greifen in alle Gebiete des Lebens ein, in die Politik, in die Kirchenangelegenheiten, in die höchsten Regionen der Civilisation, Wissenschaft und Kunst, wie in das gemeine Geldinteresse, wie in die rohen Leidenschaften des Privatlebens. Der Mensch zeigt sich auf diesem Gebiete in den mannigfaltigsten Rollen. Immer aber, auch in der niedrigsten Sphäre, tritt im Verbrechen etwas Ungewöhnliches, eine höhere, wenn auch mißbrauchte Kraft des Menschen hervor. Für das Studium des Menschen überhaupt sind solche Kriminalgeschichten von bedeutendem Werthe. Aber sie sind es auch für den Juristen vom Fach, indem viele Prozesse durch die Art, wie sie geführt wurden, fast noch interessanter sind, als durch die Objekte, um die es sich handelte.

Der fünfte Band des neuen Pitaval wird mit dem Prozeß des berühmten Warren Hastings eröffnet. Dieser thatkräftige Mann hatte als Gouverneur von Indien die Herrschaft der Engländer befestigt und ausgedehnt, seiner Nation den wesentlichsten Dienst geleistet aber dabei einige Gewaltthätigkeiten gegen die indischen Fürsten begangen, eine tyrannische Diktatur ausgeübt und viel Geld zusammengerafft. Es wurde nachgewiesen, daß Hastings nicht mehr Vermögen aus Indien zurückgebracht, als irgend ein anderer Gouverneur, obgleich er weit größere Dinge vollbracht und weit mehr Gelegenheit gehabt hätte sich zu bereichern. Auch ist nie ein englischer General oder Admiral, der im Kriege oder bei Eroberungen, indem er der englischen Nation große Vortheile erfocht, Grausamkeiten beging, darüber in England getadelt worden. An den Irländern wurden die größten Greuel begangen und nie ist darüber ein englischer Gouverneur oder Feldherr zur Rechenschaft gezogen worden. Hastings dagegen hatte das Unglück, gerade zu einer Zeit nach London zurückzukehren, in welcher daselbst die nordamerikanische und französische Sentimentalität Eingang gefunden hatte, welche für die sogenannten Menschenrechte schwärmte. Unter dem Einfluß dieser Mode konnte Fox es wagen, den um Englands Interesse so hochverdienten Warren Hastings als einen blutdürstigen Tyrannen, als ein die Menschenrechte mit Füßen tretendes Ungeheuer anzugreifen. Zwar ließ sich der englische Nationalverstand nicht so gänzlich durch die Advokaten der sogenannten Menschheit verblenden und Warren Hastings wurde, nachdem man ihn zehen Jahre lang vor den Gerichten herumgezerrt, endlich der angeklagten Schuld entbunden; allein es war hart genug für einen so großen Staatsmann, der Englands Herrschaft in Indien erst eigentlich begründete, dem fanatischen Geschwätz und den elenden Ränken jener kosmopolitischen Narren ausgesetzt zu werden. Auch verlor er sein ganzes Vermögen durch die Prozeßkosten und mußte nachher von dem Almosen der ostindischen Kompagnie leben, die seine Verdienste besser würdigend, ihn fürstlich belohnte. Erst zwei und zwanzig Jahre später fiel es den Engländern wie Schuppen von den Augen und dem hochbetagten Greise wiederfuhr nun erst die Ehre, die ihm gleich

anfangs gebührt hätte. Im Jahr 1785 angeklagt, im Jahr 1795 nur freigesprochen, wurde er erst 1813 vom Parlament, vom Prinzregenten und von dem später nach London kommenden Monarchen mit Achtungsbezeugungen überhäuft. Den sentimentalen Schwätzern, die seine Ankläger waren, fiel es nicht ein, die Meinung Indiens selbst zu vernehmen. In Indien aber ist Hastings Andenken noch heute gesegnet; noch heute nennt ihn das Volk seinen Vater, weil er der erste war, der die blutdürstigen und habgierigen Fürsten und die gesetzlose Willkür der damals noch vorherrschenden Muhamedaner zügelte und mit unbeugsamer Kraft Ruhe und Ordnung handhabte und die humanen Gesetze Englands einführte. Um diesen neuen bessern Zustand zu gründen, dazu brauchte es freilich Gewalt; aber er gründete ihn doch und machte die Hindus zu treuen und dankbaren Anhängern Englands. Man lese darüber, was Bischof Heber aus dem Munde der Inder selbst gehört, und was die Herausgeber des neuen Pitaval bei dieser Gelegenheit auch vielleicht hätten anführen dürfen.

Der zweite Kriminalfall betrifft einen jungen Erben, den Grafen von St. Geran, der im 17ten Jahrhundert in Frankreich für untergeschoben ausgegeben und dessen Erbrecht, obwohl erfolglos, bestritten wurde. Der dritte einen Brudermord aus gemeinen niederträchtigen Geldmotiven. Dann folgen eine Anzahl englischer Prozesse, Highwaymens, d. h. berittene Straßenräuber betreffend. Wichtiger als die Unverschämtheit der Räuber, die dabei die größte Rolle spielt, ist der Hinblick auf das in England bestehende Institut der sogenannten Königszeugen. Als nach der Restauration die Räubereien um London sehr überhand nahmen, was man, wenn auch ohne Grund, den besiegten und mißvergnügten Anhängern des vertriebenen Hauses Stuart Schuld gab, wurden sehr strenge und durchgreifende Gesetze gegen die Räuber erlassen, und unter andern fand man es zweckmäßig, demjenigen Räuber, der gegen seine Kameraden Zeugniß ablegen würde, unbedingte Gnade zu gewähren. Das sind nun bis auf den heutigen Tag die sogenannten Königszeugen, durch die zwar der beabsichtigte Zweck, daß sich nämlich die Räuber unter einander selbst verrathen sollen, erreicht wird, aber auch manches nicht vordedachte Uebel entstanden ist. Hat sich nämlich ein junger Mensch nur irgend einmal mit den Räubern eingelassen, so bleibt er ihnen, trotz aller späteren Reue, verfallen, weil sie ihm drohen, als Königszeugen gegen ihn aufzutreten, wenn er nicht thut, was sie wollen. So werden zwar durch die Königszeugen viele Verbrecher der Strafe überliefert, aber noch viel mehr zu Verbrechen getrieben.

Auf diese englischen Geschichten folgt der Prozeß des weiland berühmten Räubers Exner in Schlesien, der zu Anfang des laufenden Jahrhunderts die ganze Provinz durch seine zahlreichen und verwegenen Einbrüche in Schrecken setzte, und durch die unglaubliche Kühnheit und List, mit der er aus der engsten Gefangenschaft, z. B. von der Felsenfeste Glatz, und aus Rußland, wohin er in Fesseln transportirt worden war, entkam, Staunen und Bewunderung erregte. Er wurde zuletzt beim Einbruch in eine Mühle erstochen und sein Prozeß erhält nun eine besondere Merkwürdigkeit dadurch, daß ein nicht geringer Theil der damaligen preußischen Juristen der Meinung war, der Müller, der ihn erstochen, müsse wegen mißbräuchlicher Selbsthülfe bestraft werden. An diesem moralischen Pips leiden die Juristen zum Theil noch heute. Jeden Verbrecher wollen gewisse Rechtsnarren in Baumwolle gewickelt haben, aber um die Leiden derer, welche durch die Verbrecher unglücklich geworden, kümmern sie sich nicht im geringsten.

Der fünfte Band enthält noch den Prozeß des Dr. Castaing, eines jungen Pariser Arztes, der zwei reiche Brüder vergiftete, um sie zu beerben, eine abscheuliche Geschichte.

Der sechste Band beginnt mit dem Tode des alten Prinzen von Condé, der bekanntlich bald nach der Julirevolution an sein Fenster erhenkt gefunden wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß seine Maitresse, die sich in seinem Testament allein mit zehn Millionen bedacht hatte, den Mord veranlaßt hat. — Ihm folgt die Ermordung des Bischofs von Ermeland, Stanislaus von Hallen, durch den Schneider Rudolf Kühnapfel im Jahr 1841. Die Geschichte ist wohl allen unsern Lesern aus den Zeitungen von damals noch erinnerlich. Hier wird sie aber viel ausführlicher erzählt und tiefer motivirt als in den Zeitungen. Kühnapfel war ein kommunistischer Schneider, wie der berüchtigte Weitling, nur daß er sich nicht begnügte, wie Weitling nur Andere zum Stehlen und Rauben aufzufordern, sondern selbst dazu Hand anlegte. Diesem verrückten Genie fiel es ein, in seiner kleinen katholischen Gemeinde als ein Gracchus aufzutreten und das agrarische Gesetz zu verlangen. Der Bischof, die Domherren, die Pfaffen überhaupt seyen nur Müßiggänger; die reichen Güter und Einkünfte, deren sie sich erfreuen, seyen nur den wirklich arbeitenden Klassen entzogen, man müsse sie ihnen also nehmen rc. In Drohbriefen von seiner Hand war ausdrücklich dem Bischof und den Domherren befohlen, ihre Güter unter die arbeitenden Bürger von Frauenburg (der bischöflichen Residenz) sofort zu vertheilen. Einmal schrieb er sogar in diesem Sinn ganz offen an den König. Da er aber damit nichts ausrichtete, wuchs sein Groll und als er einmal vernahm, der Bischof habe eine bedeutende Summe Geldes angenommen, ersah er die Gelegenheit, da des Bischofs Diener in der Kirche waren, ging hin, beraubt

ihn und erschlug ihn, den 77jährigen Greis sammt seiner fast eben so alten Haushälterin.

Dann wieder eine englische Geschichte, den berüchtigten Räuber, Diebshehler und Polizeispion Jonathan Wild betreffend, der schon lange vor Vidocq in Paris dessen Rolle in London mit eben so viel List, aber noch viel mehr verbrecherischer Derbheit spielte. Er tyrannisirte als Königszeuge und Denunciant die ganze Diebs- und Räuberwelt Londons und nahm ihnen, so oft es die Polizei oder die Betheiligten von ihm gegen Gebühren verlangten, den Raub wieder ab; gleichwohl trieb er aber das Räuberhandwerk selbst und erwarb sich viel Geld besonders als Hehler und Verkäufer des Gestohlenen. Seine Unverschämtheit ging so weit, daß er, wenn er der Polizei helfen sollte und doch die Schuldigen retten wollte, Unschuldige vor Gericht und an den Galgen brachte und einmal in einer wichtigen Sache einen Prozeß gegen völlig Unschuldige in allen Formen mit größter Umständlichkeit bis zur Hinrichtung der schuldlosen Opfer durchzutreiben wußte. Endlich aber kam er selbst an den Galgen und die Volkswuth verschonte nicht einmal seine Leiche. Noch todt am Galgen hängend, wurde er mit Steinen und Koth beworfen.

Ein sehr merkwürdiger, aber schon aus frühern Darstellungen bekannter Prozeß ist der des Urban Grandier und der berüchtigten Nonnen von Loudun. Grandier erregte als Priester durch seine Schönheit und durch den Beifall, den er überall fand, auch wohl durch seinen Stolz den Neid anderer Priester und wurde das Opfer ihrer Verschwörung. Das empörendste Gemälde von Pfaffenhaß und Klosterintriguen, was wohl je vorgekommen. Seine schurkischen Nebenbuhler bezüchtigten den armen Grandier, er stehe mit dem Teufel im Bunde, und überlieferten ihn der Folter und dem Holzstoß. — Diesem greulichen Prozeß folgt ein fast lächerlicher. Ein Berliner, Namens Rosenfeld, gab sich im vorigen Jahrhundert für den Messias aus und hielt sich in aller Andacht einen kleinen Harem von sieben auserwählten Jungfrauen, endete aber mit dem öffentlichen Staupenschlage. Dazu noch ein paar ähnliche Geschichten, z. B. die des Matheo von Casale, der sich als vermeinter Christus selbst ans Kreuz schlug und vor seinem Fenster als lebendiges Crucifix aushing.

Der Prozeß des berüchtigten Burke ist wieder einer von denen, die der Hauptsache nach jedem schon bekannt sind. Aber die Details liest man mit neuem und großem Interesse. Burke in Edinburgh lockte, wie man weiß, Menschen in eine versteckte Wohnung, um sie abzuschlachten und lieferte sie dem Dr. Knox für sein anatomisches Theater aus. Dieser menschenfeindliche Doktor zahlte ihm eine bedeutende Summe dafür, untersuchte nicht, ob die Leiche von Verstorbenen oder Ermordeten herrührte, und händigte dem Verbrecher sogar Instrumente ein, um mittelst Durchschneidung der Gelenke ꝛc. die Leichen transportabler zu machen. Von Rechtswegen hätte dem Dr. Knox der Strick so gut gebührt, als dem Burke. Aber nicht einmal dem ersten Helfershelfer, ja sogar dem Lehrer und Meister Burkes, dem scheußlichen Hare, wurde der Strick zu Theil, weil man ihn unnatürlicherweise zum Königszeugen angenommen hatte.

Den Schluß macht der berüchtigte Prozeß des wahrscheinlich unschuldigen La Roncière und eine abscheuliche Mordgeschichte, die sich im vorigen Jahrhundert zu Hamburg zugetragen, indem eine Kaufmannsfrau ihren eignen Mann ermordete und in Stücke schnitt.

Geschichte.

6) Napoleon und Marie Louise. Geschichtliche Erinnerungen von Baron von Meneval, Sekretär Napoleons und der Kaiserin Regentin. Aus dem Französischen von Diezmann. Erster Band. Leipzig, Th. Thomas, 1845.

Herr von Meneval folgte dem Herrn von Bourienne als geheimer Sekretär Napoleons, genoß dessen Vertrauen in hohem Grade, begleitete denselben auf mehreren Feldzügen, zuletzt auf dem russischen, wurde aber in Folge der erlittenen Strapazen kränklich und erhielt eine ehrenvolle Sinecure im Dienst der Kaiserin. — Es ist zu verwundern, daß von einem solchen Mann, der doch die geheimste Korrespondenz Napoleons gekannt haben muß, so wenig über dessen Politik gesagt wird. Was Herr von Meneval erzählt, hätte eben so gut ein gewöhnlicher Kammerherr oder eine Hofdame erzählen können, so sehr concentrirt sich alles Interesse um die Aeußerlichkeiten der Personen und um kleine Anekdoten. Indessen hat das Buch einen großen Vorzug vor manchen andern ähnlichen Sammlungen; es ist nämlich in einem ziemlich bescheidenen Tone geschrieben und der Verfasser legt sich nicht mehr Bedeutung und Einfluß bei, als der Feder, die von einer fremden mächtigen Hand gelenkt wird.

Ist die rein geschichtliche Ausbeute karg, so bietet das Buch doch in seinen anekdotenartigen Bildern einen Stoff angenehmer Unterhaltung dar. Hier nur Einiges.

Bekanntlich soll ein gewisser Herr Raguideau, als Bonaparte sich um die Hand der Wittwe Beauharnais bewarb, der letzteren diese Verbindung mit den Worten abgerathen haben, er (der arme Offizier Bonaparte) habe ja nichts als seinen Degen. Bonaparte hörte dieß und soll später an seinem Krönungstage demselben Herrn Raguideau seinen kostbaren Kaiserdegen gewiesen haben mit den Worten: da sehen Sie den Degen! Herr von Meneval bestreitet die Wahrheit dieser Begebenheit und fügt hinzu: „Ich bedauere, sagen zu müssen, daß diese kleine Rache, so geistreich ausgedacht, dem Kaiser, der damals wichtigere Dinge zu denken hatte, nicht in den Sinn gekommen ist. Daß er sich in frühere, dunklere Zeiten zurückversetzte, verrieth sich nur durch jene Anrede, die er an denjenigen seiner Brüder richtete, den er am meisten liebte und mit dem er am vertrautesten war. Als er nämlich die Attribute der Macht, womit er bekleidet war, betrachtete, rief er mit einem Ausdrucke, der sich nicht wiedergeben läßt: Joseph, wenn unser Vater uns sähe!" — Gut ist auch eine Anekdote von Talleyrand. Napoleon war in Spanien, man fürchtete oder hoffte etwas vom Fanatismus der Spanier. „Der Kaiser war überzeugt, daß der Fürst von Benevent für den Fall, daß diese Befürchtungen sich verwirklichen oder die Kugel eines Guerillero den Eroberer auf seiner siegreichen Laufbahn erreichte, darauf bedacht gewesen war, eine Regierung zu bilden, deren Organisation vorbereitet und im erforderlichen Falle zum Antritte bereit war; selbst die Mitglieder der zukünftigen Regierung waren ernannt." Napoleon wußte es und gerieth, als er Talleyrand wiedersah, in einen heftigen Zorn, ja er soll demselben sogar mit der Faust gedroht haben. Gleichwohl erschien Talleyrand am nächsten Tage wieder bei Hofe, Napoleon ignorirte ihn. Talleyrand blieb ganz ruhig und kam am nächsten Tage wieder und so immerfort, bis Napoleon wieder mit ihm sprach, als ob nichts vorgefallen wäre.

Manche kleine Anekdote betrifft unmittelbar den Dienst des Verfassers. So erwähnt er die Nachlässigkeit, mit der Napoleon einmal eine wichtige, für Oesterreich bestimmte Depesche falsch couvertirt und nach Rußland geschickt habe. „Obgleich die Briefe der Souveraine untereinander eigenhändig geschrieben seyn müssen, so hatte man es doch stillschweigend gutgeheißen, weil es dem Kaiser schwer wurde, leserlich zu schreiben, daß seine Briefe von einem Sekretär geschrieben seyn durften; in dem außerordentlichen Falle aber, bei seiner Vermählung, wollte er doch selbst an seinen künftigen Schwiegervater schreiben, was eine schwere Aufgabe für ihn war. Endlich gelang es ihm mit vieler Mühe, einen ziemlich leserlichen Brief zusammenzubringen; nur trug er mir auf, die fehlerhaften Buchstaben zu verbessern, doch so, daß man die Korrektur nicht sehr bemerke, namentlich die e zu schließen und Punkte auf die i zu machen. Ich that das mir Aufgetragene so gut als möglich und ließ an „Seine Majestät, meinen Herrn Bruder, Kaiser von Oesterreich," ein Schreiben abgehen, das derselbe wohl geläufig wird haben lesen können und bei dem er vielleicht gedacht hat, sein Schwiegersohn schreibe so schlecht doch nicht, wenn er wolle. Freilich wird es ihm nicht eingefallen seyn, wie viele Mühe mir der Brief gekostet hatte." — Noch eine Anekdote aus dem Palastleben. „Ich erinnere mich, daß der König und die Königin von Bayern, welche am Tage zu einem Besuch bei dem Kaiser angekommen waren, die Gemächer der neuen Kaiserin zu sehen wünschten. Napoleon, der sie mit jener Vertraulichkeit behandelte, die der König gern hatte, wollte ihnen die Mühe ersparen, aus dem Saale, in welchem er sie empfangen hatte, wieder hinwegzugehen, um auf der großen Treppe in das Erdgeschoß zu gelangen, wo sich die Gemächer der Kaiserin befanden. Er führte also die bayerischen Majestäten durch sein Kabinet auf die kleine Wendeltreppe, die mit jenen Gemächern in Verbindung stand. Man hatte aber aufgehört, diese Treppe zu erleuchten, weil die Gemächer unten nicht mehr bewohnt wurden. Ferner war sie so schmal, daß sie für den wohlbeleibten König von Bayern unbequem wurde und er von der Seite gehen mußte. Das Dunkel, das auf der Treppe herrschte, erregte schon ihre Verwunderung, aber als man hinunterkam, ergab es sich, um das Unglück voll zu machen, daß die Thüre verschlossen war. Die Verlegenheit war groß. Ich ging vor Ihren Majestäten, der Kaiser folgte mir, dann kam die Königin und zuletzt der König. Es sah aus, als hätte der Kaiser sie in einen Hinterhalt gelockt, und im Mittelalter würden der König und die Königin wohl auf die schauerlichsten Gedanken gekommen seyn. Der König bemerkte, wenn man wüßte, in welcher Lage der Kaiser Napoleon sich mit seinen Gästen befinde, würde man sich sehr verwundern. Es half nichts, wir mußten in umgekehrter Ordnung wieder hinaufgehen, und der Besuch in den Gemächern der Kaiserin wurde auf den nächsten Tag verschoben. Der König von Bayern vergaß diesen Vorfall nicht, denn er erzeigte mir lange darauf die Ehre, davon zu sprechen, und er sagte dabei, er müsse lachen, so oft er daran denke."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 65.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 27. Juni 1845.

Dichtkunst.

Der Mensch und die elementarische Natur. Erster Beitrag. — De fragmento Vegoiae dissertatio juridica. De ea quae homini cum natura intercedit ratione, tractatus secundus. — Erlinde. Der Mensch und die elementarische Natur. Dritter Beitrag. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845. 4.

Der ungenannte Verfasser, dem noch die aufsteigende Sonne des Lebens zu leuchten scheint, wirft sich mit dem Entzücken eines Romantikers aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts in die Arme der Natur, gehört aber doch zu sehr dem neunzehnten Jahrhundert an, um, was ihm Gemüth und Phantasie eingeben, nicht auch vor das philosophische Forum zu ziehen. Daß ihn dieser Doppelseitigkeit wegen unter den ältern Romantikern Novalis am meisten anziehen mußte, begreift sich leicht. Eine poetische Erscheinung, wie diese, in unsern unpoetischen Tagen, mitten unter unsern Eisenbahn- und Zollverhandlungen, deutsch-katholischen und lichtfreundlichen Zusammenkünften, Katheder- und Theaterklatschereien rc. hat etwas Fremdartiges, Erfreuliches und Schmerzliches zugleich. Die Entfernung alles Poetischen aus unsrer Zeit wird uns dann am meisten fühlbar, wenn wieder einmal ein Hauch echter Poesie uns, wie aus einer andern Welt anweht. Daß unsere Tagespoesie nur Fabrikarbeit für die Leihbibliotheken und für die tiefgesunkene Bühne ist, erkennt man am besten, wenn uns wieder einmal eine Dichtung begegnet, die jenen modernen Fabrikstempel nicht an sich trägt.

In der philosophischen Abhandlung, welche das erste Heft bildet, erörtert der Verfasser mit feinem Geiste die Beziehung des Menschen zur Natur. Er zeigt zuerst, wie das ältere Heidenthum die Natur auffaßte: „In der Vielgötterei des Heidenthums, wie sie in ihren Uranfängen als reine Natur- und Elementenverehrung erscheint, sammelten sich alle Gefühle und Gedanken, über das Verhältniß des Göttlichen zur sinnlichen Erscheinung, um den Bezug des Menschen zur elementarischen Natur. Auch diese Zeit kennt, wie die christliche, eine Außergöttlichkeit des Menschen; aber, wie im Beginn des Heidenthums der Mensch außergöttlich ist, weil er keine äußere Naturkraft ist, nichts was im Elemente mächtig wirkt, im Elemente, dem er als einem höchsten Wesen furchtsam und demüthig gegenüber steht, so stellt sich dagegen im Christenthume seine Außergöttlichkeit als eine geistige, als ein Nichttheilhaben an dem einzigen Geiste dar, und eben die Natur, welche früher das Alleingöttliche war, muß nun mit dem Menschen dieses Gottgetrenntseyn theilen, bis durch die Vollendung der Erlösung beide in dem Geiste auferstehen und verklärt werden. Die Naturbedeutung des Heidenthums tritt freilich nur in den ersten Anfängen der Vielgötterei in ihrer Reinheit hervor und wird bald dadurch verdunkelt, daß die Menschen, nachdem sie zuerst Erzeugnisse der Macht der elementarischen Natur und einzelne Aeußerungen derselben göttlich verehrt, geistige, in ihnen selbst ruhende Kräfte und historische Gestalten in ihren Kultus aufnahmen. Sogar einzelne Eigenschaften, Künste und Wissenschaften, alles, was durch den längern Verkehr der Menschen unter einander und dadurch höhere Bedeutung gewonnen, daß man auf jede Bewegung des menschlichen Geistes größeres Gewicht legte, nahm im Laufe der Zeiten göttliche Stellung ein und trug so zu diesem Verdunkeln der Natur bei." — Schade, daß der Verfasser, indem er zu der jüdischen und christlichen Naturauffassung übergeht, nicht die merkwürdigen Mittelglieder des Parsismus und Buddhismus berührt. In der christlichen Auffassung erscheint die Natur „nicht mehr als reine Offenbarung von Gottes Herrlichkeit, sie ist nicht mehr des Menschen treue Dienerin; gegen ihn empört tritt sie auf, mit der Herrschaft über sie ist ihm

die Natursprache verloren. Des Menschen geistiger und leiblicher Tod brachten auch in sie Tod, Krieg und Zerstörung, trennten sie von Gott und rissen sie aus ihrer eigenen Einheit, so daß sie nun der Macht des Bösen Preis gegeben erscheinen kann. Die innere Reinheit und Wahrheit der Kräfte der Natur, welche immer neu durchdringt, bewog aber auch die Kirche, sie nicht als erlösungslos darzustellen, ihr nicht für immer die Einheit mit Gott zu rauben, sondern ihr eine Wiederherstellung zu verheißen, welche sich an die Wiederherstellung des Menschen in der Vollendung des Erlösungswerks knüpfen wird." Vom späteren Protestantismus sagt der Verfasser: „wenn er auch der Natur keine neue Stellung anwies, so widerstrebte doch sein Wesen nicht der wissenschaftlichen Bildung neuer Ansichten über sie, und der Geist, welcher durch seine edelsten und tiefsten Studien zu einer höheren Anerkennung derselben innerhalb der Grenzen seiner Wissenschaft, seines geistigen Betriebes kam, sah sich nicht wie früher von der Kirche ausgeschlossen, da der Umfang, innerhalb welches diese einziger Mittelpunkt aller Thätigkeit seyn sollte, bedeutend erweitert, und die Schranken mannigfach zerrissen waren."

Unter den neuen Ansichten über die Natur, welche die protestantische Kirche duldete, zeichnet sich die der romantischen Dichter deßwegen besonders aus, weil diese zum erstenmal wieder versuchten, das alte innige, aber längst zerrißne Verhältniß zwischen der Natur und den Menschen herzustellen. Der Verfasser meint, es hätte eigentlich die Aufgabe der neuen Kirche selber seyn sollen, dieses Verhältniß aufzufassen, und dadurch würde man sich den modernen, in der geistigen Einseitigkeit befangenen Pantheismus haben ersparen können. Er drückt sich darüber etwas dunkel aus. Da wir es mit einem Dichter zu thun haben, wollen wir in seine Andeutungen nicht tiefer eindringen. Sonst müßten wir ihn auf die sehr große Bedeutung der von ihm nur leichthin berührten Begriffe des Bösen, der Verschuldung und Erlösung, des Todes und der Auferstehung aufmerksamer machen.

Die Charakteristik der Romantiker ist vortrefflich. „Denn darin suchen wir die Bedeutung der Romantiker, daß sie auf ein höheres Verhältniß der Menschen zur Natur, als auf eines der unerklärtesten und mächtigsten Elemente des menschlichen Lebens, kräftig hinweisen. Diese Befreiung der Natur ahnend vorzubereiten, in diesem Sinne den Boden des menschlichen Gemüthes zu durchfurchen, scheint uns ihr vorzüglichstes Amt gewesen zu seyn, und hierin eine Bürgschaft für die Dauer ihrer Würde enthalten. Dafür gebührt ihnen Anerkennung gezollt zu werden, wenn wir auch gestehen müssen, daß sie ihre eigene Bedeutung verkannten, ihr Loos herabwürdigten, ihre Macht paralysirten, indem sie, statt Priester der Wirklichkeit der reinen Phantasie, grelle, schreiende Prediger einer unmöglichen Wirklichkeit der Phantasterei wurden. Das Edelste in ihrem Bemühen richtet sich dahin, in tausend Weisen auf die wunderbaren Bezüge hinzuleiten, in denen der Mensch zur elementarischen Natur steht, in ihnen etwas Höheres ahnen zu lassen, als die Stellung der Natur als eines Werkzeuges der physischen Erhaltung und Ergötzung der Menschen aussprechen würde. Einige von ihnen hatten nur wenige solcher Bezüge entdeckt, und brachten diese unverändert in jedem neuen Werke wieder, kaum die menschlichen Gestalten etwas verändernd, die mit der Natur in Berührung geschildert wurden. Andere dagegen schlugen in jeder Zeile an tausend Wunder des fraglichen Verhältnisses an, ohne im Stande zu seyn, auch nur einen der von ihnen angeregten Gedanken zum klaren organischen Theil der geistigen Erscheinungswelt auszubilden und ihn auf diese Weise erst zu seinem wirklichen Werthe zu erheben. Den Mangel, welcher aus diesem Unvermögen entstand, glaubten sie dadurch zu ersetzen, daß sie solche Ahnungen in ihren Werken häuften, und durch Stoff zu bewältigen suchten, da sie durch Klarheit nicht wirken konnten; sie sahen sich dabei genöthigt, mit dem wirklich Ursprünglichen, was ihrem Geiste entströmte, Barockes, Eigenwilliges, der Laune Entstammendes als göttliche Münze auszugeben. Als Ahnung stand vor ihrem Innern eine selbstständige Göttlichkeit der Natur, diese umformen, begrenzen, vergleichen, konnten sie nicht; um sie begreiflich zu machen, gaben sie von ihr ein geistiges Abbild, dessen Muster sie aus den Gestaltungen der menschlichen Seele entlehnten. Vergleichung sollte Verständniß bringen und dennoch ließen sie bei derselben nicht das Elementarartige, was auch in den Erscheinungen der menschlichen Seele liegt, hervortreten, sondern benutzten die nichtigsten Gaukeleien der Phantasie, die größte Willkürlichkeit des Geistes als Angelform für ihre Ahnungen über die Natur. — Eine zweite Richtung in ihnen, welche vielleicht ihr zweiter Beruf zu nennen, trug bei, sie über ihre Kräfte zu verwirren, und sie für den reinen Dienst der Naturbefreiung ungeeignet zu machen, da sie diesen göttlichen Zug eben so wenig in seiner Reinheit erkannten und erfaßten, als ihr erstes Amt. Es ist dieß die Wiederherstellung einzelner geistiger Elemente, welche das Mittelalter durchdrungen hatten. Ich möchte die Bestimmung ihrer Thätigkeit hier einer Servituten-Aufhebung vergleichen, nach welcher sich das Eigenthum der Menschheit an den Anschauungen des Mittelalters dadurch wieder ergänzen soll, daß ein Mißverständniß jener Periode, welches von der Entwickelung der Neuzeit unzertrennlich war, wieder aufgehoben wird. Ewig befruchtend muß es für unser Leben seyn, wenn wir in dasselbe die Energie und

Innigkeit herübernehmen, mit welcher wir die großen Geister des Mittelalters die Gegenstände erfassen sehen, während alle unsere Thätigkeit immer mehr den Charakter gemeiner Arbeit mit naheliegenden, augenblicklichen Zwecken bekommt. Eine gleiche Quelle des Reichthums neben Innigkeit war im Mittelalter die Erscheinung, daß alles geistige Leben als ein ganzes, einiges dastand, nicht in verschiedene, sich unter einander ganz fremde Theile zerspalten wurde, wie wir dieß in unserer Zeit auf die höchste Spitze getrieben sehen. Aber die Romantiker weisen auf das Große, was in jener Innigkeit, was in dem Zusammenhang, in der Wechselwirkung aller Geistigkeit liegt, hin, ohne eine Form dafür geben zu können, und fallen in den Fehler, tausend Schwächen und Irrthümer, welche in jener Zeit nothwendige Begleiter der hohen Eigenschaften seyn mußten, als etwas Verlornes und Ersehnenswerthes aufzustellen und die geistige Begierde der Menschen auf falsche Ziele zu richten. An diese Schwächen und Irrungen der Seele hatten sich im Mittelalter meist Einflüsse geknüpft, denen die Neuzeit mit aller Kraft entgegenarbeitete, und eben so starr glaubte sie einen Augenblick daher denjenigen entgegen treten zu müssen, welche diese Irrthümer wieder potenzirten und in den Menschen künstlich neu erzeugen wollten; daher nach der allgemeinen Anerkennung, die den Romantikern zu Theil wurde, weil Alt und Jung, Groß und Klein sich von den zu Grunde liegenden Ideen ergriffen gefühlt hatten, die schnelle und heftige Reaktion. — Durch die falsche, weichliche Erfassung der Ideen über das Mittelalter schadeten die Romantiker nicht nur der Wirkung, welche sie in diesem Bezuge haben konnten, sondern sie erschwerten sich auch das eigene Verständniß ihrer Stellung zu den Ansichten über die Natur, indem sie hier wie dort nur alles Weiche, Träumende, Sinnige, Geheimnißvolle, Bodenlose, im höheren Sinne Launenhafte anerkennen wollten, und sich als Apostel eines Träumerreichs darstellten."

Die Abhandlung schließt mit der Bemerkung, daß das Bedürfniß der Menschen, ihrem Verhaltniß zur Natur eine höhere Bedeutung zu geben, in allen Zeiten liege und in der unsern, wenn auch keineswegs besonders begünstigt, doch weniger als je gehemmt werde.

Die lateinische Dissertation beschäftigt sich mit ältern Rechtsgrundgesetzen und Rechtsgebräuchen, die eine gewisse Heiligkeit der Natur anerkannten.

Der Haupttheil dieser sehr eigenthümlich kombinirten Trilogie ist das dramatische Gedicht **Erlinde**, dem Stoff nach eine der vielen Undinensagen, der Behandlung nach aber durchaus originell.

Die Scene eröffnet sich am Fuße des Finsterberges im Thüringer Walde. Vorüber rauscht die Ilm. An ihrem Ufer wandelt Eginolf, Graf von Berka, ein Sonntagskind, des Glückes Liebling. Im Besitze kraftvoller Mannheit und blühender Schönheit, des väterlichen Stammschlosses und reicher Güter, einer reizenden und edeln Braut und eines im ganzen Lande hochgeachteten Namens, im vollen Bewußtseyn seines Glücks fühlt er sich dennoch von unbezwinglicher, unerklärlicher Sehnsucht nach etwas Anderem ergriffen.

Wenn an mein Land, wenn ich an Heilwig denke,
Dann fühl' ich stürmend, daß ich glücklich bin,
Und dennoch sehnt sich immerdar mein Sinn,
Was reißt mich in den Wellen, was in Bäumen hin,
So oft ich in des Waldes Schooß das Auge senke?
Ich fühle mich so glühend heiß beglückt.
Und doch — was ist's, das mich zerstückt?
Was windet hier aus dieses Steines Schatten
Für eine wundersame Blume sich hervor?
Sich streckend, zieht sie mit dem Wellenchor,
Und scheint doch in den Moosgrund festgewachsen.
Sie hat sich zu mir gewandt,
Sie schlängelt sich an meine Hand.
Ich soll sie knicken!
Will sie mir nicken?
Ach, sie ist so schön!
Sie mag noch mit den Wellen geh'n.
Doch nicht mehr.
Komm' her!
Ich nehme Dich zu mir.
Du gehör'st mir. —

Quelle!
Welle!
Schäume
Zu mir!
Schwelle!
Ich träume
Von dir,
Hier.

(Während der letzten Worte hat er die Blume geknickt.)

Lied der Nixen im Wasser.

Geboren ist sie,
Erkoren ist sie
Die neue Königin;
Auf, strömet zu ihr hin!

Wiegt die geborene,
Jetzt neu erkorene,
Uns're Gebieterin,
Wellenbeherrscherin.

Erlinde mit dem gold'nen Haar!
Es grüßet Dich der Wellen Schaar

Von Neuem nach dem Nixenjahr,
Als herrschende Gebieterin,
Der Nixen treue Schirmerin,
Der Ilme blanke Königin.

Erlinde ist aber nicht bloß die Nixe der Ilm, sie vertritt den Begriff der Natur im weitesten Umfang. Aber auch wieder nur die Natur, so weit sie dem menschlichen Subjekt erkennbar wird, nicht in ihrer ganzen objektiven Fülle. Deßhalb schlummerte Erlinde so lange und wachte erst, als der Graf die Natur in ihrem geheimen Leben zu begreifen anfing.

Da ist die Blume, da ist die Quelle,
Aus ihr drang mir ein Zauberlied in's Ohr.
Dort blinket noch die kleine Welle,
Aus ihr hob sich das schöne Weib empor.
Es treibt mich fort, durch Berg und Thal zu' dringen,
Auf Wiederseh'n, auf Wiederbringen!

Die zweite Scene zeigt uns den alten ehrwürdigen Felix, der vor der Pforte des Klosters als ein dahin gehöriger Mönch sich benimmt, aber als ein Unbekannter abgewiesen wird, bis man erkennt, daß er vor hundert Jahren plötzlich aus dem Kloster verschwunden war. Die bekannte Sage von dem Mönche, der einst die Stelle las „vor Gottes Augen sind tausend Jahre wie ein Tag," und, verwundert darüber, im Garten einen Vogel so schön singen hörte, daß er ihm nachging. Als aber der Vogel ausgesungen, waren hundert Jahre vergangen, denn der Vogel kam aus dem Paradiese. Diesen Mönch der Sage nun finden wir hier wieder; er wird wieder ins Kloster aufgenommen und lebt in inniger Gottesminne, voll Dankbarkeit für das ihm widerfahrene Wunder, und Gott zugleich verehrend in seinen Werken als ein kunstreicher Maler.

In der dritten Scene finden wir des Grafen schöne Braut Heilwig, die der Lust nicht widerstehen konnte, mit ihrer Dienerin an einem heißen Sommertag in der Ilm zu baden. Wir erfahren aus dem Gespräche, daß das Fräulein am Hofe der heiligen Elisabeth erzogen worden ist.

In der vierten Scene lernen wir des Grafen Sänger, Kurt, den Langenwiesner, kennen, der in diesem Gedicht den Begriff der Poesie zu vertreten hat. In seiner schmachtenden, aber unerwiederten Liebe zu Erlinden zeigt der Verfasser auf eine geistreiche Weise die Unzulänglichkeit der Romantik und überhaupt der ausschließlich poetischen Auffassung. Der Graf, ein herrlicher kräftiger Natursohn, wird durch eine Liebe beglückt, die den unglücklichen Sänger beständig flieht. Vergebens durchirrt er den Wald. Oft, wenn er das Ziel der Sehnsucht gefunden zu haben glaubt, verschwinden die schönen Waldblumen, Quellen und

Plötzlich wird die Gegend rauh und wild,
Halbverkohlte Stämme, statt der grünen Bäume,
Sumpfmoor statt der hellen
Schaumgekrönten Wellen!
Gönntest Du mir keinen Augenblick,
O Erlinde! dieses sanfte Glück?
Laß mich nicht so ruh'los klagen!
Soll ich schweigen? Soll ich sagen,
Daß ich Dich nicht bloß empfunden
Einst in träumerischen Stunden?
Das Geheimniß ist durchdrungen,
Denn ich weiß, wie Du entsprungen!
Schauen will ich Dich, Erlinde!
Nimmer ruh'n, bis ich Dich finde!

Aber die Geister spotten seiner. Er erwidert:

Laßt nur unter Hohnes Ruthen
Immer neu die Seele bluten,
Doch die stets verjüngte Klage
Tausendjähriger Nixen-Sage,
Euer Spott zerstört sie nicht!

„In des Schneekopfs Höhlenbette
Hält der greise Wassermann,
Schlaferstarrt an düst'rer Stätte,
Alten Nixenchor in Bann."

„Wenn Jahrhunderte entschwunden,
Wird die Schwester ausgesandt,
Auszuschau'n, ob Der gefunden,
Der den Nixengeist verstand."

Komm'! Erlinde, aus dem dunkeln Schooß,
Heb' Dich von des Schlafes Fesseln los!
Fühle, wie ich Dir ergeben,
Kehr' zurück in's Erdenleben!

Chor der Nixen.

Mähr' an Mährchen schlingst Du,
Nixenlieder singst Du,
Doch Erlinden, ewig neu geboren,
Ewig neu zerstört,
Kennest Du nicht.
Wen zum Bräut'gam sie erkoren,
Wem sie gern gehört,
Ahnest Du nicht!

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 66.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 30. Juni 1845.

Dichtkunst.

Der Mensch und die elementarische Natur. Erster Beitrag. — **De fragmento Vegoiae dissertatio juridica. De ea quae homini cum natura intercedit ratione, tractatus secundus.** — Erlinde. Der Mensch und die elementarische Natur. Dritter Beitrag. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845. 4.

(Schluß.)

Die fünfte Scene macht uns mit Nebenpersonen bekannt, unter denen ein fahrender Schüler sich als der schlaue Weltverstand zu erkennen gibt und des Grafen abergläubige Dienerschaft dupirt. Ein Handelsmann repräsentirt die mehr ehrliche Praxis seines Standes; ein Waldner bezeichnet wohl den Bauernstand, so daß, wenn der Schüler die hungerleidende Gelehrsamkeit bedeutet, alle Stände hier vertreten sind. Engelram, der Knappe des Grafen, bedeutet die überall brave, aber verführbare Jugend. Zwei listige Nixen mischen sich ein und verlocken ihn, wie ihre Königin seinen Herrn.

Damit schließt der erste Akt. Im zweiten treten zuerst die Haus- und Schutzgeister des alten Grafenhauses auf, die sich von einem kleinen feinen Geiste unterhalten, der sich zu Erlinden ungefähr wie Eros zur Venus verhält, und den sie dem Grafen als unsichtbaren Wächter mitgegeben. Dieser führt ihn immer wieder an die Ufer der Ilm und in Erlindens Arm. Auch sein Knappe folgt den Nixen, wovon die folgenden Scenen handeln. Der Graf fühlt nun das Doppelglück der Liebe, noch ist kein Streit in und um ihn.

Warm ist mein Fühlen, still vergnügt,
Wenn Heilwigs Näh' sich um mein Daseyn schmiegt.
Mich grüßt der Morgen froh an ihrer Seite;
Trägt auch der Tag mich in die Weite,
Vereint am Herde uns der Abend,
Der Humpen kreist, uns Alle labend;
Der Sänger läßt des Palas Hallen
Von seinen Liedern widerschallen.
Er weiß durch wunderbare Mähren
Der Meister manch Begebniß zu bewähren.
Es ruht mein Weib an meinem Arm,
An ihrer Wange klopft die meine warm.
Ich jub'le und ich freue
Mich ihrer Neigung, ihrer Treue.

Lockt Sehnsucht nach geheimnißvollem Schauen,
So eil' ich nach der Ilme Auen,
Dort weiß ich stets Erlinden,
Die Wasserbraut, zu finden,
Und überirdisch zarte Lust,
Durchströmt, bin ich bei ihr, die Brust.
Das Sehnen, das mich stets ereilte,
So oft ich in dem Wald, am Fluß verweilte,
Der lebensbange Geistesdrang,
Der all' mein Denken oft verschlang,
Er schweigt, wenn ich die Feine sehe,
Kein Ringen fühl' ich mehr in ihrer Nähe.
Ihr leises Lieben gleicht dem Hauche
Der milden Luft, in die beglückt ich tauche.
Es kräftigt mich Erlindens Höhe
Zum Glück, das mich mein Weib gelehrt;
Wenn ich so fest in diesem stehe,
Fühl' ich mich erst Erlindens werth.
Mit wahrer Treu' ergeben Beiden,
Vermag ich nimmer sie in mir zu scheiden.
So findet eine Wechselwirkung statt,
Die mich geläutert und ermuthigt hat.

Aber diese Harmonie des Doppelglücks kann nicht dauern. Der Graf selbst erkennt sie als eine Täuschung.

Nur einer, fühlt er, könne er ganz leben, seinem Weibe oder Erlinden. Er bittet die letztere, ihn in ihrem Zauberreich zu behalten und nie wieder in die gemeine Welt zurückkehren zu lassen. Aber sie erkennt darin nur seine Imbecillität:

Ueber meine Liebe irrst Du mit Gedanken,
Glaubst Du von mir Dich so geliebt.
Wähnst Du, daß sich Erlinde minnend gibt,
Um menschlichem Verkehr Dich zu entrücken,
Der Seele Dein zu wecken banges Schwanken.
Dein Leben wollt' ich adeln und verschönen,
An hehrer Geister Umgang Dich gewöhnen,
Durch Doppelglück vor Andern Dich beglücken,
Solltest zu altem Leben mir ein neues danken.
Wie bald hast Du dieß hohe Ziel vergessen. —
O, mißversteh' nicht meine Liebe,
Sie schließt nicht aus die edeln Menschentriebe.
Du wähnst nur mich in weiter Welt zu brauchen;
O fühle, daß Du jetzt erst untreu bist.
Wo bald Dein Weib, mich bald Du ganz vergißt!

Hier hat der Verfasser seiner Philosophie ein poetisches Opfer gebracht. Um den Gedanken ganz so, wie er wollte, auszudrücken, mißkennt er die weibliche Natur, für die es in der That zu dialektisch erscheint, den Beweis der Treue in der Untreue und umgekehrt sehen zu wollen.

Während der so glückliche Graf in Unruhe und Kummer versetzt wird, erfährt dagegen der unglückliche Sänger Kurt einen guten Trost. Ein alter weiser Meister, dem er sich anvertraut, lehrt ihn, im „Gehorsam" den Schlüssel zum Naturverständniß zu finden. Nicht mit leidenschaftlicher Gier soll er sich in die Wunder der Natur stürzen, sondern mit Demuth sie nach und nach erkennen und würdigen, wie nur das glatte, völlig ruhige und passive Meer das Bild des Himmels zurückwirft, nicht das sturmbewegte. Der Meister spricht im Eingang des dritten Aktes:

Du hast vertrauend dich an mich gewandt
Und liebend reich' ich Dir die Hand.
Nachforsche Dein entflammt Gemüth
Dem Tief-Geheimen, das die Blicke flieht.
Mit Geistern der Natur hast Du gerungen,
In heißem Kampf nur Schmerzen Dir erzwungen:
Hast ihrer Hausung ruh'los nachgespürt,
Wohin der Menschenwege keiner führt.
Nicht durch des Dichters Sehermacht allein
Kannst Du Genoß und Herr der Geister seyn,
Dringst Du in ihre Wesen ein.
Ein Herz, so groß, daß es das Weltall betend liebt,
Ein Geist, so hell, daß er verklärend wiedergibt,
Ein Dichterherz, mit hehrer Weissagkraft,
Vermag im Bunde mit der tiefsten Wissenschaft
Allein die höchste Herrschaft zu erringen.
So nur gerüstet wirst Du die Natur bezwingen.
Bezwingen? — Nein! sie wird sich Dir entgegenbringen.
Vor Deiner rohen Frevelhand
Hat sie deßhalb sich abgewandt.

Das passive Hingeben an die Natur im wissenschaftlichen Erkennen wird noch näher bezeichnet:

Tritt frisch und muthig in des Wissens Tempel ein!
Hier herrschet nur Bejahen, nicht Verneinen,
Hier darfst Du trennen nicht, darfst nur vereinen:
Hier wird gegeben nur und nicht geraubt,
Ein Ganzes wird die Welt von Form und Geistern,
Der Seele, die da forscht, erkennt und glaubt,
Nur sie kann schmerzlos Beider sich bemeistern.
Die Wissenschaft ist Gottes zweite Offenbarung,
Der Zeiten Tochter, Schwester der Erfahrung.
Die Wissenschaft, wie die Natur,
Zeigt immer neu der Gottheit Spur.
Dem Geist genügt das Schauen nicht allein,
Selbst will der Unzufried'ne Schöpfer seyn;
D'rum läßt die Gottheit ihn erforschen und erkennen,
Nur um so öft'rer lernt er ihren Namen nennen.
Stets wird dem Menschengeist sie neue Zeichen,
Zur Nahrung immer neue Wunder reichen.

Unterdeß treiben den Grafen seine Gewissensskrupel zu dem frommen Bruder Felix hin, dem er beichtet und der ihm ohne weiteres sagt, Erlinde, der freundliche Naturgeist, sey der Teufel, vor dem er sich segnen und bekreuzigen solle. Diese Ungerechtigkeit gegen die Natur wird aber bestraft. Felix selbst geräth in den Wald, an die verführerischen Ufer der Ilm und wird von einer schönen Nixe zur Sünde verlockt. Mögen wir uns ihn als die Kirche oder als die Kunst, oder als beides zugleich denken, so ist die in dieser Scene liegende Satire fein und treffend. Erlinde selbst aber erklärt, daß sie nicht den Teufel, sondern nur die Natur bedeute, die mit dem wahren Heiligen nicht in Widerstreit liege.

Ich fürchte nicht des Kreuzes Zeichen,
Dem Bild der Liebe sollt' ich weichen?

So wie der Sänger Kurt inne wird, daß der Graf sich von Erlinden abwendet, überrascht ihn dieses unbegreifliche Verfahren dermaßen, daß ihn selbst die alte

Begier, die er überwunden glaubt, wieder ergreift. Da er nicht haben kann, was der Graf nicht haben will, faßt ihn der alte Neid und stolz braust das Gefühl des Verkanntwerdens wieder in ihm auf. Da belehrt ihn der weise Meister, daß er sich nur selber täusche und etwas begehre, was ihn doch nie befriedigen würde.

Erhörte auch Erlinde Deine Bitten,
Wär' das Geheimniß, wie verschlungen
Mensch und Natur, von Dir durchdrungen,
Doch würdest Du nie ihrem Dienst Dich fügen.
Zur Sehnsucht rasend fortgeschritten,
Zugleich mit jenen mächt'gen Geistern,
Der Diener bunten Chor zu meistern,
Würde auch das Dir nimmermehr genügen,
Denn weiter trüge Dich des Strebens Wuth,
Die Herrschaft über Alle zu erringen.

Der Sänger fragt den weisen Meister, warum dieser selbst nicht Erlindens Gunst begehre, da doch keiner sie mehr verdienen würde. Aber der Meister kennt keinerlei Habgier, gerade in ihrer Abwesenheit besteht sein Wesen und seine Macht. Davon betroffen entschließt sich Kurt, den Kreuzzug Kaiser Friedrichs II. mitzumachen, um im Glauben zu finden, was ihm die Natur versagt.

Erlinde nimmt Abschied vom Grafen. Die Zeit ist noch nicht gekommen, in welcher die Menschen das Geheimniß der Natur verstehen. Zu frühe wähnt sie, das Menschengeschlecht sey fähig geworden, den Sinn der Alten zu begreifen und mit den Fortschritten des Geistes zu vereinbaren.

Es drang das Christenlicht in Eure Wälder ein:
„Kind der Natur, doch auch der Liebe sollst Du seyn!“
Ihr fluchtet, in das neue Wort versenkt,
Geliebten Göttern, die Euch sonst gelenkt;
Entzogt, von ihren Stimmen ungerührt,
Was auch noch jetzt der alten Welt gebührt.

Mir ward der Ilme Reich gegeben.
„Hinauf!“ so sprach der Wassermann,
„Erforsche, ob Dein Erdenleben
„Uns neue Macht gebären kann.
„Erschien noch nicht die Schöpferstunde,
„Die wieder uns in's Leben bringt,
„So kehre rasch zum Bergesgrunde,
„Eh' Dich der Menschen Schmerz umschlingt.“

Ich hörte nicht auf das Gebot,
An Liebe glaubt' ich, sah' ich Eure Noth.
Ich wähnte nah die großen Tage,
Erstorben schon die alte Nixenklage.
Daß Du mich nicht verstanden, fühlt' ich tief,
Da wach das kleinste Wort den Zweifel rief,
Der leicht bedeckt in Deiner Seele schlief.
Die Hoffnung gab der Erde mich gefangen,
Wie mahnend auch die Stimmen zu mir sangen.
Es trifft des Alten Spruch mein kühn Beginnen.
Kann Dich mein liebend Wort nicht neu gewinnen,
Und willst Du nicht Erlinden angehören,
Die Schwestern sollen strafend mich zerstören.
Der Ilme Reich wird mir genommen,
Der alte Fluß das neue Bett bekommen.
Ich werde in die Tiefe hingebannt,
Geheimes ward von mir zu früh genannt.

Aber auch der Graf kann nicht länger leben. Ein früher Tod bestraft seine Verbindung mit einer Geisterwelt, die er nicht begriff.

Kurt, der Sänger, ist zurückgekehrt und ergibt sich darein, seiner alten tiefen Sehnsucht nach Besitz entsagend, sich nur am Schein zu erfreuen (der wahre Trost eines Poeten), zugleich aber auch durch seine Begeisterung die träge Menschheit anzuspornen. Der weise Meister gibt zuletzt den Schlüssel zu allen vergeblichen Bestrebungen, die uns das dramatische Mährchen in seinem Verlauf enthüllt hat. Keine einzelne Geisteskraft und Geistesrichtung kann erreichen, was nur der Harmonie Aller zu erreichen bestimmt ist. Das harmonische Zusammenfassen aller Geisteskräfte ist uns aber noch nicht gegeben. Es wird, prophezeiht der weise Meister, dereinst ausgehen von einem „Bruder des Gekreuzigten.“

Es würde vielleicht der Schönheit und tiefen Bedeutung dieser Dichtung keinen Eintrag gethan, sondern dieselbe erhöht haben, wenn der Dichter den christlichen Standpunkt fest gehalten hätte. Diesem nach gibt es nur Einen Messias, er hat keinen Bruder. Die große Verheißung lautet auf Jenseits, nicht auf Diesseits. Der schöne Traum des weisen Meisters wird in einer andern Welt in Erfüllung gehen, nicht in dieser. — Der Dichter berührt die christlichen Ueberzeugungen zu nahe, als daß man sie nicht auf sein Werk anwenden müßte. Man muß sie auf dieses gewiß sehr scharfsinnige Werk, wie auf die Faust-, Ahasverus- und so manche andere Sage anwenden, die von neuen Dichtern mit Meisterschaft, aber in einem der christlichen Grundidee fremden Geiste behandelt worden sind. Alle diese Sagen wurzeln in der christlichen Legende und bezeichnen aufs bestimmteste den Gegensatz des Christenthums gegen altes und neues Heiden- wie Judenthum. Keine dieser Sagen kann sich dem christlichen Kriterium entziehen.

Wir glauben dem edeln Dichter, dem es in geistreichem Spiele der Dichtkunst heiliger Ernst zu seyn

scheint, nicht besser unsre Achtung bezeugen zu können, als indem wir aussprechen, daß wir ihn vor vielen Andern für fähig und berufen halten, die ins Gemeine verirrte Poesie zum Hohen und Heiligen zurückzuführen. Ohne Zweifel liegt ein unendlicher Reiz in der uralten Sehnsucht der Menschheit nach voller Erkenntniß, nach vollem Genusse der Natur, und ein unendlicher Schmerz im Versagen dieser Erkenntniß, dieses Genusses. Ohne Zweifel ist auch der Elfenzauber, womit die Natur uns lockt, eine unabweisliche Vorstellung, und schon in den ältesten Sagen unsres Volks ist die ewige Entfremdung bei ewiger Anziehung der Menschen und der Elementargeister, das geheime Wehe und die süße Klage der Elfen rührend ausgedrückt. Aber der hohe Reiz und der wahre Grund der Rührung liegt hier immer in der Unterordnung der Natur unter die moralische Welt. Die Elfen fühlen sich bei aller Liebenswürdigkeit unselig. Diesen Zug der alten Sagen soll man nicht vertilgen, um der Natur eine anscheinend höhere Würde beizulegen. Nein, die Natur wird uns immer um so mächtiger ergreifen, rühren, bezaubern, je mehr all ihr Zauber auf ihre Schönheit beschränkt ist, je untergeordneter sie in allen andern Stücken der moralischen Welt bleibt. Die höhere Aufgabe des Dichters, der mit würdigem Ernst die ewigen Dinge behandelt, ist demnach auch die poetische Auffassung der moralischen Welt, die über der Natur steht. Dem alten heidnischen Walddunkel, dem in der Tiefe des Berges magisch beleuchteten Vennsreich, dem aus den Wellen lotosgleich erblühenden Elfenzauber gegenüber erhebt sich ein hochheiliger Bau, an dessen Pforten die Propheten und Sibyllen stehen. Diesen hat die Poesie zu lange gemieden. Einen so finnigen und hochstrebenden Dichter, wie den Verfasser der Erlinde, wird sein richtiges Gefühl vom Liebreiz der Natur wohl einst in das Heiligthum führen. Ihm kann unmöglich verborgen bleiben, daß im Schicksale der Völker ein anderes viel tiefer liegendes Weltprinzip sich offenbart, als im Naturleben, und daß alle Genien der Elemente nicht hinanreichen an die Erhabenheit dessen, der die Todeslose der Völker zieht, denen aber „die neue Erde" verheißt, die an der Hand der ewigen Liebe den Schrecken der ewigen Gerechtigkeit entrinnen. Die Natur bleibt immer jung, aber die Menschen werden alt. Die Natur ist schuldlos, aber die Menschen sind es nicht. Dem Naturgesetz überordnet sich das Sittengesetz, dessen Walten in der Geschichte das Großartigste bleibt, was die Poesie je zu ihrem Gegenstande machen kann.

Geschichte.

Geschichte der Stadt Lübeck. Von Dr. Ernst Deecke. Erstes Buch. Lübeck, v. Rohden, 1844.

Das erste Buch reicht nur bis gegen Ende des 13ten Jahrhunderts und erörtert hauptsächlich die Anfänge und ersten Kämpfe der berühmten Stadt Lübeck, die Jahrhunderte hindurch das Haupt der mächtigen deutschen Hansa war. Der Ort, wo Lübeck ursprünglich erbaut worden, und die Zeit, in der es geschah, wird kritisch untersucht. Ueberhaupt sichtet der Verfasser die alte Geschichte Lübecks sehr scharf und überweist einige schöne Erinnerungen, die man bisher für historisch gelten ließ, der Sage. Doch kommt die Ehre Lübecks dabei nicht zu kurz. Jener berühmte Alexander von Soltwedel z. B., von dem man glaubte, er sey Bürgermeister der Stadt und Anführer in der großen Schlacht bei Bornhövede gewesen, war dieß zwar nicht, zeichnete sich aber als Admiral der Lübecker im Kampf mit den Dänen aus und eroberte Kopenhagen. Wenn der Verfasser auch manche Poesie der Geschichte in Prosa aufgelöst, so verfehlt er doch nicht, zur Verminderung einer allzu trockenen Darstellung, die schönen alten Sagen als solche ausführlich mitzutheilen; so wie er auch manchen merkwürdigen Sittenzug der Vorzeit einflicht. Von letzterer Art ist besonders eine Vertreibung der Mönche aus Lübeck in der Mitte des 13ten Jahrhunderts merkwürdig. Die Veranlassung war, wie es scheint, ihr unerlaubter Umgang mit Nonnen; doch mögen sie sich darauf nicht allein beschränkt haben. Die Volkssage berichtet umständlich, daß die Mönche mit den Frauen der fast immer zur See abwesenden Schiffsleute vertraute Bekanntschaft gemacht und dieselben wären täglich und öffentlich zu ihnen ins Kloster gekommen, nachdem ihnen die Mönche das Haar bis auf eine runde Tonsur abrasirt und Kutten gegeben hätten, in denen sie nun selber ganz wie Mönche aussahen. Die Tonsuren, heißt es weiter, seyen lange verborgen geblieben, weil sie zu Hause unter große Hauben gesteckt wurden, bis einmal ein Schiffer die Sache merkte. Aber schnell besonnen verrieth er sich nicht, deckte den Fehler seiner Frau gnädig und mit tiefer Verschwiegenheit zu, und wartete, bis einmal alle Schiffer mit ihren Frauen zusammen kamen. Da nahm er seiner Frau die Haube ab, hieß die andern ein gleiches thun und man fand, daß alle Frauen die Tonsur trugen. Nun wurde den Frauen eine vollständige Amnestie ertheilt, aber das Kloster zu stürmen beschlossen, die Mönche machten sich indeß noch vorher eilends aus dem Staube.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 67.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 2. Juli 1845.

Nationalökonomie.

1) Das nationale System der politischen Oekonomie. Von Dr. Friedrich List. Erster Band. Neue unveränderte Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1844.

Wir haben uns gleich beim ersten Erscheinen dieses so berühmt gewordenen Buches ausführlich über dasselbe ausgesprochen und wollen hier nur den Wunsch anbringen, der Herr Verfasser möchte den zweiten Theil bald folgen lassen. Sein System hat eben so große Anfechtung als Anerkennung gefunden, wie alles Bedeutende in unsern Tagen. Vieles aber bleibt ihm für den zweiten Theil noch auszuführen übrig, namentlich in Bezug auf die innern Verhältnisse der Fabrikation, da er im ersten Theile hauptsächlich die äußern in großartiger Abwägung der verschiedenen nationalen Handelsinteressen erörtert. Die Frage, wie dem Pauperismus gründlich abzuhelfen, erwartet von ihm noch eine Beantwortung.

2) Positives System der Volkswirthschaft oder Socialtheorie. Von Dr. Hugo Eisenhardt. Leipzig, Brockhaus, 1844.

Der Verfasser ist dem Genius des Herrn List in Vielem gefolgt. Doch weicht er auch in wesentlichen Punkten von ihm ab. Insbesondere nimmt er Anstoß, daß Herr List in seiner gehaltvollen kleinen Schrift über die Ackerverfassung (1842) das System der geschlossenen Güter vertheidige. Herr Eisenhardt ist ein geschworner Feind der Zunftverfassung, der landwirthschaftlichen eben so sehr wie der gewerblichen. Er erklärt S. 98 Adam Smith habe das Zunftwesen wissenschaftlich vernichtet. Aber was ist nicht alles schon wissenschaftlich vernichtet worden und kam doch immer wieder auf. Algernon Sidney hat die Monarchie wissenschaftlich vernichtet und sie hat in England bis auf diesen Tag fortgedauert. Wie oft ist nicht schon die Bibel, das Christenthum, ja jede Religion wissenschaftlich vernichtet worden, aber sie haben trotzdem ihre Geltung behalten. Wenn man etwas vernichten will, muß man es mehr als wissenschaftlich thun, sonst ficht man vor dem Spiegel.

Herr Eisenhardt läßt sich von einer allerdings plausibeln, aber einseitigen Erwägung hinreißen, die freie Konkurrenz unter allen Umständen gutzuheißen. Monopolisirt man, sagt er, das Recht, ein Gewerbe zu treiben, oder den Besitz eines Grundstücks, so privilegirt man dadurch die Faulheit, und beraubt die Patent- und Besitzlosen ihres natürlichen Rechts, sich durch ihrer Hände Fleiß, ihren guten Kopf ꝛc. wenigstens eben so viel zu erwerben, als jene Privilegirten. bei weniger Anstrengung und Anlage. Ferner gibt er zu bedenken, daß die Produktion stockt, der Boden nicht genug trägt, die Waare geringer und schlechter wird, wenn nicht freie Konkurrenz den höchsten Ertrag erzwingt.

Dagegen erwägt der Verfasser nicht, daß bei uneingeschränkter Konkurrenz der Gewinn aus allen Gewerben, wie aus dem Landbesitz in immer weniger Hände fällt, und daß das Proletariat sich ungeheuer vermehrt; daß gewisse Artikel allerdings besser geliefert werden, andere aber desto schlechter, und daß man die Uebelstände des gewerblichen wie landwirthschaftlichen Zunftwesens vermeiden kann, ohne das Gute derselben entbehren zu müssen.

Wenn geschlossene Güter ein Maximum nicht übersteigen dürfen, wenn sie nicht so ausgedehnt sind, daß der Bauer davon leben kann, ohne sie mit gehörigem Fleiße anzubauen, so ist schon genug dafür gesorgt, daß der Boden benutzt werde. Es ist nicht davon die Rede, privilegirte Bauern zu reichen Müßiggängern zu machen, sondern nur der Verarmung auf dem Lande vorzubeugen, den Landmann gegen die Spekulationen der Güterwucherer und gegen das unausbleibliche Elend übertriebener Gütertheilung zu schützen. Es gibt durchaus kein anderes Mittel, einen kräftigen und wohlhabenden Bauernstand

zu erhalten, als das zünftige Allodificiren mäßiger Landgüter, die nicht zu groß sind, aber auch nicht getheilt werden dürfen. Versäumt man diese Maßregel, so wird der Güterschwindel immer mehr überhand nehmen, der Güterbesitz immer mehr wechseln, der Boden von den jeweiligen Besitzern rasch ausgebeutet und nicht verbessert, z. B. das Holz niedergeschlagen werden, und wird die Zahl der Armen, die erst das Gut theilen, die auch auf der kleinen Parzelle nicht mehr leben können und dann nach Arbeit herumziehen, immer größer werden. Auch der auf den Gütern aushaltende Bauer wird, indem er das Zünftige gänzlich aufgibt, seinen Charakter immer mehr verlieren, nicht sowohl Bebauer des Bodens bleiben, als Güterspekulant werden, und alle Listen und Laster, die Bedürfnisse und den Luxus der Städte auf dem Lande einführen.

Dasselbe gilt vom Gewerbestande. Das bürgerliche Kernvolk ist vor dem Wurmfraß des Pauperismus nur zu retten, wenn man es wieder in Zünfte gliedert. Vergebens schreien Professoren auf den Kathedern und Advokaten von den Tribünen herab, das sey ein Rückschritt. Die betreffenden Handwerker selbst wissen besser, wo sie der Schuh drückt, und wir behaupten nicht zu viel, wenn wir sagen, daß eine Wiederkehr der Innungen ungeheuer populär werden würde. Gegen die Spekulation, die in allen Städten die kleinen Handwerke zu ruiniren anfangen, gibt es schlechterdings kein Rettungsmittel, außer in den Innungen. Hält die wissenschaftliche Thorheit noch an der Konsequenz des Prinzipes fest, so wird doch das wachsende Elend bald ihren ungeheuren Widerspruch mit der Erfahrung enthüllen. Wenn hunderte von Meistern eines Gewerbes verarmen und der physischen und sittlichen Korruption anheimfallen, dann ist es nicht mehr Zeit, die freie Konkurrenz und den Aufschwung der Industrie zu preisen, der etwa hinter den Spiegelfenstern eines großen Etablissements herausglänzt. Ein System, das unausbleiblich zur Entnervung und Entsittlichung des Volks, zu schauderhaftem Elend und zu den Greueln des Kommunismus führt, ist kein Fortschritt des Jahrhunderts.

Doch geben wir zu, daß die korporativen Bürgschaften zunächst nur denen Sicherung gewähren, die darin begriffen sind, und daß neben den Genossen landwirthschaftlicher und gewerblicher Zünfte immer noch ein großer Theil der Bevölkerung übrig bleiben und leer ausgehen würde, für den eben keine Güter mehr übrig, keine Plätze in der Zunft mehr offen wären. Diesen kann, so weit sie nicht als junge, lernende und dienende Glieder den Korporationen sich anschließen, nur durch Auswanderung geholfen werden. Vergebens sinnt der gelehrte Scharfsinn Mittel aus, die Bevölkerung, die einmal für ein Land zu viel ist, durch geschickte Vertheilung unterzubringen. Was zu viel ist, bleibt zu viel.

Warten hundert adelige Jünglinge, die keine Landgüter haben, auf Hof- und Gesandtschaftsposten, es können aber kaum die Hälfte placirt werden, so müssen die übrigen ihr Glück beim Militär oder den Civildepartements versuchen. Hier wimmelt es aber ebenfalls von Kandidaten. Sie können nicht alle angestellt werden. Es bleiben immer noch genug übrig. Sie suchen reiche bürgerliche Mädchen zu heirathen. Es gelingt vielen. Andern nicht. Nun müssen sie sich herablassen, ein bürgerliches Gewerbe zu ergreifen, oder fremde Dienste aufzusuchen. Eine noch weit größere Zahl von bürgerlichen Beamten-, Pfarrer- und Gelehrtensöhnen 2c. macht mit Ausnahme der Hofstellen dieselben Ansprüche an die Staatsstellen, aber zum Theil durch den Adel bei diesen Bewerbungen übervortheilt, zum Theil viel zu zahlreich, um vom Staate versorgt werden zu können, müssen sie die Spekulation auf den Staat (inclusive Kirche und Schule) mit einer andern vertauschen. Sie fallen also eben so in Masse in das Gebiet der Industriellen ein, wie die adelige Jugend zuvor in ihr Gebiet eingefallen ist. Dem reichen Sohn wird ein Landgut gekauft, den ärmern schickt man ins Komptoir und versucht das Glück auf allen Wegen. Aber diesen Freiwilligen der Industrie steht eine kompakte Masse von in derselben Gebornen entgegen, und die meisten Plätze sind schon besetzt durch die natürlichen Erben. Nun beginnt ein Rennen und Jagen, allen soliden Häusern den Rang abzulaufen durch neuen Schein, ein mörderischer Wettkampf um die Existenz, wobei Jeder auf den Ruin des Andern hinarbeitet, in beständiger Angst, selbst wieder überholt und niedergeworfen zu werden. Hier drängen sich zahllose Fabriken in einem Thale zusammen. Große Summen werden gewagt und gewonnen für die, verloren für jene. Dort wird eine altergraue, den ältesten Greisen noch aus den Knabenjahren her wohlbekannte Thüre plötzlich in einen eleganten Modeladen umgeschaffen, mit dicken Spiegelgläsern in schmalen goldnen Rahmen, Marmorpfeilern 2c. Gegenüber wieder, um die nächste Ecke wieder. Die Stadt wird zum Bazar. Ja selbst das kleinste Nest wird der Schauplatz des Lebens- und Todeskampfs zwischen zwei konkurrirenden Krämern oder Barbierern. Auf jedem Flecke, wo nur Einer sich halten kann, versuchen ihrer viele zu stehen, um so mehr, als die Stellung vortheilhaft erscheint, aber auch die schlechteste hat noch Konkurrenten.

Wer die Uebersetzung eines Gebietes kennt, hofft in seiner Verblendung, das andere werde weniger übersetzt seyn. Daher das merkwürdige Symptom unsres zerrütteten Zustandes, daß die verschiedenen Stände ihre Söhne so gern einem Berufe bestimmen, der dem der

Väter fremd ist. Um Gotteswillen, studire nicht Theologie, sagt der arme Landpfarrer, der das Drückende seiner Lage fühlt, zu seinem Sohne: versuche das Glück, werde Kaufmann. Der Kaufmannssohn umgekehrt muß den Staatsdienst aufsuchen, sey es weil sein Vater reich genug geworden ist, um nun auch nach Titeln und Würden für sein Haus zu streben, oder sey es, daß er es unter vielen Sorgen doch zu nichts gebracht hat und seinem Sohne ein, wenn auch bescheidenes, doch sicheres Jahreseinkommen in der Staatsbesoldung verschaffen will.

Alle aber mögen ihre Stellung vertauschen, oder sich auf demselben Platze gegen einander drängen, immer sind ihrer zu Viele, und alle Hof-, Staats-, Kirchen- und Schulstellen, alle industrielle Etablissements, Kundschaften und Oekonomien reichen nicht aus, den Ueberschuß der Bevölkerung zu ernähren. Die Advokaten der Konkurrenz sagen: das sey nun desto mehr Aufforderung für das Talent, sich geltend zu machen, und für die Faulen und Geistlosen sey es ja nur eine gerechte Strafe, wenn sie zurückbleiben. Allein solche Aeußerungen sind rein barbarisch, denn einmal entscheidet das Talent nicht; der talentvollste Arbeiter z. B. bleibt Sklave des brutalsten Fabrikherrn, er mag sich noch so sehr anstrengen. Sodann aber würde der allgemeinen Noth auch alsdann nicht abgeholfen seyn, wenn wirklich der Reichthum nur in die Hände der Würdigen fiele. Die Zahl und das Elend der Ueberkompletten, Zurückgedrängten, Verarmten bleiben die nämlichen, ob es talentlose oder talentvolle Leute sind, und nicht auf eine Prämie für das Talent kommt es hier an, sondern auf die Menschlichkeit.

Die Konkurrenz ist etwas herzerfreuendes, wenn sie den spielenden Wetteifer gesunder und blühender Kräfte entfaltet; aber etwas Jämmerliches und Herzmarterndes, wenn sie ein Todeskampf der Ohnmacht und des Hungers ist. Wer sähe nicht gern zwei englische Rennpferde in der Blüthe ihres schönen Daseyns einander dem Ziele voraneilen? Aber wer möchte eben so gern das tödtlich verwundete Thier, dem die Gedärme aus dem Leibe hängen, oder das schwindsüchtig athemlose zu demselben Ziele keuchen sehen? Ganz so verhält sich die natürliche Konkurrenz blühender Gewerbe zu der unnatürlichen der improvisirten und künstlich gesteigerten Industrie. Oder gleicht etwa nicht jenem gemarterten Thiere der arme Industrielle, der beim besten Willen zu ohnmächtig ist, um zu reussiren? Ein Handwerker heirathet, er ist fleißig, brav, aber sein Handwerk ist zu stark besetzt; fremde Spekulanten nehmen den Verdienst vornweg; er kann sich nicht halten. Da greift er zu einem andern Gewerbe, das ihm schnellen Gewinn verspricht. Er wird verführt, betrogen, seine letzte Habe schwindet. Er versucht ein Drittes. Man braucht ihn nicht, alles ist schon besetzt. Ein Viertes. Es geht ihm eben so. Da ergreift ihn Verzweiflung. Er ermordet seine Kinder, weil er ihr Jammern um Brod nicht mehr anhören kann. Ein Anderer wird ein Säufer, ein Dritter stiehlt. Die Töchter werden prostituirt, die Knaben verkümmern in den Fabriken. Nun, ihr Lobredner der Konkurrenz, der Mann war geschickt, und die das Talent begünstigende Konkurrenz hat ihm nicht gefehlt. Warum ist er denn doch so elend geworden? Weil es ein Unterschied ist, mit freier Kraft gleichsam spielend konkurriren und mit gebrochner Kraft für Hungersterben konkurriren.

Jene höhere Konkurrenz adelt die Kämpfenden und begünstigt eine feine Courtoisie der wechselseitigen Achtung. Dieser Verzweiflungskampf um ein elendes Stück Brod erniedrigt aber auch die besten Menschen zur Bestialität und entsittlicht sie, vergiftet sie mit Haß, Neid, Bosheit, zähnfletschender Vertilgungslust, endlich mit der Verzweiflung an Gott und Welt. Wie schön war das Prinzip der Brüderlichkeit, der wechselseitigen Achtung und Unterstützung unter den Gliedern der adeligen und bürgerlichen Genossenschaften. Und wie abscheulich ist dagegen das jetzt in allen Kreisen der Gesellschaft vorwaltende Prinzip der Konkurrenz, d. h. des rohen Egoismus, der, um die eigne Existenz zu retten, jede fremde zu vernichten bereit ist, ja darnach lechzt. Wie schön wandelt es sich auf dem pont neuf, wenn man ruhig seinem Geschäfte nachgeht, aber wie schauervoll und entsetzlich ist das Gedränge auf der Brücke der Beresina, wo immer einer den Andern hinunterstößt, um nur selbst vorwärts zu kommen! Doch an dieses Moment der Volksdemoralisation durch die Konkurrenz denken unsre Nationalökonomen nicht. Die Sitte hat keinen Platz in ihren Zahlentabellen.

Sonderbarerweise drängt und plagt man sich aber mit der Konkurrenz auf einem Fleck, wo es zuletzt nicht nöthig wäre. Es liegt noch ringsumher Raum genug, wo wir alle Platz fänden.

Den Ueberzähligen, deren jeder Stand, jeder Berufszweig jährlich eine Menge von sich ab und ins Elend verweist, weil sie in einem überfüllten Raum nun einmal nicht existiren können, kann nur durch eine Auswanderung geholfen werden. Unsre Vorfahren bedienten sich dieses Ausweges immer mit großem praktischem Verstande. Sie festeten die Güter und die zünftigen Befugnisse im Erbe der ältesten Söhne, wodurch stets das alte Kernvolk in seinem vollen Besitzstande erhalten wurde. Sie entfernten aber die nachgebornen Söhne, so weit sie nicht mehr im Lande freien Platz fanden, durch Auswanderungen, schickten sie aber nicht so verlassen fort, wie wir jetzt thun, sondern gaben der Emigration die Form einer Eroberung. Darauf sind wir jetzt freilich nicht mehr eingerichtet, aber ein systematisches

Auswanderungssystem im Großen wäre ausführbar und dringend geboten.

Wir werden nicht aufhören, es den Nationalökonomen zu wiederholen. Die einzige Hülfe liegt in der Allodifikation der Güter, in der zünftigen Verfassung der Gewerbe und in der Auswanderung.

Novellen.

Erzählungen und Novellen von A. von Sternberg. Dritter und vierter Band. Dessau, Aue, 1844.

In diesen Erzählungen neigt der Verfasser wieder zu der Mährchenform, die er früher mehr im Geschmack Crebillons des Jüngern und Cazottes ausbildete, der er aber jetzt eine mehr tragische oder wenigstens tragikomische Physiognomie gibt. Diese phantastische Manier ist offenbar poetischer, als der, wenn auch noch so feine Konversationston des Verf. in seinen Genrebildern aus vornehmen oder literarischen Salons. Es wäre daher vielleicht zu wünschen, daß Herr von Sternberg seine poetische Kraft in geistvollen Mährchen concentrirte; allein man kann es ihm nicht zumuthen, da er durch die andere bequemere Manier schon hinlänglich Glück gemacht hat.

Die erste unter den vorliegenden Erzählungen „der goldene Schuh" ist nicht die am besten erfundene. Weit geistreicher ist „der Dodo" oder die Geschichte der unglücklichen Miß Pamela, die ihren Geliebten verloren hat, sich aber einbildet, mit ihm in einem geistigen Rapport zu stehen und ihn in jeder Vollmondnacht zu sehen. Zufrieden mit diesem Wahn, läßt sie es sich gefallen, einen Andern zu heirathen, und als dieser nach zehn Jahren stirbt, eine zweite Ehe mit einem naturforschenden Professor einzugehen. Die Liebeserklärung dieses dürren, kahlen, ganz nur in der Paläonthologie unter vorweltlichen Knochen und in seiner Insektensammlung lebenden Professors ist vortrefflich und erinnert an das Beste, was Jean Paul und Callot-Hoffmann in der humoristischen Gattung geschrieben haben: „Eine Uhr schlug, und mit dem letzten verklingenden Tone trat, vom Kopf bis zu Fuß in Schwarz gekleidet, der Professor Lydenbock ein. Er grüßte, nahm der Dame gegenüber Platz, und nachdem er seine grüne Brille bei Seite gelegt, faßte er ihre kleinen Hände und sagte: „Pamela, es ist auf dieser Erde kein vollständiges Glück denkbar. Der Mensch ist elend, der Puls ist unser Tyrann, sein Pochen ist das Pochen des Todesfingers an der Thür unseres Lebens. Wir erkaufen jede heitere Minute von der zufällig glücklichen chemischen Mischung eines Blutkügelchens, das seinen langsamen oder beschleunigten Weg von der Fußzehe bis zum Herzen macht. Jede unserer Empfindungen ist von einem Nerven abhängig, der auf geheimnißvolle Weise vibrirt und unsere Nächte mit Gespenstern, unsere Tage mit Hypochondrie füllt. Pamela, der Mensch ist nicht zum Glück gemacht. Es gibt in der ganzen Natur nur Ein Gewisses, das ist die Vernichtung." — Pamela zuckte zusammen und ihre Hand entglitt der Rechten des Professors; dieser ergriff sie wieder und fuhr fort: „Ich habe unter Särgen gewandelt mit der Miene eines Mannes, an dessen Wege Bausteine eines eingerissenen Gebäudes liegen; ich weiß nichts von den traurigen Einbildungen und Träumen, mit denen die Hälfte unserer Mitmenschen sich bleiche Wangen und einen stockenden Athem macht. Mein Geist wandte sich schon früh dem heitern Reiche der Insekten zu. Ich fing mit meinem zwölften Jahre an, die große Sammlung anzulegen, die Sie in den drei großen Sälen im Nebenhause verwundert in Augenschein genommen haben; mit jeder Fliege, die ich anspießte, mit jedem Käfer, dessen Herz ich durchbohrte, mit jeder leichtfüßigen Cicade, über deren Grab ich wie eine Triumphfahne den Zettel mit dem Linné'schen Namen steckte, zog ein Gefühl der Genugthuung in meine Brust ein. Ich hatte ein Fünkchen von der ewig flatternden, ewig zuckenden, hin- und herströmenden Lebensmasse erschnappt und opferte es auf dem Altare der Wissenschaft. Könnte ich mich nur alles Lebens auf diese Weise versichern! denn ich will nicht leugnen, daß mich diese Erscheinung des Daseyns, die ich nicht erklären kann, genirt." Der Professor zog hier seine Uhr hervor. „Schon sind zehn Minuten vergangen," sagte er. „Ich muß mich kurz fassen: Wollen Sie meine Gattin werden, Pamela?" Sie nimmt es an, aber es fängt sie bald an, unter den Insekten und Mamuthsknochen zu schaudern. Ihr Wahnsinn steigert sich. Da kehrt unerwartet ihr todtgeglaubter Geliebter zurück und — sie stürzt sich aus dem Fenster.

Das vierte Bändchen füllt eine Novelle, worin hauptsächlich von der modernen Literatur und ihren Gebrechen die Rede ist und manche gute Bemerkung eingestreut wird. Doch wäre es besser, die Kritik des Jahrhunderts nicht bloß beiläufig in eine Novelle einfließen zu lassen. Für den Reiz anmuthiger Unterhaltung ist der Tadel zu ernst; um ihn aber wirksam zu machen, ist die Waffe nicht scharf genug.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 68.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 4. Juli 1845.

Lyrische Dichtkunst.

Lieder der Sehnsucht nach den Alpen. Von J. L. Pyrker. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

Eine kleine, aber sehr schön ausgestattete lyrische Sammlung. Der ehrwürdige Erzbischof von Erlau überläßt sich in diesen Liedern der frohen und wehmüthigen Erinnerung an seine geliebte deutsche Alpenheimath. Einige Lieder drücken die Sehnsucht dahin aus, andere versetzen uns mitten in das reiche Alpenleben, auf die reinen Höhen, in das Stillleben der Sennhütten, in den muntern Lärm der Jagden. Wie der Dichter, in seinen epischen Werken Meister des deutschen Hexameters, sich auch in dem kürzern lyrischen Maaße im reinsten Wohllaut bewegt, und wie schön er das landschaftliche Bild mit der Seelenstimmung in Harmonie zu bringen weiß, was immer die Aufgabe von Berg-, Wald- und Frühlingsliedern &c. bleibt, möge hier nur aus einer einzigen Probe erhellen.

Der Alpensee im Mondlicht.

Seh' ich den fernen Alpensee
Im Mondenschein vor mir:
Da faßt mein Herz ein leises Weh' —
Ich kann doch nichts dafür!
Es schweigt umher der dunkle Wald,
Der sich im Fluthenspiegel mahlt;
Des Mondes trüber Schimmer
Weckt dort im Goldgeflimmer
In mir ein Weh', ein Weh'!

Dringt mir vom fernen Alpensee
Dann Hörnerklang ans Ohr:
Da bebt mein Herz vor süßem Weh' —
So fühlt' ich's nie zuvor!
Im Wald hin tönt es nah' und fern.
Vor Freude glänzt ein jeder Stern,
Und mit des Mondes Strahlen
Sieht man die Wellen dahlen:
Ich schweig' im süßen Weh'!

Seh' ich am hellen Alpensee
Des Fischers Wittwe steh'n:
Da faßt mein Herz erneutes Weh',
Und will nicht mehr vergehn;
Sie ringt die Händ', und weint hinab:
Dort sank ihr Mann ins Wellengrab,
Als er die Netze senkte,
Und rasch den Kahn umlenkte:
Laut hallt umher ihr Weh'!

Ich schaue nach dem Alpensee
Bis gegen Mitternacht;
Bald dünkt es mich: hier springt ein Reh,
Bald dort ein Hirsch, erwacht.
Die Eulen krächzen durch den Wald,
Daß laut das Ufer widerhallt,
Wo düstere Gestalten,
Gespenstisch dräuend, walten,
Und ächzen Ach, und Weh!

Nun schwebt vom lichten Alpensee
Ein dichter Nebel auf,
Und fleugt, wie sturmgepeitschter Schnee,
Heran im schnellen Lauf.
Ein Schauder weht vom Fels herab,
Ich eile heimwärts, rasch bergab:
Denn furchtbar ist's zu weilen,
Wo Geisterstimmen heulen
Am Alpensee ihr Weh!

Länder- und Völkerkunde.

Die heutigen Syrier oder gesellige und politische Zustände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und dem Drusengebirge nach den Aufzeichnungen eines Reisenden (1841—1843). Aus d. Engl. mit statist. Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

Reiseberichte eines einsichtsvollen und gutgelaunten Engländers, den das Ansehen, welches seine Landsleute in Syrien genießen, in den Stand setzte, sich überall mit Bequemlichkeit umzusehen und der selbst mitten in den Flammen des Bürgerkriegs (zwischen Drusen und Maroniten) von beiden Seiten als Gastfreund geehrt wurde.

Er reiste von Aegypten aus zur See nach Beirut, von da nach Damaskus. Unterwegs macht er eine praktische Bemerkung über die Turbane, die, obgleich sie von den Orientalen schon seit undenklichen Zeiten gebraucht werden, doch dem Klima keineswegs angemessen seyen. Sie schützen nämlich nicht vor der Sonne, und daraus erklärt sich das so sehr häufige Erblinden im Orient. Die Juden allein sind gescheidt genug gewesen, ihre Turbane breit zu plätschen und dadurch eine Decke für das Auge zu gewinnen. — An den Bauwerken fiel dem Verf. ganz besonders die Zierlichkeit der altarabischen Architektur mit ihren Stalaktiten- und Honigwabenbildungen auf. Er kommt mehrmals darauf zurück, bemerkt aber, daß die Türken und Araber von heute so wenig mehr in jenem alten schönen Styl zu bauen verstehen, als wir in dem gothischen.

Welches Ansehen die Engländer in Syrien genießen, erhellt aus dem Umstande, daß sie dem Lande von beiden Seiten her beikommen. Der Verf. erzählt eine artige Anekdote, welche diese Verhältnisse ins Licht setzt. Einst begegneten sich in der Stadt Damaskus zwei Männer, stießen im Gedränge hart zusammen, schimpften sich und kamen in heftigen Streit. Da klarte sichs auf, daß der eine ein Westindier, der andere ein Hindu war und beide lachten und schüttelten sich als Unterthanen Ihrer Maj. der Königin von Großbritannien in bester Laune die Hände.

Indem der Verfasser von dem häuslichen Leben in Damaskus spricht, erwähnt er einer eigenthümlichen Art, die Baumwolle auszuklopfen. „Die Wollflocke, wenn sie aus den Diwanen genommen wird, wird nicht gekämmt, sondern erweicht und geöffnet durch ein mir bis dahin unbekanntes Verfahren. Ein Stab gegen fünf Fuß lang, in der Gestalt des Bogens eines Violoncells, wird in der linken Hand eines Arbeiters gehalten, der mit seiner rechten die Darmsaite in die Wolle treibt. Die Maschine prallt mit dröhnendem Schalle vom Boden ab und löst einen Theil der Wolle ab, bis alles erweicht ist." Diese Procedur ist längst bekannt und in ganz Indien gebräuchlich. Sonnerat hat sie schon im vorigen Jahrhundert in seinem Reisewerk ausführlich beschrieben und auch abbilden lassen.

In Damaskus leben viele Christen, die früher, wie bekannt, von den Muhamedanern hart gedrückt wurden. Erst Mehemet Ali oder vielmehr sein Sohn Ibrahim Pascha setzte, als er Syrien eroberte, die Christen in ihre bürgerlichen Urrechte ein. „Die ägyptische Occupation war das goldene Zeitalter der Christen. Nachdem Syrien wieder an den Sultan zurückgefallen war, lebte der alte Fanatismus durch Nedjib Pascha in voller Kraft auf. Er begann damit, in den Rath die intolerantesten Personen zu berufen. Die zwei Repräsentanten der Christen, Leute von einigem Vermögen, wurden absichtlich gewählt, wegen ihrer Furchtsamkeit und politischen Unfähigkeit. Der erste Gegenstand der Berathungen dieser Versammlung war ein Vorschlag, die Christen zu zwingen, in den vorigen Zustand von Knechtschaft und Schmach zurückzutreten, keinen weißen Turban zu tragen, kein Pferd zu besteigen und sich mit einem Strick zu gürten statt der Schärpe oder des Shawles. Die christlichen Repräsentanten saßen schweigend, fürchtend und zitternd da. Der fanatische Charakter Nedjib Pascha's zeigte sich bald. Er erklärte öffentlich, daß er wünsche, keine christlichen Schreiber im Serai zu haben und daß er die Giaurs verabscheue. Diese Gesinnung wurde bald von seiner Umgebung aufgegriffen. Ein junger Christ kam wegen eines Geschäftes zu seinem Kiahia, der ihn beim Eintreten fragte, ob er Christ oder Moslim sey. „Ich bin ein Christ," sagte der junge Mann. „Gut denn," erwiderte der Kiahia, „du mußt zuerst diesen weißen Turban abnehmen, bevor ich mit dir verhandeln kann." Der Charakter der christlichen Repräsentanten, Leute ohne Ideen oder auf jeden Fall ohne die Fähigkeit sie auszudrücken, war eine hinreichende Bürgschaft dafür, daß sie nicht wagen würden, eine Opposition gegen die fanatische Gesinnung der Mehrheit des Rathes zu bilden. Suleiman Effendi und einige andere gaben einen Beweis ihrer Begriffe von freier Besprechung, indem sie den Satz aufstellten, daß, wenn die Christenrepräsentanten eine Opposition gewagt hätten, sie für ihre Verwegenheit ins Gefängniß geschickt worden wären. Es fehlte auch nicht an andern Anzeichen dessen, was zu erwarten war. Eines Morgens warteten einige Christen im Hofraume, um Geschäfte zu machen, als ein Offizier ihnen befahl, sich fortzumachen. Sie antworteten, daß sie auf den Gouverneur warteten. Der Offizier wiederholte seinen Befehl streng und sagte, der Pascha werde in kurzer Zeit durchkommen und der Anblick von Giaurs bei so frühem Morgen störe seine Verdauung. Dieß machte den Nedjib Pascha bei der fanatischen Partei sehr beliebt.

Das Regime seines Nachfolgers Ali Pascha war milder." — Anziehend ist die Schilderung eines großen Festzuges (Auszug des Pascha Nedjib), wobei dem Verfasser besonders der Contrast der alten und neuen türkischen Tracht auffiel. „Die schönste Gruppe war die der Akaber oder Notabeln der Stadt Damaskus, die das alte und prachtvolle orientalische Costüm trugen. Schneeweiße Musselinturbane, Kaschmirgürtel, Dolche mit diamantbesetzten Griffen, weite Röcke vom feinsten Gewebe und der zartesten Farbe vertraten die Stelle des groben, grellfarbigen Fees, der anliegenden Röcke und Beinkleider des unpassenden, unansehnlichen und anmuthlosen Anzuges des europäisirten Nizams. Zuletzt in dieser Gruppe kam der Kadi und der Mufti, der erste natürlich ein Türke von Konstantinopel, der letztere das Haupt des alten Hauses Moradi, das in Damaskus den nächsten Rang nach der Wezirfamilie Abm einnimmt. Der Mufti war bei weitem die stattlichste Gestalt des Zuges. Sein Silberbart, die fein geschnittene Nase und ein Auge, in dem die Ruhe einer selbstbewußten Kraft sich aussprach, ließen mich beinahe glauben, ein alter Senator Tizians oder Giorgione's sey in das Leben zurückgerufen. Zuletzt kam Nedjib selbst; diese bekannte Person war damals ungefähr fünfundsechzig Jahre alt, trug seinen Bart wie ein guter Mussulman, hatte einen einfachen blauen Ueberrock an, ohne Troddeln oder Stickerei, und ritt einen milchweißen Hengst von großer Stärke und von ächt arabischer Race. Sein Ausdruck war in Harmonie mit seinem Charakter, ein rastlos intrigantes Auge, ein festes und hochmüthiges Zusammendrücken der Lippen."

Mehr noch als das schon so oft beschriebene Damaskus beschäftigt den Reisenden das Gebirge Libanon und das berühmte Volk der Drusen, das er in großer Gährung fand. „In kurzer Zeit konnte ich wahrnehmen, was die Wünsche der Scheikhs waren, nämlich die Gründung einer aus Männern ihrer eigenen Klasse bestehenden Oligarchie, statt der Macht, die in den Händen des Emir Beschir lag. Da die letzte Revolution und der Krieg den Häuptlingen des Libanon das Bewußtseyn ihrer Stärke gegeben hatte, war die ganze alte Eifersucht der Scheikhs gegen das Haus Schehab erwacht. Horive (Freiheit) war das Wort, das ich oft aus dem Munde der hiesigen Bewohner vernahm. Auf einige Fragen in Bezug auf die europäischen konstitutionellen Monarchien antwortend, wies ich auf die Gefahr eines plötzlichen Ueberganges von absoluter Regierung zu Freiheit hin und machte bemerklich, wie oft republikanische und konstitutionelle Systeme verunglückten, weil sie sich nicht historisch entwickelten, dann wegen der Unkunde in der Regierungskunst und wegen der Eifersucht und des Ehrgeizes der Anführer." — Emir Beschir ist kein Druse, sondern ein Maronit (Christ), brach aber die Macht der Drusenhäuptlinge während der ägyptischen Herrschaft und hoffte auf beide, Maroniten und Drusen gestützt, eine große und dauernde Gewalt im Libanon zu begründen. Aber Syrien wurde den Aegyptern wieder entrissen und Emir Beschir selbst half dazu durch seinen Abfall. Die vertriebenen Scheikhs der Drusen kehrten nun, von den Aegyptern dazu aufgefordert, zurück, fielen aber ebenfalls von Aegypten ab, da die europäischen Mächte einmal die Trennung Syriens von diesem Lande beschlossen hatten. Emir Beschir suchte die Scheikhs wieder zu unterdrücken, doch umsonst. „In allen Drusengebieten wurde die Auctorität des Emir Beschir mißachtet und durch die der Scheikhs ersetzt. Man möchte voraussetzen, daß er als Maronit dieses durch seinen Einfluß in den Maronitendistrikten des Nordens hätte wieder einbringen können, aber die Scheikhe sehnten sich hier eben so sehr sich selbst zu erheben und das Haus Schehab zu erniedrigen, während der Hauptrival des Emir Beschir der maronitische Patriarch war, den die Bischöfe nicht allein zum geistlichen, sondern auch zum weltlichen Papst des Berges Libanon emporzuheben wünschten. Diese Prätension wurde von den Drusenhäuptlingen als ein Eingriff in ihre Prärogativen angesehen, daher die blutige Fehde zwischen diesen zwei Nationen, welche, von der Pforte genährt, mit der Unterjochung beider endete. Dieß war die Lage der Dinge während meiner Reise durch das Drusenland." Der Verf. verbreitet sich weiter über die sonderbare Verfassung der Drusen, über die Eintheilung des Volks in Wissende und Profane, über das strenge Geheimniß und die treffliche Disciplin, welche die ersteren handhaben ꝛc. und über die merkwürdige religiöse Stellung des Volks zu den Muhamedanern, zu denen sie sich nämlich zählen, so oft es ihr Vortheil erheischt, um zu andern Zeiten wieder als ihre heftigsten Feinde aufzutreten.

Während des Verf. Anwesenheit in Syrien war der blutige Kampf unter den Drusen und Maroniten ausgebrochen, von dem schon geredet ist, im Jahr 1842. Die Türken hetzten von beiden Seiten und nachdem sie beide Theile geschwächt, unterdrückten sie den Aufstand mit Hülfe eines tapferen Albanesenheers zu ihrem eignen Vortheil.

Wie ungünstig nun immerhin dieses Terrain erscheint, so haben sich doch amerikanische Missionäre nicht abhalten lassen, auch hier das Netz auszuwerfen, um Menschen zu fischen. Wenigstens verbreiten sie Bibeln in den orientalischen Sprachen. Unser Verf. erwähnt des Hauptmissionär Smith sehr ehrenvoll und bemerkt, Herr Robertson verdanke demselben den wesentlichen Inhalt seines Werkes über Syrien, ohne seine Quelle genannt zu haben. — Auch die englischen Wohlthätigkeitsvereine haben ihren Einfluß auf Syrien erstreckt und der Verf. mokirt sich Seite 116 wohl sehr mit Recht über eine

Affektation, die in Syrien Wohlthaten ausübt, während das wahre hülfebedürftige Elend den Wohlthätern in der Heimath unmittelbar vor Augen liegt. „Die Syrier haben ganz außerordentliche Begriffe von John Bull; sie hören von den europäischen Katholiken vage und wunderbare Erzählungen über die Unwissenheit und das Elend der ärmeren Klassen in England, und zugleich sehen sie, daß die reichern Stände in England große Summen subscribiren, um Unterricht, ärztliche Hülfe rc. den Armen Syriens zu Theil werden zu lassen, welche, wenn man die Differenz des Klimas mit in Anschlag bringt, unendlich besser genährt und gekleidet und, was Lesen, Schreiben und Rechnen betrifft, auch unterrichteter sind als die Armen irgend einer Manufakturstadt in England." Ist es nicht mit unserm protestantischen Bisthum in Jerusalem ungefähr der namliche Fall? Da wollen wir in der Ferne unsre Konfession geltend machen, und lassen sie daheim durch die Irrlehrer zu Grunde richten. Anstatt einen Bischof in Jerusalem einzusetzen, sollte man die Irrlehrer hierlands absetzen.

Aleppo, das von den Touristen weniger besucht oder mit weniger Enthusiasmus beschrieben wird, tritt uns in des Verfassers Schilderung sehr lebendig vor das Auge: „Indem wir voranschreiten erhebt sich allmählig von einem jenseitigen Hügel ein viereckiger Thurm. Dieß kann Aleppo nicht seyn! es ist eine Kirche der Kreuzfahrer oder der Griechen des byzantinischen Reichs! Kommt, laßt unsre Pferde leicht galoppiren: — nein, in der That! der Thurm erhebt sich aus einer Linie von, mit Zinnen versehenen, Mauern, die Mauern aus einem Hügel, und der Hügel steigt aus einem Meer von Hausern, Domen und Minareten empor. Endlich waren wir in Haled el-schahbah, deren Beinamen wir sehr treffend fanden, denn der wolkige Tag bewirkte, daß sie wirklich aschgrau aussah, wie der Name es bezeichnet. Bei meinem ersten Ritte durch eine fremde große orientalische Stadt habe ich die Empfindung, als träte ich in eine andere Welt. Kaum war ich durch einige Straßen gekommen, so gewahrte ich, daß ich mich in der solidest gebauten Stadt befand. Das „Air" einer arabischen Hauptstadt war überall in der Gediegenheit der Architektur und in den Details des Mauerwerks sichtbar, während die Gruppen beladener Kameele und Maulthiere, die die luftigen Vierecke der Khane besetzten, wenn sie durch das Medium des von langen und schwergewölbten Eingängen hervorgebrachten Zwielichtes gesehen wurden, so viele ausgesuchte natürliche Dioramas bildeten, um das Auge des Liebhabers zu fesseln." — Vom Charakter der Einwohner sagt der Verf. nicht viel Gutes und die Berliner mögen ihm verzeihen, daß er sie mit ihnen vergleicht. „Nur zweihundert Meilen trennen Damaskus von Aleppo; aber diese zwei Städte sind so verschieden als Wien und Berlin. Damaskus ist eine Art von syrischem Wien, wo die Schönheit der Umgebungen und die Trefflichkeit des materiellen Lebens den Gewohnheiten etwas Epikureisches und dem Charakter der Bewohner Gutmüthigkeit mittheilen: Aleppo im Gegensatze ist eine Art orientalisches Berlin, denn die Unfruchtbarkeit der äußern Natur scheint die geistigen Kräfte der Einwohner zu schärfen, erhöht aber, leider! auf der andern Seite ihren Egoismus." — Aleppo ist das Spiel zweier Parteien, wie der Libanon, und die Türken befolgen hier die nämliche Politik, eine Partei immer durch die andere zu neutralisiren und so über beide zu herrschen. Die eine Partei in Aleppo ist die der Scherife, die andere die der Janitscharen. Jene wird von den Nachkommen des Propheten geleitet und ist eine Civilpartei; diese hat die Reste der Janitscharen zu Führern und ist eigentlich die Militärpartei, sofern die Janitscharen, obgleich beweibt und mit Kindern gesegnet, das Kriegshandwerk trieben und sich den ursprünglichen arabisch-syrischen Einwohnern als Usurpatoren aufpfropften. Im Verlauf der Zeit sind dieser ansäßigen Janitscharen Nachkommen natürlich auch eine Civilpartei geworden und zwischen beiden steht nun die türkische Regierung mit ihrem neuen Militar.

In Aleppo kann man noch den feinen Ton des altern arabischen Muhamedanismus finden, der mit der schönen alten Tracht immer mehr modern-türkischer Rohheit weicht. Vom Mufti daselbst erzählt unser Reisender eine sehr ansprechende Anekdote: „Einige Tage nachher war der Mufti im Mekemeh oder Gerichtshof, als ein blinder Mann, der zur Aufhebung seiner Klage verurtheilt wurde, in einem Tone großer Erbitterung ausrief: „Ich kann euch zwar nicht auf euerer Bank sitzen sehen, aber, inschallah, ich werde euch in der Hölle sehen." Der Mufti, anstatt diese Beleidigung des Gerichtshofes übel aufzunehmen, sagte mit großer Ruhe: „O, mein guter Mann, ihr werdet manchen größern Mann, als ich selbst bin, dort sehen." Wie edel und fein ist diese Antwort im Munde eines Richters. Das gebildete Europa erhebt sich kaum zu solchem richterlichen Adel. An manchem Ort in Deutschland z. B. dürfte der ungebärdige Blinde „wegen beleidigter Amtsehre" hart bestraft worden seyn.

Die naive Seite der syrischen Barbarei, die nicht ohne Liebenswürdigkeit ist, gibt sich auch in der sonst unter Christen herrschenden Unwissenheit zu erkennen. Der Verf. kam in ein Kloster des Libanon, wo man noch fest überzeugt war, daß die Sonne um die Erde laufe. In Aleppo erfuhr er, eifersüchtige Ehemänner wendeten die Untreue ihrer Damen aufs zuverläßigste dadurch ab, daß sie dieselben Wasser von einem Affen trinken lassen, worauf ihnen der begünstigte Liebhaber augenblicklich so häßlich wie ein Pavian erscheinen müsse rc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 69.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 7. Juli 1845.

Trauerspiele.

1) Arnaldo von Brescia. Tragödie von G. B. Niccolini. Nebst der Biographie Arnaldos. Uebersetzt von B. v. Lepel. Berlin, Schlesinger, 1845.

2) Arnaldo da Brescia, tragedia di Niccolini, Nro. 11 des teatro italiano daselbst.

Dieses jüngste Trauerspiel Niccolinis hat in Italien großes Aufsehen erregt. Es ist mit ungemeinem Feuer geschrieben, wie ähnliche Werke von Schiller. Das kommt daher, weil den Dichter nicht der Held allein, sondern auch die Sache begeistert hat, für welche der Held starb. Es ist eine Dichtung des glühendsten Patriotismus.

Schon die erste Scene wird mit einem ghibellinischen Trompetenstoß eröffnet, gleich der Posaune, die zur Auferstehung ruft:

Erwacht! Steht auf! — Im Tempel schachert man
Mit unsrem Blut; die Kardinäle sind
Im finstern Rath vereint, zu schmücken mit
Dem stolzen Mantel einen andern Wolf,
Der Hirt sich nennt. Einst wähltet Ihr, o Römer,
Den Pontifex; der wilde Innocenz
Nahm vollends Euch das alte Recht und hat
Das Werk des kühnen Hildebrand vollendet.
Ein Kaiser mit der Stola, wollt' er gar
Die Welt zum liebeleeren Tempel machen,
Ein Denken und Ein Wollen drin, und Ein
Tyrann, der Priester sey und Gott zugleich.
Seht da, sein Werk!

Die unzufriedenen Römer gedenken ihrer ehemaligen Größe, ihrer alten Republik, wollen nicht mehr zu Kreuze kriechen, wollen die Volksherrschaft in der ewigen Stadt bestellen. Arnald von Brescia aber, der Schüler Abelards, schon die Idee einer allgemeinen Kirchenreform erfassend, verbindet dieselbe mit der Idee der nationalen Einheit Italiens. Nach Rom kommend und von den Unzufriedenen daselbst mit Jubel empfangen, redet er also zu ihnen:

In Italien
Bin ich geboren! — hör' mich an, mein Volk:
Zwar fern von Dir, bewacht ich Dein Geschick.
Ihr wißt, daß Deutschland seine Höhlen aufthat,
Und abermals ergießt auf unsre Felder
Sich der Barbaren Fluth. Und ich, Ihr Römer,
Versucht', bevor zu Euch ich kam, die Städte
Der Lombardei zu heil'gem Bund zu einen.
O, wäre eisern meine Brust gewesen,
Und hätt' ich tausend Stimmen doch gehabt,
Wär' nicht von glüh'nder Rede müd' und trocken
Die Zunge, die da rief: Seyd Brüder, Ihr,
Die von den Alpen bis zum Lilibäum
Die holde Luft Italiens genießt, —
Zu einem Volke mache Euch die Freiheit.
Hör' diese Worte, Deines Echo's werth,
O Capitol, und wiederhole sie
Nach allen Hügeln hin; ihr Lüfte, die
Des Brutus Brust geathmet, traget sie
Zu jedem Ohre. Steht Italien
Wie ein Mann auf, und hat es einen Willen,
Dann braucht's kein Schwert, die Deutschen zu verjagen
Aus diesem Land, wo ihre stolzen Rosse
Mit eh'rnem Huf die Blumen niedertraten.
Es schleudre einen Fels auf sie, — und es
Reicht hin. O dieser Wahrheit, die man nie
Zur G'nüge ruft, thu' jedes Herz sich auf!

Arnald hält auch eine Unterredung mit Papst Hadrian, die der zwischen Marquis Posa und Philipp II. sehr ähnlich ist. Nur nimmt sich Arnald bei weitem nicht so anständig zusammen, wie der edle Maltheser,

sondern setzt die Geduld des h. Vaters durch sehr derbe Redensarten auf die Probe. Da redet er unter anderm:

Stets war die Kirche,
Die zwischen Völkern steht und den Tyrannen,
Mit Schwachen grausam, kriechend vor den Starken,
Und, wie erstickt vom eh'rnem Druck, wenn Kaiser
Und die Leviten sich umarmten, lag
Der Mensch bis jetzt. — O, Hohepriester! Spielen
Seht Ihr die Kön'ge mit der Völker Schicksal,
Ihr aber breitet über's blut'ge Recht
Des Schwerts, ja über solche Unthat selbst,
Die nie der Heiden Tyrannei gewagt,
Den großen Mantel aus — und Nacht ist alles!

Der Papst fühlt das Drückende seiner Lage zwischen schwierigen Unterthanen und fremden Barbaren. In einem Monologe sagt er:

Ich fand auf jeder Stufe,
Drauf man bis hieher steigt, einen Schmerz;
Doch auf dem Gipfel find' ich alle — und
Der Dornen wachsen mehr auf meinem Stuhl,
Als auf dem Königsthron.
Ha, welche Müh', vor Staub den Mantel
Zu hüten, der die stärksten Schultern drückte!
O diese Gemmen meiner Tiare, sind
Ein Feuer, brennend um das müde Haupt,
Das ich mit Thränen, Herr, zu Dir erhebe.
Doch zagen soll ich nicht: der einst das Kreuz
Zu tragen wußte, das so schwer war, von
Den Sünden dieser Welt, der wird dem Knecht,
Dem schwachen, helfen — ihn verrret' ich hier. —
O Klosterruh', o meiner Insel Nebel,
Durch die der Sonne Strahl bescheiden blinkt,
Wie einst mein eigenes Geschick, —
Hier, bei dem wilden Lärm des sünd'gen Roms,
Und unterm stolzen Glanz des glüh'nden Himmels,
Denk' ich an euch — und weine.

Man muß gestehen, daß dieß eine sehr würdige Sprache ist, die der Dichter dem so hart angegriffenen Papste leiht, zum Beweise, wie sehr er fühlt, daß ächte Poesie über dem Parteiwesen stehen müsse. Ein gemeiner politischer Dichter würde den Papst gehässig geschildert haben. Auch läßt er den Papst sagen:

Die Kirche
Soll, bis des Weltgerichts Posaune
Den Staub aus jedem Grabe wecken wird,
Im Kampfe stehn mit dieser Welt, die mit
Dem Wahn sich wappnet, der sich Wahrheit nennt.

Mit eben so großer Unparteilichkeit charakterisirt der Dichter das Verhältniß des italienischen Volks zum deutschen und läßt der größern Kraft, Treue und Biederkeit des letztern volle Gerechtigkeit widerfahren. Von hoher Schönheit ist der Abschied der Schweizer, auf deren Hülfe Arnald rechnete, aus Rom. Kaiser Friedrich Barbarossa ist in Italien angekommen und hat alle Deutschen zu ihren Fahnen zurückgerufen. Die Schweizer scheiden und können Arnald nur ihren Schutz anbieten, sofern er mit ihnen nach Zürich ziehen wolle, was er ablehnt. Ein Schweizer sagt:

Die Liebe für das Vaterland, das traute,
Sie treibt von hier uns fort; wir sehn aufs Neue.
Die ew'ge Mauer, die dort Gott erbaute.
Auf wüstem Pfad', im Lande ohne Treue,
Da ist's das theure Bild, das heiß ersehnte,
Des Bachs vor meiner Hütt', des ich mich freue.

Mit dieser echten Sprache des deutschen Herzens stimmt auch völlig überein, was der Dichter einen deutschen Hauptmann sagen läßt, der als kühner Abenteurer in dem schönen Lande bleiben will. Obgleich er nun lachend sein altes Vaterland mit dem Rücken ansieht, um in Italien zu leben und zu sterben, und insofern das gerade Gegentheil von dem denkt und empfindet, was jener heimkehrende Schweizer, so ist doch sein Charakter ganz aus dem Leben gegriffen und der Dichter hat in diesen beiden Rollen die deutsche Nation und ihr Verhältniß zur italienischen mit der Meisterschaft eines Shakespeare aufgefaßt. Der deutsche Hauptmann sagt:

Ihr Lande, öd' und kahl durch ew'gen Frost,
Und durch der dunklen Tage trüben Blick,
Lebt wohl auf immer. Diese kranke Brust,
Sie war vor Freud' urplötzlich hochentzückt,
Als mir des Himmels Strahlenkönigin
Das Paradies Italiens enthüllt,
Wo nicht des scharfen Winters kalte Decken
Dem Auge rings die Blumen dicht verstecken.
(Zu den Soldaten)
Schnell an der Traube, die hernieder hangt
Vom edlen Weinstock, könnt
Ihr stillen nun den heißen Durst,
Der Euch am trocknen Gaumen brennt.
Wir sitzen unter schattiger Platane
Bevor die Traube reift und schwärzlich glänzt,
Wo zitternd der Gefangne uns
Den alten Wein credenzt,
Den er, bei Festen sich zu laben,
Im goldnen Krug bewahrt,
Den wir erbeutet haben

Der Kaiser selbst weist die Gesandten Arnalds mit stolzen Worten zurück. Sie sind, wie überhaupt das

ganze Stück in seiner Grundlage, rein historisch. Der Kaiser sprach wirklich so verächtlich von dem jedem Herrn bald kriechend dienenden, bald gegen ihn empörten und dießmal einem fanatischen Mönche folgenden Pöbel Roms als von Leuten, die sich nicht im Traum einfallen lassen sollten, die alten Römer spielen zu wollen. Hier fügt aber der Kaiser hinzu: euch ist Recht geschehen, daß ihr so tief gesunken seyd, weil ihr einst eure Gewalt über die Völker so grausam mißbraucht habt.

Jeder kennt
Wohl Euren alten Ruhm, und wäre dieß
Gedächtniß todt, dann wär' auch Eure Schmach
Geringer; denn an seiner Väter Größe
Denkt stets wer von ihr abwich, und sich selbst
Das zuzählt, was er nicht gethan. Laß ab
Vom eitelen Geschwätz; thörichter Römer,
Bedenke endlich, was Du bist: nun ruht
Die Nacht der Knechtschaft von Jahrhunderten
Auf den gewalt'gen Trümmern, drauf der Schweiß
Der Unterjochten fiel, und wo der Tod
Des Menschen ein ergötzlich Schauspiel Deiner
Barbaren war, — für sie die einz'ge Zeit
Der Freude. Rom für solch ein lang Vergehn
Zu strafen, wählte Gott die Söhne
Des Hermann, und damit in dieser Stadt
Noch das Gedächtniß seiner Rache lebe,
Legt' er sie nicht in Staub. — In Trümmer nur,
So wie sie ist, veracht' ich sie, und was
Sie war ist mir ein Greu'l; man muß sie nicht
Bewundern: jedes Volk steigt zu der Höh',
Die ihm vorher bestimmt ist, mit der Hast
Geheimer Triebe auf, die seinem Willen
Alsbald entfliehn; und endlich wendet sich's
Zurück, und sinkt hinab zum Tod. Die Stadt
Ist ruchlos, thöricht ist sie, die es wagt
Sich eine ewige zu nennen.

Die Reden sind alle ausgezeichnet durch tiefen Sinn und Wahrheit, nur für ein Drama dürften sie hin und wieder etwas zu lang seyn. Viele lyrische Gluth hat der Dichter in Chöre verlegt, die den antiken nachgebildet sind. Ein solcher Chor der Deutschen sagt unter anderm:

Stets fallen sie zusammen, diese Mauern,
Die von dem Ruhm der Deutschen widerhallen: —
Das Volk das sie besitzt ist mehr gefallen.
Vergebens ruft man wieder was vergangen;
Wer einmal sank, kehrt nie zum Gipfel wieder:
Ein Leichnam früh'rer Zeit liegt Rom danieder.
Nicht ward ein zweites Leben diesem Volke;
Und aus dem Staub, den Thrän' und Blut bedecken,
Wird des Gesanges Zauber es nicht wecken.

Der Chor der Römer antwortet:

Der deutschen Natur
Wahrhaftiges Bild
Sind starre Wasser auf der düstren Flur,
Die häßlich sich nicht hebt, und niedrig bleibt,
Wie die Gemeinheit niederer Gedanken.
Das trostesleere Land, es scheint
Der Schöpfung Trauer; und die Seele,
Wie die verlass'ne Wittwe, weint
Sie ihre Thränen; das betrübte Auge,
Im fahlen Dornstrauch findet
Es eine nied're Grenze, und das Land,
Das wüste, schwindet in den Nebel. Dort
Verachtet hinzuschaun die Sonne,
Denn in des Leibes Last, der träge ruht,
Ist wenig von dem Leben ihrer Gluth.

Nach kurzem Kampfe unterliegen die Römer den Deutschen und Arnald, vom Kaiser dem Papst ausgeliefert, leidet den Tod, wie später Huß und Savanarola.

Was dieses schöne Gedicht besonders auszeichnet, ist die Abwesenheit falscher Sentimentalität, der feste Blick in das Verhängniß, die stets vorwaltende Anerkennung, daß es so seyn mußte und nicht anders seyn konnte. — Das schöne Geschlecht in diese Dichtung, die nur von Männerangelegenheiten handelt, einzuflechten, war nicht leicht. Niccolini läßt nur eine einzige Dame hervortreten, Adelasia, die Gattin Ostasios, des Herrn von Astura, der Arnalds treuer Freund ist. Der Papst entlockt ihr das Geheimniß, wo Arnald sich verborgen und ihre Schwäche wird die Ursache seines Unterganges.

Vermischte Schriften.

Volksbuch für 1845 mit besonderer Rücksicht auf Schleswig, Holstein und Lauenburg. Mit Beiträgen von Vielen herausgegeben von Biernatzki. Zweiter Jahrgang. Kiel, Schwers.

In der Weise des bekannten vaterländischen Taschenbuchs des Freiherrn von Hormayr, doch weniger streng historisch und mehr reich an Sittenzügen aus der Vorzeit und Gegenwart. Dieses Buch bringt uns manches schöne und herzgewinnende Bild aus dem Volksleben der wackern Holsteiner vor das Auge. Hier nur eines. „In der Stadt F. lebten vor Jahren zwei Nachbaren in ungestörter Einigkeit und Freundschaft; jeder Tag mußte sich ihnen bei einer Pfeife Taback, im traulichen Gespräch beschließen oder Beiden fehlte vom Leben das Beste. Einer derselben war der jetzt seit Jahren verstorbene Zinngießer P. In

dessen am Grün-Markt gelegenen Hause fanden regelmäßig diese abendlichen Zusammenkünfte Statt; zwei lange Pfeifen lagen jedesmal schon neben der Tabackstüte zurecht, wenn der Andere eintrat. Eines Abends, nachdem der Nachbar bereits aufgestanden war, sich zum Weggehen anzuschicken, wobei er mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt stand, bemerkte P., daß er, wie spielend, den untersten Fensterhacken öffne. Geflissentlich drehte er sich um und glaubte nun zu hören, daß dasselbe mit dem obersten Hacken geschehe, den er gleichfalls losmache. Als er den Nachbaren zur Thür geleitet hatte und nun allein zurückkehrte, fand er die Fensterhacken beide abgehaspelt. „Hm! sagte er nach langem Bedenken, wenn es nun auch einmal durchaus keine Bedeutung haben kann, so mußt Du es doch abwarten!" Darauf legte er, wie immer, beide Pfeifen wieder neben dem Taback auf den Tisch, stellte das Licht darunter und deckte es mit einem großen grauen Topfe zu. Er selbst setzte sich still daneben in den Lehnstuhl, wartend der Dinge, die da kommen könnten. — Nach einer guten Stunde hörte er zuerst an dem Wirbel der Fensterladen drehen, diese zurückschlagen und dann das Fenster öffnen, worauf Jemand leise in die Stube hineinstieg. P. wartete ruhig, bis dieser vollends in der Stube war, nahm dann eben so ruhig den Topf vom Lichte, machte das Fenster zu, und sagte: „Na, Naver, schöln wi noch en Piip Taback rooken?" — Wie erstarrt stand dieser und vermochte weder zu antworten noch aufzusehen. Ihn sanft bei der Hand fassend sagte P.: „Vertruu mi, Naver! un seg mi de reine Warheit! warum kummst Du so to mi?" — In lautes Weinen ausbrechend, rief der Andere: „ik wull Di gude Minsch besteelen!" P. setzte sich neben ihn, erkundigte sich wohlwollend nach seiner Lage, verwies ihm, daß er sich ihm nicht längst entdeckt, und nachdem er erfahren, wie viel er vorerst bedürfe, gab er ihm das Geld mit den Worten, daß er die ersten Jahre nichts davon abzuzahlen brauche, dann aber mit kleinen Pösten den Anfang machen könne. „Und nun, Nachbar, sagte er, kömmst Du nach wie vor, wir wollen alles dieses nicht wieder gedenken und unsere Freundschaft nicht stören lassen." Ueberwältigt von solchem Edelmuthe war der Nachbar keines Wortes mächtig und hat erst auf seinem Todbette diesen Vorfall bekannt, nachdem P. längst gestorben."

Unter den historischen Aufsätzen ist der längste und bedeutendste der über das Landgemeindewesen in den Herzogthümern. Hier ist noch so viel von der altherkömmlichen Freiheit erhalten, daß der Verf. (Hanssen) sagen darf: „Dem Vernehmen nach beabsichtigt die Staatsregierung, den Provinzialständen einen Entwurf zu einer Landgemeindeordnung vorzulegen. Wird eine solche erlassen, so ist gar sehr zu wünschen, daß sie nur die allgemeinsten, überall anwendbaren Prinzipien in wenigen Paragraphen enthalte und für die statuarischen Bestimmungen der einzelnen Gemeindedistrikte den freiesten Spielraum zur Beachtung des Gewohnheitrechtlichen und des Oertlichen gewähre. Denn eine allgemeine Landgemeindeordnung von detaillirterem Inhalte, wie sie in mehreren deutschen konstitutionellen Staaten eingeführt und als Denkmal erlangter Freiheit und Mündigkeit mit Jubel vom Volke begrüßt worden ist, würde in den Herzogthümern als eine aufgedrungene Zwangsmaßregel die Gemüther nur mit Unwillen erfüllen. So tief begründet ist die freiheitliche Gesinnung der ehrenfesten Bewohner dieser trefflichen Länder, eine Gesinnung, die erst in unseren Tagen aus der beschränkteren Sphäre des Kommunallebens zu der höheren und allgemeineren des Staatslebens kräftig ringend sich emporschwingt. Zu diesem Streben gebe der Allmächtige seinen Segen, ohne welchen die schweren Wirren, welche die Zukunft der Herzogthümer bedrohen, menschlicher Wille und menschliche Kraft allein niemals lösen wird!" — Bei aller Unthätigkeit der Deutschen, bei aller Gleichgültigkeit gegen ihre Brüder, ja bei dem Bewußtseyn und erfolgreichen Streben derer, welche jede Sympathie Deutscher für Deutsche unterdrücken, wird es dennoch Dänemark nicht beschieden seyn, deutsches Recht und deutsche Weise in den Herzogthümern zu bewältigen. Es war bisher nie möglich, wie oft es auch seit Karls des Großen Zeiten versucht wurde. Es war unter für Deutschland kläglicheren, für Dänemark günstigeren Umständen nicht möglich. Es war unter Napoleon nicht möglich. Es wird nie möglich seyn.

Unter den mitgetheilten Sagen spricht folgende am meisten an. Die Friesen waren einst im Kriege mit den Dänen. Während der Schlacht geriethen die Friesen in Unordnung und flohen. Die friesischen Weiber, welche im Lager eben mit dem Breikochen beschäftigt waren, wurden ob der Feigheit ihrer Männer erboßt, ergriffen ihre Grütztöpfe und gingen mit denselben dem Feinde entgegen. Der Brei flog rechts und links den Dänen um die Ohren und ins Gesicht. Diese verwunderten sich über das seltsame Geschoß der tapfern Weiber, lachten anfangs; als die friesischen Männer von Scham erfüllt mit ihren Weibern umkehrten und dem Feinde kühn die Stirn boten, da kam die Reihe des Fliehens an die Dänen und es hieß in der Folge, die friesischen Weiber hätten die Dänen vermittelst des Breitopfes in die Flucht geschlagen, ihre Männer hatten aber aus Dankbarkeit und zur Erinnerung an den Heldenmuth ihrer Weiber den Grütztopf in das friesische Wappen aufgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 70.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 9. Juli 1845.

Dramatische Dichtkunst.

Ausgewählte dramatische Werke von J. L. Heiberg. Aus dem Dänischen von Prof. Dr. Kannegießer. Erster und zweiter Theil. Leipzig, J. J. Weber, 1844.

Man könnte Heiberg den dänischen Gozzi nennen; obgleich er nicht so hoch steht als dieser und seinen Feenmährchen bei weitem nicht so viel Witz beizubringen weiß. Das erste hier mitgetheilte Stück „die Abenteuer im Rosenborger Garten" ist eine kleine Operette und spielt in der wirklichen und zwar modernen Welt. Leichte Waare. Mehr ins Gewicht fallen die beiden größeren Feenspiele. In dem einen „die Elfen" spielt die Hauptrolle das stumme Mädchen Marie, das die Feen stumm gemacht haben, welches aber ihr Liebhaber einfach durch einen Kuß entzaubert. Ein artiger Gedanke: Liebe über allen Zauber! Auch die Nebenpartien haben viel Lustiges. Ein alter böser Schulmeister Grimmemann läuft Marien mit der Ruthe nach, als sie ins Elfenreich geräth, stürzt selbst in die Tiefe des Berges hinab und wird von den Kobolden weidlich geneckt, wobei er immer noch als eingefleischter Rationalist behauptet, alles sey nur ein Traum und Geisterwesen an sich unmöglich. Unterdeß wird droben im Dorf ein anderer Schulmeister, Mannegrimm, angestellt; und als G. endlich auf die Oberwelt zurückkehrt und seinen Posten besetzt findet, gibt es ein drolliges Gefecht zwischen den beiden Orbilen. Diese glücklichen Motive lassen mehr Witz in der Sprache erwarten. Der Dichter hat nicht genug aus dem Dialoge gemacht.

Mannegrimm

(der beständig um Grimmemann herumgegangen ist und ihn betrachtet hat).

Hört! Ich frage Euch, wer seyd Ihr? Und wie seht Ihr aus?

Grimmemann

(der jetzt erst ein Auge auf Mannegrimm wirft).

Ja, wie seht Ihr selber aus? Und wer seyd Ihr?

Mannegrimm.

Wollt Ihr mich vorstellen? Wollt Ihr mich zum Narren haben?

Grimmemann.

Das frage ich vielmehr Euch, da Ihr mich vorstellen, und mich zum Narren haben wollt.

Mannegrimm.

Ich bin Pritschmeister und Schulmeister.

Grimmemann.

Ihr irrt; ich bin es, der Pritschmeister und Schulmeister ist.

Mannegrimm.

Ihr seyd des Teufels!

Grimmemann.

Das mögt Ihr selbst seyn. Doch was habt Ihr sonst für einen Namen?

Mannegrimm.

Mannegrimm.

Grimmemann.

Ich frage nicht, ob man grimmig ist; ich frage, wie Ihr heißt?

Mannegrimm.

Und ich antworte Euch: Mannegrimm.

Grimmemann.

Und ich antworte Euch wieder, daß, wenn man Grimmemann heißt, es sich nicht schickt, sich sagen zu lassen, daß man grimmig ist.

Mannegrimm.

Wollt Ihr mir einbilden, daß Ihr der vorige Pritschmeister und Schulmeister Grimmemann seyd?

Grimmemann.

Das will ich Euch nicht einbilden, sondern beweisen. Hier ist meine Bestallung. (Er nimmt sie aus der Tasche.)

Mannegrimm.

Und hier ist meine (er zeigt sie), sie ist neuer als die Eurige. Der Posten ist mit mir besetzt nach Eurem Tode.

Grimmemann.

Tolles Zeug! Nach meinem Tode?

Mannegrimm.

Könnt Ihr läugnen, daß Ihr dort in der Grube den Hals gebrochen habt?

Grimmemann.

Wenn ich aber hier vor Euch stehe, so seht Ihr doch wohl, daß ich den Hals nicht gebrochen habe?

Mannegrimm.

Das geht mich nichts an; er ist gebrochen, und er soll gebrochen seyn. Das ist die einzige Entschuldigung, die Euch berechtigen konnte, sieben Jahre lang wegzubleiben.

Grimmemann.

Sieben Jahre! Geht hin und schlaft den Rausch aus!

Mannegrimm.

Ihr mögt selbst betrunken seyn, nach Euren Reden zu urtheilen.

Grimmemann.

Kein Beamter kann billigerweise abgesetzt werden, wenn er ein Paar Stunden ausgeblieben ist, um ein Schläfchen zu machen.

Mannegrimm.

Wartet nur erst, bis Ihr aus dem Schlafe kommt!

Grimmemann.

Ich habe ausgeschlafen. Ich fordre Respekt vor meiner Bestallung; ich will in mein Haus und in mein Amt.

Mannegrimm.

Und ich fordre denselben Respekt vor meiner Bestallung, und weiche nicht, weder vom Hause, noch vom Amte.

Grimmemann.

Das will ich Euch lehren. (Er schlägt ihn mit der Ruthe.)

Mannegrimm.

Das wollen wir doch sehen. (Er schlägt ihn wieder mit seiner Ruthe.)

Das ist nun die possenhafteste Scene im ganzen Stück, die Shakespeare gewiß in bessern, kürzern und schlagendern Worten zu geben gewußt hätte.

Die zweite Dichtung „Fata Morgana" zeigt uns abermals die Macht der Feen, die durch einen kühnen Jüngling zerstört wird. Das ist Castaldo, ein Enkel Rugieros aus Ariosts Orlando Furioso. Noch im Enkel will die beleidigte Fee Alcina und ihre Freundin Morgana sich am Ahnherrn rächen, aber Castaldo vereitelt alle ihre Ränke; rettet das Land, erwirbt die Hand einer schönen Prinzessin und versenkt das Feenschloß in den Abgrund. Daß diese poetischen Gestalten einen allegorischen Sinn haben erhellt aus folgender Expectoration Castaldos gegen Morgana:

Herrin der Illusionen
Bist Du, dadurch stark, nicht wahr?
Und weil ich Illusionen
Durch und durch ergeben war —
Denn gefangen hat die Liebe
Mächtig mich und Poesie —
Glaubst Du, daß ich Dein auf ewig,
Und mich kann befreien nie.
Doch Du irrst, und der Gedanke
Wird Dir schwer zu fassen seyn,
Daß dem falschen gegenüber
Steht der hohe, wahre Schein.
Deine Bilder leihen Wahrheit
Von der irdischen Natur,
Die nur ein vergänglich Seyn ist,
Wirklichkeitsverhüllung nur.
Meine sind des Geistes Bilder,
Aufgeprägt dem Staube klar,
Um den Geist zurückzuführen
Zu dem Licht, worin er war.
Lieb' ist Blendwerk nicht, obwohl sie
Hier im Staub verschleiert geht;
Poesie ist Wahrheit, wenn sie
Auch in Bildern nur besteht.

Das hätte der Dichter anderswo zu verstehen geben, aber den handelnden Personen nicht selber in den Mund legen sollen. — Auch in diesem Stück kommt ein Rationalist vor, der an allem Zauber zweifelt, und zwar in der Rolle des Pierrot. Seine Gespräche mit Arlecchino könnten geistreicher seyn. Nur der Schluß einer ihrer langweiligen Diskurse ist gut.

Pierrot.

Das ist doch ein Trost; denn aufrichtig gesagt, Arlecchino, wir langweilen uns fürchterlich gegenseitig.

Arlecchino.

Das thun wir auch. Wenigstens kann ich es von meiner Seite verbürgen.

Pierrot.

Und ich von meiner Seite.

Arlecchino.

Wenn wir also unsre gemeinschaftliche Langweile addiren — Ach Herr Gott, was fällt mir da ein! Wir, die wir durch Addition das All werden sollten, das ganze menschliche Bestreben, das Absolute selbst, wie ist es möglich, daß wir in unserm gegenseitigen Umgang Etwas vermissen können? Wenn wir selbst Alles sind, so ist ja Nichts außer uns.

Pierrot.

Sehr wahr; aber das, was wir anstreben, sind grade einige Nullen, die unsrer Zahl hinzugefügt, nur deren Werth erhöhen können.

Statistik.

Kirchliche Statistik oder Darstellung der gesammten christlichen Kirche nach ihrem gegenwärtigen äußeren und inneren Zustande. Von Dr. Julius Wiggers, Prof. zu Rostock. Zwei Bände. Hamburg und Gotha, Perthes, 1843.

Wie man in Kriegszeiten zu der Landkarte greift, die den Kriegsschauplatz darstellt, so muß man jetzt zur Geographie und Statistik der Kirche greifen, um das Terrain kennen zu lernen, auf dem man sich schlägt.

Herr Wiggers hat sich durch seine Arbeit ein Verdienst erworben, das einzelne Tauschungen, die sich wohl darin finden, nicht schmälern können. Eine kleine Täuschung scheint uns in der Gesammtberechnung der Religionsparteien auf unserm Planeten obzuwalten. Der Verf. bemerkt: Während man früher nur den zehnten Theil der Bewohner des ganzen Erdkreises, welche man zu tausend Millionen annahm, den Christen beizählte, einen bei Weitem größeren aber den Muhamedanern, gestaltet sich nach neueren Bestimmungen das Zahlenverhältniß der verschiedenen Religionsparteien in der Weise, daß von 657 Millionen Menschen, welche den Erdkreis im Ganzen bewohnen, 228 Millionen Christen sind, 320 Millionen Heiden, 100 Millionen Muhamedaner und 9 Millionen Juden, wonach also die Christen ungefähr den dritten Theil der ganzen Bevölkerung der Erde ausmachen würden. — Dabei führt Herr Wiggers eine etwas abweichende Berechnung aus dem Rheinwald'schen Repertorium an. Nach dieser nämlich beträgt die Anzahl sämmtlicher Christen 267,890,000, der Juden 3,260,000, der Muhamedaner 137,700,000, der Heiden 463,150,000, Summe 872,000,000. Von den Christen sind 142,145 000 Katholiken (114.500,000 in Europa, 3,100,000 in Asien, 1,110,000 in Afrika, 23,420,000 in Amerika, 15,000 in Australien), 62,785,000 Evangelische (49,200,000 in Europa, 700,000 in Asien, 180,000 in Afrika, 12,620,000 in Amerika, 85,000 in Australien), 57,110,000 Griechische (47,500,000 in Europa, 9,600,000 in Asien, 10,000 in Afrika), 5,850,000 Armenier, Kopten u. s. w. (2,850,000 in Asien, 3,000,000 in Afrika). Von den Juden kommen auf Europa 1,800,000, auf Asien 750,000, auf Afrika 700,000, auf Amerika 10,000. Von den Muhamedanern auf Europa 3,500,000, auf Asien 79,000,000, auf Afrika 55,000,000, auf Australien 200,000. Von den Heiden sind 117,000,000 Bramanen (in Asien), 230,200,000 Buddhisten, Anhänger der Lehre des Confutse, Fo u. s. w. (200,000 in Australien, die übrigen in Asien), 42,350,000 Bekenner der Schamanischen (Lamaischen) Religion (350,000 in Amerika, die übrigen in Asien) 73,600,000 Fetisch- und sonstige Götzendiener (10,000,000 in Asien, 60,000,000 in Afrika, 210,000 in Amerika, 1,500,000 in Australien). — In diesen beiden Berechnungen scheint die Zahl der Buddhisten zu klein angenommen. Wenn man die ungeheure Bevölkerung Chinas erwägt, die sich größtentheils zu Buddha (Fo) bekennt, dazu die eben so staunenswürdige Bevölkerung Japans, deren Gott Amida auch wieder nur Buddha ist, ferner die Bevölkerung Tibets, der Mantschurei, Mongolei, Cochinchinas, Siams, des birmanischen Reiches, die sämmtlich Buddhisten sind und endlich noch die zahlreichen Buddhisten in Vorderindien, auf Ceylon rc. so wie auf den hinterindischen Inseln und die vielen im russischen Reiche, so genügen die oben erwähnten Zahlen nicht, und es scheint, als existirten der Verehrer Buddhas auf Erden mehr als Christen.

Obgleich es nicht eigentlich in ein statistisches Werk gehört, glaubte der Verf. doch seinen Gefühlen Genüge leisten zu müssen, indem er der lutherischen Kirche vor allen ein begeistertes Lob spendet. Dieses Lob würde aber noch gerechter erscheinen, wenn es durch offenherzige Bezeichnung des Tadels- und Bedauernswerthen eine Folie erhalten hätte. Gerade die Statistik hätte den Verf. dahin führen können, die Eroberungen des Atheismus auf lutherischem Kirchengebiete wahrzunehmen. Wenn auf einer norddeutschen Synode (zu Magdeburg) sich fünfzehn Achtzehntheile der anwesenden Geistlichen gegen die Autorität der Bibel erklären, wenn fünfzig Prediger oder mehr mit Wislicenus in Halle dem evangelischen Glaubensbekenntniß förmlich und feierlich absagen rc., so sind das doch in der That bedenkliche Symptome innerer Auflösung.

Herr Wiggers indeß sieht alles im schönsten Flore gedeihen und zweifelt nicht, daß der größte Theil der katholischen Welt noch zum Protestantismus übertreten werde. Habe sich dieser Uebertritt auch verspätet, so sey er doch unvermeidlich und zwar werde der große Abfall, die zweite Reformation in Deutschland beginnen. Diese Worte sind noch vor dem Auftreten Ronges geschrieben worden. Allein die vermeintlichen Eroberungen sind in Wahrheit Verluste. Die negativen Elemente überwiegen bis zur unwillkürlichen Selbstvernichtung, und die französische Revolution liefert den augenscheinlichen Beweis, wie unhaltbar die Negation ist, und wie nur die das

Feld behaupten können, welche die Fassungskräfte und wahren Bedürfnisse der Völker richtig beurtheilen.

Daß die Leiter der katholischen und griechischen Kirche diese ewig sich gleich bleibenden Bedürfnisse der Völker richtiger würdigen, als die Leiter der evangelischen gegenwärtig thun, dürfte nicht schwer seyn, nachzuweisen. Die letzteren haben nämlich seit lange zugelassen, daß von Kathedern herab gelehrt wird, der Protestantismus involvire nicht sowohl einen Glauben und eine darauf gegründete Pflicht, als vielmehr einen Fortschritt und darauf gegründete Berechtigungen einer maaßlosen Freiheit. Nun sucht man die positiven Elemente auszustoßen, durch die allein eine Kirche möglich und volksgerecht wird, verwirft die Bibel ic. und rühmt sich zwar, bereits das Volk gewonnen und auf seiner Seite zu haben, vergißt aber, daß die Illuminaten sich vor fünfzig Jahren derselben Volksgunst rühmten und doch in ihren Erwartungen betrogen wurden. Holbach, Delamettrie, Cloots, Chaumette ic. beurtheilten das französische Volk weniger richtig, als Abbé Maury, Chateaubriand, Napoleon. So wie die Leidenschaften ausgetobt hatten, füllte das Volk wieder ganz von selbst die Kirchen und wurden alle jene Prediger des Unglaubens verlassen. Abbé Maury behielt Recht, indem er sich mitten im Wahnsinn der Revolution nicht über das kirchliche Bedürfniß des französischen Volks hatte irre machen lassen. Napoleon, obgleich ein Sohn der Revolution, hatte Scharfblick genug, die Macht der alten Kirche einzusehen und er beeilte sich, dieselbe herzustellen. — Dieß Beispiel auf unsre neuern protestantischen Zustände angewandt, beweist sonnenklar, wie sehr jetzt wieder diejenigen Männer sich täuschen, welche dem Volk wieder von absoluter Freiheit, Emancipation von all und jedem religiösen Bande ic. vorreden und es mit Hülfe der kommunistischen Theorien zu einem neuen Umsturz der Kirche aufbieten. Sie verstehen das Volk nicht, wie sehr sie auch schon glauben sich desselben bemächtigt zu haben. Das Volk wird sie täuschen. Des Volkes wahre Natur ist dieser vorübergehende Paroxismus nicht. In seinem Kern und Grunde bleibt das Volk immer glaubensbedürftig, in Deutschland wohl sogar noch mehr, als in Frankreich. Gelänge es daher auch unsern Licht- und Fortschrittsmännern, das Volk bis zu einer anarchischen Krise zu bringen, so würde doch, wie in Frankreich, nur eine große Abspannung und kirchliche Reaktion die Folge seyn.

Diese würde dann aber vielleicht weniger Stützpunkte im zerrütteten Protestantismus, als in der lateinischen und griechischen Kirche finden. Nach der Krise dürfte der Puseyismus noch eine viel höhere Bedeutung erlangen als vorher. Der griechische Nachbar aber würde seinerseits auch nicht unthätig bleiben.

Ueber die Tendenz desselben sagt Herr Wiggers selbst I. S. 224: „Des russischen Staates Bestreben ist es daher, die Eigenthümlichkeiten seiner nichtrussischen Provinzen allmählig aufzuheben und Alles nach Gesetz, Bildung, Sprache immer mehr dem russischen Stammlande anzunähern. Er hat ebendeßhalb auch das Interesse, die Erweiterung der russischen Nationalkirche möglich zu befördern. Aus diesem vereinigten kirchlichen und politischen Interesse erklärt sich die angelegentliche und beharrliche Bemühung, mit welcher man die mit der römischen Kirche unirten zwei Millionen griechisch-russischen Einwohner in den westlichen Provinzen wieder mit der Mutterkirche zu vereinigen suchte, was nach langen und sehr geheim betriebenen Vorbereitungen im Jahre 1839 gelungen ist. Der Kaiser gilt als das Oberhaupt der griechisch-russischen Kirche und nicht bloß die ganze kaiserliche Familie, sondern auch Alle, welche durch das Band der Ehe in dieselbe eintreten, müssen sich zu jener Kirche bekennen, während die Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, welche sich mit einem auswärtigen Fürsten anderer Konfession vermählen, niemals zu derselben übergehen, sondern ihren eigenen Gottesdienst beibehalten. Kein russischer Unterthan, welcher in der griechisch-russischen Konfession geboren ist oder nur einmal nach griechischem Ritus das Abendmahl genommen hat, darf zu einer anderen Kirche übertreten, * und wo bei gemischten Ehen der eine Theil jener Konfession angehört, da wird die Forderung gestellt, daß alle Kinder aus solcher Ehe der griechisch-russischen Kirche einverleibt werden. ** Die eine Zeit lang geduldeten Niederlassungen von Missionären, welche, von Basel ausgesandt, sich in einigen südlichen Landestheilen festgesetzt hatten, sind ganz folgerecht in neuerer Zeit aufgehoben und alle Missionswirksamkeit innerhalb der Grenzen des russischen Reiches ist feierlich untersagt worden.

* Der bei der russischen Gesandtschaft in Rom angestellte Fürst Gallitzin trat 1840 von der griechischen zur römisch-katholischen Kirche über und ward deßhalb seines Amtes, Vermögens und Adels verlustig. Berl. Allgemeine Kirch.-Ztg. Aug. 1841. Nr. 65.

** Auf des Kaisers Befehl ist das russische Reichsgesetz über die gemischten Ehen auch auf die Ostseeprovinzen ausgedehnt worden, obwohl hier vertragsmäßig die Augsburgische Konfession die herrschende ist, die griechische nur geduldet. Danach ist es den nichtgriechischen Geistlichen bei Strafe der Amtsentsetzung befohlen, kein Kind zu taufen, dessen Vater oder Mutter griechischer Konfession ist, auch kein solches Kind zur Konfirmation anzunehmen, selbst nicht, wenn beide Eltern es dringend wünschen sollten. Allgem. Kirch.-Ztg. 1839. Nr. 154.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 71.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 11. Juli 1845.

Kunst.

Die Dresdener Gemälde-Galerie in ihren bedeutungsvollsten Meisterwerken erklärt von Dr. Julius Mosen. Nebst einer Steindrucktafel. Dresden und Leipzig, Arnold, 1844.

Ueber die berühmte Dresdner Galerie ist verhältnißmäßig weniger geschrieben, als über manche andere, selbst geringere Galerie. Möchte doch Direktor Waagen in Berlin sie einmal einer kritischen Erörterung unterwerfen. Was er mit wenigen Worten in seinem zuletzt erschienenen Werk über die Kunstwerke in Deutschland in Bezug auf Dresden sagt, ist eigentlich nur ein schmerzlicher Seufzer. Die herrlichsten Kunstwerke gehen dort der Zerstörung entgegen, weil sie im ungünstigsten Lokal aufbewahrt werden und die Stände nichts aufwenden wollen.

In der vorliegenden kleinen Schrift ergeht sich der rühmlichst bekannte Dresdner (jetzt nach Oldenburg versetzte) Dichter Julius Mosen in einer weniger kritischen, als empfindungsvollen Betrachtung der vornehmsten Bilder jener weltberühmten Galerie. Eine Betrachtungsweise, der wir das Wort reden müssen neben der kritischen. Es ist wohl gut, wenn auch das Herz seinen Antheil an den Schöpfungen der edeln Malerkunst behält. Waren es nicht die „Phantasien eines kunstliebenden Klosterbruders," die, rein aus der Empfindung hervorgegangen, einen bedeutenden Einfluß auf den Aufschwung der neueren Malerei hatten?

Die Charakteristik der Bilder ist fast durchgängig die treffendste. Wenn zuweilen das Heilige des Gegenstandes leicht genommen wird, so darf man nicht vergessen, daß es die Maler schon selber so nahmen. Herr Mosen sagt gewiß nicht mit Unrecht von dem berühmten Bilde des h. Georg von Correggio. „Wir stehen vor der Halle eines fürstlichen Lustschlosses, deren Oeffnung von oben, im Halbkreise gesehen, von Korbgeflechte und darin von einem reichen Orangenkranz umgeben ist. Die warme Bläue des italienischen Himmels blickt oben durch die Oeffnung im Halbkreise und unten durch den offenen Bogen der Halle herein. Davon hebt sich die Gestalt der Madonna mit dem Kinde rosig ab. Sie ist hier nicht mehr Königin des Himmels, nur die liebreizende Fürstin auf Erden mit ihrem Hofstaate. Hier ist aller Inhalt in den schönen Schein aufgegangen. Der heiterste Schimmer der Farben muß uns für den verlorenen Geist entschädigen. Selbst die Sinnlichkeit ist entschieden zurückgetreten in das Konventionelle gezierter Stellungen und Mienen und in rosiges, stereotypes Hoflächeln, welches doch nur der schönen Königin so reizend steht. Auf ihrer Linken, welche über ihren Schooß herüberlangt, ruht das Kind, dessen Leib zugleich ihre rosenfingrige Rechte hält. Sie neigt sich huldvoll zu dem Hofgeistlichen, dem Märtyrer Petrus, welcher sie von ihren Verehrern, aus dem Bilde herausdeutend, mit zierlichem Lächeln unterhält; das Kind dagegen interessirt auf der anderen Seite der heilige Gemianus. Er ist im Begriff, ein zierliches Kirchenmodell, welches ein himmlischer Engelpage auf dem Kopfe trägt, in die Hände zu nehmen und das niedliche Spielzeug dem darnach verlangenden Kinde zu überreichen. Die Idee der Komposition geht hier wie früher aus der Kreuzform im Gegenspiel ihrer Bewegungen hervor. Der hinter Georg stehende Petrus deutet heraus, der auf der anderen Seite vorstehende Johannes hinein auf Mutter und Kind; in diesem Hinein und Heraus entsprechen sich wieder einander Gemianus und Georg, welcher hier in farbenleuchtender Gestalt mit gedrehten Hüften und Gliedern, den linken Fuß auf den Drachenkopf gestemmt, vor seiner Königin prangt und dem fröhlichen, nackten Knaben Helm und Schwert zum Spiele gewährt. So hat die sinnliche Richtung der Kunst sich in diesem Bilde abgedämpft, um noch piquanter zu werden im schönen Scheine höfisch religiösen Ceremoniels. In der gegenseitigen

Anbequemung der Religion und der Höfe reichten sich später der machiavellistische Fürst und der Jesuit persönlich die Hände, verbunden auf Leben und Tod gegen Reformation in Kirche und Staat. Diese höfische, von Correggio angebahnte Kunstrichtung in der katholisch-christlichen Malerei zieht sich tief herunter bis in das 17te und 18te Jahrhundert, nur daß sie bei ihm noch heiter ist und noch Kraft zu einer frischen Koquetterie hat, bei den späteren aber immer kränklicher und süßelnder, bis zur Sentimentalität unserer Tage heruntersinkt." — Was sich der Himmel in jener Zeit alles von den Künstlern gefallen lassen mußte, zeigt unter andern auch das reizende Portrait der berüchtigten Lucretia Borgia von Titian. Der große Maler hat das Bild dieser gräßlichen, blutschänderischen, giftmischenden Messalina der neueren Zeit in der frömmsten Situation vor der h. Familie gemalt, als deren besonderen Schutzes sie sich zu erfreuen haben sollte. Dafür malte denn auch ein anderer Maler wieder die wirklich fromme und heilige Theresia in der Situation einer trunkenen Bacchantin.

Das berühmte und prächtige Bild des Paul Veronese, die Hochzeit zu Kana (nicht Kanaan, wie der Verf. sich ausdrückt, da Kana die kleine Stadt, Kanaan aber das große Land ist), wird sehr gut erklärt: „Wir dürfen uns vorstellen, daß ein Attaché des byzantinischen Gesandten, welchen wir im Aufzuge der Könige aus dem Morgenlande im vorigen Bilde gesehen, sein Absteigequartier „alla mezza luna" unfern des Marcusplatzes genommen habe. Gastwirthe sind von jeher mit schönen Töchtern gesegnet gewesen, und das Töchterlein des Signore Pancrazio hat das Herz und nun auch die Hand des feurigen Phanarioten gewonnen. Das Hochzeitfest wird in einem offenen Saale gefeiert, welcher den blau und grau gewölkten Siroccohimmel zum Hintergrunde hat. Braut und Bräutigam sitzen oben quervor an der Tafel, ihre Gesichter in den Profilen uns zugekehrt. Sie ist eine klare Blondine, er levantisch dunkelbraun. Eine ernste, staatspolizeilich erlaubte Heiterkeit belebt die Gesellschaft. Es ist der Augenblick, wo der Wein seine Wunder, wenn auch in den Grenzen des Anstandes, thut. Der dem Wirthe gegenübersitzende Heiland gibt zum Dessert sein Hochzeitsgeschenk in einer Fülle des ausgesuchtesten Weines. Das Hôtel, in welchem die Scene vor sich geht, ist zu prächtig in den marmornen Säulen und Treppen, es springen viel zu viel Kellner auf und zu, als daß zum Hochzeitfeste der Wein im Keller für die Tafel gefehlt haben sollte. Strauß und Bruno Bauer könnten aus einem solchen Widerspruche das ganze Wunder anfechten, wollte man sich nicht mit Bretschneider helfen und annehmen, daß es nur an „Lacrymae Christi" bei dem Dessert gefehlt habe. Hier ist dieser Wein, welcher das Feuer des Vesuvs mit der Gluth der Sonne und so Himmel und Hölle vermählt hat. Hier ist die Hochzeitsgabe des armen Propheten von Nazareth! Sie ist da in Menge wie Wasser, als wäre in diesem Hôtel nicht zum ersten Male das Wasser zu Wein geworden. Aber darf auch in einem Polizeistaate, wie Venedig, ein Wunder geschehen? Das Unglück will es, daß der Wirth aus besonderer Rücksicht den Ober-Mauth-Direktor zur Hochzeit eingeladen hat. Da steht der Douanenteufel in schwefelgelbem, rothgestreiftem Gewande, die Rockschöße in den Leibgürtel gesteckt, in Vorahnung der modernen Frackzeit, die linke Hand mit der Kelchschale voll unveraccisirten Weines ausstreckend und mit verteufeltem Gesichte das corpus delicti anstierend; er walzt noch im Munde die Weinprobe und das verhängnißvolle Wort: Contrebande! während sich seine Rechte gierig über der Magengegend krümmt. Der Hochzeitsvater blickt sich in tödtlicher Verlegenheit um, dem Brautpaar ist jedes Lächeln aus dem Gesichte entwichen, selbst Christi Mutter faltet die Hände, zwischen ihrem Gesichte und dem des Bräutigams schiebt sich das Profil eines Senators hinein, welcher zwei Finger in der Hand eingeschlagen hat und drei ausstreckt mit der Frage: „es wird doch in Ordnung seyn?" Nur um Christi Mund schwebt ein Lächeln. Nirgends wird an der Tafel getrunken, so weit der schreckliche Blick des Zöllners schweift; nur dahinten in der Ecke trinken aus einem flachen Teller die wandernden Künstler und Spaßmacher bei der Hochzeit, der Jongleur und der Hanswurst, und zwischen ihnen zugleich die Sängerin, welche eine große Schüssel als Schirm vorhält; eben so heimlich läßt sich hinter dem Stuhle der Braut ein lustiges Mädchen einen Trunk einschenken. Hinter dem Mauthdirektor geht es desto lustiger zu. Abgekehrt von ihm trinkt stehend der idealste Weintrinker in Venedig. Er hat ein geniales, scharfgeschnittenes Gesicht; er ist ein Dichter oder Künstler. Er ist mager und feurig; sein Naturell ist mit dem des Weines verwandt. Zwischen den beiden Verwandten herrscht eine Sympathie des Blutes, einer sehnt sich zum anderen. Während seine Lippen die süße Fluth aus dem Glase einziehen, schlürft mit absolutem Bewußtseyn seine feine Nase den in der Fluth schwebenden Geist Gottes in sich. Der sitzende alte Herr unter ihm, an dessen Schulter er sich beim Trinken anhält, hat inbrünstig den großen Weinkrug für sich umklammert, sich den Bart streichend; der Alte ihm gegenüber läßt sich von einem Marqueur einschenken; nur der arme Mohr, der Muhamedaner, wirft seine Augen zum grausamen Propheten empor, der den Wein seinen Gläubigen versagt hat. Zwei Diener treten eben mit dem vorderen Ende einer Trage in den Saal: es kommt des Segens neue unendliche Fülle."

Auch Genre- und Landschaftsbilder charakterisirt der Verf. sehr gut, z. B. die Eberjagd von Rubens: „Die Scene ist vor einer Schlucht in einem Eichenwalde, welche

von einem sturmentwurzelten und von einer Seite auf die andere hinübergestürzten Baume versperrt ist. Durch die Gabeln desselben geht die Fahrt des Ebers zu seinem Lager hindurch. Ein Pfaffe hat sich mit seinen Bauern dort in den Hinterhalt gelegt. In diesem Augenblicke wird der Eber von zwei Reitern in rasendem Galopp und von einer tollen Meute Hunden herangehetzt. Die Schlacht zwischen Jägern, Hunden und Wild hat zwischen den knorrigen Aesten begonnen. Der wüthende Eber hat zahnzerfetzte Hunde rechts und links um sich geworfen, ein frischer hängt an seinem Ohre, ein anderer beißt sich auf seinem Rücken ein; aus der Waldecke sprengen von der Seite herbei noch andere Reiter, und von den Seiten kommen noch andere Hunde. Das ist ein muskelkrampfiges Wühlen und Würgen in Moos und Moor! Man kann hier irre werden in diesem Durcheinander, was Mensch, was Thier ist! Vorn springt über einen Giebelast ein in Muskelkraft krummbeiniger, löwengleicher Hund, weiter zurück über den Stamm ein ihm ähnliches Menschenthier, beide blutwild. Trotz des Schweinehirten, welcher den Mordkampf aus dem Horne anblast, und trotz aller Zähne, Spieße und Messer würde der Eber sich doch noch ritterlich durchschlagen, hätte der Teufel nicht den tückischen Pfaffen in der Kapuze herbeigeführt, welcher hier arglistig hinter der Baumgabel die Einfahrt des Ebers verlegt hat und jetzt dem hereinstürzenden Thiere den Spieß in den Rachen stößt."

Aber nicht bloß einzelne Bilder weiß der Verf. auf so geistreiche Weise aufzufassen, sondern auch die Manieren der Maler. Interessant ist in dieser Beziehung besonders, was er über Rembrandt sagt: „Seine Gemälde können auf die vornehmen Gebildeten, welche elegante Linien suchen, ebensowenig Eindruck machen, wie ein Volkslied, dessen unendliche Gemüthsfülle in den unscheinbarsten Formen erscheint. Gewöhnlich ist Rembrandt auch nur der Liebling alter seiner Kunstkenner, welche am inneren Feuer alten Rheinwein von Essig zu unterscheiden wissen. In Dresden habe ich Wenige gefunden, welche nicht an seinen köstlichen Meisterwerken still vorübergegangen wären in Verwunderung, daß in der Kunstwelt von Rembrandt Wesens gemacht werde! — Es sollte mich freuen, wenn ich ihn dem Verständnisse meiner Dresdener Freunde näher rücken könnte. — Rembrandt ist das in Helldunkel und Dämmerlicht träumende und traumformende, mährchenselige Gemüth des deutschen Volks. In ihm ist der vollkommene Frieden des natürlichen Daseyns zum Abschluß gekommen. Seine Kunst drückt keinen Zwiespalt des Lebens aus, das Gemüth hat sich in ihr selbst zum Gegenstande der Darstellung gemacht, harmonisch in der Musik der Farben zwischen Licht und Schatten sich austönend. Wie Rubens gewaltig ist durch die Auffassung und Darstellung der leidenschaftlichen Kontraste im äußeren Leben, so ist Rembrandt groß in der musikalischen Harmonie der Farbe. Sein Gemüth reflektirt nicht die Gestalten einer Weltbewegung, es ist sich selbst genug im seligen Frieden der Einsamkeit. Aus seiner traumspinnenden Phantasie taucht die in sich selbst lebendige Mährchenwelt empor, aus der Finsterniß allmählig in die Dämmerung bis zum grünlichen Zwielichte und wie auf einer Leiter hinauf zur goldenen Tageshelle, um da in wunderbar herausgerundeten, farbenglühenden Gestalten zu erscheinen. Die äußere Welt hat dem inwendigen Poeten bloß den Anstoß gegeben, ihn zu seiner Selbstdarstellung herauszulocken, nicht um selbst von ihm dargestellt zu werden; daher machen seine Bilder den Eindruck eines immerwährenden Werdens und Sichgestaltens. Wie sich das deutsche Gemüth in den Volksballaden, in gleicher Weise hat es sich in seinen Gemälden ausgesprochen. Wie es sich von seinem Drange durch ein scheinbar zufällig Aeußerliches befreit, in welchem es mit einem Ausrufe, einer Frage, welche nicht einmal eine Antwort verlangt, hervorbricht, so tritt auch bei Rembrandt gewöhnlich das scheinbar Untergeordnete in das helle Licht, während dahinter im Schatten die darin noch deutlich sichtbare und doch verborgene Hauptgestalt geheimnißvoll zurück und doch tief in unser Gemüth gedrückt wird."

Ueber den Zusammenhang der dichtenden und bildenden Künste, sofern beide das innerste Volksgemüth oder den Charakter einer bestimmten Zeit ausdrücken, ist noch nicht genug gesagt. Herr Moien hat wohl gethan, daran zu erinnern. Ueberhaupt sind die Werke der Maler noch viel zu sehr nur privilegirte Liebhaberei der Reichen und Mächtigen und ihr Verständniß, obgleich sie aus der Tiefe des Volksgeists hervorgegangen sind, noch nicht wieder ins Volk gedrungen. Man kann nicht ohne ein schmerzliches Lächeln über die Ironie des Schicksals an jene zahlreichen und herrlichen Bilder italienischer, deutscher, niederländischer, spanischer Maler denken, die jetzt in englischen Privatsammlungen begraben liegen, als todte Beute des alles aufkaufenden Volks. Was die glühende Andacht des Spaniers gebildet, die Gegenstände katholischer Verehrung, die Madonna, die Heiligen schmachten verschlossen und vergessen auf dem Landsitz eines Dandy, der in London herumschwärmt. Was das deutsche Gemüth in stillem Fleiß geschaffen, was der deutsche, der niederländische Künstler in glücklicher Stunde der Natur abgelauscht und im romantischen Zauber des Bildes verewigt, unbeachtet, vergessen hängt es an irgend einer Wand des aristokratischen England. Die unter Italiens Sonne zum Licht erblühten, zarten Blumen der Schönheit, sie räuchert nun der britische Steinkohlennebel ein. Und wären auch Augen und Herzen in England für solche Werke der fremden Kunst,

so bleiben diese Werke doch meist unzugänglich. Wie glücklich ist der Dichter, dessen geflügelte Worte, tausendfach vervielfältigt, kein Kerker festhalten kann. Wie unglücklich sind die Maler, deren Werke so traurig verkommen können. Deßhalb soll sich aber auch die Dichtkunst der schwesterlichen Kunst annehmen und von Bildern, die dem Volk entrissen wurden, wenigstens das schöne Andenken bewahren.

Geschichte.

Politisches Vermächtniß Sr. Majestät des verstorbenen Königs von Schweden, Karl Johann Von dem hohen Verstorbenen. Zwei Mittheilungen. Altona, Hammerich, 1845.

Der verstorbene König von Schweden hat den deutschen Herausgeber beauftragt, diese Dokumente nach seinem Tode zu veröffentlichen. Auch früher schon legte König Karl Johann nicht geringen Werth auf die vortheilhafte Meinung, die man von ihm in Deutschland hegen sollte. Nicht nur manche Ordensverleihung an Publicisten und Historiker, sondern auch direkte Einwirkung auf die deutsche Presse geben davon Zeugniß. Die Schrift eines angeblichen Schmidt z. B., welche die Verdienste des Königs vor einigen Jahren sehr ausführlich vor dem deutschen Publikum erörtert, ging unmittelbar von Stockholm aus. Es ist nun wohl auch sehr natürlich, daß Karl Johann die Liebe und Bewunderung der Deutschen zu gewinnen trachten mußte, da es erstens nicht schwer fällt, die guten Deutschen irgendwie zu stimmen und da zweitens ihm die Vota einer so großen Nation um so weniger gleichgültig seyn konnten, als er die seiner alten Landsleute, der Franzosen, gegen die er einmal gefochten, nie zu gewinnen hoffen durfte, Schwedens Stellung zu England und Rußland aber, und die Gleichgültigkeit der Engländer und Russen gegen fremde Verdienste überhaupt ihn dort keine Befriedigung seiner löblichen Ruhmbegierde erwarten ließ. Wenn er sich nun nicht von den Schweden allein mit Lobschriften ehren lassen wollte, mußte er wohl an die guten Deutschen denken, welche die doppelten Gaben besitzen, nicht nur der größten Devotion gegen Lebende, sondern auch der gründlichsten Verassekurirung des Ruhmes bei der Nachwelt.

Der Wunsch, in Deutschland populär zu seyn, lag also für den König nahe und wir können ihn nicht tadeln. Ja wir bekennen auch gern, daß es der Anregung von Schweden her kaum bedurft hätte, um den in einer langen Regierung bewährten Verdiensten des Königs Karl Johann volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nur gerade der Schein, als habe sich die deutsche Presse von Schweden her anregen lassen, der nicht ganz unbefangene und unparteiische Ton, der Ausdruck von persönlicher Devotion mißfällt uns an den oben bezeichneten deutschen Schriften über Karl Johann. Wir sollen diesen welthistorischen Charakter von einem freien nationalen Standpunkt aus beurtheilen, von einem Standpunkte aus, der seiner eignen Kanzlei fern steht. So ziemt es sich wenn Nationen einander, oder wenn die Publicisten einer Nation die großen Staatsmänner der anderen beurtheilen.

Wäre dieß im vorliegenden Falle geschehen, so würde auch nicht bloß das aus den schwedischen Archiven hervorgehoben und zur Schau getragen worden seyn, was unbedingt als ein Verdienst des Königs anzusehen ist, und was einerseits die väterliche Sorgfalt desselben für Schweden, andrerseits die freundliche Gesinnung desselben gegen Deutschland beurkundet. Es würden auch Aktenstücke haben zum Vorschein kommen müssen, die weniger vom Edelmuth als vom politischen Interesse, und zwar nicht immer vom reinsten, eingegeben waren. Wenigstens charakterisiren die schönen Festreden, worin der König sich bald als höchst liberal und konstitutionell gesinnt, bald als Freund des Ackerbaus, der Gewerbe, Wissenschaften und Künste 2c. darstellt, das innerste Prinzip seiner Regierung und die Motive seiner politischen Handlungen nicht genügend. Und eben so wenig ist z. B. in seinen öffentlichen Proklamationen an die Sachsen im Jahr 1813 das Geheimniß seiner Politik in Bezug auf Deutschland offenbart. Warum hat denn der ungenannte Beauftragte nicht auch die Aktenstücke mitgetheilt, die sich auf die Verabredung zwischen Schweden und Rußland unter Vermittlung des Fürsten Dolgoruki beziehen, wornach in demselben Frühjahr 1813 die deutschen Hansestädte hätten an Dänemark verkauft werden sollen, um dieses zu bewegen, Norwegen den Schweden abzutreten. Aktenstücke dieser Art würden zwar die beabsichtigte Wirkung verfehlt haben, dem Namen Karl Johann warme Sympathie in Deutschland zu gewinnen; aber ein deutscher Publicist oder Historiker, der es unternimmt, überhaupt die wichtigsten, Karl Johanns Geschichte betreffenden Aktenstücke mitzutheilen, hätte so wichtige, in unsre Nationalehre so tief eingreifende Thatsachen nicht bei Seite liegen lassen sollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 72.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 14. Juli 1845.

Politische Schriften.

E. M. Arndts Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zum erstenmal gesammelt und durch Neues vermehrt. Drei Theile. Leipzig, Weidmann, 1845.

Die bedeutendsten Flugschriften, welche Arndt in den Jahren 1812—1815 schrieb und die bekanntlich auf die Stimmung Deutschlands mächtig einwirkten, erscheinen hier zum erstenmal gesammelt und vermehrt mit gar viel Interessantem, was bisher noch nicht gedruckt war. Jene Flugschriften sind: Der Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann 1812. Was bedeutet Landsturm und Landwehr, 1813. Das preußische Volk und Heer im Jahr 1813. Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache, 1813. Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa, 1813. Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze, 1813. Ueber künftige ständische Verfassungen in Deutschland, 1814. Ueber Sitte, Mode und Kleidertracht, 1814. Ueber die Feier der Leipziger Schlacht, 1814. Wird der Herrscher der Insel Elba Europa noch einmal beherrschen? 1815. Ueber den Widerstand, den die verbündeten Heere im Elsaß finden, 1815. Ueber den deutschen Studentenstaat, 1815. Fünf oder sechs Wunder Gottes, 1815. Phantasien zur Berichtigung der Urtheile über künftige deutsche Verfassungen, 1815. Daran schließen sich noch einige ebenfalls schon gedruckte Gutachten über politische Fragen der späteren Zeit: die Frage über die Niederlande und die Rheinlande, 1831. Belgien und was dran hängt, 1834. Das Turnwesen nebst einem Anhang, 1842. — Es wäre überflüssig, den Geist und die Tendenz dieser Schriften zu charakterisiren. Jedermann kennt die felsenfeste Vaterlandsliebe des ehrwürdigen Greises, dessen treue Hand sie in den Mannesjahren niederschrieb, und Arndts Ruhm ist unmittelbar mit dem Einfluß verknüpft, den seiner Zeit jene durch ganz Deutschland fliegenden Blätter auf das Volk geübt haben. Und zwar seine Flugschriften nicht allein, sondern auch seine allbekannten Kriegs- und Freiheitslieder.

Unter den bisher nicht gedruckten Sachen tritt uns zuerst ein Tagebuch seines Bruders entgegen, das viele Jugenderinnerungen enthält. Dann im zweiten Theil eine Anzeige des italienischen Werkes vite e ritratti d'illustri Italiani von 1812 und 1820, worin Arndt die Porträts der berühmtesten Italiener mit dem ihm eignen physiognomischen Scharfblick charakterisirt. Sehr lesenswerth und ein Gegenstand, den man kaum in dieser Sammlung erwartet. Im dritten Theil endlich findet sich das Meiste bisher Ungedruckte beisammen, aus dem wir Einiges mittheilen und naher besprechen wollen.

Im Jahr 1828 schrieb Arndt einen Aufsatz gegen Friedrich Schlegel, der aber nicht gedruckt wurde und hier zum erstenmal veröffentlicht wird. Er ist von Interesse für die Gegenwart, weil er die kirchlichen Angelegenheiten betrifft. Friedrich Schlegel war bekanntlich ein Convertit und begann jenes System von Verläumdungen des Protestantismus, das bereits in der glühendsten und farbenreichsten Blüthe des Hasses ausgebildet worden ist. Arndt tritt in der Ehrlichkeit seines Herzens dagegen auf und weist die schnöde Ungerechtigkeit zurück. Wenn Friedrich Schlegel die Reformation als ein Werk der Hölle bezeichnet, angestiftet um das Gottesreich auf Erden zu verderben; so entgegnet Arndt, daß die Reformation vielmehr die unumgänglich nothwendig gewordene Kur einer unleidlichen Krankheit gewesen sey. Ja auch die französische Revolution sieht

Arndt aus diesem Gesichtspunkte an. Beide, sagt er, wurden nicht aus bösem Willen und ohne alle gegründete Ursache improvisirt, sondern sie wurden durch das Verderben und die Gottlosigkeit der Mächtigen auf Erden hervorgerufen, die Reformation durch die Ruchlosigkeit, in welche die Hierarchie versunken war, die Revolution durch die tiefe Verderbniß der Höfe und des Adels.

In einem andern Aufsatze „lasset euch nicht verführen oder die Weltliteratur," von 1842, tritt Arndt dem jungen Deutschland entgegen, welches von einer hingeworfenen Aeußerung Goethe's verführt, von einer Weltliteratur geträumt hat. Arndt vertheidigt gegen den vagen und oft treulosen Kosmopolitismus die Pflichten, die wir für unser Vaterland haben. Die Goethe'sche Phrase von der Weltliteratur würdigt Arndt in Folgendem: „Der große Goethe hat in seinen letzten zwanzig Jahren Manches gesagt und geschrieben und soll noch viel Mehreres gesagt und aufgeschrieben haben, was seine blinden Nachbeter und Verehrer besser verschwiegen oder mit seinem Schnitzel- und Abtritts-Kastchen auf immer begraben hätten. Er hat das Schicksal vieler Großen und Außerordentlichen getheilt, daß auf seinem Grabe manche kleine lächerliche und auch lästerliche Papierschnitzel ausgestreut und aller Welt Winden preisgegeben sind, die glücklicher zu Atomen hätten zerschnitten oder zu Staub zerstampft werden sollen. Auf diese Weise sind leider einzelne wie aus stinkenden Sümpfen aufgestiegene Gewölke entstanden, die seinen Verehrern den Blick in seine Sonne zuweilen etwas trüben wollen." Ueber die jungen Weltliteratoren nun, die Goethe's Phrase aufgegriffen, sagt Arndt: „So ist uns seit dem letzten halben Menschenalter ein flügges gefiedertes — nein gefedertes sollte ich sagen — Geschlecht erwachsen, welches mit unverzagter Rüstigkeit drauf und dran gegangen ist. Zum Theil ohne alle Vorübung und Vorbildung in dem Eigenen — ich meine aber, nicht allein in eigner Sprache und Wissenschaft, sondern in dem eignen deutschen Leben, Wesen und Treiben, daß ichs kürzest sage, in eigner deutscher Art und Natur — sind sie so in die weite Welt hineingefahren, von Byron zu Viktor Hugo, von Beduinenmägen zu Beranger, in der stolzen Hoffnung, sie könnten sich den jungen Geist und die junge Gestalt, wodurch die Welt hinfort getragen und gebildet werden soll, auf diesem Wege auf das goethischeste und schöpferischeste greifen und aneignen. Die meisten von ihnen sind aber eben in das weite Leere hineingefahren und manche haben sich wohl ganz verfahren, d. h. statt irgend eine sichere und bestimmte Gestalt zu gewinnen, und also auch statt der Möglichkeit etwas fest und voll darstellen und gestalten zu können, haben sie bei einer gewissen Kühnheit, Wagbalsigkeit und Uebertriebenheit, die in Worten braust und klingelt, meistens etwas Nebelhaftes und Schemenartiges, welchem jeder Inhalt und jeder sichere Grund eines tüchtigen Lebens zu fehlen scheint. Manche haben auch, wie es den Aermeren und Schwächeren unter ihnen geschehen mußte, bei diesem eitlen Umherflattern, wo sie aller Völker Leben und Kunst mit einigen kecken Griffen zu fangen, ja für sich einzufangen meinten, sich fern von jedem edleren und höheren Ziel ganz in dem Elendigen, Nichtigen und Rasenden auch der fremden Literatur verloren, und so würden wir, wenn wir Solchen folgen könnten, statt in die feine französische und englische Gesellschaft eingeführt zu werden, mit ihnen in die abscheulichsten Schweinställe aller Laster und Greuel gerathen. Deutschland bekam den wälschen Unflath der Crebillons und Gressets und ähnlichen Gelichters vormals gewöhnlich nur in wälscher Sprache und diesen unsaubern Unflath auch nur in einzelnen wälschgebildeten und wälschsprechenden höheren Kreisen, diese jüngsten deutschen Allerweltliteraten aber gießen den greulichsten Pariser und Londoner Abschaum in keuscher deutscher Zunge, die sie frevelhaft unkeusch machen, über alles Volk aus. Ich spreche hier von den Gemeinen oder vielmehr von den Gemeinsten; aber auch die Ungemeinen, ich sollte sagen die Besseren, die uns Deutsche, welche sie häufig die Matten und Strohenen schelten, mit wälscher Lebendigkeit erquicken und mit wälschem Feuer in Brand setzen wollen, was schaffen sie und was haben sie geschafft oder vielmehr was werden sie jemals schaffen können bei solchem unseligen Geflatter und Geschnatter durch und über alle Welt hin? Schöne Worte und Namen genug; aber wo sind die Thaten und Wirklichkeiten und wo sollen sie herkommen? Da schmeichelt und klingelt es uns um die Ohren mit den Klängen von einer allgemeinen, von dem unsterblichen Goethe angedeuteten und vorgeahneten europäischen Weltliteratur, von der schönen Vermittelung der verschiedenen Völker, von der Abschleifung der harten und schroffen Einseitigkeiten, womit sie bis jetzt einander abgestoßen und verwundet haben rc." Diese weltliterarischen Salbadereien wären ziemlich unschuldig, wenn sie nicht dem in die Hände arbeiteten, was Deutschlands Feinde wollen. Jeder, der die Deutschen um ihre Selbstständigkeit bringen will, predigt ihnen den Kosmopolitismus. Will Rom in Deutschland herrschen, so dürfen die Deutschen nicht mehr Deutsche seyn, sie müssen sich bloß als Glieder der Weltkirche betrachten. Wollen die Franzosen in Deutschland herrschen, so dürfen wir nicht mehr Deutsche, wir müssen Glieder der allgemeinen Menschheit, Weltkommunisten seyn. Sogar Rußland predigt uns diese alle Nationalität abschleifende Kultur.

In einem sehr kräftig geschriebenen Aufsatz über Talleyrand tadelt Arndt mit Recht, was auch wir schon in einer frühern Anzeige gerügt, daß Freiherr von Gagern mit einer Art von Pietät von diesem Talleyrand gesprochen hat. Arndt bemerkt S. 376: „Ich sage nicht, daß Talleyrand ein monstrum nulla virtute redemptum war. Gagern spricht es mit einer Art Wohlgefälligkeit aus, daß er ein Staatsmann war, (der Freiherr drückt viel und oft auf das Wort) ein kluger weitschauender, alle Fälle, Unfälle, Ungewitter vorhersehender und sich zu rechter Zeit dagegen deckender Staatsmann. Er soll uns gleichsam als ein Musterbild von Mäßigung, Klugheit und Weisheit gelten und die schlimmen Schmutzflecken seines Charakters werden uns nirgends nur mit einem Anflug von Unwillen, geschweige von einem sittlichen Zorn gezeigt. Freilich wer politische Denkbücher schreibt, will und soll uns die Charaktere nur kühl und ruhig malen und keine Moralien lesen; aber wir erwarteten in diesen Büchern doch von dem alten deutsch empfindenden und deutsch redenden Reichsritter, daß er uns den Mefistofeles, dessen zettelndes Spiel allen Redlichen unter uns als ein schlüpfrigstes und feilstes der Lüge und Habsucht nur zu bekannt ist, doch einmal in seiner wahren Gestalt werde durchschimmern, daß er wenigstens einmal ein volles deutsches Gefühl werde durchschlagen lassen. Nein, nichts von Solchem: der Talleyrand kommt fast als ein Freundlichster, Unschuldiger und Liebenswürdiger bei ihm durch. Fühlt denn der Freiherr, der die feine und heitere Kunst, worauf die Diplomaten sich oft über alle Gebühr so viel einbilden, in diesem Musterbilde zeichnet und bewundert, fühlt er nicht, welchen Schaden er und Seinesgleichen durch solche Schilderungen anrichten und wie die Welt dadurch, wenn es möglich wäre, in eine Welt eines teuflischen Trugs und eines wüsten Chaos verschwimmen und verdämmern würde? Glauben diese Leute denn, diese, die aus den zierlichen Salons heraus uns die losesten Künste gleichsam als eine nothwendige Tugend malen, daß wir Andern bloß die Ehrlichdummen sind, über welche sie überlachelnd und überachselnd hindlicken dürfen? welche keine Vorstellung davon haben, durch welche geheim erhabenen Listen diese arme Welt regiert wird?“ — Was Talleyrand auf den beiden Kongressen zu Rastatt und Wien 1798 und 1815 am deutschen Volke gesündigt, ist nicht bloß im Interesse Frankreichs und im Geist eines großen Staatsmanns geschehen, sondern seine Persönlichkeit hat sich dabei zugleich auf eine Weise geltend gemacht, daß man sagen muß, nie ist der deutschen Nation größere Niederträchtigkeit angesonnen worden, als da sie sich gezwungen sah, die Privatinteressen des Herrn von Talleyrand zu befriedigen. Arndt erwähnt diese Dinge nur in einer Note Seite 361. Man könnte viel mehr darüber sagen. — Das portraitirende Talent Arndts mag übrigens aus folgender Schilderung erhellen. „Auf Talleyrands Gesichte war etwas Zauberischteuflisches, etwas Unaussprechliches, zugleich Todtes und Lebendiges, wovon ich in Zuchthäusern und bagnos wohl viele Aehnlichkeiten, doch nimmer ein so vollendetes und vollständiges Ganzes gesehen hatte. Die Franzosen haben ein Wort blasé genannt, womit sie häufig etwas durch wüste Leidenschaften und gemeinste Handlungen Zerstörtes und Halbtodtes ausdrücken. Ich habe einen deutschen Gelehrten, der seine etymologischen Ableitungen in Bauernart nach den Wortklängen zu machen schien, sich übrigens um die französischen Wörter und ihre Sippschaften wenig bekümmert hatte, einmal über einen Mann das Urtheil aussprechen gehört, er hat ein ganz abgeblasenes Gesicht. Es mußte dem Manne ein Bild vorschweben wie etwa von dem Schmetterling oder von manchen zartesten Blumen, welchen man oft durch eine leichte Berührung den hellsten Farbenglanz abwischen kann. Aber so dünn und zart ist das walsche blasé nicht gemeint. Wie wenige so glückliche Sterbliche leben, welchen dieser zarteste Spiegelglanz und Blumenduft der unschuldigen und scherzigen Jugend nicht frühe getrübt und abgeblasen wurde! So ist das Schicksal der Meisten, so voll Mühen und Arbeiten das Leben und voll Gebrechen und Ungleichheiten das arme Menschenherz, daß Ernst oder gar Strenge sich bald auf den Gesichtern einquartieren müssen. Nein, jenes blasé meint das tiefste Verderben, das sich aus den Menschengesichtern spiegelt, wo statt des Gefühls und der Freude und des graden treuen Muthes der Liebe und Redlichkeit, welche sie nach Gottes Willen ausdrücken sollen, nur ein kalter Hohn oder eine glatte wüste Leere übrig geblieben ist, wo sie einem flachen Sandfelde gleichen, auf welchem kein Gräschen noch Blümchen wächst und worüber selbst die Vögel stumm und klanglos hinfliegen. Das sind Gesichter von Galgenvögeln, wie ich sie vorher nannte: etwa solche oder die einem solchen gleich sehen würden, den man vom Galgen abgelöst hatte und der nicht fertigtodt durch die graue Todesblässe allmählig wieder eine trübe Dämmerung von Leben durchschimmern ließe. Köpfe, die etwas Aehnliches haben, begegnen einem leider auf allen Gassen, wenige jedoch so vollendete als dieser Kopf Talleyrands, wo auch alles Menschlich-Lebendige und Empfindende ausgelöscht und selbst der Geist, der listige und kalte, hinter die graue erdfarbige Decke zurückgekrochen ist. Mit einem deutschen Ausdrucke, der dem Sinn dieser Worte einigermaßen entspräche, möchte ich solche Gesichter ausgewaschene

Gesichter nennen, ungefähr wie man von Zeuchen zu sprechen pflegt, welche beim Waschen die einzelnen bestimmten Farben verloren."

Diesem Bilde Talleyrands steht das Gneisenau's gegenüber. Wir zweifeln, ob viele unsrer Leser das Leben Gneisenau's näher kennen. Sein Name blitzt durch die Stürme von 1813 als glanzendes Gestirn, er wurde zuerst genannt 1807 als ruhmvoller Vertheidiger Kolbergs. Sonst weiß man aber wenig von ihm. Arndt gibt hier seine kurze Biographie und Charakteristik, wenige Blatter, aber von Meisterhand geschrieben. Voraus beklagt Arndt, daß Deutschlands herrlichste Männer nie im rechten Lichte vor der Nation erschienen sind. „Ich hatte unter andern guten Vorsätzen in den Jahren zunachst nach 1815, ehe ich gleichsam als ein unheilvoller Verbrecher und Verderber des Vaterlandes vor allem Volke gestempelt und fast gebrandmarkt werden sollte, den Vorsatz, nach meiner kurzen Weise das Leben bedeutender und merkwürdiger Zeitgenossen zu beschreiben. Ich bildete mir ein, daß wir Deutsche in jenen Tagen eine gewisse Freiheit der Rede, den Muth der Darstellung unsrer Menschen und Dinge gewonnen hätten, wodurch solche Lebensbeschreibungen möglich gemacht würden. Ach! ich ward bald aus dieser Einbildung herausgerissen und sehe auch den heutigen Tag noch keine Möglichkeit, wie ein ehrlicher deutscher Mann dieß mit Königen, Fürsten, Ministern und Feldherren, welche in dem letztverflossenen Jahrhundert gelebt haben, durchbringen könne. Ich will nicht sagen, daß ein Deutscher nicht auch beschreiben dürfe, was von Kriegs- und Staatshändeln vor aller Welt offen da liegt, selbst wenn es zum Theil öffentlich ärgerlich und schimpflich ist; aber bei den Weltverhandlungen und vorzüglich bei den politischen und diplomatischen Weltflechtungen und Weltverflechtungen liegt in der Regel nur das Kleinste offen da, und wenn man das Verborgene und Mehrinnerliche, was man auch wohl weiß, nicht enthüllen noch frei darstellen darf, so ist es auch unmöglich, ein wahres klares Bild der Thaten und Leiden, der Triebe und Wirkungen solcher Männer hinzustellen, welche in dem bunten Spiel dieser verworrenen Welt zu ungewöhnlichen Rollen berufen waren. — Selbst Blücher, der alte gewaltige deutsche Michel, dessen Wort und That so blank wie sein Degen aus der Scheide gezogen scheint, meint ihr denn, daß er nicht innige sinnige grimmige Gedanken, Gedanken und Selbstgespräche, bei sich gepflogen habe, die man noch heute nicht erzählen darf, daß er nicht mit Prinzen, Ministern, Hofleuten u. s. w. Verhandlungen und Verbindungen gehabt, Reden und Gespräche geführt habe, welche, wenn man sie erzählte, Hunderte unsrer gewöhnlichen Leute erschrecken würden? Und selbst wenn wir bei dem Offenbarsten, bei seinem Soldatenleben, stehen bleiben, kann das, kann dieses Offenbare, können manche Mißverhältnisse, Hemmungen, Beschädigungen seines Lebens und Ruhms verstanden werden ohne die Erlaubniß auch die innersten Verhältnisse und Bewegungen des Staates und Hofes, welchen er angehörte, wenn auch mit der möglichsten Zartheit und Schonung, in klaren Umrissen darzustellen? Daher wegen dieser nicht höfischen, sondern knechtischen Bangigkeit, nimmer aus dem ganzen Stande, Umstande und Verstande der Personen und Verhältnisse mit frischen freien Farben malen zu dürfen, das Unglück, daß deutsche Männer in ihren Lebensbeschreibungen gleichsam wie einzelne abgerissene Wesen, deren Daseyn und Wirken im Zusammenhange mit dem ganzen großen Gewimmel und Gewirr der weltlichen Dinge in ihren Ursprüngen und Folgen kaum bald gezeigt werden dürfen, in der Luft hangen bleiben, gleichsam bleiche Schatten einer matten Dämmerwelt, immer gleich schlechten Gemälden ohne Zeichnung mit glänzendem Farbenprunk. Dieß gilt selbst von Blücher. Ich wollte ihn doch gewiß ganz anders malen, mit viel lebendigerer Farbenabschattung seiner Thaten, mit viel lebendigerer Natürlichkeit seines Lebens, als Herr von Varnhagen mit vieler Gewandtheit und Geschicklichkeit gethan hat, wenn zugleich die treue wahre Schilderung der gleichzeitigen politischen Zustände in allen ihren Beziehungen zu Preußen, Oesterreich, Europa mit ihren Grundtrieben und Grundwirkungen theils als Unterlage, theils als Seiten- und Nebenschatten des Gemäldes erlaubt wäre. Und vollends wenn einer Gneisenau's Leben anfaßte, der durch und durch ein politischer Charakter im größten Styl war, der aber durch die eigenthümlichen Verhältnisse seines Landes und seines Hofes meistens immer verdammt war seine Spitzen zu verbergen, während er so vielen Andern selbst zum Theil wider ihren Willen oft die Spitzen stumpfen oder schärfen half. Dieß ist das tragische Schicksal so vieler Männer, welche die zweite, dritte Rolle zu spielen scheinen, während sie in der That die erste spielen. Nirgends aber ist dieses Schicksal tragischer als bei den Deutschen, wo so viele Tugend, welche von aller Welt erkannt und verehrt werden sollte, oft auf immer ungewußt und verborgen bleibt."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 73.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 16. Juli 1845.

Politische Schriften.

E. M. Arndts Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zum erstenmal gesammelt und durch Neues vermehrt. Drei Theile. Leipzig, Weidmann, 1845.

(Schluß.)

Gneisenau war der Sohn eines österreichischen Werb-Offiziers und einer Schwäbin, die nur selten eine bleibende Stätte gehabt hatten, und unbemittelt waren. Als armer Knabe mußte er zu Erfurt (wie weiland Luther) unter den Chorschülern vor den Häusern mitsingen. Als Jüngling trat er in den Dienst des Markgrafen von Anspach und wurde mit den Truppen, welche dieser den Engländern verkaufte, nach Nordamerika geschickt, um die Freiheit daselbst zu bekämpfen. Sein Regiment kam jedoch nicht zum Schlagen. Anspach ging an Preußen über. Gneisenau brachte es nach und nach zum Hauptmann und zum Major, und war schon 48 Jahr alt, als er zum erstenmal Gelegenheit fand, sich der Welt als ein Kriegsgenie bekannt zu machen. Er war nach der traurigen Katastrophe von Jena mit vielen andern Offizieren nach Königsberg geflüchtet. Dort lernte ihn Scharnhorst zum erstenmal kennen, entdeckte in ihm die Eigenschaften, die frühere Chefs nicht in ihm erkannt hatten und schlug ihn dem König zum Kommandanten der wichtigen Festung Kolberg vor. Als solcher nun entfaltete Gneisenau plötzlich das Genie, das so lange in ihm geschlummert oder auf Gelegenheit, sich geltend zu machen, hatte warten müssen. Seine heldenmüthige und umsichtige Vertheidigung Kolbergs machte ihn bald zum Liebling des Volks und der Armee. Seine ungemeinen Kenntnisse aber wurden vom Kriegsministerium in Berlin benutzt, bei dem er vielfach thätig war. Sein Benehmen im Jahr 1812 ehrt ihn hoch. „Die Preußen mußten damals als Bundesgenossen der Franzosen mit gegen die Russen ziehen. Nun ging Gneisenau durch Rußland über Stockholm nach London, wie man sich erzählte, nach Verabredung mit dem Staatskanzler mit besonderen Aufträgen für mögliche Fälle, welche sich inzwischen in dem französisch-russischen Kriege und anderswo ergeben könnten. Wie viel Freiwilligkeit, wie viel Gezwungenheit, wie viel Absichtlichkeit oder vollends gemeinsame Verabredung mit dem Staatskanzler oder sonst irgend Jemand dabei war, kurz wie weit der eigne, wie weit fremder Wille diese Reise und eine frühere nach England bestimmt hat, weiß ich nicht; das weiß ich aber wohl, und hab es mit eignen Augen angesehen, mit eignen Ohren die Unterredungen und Verhandlungen der beiden Freunde Graf Chasot und Gneisenau angehört, ehe sie, der eine ins russische Feldlager, der andere nach England von Breslau abreisten, daß nicht nur Chasot, sondern auch Gneisenau in eben genannter Stadt zum Behufe der Reise Kleinodien vergeldeten, so daß Gneisenau in gewöhnlicher Weise nicht diplomatisch ausgerüstet heißen konnte, zu geschweigen, daß beide Männer so edel waren, in so schwerer Zeit von dem Vaterlande selbst das Nothwendige nicht zu verlangen, sondern in seinem Dienst lieber von dem Eignen zu opfern. Auch das weiß ich, weil ich es aus vielen Münden habe klingen hören, daß Manche der Meinung waren, Gneisenau habe nicht bloß in die Fremde gehen müssen, weil er als ein zu hell gezeichneter Charakter bei dem mit Napoleon abgeschlossenen Bündniß unmöglich habe im Vaterlande bleiben können, sondern auch Hardenberg sey herzlich froh gewesen, daß er dieses Mannes damals los geworden, dessen Ungestüm und Kühnheit in Urtheil und Rath seinem mehr diplomatisch leisen Einhertreten häufig lästig geworden. Diese Meinung ist von Einigen sogar dahinaus gedreht worden, als habe Hardenberg und die Partei, als deren Haupt er gewissermaaßen bezeichnet worden, mit diplomatisch glattem Spiel Jahrelang so hingehalten und von Anfang bis zu Ende falsches Spiel

mit ihnen gespielt. — Im Frühjahr 1813 kam Gneisenau aus England ins deutsche Vaterland zurück, zuerst bestimmt, die in Rußland und dann in Preußen gebildete sogenannte russisch=deutsche Legion zu befehligen. Da diese aber bei seiner Ankunft weder fertig noch herangerückt war, so ward er im Heere des Oberfeldherrn Blücher zuerst als Generalmajor und Generalquartiermeister angestellt und nahm nach Scharnhorsts Tode dessen Stelle als Haupt des Blücher'schen Generalstabs ein." Was er als solches geleistet ist weltbekannt. — „Nach dem Kriege eine kurze Zeit Oberkriegsbefehler in den Rheinlanden, darauf Statthalter in Berlin, Graf, endlich Generalfeldmarschall. Sein Ende trüb und düster, wie seine Kindheit arm und dunkel gewesen war. Im Osten von Preußens Grenzen hatte sich vielfache Noth und Gefahr zusammengedrängt: Polenaufstand, Cholerapest, Russendrang, Russendurchmarsch, Russenhülfe, allertraurigsten Gedächtnisses. Gegen so vieles Unheil sollte in einer Weite von mehr als hundert deutschen Meilen ein sogenannter preußischer Abwehrungsgürtel gezogen werden, ein sogenannter bewaffneter Kriegs= und Pest=Kordon. Er ward gezogen, der Feldmarschall erhielt darüber den Oberbefehl. In diesem jammervollen, thatenlosen Wirrwarr, wo die Regierung auch ihren Nordstern verloren hatte, starb Gneisenau an der Cholera."

Erwägt man, mit welchen Schwierigkeiten unter den Freunden selbst, ganz abgesehen von den Feinden, jene großen Männer des Jahrs 1813 zu kämpfen hatten, wie sehr sie verkannt wurden, wie man selbst das Volk bearbeitet hat, um sie zu verdächtigen ꝛc., so kann man die wehmüthig ernste Klage des edeln Arndt nur gerecht finden. Sie werden aber einst um so heller glänzen in der Anerkennung ihres Volks und der Weltgeschichte. Die Mitwelt versteht sie nicht. Unsre Literatur ist überschwemmt mit französischen Artikeln. In unzähligen Geschichtswerken und Memoiren wird Napoleon und immer nur wieder Napoleon gepriesen, Blücher aber als ein alter Bär und roher Husar gleichsam nur mitleidig anerkannt; Männer wie Gneisenau, Scharnhorst, Grollmann ꝛc. kennt man fast gar nicht mehr. Denn systematisch ist alles unterdrückt worden, was den Patriotismus in Erinnerung bringen konnte, und das mußte die Jugend und die Presse zur Bewunderung des Fremden hintreiben.

Das Wahrste und Schönste was Arndt über jene Männer sagt, ist in Folgendem enthalten: „Es war eine große Zeit, wo sich ein Häuflein edler Menschen durch Gottes Fügung und durch des eignen Herzens Sendung zur Rettung und Befreiung des Vaterlandes in einer großartigen Gemeinschaft zusammengefunden hatten. Ich nenne statt Vieler die Namen Blücher, Gneisenau, Boyen, Grollmann. Wenn man diese Männer einzeln jeden für sich betrachtete und wog, so ließ sich kaum eine größere Verschiedenheit der Charaktere denken, und doch ist ihnen das Seltene gelungen durch einträchtige beständige Tugend, die sich immer dem Zweck und der Pflicht unterordnet, als wenn nichts Eignes und Besonderes in ihnen gewesen wäre, ein Größtes zu vollbringen. Blücher, der Oberfeldherr, um welchen alles sich schlang und in welchem alles sich verschlang und aus welchem alles sich wieder entwickelte und lösete, der ächteste alte deutsche Michel, im höhern Styl gedacht, ein Soldat wie aus alter deutscher Zeit, auch mit den meisten heroischen Gebrechen des deutschen Kriegers von weiland beladen, der diese aber, wo es Großes galt, abzuschütteln verstand, von gewaltigem Zorn gegen wälschen Trug und Uebermuth und gegen den Träger derselben gegen Napoleon brennend, so kriegs= und schlachten=lustig von Natur, daß er sein Leben eben so leicht als seine Goldthaler in die Schanze schlug, im Greisesalter, sobald die Trommel klang, mit Jünglingsfeuer und Manneskraft gerüstet, dann mit blitzenden Augen und blinkendem Schwert wie Gott Mars selbst zu Rosse sitzend, sich seines Muthes so voll und herrlich bewußt, daß Niederlagen ihn nicht niederwarfen, Siege nicht aufbläheten. Kurz, in gewöhnlichen Tagen mit mancherlei Schlacken bedeckt, erschien er in der Stunde der Gefahr und der Schlacht in glänzender Rüstung des alleredelsten Metalls. Ihm, diesem herrlichen Alten, war Gneisenau mit seinen edelsten Kräften dienstbar, er, von welchem viele meinten, er könne Blücher allenfalls ersetzen, ja er sey eigentlich der Blücher. Ein Freund, General von Hüser, hat mir erzählt, daß, als sie über Blüchers Sturz und Fall in der Schlacht bei Ligny mit und unter dem Pferde sprachen und wie es geworden seyn würde, wenn der Feldmarschall nicht wiedergekommen und wiedererschienen wäre, und als Hüser da gesagt: da hätten wir Sie ja gehabt, Gneisenau Schweigen deutend ihn bescheiden unterbrochen mit den Worten: Glauben Sie denn, daß einer von uns den Alten im Heer hätte ersetzen können? Sein Vorwärts! blitzt in seinen Augen und ist in die Herzen unsrer Soldaten eingegraben. Diesem Alten diente Gneisenau mit voller Anerkennung und Hingebung, ihm diente eben so der General Grollmann, von beiden der Verschiedenste. Grollmann, zwanzig Jahre jünger als Gneisenau, galt mit Recht für einen der gelehrtesten, erfahrensten und kühnsten Soldaten des preußischen Heers; er ist von Vielen der bedeutendste genannt worden, wie Gneisenau der hochherzigste. Eine hohe stattliche mächtig geschaffene Männergestalt mit ernstem offenen ruhigen Visier. Dieser stand in der äußern Erscheinung geschlossen und still da, eine in sich vollendete Natur, immer hell, ruhig, besonnen, jedem freundlich, aber nichts von dem Beweglichen, Ueberflie=

genden, was Gneisenau auszeichnete, nichts von dem leicht in andere Uebergehenden; er stand da wie ein aus Erz gegossenes Standbild, aber mit Kühnheit und Befehl im Blick. Geschwind im Wort und Gedanken, geschwindest von Beschluß und That, war er eben so bescheiden als Gneisenau. Schwerere Kürze in Gedanken und leichtere Klarheit in Worten wird man selten finden. Ich habe Niebuhr einmal gesehen, wie er dem General Grollmann in einer kleinen Gesellschaft Spanisches * abzulocken suchte und wie er bewundernd an des Erzählenden Lippen hing, und in spätern Jahren habe ich eigentlich keinen einzigen der berühmten Feldherren des Tages von ihm preisen gehört, als eben diesen: diesen müsse man zum Thucydides, Polybius, Livius und Cäsar als Lager- und Schlachten-Ausleger mithaben. Diese genannten Drei haben Großes und Unsterbliches zusammen vollbracht, Boyen, der Stille, Bescheidene, Feste, mit ihnen. In Selbstüberwindung hat jeder seine beste Stärke für ein Gemeinsames und Ganzes hingegeben, und kein Neid, keine Eifersucht, keine Habsucht hat sie jemals entzweit. Froh, daß die große Sache gewonnen worden, war jeder unbekümmert, ob sein Name dabei genannt ward. Weil sie an ein Unsterbliches geglaubt haben, weil sie ein unsterbliches deutsches Vaterland gewollt haben, müssen ihre Namen im Vaterlande unvergänglich leben."

In einem Aufsatz von sehr neuem Datum (1844) kommt Arndt nochmals auf den gegenwärtigen Stand des Protestantismus zu sprechen. Er weist die Vorwürfe, welche man diesem in Bezug auf seine destruktiven Elemente macht, mit der Erinnerung an die destruktiven Elemente zurück, welche sich im vorigen Jahrhundert vorzugsweise in der katholischen Welt (in Frankreich unter Voltaire) geltend machten; und er bemerkt sehr richtig, daß jede Kirche zu allen Zeiten faule und schlechte Glieder gehabt hat und haben wird, und daß es am Ende besser ist, wenn das Schlechte nackt hervortritt, als wenn es sich verbirgt und die edelsten Organe heimlich angreift. „Bei uns liegen die Schäden der allgemeinen Menschlichkeit nur mehr zu Tage als bei denen vom großen Hürdenstall; sie sind aber auch in ihm nur schlimmer, weil versteckter und verlarvter. Das leichte und leichtfertige Gesindel diesseits und jenseits soll uns keine grauen Haare des Kummers machen; dessen haben unsre Gegner und Ankläger noch mehr und noch Gefährlicheres geheckt als wir." Doch hat Arndt vielleicht nicht genug beachtet, daß sich im deutschen Protestantismus nicht so viele und sichere Elemente der Restauration vorfinden, wie im französischen Katholicismus. Konnte dieser letztere auch den Sturm der Revolution aushalten, so bleibt es immer eine Frage, ob auch jener die Krise wird aushalten können, die ihm unfehlbar bevorsteht, wenn die Negation wie bisher in ihrem Desorganisationsprozesse fortfährt. Innerlich zerfallen und zwischen den beiden großen Kirchen der romanischen und slavischen Welt eingeschlossen, würde der Protestantismus viel schwerer herzustellen seyn, als es die Kirche in Frankreich nach der Revolution war.

Zuletzt noch ein sehr ernstes und kräftiges Wort in Sachen der Presse. Arndt erkennt in der bisherigen Uebung der Censur den Hauptgrund der immer furchtbarer werdenden Korruption der Presse, und glaubt, wenn die Presse frei gewesen wäre, würden edlere Kräfte sie beherrscht haben. So lange Censur besteht, ist jede Opposition, auch die wahnsinnigste und lächerlichste, populär, und Jeder, der in einem konservativen Sinne schreibt, wird unpopulär und der Bestechung verdächtig, wenn er auch noch so edel und rein ist. „Das ist eine böse, erzböse Zeit, kein Christenthum, kein Gehorsam, keine Zucht mehr bei den Menschen, keine Achtung der Kleinen gegen die Großen, keine Ehrfurcht der Niedrigen vor den Hohen, ja selbst vor der Majestät keine Ehrfurcht, weil keine Ehrfurcht mehr vor Gott im Himmel. Wo will das mit uns hinaus? welche Zukunft für uns und unsre Kinder! Glücklich, wer aus dem wilden Lärm und Geschrei dieser Zeit bald in die Ewigkeit entrinnt! denn schlimmer und schlimmer wird es werden. Alle wildesten Kräfte und Gelüste der Welt und des Menschengeistes scheinen auf einmal entfesselt, und im wüstesten Kampfe zerschlägt und zerreißt es sich, und man kann vorhersehen und also vorhersagen, daß dieß erst die leisen und sanften Anfänge sind: Europas Bildung, Wissenschaft, Kunst, jede menschliche und christliche Gesittung werden in wilden Getümmeln zu Trümmern gehen. Ja die Aussicht in die Zukunft ist die düsterste; denn die da helfen und steuern sollten, sind laß, die Verständigen und Weisen fliehen aus dem Kampfe und lassen den Bösen und den Narren das Feld. Man werfe nur die Augen auf die Stelle, wo gekämpft wird, auf die Güter und Ehren, warum gekämpft wird, man werfe nur einen Blick auf die Tagesschriftstellerei, auf unsre fliegenden Tagesblätter, Zeitschriften, Zeitungen, und auf all den mannigfaltigen kleinen Giftsamen, der täglich und stündlich von Millionen Händen ausgestreut, von Millionen Lippen umhergeblasen und von allen Winden einer unstäten Gesinnung über die Welt hingestäubt wird. Man bedenke die zerstörende und vernichtende Gewalt der bösen Buchdruckerpresse." So sagt nicht Arndt selbst, aber so läßt er Andere sagen und sucht ihre Klage zu ermäßigen; gibt aber doch sehr viel darin als vollkommen wahr zu. Er läßt ferner Andere zu sich reden: „Und Sie, Lieber, dem

* Grollmann hatte als ein Freiwilliger der europäischen Freiheit mehrere Feldzüge in Spanien gegen die Franzosen mitgefochten.

Gott eine Stimme gegeben hat, welche einige gute Leute gern hören, was legen Sie und andere Biederleute bei solcher bösen Verwirrung die Hände in den Schooß? was ziehen Sie in dem wilden Sturm die Segel ein oder legen sie bei, statt daß Sie mit vollen Segeln in die volle Gefahr auf Leben und Tod hineinsausen und die verruchten Meerschäumer des Raubes und Verderbens in den Grund segeln sollten? In der That — verzeihen Sie dem Worte der Wahrheit — in der That, man wundert sich, daß Leute wie Sie und Ihresgleichen sich gleichsam vornehm zu gebärden scheinen, als sey die Tagespresse, das sogenannte Zeitungswesen, etwas Unbedeutendes oder Gleichgültiges oder gar etwas Gemeines, der vornehmen Buchmacher Unwürdiges? so daß dem leichtesten, losesten Gesindel, daß Juden und Judengenossen, den Feinden alles Deutschen und Christlichen, daß Krethi und Plethi der Kampfplatz der Tagesblätter überlassen wird. Halten Sie es denn für unmöglich — dieß ist eine Gewissensfrage — den schlechten und bösen Geist dieser Blätter, den Geist des Spottes, des Hohns und der Lüge, der so mefistofelisch mit durchschwirrt und durchklirrt, zu züchtigen und zu bessern? halten Sie es nicht vielmehr für eine heilige Pflicht, auch im guten, treuen, einfachen Sinn der Wahrheit und des Rechts, im Sinn einer Regierung wie die unsrige, welche das Gute und Christliche nach bestem Vermögen schaffen und fördern will, in diesem Sinn auch ein Tagblatt in die Welt zu senden? Versucht sollte es wenigstens werden; denn wie soll man die Pest der leichtfertigsten und boshaftesten Lügen sonst tilgen? Das aber mag ich mir von Ihnen nicht denken, daß Sie gleich vielen unsrer sogenannten Liberalen aus Furcht vor dem Gezisch und Hohngelächter der Uebertriebenen und Tollen, welches Ihnen in dem Fall ohne Zweifel entgegentönen würde, die ehrlichen Waffen der Wahrheit zu ziehen zaudern könnten. — Ich antworte: Ueber die schweren und großen Angelegenheiten und Fragen, welche unser deutsches Gesammtvaterland betreffen, soll nach dem Willen der hohen Waltenden und Entscheidenden meistens geschwiegen oder es soll gelegentlich nur in die Posaune des Lobes gestoßen werden. Da gewöhnen die Leute sich denn an das schlaue und listige Umgehen, an das versteckte und leise Betupfen, Bezupfen und Berupfen derselben und bilden die Geschicklichkeit dieser losen und leichtfertigen Kunst bis zu einem unglaublichen Grade aus. Auch die Schadenfreude und der Spott, welche, wo es erhabenen Gegenständen und Personen gilt, aus einer der menschlichen Natur angebornen Unart immer rege und wach sind, flattern mit all ihrem mitfolgenden leichten Gesindel mit darein. — Auch bei der ungefesselten Presse ist die menschliche Unart immer mit dabei, ein leichtes, gaukelndes, spottendes, hohnlächelndes Gesindel, lustig das Glänzende zu beflecken und das Edle in den Staub zu ziehn. Wenn aber die Presse unfrei ist, wenn der Censor als Lauscher und Richter da steht, dann bekommt dieses Gesindel und Geflügel, welches ihm mit tausend losen und listigen Künsten zu entschlüpfen und Schabernack zu spielen lernt, durchaus den Oberspieß. Der ehrliche ernste Kampf der ernsten und verständigen Männer, die für Zucht, Recht und Ordnung streiten, wird dann eine reine Unmöglichkeit. Der Censor erlaubt ihnen nimmer mit vollem Muth drein zu gehen, hemmt oder verrückt ihnen den vollen Waffenhieb, wodurch das leichte Gesindel einmal zusammengehauen werden könnte. Siege stolzer Tugend scheinen dann gefährlich, denn sie konnten nur durch die stolze ehrliche Wahrheit erfochten werden. Der Kampf soll eben fein, leise und säuberlich einhertreten, keinen Staub aufregen, keinen Lärm machen. Staub und Getöse und Waffengeklirr können aber nicht fehlen, wo Kampf steht. Wer sich nun unter der Leitung, Bewachung und Beobachtung des Censors zu solchem graden ehrlichen Streit auf den Platz zu begeben scheint und, wie er in solcher falschen Stellung muß, mit leisen Schritten und feinen Tönen gegen das Geschwirr und Geschrei jenes oben erwähnten Luftgesindels anschreitet, wird nothwendig zu Schanden: der Verdacht tödtet seine Wirksamkeit und er hört sich wohl ins Gesicht Söldling, Schmeichler, Fürstenknecht zurufen." — Nehmen wir Arndt selbst als Beispiel. Im Jahr 1819 wurde er als Demagoge verfolgt, und jetzt wirft man ihm sein Preußenthum vor. „Sprecht ihr, ich bin ein Preuße? Krethi und Plethi, Kreter und Araber, Juden und Judengenossen in zahlloser Schaar, auch irrende Ritter vom Blumenfelde und von der traurig lächerlichen Gestalt, die nach den Abenteuern und Orden durch die Länder fahren, werden rufen: ich sey ein gemeiner Söldling, ich schreibe im Solde und im Auftrage Preußens — ein wunderlicher Auftrag! — und was dergleichen Anklagen mehr. Nein! ich schreibe im Auftrage meines Herzens, ich habe immer nur im Auftrage meines Herzens geschrieben." Arndt war 1819, was er heute ist, hat seine Meinung, seine Gesinnung nie geändert und nie Jemand Andern zu liebe geschrieben, als dem deutschen Gesammtvolke. Aber die schlechte Presse verfolgt jetzt überall die nämlichen Ideen als zu konservativ, die vor zwanzig Jahren von den Kabinetten als zu liberal verfolgt wurden. Arndt tröstet uns mit dem deutschen Sprichwort: Recht muß Recht bleiben und Ehrlich währt am längsten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 74.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 18. Juli 1845.

Romane und Novellen.

1) Ausgewählte Bibliothek der Klassiker des Auslandes. 41ster und 42ster Band. Skizzen aus dem Alltagsleben von Frederike Bremer. In Dalekarlien. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Da auf dem Haupttitel nur Klassiker des Auslandes verheißen werden, entsteht die Frage, ob der vorliegende Roman auch klassisch genannt werden darf? Es wäre vielleicht besser, wenn man die Frage nicht durch ein so anmaßendes Aushängeschild hervorgerufen hätte. Der Roman gehört zum sehr gewöhnlichen Schlage der Unterhaltungsliteratur und muß insofern ungekränkt passiren, aber keinem Menschen von einigem Geschmack und der weiß, was klassisch heißen will, wird es einfallen, eine Dichtung von so schwacher Erfindung klassisch zu nennen.

Frederike Bremer ist eine gute Genremalerin, aber nur Scenen einfacher Häuslichkeit und friedlichen Familienlebens gelingen ihr wohl. Ins Gebiet der tragischen Muse sollte sie nicht eindringen wollen. Sie beginnt hier wieder mit einem gar ansprechenden Familiengemälde; aber bald geht sie aus der Idylle heraus und schildert uns Verbrechen, widrige Schicksale, Jammer und Verzweiflung, die um so weniger Eindruck machen, als sie durch eine schale Erfindung motivirt sind. Ein junges Mädchen ist verführt worden und hat eine Tochter geboren. Ihr Verführer kommt als gemeiner Verbrecher in die Bergwerke. Die Tochter wird unter dem Namen einer Nichte auferzogen und die Verführte hat das Glück, einen braven Mann zu bekommen, der nichts von ihren frühern Schicksalen weiß. Lange leben sie glücklich zusammen. Da bei einer Lustreise in die Bergwerke findet sie ihren Verführer wieder und beichtet ihrem Manne, was sie ihm so lange verschwiegen. Der Verführer selbst spielt dabei eine Popanzrolle, erschreckt mit dumpfer Stimme die arme Frau, gibt dann aber wieder großmüthig alle Ansprüche auf und zieht nur die Tochter an sich, um auch diese wieder tödtlich zu erschrecken, indem er sich in die Grube hinabstürzt und den Hals bricht. Eine solche Erfindung verdient den klassischen Namen nicht.

2) Neue Novellen von Theodor Mügge. Drei Bände. Hannover, Kius, 1845.

Ein verwandtes Motiv ist in fast allen diesen Novellen wiederzuerkennen; nämlich der Sieg bürgerlichen Verdienstes oder unbemittelter Liebenswürdigkeit über den Adel- und Geldstolz. Einem hochmüthigen oder geizigen Vater steht ein vortrefflicher, aber bürgerlicher Schwiegersohn oder eine vortreffliche, aber arme Schwiegertochter gegenüber, und in der Regel triumphiren die letztern und die kleinen Erzählungen nehmen ein heiteres Ende.

In der ersten Novelle rettet ein gewisser bürgerlicher Waldmann die Güter eines Grafen und beschützt die Damen des Hauses, wofür er zuletzt durch die Hand der jungen Gräfin beglückt wird, wie sehr auch ihr Bruder widerstrebt. In der zweiten Novelle opfert sich Bürger Vincent während der Schreckenszeit der französischen Revolution für ein adeliges Fräulein und stirbt mit ihr auf der Guillotine (die einzige tragische Begebenheit in diesem Werke). In der dritten Novelle stürzt bei Nacht vor dem Hause eines Professors ein Reisewagen um; der darin sitzende junge Herr wird halbtodt in das Haus getragen und erholt sich nur langsam. Es ist der einzige Sohn eines unermeßlich reichen Banquiers. Um den Vater nicht zu beunruhigen, verheimlicht er seinen Unfall und läßt sich bei dem Professor kuriren, wozu besonders

dessen schöne Tochter beiträgt. Er verliebt sich in diese und ist, da sein geldstolzer Vater in die Verbindung mit einem so armen Mädchen nie einwilligen kann, keck genug, sich hinter seinem Rücken mit ihr trauen zu lassen. Der reiche Papa wüthet darüber, wie sichs gehört, läßt sich aber am Ende bewegen, zur ersten Kindtaufe zu kommen und verzeiht. — Im zweiten Bande gewinnt ein armer Doktor und Schustersohn die Liebe einer vornehmen Geheimenrathstochter und empfängt endlich auch ihre Hand. Deßgleichen in der zweiten Novelle entführt ein junger Schiffer die Tochter eines mächtigen Freiherrn. — Der dritte Band enthält zuerst eine Großmuthsanekdote aus dem Leben Friedrichs des Einzigen, dann wieder eine Erzählung von ganz ähnlicher Motivirung, wie die obigen. Ein armer Jüngling in Norwegen gewinnt die Tochter eines reichen und stolzen Probstes.

So könnte man denn diese Novellen fast politische nennen, weil überall in ihnen das demokratische und aristokratische Prinzip mit einander ringen, aber sie sind harmlos, denn in allen ist es der schalkhafte Amor, der die Gegensätze versöhnt, wie er schon bei den Alten Götter und Menschen und sogar Thiere zusammenfügte.

3) Hölty. Roman von Friedrich Voigts. Hannover, Hahn, 1844.

Leben und Tod des unglücklichen Dichter Hölty in Romanform. Hölty bleibt ewig eine der rührendsten Erscheinungen im deutschen Dichtergarten, und wenn auch krankhaft, doch sehr liebenswürdig. In dieser Weise nun hat ihn Herr Voigts auch durchaus richtig aufgefaßt und uns von dem hinsterbenden Dichter ein seelenvolles Gemälde entworfen, das gewiß Niemand lesen wird, ohne tief davon ergriffen zu werden. Zugleich sind eine Menge Porträts damals lebender Dichter, ja des ganzen Hainbunds, in dem Gemälde angebracht. Doch scheint uns dadurch das Interesse von Hölty zu weit abgezogen und die warme Theilnahme, die wir für diesen edlen Leidenden hegen, zu oft abgekühlt zu werden. Ueber manchen der hier als Jünglinge porträtirten Dichter, dürfte das Urtheil der Leser nicht das des Verfassers seyn und des letzteren Enthusiasmus keineswegs überall getheilt werden. Nichts stört aber mehr und ist der Empfindung peinlicher, als wenn man am Grabe eines geliebten Wesens irgend einem vornehmen Herrn Komplimente mitmachen soll, den man verachtet. Ueberhaupt sollte man doch von den Persönlichkeiten der beperückten und bezopften Berühmtheiten des vorigen Jahrhunderts (wie auch von den belockten und beleckten Dichterköpfen des unsrigen) nicht so gar viel Wesens machen. Nichts demüthigt die Dichter in der Regel tiefer, als die nähere Bekanntschaft mit ihrem Privatleben. Dieses nun aufputzen und in Poesie erheben zu wollen, ist die undankbarste Arbeit von der Welt.

4) Cypressenblätter von Ottar Baldur. Berlin, Ende, 1845. S. 40.

Auch dieses kleine Werk ist mit tiefer Empfindung geschrieben. — Ein Greis blickt auf eine Menge Särge, die er hat vorübertragen sehen, und malt in flüchtigen Skizzen das Leben derer, die in den Särgen heimgetragen wurden; lauter traurige, düstere Geschichten von Unglücklichen, die des Lebens Last nicht ertragen konnten und sich selbst tödteten, oder von Glücklichen, die in der Fülle der Lebensfreude oder in der Erwartung irgend einer Wonne, in dem Augenblick, wo ihre süßesten Hoffnungen sich erfüllen sollten, vom Unglück und vom grausamen Tode überrascht wurden.

5) Die todte Tante. Novelle. Hannover, Hahn, 1845.

Eine Alltagsgeschichte, aber sehr gut erzählt und tiefe Menschenkenntniß verrathend. Theodor Brandt, Sohn eines reichen Bankiers, heirathet gegen dessen Willen ein armes Mädchen, wird enterbt und stirbt, so wie auch seine junge Frau. Er hinterläßt ein Töchterlein, Mathilde, die von den reichen Verwandten verlassen bleibt und nur von Eckhart, einem Freunde ihres verstorbenen Vaters, gepflegt und auferzogen wird. Als sie herangewachsen, wünscht Eckhart selbst, sie zu heirathen, und sie willigt ein, aus Dankbarkeit nicht bloß, sondern auch weil seine trefflichen Eigenschaften ihre Ehe nur glücklich machen können. Nun stirbt aber eine steinreiche Schwester ihres Vaters, die sich bisher nie um sie bekümmert, ohne Testament, und dem Rechte nach erbt sie plötzlich und unerwartet ein großes Vermögen. Da wird das bisher unbeachtete Mädchen ein Gegenstand der Spekulation. Ein lüderlicher Offizier, der voller Schulden steckt, drängt sich zu ihr, verleumdet den armen Eckhart, gibt ihm Schuld, er habe sie aus Eigennutz von ihren reichen Verwandten getrennt und umstrickt rc. und bringt das einfältige Mädchen so weit, daß sie ihren Wohlthäter verläßt und den Offizier heirathet. Eckhart verläßt das Land. Ein Bild, treu aus dem Leben gegriffen und ergreifender, als manche künstlichere poetische Erfindung.

Länderkunde.

Topische Geographie von Bayern. Von Friedrich Wilhelm Walther, k. b. Oberlieutenant. München, Verlag der lit. artist. Anstalt, 1844. Groß 8.

Ein mit großer Liebe ausgearbeitetes Werk, welches uns das Bayerland mit allen seinen Provinzen, Höhen, Tiefen, Flächen, Flüssen zc. wie aus der Vogelperspektive im klarsten Lichte sehen läßt.

Dem fast unermeßlichen Detail geht eine Orientirung im Großen voran. Der Verfasser charakterisirt das Verhältniß des bayerischen Landes zum gesammten deutschen Lande in einem sehr klaren Ueberblicke. Deutschland selbst glaubt er nach den Konstruktionen seines Bodens nicht, wie gewöhnlich, in zwei Theile (Süd- und Norddeutschland), noch in drei Theile (Ober-, Mittel- und Niederdeutschland), sondern in vier Regionen oder Zonen theilen zu müssen. „Daß das gesammte kontinentale Europa aus einem östlichen weitausgedehnten Tiefland (der Sarmatia d. A.) und einem westlichen vielverzweigten Gebirgsstocke (den Ripæen d. A.) zusammengesetzt, daß in letzterem wieder um einen gewaltigen bogenförmigen Hauptwall von Meer zu Meer (Alpen seit ältester Zeit genannt) ein minder hoher, aber theilweise breiterer, zweiter Gebirgsbogen gespannt ist (die Arkynien d. A.), muß bei der Betrachtung Deutschlands vorausgesetzt werden. Nicht minder, daß von den arkynischen Mittelgebirgen die östlichste (ungarische) und westlichste (französische) Gebirgsgruppe fast losgetrennt erscheinen durch deutliche Einsenkungen. — So bleibt für Deutschland, außer der Hauptparthie der Alpen und dem nordwestwärts herübergreifenden Flachland, noch die größere Masse des europäischen Mittelgebirgsbogens sammt den Ebenen und Kessellandschaften, die dessen Glieder zwischen sich einschließen. — Bei der flüchtigen Betrachtung scheidet sich Deutschland in ein nördliches (Nieder-) und ein südliches (Ober-) Deutschland. Das innere Land zwischen Alpen und Arkynien gestaltet sich als südliche, das äußere zwischen Arkynien und Meer als nördliche Hälfte: hydrographisch zeigt dieß eine zum Theil veränderte Stromrichtung, Rhein- und Elbedurchbruch, dann das große Längenthal aus oberster Elbe, Eger, Main und Rhein (letzterem zwischen Mainz und Bingen) zusammengesetzt, dem die nördlich anliegenden Waldgebirge als Wall dienen und orographisch scheiden; geognostisch zeigt dieß eine vulkanisch-plutonische Hebungslinie, deren fast ununterbrochene Spuren von Maas und Rhein bis ins sudetische Gebirge sich verfolgen lassen; ethnographisch, historisch, politisch sind die Sprach-, Stamm- und Staatsverschiedenheiten der Ober- und Niederdeutschen nicht weniger durchgreifend. — Der scheidende Gürtel der Gebirge aber ist so breit und die Eigenthümlichkeiten des Nord und Süd verschmelzen in den Uebergängen so sehr in einander, daß man sich von je versucht fühlte, auch ein Mitteldeutschland (Hessen, Thüringen, Sachsen, Böhmen, Schlesien etwa) auszuscheiden. — Noch weiter zertheilend gliedert sich der Norden in das entschiedenste Flachland (das westwärts in die französischen, ostwärts in die slavischen Niederungen fortsetzt) und in eine Waldgebirgszone mit vielen deutlichen Rücken, die von NW gen SO streichen, während der Süd aus Hochebenen und Kesselländern einestheils, aus Hochalpenländern anderntheils zusammengesetzt erscheint. Wollte man dieser Eigenthümlichkeit Einfluß auf die Theilung der Gebiete gönnen, so entstünde etwa folgende Gruppirung:

Hochdeutschland: die Hochalpenländer Schweiz, Tyrol, Steyermark, Kärnthen, Krain.

Oberdeutschland: Plateau von Lothringen, Rhein-Ebene, schweizerisch-schwäbisch-bayerische Hochebene, österr. Donaustufenland, mährisches Tafelland, schwäbisch-fränkisches Kesselland, böhmisches Kesselland.

Mitteldeutschland: die Bergländer des rheinischen Schieferplateau's, das hessische, thüringische, sächsische, schlesische Bergland.

Niederdeutschland: die niederrheinisch-westphälische, altsächsische, wendische Tiefebene.

Höchst ungleich sind jedoch die Breitenausdehnungen dieser vier Zonen. Die Alpenketten und das norddeutsche Flachland gewinnen gegen Ost gewaltig an Breite, so, daß zwischen der Einsenkung an der obersten Oder und den nördlichsten Verzweigungen der Alpen gegen den Neusiedler-See hin, Flachland und Alpen sich bis auf wenige Meilen nahe rücken. Daraus folgt nothwendig, daß sich die Zonen der Plateauländer und Waldgebirge gegen Osten kegelförmig verschmalern müssen, und das geschieht um den 50sten Parallel in solcher Weise, daß in den Bildungen Böhmens und Mährens beide Formen recht eigentlich in einander gedrungen erscheinen, nachdem im äußersten Westen die Plateaugestaltungen vom 50sten Parallel südwärts bis zum Genfersee, die Waldgebirge ebenfalls vom 50sten Parallel nordwärts bis zu der äußersten Nordwestspitze der Wesergebirge sich ausgebreitet hatten. Bedeutsam ist dieser Umstand, daß gegen Osten zuletzt nur mehr Flachland und Alpenlandschaften sich vorfinden, nachdem im Westen alle vier Hauptformen sich ziemlich gleichheitlich über die Fläche des Landes gelagert hatten. Jener 50ste Parallel war der Breitenkreis des Fichtelgebirges. Fassen wir den Meridian eben dieses Massengebirges (29° 30') ins Auge, so zerlegt sich Deutschland in Ost und West eben so bedeutsam, als zuvor in Nord und Süd. Ein slavisch-

germanischer Ost stellt sich dem reingermanischen West gegenüber und während die nördliche Küsten- und die südliche Alpenzone die Söhne des Vaterlandes in ächter, unvermischter Stammesart, dort auf dem Meere abgewonnener Scholle, hier im strenggeschlossenen Alpenthale aufweisen, bieten uns die westlichen und östlichen Marken zweisprachige Mischvölker, jene der romanischen, diese der slavischen Welt zugewendet. Der Westen zeigt sich als ursprünglich deutsch, der Ost kolonisirt. Der West durch Gebirgszüge zu beiden Seiten des Rheinthales noch einigermaßen geschlossen; der Ost weit geöffnet in zwei Bahnen, wahren Völkerstraßen, deren nördliche, durch das Flachland, vom großen Nomadenthore der kaspischen Obtschey-Sirt bis an des Rheinstroms Niederungen, die südliche von eben da her, längs des Donaustromes Gestaden, bis an dessen Ursprung ins Herz unseres Gesammtvaterlandes führt."

In die genannten Systeme Deutschlands greift Bayern in folgender Weise ein: „Vom Mittelpunkte des bayerischen Landes, etwa von Regensburg aus, genommen, erfüllt den Nordwesten das Rheinland (Mittelrheinland) mit seinen Terrassirungen, den Südosten das österreichische Donaustufenland mit den Ostalpenöffnungen; den Südwest das rheinische Hochland (Schweiz), den Nordost das elbische Hochland (Böhmen); den Süd das Centrum des alpinischen (Tyrol), den Nord das Centrum des hercynischen Systemes (Hessen, Thüringen, Sachsen). Lauter entschiedene Gegensätze. — Südbayern, für sich betrachtet, umfaßt den Fuß der Hochalpen als ansehnliche Hochfläche, zur Donau hin geneigt und jenseits noch in einem Waldplateau (der Oberpfalz) fortsetzend. Die Donau und ihr jenseitiger Kalk- und Granit-Wall schließen gegen Norden die Hauptebene, die Oberpfalz setzt noch zwischen den Kalk- und Granitgebirgen nordwärts fort. Westwärts setzt die Hochebene in die schwäbisch-schweizerische Ebene, ostwärts ins österreichische Donaustufenland fort. Als Hochdonauland schaltet sich dieses Gebiet zwischen Hochrhein- und Hochelb-Land ein, und so wie dort die Hauptflüsse (Rhein und Elbe) sich erst in Durchbrüchen Bahn gebrochen, hat auch hier die Donau nach langer Anstauung sich erst ihr jetziges weiteres Rinnsal aufgeschlossen. Dieß ist der Antheil Bayerns am alpinischen, zumal am centroalpinischen System. — Nord- und Westbayern participiren an allen Theilen des Rheinlandes in der Art, daß der Antheil von Ost gegen West sich stätig verringert. So nimmt Nordbayern den größeren Theil des schwäbisch-fränkischen Kessellandes in Ausprüch (Maingebiet), und dehnt sich über einen Theil der östlichen Bergkette (Odenwald, Spessart, Rhön). Nord- und Westbayern berühren, jenes im West, dieses im Osten die Rheinebene. Westbayern umfaßt den Nordfuß der Westkette (Vogesen) und jenseits derselben steigt es zu den Plateau's von Lothringen (Westrich an der Blies) und des Hundsrück (Nahe), eines Theiles der Schieferplatte, an. Dieß ist der Antheil Bayerns am rheinischen Systeme. — In Nordbayern folgen von der unteren Donau bis zum oberen Main und darüber hinaus Gebirgsrücken des hercynischen Systemes (Böhmerwald, Fichtelgebirge, Frankenwald). Drei geschlossene Gebiete dieses Systemes rühren an Bayern: jenes lineare Kesselland (Böhmen) theilt mit ihm eine jener Gebirgslinien (Böhmerwald) und empfängt aus Bayern einen seiner beträchtlicheren Zuflüsse (Eger); jenes durch vier Eckpfeiler markirte Bergland (Hessen) theilt mit Bayern einen dieser Marksteine, die Rhön, an dessen Fuß eine seiner Hauptadern (Fulda) entsteht. Zwischen inne, nahe jener Eger- und dieser Fulda-Quelle entspringen zwei Flüsse (Saale und Werra), welche das Centralland der Hercynien (Thüringen) umfassen und dessen Wasserfülle aufnehmen. Wo Thüringen und Sachsen an der oberen Saale zusammengrenzen, ist eine Landschaft eigenthümlicher Form (das Voigtland) hingelagert. Wo von dem hessischen Lande, als Mittelpunkt des Vulkanismus in Deutschland, östlich sich die Kuppen fortsetzen und das Thal der oberen Werra vom Main, Thüringen und Hessen, scheiden, sind die Höhen und das Gebiet hennebergisch genannt. Dieß ist der Antheil Bayerns am hercynischen Systeme."

Gleiche Klarheit verbreitet nun aber der Verfasser auch über alle Details, und wir folgen ihm, nicht ohne Staunen über die Liebe und den Fleiß, die ihn ein so mühsames Werk vollbringen ließen, durch alle Höhenzüge Bayerns, in alle Thaler, allen Flüssen entlang in die Ebenen und orientiren uns in jedem einzelnen Theile des Königreichs, wie im Ganzen. Wie bedeutungsvoll aber die physische Geographie für die politischen und merkantilischen Verhältnisse ist, mag aus einer einzigen Bemerkung erhellen, die wir von S. 216 entnehmen. „Das Altmühlthal vor allen ist eine völlig durchs ganze Gebirge der Länge nach greifende Spalte, die sogar über das Kelheimer Becken und die Wattenlücke fast eben bis Abensberg zieht. Und da sofort die Abens und (nach kleiner Uebersteigung) das Amperthal die Linie fast geradlinig fortsetzen, so scheint diese Linie einer Eisenbahn zu harren, welche (mit einfacher Benutzung des Niveau) von den Alpen bei Ettal bis an das Bad Bernheim fast zwei Drittheile der Breite des Königreiches durchschnitte und die Alpen mit der Hauptstadt, die Hauptstadt mit der Donau, die Donau und Niederbayern mit dem Herzen Frankens verbände."

Ein sehr namenreiches Register erleichtert das Nachschlagen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 75.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 21. Juli 1845.

Alterthumskunde.

Text zu Eduard Gerhards antiken Bildwerken. Erste Lieferung 1828. Zweite und dritte 1844. München, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Man wirft den Deutschen vor, daß sie so große, theils archäologische, theils kunstgeschichtliche, theils naturwissenschaftliche, theils Reise-Kupferwerke nicht zu Stande bringen, wie die Engländer, Franzosen und selbst die Italiener. Aber die Schuld liegt nicht an den deutschen Autoren, Künstlern und ihren Verlegern, sondern lediglich am deutschen Publikum. Welche Klagen mußten wir vor wenigen Jahren hören über den sehr geringen Absatz der ausgezeichnetsten deutschen Reisewerke. Hier nun hören wir abermals Klagen über die geringe Theilnahme des deutschen Publikums an einem großen, die klassische Alterthumskunde betreffenden Werke, welches wohl das vorzüglichste in seiner Art geworden wäre, wenn es nach dem ursprünglichen Plane hätte ausgeführt werden können. Wie groß und wohlhabend auch im Ganzen die deutsche Nation ist, so zeigt sich doch gerade bei den Reichen auffallend wenig Lust, wissenschaftliche Unternehmungen zu unterstützen. Der hohe Adel in Deutschland legt nur in den seltensten Fällen Bibliotheken an, die dem englischen fast nirgend fehlen. Die reichen Industriellen in Deutschland könnten den Wissenschaften einen Ersatz bieten für das, was ihnen der Adel nicht gewahrt. Allein wie es scheint, sucht auch die Industrie den Beweis der Vornehmigkeit in der Geringschätzung der Musen, die theatralischen Musen etwa ausgenommen. Wenn endlich sogar Bibliotheken nicht selten warten, bis ein theures Kupferwerk aus dritter Hand im Antiquariatspreise zu bekommen ist, wer soll dann die neu erschienenen Werke kaufen? auf welche Abnehmer soll der Verleger, der seine Mittel großmüthig einem so mißlichen Unternehmen opfert, rechnen dürfen? Etwa auf die armen Professoren, die zwar mit gelehrtem Heißhunger über dergleichen Prachtwerke herfallen, aber bei ein paar hundert Thalern Besoldung sie nicht anschaffen können? oder auf Privatgelehrte, die es nicht einmal bis zu einer so mäßigen Besoldung bringen konnten? Die Liebe zu den Wissenschaften und die geistige Kraft, die in denselben thätig ist, steht in Deutschland noch in einem argen Mißverhältniß zu den materiellen Mitteln, die sie unterstützen sollten.

Ueber das vorliegende Werk äußert sich der gelehrte Verfasser in der Vorrede zu den beiden letzten Heften: „Die im Jahr 1827 eröffnete Bekanntmachung „Antiker Bildwerke" schloß den Werken Winckelmann's, Visconti's, Zoega's, Millin's und Millingens sich an; von Rom und Neapel aus im Vollgefühl eines so reichen als ungekannten Denkmalerschatzes unternommen, wurde sie mit der Verheißung ans Licht gestellt, durch ungefähr sechshundert Inedita nicht nur den Reichthum bildlicher Darstellungen des Alterthums zu vermehren, sondern auch ein zusammenhängendes Ganzes für Kunstmythologie und klassisches Alltagsleben daraus zu bilden. Dem Zweck einer so umfassenden Bekanntmachung konnten von Seiten der Erklärung auch mäßige Mittel genügen, wenn anders eine wissenschaftliche Grundlage ihr nicht fehlte. Zu solchem Behuf erschien im Jahr 1828 als erstes Heft des den „Antiken Bildwerken" bestimmten Textes ein „Prodromus mythologischer Kunsterklärung," der eine griechische Götterlehre aus Kunstdenkmälern zu begründen unternahm, ohne dieß Feld von Böttiger oder Creuzer, von Welcker oder Müller erledigt zu finden, welcher letztere erst 1830 sein Handbuch herausgab. Unter solchen Umständen war diesem Werk durch einen reichhaltigen Stoff und eine demselben verdankte neue Behandlungsweise eine günstige Aussicht eröffnet, die der Erfolg jedoch nicht zum Ziel geführt hat. Die geringe Aufmunterung, welche den ersten Lieferungen des Werks, seines Kunst- und Alterthumsfreunden genehmen Inhalts und

eines sehr wohlfeilen Preises ungeachtet, von Seiten des Publikums zu Theil ward, brachte Stockungen in Benutzung der vorhandenen, wie in Anfertigung der noch einzureihenden Zeichnungen hervor, und im Verlauf der Jahre, in denen das Werk demnach unterbrochen blieb, ging auch ein Theil der noch unedirten Handzeichnungen wie der zum Abdruck bereits ausgeführten Platten verloren. Der längere Aufenthalt des Herausgebers in Italien hatte gleichfalls dazu beigetragen, das erst bis zu achtzig Tafeln gelangte Werk bis auf Weiteres unbeendet zu lassen, und als derselbe nach Deutschland zurückgekehrt einen Abschluß der Tafeln sowohl als des Textes fortwährend beabsichtigte, blieb es unmöglich aus den vorhandenen Mitteln das Werk zu dem anfangs verheißenen Umfang von 400 Tafeln auszudehnen, obwohl die zwanzig ersten Tafeln der letzten zu Erläuterungstafeln bestimmten Centurie bereits gestochen waren. Der einzige Ausweg, der übrig blieb und gewählt wurde, war der, neben den gedachten Tafeln CCCI bis CCCXX in willkürlicher Ordnung noch eine Anzahl derjenigen herauszugeben, welche zum Abdruck seit längerer Zeit vorbereitet und unversehrt demselben aufbehalten worden waren. Zu diesem Behuf wurden vierzig der reichhaltigsten Tafeln mit Zurückstellung zahlreicher anderer ausgewählt, die dem einstweilen gesteigerten Standpunkt der archäologischen Forschung nicht mehr entsprachen. Diese Tafeln wurden den früher erschienenen Tafeln I bis LXXX angereiht, wonach denn der bildliche Vorrath des ganzen Werks aus Tafel I bis CXX und, nach einer Lücke deren Ausfüllung aufgegeben wird, aus Tafel CCCI bis CCCXX besteht." — Gleichwohl ist der Inhalt des Werks auch in dieser Beschränkung noch so reich, daß es sich den trefflichsten Sammlungen dieser Art würdig anreiht.

Indem der Herausgeber immer die Ergänzung schon vorhandener Werke durch noch nicht edirte Denkmäler im Auge hatte und wieder insbesondere aus der Masse des nicht Edirten das am meisten Charakteristische heraushob, seine Erklärungen aber auf einer breiteren Basis der Orientirung und auf einem tiefern Eindringen in die symbolischen Charaktere beruhen, als sie je bei frühern Archäologen und in Texten zu antiken Bildwerken vorkommen, bezeichnet das vorliegende Werk einen nicht unbedeutenden Fortschritt der Wissenschaft. In allen Erklärungen Ed. Gerhards in diesen, wie auch in seinen verschiedenen andern Werken über die Alterthümer in Neapel, Rom und Berlin, über Vasen, Spiegeln, Terracotten rc. verräth sich ein Umfang der Autopsie, eine Leichtigkeit, die Vergleichungspunkte unter zahllosen verwandten Denkmälern aufzufinden und ein Scharfblick in der Auffassung bisher unbeachtet gebliebener Merkmale, daß man unwillkürlich zu dem Wunsche hingetrieben wird, Herr Gerhard möchte sein enormes Wissen in diesen Gebieten in ein harmonisches Ganze bringen. In den vorliegenden Texten zu den ersten der mitgetheilten antiken Bildwerke zeigt sich unverkennbar das Bestreben, in einer ungezwungenen Reihenfolge von Artikeln einzelne mythologische, symbolische und archäologische Materien möglichst zu erschöpfen. So erhalten wir hier in der anspruchslosen Form erklärender Texte doch ganze Monographien, z. B. von der Gräbersymbolik der Alten, von der wichtigen Rolle, welche Bacchus, die Venus-Libitina und Eros darin spielen; ferner eine ausgezeichnete Charakteristik aller Gattungen von Silenen, Satiren und Bacchantinnen; deßgleichen der Horen und Grazien, soweit sie sich sowohl unterscheiden als zusammenfallen. Auch eine Uebersicht über die antiken Gewande in rein nationaler sowohl als symbolischer Beziehung und nicht minder über die verschiedenen Kopfbinden, Kränze, Diademe rc. Die Abweichungen bis ins feinste Detail verfolgend, einen Gottbegriff spaltend und zerlegend in alle seine Unter- und Nebenbegriffe und in ihre mannigfaltigsten Personifikationen und Symbole, bezieht er doch alle immer wieder auf den Hauptbegriff zurück und macht es anschaulich klar, wie so viele scheinbare Widersprüche der Dichter und Künstler, von denen dasselbe mythische Wesen auf so verschiedene Weise gefaßt ist, zu lösen sind.

Durchgängig findet man die schönen Worte bestätigt, welche der ehrwürdige Creuzer in der letzten Auflage seiner berühmten Symbolik und Mythologie über das Verfahren und die wissenschaftliche Tendenz des Herrn Gerhard ausgesprochen hat. Wenn der Kreis mythologischer Forschungen durch die Entdeckung und Bekanntmachung unzähliger antiker Bildwerke, wie früher der Statuen, Reliefs, Lampen und Gemmen, so in neuerer Zeit namentlich auch der Vasen, Terracotten und etrurischen Siegel außerordentlich erweitert worden ist und aus den Bildwerken, die unmittelbar hieratischen und mysteriösen Zwecken dienten, unendlich viel ergänzt wird, wovon uns die schriftlichen Denkmäler der Alten nur dunkle oder gar keine Kunde gaben, so gebührt unstreitig dem Herrn Eduard Gerhard vor Allen das Verdienst, die in jener Bilderwelt verborgenen Schätze der wissenschaftlichen Erkenntniß gewonnen zu haben.

Abgesehen von dem Gewinn, der aus Gerhards Forschungen für die vulgäre Mythologie der Alten, für das vollkommene Verständniß der allgemein bekannten Götter und Heroen hervorgegangen ist, verdanken wir ihm insbesondere neue und tiefgehende Aufklärungen über die Mysterienlehre, die namentlich den agrarischen Kultus zur Unsterblichkeitslehre verfeinerte und veredelte. Die der Erde anvertraute Saat, der aus der Erde sprossende Weinstock wurden Sinnbilder des den irdischen Tod

überdauernden Lebens. Die Wintergottheiten wurden Todesgötter, die Frühlingsgottheiten Auferstehungs- und Unsterblichkeitsgötter. Und wie ferner Leib und Seele, und von der Seele wieder der Geist unterschieden und im Akt des Todes getrennt wurde, so gewann die vulgäre Mythe von Amor und von Psyche eine viel tiefere Bedeutung in den Mysterien, indem jener den Genius der Persönlichkeit oder Geist im engern Sinn und diese die Seele repräsentirte, beide aber auf mannigfache Weise in den cerealischen und bacchischen Todtenkultus und Mysterienkreis hineingezogen wurden. Von dieser hochverfeinerten Geheimlehre der Alten nun erhält man die reichste Kunde in dem vorliegenden Werke, dessen meiste Bildwerke sich darauf beziehen. Sowohl die Basreliefs auf Sarkophagen nämlich, als auch die Bilder auf den in antiken Gräbern gefundenen Vasen enthalten vorzugsweise Darstellungen, die sich darauf beziehen, diejenigen Vasen ausgenommen, die als Hochzeitsgeschenke, Preisgaben für Sieger ꝛc. im Leben sorgfältig aufbewahrt und dem Todten dann in seine Ruhestätte mitgegeben wurden.

Ein ausgezeichnetes Verdienst Gerhards im Einzelnen ist ferner die glückliche Ermittelung sehr vieler fest stehender Symbole der Alten. Man ist nur zu geneigt, denselben Thiere, denselben Blumen ꝛc., wenn sie als Attribut oder auch selbstständiger als einfaches Symbolum vorkommen, verschiedene Bedeutungen unterzulegen. Eben so gewissen Arten von Kopfputz, eines gewissen Gewandwurfs, einer gewissen Stellung der Arme, Beine ꝛc. Allein es ist höchst wahrscheinlich, ja gewiß, daß die Alten selbst nicht so vielerlei darunter verstanden, sondern daß überall unabänderlich derselbe Begriff damit verbunden wurde. Wie wäre es auch sonst möglich gewesen, im engen Raum eines Sarkophagdeckels, eines Vasenbildes ꝛc. mit wenigen Figuren so viel und alles klar auszudrücken? Die Bildersprache mußte den Eingeweihten lesbar und verständlich seyn, es konnte darin keine willkürliche Anwendung desselben Symbols oder Attributs auf verschiedene Begriffe geben. Aus Anlaß des Schlangensystems, das sich stets auf die Erde bezieht, drückt Herr Gerhard sehr bestimmt seinen Glauben aus, daß dasselbe Bild immer auf dieselbe Sage zu beziehen sey, und er selbst hat das Verständniß der einzelnen Symbole durch seine Forschungen ansehnlich gefördert.

Bei einem einzigen dieser Symbole sey es uns erlaubt, eine bescheidene Frage anzuknüpfen. Herr Gerhard sieht nämlich in dem Reh oder Hirschkalb, das sich häufig bei der Göttin Libera, aber auch bei Apollo findet, und dessen Fell die berühmte bacchische Nebris ist, ein Symbol des Sternenhimmels, weil das Thier mehrmals gefleckt vorkommt. Allein das junge Thier kommt noch viel häufiger ungefleckt vor, und da der bezeichnete Begriff auch durch das fleckige Pantherfell, so wie durch die Augen des Pfaus symbolisirt erscheint, so entsteht die Frage, wie unterscheiden sich diese Symbole untereinander? Am unwidersprechlichsten bedeutet der Pfau, dem Juno die Augen des Argus in den Schweif setzte, den nächtlichen Sternhimmel. Die beiden andern Symbole dürften daher, weil die antike Oekonomie jedem Symbol eine andere Bedeutung anweist, auch etwas anderes bedeuten.

Am Reh oder Hirschkalb sind zunächst nicht seine nur selten vorkommenden Flecke in Erwägung zu ziehen. Diese können nur eine Nebenbedeutung haben. Seine Hauptbedeutung liegt in der Hirschnatur. Es ist der junge Hirsch, dem noch keine Hörner gewachsen sind. Was bedeutet aber der Hirsch? Ohne Zweifel nie etwas anderes als die Zeit, theils wegen seiner Flüchtigkeit, theils weil er alle Jahre seine Hörner abwirft. Diese Hörner verhalten sich genau so wie die Blätter der Palme, von denen Horapollo sagt, der Baum setze alle Jahr zwölf neue Blätter an und werfe zwölf alte ab, weßhalb er bei den Aegyptern ein Sinnbild des Jahres sey. Die Palme aber bedeutet die Zeit in ihrer steten Fortdauer, weßhalb sie auch mit dem Vogel Phönix sogar dem Namen nach identifizirt wird; der Hirsch dagegen bedeutet die Zeit in ihrer Flucht. Der Hirsch mit vollem Geweih ist nun das vollendete Jahr, das Hirschkalb ohne Geweih aber ist das beginnende Jahr. Für die Richtigkeit dieser Erklärung sprechen eine Menge Mythen. Aktäon wird als Hirsch von seinen fünfzig Hunden zerrissen, das ist das Jahr, welches mit Vollendung seiner fünfzig Wochen stirbt. Die Mondgöttin Diana hat mit Hirschen aller Art zu thun, weil der Mond die Zeit bestimmt. Die merkwürdige mythische Hirschkuh Dianens aber, welche der Sonnenheros Herkules bezwingt, scheint ein vollkommenes Bild des ganzen Jahres zu seyn, weil sie eherne Füße hat (was auf die Starrheit des Winters deutet, mit der das Jahr beginnt) und Hörner wie ein männlicher Hirsch. Hirschtödtungen durch Löwen und andere Sonnenthiere kommen häufig in derselben Bedeutung vor. Die Sonne, die das Jahr durchläuft, besiegt und verzehrt es gleichsam. Des Sonnengottes Liebling Cyparissus wird, weil er einen Hirsch getödtet, in eine Cypresse verwandelt, in den Baum, der die überwinternde Lebenskraft der Natur bedeutet und auf Gräber gepflanzt wurde. — Wenn nun andrerseits der Sonnengott Apollo ein junges Hirschkalb, oder die Mondheroin Atalante ein gleiches (auf dem Kasten des Kypselus) trägt, sollte darunter nicht das junge, neu beginnende Jahr zu verstehen seyn? das junge Thier, dem die Hörner erst noch wachsen sollten? Wenn das Herkuleskind Telephus von einer Hündin gesäugt wird (wie auch unser deutscher Sifrit), sollte das nicht

die junge Jahressonne seyn, die von der Zeit groß gezogen wird? Wenn aber das Hirschkalb allein und fleckig erscheint, sollte es dann nicht die junge Frühlingszeit bedeuten können, welche die Erde mit einem Blumenteppich schmückt? Und sollte diesem Sinnbild nicht vielleicht das gefleckte Pantherfell in einer herbstlichen Bedeutung gegenüberstehen? Wenigstens sind die vier Jahreszeiten auf dem nasonischen Grabmale durch eine Schweinsjagd (Winter), Hirschjagd (Frühling), Löwenjagd (Sommer) und Tigerjagd (Herbst) charakterisirt (Winckelmanns Versuch einer Allegorie §. 195).

Die Hauptsache ist aber, daß das Hirschkalb nicht selten auf Grabdenkmälern von der Unsterblichkeitsgöttin Libera getragen wird. In dieser Verbindung nun kann es wohl nichts anderes bedeuten, als die junge Zeit nach dem Tode, die Zukunft der abgeschiedenen Seele, indem hier das aus dem gemeinen irdischen Jahresleben entlehnte Bild auf das höhere Leben übertragen wird, wie alle andern in den Mysterien der Unsterblichkeit vorkommenden Naturbilder?

Dramatische Dichtkunst.

Amadäus. Dramatisches Mährchen von Wilhelm Gärtner. Wien, Pfautsch und Comp., 1845.

Der großen Sippschaft der Fauste zugehörig. Amadäus ergibt sich, wie Faust, dem Teufel, wird aber, als ihn derselbe am Ende haben will, gerettet durch die Gnade einer Art von weiblichen Weltmutter, Hilga genannt. Daß diese nur ein schwaches Nachbild der Madonna in Goethe's Faust ist, erhellt auf den ersten Blick und der Dichter hätte sich die geistlose Nachahmung billig ersparen können, da wir von Goethe schon das geistreiche Original haben. Wir ergreifen inzwischen diese Gelegenheit, um zu bemerken, daß troß der höchst geistreichen Einkleidung Goethe doch den tiefen Sinn der Faustsage verfehlt und abgeschwächt hat. Die Sage zeigt uns den menschlichen Uebermuth in der Gottvergessenheit, und seine Bestrafung nach ewiger Gerechtigkeit. Sie stellt der bösen Lust, ganz so wie in der Don-Juanfabel, den Schrecken des Todes entgegen. Wenn es nun auch andere, später erfundene, namentlich aus der laxen Observanz des Jesuitismus hervorgegangene Legenden gibt, in denen ruchlose Verbrecher, die sich dem Teufel ergeben, und die greulichsten Dinge thun, gleichwohl durch die Madonna errettet und dem Himmel zugeführt werden, wenn sie nur mitten in ihren Schandthaten gelegentlich das Ave Maria zu beten nicht vergaßen; so ist doch mit diesen befangenen, offenbar zu Gunsten des Marienkultus von Priestern und Mönchen ersonnenen Parteilegenden die unbefangene Volkssage vom Faust nicht zu verwechseln. Nur die Jesuitenmoral konnte die ewige Gerechtigkeit in Fällen, wie dieser, ausschließen, das Volksgefühl konnte das nie. Dem Volksgefühl nach mußte Faust in der ewigen Verdammniß enden. So läßt ihn auch die alte Sage enden, und jeder moderne Dichter, der davon abweicht, hat Unrecht.

Wir wollen damit nicht unbedingt eine puritanische Härte der Gerechtigkeitskonsequenz gegen die schöne Idee der Gnade in Schutz nehmen. Wir erkennen die Schönheit dieser Idee vollkommen an; allein sie bleibt nur schön, wenn sie am rechten Orte eintritt. Die Gnade ist wohl angewendet, wenn Reue vorhanden ist. Sie ist aber nicht wohl angewendet, wenn sie an den trotzenden Hochmuth oder gar an die jede Verschuldung wegläugnende Sophistik verschwendet wird. Goethe hat übrigens die Madonna mit ihrer Gnade nur als Dekoration müßig figuriren lassen, weil er eine glänzende Opernschlußscene brauchte, und es ist ihm keineswegs Ernst, daß Faust durch ihre Gnade hätte gerettet werden müssen. Er legt vielmehr den Accent auf das Unzerstörliche in der Faustnatur, wie in jeder genialen Menschennatur, und sein Faust hätte nicht untergehen können, wenn auch keine Hofdamen des Himmels für ihn gebeten und keine Königin des Himmels ihn mitleidig eingelassen hätte. Die Bemühung der himmlischen Frauen um den Goethe'schen Faust ist nicht eine unentbehrliche Hülfe, die sie dem sonst Verlassenen bringen, sondern nur eine neue Huldigung, die der Hochbegabte schon voraussetzen konnte und nur selber gnädig hinzunehmen brauchte, mit einem Wort eine neue Koketterie des Dichters. Denn Goethe's Faust läßt keine Spur von Reue blicken und reist in den Himmel ab, wie ein Prinz, der in seine Staaten zurückkehrt und den weißgekleideten Mädchen und Pastoren, die ihn am Eingang der Dörfer empfangen, mit blasirter Miene zunickt. — Wie ungeheuer dieß gegen die alte Volkssage absticht und wie jedes gesunde Gefühl dadurch beleidigt werden muß, vermag nur eine durch poetische Unnatur gänzlich verzogene Mitwelt nicht zu kapiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 76.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 25. Juli 1845.

Roman.

Paul. Von A. v. Sternberg. Zwei Bände. Leipzig, Hahn, 1845.

Das proteusartige Talent des Herrn von Sternberg gefällt sich hier wieder in einer andern Manier. Sein Paul erinnert lebhaft an die ältern Romane der Engländer und Deutschen, worin ländliches Familienleben mit trefflichem Humor geschildert wurde und häufig auch ein junger lebensfrischer Held vorkam, der aus dem originellen Familienkreise mit Selbstgefühl und falschen Vorstellungen von der Welt heraustretend sich den Kopf an der Wirklichkeit zerstieß.

Paul ist der Sprößling eines hochadeligen Stammes, der in sehr viele Familien verzweigt ist. Mehrere Familien wohnen zusammen auf einem Schlosse und die übrigen versammeln sich zuweilen daselbst, um großen Familienrath zu halten. Ein solcher wird nun im Eingang des Romans über die Bestimmung des eben zum Jüngling herangereiften Paul abgehalten und vom Dichter mit sehr lebendigen und originellen Farben ausgemalt. Der junge Paul selbst ist ein ausgelassener Wildfang, der keinen Hofmeister je geduldet hat, ein ungezähmtes Füllen, aber in seinem tollen Muthwillen doch keineswegs bösartig, ja sogar der Sentimentalität in derjenigen Vermischung mit dem Humor zugänglich, die Jean Paul so trefflich als Arznei zu mischen und seinem Lieblingshelden einzugeben wußte.

Paul wird dem Soldatenstande bestimmt. Er kommt in eine Garnison und wird Offizier. Der Verfasser macht sehr gute Bemerkungen über die Zustände, in welchen sich die Offiziere heutzutage befinden in Vergleich mit denen, wie sie früher waren. Er läßt die Offiziere selbst in einer sogenannten Bayard-Gesellschaft darüber debattiren. Das Resultat ist ungefähr, daß an Wissenschaftlichkeit gewonnen wurde, was an Naturfeuer verloren ging. Paul hält es mit der Natur und wird so liederlich, wie irgend ein Offizier der guten alten Zeit. Dieses Leben widert ihn nun aber bald an; was er von dem Nothstand der Welt, sogar seiner nächsten Kameraden erfährt, und von dem Opfer des Charakters und der innern Ehre für die äußere Existenz, erweckt ihm sogar ein Grauen vor den Menschen. Sein liebster Freund erzählt ihm: „Als ich erkannt hatte, daß ich mich demüthigen müsse, um zu herrschen, das heißt um zu leben, denn dienen und entbehren heißt nicht leben, fing ich damit an, mir Freunde zu machen, auf deren Kosten ich lebte. Das war meine erste Kniebeugung vor der Dummheit und der Schwäche, denn meine Freunde waren reiche Gimpel. Ich lernte, was es heißt, seinen Charakter mit eiserner Hand so lange heimlich zu beugen und systematisch unwahr und heuchlerisch zu machen, bis er geschickt wird, wie ein Pudel über jeden ihm hingehaltenen Stock zu springen. Es ist ein grausames Geschäft der Selbstvernichtung dieß! Aber ich erreichte, was ich wollte, mein Leichtsinn füllte die Lücke aus, die die Ehrlichkeit leer gelassen hatte. Ich war jung, ich wollte vor allen Dingen genießen. Als Offizier im Regiment gab ich mich dem Spiel hin und gewann die Summen, die ich brauchte. Eine Anklage auf falsches Spiel bewirkte mein Ausscheiden aus dem Dienst. Meine Ehre wurde zwar wieder hergestellt, denn der, der mich angeklagt hatte, widerrief öffentlich, aber man betrachtete mich von jetzt an als einen jungen Mann von freien Grundsätzen. Die Väter warnten ihre Söhne vor meinem Umgange. Mir galt es gleich; ich trachtete nur nach Lebensgenuß. Auf wenige Augenblicke trat die Liebe in mein Leben, aber sie kam mit leeren Händen, und ich wollte Gold ꝛc." Solche Erfahrungen mußten das im Kern gesunde Gemüth unsres jungen Wüstlings tief empören.

Er sucht Trost in der Liebe. Hier bricht nun seine ganze Sentimentalität aus. „Paul warf sich ins Gras hin, seine Wangen und seine Stirn glühten, seine Augen waren feucht von Thränen, so umschlang er die Knie des jungen Mädchens und barg sein Haupt in den Falten ihres Kleides. — „Was soll das? Stehen Sie auf!" — Paul ließ sie los und sank im Grase zusammen. „Stehen Sie auf!" rief sie nochmals. „Nein!" entgegnete er; „ich erhebe mich nicht wieder. Es ist einer jener Augenblicke gekommen, wo mich der Geist niederwirft, wo alle Hoffnung, alle Freude von mir weicht, wo ich mich demüthigen muß, damit man mich zu Gnaden wieder annehme." — „Wer soll Sie zu Gnaden annehmen?" — „Die Erde, die Luft, das Wasser, die Sterne —" „Das ist ein wunderlicher Anfall. — Ich bitte Sie, stehen Sie auf — man kommt!" — Paul noch immer auf dem Boden liegend, sagte zu seiner erschreckten Gefährtin mit einer sanften und bittenden Stimme: „Gehen Sie, Hermance; Sie haben nicht den Muth, mit mir ein Kind zu seyn. Gehen Sie, sagen Sie daheim, daß ich mich im Gebirge verloren habe; daß keine Spur von mir übrig; daß ich nie und nimmer zurückkehren werde." — Hermance hatte einige Schritte vorwärts gethan, Paul erhob sich, kam ihr nach, schlang seinen Arm um ihren Leib und sagte schmeichelnd: „Eure Gnaden, nicht böse seyn!" Sie sah ihm in seine dunklen Augen, an deren Wimpern noch Thränen hafteten. Eine glühende, frische, noch unentweihte Seele brach durch den dunkeln Schattenquell dieser schönen Augen. Sie zürnte ihm nicht; eine jungfräuliche Röthe überflog ihre Wangen. Indem sie sich von seinem Arm losmachte, sagte sie leise: „Was kann ich für Sie thun? Wie soll ich Sie trösten und beruhigen?" Aus dieser kleinen Probe wird der Leser den Humor unsres Helden am besten kennen lernen.

Begreiflicherweise kann ein solcher Liebhaber nicht ruhig in den Hafen der Ehe einlaufen. Paul hat noch manchen Lebenssturm zu bestehen. Er verliert seine Geliebte. Er phantasirt sich immer tiefer in den Weltschmerz hinein. Er ist aber eine zu frische Natur, um nicht thatkräftig in die Weltgeschicke eingreifen zu wollen. So verfällt er auf Weltverbesserungsideen und geräth dadurch in Verbindung mit Kommunisten. Allein ihre nähere Bekanntschaft reicht hin, ihn auch von diesem Schwindel zu heilen. Er wird nun Kaufmann, hält es auch hier nicht aus. Er fängt an Bücher zu schreiben und wird vom Verleger abgewiesen, welcher unter andern folgende große Wahrheit Preis gibt: „Weder die matte frömmelnde deutsche Richtung, noch die forcirte, durch Heuchelei und verhüllte Zügellosigkeit geschändete französische, noch die gar zu karrikirte derbe englische Modeliteratur kann das geben, was das gesunde Herz will und der Geist fordert. Aber das Völkerleben ist eben erst im Erwachen; wir können noch nicht fordern, daß die Blüthe der Literatur, die erst zuletzt nach Sichtung und Klärung aller Kräfte emporwächst, sich schon jetzt zeige. Die Menschen, die da handeln, sind jetzt willkommener als die, die da schreiben."

Am Ende kehrt Paul zu den Seinigen zurück und findet auch seine Geliebte wieder. Ein anderer weiblicher Engel, dem er sich anvertraut, den aber der Tod abruft, führt sie zusammen. So schließt der Roman ganz befriedigend mit einer Hochzeit und wir würden glauben, der stürmische Jüngling habe nun Ruhe und Frieden gefunden, wenn uns der Dichter nicht ausdrücklich versicherte, daß dem nicht so sey, daß wahrscheinlich noch eine Fortsetzung des Romans folgen werde, ja daß der Roman, weit entfernt, beschlossen zu seyn, jetzt eigentlich erst anfange.

Topographie.

1) Beschreibung Roms. Ein Auszug aus der Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner und Ludwig Urlichs. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.
2) Römische Topographie in Leipzig. Von L. Urlichs. Daselbst 1845.

Daß neben der großen Beschreibung der Stadt Rom, welche die beiden Herausgeber in Verbindung mit Bunsen und Gerhard in demselben Verlage veranstaltet haben, ein gedrängter Auszug derselben dem weniger gelehrten Publikum willkommen seyn muß, versteht sich von selbst. Denn nicht jeder, der nach Rom reist, kann die fünf Bände jenes größern Werkes mitnehmen oder besitzt Studien genug, um sich tiefer in das staunenswürdig reiche Detail desselben einzulassen; aber Tausende, die nach Rom kommen, werden, auch ohne Künstler oder Gelehrte zu seyn, ein treues, zuverläßiges Handbuch wünschen, das ihnen als Wegweiser zu den Alterthums- und Kunstschätzen der ewigen Stadt dienen kann. Es gibt zwar schon Handbücher für Fremde in Rom, aber sie entbehren der gewissenhaften Gründlichkeit, durch die sich das vorliegende Werk so sehr auszeichnet.

Den Widerspruch, welchen das größere Werk der Beschreibung Roms nicht etwa in Italien, sondern — in Leipzig gefunden hat, entkräftet Herr Urlichs in der zweiten der obgenannten Schriften auf eine heitre und siegreiche Weise, wobei die gute Laune und attische Feinheit um so wohlthätiger auf den Leser wirken, als es sich um zuweilen an sich trockne Untersuchungen über die wahre Lage von Tempeln 2c., kurz weniger um die alte Kunst selbst als um die Oertlichkeiten, wo sich dieselben befanden, handelt. Alle detaillirten Untersuchungen solcher Art fallen natürlich im Handbuche selbst weg und sind deßhalb in diese besondere Streitschrift verwiesen worden. Im Handbuch ist immer nur das Hervorgehoben und ins Licht gestellt, was der Reisende in Rom an vorhandenen Alterthümern und Kunstwerken aufzusuchen und als das Wichtigste und Schönste seiner besondern Aufmerksamkeit zu würdigen hat, mit Uebergehung aller nur für den Gelehrten von Fach interessanten Spezialuntersuchungen.

Es führt den Wanderer in allen Richtungen durch die Stadt Rom und beschreibt ihm jede Straße, jeden Platz, jede Ruine, jedes alte und neue Gebäude von Wichtigkeit, so wie die in denselben enthaltenen Schätze an Antiken und späteren Kunstwerken. Dabei scheidet es mit kritischer Schärfe gar manche Irrthümer aus, bezeichnet den wahren Werth manches bisher über- oder auch unterschätzten Denkmals, erklärt viele Alterthümer deutlicher, als bisher und ergänzt die älteren Werke durch das Verzeichniß der neuen und neuesten Entdeckungen. Endlich erleichtert den Handgebrauch ein sorgfältig angelegtes Register.

3) Topographie Athens. Von M. Martin Leake. Zweite Ausgabe. Uebersetzt von Baiter und Sauppe. Mit 8 Tafeln. Zürich, Meyer und Zeller, 1844.

Hier ist Athen beschrieben, wie es ehemals war, mit Rücksicht auf die wenigen Reste, die noch davon übrig sind. Die berühmte Schilderung des Pausanias liegt, wie natürlich, der ganzen Arbeit zu Grunde, wird aber mannigfach aus andern Autoren und aus dem Thatbestande kommentirt.

Der Verfasser bemerkt, daß Athen schwerlich jemals mehr als 200,000 Einwohner gehabt habe, auch nicht in seiner Blüthenzeit, obwohl es die volkreichste Stadt des alten Hellas war. Sein Flor beginnt erst nach den Perserkriegen. Wenn auch Xerxes, als er die von den Einwohnern verlassene Stadt verbrannte, nicht Zeit gehabt haben mag, alle großen Gebäude bis auf den Grund zu zerstören und vieles stehen blieb, so war doch die ältere Stadt überhaupt unbedeutender und kleiner. Erst als Athen die Hegemonie zufiel, als es durch die Perserkriege und glückliche Erwerbungen aller Art immer mächtiger und reicher wurde, empfing es unter der Regierung des Themistokles und des Perikles den Glanz, mit dem es seitdem in der politischen und Kunstgeschichte strahlt. Die Periode republikanischer Größe war übrigens für Athen von sehr kurzer Dauer. Es gibt fast kein zweites Beispiel in der Geschichte von so schneller Aufzehrung der bürgerlichen Freiheit durch den Demos selbst. Die Lebensgeister des athenienischen Volkes waren in jeder Beziehung reger und thätiger, als die irgend eines andern Volkes. Eine Dauer der Freiheit war hier unmöglich, weil der Freiheitsdrang selber von gar zu unruhiger und unsteter Natur war.

Indeß hatte die Stadt Athen das Glück, daß ihr äußerer Wohlstand, ihre architektonische Pracht und ihre reiche Ausschmückung durch die bildenden Künste den Untergang der bürgerlichen Freiheit überdauerte. Die Nachfolger Alexanders des Großen waren der Stadt sehr gnädig und schmückten sie fortwährend aus. Auch die Römer, als sie Herrn von Athen wurden, bewiesen dieser Pflanzstadt aller Kultur hohe Achtung und die ersten Geister Roms schämten sich nicht in die Schule von Athen zu gehen. Kaiser Hadrian baute noch viele Prachtgebäude daselbst, das Olympeion, eine Stoa, zwei Tempel, ein Gymnasium, eine Bibliothek. Als unter den spätern Kaisern die systematische Plünderung der Provinzen und mit der Ausbreitung des Christenthums die Zerstörung der Heidentempel und Götzenbilder begann, blieb Athen auch von diesen Unbilden unverhältnißmäßig lange verschont und erhielt sich seine berühmte Schule. Es ist bekannt, wie selbst der Sturm der Gothen unter Alarich bei Athen schonend vorüberging. Lange nachher sah man noch immer die Riesenstatue der Athene hochragend auf der Akropolis, und wurde noch immer heidnische Philosophie in Athen gelehrt, bluteten an den Altären der Tempel noch heidnische Opfer, schmückten sich die Frauen und Jungfrauen noch zu den Thesmophorien. Lange schon hatte der römische Bischof seine Gewalt im Abendlande gegründet, auch das große Frankenreich unter Chlodwig war schon erstanden und zum katholischen Glauben übergetreten, England und Irland zählten schon viele Heilige und Apostel, die Glanzzeit der christlichen Kirchenväter war schon vorüber, als in Athen noch immer „die Götter Griechenlands" ihren frohsinnigen Bekennern von den Altären lächelten. Erst am Ende des sechsten Jahrhunderts ging die berühmte Schule von Athen unter und wurden durch den Befehl des Kaisers Justinian die heidnischen Tempel geschlossen. Aus dem

Pantheon wurde eine Sophienkirche. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eroberten die Franken Konstantinopel und vertheilten Griechenland. Athen wurde Eigenthum der Familie La Roche. Da die Franken in Konstantinopel noch eine große Menge antike Broncestatuen vorfanden und einschmolzen, mag dasselbe wohl auch in Athen der Fall gewesen seyn, und Leake beschuldigt wahrscheinlich nicht mit Unrecht die Franken, daß sie weniger Schonung gegen die antiken Denkmäler bewiesen hätten, als die christianisirten Griechen. Im Jahr 1456 fiel Athen in die Gewalt der Türken und die Sophienkirche wurde in eine Moschee verwandelt. Jeden Herrenwechsel begleitete nun Zerstörung und Entvölkerung. Professor Fallmerayer hat das stufenmäßige Herabsinken der Stadt in seinem Werke über Morea noch genauer angegeben, wie Leake. Erst in unserm Jahrhundert kam Athen unter dem bayerischen Otto zu einer neuen Blüthe, der man reiches Gedeihen wünschen muß.

Der architektonische Charakter von Athen ist troß des spätern Herrenwechsels ein republikanischer geblieben. Die größten und meisten Gebäude bezogen sich immer nur auf den Kultus oder auf die Volksversammlungen, Volksvergnügungen, oder auf Belehrung. Herrscherpaläste dagegen fehlten. Der Geschmack war, verglichen mit Rom, reiner und edler sowohl in der Baukunst, als in den zahlreichen Skulpturen. Die Stadt Athen ist als die höchste Blüthe des Schönen anzusehen, welche der hellenische Geist zeitigte. Alle andern großen Städte Syrakus, Rom, Alexandria, weichen von der reinen Schönheit in die Extreme des Reichen oder Starken ab. Dasselbe gilt auch so ziemlich von den Geistesprodukten. Den attischen Geist findet man nirgends wieder.

Handelt nun auch das vorliegende Werk fast nur von untergegangener Herrlichkeit, und kann es nicht wie die Beschreibung Roms, noch einen der Gegenwart erhaltenen Reichthum nachweisen, so ist es doch sehr erfreulich, das Bild jenes verschwundenen Lebens voll Schönheit an sich vorübergehen zu sehen, und Freunde der Geschichte wie der Kunst werden das Buch mit Vergnügen lesen.

4) Die Akropolis von Athen. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Von Ernst Curtius. Mit einer Lithographie. Berlin, Besser, 1844.

Spezielle Beschreibung der Akropolis. Sehr mit Recht beklagt der Verfasser den Vandalismus moderner Kunstliebhaber, der noch das zerstört habe, was selbst fünfzehnhundertjährige Barbarei nicht antastete. „Daß Lord Elgin am Boden liegende Kunstwerke in die Säle eines europäischen Museums förderte, dafür kann man ihm nur Dank wissen. Aber schwer lastet auf seinem Andenken der Vorwurf, daß er von rohen Händen die Bildwerke herunterschleifen ließ, daß er stehende Säulen und Caryatiden unter dem Gebälke fortriß. Aus eigner Schwache ist kein griechischer Marmortempel zusammengefallen; auch jetzt kostete es noch viele Arbeit, das Kranzgesimse des Parthenons herunterzustürzen und die Metopen aus ihrer künstlichen Fügung herauszuheben."

In Bezug auf die S. 20 vorkommende Erklärung der noch erhaltenen Skulpturen können wir der Ansicht des Verfassers nicht beipflichten. Er sieht in den Amazonen- und Kentaurenschlachten, in welchen diese wilden Wesen unterliegen, die Besiegung alter Barbarei durch die attische Kultur. Diese Kultur aber soll durch die Göttin Athene bezeichnet seyn. „Was bedeuten an dem Tempel der reinen Göttin die Gewaltthaten übermüthiger Kentauren? Die siegreich kämpfenden Helden sind Theseus und seine Gefährten, ihre Feinde wilde Halbmenschen; also geordnete Heldenkraft im Kampfe gegen ein wüstes Naturleben, Gottesdienst gegen Selbstsucht und Gewaltthat, edle humane Bildung gegen thierische Wildheit. Athene ist es, welche Maaß und Gesetz gelehrt hat; sie hat den Theseus und seine Gefährten ausgesandt, die Ungeheuer zu bekämpfen und durch Sicherung der Felder und der Straßen die Möglichkeit einer höhern Kultur zu begründen; sie hat das Leben des Geistes gegen sinnliches Naturleben, wie es in Amazonen und Kentauren dargestellt ist, in seiner sieghaften Berechtigung geltend gemacht und darum sind diese Metopenbildwerke, welche in schimmerndem Farbenschmucke den Tempel umziehen, eben so viele strahlende Denkmäler für die Triumphe der Göttin und ihrer Diener." Dagegen ist zu bemerken, daß die Amazonen keineswegs der Göttin Athene feindliche Wesen sind, sondern im Gegentheil den amazonenhaften Charakter gerade mit ihr gemein haben. Und auch die Kentauren dürften nicht als Repräsentanten der Barbarei zu verstehen seyn. Der berühmte Kentaur Chiron ist im Gegentheil ein Repräsentant der Kultur, der Prototyp aller Pädagogen. In der Gegenüberstellung von Amazonen- und Kentaurenschlachten, die nicht selten wie in Reliefs, so auch in der Vasenmalerei bei einander vorkommen, liegt ein anderer Sinn, dessen Erklärung uns aber hier zu weit führen würde, da ein zu großer Apparat von Beweisstellen aus den Alten und aus den Denkmälern dazu erforderlich ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 77.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 28. Juli 1845.

Länder- und Völkerkunde.

Istrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1845.

Voran eine Vergleichung zwischen Venedig und Triest. „Vergleichen wir Venedig einer würdigen Matrone edelster Formen, eigenthümlicher Bildung, mit nie verwischbaren Spuren höchster Schönheit, tief eingeprägten Geistes, obgleich der Jugendhauch längst von den alternden Zügen abgestreift; ihr Gewand, wie sehr auch abweichend von der wandelsüchtigen Modetracht, bleibt darum immer neu, weil es so ganz zu ihrem Wesen paßt, ihr angeboren scheint und keinem Wechsel der Laune unterworfen. Ihr gegenüber Triest, ein zierlich geputztes, elegant frisirtes Mägdlein im Kostüm der Zeit, verschiedener Zungen kundig, gar angenehm in Ausdruck und Bewegung, niemals um Antwort verlegen auf alles was das Nächste, Alltäglichste betrifft, und allzeit in gefälliger Art erwiedernd mit wohlgeübtem Anstand und holdseligem Lächeln. Unsre westlichen Nachbarn nennen dergleichen la beauté du diable."

Der Reisende führt uns sodann mit Bequemlichkeit die Küste Istriens und Dalmatiens entlang, verweilt in den wichtigsten Ortschaften, schildert deren antike Denkmäler, geschichtliche Erinnerungen, Volkssitten und Trachten, Landschaftsbilder ꝛc. und mischt gelegentlich in freiester Diskussion auch allgemeine Reflexionen und Rückblicke auf die deutsche Heimath ein. Im Ganzen erweckt er ein sehr günstiges Vorurtheil für das kräftige und schöne Volk an der Ostseite des adriatischen Meeres, bei dem sich noch viele alte Tugend erhalten zu haben scheint, die anderwärts verschwunden ist. Unter den Alterthümern haben die von Pola den Vorrang. Der Verfasser schildert die weltberühmte Arena daselbst. Hier steht auch ein uralter Lorbeerbaum, von dem man behauptet, es sey noch der nämliche, von dem einst Kaiser Augustus sich Zweige zu einem Kranze abgepflückt habe. Aus Anlaß einer Hochzeit, welcher der Verfasser hier beiwohnte, macht er die Bemerkung, daß in der Heimath der Myrthe die Myrthe nie zum Brautkranze diene, sondern nur im Norden, wo sie nicht heimisch ist. — Nun folgt die Schilderung der Städte Lussin, Osero, Cherso, Veglia, Fiume, Zara, Spalato, Salona ꝛc.

Zuletzt Ragusa, die merkwürdige Stadt, in der das italienisch-venetianische, das slavische und das griechische Element sich vermischen, die Deutschen aber als Herrn gebieten. „Ragusas erster Anblick macht den Eindruck jener maurischen Bauten in Spanien, die, hoch und starr zu Schutz und Trutz ummauert, hinter ihren Thürmen und Steinwällen eine Fülle reichsten Naturlebens umschließen. Ist nun auch, nach der russisch-montenegrinischen Heimsuchung mit Feuer und Schwert und den nur allzu glücklich durchgeführten Piratenunternehmungen gegen die Güter und Schiffe der Ragusaner hier nicht an den alten Reichthum mehr zu denken, so ragen doch über die hohen Stadtmauern und mittelalterthümlichen Festungsthürme hinaus terrassenartig an den Bergen gelagerte Vorstädte, und eine Menge geschmackvoll ausgestatteter Landhäuser blickt mit ihren freundlichen Balkonen und schlanken Säulchen zwischen den Weingärten, Cypressen, Feigen- und Granatpflanzungen einladend hervor. Die innere Stadt enthält nur eine einzige gerade breite Straße, den Corso, mit einer Doppelreihe stattlicher Häuser, deren untere Räume — merkwürdig genug! meist Schusterwerkstätten; die anderen Straßen, wenn gleich alle reinlich, sind uneben und enge. Die Kathedrale — nicht mehr jene alte, welche Richard Löwenherz erbaut, nachdem er 1192 aus einem heftigen Sturme Zuflucht an diesen Küsten gefunden, diese hat das Erdbeben von 1667 verschlungen — in italienischem Baustyl aufgeführt, erhebt sich zu Anfang der Hauptstraße; ihr gegenüber steht der einstmalige

Regierungspalast der Republik, jetzt Sitz des Kreisamtes; vor demselben die Säule mit dem Mast, von welchem in einer Reihe wechselnder Jahre und Begebenheiten verschiedene Flaggen herniedergeweht, gegenwärtig der festtägliche Träger der österreichischen weiß und rothen Fahne. Thore, Brunnen, Festungswerke und andere öffentliche Gebäude, selbst viele Privathäuser in den Nebenstraßen tragen den Stempel der Gediegenheit und Dauer. Die bedeutenderen Häuser einstmals Eigenthum reichbegüterter Nobili, haben jetzt meist Griechen zu Besitzern, in deren Händen heutzutage der Großhandel von Ragusa. Aber auch in den von Handwerkern, Kleinhändlern oder niederen Beamten und Landbauern bewohnten sind noch deutliche Spuren alter Herrlichkeit und Pracht. So fand ich in dem Hause einer Nebenstraße, das seit einiger Zeit ein Speisewirth bewohnt, palastartige Wölbung, und bis zum Dachboden hinauf, unter welchem nach hiesiger Sitte die Küche, hohe weite Räume, hier und da auch Reste reichgestickter und gewirkter Tapeten, und in meiner Schlafstube Sessel, Tische, vergoldete Spiegel mit dem Wappen einer altadeligen Familie. Die vielen Kapellen, deren fast jedes bedeutendere Privathaus eine besitzt, zeugen für den religiösen Sinn ihrer Erbauer. Ragusas Bildung war seit Jahrhunderten fast sprüchwörtlich geworden, und in der Blüthezeit der Republik that ein Ragusaner nicht wenig sich zu Gute auf seinen von Apoll und den Musen vorzugsweise in begünstigende Obhut genommenen Kulturstaat par excellence und seine eigene Privatintelligenz insbesondere. Es herrschte aber auch wirklich eine sehr gesteigerte Bildung in diesem kleinen Freistaate, der bedeutende Männer in allen Wissenschaften hervorbrachte. Bedeutende Historiker, bedeutende Astronomen stammen aus Ragusa; ein sauber geformtes Sonnet zu drechseln war jedem Ragusaner fast ebenso angeboren wie unsern privilegirten Starkgeistern die von aller Befangenheit poetischer Illusionen freie Aufklärung; keine Festlichkeit, keine irgendwie erhebliche Begebenheit im öffentlichen oder Privatleben entbehrte ihres feiernden Gesanges; gleichwohl aber hat sich ihre Poesie niemals zu Vollkraft und Frische des Volksthümlichen erhoben, und selbst ihr bedeutendstes Gedicht, das illyrisch geschriebene Epos Osman, entbehrt nach dem Urtheil tieferer Kenner aller nationalen Färbung. An aristokratischem Dünkel, an Eifersüchtelei in Rang- und Titelsucht, an athemlosem Jagen nach Würden, Aemtern und äußeren Ehren der Familien wie der Einzelnen, konnte die Ragusaner Patricierschaft zu allen Zeiten den Wettlauf eingehen mit jeder anderen, sey es an Höfen, sey's in Freistaaten, und selbst heute noch, nach mehr denn drei Jahrzehnten der Auflösung und der Verarmung, zeigen sich davon die gleißenden Wahrzeichen in den straffen Zügen und dem stolz dahinwandelnden Schritte seiner entsattelten Herrlichkeiten. Auch der Glaube einer in den Windeln empfangenen höheren Bildung von Hause aus wuchert als unverkümmertes Erbtheil in den jungen Ragusanern ungemischten Blutes fort, mögen sie nun in Padua ihre Studien betreiben oder daheim sich schöngeistisch ergehen; und diesen unerschütterlich festen Glauben theilen selbst der Krämer und der Handwerker."

Gelegentlich theilt der Verfasser auch eine Volkssage mit und erwähnt kurz noch andere. Hier nur eine vom deutschen Kaiser Friedrich Rothbart. Ein Schiffer von Pirano erzählte dem Reisenden, der deutsche Sultan (den er als Muhamedaner denkt) habe durchaus nicht zugeben wollen, daß der Doge von Venedig sich mit dem Meere vermähle. „Der Sultan habe in dem rothen Bart ein Zaubermännlein sitzen gehabt, das er mitgebracht vom Berge Libanon; das hab' ihn, als ein Nachkomme des ungläubigen Weltbetrügers Muhamed, der eigentlich der Antichrist sey, immer unterstützt bei seinen Teufelskünsten, weil er ein Feind des heiligen Vaters zu Rom gewesen. Nun habe ein Piraneser Schiffsherr, der mit seinem Fahrzeug an des Sultans Galeere herangesteuert, das kleine Männchen im Bart eben seine Künste treiben sehen, als sich der Wind gegen die Venezianer gewendet; da hab' er sich im Namen aller Heiligen zur Mutter Gottes gewendet und sie mit dem Zeichen des Kreuzes wiederholt um Beistand angerufen; sogleich sey das Männchen aus dem Bart herausgefallen, der Wind sey umgeschlagen, und er mit seinen Leuten der erste gewesen auf dem Sultansschiffe, dessen Mannschaft sie dann über die Klinge springen lassen, mit Ausnahme des Sultans, den sie dem Dogen Zriny überliefert, und der nachher vor diesem und dem Papste baarfuß Abbitte thun und seine Ketzereien abschwören, auch bei der Verheirathung des Dogen mit dem Meere als Ruderknecht im großen Prachtschiffe, das den ganzen Senat getragen, tüchtig habe arbeiten müssen. So sey die Rettung der Christenheit vor Ueberantworten an den ungläubigen Muhamed und die Größe der Venezianer eigentlich das Werk der Piranesen." — Gewiß gibt es noch volksthümlichere, ältere, weniger durch politische Interessen verfälschte Sagen in jenen von der Kultur noch wenig beleckten Gegenden. Wir hätten daher gewünscht und wünschen noch, der Herr Verfasser möchte in Venedig, wo er wahrscheinlich noch länger verweilen wird, die günstige Gelegenheit benutzen, die Volkssagen, Volksmeinungen und abergläubigen Gebräuche am adriatischen Meere zu sammeln.

Adelsbuch.

1) Historisches und genealogisches Adelsbuch des Großherzogthums Baden. Nach offiziellen, von den Behörden erhaltenen und anderen authentischen Quellen bearbeitet von Fr. Cast. Stuttgart, J. F. Cast, 1845. 8. XXXVIII u. 380.

2) Genealogisches Jahrbuch des deutschen Adels für 1844. Erster Jahrgang. Stuttgart, J. F. Cast. Alman.-Format. VI. 488.

3) Dasselbige für 1845. Zweiter Jahrgang. Stuttgart, Cast. VI. 472.

Die Schrift Nr. 1. eröffnet die zweite Section des „süddeutschen Adelsheros oder Geschichte und Genealogie der in den süddeutschen Staaten ansäßigen fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen und sonstigen erdadelichen Häuser, und ihrer in der Gegenwart lebenden Mitglieder," wovon die erste im Jahr 1839 erschienene Section das württembergische Adelsbuch bildet, und beschreibt, nach demselben Plane wie das letztere, die Geschichte und Genealogie des Adels im Großherzogthum Baden. Aus dem Beisatz auf dem Titel: Erster Band (der zweiten Section) ist ersichtlich, daß, was nicht nur zweckmäßig, sondern nothwendig ist, ein folgender Band Nachträge, Ergänzungen, Berichtigungen bringen werde, die bei einem Unternehmen dieser Art unvermeidlich sind, um denjenigen Grad von Brauchbarkeit und Vollständigkeit zu erreichen, welcher im Interesse der Wissenschaft liegt und allein dem Werke einen auf die Nachwelt fortdauernden Werth zu verleihen vermag. Es ist dieß nicht gerade nothwendig wegen der Personalveränderungen, Wechsel des Besitzes und Aehnlichem, was während des Druckes erfolgen kann — denn ein Werk wie das vorliegende, hat nicht die Bestimmung eines jährlich erscheinenden Almanachs, wo stets der folgende Jahrgang die während des vorhergehenden stattgefundenen Veränderungen nachtragen kann. Ueberdieß, wenn auch im Moment des Erscheinens dieses Buchs im Publikum schlechterdings keine Ausstellungen in Betreff dieses Umstandes mit Recht zu machen wären, so würde dieß ja doch der Natur der Sache nach schon in Einem oder in ein Paar Jahren der Fall seyn. Allein der Werth eines Buchs, wie das in Frage stehende, hängt von Etwas anderm ab. Das Wesentliche, und was nicht soll veralten, besteht in der Geschichte der Geschlechter und deren genealogischer Fortführung von der Zeit an, wo dieselben erstmals auftreten, bis auf unsre Tage. Und aus dieser Rücksicht sind Ergänzungen und Berichtigungen, die in einem oder mehreren Bänden nachgeschickt werden, unumgänglich; was für denjenigen keiner weitern Ausführung bedarf, der mit den eigenthümlichen Verhältnissen und Schwierigkeiten bekannt ist, unter welchen der größere Theil des Stoffes zu einem Werk dieser Art herbeigeschafft werden muß. Soll nämlich durch dasselbe der Wissenschaft wahrhaft gedient werden, so hat der Verfasser dafür zu sorgen, daß, gleichwie er selbst mit Recht verlangt, daß ihm durch eine vor 40, 50 oder 100 Jahren erschienene Schrift in der Art vorgearbeitet sey, daß er seine Arbeit bloß derselben anreihen und den Bau da fortführen könne, wo er ihn abgebrochen findet — also auch der künftige Genealoge so richtige und vollständige Vorarbeiten antreffe, daß er nicht nöthig habe den Bau umzustoßen oder rath- und hülflos vor demselben stehen zu bleiben, sondern denselben gleich seinen Vorgängern nur weiterzuführen braucht von dem Punkt aus, wo diese stillgestanden. Hiefür aber wird am besten durch Supplemente gesorgt, sofern die Umstände es nicht anders erlauben; was bei einem Adelsbuch, dessen Gegenstand so zu sagen die speziellsten aller Spezialgeschichten bilden, fast immer der Fall ist, weil oft erst das Erscheinen desselben im Publikum für die Familien ein Antrieb wird, die zuvor vergebens vielfach erbetenen Privatnotizen in befriedigender Weise mitzutheilen.

Um auf die nähere Darlegung des Inhalts der Schrift Nr. 1 überzugehen, so beginnt dieselbe nach der Vorrede mit einer kurzen geschichtlichen Uebersicht und dem gegenwärtigen Personalstand des badischen Fürstenhauses, Seite IX—XXXVIII. Da alle Souveräne Europas (mit Ausnahme Schwedens und der Türkei) ursprünglich der Adelsklasse angehören, so läßt sich die Aufnahme des regierenden Hauses in ein Adelsbuch des betreffenden Staates ganz gut rechtfertigen, wiewohl mehrere Adelsbücher, z. E. das bayerische vom Ritter v. Lang u. a. dieses unterlassen haben. In Bezug auf die Uranfänge des Hauses Baden ist das Resultat der in der werthvollen neuen Schrift „der Zähringer Löwe" angestellten Untersuchung in der Art benützt, daß die früher allgemein angenommene gemeinschaftliche Abstammung der Zähringer und Habsburger als unglaubwürdig aufgegeben ist. Im übrigen wird die Geschichte des Hauses Baden hauptsächlich nach Bader erzählt, wobei man die Verhältnisse der im 13ten Jahrhundert gestifteten Linie Hochberg, welche in zwei Aesten dem hochberg'schen und sausenbergischen zweihundert Jahre lang geblüht hat und 1518 ausgestorben ist, nur mit wenigen Worten berührt findet; wohl mit Unrecht, wenn es nicht der Kürze wegen geschah. — Dieser Abschnitt schließt mit einer Beschreibung der drei Orden des großherzoglichen Hauses, des Hausordens der Treue, gestiftet 1715 bei Legung des Grundsteins von Carlsruhe; des Carl Friedrich Militär-Verdienstordens

und des zum Andenken an die Abstammung von Zähringen durch den Großherzog Carl 1812 am Namenstag der Großherzogin Stephanie gestifteten Ordens vom Zähringer Löwen, worauf das alte Wappen des Hauses Baden und das neue großherzogliche Staatswappen umständlich geschildert wird.

In der ersten Abtheilung sind die fürstlichen und gräflichen Familien aufgeführt, welche im Besitz wirklicher der Oberherrlichkeit Badens untergeordneter Standesherrschaften sind. Es sind deren vier: Fürstenberg mit einer fürstlichen und einer landgräflichen Linie, (letztere ist Subsidiallinie und nur in Oesterreich und Böhmen begütert); Leiningen mit mehreren zum Theil gräflichen Linien; Leyen und Löwenstein-Wertheim mit mehreren Linien.

In der zweiten Abtheilung sind diejenigen gräflichen, freiherrlichen und andere erbadelichen Familien begriffen, welche im Besitz vormals Reichsunmittelbarer oder altlandsässiger Rittergüter, somit Grundherrn und badische Staatsbürger sind: in der dritten aber diejenigen Geschlechter, welche ohne im Besitz eines Ritterguts innerhalb des Großherzogthums zu seyn, mit dem badischen Staatsverein in anderweitigem, z. E. Dienstverhältnisse stehen und in der Adelsmatrikel unter dem Namen „unbegüterter Adel" die dritte Klasse der Personalabtheilung bilden. Da mehrere dieser Familien auch in der ersten Section des süddeutschen Adelsheros vorkommen, weil sie einem Theil ihrer Glieder oder Besitzthümer nach auch dem württembergischen Staat angehören: so ist bei solchen auf das württembergische Adelsbuch sich bezogen und sind in dem gegenwärtigen nur die nöthigen Berichtigungen und Ergänzungen der dortigen Artikel zu finden, im Falle solche durch inzwischen neu entdeckte Quellen und erhaltene Familiennotizen ermöglicht wurden. Mehrere Familien haben eine eigene gedruckte Geschichte, die jedoch nicht in den Buchhandel gekommen ist, diesem oder jenem strebsamen und für die Sache interessirten Manne aus der Zahl ihrer Sprößlinge zu verdanken, so die Genealogie des Geschlechts v. Wechmar, die Schilling'sche Geschlechtsbeschreibung u. a. Diese sind den betreffenden Artikeln zu Grunde gelegt, wo die Liberalität der Familien deren Einsichtnahme verstattete. Im übrigen sind die bekannten genealogischen und heraldischen Quellen benützt, auch viele Notizen aus den neuesten Geschichtswerken entlehnt, z. E. in Bezug auf die Familie Cancrin aus der hessischen Geschichte von Rommel u. A. Desgl. ist eine Menge älterer Schriften, was man deutlich wahrnimmt, mit ausdauerndem Fleiße durchstöbert worden, um Materialien, wenn auch nur Sandkorn um Sandkorn, zusammen zu bringen. Auch verdient der Eifer des Herausgebers für eine Wissenschaft, welche so wenige Verehrer zählt, und die viele Geduld, Mühe und Kosten, welche er auf Erlangung der erforderlichen Papiere von den Familien selbst gewendet, nicht nur alle Anerkennung, sondern sie erheben auch das Werk zu dem Range einer der bedeutenderen Quellen der genealogischen Wissenschaft für alle Zeiten. Dieß darf man trotz etwaiger sich herausstellenden Mängel mit Fug behaupten.

In einem Nachtrag sind die staatsrechtlichen Verhältnisse der Standes- und Grundherrn so wie des übrigen Erbadels in Baden dargelegt. Derselbe ist gewissermaßen ein Auszug aus der vor zwei Jahren ohne Angabe des Verf. erschienenen Schrift: Das staatsrechtliche Verhältniß der Standes- und Grundherrn und die Lehnsverfassung in Baden. Carlsruhe, Macklot.

Die Schrift Nr. 2 nebst der Fortsetzung Nr. 3 gerirt sich gewissermaßen als Nebenbuhlerin der Gothaischen Unternehmungen, des Hofkalenders nämlich und des Taschenbuchs der gräflichen Häuser, unterscheidet sich aber wesentlich dadurch, daß es nicht nur die sämmtlichen regierenden und standesherrlichen deutschen Häuser (mit Voransendung kurzer geschichtlich-statistischer Notizen), sondern auch außer den titulargräflichen Familien noch weitere Geschlechter vom niedern Adel zusammen begreift; von denen aber der Natur der Sache nach nur eine gewisse Zahl in Einem Jahrgang Aufnahme finden kann, und welche die 3te Abtheilung des Jahrbuchs bilden. Solcher Familien sind etliche und sechzig im Jahrgang 1844 und vierzig weitere im Jahrgang 1845 enthalten, deren Geschichte und Genealogie theils noch gar nicht veröffentlicht, theils durch eine Masse provinzieller Adelsliteratur zerstreut ist, hier aber auf bequeme Weise dem dafür interessirten Publikum geboten wird. Um Raum zu gewinnen, ist die geschichtliche Uebersicht nur einmal abgedruckt und in dem folgenden Jahrgang, der bloß die Genealogie wieder gibt, auf den früheren Jahrgang verwiesen, wo erstere zu finden ist. Es wird beabsichtigt, auf diese Art in einer Folge von Jahrgängen der bedeutenderen Häuser des niedern Adels (und zwar ohne Rücksicht, ob gräflich oder nicht) so viele als möglich nach und nach an die Reihe kommen zu lassen. Was das Unternehmen zu seinem Vortheil vor dem Gothaer unterscheidet, ist namentlich, daß keine Familie ohne die geschichtliche Uebersicht aufgenommen ist, wodurch nicht nur den Standesgenossen als solchen, sondern dem geschichtsfreundlichen Publikum überhaupt und der Wissenschaft insofern Vorschub geschieht, als auch hier die auf anderm Wege nicht zu erhaltenden Notizen von den Familien selbst requirirt und selbstständig verarbeitet wurden. Es ist dem Unternehmen ein guter Fortgang namentlich durch Unterstützung von Seiten der angesehenen Geschlechter in Mittheilung der ihnen zu Gebote stehenden archivalischen Materialien und durch zahlreiche Käufer dieser auch sehr anständig ausgestatteten Almanache zu gönnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 78.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 1. August 1845.

Neuestes Werk über Belgien.

Belgien in seinen Verhältnissen zu Frankreich und Deutschland mit Bezug auf die Frage der Unterscheidungszölle für den Zollverein von Gustav Höffen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1845.

In diesem Buche wird eine der wichtigsten deutschen Nationalangelegenheiten mit größter Klarheit erörtert, daher wir es unsern Lesern nicht dringend genug empfehlen können.

Wir haben gesehen, wie Belgien in den letzten Jahren zwischen dem Anschluß an Frankreich oder Deutschland schwankte, wie es einmal einen Handelsvertrag mit Frankreich, später aber mit Preußen und dem Zollverein schloß. Wir haben ferner gesehen, wie das germanische Element in Flandern sich aus der Unterdrückung, in der es durch das französische Element gehalten wird, zu befreien trachtet, und wie namentlich in der gebildeten Jugend Belgiens ein lebhafter Kampf für die altniederländische Sprache gegen die französische ausgebrochen ist. Alle diese Schwankungen und Kämpfe fordern uns Deutsche dringend zur Aufmerksamkeit und Theilnahme auf, denn es sind unsre allgemeinen Nationalinteressen, für oder wider welche dort gekämpft wird.

Das unnatürliche Uebergewicht des französischen Elements in Belgien erklärt sich aus den besondern Umständen, unter denen die Revolution im Jahr 1830 vor sich ging. Sie war eine Folge der Pariser Julirevolution, die französischen Sympathien herrschten in ihr vor, mithin nahmen sie auch einen ganz französischen Charakter an und die Habgier der hungerleidenden und listigen Franzosen wußte die Gutmüthigkeit der reichen Deutschen auszubeuten, um sich aller einträglichen Staatsämter zu bemächtigen. Es ist nur zu wahr, was der Verf. S. 14 bemerkt. „Da die wallonisch-französische Partei die Umwälzung durchführte, bemächtigte sie sich auch der Regierung, besetzte alle Stellen mit ihren Leuten; Deutsch-Belgien gerieth in eine untergeordnete, unterdrückte Stellung und ward überschwemmt von wallonischen Beamten und „Franskiljonen." Ihr gehörten bisher die Minister an, die mehr oder minder alle im Wesentlichen die nämlichen französischen Verwaltungsgrundsätze befolgten: man wollte Belgien centralisiren, Brüssel sollte, ein belgisches Paris, der Mittelpunkt alles politischen Lebens werden, der Hauptstadt, von der die „südbrabantische" Revolution ausgegangen, die Herrschaft verbleiben. Die Wallonen nur sind befriedigt, während die Flamingen eben erst nach deutscher Weise gründlich über ihre Lage und ihre frühere Geschichte zu denken anfangen. Von dieser wollen aber die Wallonen nichts wissen, die vaterländische Geschichte soll eben erst mit der September-Revolution von 1830 beginnen. Sie verstehen das Französische besser, die Franskiljone am besten das „métier des solliciteurs" — und in Flandern und Brabant sind die fettesten Stellen. Auf hundert Thatsachen und die offenen Vertraulichkeiten in höhern Beamtenkreisen gestützt, darf man behaupten, daß die aus der Revolution unmittelbar hervorgegangene Regierung das wahre Bedürfniß des Landes, die allein mögliche Zukunft Belgiens nicht erkannt hat. Der König, es wohlmeinend mit dem deutschen Element, muß dem Andrange der Beamten, der Kammern, der Centralisten nachgeben, obgleich er gern jede Gelegenheit benützt ein die Flamingen aufmunterndes Wort fallen zu lassen, weil er gewiß am klarsten einsieht, daß auf ihnen die wahre Unabhängigkeit und Zukunft seines Königreichs beruht. Die flämische Volksmenge lebt thatsächlich in ähnlicher Unterdrückung, wie einst die von den Römern durch Schwert und Gesetz unterworfenen Völker, oder, milder ausgedrückt, es waltet

ein Verhältniß ob wie in der letzten Hälfte des Mittelalters und in der ersten neuen Zeit, wo die Buch-, Staats- und Richtersprache lateinisch, dem Volke also unverständlich geworden war. Nur gilt hier statt des Lateinischen das Französische. Die Gesetzbücher sind französisch, wie die gesammte Justizverwaltung, dem Volke, das die Nichtkenntniß büßen muß, unverständlich. Wohl ist der Staatsdienst Flanderns Bürgern nicht verschlossen, aber sie müssen vorher eine fremde Sprache lernen, wollen sie nicht zur Begleitung des geringsten Amtes unfähig bleiben, selbst in ihrem eigenen Lande. Auch steht ihnen allerdings frei die Gesetze flämisch zu lesen, allein nur der französische Text hat amtliche Kraft, vor der Richterbank gilt nur dieser. Und wenn ein Beamter das durch die geschriebene Verfassung jedem Bürger zugesicherte Recht der Sprache hinsichtlich der niederdeutsch Sprechenden vereiteln kann, ist das noch Freiheit, noch Gleichheit vor dem Gesetze? Vordem waren die Regierungen verpflichtet sich überall wo sie mit dem Volke in Berührung kamen, der niederdeutschen Sprache zu bedienen; Gesetze aber für ganz Belgien wurden zugleich für die wallonischen Theile französisch ausgefertigt. Heute werden die Gesetze leider gar nicht mehr im Niederdeutschen verfaßt, sondern nur ins Flämische übertragen; im gesetzlichen Sinne aber ist Abfassung Alles, Uebersetzung Nichts. Heute kann die große Masse in der geringfügigsten Sache sich selbst nicht mehr vertreten, sogar vor dem Friedensgericht nicht; sie muß sich in jeder Angelegenheit Anwälten hingeben, jede Zuschrift ist ihr unverständlich und jede Frage kostet sie Geld. Diese künstlich erhaltene Unmündigkeit des Volkes füllt nur der Gerichtsadvokaten und ihrer Handlanger Taschen. Die Juristen werden natürlich französisch gebildet, und die gesammte Rechtsentwicklung ist dem Volksleben entzogen. Eben so stehts in allen Zweigen der Verwaltung. Die östlichen Grenzbewohner verstehen nicht die französisch geschriebenen Tarife, und von einer ganzen Brigade Zollwächter entziffert oft kein einziger ein Wort niederdeutsch, so daß viele kleine Geschäftsleute dadurch in Strafe verfallen. Die Flamingen müssen Aktenstücke unterschreiben die sie nicht lesen, Strafen tragen die sie nicht vorhersehen konnten. Die großen Grundsätze und Garantien der Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, der Schwurgerichte sind für das flämische Volk so gut wie gar nicht vorhanden. Von den Geschwornenlisten werden in der Regel die ehrenwerthesten Bürger zurückgewiesen, weil sie entweder die fremde Sprache nicht kennen oder, nicht vollkommen mit ihr vertraut, zu gewissenhaft sind das Gegentheil zu sagen."

Aus diesem Uebergewicht der französischen Sympathien bei der in Belgien herrschenden Klasse erklärt sich der voreilige und unüberlegte Handelsvertrag mit Frankreich von 1842, der aber glücklicherweise dahin geführt hat, den Belgiern über ihre wahren Interessen die Augen zu öffnen. Denn dieser Vertrag war von französischer Habgier diktirt und auf die Imbecillität oder politische Devotion der Belgier berechnet. Belgien kam dadurch in so auffallende Nachtheile, daß es schon zwei Jahre später sein System ändern mußte. Mit gerechtem Unwillen äußert sich der Verf. über die deutsche Presse, welche damals auf so unverständige Weise das deutsche Interesse verkannt und den Franzosen gedient habe. Dagegen rühmt er: „Das Benehmen Preußens in dieser Sache verdient den Dank des zollvereinten Deutschlands, und wir wünschten nichts mehr als die leitende Vereinsmacht möchte Hannover, Holland, England und Rußland gegenüber stets mit gleicher Entschiedenheit und Kraft auftreten. Die belgischen Oppositionsblätter gestanden selbst zu, daß das Benehmen ihrer Regierung, die allen deutschen Anträgen auf ein billiges Uebereinkommen unter allerlei unbegründeten Vorwänden ausgewichen sey, in Vergleich mit der fast übertriebenen Nachsicht und Geduld des Zollvereins der größten Anmaßung völlig gleich komme und nur durch ihre Stellung zu Frankreich einigermaßen erklärt werden könne. Die Energie des Zollvereins war dann doppelt erfreulich, wie an sich, so auch in ihren Folgen. Hatte er sich bisher von fremden Staaten zu viel bieten lassen, so zeigte er nun wie er keineswegs gemeint sey noch ferner mit sich spielen zu lassen, daß auch gegen die Uebergriffe und Anmaßungen anderer Staaten eine unwandelbare Nachsicht aufhören und demnächst besonders an Holland die Reihe kommen werde, seine Macht zu fühlen. Ferner bewies der Schritt, daß die Vereinsregierungen ihre Scheu vor Differenzialzöllen, die schon der Entwurf des Handelsvertrags mit Nordamerika gebrochen, ganz überwunden haben, und entschlossen sind, dieses wirksame Mittel überall in Anwendung zu bringen, wo es dazu dienen kann, Deutschlands Belange fremden Staaten gegenüber geltend zu machen. Die unmittelbare glückliche Folge der Retorsionsmaßregel war aber, daß sie die belgische Regierung gefälliger stimmte. Beide Länder hatten die Mittel in der Hand, sich wechselseitig unermeßlich zu nützen; je mehr man sich aber schadete, desto balder schien man zu dieser Erkenntniß und in Folge davon zum gründlichen Einverständnisse zu gelangen." Das Resultat war bekanntlich der Handels- und Schifffahrtsvertrag vom 1. Sept. 1844.

Herr Höflen setzt nun die außerordentlichen Vortheile auseinander, welche der neue Vertrag für Belgien habe, und vergleicht damit die geringen Vortheile und überwiegenden Nachtheile des früheren Vertrags mit Frankreich. Er beweist durch tabellarische Uebersichten S. 292 ff., daß die Bilanz in der Fabrikatenausfuhr zwischen Frankreich und Belgien zu Gunsten des ersteren

steht und zwar wie 30 zu 16 Mill.; zwischen Deutschland und Belgien dagegen zu Gunsten des letzteren und zwar wie 20 zu 17 Mill. Also hatten die Franzosen allein allen Vortheil von dem früheren Vertrage. „Die Versuche Belgiens mit Frankreich eine innigere Handelseinung einzugehen, scheiterten an der Selbstsucht der französischen Industriellen; dennoch ward es darob von der französischen Presse mit Vorwürfen schreienden Undanks, ja mit offenbaren Drohungen gegen seine Selbstständigkeit überschüttet; man erinnerte die Belgen an Zeiten wo französische Präfekten ihnen befahlen, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß sie sich erneuern könnten, als wässere ihnen der Zahn darnach. Bei allen Unterhandlungen suchte Frankreich sich den Löwenantheil zuzuwenden, wogegen Belgien unaufhörlich Zugeständnisse machen sollte, ohne die gebrachten Opfer erwidert zu sehen. Mußte Belgien bei solchem Verfahren und eigennützigem Schutzanbieten der Franzosen sich nicht mehr und mehr gedrungen fühlen Freundschaft und Stütze auch anderwärts zu suchen, wo es jedenfalls nicht zu fürchten hat diese um den Preis der Selbstständigkeit und Existenz erkaufen zu müssen? Haben seine Häfen, seine Schiffahrt, sein Seehandel etwas zu hoffen von einem Anschlusse an Frankreich, das für seinen Seebezug weit gelegenere Häfen besitzt? Ist Antwerpen dem Zollverein gegenüber nicht in der entgegengesetzten Lage, darf es durch seine doppelte Verbindung mit Köln, dem Rhein und ganz Deutschland nicht einer glänzenden Zukunft entgegen blicken, falls nur Verschmelzung der beiderseitigen Belange, innere Annäherung stattfindet?" S. 26.

Mußte nun auch der Zollverein, um mit Belgien einen Vertrag abschließen zu können, einige Opfer bringen, so glaubt der Verf. doch mit Recht, daß dieselben nicht gescheut werden durften. Der Vortheil, durch den Hafen von Ostende mit der Nordsee in Verbindung zu kommen, wiegt schwer auf der Waagschale, besonders wenn man nicht vergißt, wie sich Holland, wie sich die Hansestädte gegen den Zollverein gestellt haben.

Wie aber der Vertrag mit Belgien erst eigentlich fruchtbar gemacht werden könnte, erörtert der Verf. in Folgendem, was wir als die Quintessenz seines Werkes bezeichnen dürfen S. 148: „Soll jedoch der Septembervertrag für den Zollverein recht fruchtbar werden durch kräftige Organisirung seines Bedarfhandels mit den überseeischen Staaten, soll er zugleich den noch nicht beigetretenen deutschen Küstenstaaten Motive des Anschlusses, gegen fremde Staaten aber, die unsern Handel und unsere Schifffahrt nicht auf dem Fuße der Gleichheit behandeln, uns die Macht wirksamer Repressalien geben: so muß der Verein sich unverzüglich zur Aufstellung eines Systems von Differenzialzöllen entschließen, hinsichtlich sowohl des Ursprungs der Ladungen als der Nationalität des Schiffes, welches sie führt, also eines ähnlichen Systems wie das französische und das neuerdings in Belgien eingeführte. Ist der Verein wegen seiner Trennung von den Meeren im Süden und Norden auch nicht in der Lage eine Schifffahrtsakte so streng wie die englische und die im Wesentlichen ihr nachgebildete nordamerikanische durchzuführen, was auch nicht eben erforderlich, so hat ihn doch der Vertrag vom 1. September, der seinem Westen einen Seehafen gegeben, jetzt völlig in Stand gesetzt, ein Differenzialzollsystem anzunehmen, und alles spricht dafür, hiermit nicht länger zu zögern. — Der künftige Anschluß (heißt es ferner S. 173) des ganzen deutschen Nordens an den Zollverein wird allerdings auch erst ein scharf geprägtes, vollendetes Schifffahrtssystem möglich machen, aber bis die Verhältnisse dahin gereift sind, könnte die bloße seehandelspolitische Einheit doch vorerst den dringendsten Bedürfnissen genügen, die Kreise für Verwerthung der gesammten deutschen Erzeugung nach außen erweitern und die nähern Vereinigungsschritte im Innern vorbereiten. Schade nur, daß auch diese Einigung nicht so leicht zu bewerkstelligen seyn möchte, als manche sich vorzustellen scheinen, und zuletzt nichts übrig bleiben dürfte, als daß auch zu jenem Zweck, wie bei der Zolleinung, einzelne Staaten die Initiative ergreifen. Diese wichtige Rolle nun sollte der Zollverein übernehmen, er ist dabei am meisten befugt, am vorzüglichsten ausgerüstet an physischer Macht wie an moralischem Ansehen. Sofort einige vorläufige wirksame Differenzialmaßregeln gegen den fremden Zwischenhandel ergreifend, sollte er dazu zugleich bestimmt erklären, daß er mit Beginn des Jahres 1848, wann sein hemmender Vertrag mit England vom 2. März 1841 abgelaufen, wo der noch traurigere Vertrag Hannovers mit England vom 22. Julius 1844 und der Hollands mit demselben Inselreiche vom J. 1837 ebenfalls aufgekündigt werden können, ein vollständiges Differenzialzollsystem annehmen und strenge durchführen werde, daß er demnach die andern deutschen und benachbarten Staaten freundlich und zeitig zum Anschlusse an dasselbe einlade und sie sowie den Rheder- und Handelsstand aufforderte alle erforderlichen Vorbereitungen und Einrichtungen dazu zu treffen. Das einzuführende Schifffahrtssystem selbst aber müßte gleich am nächsten Zollvereinstage berathen und beschlossen und dann vor der definitiven Genehmigung bekannt gemacht werden, um auch der öffentlichen Meinung noch die wünschenswerthe Einwirkung auf dasselbe zu gestatten. Eine hinreichende Marine, die erste pragmatische Bedingung dazu, würde uns in keinem Fall mangeln. Viele Ostseeschiffe eignen sich zur überseeischen Fahrt und würden Gelegenheit erhalten nach hansischem

Vorbilde sich in den transatlantischen Ländern zu orientiren und dort selbstständige Handelsverbindungen anzuknüpfen; Köln und andere Rheinstädte würden zunächst über Antwerpen, mit dem Eisenbahn und Rhein sie verbinden, den Schiffbau und die selbstständige Ausfuhr der Erzeugnisse ihres Landes versuchen; die in fremdem Zwischenhandel beschäftigten Bremer Schiffe würden größtentheils in deutschen Dienst rückkehren; die Werfte von Bremen könnten zudem jährlich 40 bis 50 neue Kauffahrteischiffe liefern, ebenso viel die Hamburgs, und noch eine größere Zahl die preußischen Werfte am Ostseestrande. Gewiß, bis zum Jahr 1848 würde Deutschland, dessen Handelsmarine schon jetzt die zweite in Europa ist, der fremden Zwischenschifffahrt ganz entbehren können, auch abgesehen von dem Mitbewerbe der Gegenseitigkeit gewährenden Länder, unter welchen Nordamerika allein im Stande wäre jeden etwaigen Mangel zu decken."

Was die Hansestädte und Holland betrifft, so vergißt der Verfasser nicht, auch deren Sonderinteressen zu erwägen und darnach ihre feindliche Stellung gegen den Zollverein zu beurtheilen. Aber er findet, daß beide gegen ihren eignen wahren Vortheil handeln, indem sie, die als lebendige und edelste Glieder des deutschen Handelkörpers gegen das Ausland Front machen sollten, sich dienend an ein ausländisches Interesse anschließen und Front machen gegen die eignen Landsleute, wie ein geistreicher Redner im nordamerikanischen Kongreß einmal über die Straßburger spottete, die in französischer Uniform gegen ihre deutschen Landsleute Schildwacht stehen. Von Hamburg sagt er sehr treffend: „Der faule Fleck im Hamburger Handel ist nicht das, was die Hansa ihren Zwischenhandel nennt, denn dieser besteht eigentlich, wie wir oben gesehen, aus 97 Prozent Bedarfshandel für Deutschland und nur 3 Prozent Zwischenhandel von fremden Ländern nach solchen über Hamburg; vielmehr liegt er darin, daß dieser Bedarfshandel nicht direkt, nicht selbstständig durch unmittelbaren Umtausch deutscher Exporte gegen direkte Importe, sondern zum größten Theil über England, Holland und Frankreich oder in Schiffen dieser Länder geführt wird, zum höchsten Nachtheil der deutschen Ausfuhren. Dieser indirekte Bedarfshandel ist fremder Zwischenhandel, das bildet die wunde Seite des Hamburger Verkehrs, die große Last und Beschwer für deutsche Industrie, der wir uns durchaus entledigen müssen." S. 413. Ueber Holland spricht Herr Hösken sehr schön S. 190 ff. Was könnte Holland seyn, wenn es in ein richtiges und naturgemäßes Verhältniß zu Deutschland träte, und was ist es jetzt, als Schildträger Englands? England hat durch seinen Vertrag mit Holland die Kluft zwischen diesen Landen und dem Zollverein noch weiter aufgerissen. Das ist Englands Interesse ohne Frage; aber ist es auch Hollands Interesse? Gewiß nicht. England hat durch seinen Vertrag mit Holland gehindert, daß im holländischen Java den deutschen Manufakten Vortheile eingeräumt werden. „England gibt sich alle Mühe, ihn für ein weiteres Menschenalter zu verlängern, selbst durch Handgelder, wie z. B. die vorübergehende Begünstigung des javaischen Zuckers vor brasilischem und anderm durch Sklaven erzeugten, die wahrscheinlich bald nach erneuertem Abschlusse wieder aufhören würden. Ein zeitiger Differenzialzoll gegen holländische Kolonialerzeugnisse allein sichert Deutschland vor Erneuerung jenes Vertrags." Es empört, wenn wir lesen, daß Deutschland jährlich den Holländern 22 Millionen für javaische Produkte zahlen muß und nur für 2 Millionen deutsche Waaren dahin absetzt. „Und wir sollten, wir könnten deßungeachtet die holländischen Kolonialerzeugnisse in den Differenzialzöllen begünstigen? Noch einmal, es ist unmöglich, am meisten jetzt, wo es gilt, die Erneuerung der Verträge Hollands, Hannovers und Brasiliens mit England zu hintertreiben, wo der Zollverein allen Grund hat jenen Staaten gegenüber mit Energie aufzutreten und das über sie ausgespannte englische Netz zu zerreißen. Deutschland gebietet über die nöthigen Hülfsmittel seinen auswärtigen Handel der Art zu regeln, daß seine Einfuhren an Kolonialerzeugnissen mit seinen Ausfuhren an Manufakturwaaren in die Kolonialländer gedeckt werden. Um die Kolonialerzeugnisse Hollands im Differenzialzolle zu begünstigen, muß es nicht nur seinen Vertrag mit England künden, sondern auch seine ganze Kolonialpolitik dahin umändern, daß Java aufhört ein bloßer Meierhof für den holländischen Staat zu seyn, daß es beginnt ein wichtiger Markt für deutsche Ausfuhren zu werden. Wie viel größer würde der Verbrauch des ostindischen Archipels an europäischen Erzeugnissen seyn, wenn die Kolonialerzeugung nicht mehr monopolisirt, die Bevölkerung auf Java einer höhern Gesittung entgegengeführt würde und der gesammte javaische Handel frei und aller Hemmnisse ledig wäre!" — Bei allen Zerwürfnissen und Erbitterungen zwischen Holland und Deutschland empfiehlt der Verfasser doch immer, beide Länder als in ihrem wahren Interesse übereinstimmend, beider Bevölkerungen als ein Brudervolk anzuerkennen.

In Bezug auf Belgien wird noch auf das erfreuliche Resultat des Eisenbahnsystems hingewiesen, was wir aber hier, als mehr bekannt, unerörtert lassen wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 79.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 4. August 1845.

Historische Romane.

1) Die Gallerinn auf der Riegersburg. Historischer Roman mit Urkunden. Von einem Steiermärker. Drei Theile. Darmstadt, Leske, 1845.

Ein in seiner Art einziges Werk. Der Verfasser hat es einen historischen Roman genannt, obgleich es nichts als wahre Geschichte enthält, aber die Geschichte selbst wird hier so abenteuerlich, daß der Name hinlänglich gerechtfertigt erscheint. Es ist ein Lebensbild aus dem Ende des 17ten Jahrhunderts, aus der Steiermark; die Geschichte einer alten Frau und ihrer Tochter, scheinbar etwas Alltägliches, aber so wie man die Personen und die Zeit näher kennen lernt, durch das Fremdartige und beinah Dämonische des Eindruckes wunderbar überraschend.

Elisabeth, aus der geadelten und reichen Familie Wechsler stammend, vermählt mit dem Hofkriegsrathspräsidenten Freiherrn Galler, erbte als dessen Wittwe die Riegersburg und befestigte dieselbe als starkes Bollwerk der Steiermark gegen die Türken. Ein heroisches Weib, zum Herrschen und Kämpfen geboren, gerieth sie mit der ganzen Nachbarschaft und selbst mit ihren Angehörigen in Prozesse und erwarb sich dadurch den Uebelnamen der bösen Liesel. Der Pfarrer von Riegersburg verhöhnte sie öffentlich auf der Kanzel wegen ihrer bürgerlichen Abstammung, und sie vergalt es ihm mit schonungsloser Aufdeckung seines lüderlichen Lebenswandels. Dazu kamen bald unzählige andere Prozesse über Mein und Dein, ja sogar kleine Fehden, denn unter andern ließ die kühne Frau dem Husarengeneral Bathyani, der in der Nachbarschaft kantonnirte und ihre Güter nicht genug schonte, Pferde rauben ꝛc. Aber auch mit ihren nächsten Verwandten kam sie in Prozeß, sogar mit ihrer einzigen Tochter, die der Graf Purgstall geheirathet hatte. So lange nämlich diese Tochter unvermählt war, hatte die kluge Mutter ihre eigne Hand jedem Bewerber verweigert, um durch die Aussicht auf das vollständige reiche Erbe einen vornehmen Schwiegersohn anzulocken. So wie aber die Tochter unter die Haube gebracht war, heirathete die Mutter noch einmal und beeinträchtigte durch die Zusicherungen, die sie dem zweiten Manne machte, das Erbe des Eidams. Ja als ihr zweiter Mann starb, nahm sie bloß aus Trotz gegen den Eidam noch einen dritten; als dieser aber allzu zudringlich in seiner Habgier wurde, ließ sie sich wieder von ihm scheiden und versöhnte sich mit der Tochter. Zuletzt in hohen Jahren hörte sie zu prozessiren auf und widmete sich unter Anleitung der Pfarrers Zirkelius den magischen Wissenschaften. Dieser aber wurde in einen schauerlichen Herenprozeß verwickelt, dem er nur durch Selbstmord entgehen konnte. Die alte Frau starb um diese Zeit noch ungekränkt, aber ihr Eidam, Graf Purgstall, hatte den Kummer, den Herenprozeß gegen seine eignen unschuldigen Unterthanen führen zu müssen.

Das ist der einfache Rahmen eines Bildes, das den außerordentlichsten Reichthum an treuen Sittenschilderungen einer höchst merkwürdigen Zeit enthält. Die Hauptpersonen der Erzählung hängen einerseits mit dem kaiserlichen Hofe und der gesammten steirischen Aristokratie zusammen, andrerseits stehen sie auf ihrem ländlichen Erbe dem gemeinen Volke nahe. Es wechseln also hier Scenen aus dem vornehmen und aus dem gemeinen Leben in großer Mannigfaltigkeit. Die Menschen, einem tüchtigen Gebirgsvolk und noch einer kräftigen Zeit entstammend, stehen an der Grenze moderner Kultur und ihre noch rohen Leidenschaften erscheinen schon durch jene vergiftet. Man erstaunt, ja man erschrickt, solche Portraits zu sehen. In einer Landschaft, die wir uns in tiefem Frieden und in gemüthlicher Selbstgenügsamkeit zu denken gewohnt sind, erblicken wir wilde Gewaltsamkeit, zähen Haß, teuflische Bosheit, gemeinen Egoismus ihr Wesen treiben. Dabei hat der Verfasser die Züge eher gemildert, als verschärft, denn in den zahlreichen

Urkunden, die in jedem Bande dem Text beigefügt sind, reden die betreffenden Personen selbst. Man darf nur die Eingabe der Gallerin Theil I. S. 342 f. lesen, worin sie sich wegen ihres bewaffneten Einbruchs in das Pfarrhaus rechtfertigt und den Pfarrer in der naivsten Sprache von der Welt der schandbarsten Dinge bezüchtigt, oder Theil III. S. 8 in den Urkunden die Aussage einer Bauernmagd über einen Hauptpfarrer, um die ganze Rohheit der Zeit mit einem Blick zu ermessen. Es ist daher sehr erfreulich, daß der Verfasser diesen dunkeln Schattenseiten helle Lichtseiten in den muntern und eben so naturtreuen Schilderungen der damaligen Feste, Hochzeiten, Jagden ꝛc., überhaupt der gastlichen Sitten gegenübergestellt.

In dem Herenprozeß am Schluß kulminirt das Interesse des Ganzen. Er wurde zunächst veranlaßt durch einen vornehmen Neider des Hauses Purgstall, der den Eidam der reichen Besitzerin der Riegersburg in Verlegenheit bringen, ihn bitter kränken wollte. Der Graf Purgstall war nämlich weich und zärtlich von Natur, hatte also ein natürliches Grauen vor den Torturen und Scheiterhaufen. Zudem betraf es seine eignen Unterthanen, und endlich waren dabei sogar die nächsten Diener seines Hauses kompromittirt. Eben deßhalb aber wußte sein boshafter Feind alles so zu karten, daß gerade Graf Purgstall selbst den Prozeß gegen die Heren und Zauberer auf seinem Gebiete leiten und dabei, um nicht verdächtig zu werden, die äußerste Strenge beobachten mußte. Das innerste Herz empört sich, wenn man solche Dinge liest.

Den Vorwand zum Herenprozeß lieh die Ungebühr des Pfarrer Agricola und einiger junge Kapläne, die schönen jungen Weibern nachstellten und dieselben bei geheimen Zusammenkünften durch sinnverwirrende Tränke bethörten. Aber eine Menge Unschuldige wurden in den Prozeß verwickelt, weil irgend ein Privathaß sie verdächtigte, oder eine schon Angeklagte ihre Feindin durch falsche Anklage mit ins Verderben stürzte. Der Prozeß, der hier in allen seinen Einzelheiten urkundlich mitgetheilt wird, wimmelt von schaudererregenden Beweisen menschlicher Verruchtheit. Namentlich wird eines außerordentlich schönen jungen Weibes gedacht, der Maria Mauerin, die völlig unschuldig von einem andern minder schönen, aber ausschweifenden Weibe, bloß aus Eifersucht, weil die Pfaffen jener nachgetrachtet, der Hererei bezüchtigt wurde. Der Graf Purgstall konnte es nicht über das Herz bringen, das schöne, und wie er wohl wußte, unschuldige Weib foltern zu lassen, und befand sich in grausamer Verlegenheit, da das Gericht ihn zur Entscheidung drängte. Da entschloß sich die arme Maria kurz, bekannte sich, nur damit der Henker sie nicht bei der Tortur entblöße, freiwillig des Todes schuldig und ließ sich geduldig enthaupten. Den Pfarrer Agricola schirmte die Geistlichkeit lange, doch endlich entschied ein Machtgebot des Kaisers, und man konnte ihn der öffentlichen Hinrichtung nur durch heimliche Erdrosselung im Kerker entziehen. Nun wollte aber Niemand das Holz zur Verbrennung seiner Leiche hergeben und man ließ ihn im Thurm modern. Erst nach drei Monaten erfolgte die Verbrennnng. — So oft es regnete, oder gar hagelte, wurde der arme Graf Purgstall beschuldigt, das käme von seinem Schonungssystem; weil er zu wenig Heren verbrennen lasse, so trieben sie mit Wettermachen ihren Spott. Durch diese Volksmeinung und durch die immer neuen Anklagen Unschuldiger in Folge der Angst oder Bosheit der Torquirten mehrten sich die Herenprozesse in ganz Steiermark. Im Raabthal wurden allein im Jahr 1687 dreihundert Heren ins Wasser geworfen und die nicht ersoffen, verbrannt. Graf Purgstall, zu schwach und furchtsam, um sich den Greueln zu widersetzen, ließ wenigstens die meisten Verurtheilten nur enthaupten und erst die Leichen verbrennen.

Was die Aussagen der Heren selbst über ihren Teufelskultus betrifft, so erkennt man darin genau die Illusion des Jahrhunderts wieder, wie sie allenthalben verbreitet war. Man kennt sie aus den Sagen von der Walpurgisnacht auf dem Blocksberge. Hier vertritt nur der Stradenkogel die Stelle des Blocksberges. Auf dieser Berghöhe schmausen und tanzen die Heren mit dem Teufel, nachdem er sie in der Regel selbst dahin geführt hat, zu Roß, zu Wagen, oder nur einfach durch Salbung unter den Achseln, worauf sogleich rascher Ausflug durch die Luft erfolgte. Der Teufel erschien ihnen in den mannigfaltigsten Gestalten, als junger Bauer, als alter Bettler, als Herr, als Pfaff, als Hund, Katze, Bock; immer aber in Gestalten, wie sie für die einfache Einbildungskraft eines Bauernweibs gehört, nie fremdartig und phantastisch, ja sogar der Hörner und des Pferdefußes wird nicht gedacht. Allgemein wird dem Teufel eine häßliche, schnaubende und heisere Stimme zugeschrieben. Ein angeklagter Bauer sagt aus, der Teufel sey ihm einmal in Gestalt einer schönen Bauerndirne erschienen. Wird vielen schon so gegangen seyn. Phantastischer ist dagegen die immer wiederkehrende Aussage, daß man bei den Herenmahlzeiten den Wein aus Bäumen gezapft habe, und zwar den guten stets aus einer Eiche, den dünnen, salzigen oder übelschmeckenden aus einer Buche. Sehr phantastisch und selten in Herenprozessen ist die Aussage der Heren, daß sie selbst in der Gestalt von Habichten oder von Raben von Berg zu Berg geflogen seyen. Gewöhnlich findet dieser Flug in Wind, Regen oder Hagel statt, denn nachdem die Heren auf dem Berge eine

zu diesem Zweck mitgenommene geweihte Hostie mit Wasser, Schnee, Kröten, Eidechsen und dergleichen zusammengerührt, und das daraus zusammengeronnene Eis in ein Säckchen gepackt haben, nehmen sie dasselbe auf ihrem Fluge mit und schütten es in der Luft aus, woraus Ungewitter und Hagel entstehen. — Kenner des Herenwesens werden diese zum Theil neuen Modifikationen des bekannten Irrwahns nicht ohne Interesse lesen.

Der langwierige Herenprozeß, der sich durch ein Paar Jahrzehnte hindurchzog, nahm beim Tode der Gräfin Purgstall eine neue Wendung. Auf einmal hieß es, die Gräfin sey durch die Heren umgebracht worden, auf Antrieb einer Gräfin von Wagenberg, die einst selbst auf des Grafen Purgstall Hand Ansprüche gemacht und sich selbst nun (etwas spät) gerächt habe. Dabei kam an den Tag, daß auch der erstgeborne Sohn Purgstalls durch die Heren ums Leben gebracht worden sey. In den frechen Aussagen der deßfalls Angeklagten kommen noch andere Seltsamkeiten vor. Die Here bekennt, sie habe zuweilen ganze Nächte mit dem Teufel auswärts zugebracht und derweil ihrem Manne ein Bund Stroh ins Bett gelegt, das er für sie selbst gehalten. Auch habe sie in einer gewissen Gegend keinen Schaden mit Hagel thun können, weil man daselbst stets mit geweihtem Schießpulver gegen die Wolken geschossen ꝛc.

Genug. Man blickt hier in eine Welt und in eine Bildungssphäre der menschlichen Gesellschaft hinein, von der man wohl sagen kann: Gott sey Dank, daß sie vorüber ist.

Der Verfasser aber hat sich zu seinen vielen Verdiensten durch Herausgabe dieses Werks ein neues erworben. Er hat, wie wir hoffen, eine Bahn gebrochen, auf welcher der historische Roman sich noch weiter ausbilden wird, wenn er auch nur zuweilen die ausgetretene alte Bahn verläßt, auf der er der geschichtlichen Treue entfremdet und in poetische Willkür ausgeartet ist oder gar von Menschen, die gar keine Geschichte verstehen, nach einigen beliebten Mustern fabrikmäßig bearbeitet worden ist.

2) Kara Mustapha vor Wien oder die verhängnißvolle Verlobung. Vom Verfasser der „Kinder der Wittwe." Mit einem Stahlstich. Augsburg, Schlosser.

Feodor Gyarmath, schon verwundet, vertheidigt mit letzter Anstrengung die Minoritenkirche gegen den Andrang der stürmenden Türken. Seine Geliebte ist bei ihm. Schon krachen die Thüren und Alles scheint verloren. Da führt er die Geliebte in ein unterirdisches Gewölbe und hält die brennende Fackel über ein offenes Pulverfaß, indem das Mädchen ihm in den Armen liegt und ein alter Mönch den Segen über sie spricht. Aber plötzlich naht Hülfe, die Kirche wird entsetzt, die Türken fliehen. Das alles ist gar lebendig und in einer Weise geschildert, daß das kleine Buch sich nicht mit Unrecht der „reiferen Jugend" empfehlen darf.

Geschichte.

Geschichte Freibergs und seines Bergbaus von Dr. Benseler. Freiberg, Engelhardt.

Dieses Werk erscheint seit drei Jahren in Heften, ist aber noch unvollendet. Es enthält sehr schätzbare Nachrichten über die Anfänge und allmählige Ausbildung des Bergbaus in Meißen überhaupt und in Freiberg insbesondere. Urkundlich hat der Bergbau hier erst ziemlich spät im Mittelalter begonnen. Die Sagen, die auf früheren Ursprung deuten, sind alle, wie sich klar nachweisen läßt, von späterer Erfindung; denn wenn die Sage z. B. einen Mönch des 8ten Jahrhunderts als Entdecker der Gruben nennt, so leuchtet es von selbst ein, daß dieß eine Lüge ist, denn im 8ten Jahrhundert waren jene Gegenden noch von heidnischen Slaven besetzt und von einem Kloster keine Spur.

Hie und da finden sich alte Gruben, und es mag wohl seyn, daß auch hier wie in Böhmen slavischer Kunstfleiß schon lange vor der Herrschaft der Deutschen thätig gewesen, doch konnten die Slaven unmöglich den großen Umfang der später aufgefundenen Erzstrecken kennen; man hat erst nach und nach immer mehr davon entdeckt und erst in ganz neuester Zeit Schlüsse gezogen auf einen noch weiter verborgnen Reichthum. „In der grauen oder grünlich grauen Felsart nämlich, Gneis genannt, welche mit wenigen Ausnahmen das Urgestein dieser Berge bildet, und in Bänke von verschiedener Stärke getrennt auf einander liegt, haben gewaltige Erderschütterungen der frühern Zeit große Risse oder Spalten erzeugt, welche jene Lagen meist senkrecht durchschneiden und die sich dabei selten, höchstens bis auf einige Zoll, offen oder leer finden, sondern theils mit Gneis, theils mit andern Gesteinmassen, z. B. Quarz, Barytspath, Kalk und Braun- auch Flußspath in oft sehr regelmäßigem Wechsel angefüllt sind. Eben diesen Gangarten aber sind die mannigfaltigsten Erze (nur Wismuth und Quecksilber ausgenommen), und zwar hier dieses, dort jenes in größerer Menge beigemischt. Doch findet sich unter allen den vielen Klüften

und Spalten, welche man, insofern sie mit Mineralien ausgefüllt sind, Gänge nennt, keine, in welcher die Erze nicht das Haupterzeugniß der Freiberger Gegend, ich meine das Silber, in ihrer Mischung führten. Ja manche dieser Gänge bestehen beinahe bloß aus Silbererze, welches sich hier sowohl gediegen und rein, als auch in allen bekannten Abänderungen vorfindet, während es in andern Gängen dem Bleiglanze, Kupfer und andern Erzen unsichtbar beigemischt ist. Ihm zur Seite stehen die Bleierze, welche in so großer Menge angetroffen werden, daß der ganze sächsische Bergbau, wie Charpentier in seiner mineralogischen Geographie der chursächsischen Lande bemerkt, einen großen Theil seines Wohlstandes den in hiesigen Gegenden liegenden trefflichen Bleigängen zu verdanken hat. Denn nicht nur daß sie selbst mehr oder minder silberhaltig sind, gewähren sie auch an und für sich durch den Gewinn des Bleies einen nicht unbeträchtlichen Vortheil und sind zugleich für die Schmelzung des Silbers von hoher Wichtigkeit. Nicht minder bedeutend und häufig ist aber drittens das Vorkommen des Kupfers, welches theils in gediegenem Zustande, theils und zwar meistens aus Kupferkies gewonnen wird, und es wird nicht leicht ein Gang aufgeschlossen, dessen Erze nicht mehr oder minder damit vermischt wären. Der Gehalt steigt von einigen Pfunden bis auf etliche zwanzig im Centner, der überdieß nicht selten auch noch einige Loth Silber gibt. Wird aber ein Gang neu erschürft, so dient ferner der sogenannte bleiche Schwefelkies oder das durch Schwefel mineralisirte Eisen (es kommt auch rother Eisenstein und Eisenspath vor) dem Bergmanne als günstiges Zeichen der Bauwürdigkeit. Denn, so sagt das bergmännische Sprüchwort, wenn wir spüren Kies, so treffen wir Erz gewiß. Sein Gebrauch ist zum Schmelzen der Erze unentbehrlich. Daß sich auch Gold, doch nie gewachsen, Zinn, doch nie in großer Menge, so auch Zink, Spießglanz, Arsenik, Kobalt und Kupfernickel vorfinde, lehrt ebenfalls Charpentier in seiner oben erwähnten Schrift. — Ist aber anzunehmen, daß diese Gänge zunächst daraus entstanden sind, daß die Erdrinde einst auf eine weite Strecke hin zu gleicher Zeit zerrissen ward, so ist es auch natürlich, daß dieselben nicht einzeln auftreten, sondern durch ganze Gebirge hindurch viele Stunden weit in einer mehr oder minder beträchtlichen Anzahl einer und derselben Hauptrichtung folgen. Solche Gangzüge sind an manchen Stellen mehrere Stunden breit. Daß aber ihre einzelnen Gänge nicht alle mit der Richtung des Hauptzuges übereinstimmen, darf bei einer großen, gleichartigen Zertrümmerung breiter, weiter Landstriche nicht auffallen. Mag daher auch der großartige Gedanke von Ch. C. Schmidt, wornach die Hauptgänge des Harzes mit dem Gangzuge von Roßwein über Freiberg bis Kulm bei Karbitz in Böhmen in Verbindung stehen, erst noch weiterer Bestätigung bedürfen, so ist doch so viel sicher, daß sich in der Freiberger Gegend ein solcher erzreicher Hauptzug von dem Mundloche des alten tiefen Fürstenstollen bei Conradsdorf bis nach Langenau, also 6000 Lachter weit erstreckt. Er geht nämlich unter Loßnitz (bis Waltersdorf), Tuttendorf (bis Halsbrücke) und Hilbersdorf weg durch und neben Freiberg vorbei über den Zug (zwischen Michaelis und Berthelsdorf) durch Brand und Erbisdorf bis Langenau. Seine Breite hingegen von dem Abendsterner Morgengange bei dem Neuen Morgensterne zwischen den obern Schmelzhütten und dem Rammelsberge am rechten Ufer der Mulde bis zur Grube Neugeboren Kindlein in Kleinwaltersdorf beträgt reichlich 3000 Lachter, und Pingenzüge so wie Gangentblößungen lassen auf beiden Seiten eine noch größere Breite des Zuges vermuthen."

Die berühmten Bergwerke von Freiberg kamen erst am Ende des 12ten Jahrhunderts in Flor, und von Freiberg selbst wurde erst 1171 eine Brug, 1181 ein Flecken von zuerst angesiedelten Bergleuten gebaut und dieser 1186 mit Mauern umgeben. Die nächste Veranlassung zur Gründung der Stadt gab der berühmte Heinrich der Löwe. Als dieser nämlich im Jahr 1181 die Bergwerke von Goslar zerstörte, weil die Bergleute kaiserlich gesinnt waren, zogen die letzteren in die Gegend von Freiberg, um sich dort niederzulassen. Der Ruf der dortigen Erze muß also wohl schon vorher zu ihnen gedrungen gewesen seyn, ohne daß noch der Bergbau in Freiberg selbst getrieben wurde. Die Ausbeute muß gleich anfangs sehr reich gewesen seyn, sonst würde die Kolonie nicht schon fünf Jahre nach der Gründung Stadtmauern erhalten haben. Freiberg wurde seitdem der Centralpunkt des Bergbaus in jenen Gegenden, von hier aus wurde Annaberg ꝛc. gegründet.

Nun folgt eine sehr detaillirte Schilderung sowohl der Ausbreitung des Bergbaus und der äußeren Schicksale der Stadt, als auch der inneren Verfassung und Gesetzgebung der bergmännischen Gemeinde, der Eigenthumsrechte, des Münzwesens, des Vertriebs, des alten Zoll- und Gewerbswesens, endlich der öffentlichen Sitten in der Bergstadt während des Mittelalters.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 80.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 6. August 1845.

Rechtspflege.

1) Die Mündlichkeit, das Anklageprinzip, die Oeffentlichkeit und das Geschwornengericht in ihrer Durchführung durch die verschiedenen Gesetzgebungen dargestellt und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit mit Rücksicht auf die Erfahrungen der verschiedenen Länder geprüft von Geh. Rath Prof. Dr. Mittermaier. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

Der berühmte Mittermaier erörtert hier die großen Tagesfragen der Jurisprudenz mit einem seltenen Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, von gewissenhafter Prüfung und umsichtigen Erwägung der bisher gemachten Erfahrungen. Vor allem orientirt er uns auf dem weiten Felde der Meinungen und zeigt, wie nach und nach die Staaten den Forderungen einer humaneren und rationelleren Rechtspflege nachgekommen sind, wie im Verlauf der Zeiten die Grundansichten hierüber sich auffallend geändert haben, demnach auch in allen civilisirten Ländern neue Strafgesetze und Strafprozeßordnungen erlassen worden sind, doch aber eine Uebereinstimmung noch nicht vorhanden ist, sondern die Ansichten über einzelne und zwar wesentliche Punkte noch immer von einander abweichen. Der Verfasser geht alle neuen Strafprozeßordnungen durch und entwirft ihre Charakteristik mit der genauesten Sachkenntniß und einer Klarheit, daß man über die Meisterschaft erstaunt, mit der er eines so umfangreichen Materials Herr geworden ist.

Ueber die Anregung der großen Fragen, welche der Titel des Werks verzeichnet, in Deutschland sagt der Verfasser S. 5: „Durch die immer mehr in das Leben tretenden Verfassungen der deutschen Staaten wurde auch ein in das Volk übergehender Geist der Aufmerksamkeit auf das Strafverfahren verbreitet und die Beachtung der Formen, welche man für die besseren vielfach erklärte, veranlaßt. Auf den Landtagen wurden Anträge auf Einführung der Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und der Geschwornengerichte gestellt; das bestehende Verfahren wurde dabei einer scharfen Kritik unterworfen, das Volk, welches diesen Verhandlungen folgte, wurde immer aufmerksamer. Auch die seit dem Jahre 1832 in den deutschen Staaten vielfach verhandelten politischen Prozesse gaben der Theilnahme an der Frage über die Umgestaltung des Strafprozesses eine neue Nahrung. Manche in den Ländern, in denen das öffentliche Verfahren und Geschwornengerichte galten, verhandelten Prozesse veranlaßten durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen noch mehr eine Verbreitung kühner politischer Ideen. Mit Angst sah man eine Folge der öffentlichen Verhandlungen, die mit einmal die härtesten Urtheile und die gewagtesten politischen Ansichten, deren Verbreitung sonst die Censur mit Sorgfalt zu unterdrücken suchte, in dem Volke bekannt machten. Manche Urtheile, die in diesen Prozessen ergingen, entsprachen nicht den Erwartungen hochgestellter Personen; die berühmt gewordene Straßburger Assise wurde bald ein Schreckbild, das man Jedem als ein angeblich furchtbares Beispiel der Gefahren der Allmacht des Geschwornengerichts bei politischen Verbrechen aufführt. Viele die ihr Beruf oder Mangel des eigenen Studiums hinderte, den wahren Zusammenhang der gerichtlichen Einrichtungen und die Wirkungen des Strafverfahrens im Leben zu beobachten, warfen Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Geschwornengericht in eine Klasse und verdammten die zwei zuerst genannten Einrichtungen, weil sie die Geschwornengerichte haßten. — Man muß den praktischen Sinn der deutschen Juristen rühmen, daß sie bei dem Daseyn so vieler Zweifel und Einwendungen gegen die Geschwornenverfassung wenigstens an den übrigen Grundelementen der Verbesserung, an dem mündlichen, öffentlichen Anklageverfahren festhalten und dem Vaterlande die Vortheile der durch diese

Elemente zu bewirkenden Verbesserung verschaffen wollen. Dadurch aber erhielten die legislativen Verhandlungen eine neue Richtung. Indem man fühlte, daß in einem auf Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und Anklageprinzip gebauten Strafverfahren manche in dem englischen und französischen auf die Voraussetzung der Urtheilsfällung durch Geschworne berechneten Prozesse vorkommenden Einrichtungen nicht anwendbar wären, und da wo rechtsgelehrte ständige Richter urtheilen, es anderer Vertrauen begründender Garantieen bedürfte, mußte die Berathung sich darauf richten, wie die bisher bei der Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte Richter als nothwendig anerkannten Einrichtungen der Rechenschaft der Richter durch Entscheidungsgründe und Gestattung von Rechtsmitteln gegen die Urtheile mit dem neu einzuführenden mündlichen Verfahren vereinbar wären." In diesem Sinn schritt die sächsische und badische zweite Kammer zuerst voran.

In demselben Sinn ist auch das Werk des Herrn Mittermaier abgefaßt. Es bezweckt in seinem Endresultate die Trennung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, die mit dem bisherigen Inquisitionssystem und mit dem Institut der Staatsanwaltschaft verbunden werden sollen, vom Geschwornengericht, dem der Verf. seine Zustimmung nicht ertheilt.

Nachdem er alle bestehenden Strafprozeßordnungen die Revue hat passiren lassen, und er nun aus der Kritik derselben sein eignes Gutachten entwickelt, erklärt er sich zuerst unbedingt für das Prinzip der Mündlichkeit und führt alle die schlagenden Gründe an, die dafür sprechen. Sie sind schon sehr allgemein anerkannt und wir wollen daher nur einen hier bemerklich machen, der uns von vorzüglichem Gewicht scheint. Die Mündlichkeit hält die Richter wach und munter und steigert ihr Interesse, während das stundenlange Anhören schriftlicher Referate sie nothwendig langweilen muß. Die Mündlichkeit veranlaßt alle Richter, sich den Fall klar zu machen, während das Vorlesen schriftlicher Referate, besonders wenn die Geschäfte drängen, zu dem Uebelstande führt, daß man alles dem Referenten allein überläßt. Der Zweifel, ob das mündliche Verfahren auch Gründlichkeit einführen könne, wird vom Verf. siegreich beseitigt. Er weist aus der Erfahrung nach, daß beim mündlichen Verfahren eine erschöpfende Vielseitigkeit fast immer Regel sey, während bei dem schriftlichen Verfahren die Einseitigkeit der Auffassung nur zu schwer zu vermeiden sey.

Sodann vertheidigt der Verfasser das Institut der Staatsankläger. Er findet dasselbe im Interesse der Gesellschaft. Der deutsche Untersuchungsrichter ist nur zu sehr geneigt, alles was nur irgend den Anschein des Verbrechens hat, aufs ängstlichste vor sein Forum zu ziehen und Monate-, Jahrelang daran zu untersuchen. Gegen diese grausame Pedanterie, welche die menschliche Gesellschaft einer gelehrten Liebhaberei, gleichsam einem kriminalistischen Entomologisiren Preis gibt, ist nun nichts wirksamer als ein Staatsanwalt, der alle unnützen Untersuchungen von vorn herein abschneidet. In Frankreich gelangten 1842 an die Staatsanwälte 58,290 Anzeigen von Fällen, die anfangs die Merkmale eines Verbrechens oder Vergehens an sich zu tragen schienen, bei denen aber die Staatsanwälte doch nicht auf Untersuchung antrugen, und zwar in 24,543 Fällen, weil man sich überzeugte, daß die Handlung nicht strafbar sey; in 15,482 Fällen, weil die Vergehen so gering waren, daß die bürgerliche Ordnung bei ihrer Bestrafung kein Interesse haben konnte. Im Jahr 1843 ließ die Staatsbehörde in Frankreich 60,347 Fälle (darunter 8453, welche den Charakter eines Verbrechens an sich zu tragen schienen) ohne Verfolgung, und zwar in 15,682 Fällen, weil die Staatsbehörde erkannte, daß das öffentliche Interesse keine Bestrafung forderte. Ein hinlänglicher Beweis dafür, daß die Staatsprokuratur eine praktische Erfindung ist. — Herr Mittermaier legt aber noch besonderes Gewicht darauf, daß der Untersuchungsrichter viel unabhängiger wird und viel unparteiischer in der öffentlichen Meinung erscheint, wenn er nicht nach eigner Systemsucht, Liebhaberei und Grübelei Verbrechen aufsuchen darf, sondern nur als Techniker das untersucht, was der Staatsanwalt ihm zu untersuchen anweist. Während da, wo kein Staatsanwalt die Anklage übernimmt, der Richter als Kläger und Richter in einer Person erscheint, werden diese beiden Eigenschaften hier passend getrennt. Wenn der Staatsanwalt, wie wir oben sehen, eine Menge unnützer Untersuchungen abschneidet, so steht es dagegen auch wieder bei den Richtern, durch ihr unabhängiges Urtheil unbegründete Anklagen des Staatsanwalts zu entkräften.

Drittens vertheidigt der Verfasser das Prinzip der Oeffentlichkeit mit eben so schlagenden Gründen, wie das der Mündlichkeit. Nur die Voruntersuchung will er geheim gehalten wissen.

Viertens endlich spricht sich Herr Mittermaier ausführlich über und zwar gegen die Geschwornengerichte aus, die er verwirft, während er die Mündlichkeit, die Oeffentlichkeit und den Staatsanwalt will. Seine Argumentation ist in der That sehr scharfsinnig. „Schon die Bestimmung des richtigen Begriffs des Geschwornengerichts hat große Schwierigkeiten. Man bemerkt leicht, daß die Anhänger so wie die Gegner der Anstalt nicht selten Merkmale derselben als wesentlich aufstellen, die in den Begriff nicht gehören. Wenn

man darauf baut, daß Richter aus dem Volke urtheilen, so verwechselt man die alten Schöffen mit den Geschwornen und müßte annehmen, daß in den Schweizerkantonen, in welchen in der großen Mehrzahl Männer als Richter gewählt werden, die keine juristische gelehrte Bildung erhalten, Geschwornengerichte bestehen, während nur in Genf eine solche Anstalt vorkommt. Wenn man das Merkmal: daß die Geschwornen nach moralischer Ueberzeugung, ohne Rechenschaft durch Entscheidungsgründe, urtheilen, so müßten die Richter im Waadtlande, in Parma, in Sardinien, in Toskana, da auch sie nicht nach einer Beweistheorie entscheiden, ebenfalls Geschworne seyn. Daß das oft aufgestellte Merkmal: daß die Geschwornen Richter der That seyen, im Gegensatze der rechtsgelehrten Richter, welche über das Recht richten, auf einer irrigen Ansicht beruht, wird sich unten näher ergeben, wenn wir die Stellung der Geschwornen und Richter zergliedern. Der neueste achtungswürdige Beobachter der französischen Einrichtungen, Herr Braun, hebt wieder die schon von Feuerbach angegriffene Idee des Genossengerichts hervor, weil bei der Jury eine gewisse Anzahl von Personen vereinigt wird, von denen Alle oder wenigstens Einige auf der Stufe, oder mindestens der Stufe geistiger Bildung und der bürgerlichen Gesellschaft nahe stehen, auf welcher sich der Angeklagte befindet, und die darum von sich aus den letzteren in seiner ganzen Individualität genauer zu beurtheilen vermögen, als dieß ein in der Regel in größerer geistiger und gesellschaftlicher Entfernung vom Angeklagten stehender gelehrter Richterstand je im Stande ist. Wir können dieser Ansicht nicht beistimmen. Sowohl die Art der Besetzung der Jury als die Stellung der Geschwornen bei Beurtheilung der That spricht dagegen. Niemand denkt im Ernste daran, die Geschwornen nur aus dem Stande des Angeklagten zu wählen. — Es ist ferner ein großer Irrthum, das französische Geschwornengericht, an welches die Vertheidiger der Jury am meisten denken, und das englische, nordamerikanische für gleichförmig zu halten. Man muß daher Diejenigen, welche für die Jury sich erklären, oder sie angreifen, vorerst befragen, ob sie ihre Gründe auf die englische oder französische Jury beziehen, oder ob die Vertheidiger eine neue idealisirte, durch keine Erfahrung noch verbürgte Jury fordern." Wie sehr man bisher alles das verwechselt und bei der Forderung von Geschwornengerichten im Unklaren geschwebt habe, sucht der Verfasser nun noch näher nachzuweisen.

Die Hauptsache ist immer, daß Rechtsunkundige zu Richtern gemacht werden sollen und das kann Herr Mittermaier nicht für gut und vernünftig erklären. So wenig, glaubt er, wie jeder Aktivbürger oder auch nur jeder Hochbesteuerte zum Verwaltungsbeamten taugt, so wenig zum Richter. Beides erfordert nicht bloß gesunden Menschenverstand und Gewissenhaftigkeit, sondern auch Uebung. Nur zu leicht lassen sich Unkundige vom Schein, von gewissen zur Phantasie sprechenden, aber im Grunde nichtigen Beweisarten hinreißen, wo der erfahrne Richter klarer durchblickt und sich nicht täuschen läßt. Daher in England die sogenannten Spezialjurys als unumgänglich nothwendig gewordene Ergänzung der in wichtigen Fällen unzureichenden gemeinen Jurys. — Noch schlimmer steht es mit den Geschwornen, wenn sie von der aufgeregten öffentlichen Meinung, vom Fanatismus der Parteien terrorisirt werden. Die Einschüchterung der Geschwornen ist ein Haupthebel der faktionären Politik von jeher gewesen, und wiegt in reichem Maaße auf, was man jemals von der Bestechlichkeit oder dem Servilismus der Inquisitionsrichter hat geltend machen können. Allein die Vorwürfe, die sich hier von zwei Seiten her gemacht werden, sind beide gegründet, und Herr Mittermaier hätte, unbeschadet dem Ideal des Rechtes und der Rechtspflege, doch als Erfahrungssatz geltend machen dürfen, daß für ein unabhängiges Gericht nirgends mehr Garantien bestehen, so wie die Parteien ihre Macht entwickeln. Will eine despotische Gewalt das Volk niederdrücken, so werden ihm dienstwillige Gerichte niemals fehlen; will umgekehrt ein empörtes Volk seine Großen und Priester hinrichten, so wird ihm ein Fouquier Tinville nie fehlen, der die Sache in eine scheinbare Rechtsform bringt. Die Völker hatten ihre Revolutionstribunale, wie die Kirche ihre Inquisition, und Napoleon seine Kriegsgerichte. Wer da herrscht, beherrscht auch die Gerichte. Nur unter den wohlwollendsten Regierungen und im tiefen Frieden nähert man sich einigermaßen dem Ideal richterlicher Unparteilichkeit, um sich in aufgeregten Zeiten alsbald wieder davon zu entfernen. Selbst die Beurtheilung gemeiner Verbrechen, die anscheinend mit der Politik nichts zu schaffen haben, wird von derselben aus influirt. Man wird streng gegen gemeine Verbrechen, um die Strenge gegen politische Verbrechen besser zu maskiren. Man wird andrerseits lax gegen gemeine Verbrechen, um der menschlichen Freiheit mehr Raum zu lassen. Man gibt zuweilen das sittliche Gebiet gänzlich Preis, um nur die politische Defensive zu sichern.

Einen offenbaren Nutzen haben die Geschwornengerichte insofern, als sie Billigkeit an die Stelle des Rechts setzen und die Strenge des Gesetzesbuchstabens durch ein Nichtschuldig umgehen können. In unzähligen Fällen ist der Angeklagte dem Gesetz verfallen und doch ist er menschlich entschuldbar und die Anwendung des Gesetzes wäre eine Grausamkeit. Hier nun tritt das Urtheil der Geschwornen zweckmäßig ein, gewiß

zweckmäßiger als die etwa erfolgende Begnadigung nach der Verurtheilung. Herr Mittermaier muß zugeben, daß die Geschwornengerichte hier sehr in ihrem Vortheil sind, bemerkt aber Seite 378: „Auch die auf Anwendung durch rechtsgelehrte Richter berechnete Strafgesetzgebung wird immer mehr dazu kommen, den Widerspruch der natürlichen, nur gerechte Bestrafung fordernden Stimme des Volkes mit Strafurtheilen dadurch zu vermeiden, daß theils die Zahl der Gründe, in welchen die Zurechnung wegfällt, ausgedehnt, und die Fassung des Gesetzes so erweitert wird, daß das Ermessen des Richters frei genug ist, theils daß das Gesetzbuch durch passende Milderungsgründe, worauf überhaupt oder bei einzelnen Verbrechen das Gesetz Rücksicht zu nehmen gestattet, die Härte der Strafanwendung zu vermeiden sucht." Wir hegen diese Erwartung nicht. Der Buchstabe bleibt Buchstabe und es ist nie möglich, in einem Strafgesetzbuch klar genug die Straflosigkeitsfälle von den Strafbarkeitsfällen bei gleichem Objekte zu unterscheiden. Gegen das zu weite Spatium zwischen einem Strafmaximum und Minimum in Strafgesetzbüchern aber sprechen viele andere und sehr erhebliche Gründe. Nichts steht einem Codex übler an, als die Unbestimmtheit.

Schließlich beseitigt Herr Mittermaier die Einwürfe, die gegen ein mündliches Verfahren gelehrter Richter ohne Geschworne gemacht werden können und hält namentlich die Beibehaltung des Instanzengangs beim mündlichen Verfahren für ausführbar.

Ueberall ist sein rühmliches Bestreben unverkennbar, das Beste aus allen Systemen beizubehalten, und nichts, was praktisch bewährt ist, einer bloßen Theorie oder politischen Rücksicht aufzuopfern. Das ist auch gewiß der einzige richtige Weg, um die Strafprozeßgesetzgebung dem Ziele der Vollkommenheit näher zu führen, obgleich sie das Ziel nie ganz erreichen wird. Denn wie die Verbrecher, so werden auch die Richter immer nur Menschen seyn.

2) Mittheilungen aus dem Strafrecht und dem Strafprozeß in Livland, Esthland und Kurland durch aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen und geführter Untersuchungen ꝛc. von Hofrath v. Wolffart. Zwei Theile. Dorpat, Model. Leipzig, Weigel, 1844.

In den russischen Ostseeprovinzen gelten noch altdeutsche und schwedische Rechte, sind aber von den neuen russischen Verordnungen stark modificirt. Namentlich hat die Ruthe und Sibirien fast alle anderen schwereren Strafen ersetzt. In ganz Rußland besteht keine Todesstrafe, außer für Verbrechen gegen die Person des Kaisers, der kaiserlichen Familie, aber auch in diesem Falle darf in keiner Provinz auf den Tod erkannt werden, sondern das oberste Kriminalgericht des Reichs hat zu prüfen und der kaiserliche Wille allein entscheidet. Indessen sind die Knute, unter der sehr viele Individuen sterben, und die Zwangsarbeit in Sibirien hinlängliche Surrogate für die eigentliche Todesstrafe.

Die hier mitgetheilten Kriminalfälle sind zum Theil sehr interessant. Ein Diebstahlsfall wegen der sonderbaren Art der Entdeckung und wegen der Schwierigkeit der Untersuchung. In einem Spital nämlich fand ein neueingelegter Kranker das Bett zu hart, die Matraze wurde untersucht und es ergab sich, daß die Härte von einem Klumpen Papier herrühre, in dem man sofort lauter Banknoten entdeckte. Einige Zeit vorher war (in Riga) einem reichen Kaufmann seine Kasse, worin viele Banknoten sich befanden, mittelst Eindruch gestohlen worden. Man vermuthete nun einen Zusammenhang zwischen beiden Fällen. Aber der Kranke, der wahrscheinlich die Banknoten in jene Matraze eingenaht hatte, war gestorben. Mit Mühe kam man endlich auf die Spur seiner zwei Mitschuldigen, von denen der eine den anderen um des Geldes willen bereits erschlagen hatte, so wie er selbst von dem nämlichen Bösewicht vergiftet worden war. — Ein zweiter Fall (aus älterer Zeit) ist merkwürdig als Beweis, wie unsicher ehemals die Anwendung der Tortur war. — Dann ist noch ein dritter Fall besonders anziehend, betreffend ein schwedisches Frauenzimmer, das sich in Rußland nach einander für eine Gräfin, dann gar für eine Prinzessin und Thronprätendentin ausgab und die Frechheit hatte, in dem Maaß, in welchem sie schärfer inquirirt wurde, anstatt ihre gemeine Herkunft und ihre Betrügereien zu bekennen, vielmehr umgekehrt ihre angeblichen Titel und Ansprüche zu steigern.

Wie dankenswerth diese Mittheilungen sind, so dürften doch wahrscheinlich in jenen Provinzen Prozesse vorkommen, die in noch weit höherem Grade das Interesse auf sich ziehen würden, wenn sie bekannt werden könnten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 81.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 8. August 1845.

Rechtspflege.

3) Darstellung und Beurtheilung der deutschen Strafrechts-Systeme von Prof. Dr. Hepp in Tübingen. In zwei Abtheilungen. Zweite völlig umgearbeitete Ausgabe. Heidelberg, Mohr, 1844 und 1845.

Eine reichhaltige, einläßliche und klare Beurtheilung der verschiedenen in neuerer Zeit geltend gemachten und bei der Redaktion bestehender Strafgesetzbücher angewandten Systeme, wie sie theils von gelehrten Juristen, theils von Philosophen ausgegangen sind. Indem der Verfasser alle diese Systeme klassificirt, in gewisse Hauptgruppen theilt und dann im Einzelnen nach ihrer inneren Verwandtschaft vergleicht und beurtheilt, verfehlt er nicht, immer zugleich auf die praktischen und für das öffentliche Leben wichtigen Folgen aufmerksam zu machen, sofern die bestehende Gesetzgebung den Geist jener Systeme in sich aufgenommen hat; wobei er noch besondere Rücksicht auf das württembergische Strafgesetzbuch von 1835 nimmt.

Im ersten Bande handelt er von den sogenannten absoluten Straftheorien, die von der Idee einer (theils im moralischen, theils im rechtlichen Sinn) nothwendigen Vergeltung ausgehen. Das ist die alttestamentalische Lehre: Aug um Auge, Zahn um Zahn. Deßgleichen die pythagoreische Lehre: was einer gethan hat, das soll ihm wieder gethan werden. In neuerer Zeit hat man diesen Grundsatz noch bestimmter zu rechtfertigen versucht, indem man annahm, der Verbrecher, der die Landesgesetze breche, handle nach einem andern Gesetze, dem er nun aber selbst verfalle. Wer z. B. das Leben der Nächsten nicht respektirt, der hat sich nicht zu beklagen, wenn man ihn nach demselben Grundsatz behandelt. Auf eigenthümliche, doch (wie immer) nur sophistische und nichtssagende, wesentlich unfruchtbare Weise faßte Hegel die Vergeltungstheorie als Reaktion auf. Der Verbrecher negire das Gesetz, nun müsse, um den Bestand herzustellen, die Negation selbst wieder negirt werden durch die Strafe. Gläubige Theoretiker haben endlich die Idee der göttlichen Gerechtigkeit durch den weltlichen Arm realisiren wollen.

Obgleich nun eine Stimme des Gewissens in jedem Verbrecher lebt, die ihm sagt: du hast deine Strafe verdient, oder, wenn er straflos geblieben ist, du hättest sie verdient; obgleich es, nach des Verfassers Ausdruck, eine „Thatsache des Bewußtseyns" ist, daß die Schuld des Menschen durch ein gleichmäßiges Uebel ausgeglichen, vergolten, gesühnt werden soll, — so glaubt der Verf. doch nicht, daß die Staatsgewalt berechtigt sey, als Vergelterin der göttlichen Gerechtigkeit ins Amt zu greifen. „Der Staat gebe daher den Gedanken auf, die innere Schuld mit adäquaten äußeren Uebeln zu vergelten. Er unterscheide (wie es in der Schrift heißt: „mein ist die Vergeltung, spricht der Herr") die Strafgewalt von der Strafvergeltung, begnüge sich daher damit, durch Strafen und andere öffentliche Anstalten die Rechtsordnung gegen Verbrechen sicher zu stellen, so weit eine solche Sicherstellung möglich ist, und richte zugleich die aus diesem Grunde, und nicht um einer moralisch nothwendigen Vergeltung willen, zuzufügende Strafe so ein, daß durch sie nicht nur die Rechtsordnung möglichst gesichert, sondern zugleich in dem Gestraften das Selbstbewußtseyn geweckt und genährt werde, damit die Strafe für ihn gute Früchte der Besserung trage, nicht allein um des Staats willen (damit dieser für die Zukunft besser gegen ihn gesichert werde), sondern zugleich um des Menschen willen. Dann stellt sich die bürgerliche Strafgerechtigkeit als eine auf Gottes mittelbarer Anordnung beruhende Anstalt dar, welche zu der göttlichen Strafvergeltung mitzuwirken berufen und geeignet, aber von ihr selbst wesentlich verschieden ist." Das ist der leitende Grundgedanke des Verfassers, die Quintessenz des ganzen Werkes. Er erklärt sich noch näher,

indem er von der Ausübung der göttlichen Gerechtigkeit selbst voraussetzt, sie erfolge nicht, damit überhaupt gestraft, sondern damit gebessert werde. „Die Vergeltung ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu einem höheren Zweck, dem höchsten des Menschen, nämlich der Sittlichkeit, und es ist auch gar nicht zu begreifen, wie es in einer moralischen Idee (der Idee der Strafvergeltung) gelegen seyn sollte, ein Leiden der Schuld bloß darum zu veranstalten, damit es da sey, um bei diesem Leiden, als einem Ziele für sich, stehen zu bleiben. Dieß wäre mit der Vollkommenheit Gottes, in dem wir die höchste Liebe anbeten, ganz unvereinbar." — Indeß will der Verfasser damit nicht den laxen Theorien huldigen; er läßt die Strafe in ihrer ganzen Strenge bestehen, nur daß er sie auf die humanste Weise und nur so weit als sie unumgänglich nöthig und heilsam ist, angewandt wissen will.

Zweitens erörtert der Verfasser noch in demselben Bande die syncretistischen Systeme, welche, ohne die Vergeltungstheorie aufzugeben, die Nützlichkeitstheorie schon damit verbinden und verlangen, die Strafe soll einerseits Vergeltung für das Vergangene, andrerseits Vorbeugung gegen das künftige Uebel seyn. Im zweiten Bande handelt er ausschließlich von den relativen Systemen, in welchen die Nützlichkeit, d. h. das Staatsinteresse vorwiegt und das eigentliche Recht über der Politik mehr oder weniger vergessen wird. Man denkt sich den Staat als durch den Verbrecher angegriffen, gefährdet und rechtfertigt die Strafe als eine Art der Nothwehr. Fichte nahm an, der Verbrecher breche den Staats- und Rechtsvertrag und erkläre sich ipso facto außer dem Gesetz. Es handelt sich aber bei diesen Strafrechtssystemen nicht sowohl um die Bestrafung des Vergangenen, als vielmehr um die Verhinderung künftiger Uebel durch eine heilsame Abschreckung. Daher der kriminalistische Lieblingsausdruck „exemplarisch" und die bekannte Verurtheilungsformel „sich selbst zur wohlverdienten Strafe und Andern zum abschreckenden Beispiele." Unter den Abschreckungsmännern der neueren Zeit ist bekanntlich Feuerbach der berühmteste und einflußreichste gewesen. Sein Geist waltet vor in allen Strafgesetzbüchern.

Mit großem Scharfsinn deckt nun der Verfasser alle Mängel dieses Systems und der daraus abgeleiteten Praxis auf. Schade, daß er nur mit kurzen Worten des altbayerischen Gesetzbuches gedenkt, in welchem weniger der Staat, als die Kirche ihr Interesse wahrte. Er hätte vielleicht, um die Vergleichung mit der Gegenwart noch klarer zu machen, die kirchliche Kriminaljustiz des Mittelalters überhaupt charakterisiren sollen. Damals war es die Kirche, ihr Nutzen, ihr Interesse, worum alles sich drehte. Jetzt ist es das Staatsinteresse. Damals wurden an sich unschuldige, ja ehrenwerthe Dinge verpönt, es wurden eine Menge Dinge als Verbrechen bezeichnet, die bisher Niemand für solche gehalten hatte, noch vernünftigerweise halten konnte, z. B. eheliche Verbindungen in gewissen Verwandtschaftsgraden, unter Gevattern, Versäumnisse kleiner Aeußerlichkeiten im Kultus rc. Alles in majorem dei gloriam. Aber gegenwärtig thut der Staat in seinem Interesse der Natur fast nicht weniger Gewalt an und das berühmte fiat justitia, pereat mundus ist hauptsächlich von der politischen Justiz zu verstehen.

Indem der Verfasser mit eben so viel Sachkenntniß als Freimuth diese politische Einseitigkeit unsrer Strafsysteme auseinandersetzt, zeigt er sie in enger Verbindung mit dem egoistischen Korporationsgeist der Kriminalisten, ganz so wie früher die Inquisition nicht bloß Mittel für die hierarchischen Zwecke, sondern auch eine Lieblingssache des inquisitorischen Pedantismus und Fanatismus, eine wichtige Angelegenheit der Schule wurde.

Daher nun die charakteristischen Kennzeichen fast aller neueren Strafgesetzbücher. Erstens in Bezug auf das Objekt des Verbrechens stellen sie die Verbrechen gegen die Staatsgewalt oben an und stempeln selbst die kleinsten Vergehen zu ungeheuren Verbrechen, z. B. bei beleidigter Amtsehre subalterner Staatsdiener in geringfügigen Privatangelegenheiten. Dagegen ignoriren sie Verbrechen, bei denen das Staatsinteresse zunächst gar nicht berührt scheint, oder setzen nur eine geringe Strafe dafür an, z. B. beim Incest, welche man früher als das ruchloseste Verbrechen gegen die göttlichen Gesetze, gegen die menschliche Natur und gegen die öffentliche Sittlichkeit und als eine Schande für Nation und Gemeinde mit den schwersten Strafen zu ahnden pflegte. Der Strafgesetzgeber scheint um die Sittlichkeit, um das Ehrenhafte im Nationalcharakter im Geringsten nicht besorgt, während er den albernsten Zank eines betrunkenen Bauern mit einem Polizeidiener oder Flurschützen als ein schweres Verbrechen, als gefährliche Nichtanerkennung der Staatsgewalt überhaupt, ja gleichsam als ersten Versuch zu einer Staatsumwälzung exorbitant bestraft. Eine Menge schändlicher Handlungen, die das reine Nationalgefühl ehemals streng verdammte, hart bestrafte und über die es noch jetzt empört ist, die in den Volkssitten auf dem Lande noch jetzt verrufen und von einer stillschweigenden Volksjustiz verurtheilt sind, nimmt der Staat ganz leicht, und verweist sie wohl gar aus der Kriminaljustiz an die Polizei. „Erwägt man aber, daß in der öffentlichen Meinung Polizeistrafen nicht hoch angeschlagen zu werden pflegen, weil man sich hier auf dem Gebiete an sich erlaubter, oder doch indifferenter, oder nur gefährlicher (also nicht schlechter) Handlungen zu befinden glaubt: so kann es nicht fehlen, daß,

je mehr die Strafgewalt der Polizeibehörden über Unzuchtvergehen ausgedehnt, z. B. selbst auf Konkubinat und Unzucht unter Verwandten (den Incest in entfernteren Graden der Verwandtschaft) erstreckt wird, dadurch unvermeidlich eine immer laxere Ansicht über die Unzuchtsvergehen selbst entstehen wird. Außerdem hat man den Umfang der Polizeiübertretungen noch durch mehrere, auf einer niederen Stufe der Strafwürdigkeit stehende Rechtsvergehen, namentlich auf Diebstahl, Betrug, Unterschlagung, Fälschung, Injurien, widerrechtliche Sachverletzung und Jagdexcesse, ausgedehnt; eine Ausdehnung, die nur darauf beruht, die Gerichtsbehörden mit dergleichen Vergehen zu verschonen. Allein nicht nur wird das, was ihnen auf diese Weise abgenommen wird, andern eben so überbürdeten Behörden wieder aufgeladen, sondern es entstehen auch noch andere bedeutende Nachtheile daraus. Wenn nämlich das Gesetz jene Rechtsvergehen, so bald sie gerichtlich strafbar werden, wenigstens den Diebstahl, die Unterschlagung, den Betrug und die Fälschung, unbedingt mit entehrender Strafe bedroht, so wird dadurch nicht nur ein willkürlicher, alle Rechtsbegriffe zerstörender Gegensatz zwischen gerichtlich und polizeilich strafbaren Verbrechen erzeugt, bei dem es dem gemeinen Verstande völlig unbegreiflich seyn wird, daß etliche oder auch nur ein Kreuzer mehr oder weniger über Ehrlichkeit oder Ehrlosigkeit (Infamie) entscheiden soll; sondern es werden auch die Diebe, Betrüger, Fälscher ꝛc. durch milde Beurtheilung im Polizeiwege zu schlimmeren Subjekten herangebildet. Namentlich aber geht daraus der anstößige Satz hervor, daß, und zwar selbst zweimal polizeilich bestrafte Diebe, Betrüger ꝛc. zu Kammermitgliedern gewählt werden dürfen, und wenn sie es bereits sind, ihren Ehrensitz in der Kammer behalten dürfen." — Statt der wahren, das Volk demoralisirenden Verbrechen, die der laxen Observanz der Polizei überwiesen werden, erfindet dagegen die Strafgesetzgebung eine nicht geringe Anzahl neuer Verbrechen, die eigentlich keine sind, und fahndet mit dem ängstlich lauernden Auge eines Tiberius auf jede kleine Gedanken- und Zungensünde, auf Aeußerungen des Leichtsinns, der augenblicklichen Stimmung, der Trunkenheit, wenn das Staatsinteresse auch nur entfernt dabei betheiligt ist. Das „es könnte schaden" wird hier dem „es hat geschadet" gleichgestellt und wenn nicht eine humane Regierung den Gebrauch solcher Gesetzesbestimmungen meist umginge, so würde man beständig wie unter den Revolutionsgesetzen des Konvents leben.

Zu diesem Uebermaaß von Politik, die sich in die Kriminalgesetzgebung eingedrängt hat, gehört, daß auch jedes gemeine Verbrechen als ein gegen den Staat begangenes behandelt wird, wenn dasselbe auch nicht im mindesten dabei in Betrachtung kommen kann. Gesetzt der Beleidigte hat schon auf dem Privatwege volle Genugthuung erhalten und gern verziehen; gesetzt er hat sich selbst für den Schuldigen verwendet, gesetzt die ganze Gemeinde spricht für ihn, sein bisheriger Charakter war edel, das Motiv zu der Rechtsverletzung selbst ein nicht unedles; alles hilft ihm nichts. Der Staat exekutirt. Da waren unsre Vorfahren ungleich weiser und humaner, indem sie dergleichen Privatvergehen, wenn sie gesühnt waren und die öffentliche Meinung die Sühne gutbieß, nicht mehr vor ein Gericht zogen. Der Fall ist vorgekommen, daß ein wandernder Handwerksbursch wegen ein paar Aepfeln, die er mit Uebersteigung eines Zauns sich aneignete, als Kriminalverbrecher behandelt wurde, weil es ein Polizeidiener gesehen hatte, trotzdem, daß der Besitzer des Gartens selbst die geraubten Aepfel dem armen Handwerksburschen gern schenken wollte.

Zweitens in Bezug auf das Subjekt des Verbrechens wird der bloße unausgeführt gebliebene Versuch, ja der bloße Gedanke, wenn das Staatsinteresse betheiligt scheint, mit schwerer Strafe belegt. Zwei einfältige politische Kannegießer, die einen unausführbaren revolutionären Gedanken besprochen haben, werden unbarmherzig gezüchtigt, wenn es auch auf der Hand liegt, daß sie in der Wirklichkeit dem Staat nicht im geringsten hätten gefährlich werden können. Es handelt sich von einem Komplott, heißt es, und sie werden bestraft, wie wenn sie als Catilinas an der Spitze einer zahlreichen gewaffneten Bande aufgetreten wären. Auf der andern Seite wird aber der Animus wieder nicht im geringsten anerkannt. Wenn z. B. ein Beamter in Privatangelegenheiten beleidigt wird, wobei der beleidigende Theil auch nicht entfernt an Politik denkt, so kommt ihm diese subjektive Unschuld doch nicht zu Statten, sondern weil er thatsächlich einen Beamten, einen Repräsentanten des Staats, beleidigt hat, so hat er den Staat selbst beleidigt, sich gegen die Autorität des Staats empört und ist eigentlich ein Hochverräther. Wir wollen drei uns bekannte Beispiele anführen.

Erster Fall. Ein commis voyageur besuchte einen alten Freund, der Schulmeister in einem Dorfe war, auf der Durchreise. In muntrer Laune wird getrunken und der Jugend sich erinnert. Der Commis ist, wie es diese liebenswürdige Gattung von Reisenden immer zu seyn pflegt, ein wenig lauter als andere Menschenkinder. Der Herr Schultheiß sitzt auch da, nimmt es übel, daß man in seiner erhabenen Nähe nicht demüthiger ist und gebietet endlich dem Reisenden Stillschweigen. Dieser frägt ruhig, was er ihm zu befehlen habe, da er hier für sein Geld sitze? Der Schultheiß nimmt das als beleidigte Amtsehre auf, läßt den Fremden aufs Rathhaus führen und diktirt ihm dort in aller Form die Strafe der Einthürmung. Der Schulmeister geht ihnen

sogleich nach, begegnet dem Gensdarmen, der den Arrestanten bereits die Rathhaustreppe wieder herunterführt, breitet die Arme aus und sagt: nun, nun, es wird doch nicht Ernst seyn. Sogleich berichtet der Gensdarme, der Schulmeister habe ihn in Erfüllung seiner Amtspflicht hindern wollen und nun wird auch der Schulmeister dem Kriminalgesetz unterworfen.

Zweiter Fall. Zwei wohlhabende Gewerbsmänner fahren über die Brücke eines Dorfes, die so elend ist, daß sie darauf einbrechen und Schaden leiden. Im ersten Zorn bedienen sie sich einiger unehrerbietiger Ausdrücke gegen den Ortsvorstand und seine schlechte Verwaltung. Sogleich verklagt sie dieser beim Kriminalgericht wegen beleidigter Amtsehre, und sie erkaufen sich nur durch die de- und wehmüthigste öffentliche Abbitte die Zurücknahme der Klage, so daß sie zum Schaden noch den Schimpf haben, der schlechte Pontifer sie aber auslachen kann.

Dritter Fall. In einem Zuchthause nimmt ein Sträfling im Vorbeigehen von dem zum Hausverbrauch bestimmten Holze ein kleines leichtes Scheit mit, steckt es unter seine kurze Jacke (so klein war es an Umfang) und schnitzt sich daraus einen hölzernen Löffel. Dafür wird er als Hausdieb mit zwei Jahr Strafverlängerung bestraft und es kostete dem humanen Verwaltungsbeamten Mühe, beim Gericht eine Reduktion dieser Strafe durchzusetzen. Auf den politisch unschuldigen Animus wird nicht geachtet. Die Gerichte sehen die so höchst arglose Löffelfabrikation als Raub am Staatseigenthum unter erschwerenden Umständen, zugleich als Bruch der Hausdisciplin, als Frevel gegen das Gesetz, als Nichtanerkennung der Autorität, als Beleidigung der Staatsgewalt an.

In dieser Weise nun wird willkürlich der gravirende Animus vorausgesetzt, wo es zu gar keiner That gekommen, oder aber darf der entschuldigende Animus nicht gelten, wenn die Thatsache vollendet ist. In einem wie im andern Fall kommt es der Gesetzgebung nur darauf an, daß gestraft werde. Unter allen Umständen will sie strafen.

Drittens in Bezug auf die Untersuchungsformen. Der Verfasser bedauert, daß die politische Justiz das System der Angeberei von Mitschuldigen sogar durch Strafloserklärungen und Belohnungen begünstige. Ein Nutzen, der durchaus nur auf Kosten des eigentlichen Rechts gewonnen werden kann. Doch geht man hierin in Deutschland noch nicht so weit als in England durch das System der sogenannten Königszeugen. — Ferner klagt der Verfasser über Erschwerung der Vertheidigung bei dem geheimen Gerichtsverfahren. Er setzt diesen Mangel aber hauptsächlich auf Rechnung des richterlichen Zunftgeistes, der Eifersucht gegen die Advokaten, des Schlendrians und Hochmuths, weniger oder nur in gewissen Fällen auf Rechnung der Staatsgewalt. Diese letztere nämlich ist doch nur in gewissen politischen Prozessen unmittelbar betheiligt. Die Richter aber als Stand sind bei allen Prozessen gegenüber den Advokaten betheiligt.

Was den Antheil der Politik betrifft, so sagt der Verfasser II. S. 384: „Die Politik hat es selbst nicht verschmäht, von ihrem ärgsten Widersacher, dem Anklageprozeß und dem Geschwornen-Gerichte, neue Angriffswaffen für den inquisitorischen Strafprozeß zu entlehnen, unbekümmert darum, daß die bereits bestehende höchst ungleiche Vertheilung der Angriffs- und der Schutzmittel dadurch bis auf die äußerste Spitze getrieben wird — wenn nur der Zweck der Strafgesetze, Abschreckung, um so sicherer erreicht wird. Zu diesen Mitteln gehört, außer der Emancipation der Gerichte von aller positiven Beweistheorie, die Aufstellung eines Staatsanwalts, als öffentlichen Anklägers, und als — wenigstens in Aussicht gestellter, und nur vorläufig aufgegebener — Rekursbehörde. So weiß die Politik aus zwei entgegengesetzten Prozeßformen, politisch berechnend, ein Ganzes zu bilden, und wenn sie gleich um des Gewinns des Staatsanwalts willen genöthigt ist, die ersten Anfänge eines öffentlich-mündlichen Verfahrens (ein sogenanntes Schlußverfahren in schweren Straffällen) zu gewähren, so weiß sie doch die Auktorität der Strafgesetze auch hier noch zu wahren, nämlich durch die anstößige Bestimmung, daß Freisprechungen immer nur geheim geschehen sollen, damit das Publikum die Gerichte nur als verurtheilende und von der Instanz entbindende Behörden kennen lerne, und kein Aergerniß daran nehme, daß, und wie oft, die Fehlbarkeit der Justiz auch Unschuldige treffe. Einen solchen Versteck spielt die Natur mit dem Rechte! Ja sogar, wenn der Staatsanwalt für die Freisprechung ist, während sich der Gerichtshof vorläufig (d. h. definitiv) für Verurtheilung oder Instanzentbindung ausgesprochen hat, ist es ihm von der Str.Pr.O. nicht nur untersagt, seine rechtliche Ueberzeugung öffentlich auszusprechen, sondern er hat gar die demüthigende Rolle zugetheilt erhalten, gegen seine rechtliche Ueberzeugung — in die Seele des Gerichts einen Antrag auf Verurtheilung zu stellen." Damit steht in genauer Verbindung, daß die geheime Prozeßführung sich auch des lezten Bandes, das sie im willkürlichen Vorurtheil hemmt, entledigt hat, indem sie sich von der positiven Beweisführung entband.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 82.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 11. August 1845.

Rechtspflege.

3) Darstellung und Beurtheilung der deutschen Strafrechts-Systeme von Prof. Dr. Hepp in Tübingen. In zwei Abtheilungen. Zweite völlig umgearbeitete Ausgabe. Heidelberg, Mohr, 1844 und 1845.

(Schluß.)

Was den Antheil des Zunftgeistes betrifft, so erwähnt der Verfasser die eigenen Worte eines erfahrnen Justizministers, welcher bei seinen Pflichten versichert, daß ihm in einer zwanzigjährigen Criminalpraxis auch nicht ein einziger Fall vorgekommen sey, in welchem die Einwirkung der Advokaten etwas genützt habe. Alle Vertheidigungsschriften seyen so gut als nicht geschrieben.

Viertens in Bezug auf den Vollzug. Es kommt nicht darauf an, sagt man, wenn auch die Gesetzbücher hart sind und ein Uebermaaß von Strafen statuiren; das Begnadigungsrecht gleiche alle diese Härten wieder aus. Der Herr Verfasser macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die Begriffe der richtenden und schonenden Gewalt, die in früheren Zeiten immer identisch waren und es auch seyn sollen, erst in neuerer Zeit künstlich getrennt und in einen förmlichen Gegensatz gebracht worden sind. In der That nehmen die Gerichte zuweilen, in der Voraussetzung des Begnadigungsrechts, eine Härte an, wie bei öffentlichen Gerichten der Staatsanwalt in der Voraussetzung thut, daß der Advokat schon das Seinige thun werde, um die Strenge zu mildern. Dadurch wird nun aber die unabhängige Autorität der Gerichte zweifelhaft. Sie stellen zu viel der höchsten Person anheim. Bemessen sie die Strafe zu hart, und der Regent begnadigt zu allgemeiner Freude des Landes, so verläßt sich die öffentliche Meinung nicht mehr auf die Gerichte, sondern nur auf den Regenten.

Zweierlei nimmt den Verfasser Wunder, nämlich daß die Staatsgewalt, wenn sie denn doch hauptsächlich nur abschrecken wolle, diesen Zweck nicht erreicht, indem sie einmal die Prozesse viel zu lange hinausziehen und zweitens die Strafen fast durchaus (die wenigen Todesstrafen ausgenommen) insgeheim vollziehen lasse. Schnelle und unmittelbar auf das Verbrechen folgende und öffentliche Strafen können abschrecken, nicht aber Strafen, von denen man nichts erfährt, oder die erst Jahrelang hernach erfolgen, wenn das Verbrechen fast schon vergessen ist. Aber in Bezug auf den ersten Fall ist es wieder der Zunftgeist, der sich geltend macht. Alle Korporationen, alle ausschließlich Wissenden und Berechtigten pflegen sich zu ihren Verfügungen gern Zeit zu nehmen, am meisten in Deutschland.

In Bezug auf den zweiten Fall ist zu erwägen, daß es im Staatsinteresse liegt, nicht zu viele Strafen sichtbar zu machen, weil der Staat alsdann ein Vorurtheil der Härte gegen sich erwecken würde. Wie es uns scheint, hat der Verfasser diesen Punkt nicht ausführlich genug erörtert. Daß alles auf Freiheitsstrafen reducirt wird, halten wir für ein Unglück und für einen Fehler, so lange nicht Besserung allein der Zweck der Einsperrung ist.

Einsperrung hat für sehr viele und gerade die gemeinsten und gefährlichsten Verbrecher nichts Abschreckendes. Der gemeine Dieb und Faullenzer wohnt und speist oft im Arbeitshause besser, als daheim, und wird mit Arbeit nur sehr mäßig angestrengt. Der gefährliche Verbrecher hofft zu entkommen. Für alle ist die gemeinschaftliche Einsperrung eine Schule des Lasters. Wenn man ihnen nur nicht die Haut anregt — denn das allein

fürchten sie — so ist ihnen alles genehm und sie begegnen dem Richter mit Trotz. Es würde ungleich wirksamer und volksthümlicher seyn, Verbrechen, die ein verdorbenes und niederträchtiges Gemüth voraussetzen, durch eine öffentliche Beschimpfung oder körperliche Züchtigung zu bestrafen. Nimmt man sogar unter den Vertheidigern des Vaterlandes eine Strafklasse an, bei welcher körperliche Züchtigung angewandt wird, warum sollte man bösartige Diebe, Betrüger, Verführer der Unschuld rc. besser behandeln wollen?

Für Manchen Andern ist dagegen die Einsperrung wieder verhältnißmäßig zu hart, wenn sie lange dauert oder mit bürgerlicher Entehrung verbunden wird. Wie viele Verbrechen werden unter den milderndsten Umständen von edeln Menschen begangen, aus Verzweiflung, im Affekt gerechter Eifersucht, aus Pietät gegen Eltern, aus Mitleid, um ein geliebtes Wesen zu retten, in einem großherzigen Irrthum rc. In allen solchen Fällen sollte nun doch, wenn auch das Gesetz eine Strafe und selbst eine schwere, verlangt, die Entehrung und die Gemeinschaft mit Verbrechern aus Niederträchtigkeit wegfallen.

Man sperrt die Leute ohne allen Unterschied ein, wenn sie sich gegen die Staatsgesetze vergehen, macht sie dadurch einstweilen unschädlich und kümmert sich weiter nicht um sie. Der Humanität glaubt man volles Genüge geleistet zu haben, wenn man nur nicht mehr prügelt und torquirt, wenn nur die Haut nicht angeregt wird. Aber die seltsame Scheu, das Ebenbild Gottes nicht verletzen zu wollen, stimmt wenig überein mit der Gleichgültigkeit, mit der man es ansieht, ob der gefallene Mensch denn auch wirklich ein Ebenbild Gottes ist oder sich zu einem solchen wieder erhebt, oder nicht. Jener Scheu müßte nothwendig ein Besserungssystem entsprechen. Um aber den gefallenen Bruder bessern zu können, muß man nicht alle nach einem Maaße messen, sondern jeden in seiner Eigenthümlichkeit auffassen und darnach behandeln. Dieß ist die Idee von Roscoe, welcher daran erinnert, daß wir Christen sind, daß wir als Christen richten, d. h. die gefallenen wieder aufrichten sollen. „Es bleibt nichts übrig, als den Charakter, das Temperament und die moralische Beschaffenheit des Verbrechers, den man strafen will und soll, auszumitteln, um eine moralische Besserung desselben bewirken zu können. Ist er unwissend, so müssen wir ihn unterrichten; ist er verstockt und hochfahrend, so müssen wir ihn demüthigen; ist er gleichgültig, so müssen wir ihn erregen und aufreizen; ist er zerknirscht, so müssen wir ihn erheben und aufrichten. Aber alles dieses kann nicht anders als durch Anwendung ganz verschiedener und mannigfacher Maßregeln, und durch die treue Bethätigung „des sympathetischen Mitgefühls", welches alle menschliche Wesen mit einander verknüpft, und ihnen in größerem oder geringerem Grade eingepflanzt ist, während dasselbe durch mechanisch anwendbare Abschreckungsgesetze in der Brust des Richters erstickt wird. — Man möge auch hier den abstrakten Standpunkt des Staats verlassen, und sich an „die Pflichten des Christenthums", und an die Aehnlichkeit, welche die menschliche Gerechtigkeit mit der göttlichen haben muß, erinnern."

So sehr wir diese Ansicht im Allgemeinen theilen, müssen wir doch Ausnahmen statuiren. Der Staat ist eine Thatsache, die ihr Recht anspricht. Je mehr wir in ihm ein Parteiinteresse sehen, desto mehr müssen wir ihm gestatten, seinem Selbsterhaltungstriebe in der Gesetzgebung Kraft zu geben. Hat selbst die Kirche zu diesem Behuf inhuman gehandelt und das grausame System der Inquisition durchgeführt, wie sollte irgend welcher weltliche Staat sich ganz rein und frei halten können von einem seine Autorität schützenden Schreckenssystem? Die Freiheitsmänner wenigstens, welche den Despotismus stürzten, mußten sich immer selbst wieder durch terroristische Maßregeln schützen. Die Gewalt hat auf Erden niemals aufgehört und wird nie aufhören.

Aber auch abgesehen vom Staatsinteresse wäre die Frage, ob das milde Besserungs- und Erziehungssystem in allen Fällen anwendbar wäre, und ob nicht die weltliche Macht wie in der Milde, so auch in der Strenge Gott nachahmen müßte. Neben der göttlichen Gnade verliert die göttliche Gerechtigkeit nie ihren Werth, im Gegentheil sie erhält ihn erst dadurch. Die eine ist ohne die andere gar nicht denkbar. Eben so würde ein allzu sentimentales Erziehungssystem, welches den Schrecken gänzlich ausschlösse, nur das Hohngelächter der Hölle wecken, die Sünde überall begünstigen und die Tugend gefährden. Man dürfte es nur einmal anfangen, um die Probe zu machen, wie schnell man wieder nöthig haben würde, zu den Schrecken des Gesetzes zu greifen. Eine menschliche Gesellschaft ohne das Schwert der Gerechtigkeit wäre in einem so gut als gesetzlosen Zustande. Der Ernst des Gesetzes liegt immer nur im Schwerte. Alle mögliche Milde und Humanität soll und kann stattfinden, aber sie darf in den unentbehrlichen Fällen den Schrecken nicht ausschließen, wie in den alten Bildern vom Weltgerichte die erbarmende und segnende Hand des Erlösers sich nur darum in heiligem Frieden ausstrecken kann, weil andrerseits der Erzengel Michael mit seinem ungeheuren Schwerte nicht fehlt, um das Geflügel der Hölle bezwingen zu können.

Im Schlußheft (zweite Abtheilung des zweiten Bandes) entwickelt der Verfasser die milden Präventions- und Besserungstheorien, die natürlicher-

weise nur Theorien geblieben sind. Wenn man so weit geht, wie Herr Groos, der alle Verbrechen für Krankheitssymptome erklärte und statt der Kriminalrichter nur Aerzte haben wollte, oder wie die Phrenologen, die jedes Verbrechen aus einer vorherbestimmten Naturanlage erklären, so fällt eigentlich alle Justiz weg. Die Besserung allein ist hier als praktisches Moment festzuhalten, allein man muß sich sehr hüten, auch hier zu verwechseln. Während es ganz am Platz ist, einen verwahrlosten Knaben, ein wilderzogenes Mädchen in einer Strafanstalt zu bessern, wird man doch nicht etwa verlangen, daß Sylvio Pellico auf dem Spielberg oder Lafayette in Ollmütz hätten gebessert werden sollen. Das an sich so löbliche und empfehlenswerthe Besserungssystem würde in Mißkredit gerathen, wenn man es nicht auf gewisse Gattungen gemeiner Verbrecher einschränkte.

Schließlich folgen noch die reinen Rechtstheorien, die das Strafsystem auf das Selbsterhaltungsrecht des Staats oder auf das Wiedervergeltungsrecht und Ersatzrecht gründen, sofern dem Staat der ihm wenigstens in der Idee zugefügte Schaden durch die Strafe des Individuums ersetzt wird. Die letzten Theorien sind zu künstlich ausgedacht. Die der Selbsterhaltung ist allein praktisch und gilt auch überall, wenn sie auch nicht diesen Namen führt.

4) Das praktische europäische Fremdenrecht. Nebst einem Anhang zur Kritik der fremdrechtlichen Bestimmungen des preußischen Strafgesetz-Entwurfs von Prof. Dr. Pütter. Leipzig, Hinrichs, 1845.

Eine Abhandlung, die besonders in unsern Tagen von Interesse ist, wenn man die Ausweisung von Itzstein und Hecker aus Berlin und die Repressalien bedenkt, die in der Schweiz an Reisenden der beiden feindlichen Parteien geübt werden. Doch versteht es sich von selbst, daß außerordentliche Fälle in aufgeregten Zeiten für das gemeine rationelle Fremdenrecht in ruhigen Zeiten nicht entscheiden.

Bei der rationellen Behandlung der Frage sind hauptsächlich drei Momente wichtig, einmal in erster Linie das Recht des Staats, in welchen der Fremde kommt, zweitens das Recht des Fremden, drittens das Recht des Staats, aus dem er kommt. Der Staat, in welchen der Fremde kommt, hat unbestreitbar das Recht, ihn nicht nur etwa nur nach seinen Gesetzen zu behandeln, sondern ihm auch den Eintritt zu verweigern, wenn ihm die Anwesenheit des Fremden eine Gefahr bringt oder droht, wohlverstanden eine wirkliche Gefahr, denn Willkür soll damit nicht beschönigt werden. Der Fremde seinerseits hat unfehlbar, wenn er sich gegen die Gesetze des Staats, in den er kommt, nicht vergeht oder dessen Interesse nicht gefährdet, den Schutz desselben und das Recht, nach den Landesgesetzen behandelt zu werden, anzusprechen. Der Staat endlich, aus dem er kommt, hat eben so unwiderleglich das Recht, zu verlangen, daß ihm der Fremde entweder ausgeliefert oder daß er sonst bestraft werde, wenn er ein gemeines (nicht politisches) Verbrechen begangen hat.

Das sind die natürlichen Rechte der drei Betheiligten. Nun ist aber jeder Theil geneigt, seine Rechte auszudehnen. Zumal in bewegten Zeiten ist jeder Staat argwöhnisch gegen die Fremden und geht hierin oft so weit, die natürlichen Rechte derselben ohne Noth zu kränken. Dagegen machen eben so häufig politische Flüchtlinge, wenn sie in andere, zumal in kleine Staaten, kommen, ungemessene Ansprüche in dem Grade, daß sie nicht selten die Gastfreundschaft kompromittiren. Wie es la france extérieure weiland in Trier und Coblenz machte, so die deutschen Radikalen und Kommunisten in der Schweiz. Drittens aber überspannen auch oft die Staaten, denen der Fremde angehört, ihre Ansprüche, sey es, daß sie, wie die Engländer, mit der Brutalität der Uebermacht kleine Staaten mißhandeln, in denen einem Engländer irgend nicht Unrecht, sondern Recht widerfahren ist, sey es, daß sie, wie Napoleon im Fall des Herzogs von Enghien, mit Gewalt den Landesangehörigen aus den fremden Gebieten rauben.

So kämpft denn ewig die Leidenschaft oder das Interesse mit dem Recht an sich und überwältigt es in bewegten Zeiten, oder wo der Widerstand nicht stark genug ist, ohne Umstände und das reine Recht bleibt immer nur eine Concession, die man in friedlichen Zeiten, wenn kein großes Interesse auf dem Spiele steht, der Vernunft macht. Diese Vernunft in Bezug auf das Fremdenrecht geltend zu machen, ist das redliche Bemühen der vorliegenden Schrift.

5) Darstellung und Kritik der Hegel'schen Rechtsphilosophie von Dr. Kahle. Berlin, Vossische Sortimentsbuchhandlung, 1845.

Hier werden mit vielem Scharfsinn die Mängel der Hegel'schen Rechtsphilosophie und die Verkehrtheit seines Prinzipes aufgedeckt. Hegel war durch und durch de mauvaise foi und mystificirte die Welt mit reiner Sophisterei, die nach derselben Methode das Ministerium Altenstein mit der ewigen Weisheit identificirte, nach welcher nämlichen Methode nachher seine Schüler den

kommunistischen Wahnsinn gleichfalls als ewige Weisheit nachgewiesen haben. Mit seinem ewigen Setzen, Anders- und Nichtsetzen, Verneinen und wieder Verneinen des Verneinens konnte er am Ende alles beweisen und alles leugnen, wie es beliebte. Zuletzt stellte sich aber doch aus Allem die Verneinung schlechthin als das diabolische Prinzip heraus, und das Ministerium Altenstein und dessen Diener, die dem Unwesen so großen Vorschub geleistet, wurden vor aller Welt durch die Früchte, die in den Halle'schen Jahrbüchern aufgingen, verdientermaaßen bloßgestellt.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Karl Haltaus. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Fest, 1845.

Man findet in dieser Sammlung viel Schönes, besonders liebliche Naturbilder, z. B.

Es weht ein sanfter Abendwind
Liebkosend in den Bäumen;
Ob Vögel, die entschlafen sind,
Von sel'ger Liebe träumen?
Sey still! Es rauscht in Gipfeln leise
Wie eines Mährchens traute Weise:
Ade, ade, mein Lieb,
Noch einen Kuß mir gib!

Es schlägt im Wald die Nachtigall
Gar träumerische Lieder,
Und auch des Abendglöckleins Schall
Hallt schwermuthsbange wieder.
Sey still! Die Welt ist traumeslüstern
Und Millionen Lippen flüstern:
Ade, ade, mein Lieb,
Noch einen Kuß mir gib!

Die Erde ist vom Mondenlicht
Mit Silberglanz umgossen;
O stör' die Braut, die sel'ge, nicht,
Ihr Aug' ist liebumflossen.
Sie schauet in die Nacht mit Lauschen:
Und hört des Baches Wellen rauschen:
Ade, ade, mein Lieb,
Noch einen Kuß mir gib! rc.

Am frischesten sind durchgängig die Jugenderinnerungen in ihrem Farbenglanz erhalten:

Stand als Knabe oft am Ufer,
Zweige werfend in die Fluth;
Trug der Strom sie schnell von dannen,
Jauchzte laut mein junges Blut.

Sah als Knabe gern die Wolken,
Wenn der wilde Sturm sie trieb,
War verdrießlich, daß ich Kleiner
Unten auf der Erde blieb rc.

Eine zweite Abtheilung in der Sammlung bilden die Romanzen, z. B. Gustav Adolfs Tod, Cäsars Tod, Eckard von Meißen, der falsche Waldemar, Aegeus, Attila rc. Eine dritte bilden politische Lieder, die wir nicht recht mit den schönen Liedern der ersten Abtheilung in Einklang zu bringen wissen. Während sich nämlich in diesen eine schöne Seele in den zartesten Gefühlen offenbart, tritt uns in jenen politischen Liedern das Gespenst der gemeinen Tagespresse entgegen und der edle Dichter ergeht sich in Phrasen, die er wohl billig geringeren Geistern überlassen sollte. Seite 276 heißt es:

Brich deine Fesseln, Geist der Zeit,
Der Glaube ist vermodert,
Aus Trümmern der Vergangenheit
Der Freiheit Flamme lodert.

Wie stimmt mit diesem offenbar erst neugemachten Liede das schöne Osterlied (S. 100), worin der Dichter sich selbst noch als Anhänger des Glaubens und eines keineswegs vermoderten darstellt? Leider kehren die Phrasen vom freien Wort, vom freien Gedanken, vom freien Geiste, vom Lichte rc. auch in vielen andern neuen Liedern unsres Dichters wieder und es scheint ihm die unsägliche Trivialität dieser lichtfreundlichen Ausdrücke nicht aufgefallen zu seyn. Dem schönen Klang dieser Worte ist aber in unsrer Zeit bekanntlich ein so verwerflicher Sinn untergeschoben worden, daß man sie nicht mehr gebrauchen kann, ohne ausdrücklich sich gegen den Mißbrauch zu verwahren. Seitdem die flachsten Köpfe und leersten Herzen sich dieser Stichwörter bedienen, um jede heilige Erinnerung aus dem Herzen der Völker, jedes fromme Gefühl aus dem Herzen der Jugend zu reißen, seitdem ist unter freiem Wort, Geist und Licht nicht mehr das zu verstehen, was wohl ehemals edlere Menschen darunter verstanden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 83.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 15. August 1845.

Neueste Schrift über Griechenland.

Apologie eines Philhellenen wider den Fürsten Hermann L. G. von Pückler-Muskau von Friedrich Thiersch. München, lit. art. Anstalt, 1845.

Deutschland hat zu beklagen, daß ein so geistreicher und welterfahrner Autor, wie der Herr Fürst von Pückler-Muskau, es im Punkt der historischen Wahrheit nicht genau zu nehmen pflegt und durch Leichtfertigkeiten das Ansehen verscherzt, das ihm in der literarischen Welt gebührt. Nicht ohne Staunen lasen wir vor einigen Jahren, indem wir in seinen Berichterstattungen über Aegypten Resultate einer scharfen und feinen Beobachtung zu finden hofften, — eine Lobschrift auf Mehemet Ali und die Weisheit seiner Administration. Wenn nun auch genossene Gastfreundschaft dem Gast gewisse zarte Rücksichten auferlegt, so dürfen dieselben doch nicht so weit getrieben werden, daß der Wahrheit damit ins Angesicht geschlagen wird. Wer an des Tyrannen Tische saß und freundlich von ihm bewirthet wurde, kann allenfalls dessen persönliche Liebenswürdigkeit loben und von seiner Tyrannei schweigen, wenn er ein dankbares Herz bethätigen will; aber er darf eine brutale Tyrannei nicht salomonische Weisheit nennen, er darf in Bezug auf das arme Land Aegypten nicht Segen nennen, was dessen Fluch ist.

Wie nun in diesem Fall der Herr Fürst gelobt hat, was nimmermehr zu loben ist, so hat er einen nicht minder ungerechten Tadel in andern Fällen ausgetheilt. Schon unmittelbar nach dem Erscheinen seines Vorläufers haben wir in Nr. 5 des Literaturblatts von 1839 das, was er darin über den Herrn Hofrath Thiersch und dessen Verhalten in Griechenland vor Ankunft Sr. Majestät des Königs Otto geschrieben, für eine Ungerechtigkeit erklärt, und wenn wir nicht irren, hat ganz Deutschland dasselbe gedacht. Man muß sich wundern, wie der Herr Fürst es über sich gewinnen konnte, einen Ehrenmann, der sich um Griechenland ein so großes Verdienst erworben hat, gerade in einem Zeitpunkt zu verunglimpfen, in welchem derselbe durch die Intriguen des damaligen englischen und russischen Residenten in gewissem Sinne aufgeopfert worden war und aus mancherlei Rücksichten auch nicht einmal in seinem größeren Werk über Griechenland alles Unrecht, was ihm widerfahren war, ausdrücken durfte. Unter diesen Umständen hätte man nicht erwarten sollen, daß gerade ein deutscher Autor gekränktes deutsches Verdienst noch mehr kränken würde. Dem deutschen Autor vor allem hätte es gut angestanden, sich des wackern Landsmanns anzunehmen. Inzwischen hat der Herr Fürst seine Spötterei noch neuerdings wiederholt und dadurch Herrn Thiersch zu einer Erwiderung herausgefordert, welche abgesehen von dem persönlichen Verhältniß, um das es sich hier handelt, als ein nicht unwichtiges historisches Aktenstück betrachtet werden muß, sofern sie zum erstenmal Vorgänge in helles Licht setzt, die bisher noch nicht, oder noch nicht vollständig bekannt waren.

Was der Herr Fürst mitgetheilt hat, beruht auf den Aussagen eines griechischen Schreibers, eines mauvais sujet, der einen persönlichen Groll gegen Herrn Thiersch hegt; was Herr Thiersch dagegen sagt, beruht auf historischen, wohl dokumentirten Thatsachen.

Der Herr Fürst sagt, Herr Thiersch sey der Dupe der Parteien gewesen und überall mystificirt worden. Herr Thiersch beweist dagegen, welches Vertrauen man ihm geschenkt, wie man seine Rathschläge befolgt habe,

wie dankbar man gegen ihn gewesen sey, wie die Griechen noch jetzt von ihm urtheilen und wie Franzosen, Engländer &c., welche Griechenland genau kennen, die Sache ansehen.

Als Herr Thiersch nach Griechenland kam, war die russische Partei des ermordeten Grafen Capodistrias unter dessen Bruder Augustin noch am Ruder, aber bekämpft von der konstitutionellen Partei unter Koletti, welcher Frankreich günstig war. Beide Parteien waren im Begriff, über einander herzufallen, als Herr Thiersch erschien, in dem man mit Recht den Vorboten des jungen Königs aus Bayern erblickte und dem daher Vertrauen, Hoffnung und Furcht entgegen kam. Sein Erstes war, diese Stimmung zu benutzen, unter den Parteien Frieden zu stiften und alle in der Huldigung des künftigen Königs zu vereinigen. „Ich habe, sagt er S. 65, bei meiner Rückkunft aus Asien nach Nauplia durch die Leidenschaften der Parteien und durch die Maßregeln der fremden Agenten die Angelegenheiten von Griechenland bis in das Unlösbare verwickelt, die Rathgeber ohne Rath, die Allianz nicht vertreten, die Partei der Capodistrianer in Bestürzung, den Peloponnes mit Zerstörung bedroht, das Volk in Verzweiflung, den Bürgerkrieg in voller Erbitterung gefunden. Siebenzehn Tage darauf war die Wolke zerstreut, welche Verderben drohend über dem Lande hing, und ich darf wohl sagen, es ist nicht ohne mich, und ein nicht geringer Theil dabei ist durch mich geschehen. Ich habe den einen Einfall in den Peloponnes dadurch abgewendet, daß ich die Mauromichalis aus dem Kerker in ihre Heimath sandte; ich habe den zweiten, da er unvermeidlich war, aus einem Rachezug in einen Zug des Friedens und des Triumphes verwandelt, und durch seinen Gegenstoß in Nauplia mit der Regierung des Grafen Augustin das einzige wahre Hinderniß der Beruhigung des Landes über den Haufen geworfen. Ich habe, nachdem die fremden Agenten den Siegern das Loos der Ueberwundenen bereitet, und dadurch die Fackel des Bürgerkriegs von Neuem unter die Parteien geschleudert hatten, die Waffen Kolettis von dem Peloponnes abgewendet, und auf eigene Gefahr unter die Mauern von Nauplia geführt. Ich habe seine Schaaren neben ihren Feinden einquartiert, und durch rasches Eingreifen und nicht ohne Gefahr an Einem Tage den Bürgerkrieg geendigt, der seit sechs Monaten Griechenland verwüstete. Das ist die Hauptsumme und der Kern meines Eingreifens in die Angelegenheiten von Griechenland."

Nur denen, die in Griechenland die Uneinigkeit zu verewigen berufen waren, erschien diese Herstellung der Ruhe und des Friedens gefährlich. „Der englische Resident, Herr Dawkins, war von der Furcht besessen, der französische Einfluß würde durch den Sieg Kolettis zum alleinherrschenden in Griechenland werden, wenn man seiner Regierung Zeit und Mittel gäbe, sich zu befestigen, obgleich Kolettis und ich mit ihm dahin arbeiteten, durch Ausscheidung der gesunden Theile der capodistrianischen Partei und Verbindung mit ihnen die Regierung über die Parteisphäre zu einer nationalen zu erheben, dadurch aber schon damals zu verwirklichen, was ihm erst jetzt zum Theil wenigstens gelungen ist. Indeß eine solche Verbindung lag dem Calcul jenes verschlagenen Diplomaten so fern, wie sie der Kurzsichtigkeit des russischen Agenten, des Baron Rückmann, unerreichbar schien. Jener sah in jeder Vereinigung der beiden großen und nationalen Parteien, der konstitutionellen und orthodoxen, die Vereitelung seiner auf einen besondern Einfluß gegründeten Politik, und dieser, der russische Agent, war zu sehr in der Verdüsterung der capodistrianischen Leidenschaften befangen, um in Kolettis etwas Anderes als einen Ehrgeizigen zu finden, und unter seinem Anhange etwas Anderes als Uebelthater und Abenteurer zu erblicken. Herr Dawkins, der sich, Dank der schlechten Art, wie der englische Einfluß von den sieben Inseln und in Nauplia war geltend gemacht worden, unter den Griechen auf eine schwache Koterie beschränkt sah, suchte darum die Hülfe des russischen Agenten, um mit ihr seine politischen Freunde zu heben, und dieser war sehr bereit, sich ihm gefällig zu erweisen, weil die Stimme des Herrn Dawkins ihm im Rathe der drei Residenten die Mehrzahl gab, da nach den Beschlüssen der Konferenz, im Fall zwei jener Agenten über eine Maßregel sich geeinigt hatten, der Dritte genöthigt war, ihnen zu folgen. Man sah so auf einmal den englischen und russischen Einfluß gegen den französischen verbunden, d. i. das Land und Volk, welche ihrer Berathung und Pflege vertraut waren, zum Mittel ihrer politischen Zwecke gemißbraucht. Es galt, Kolettis mit den Seinigen jenem anglo-moskowitischen Bündnisse zum Opfer zu bringen, und nie ward ein Werk der politischen Unbilden klüger angelegt, beharrlicher geführt und mit vollständigerem Erfolge gekrönt, wie jenes. Ich habe nachgewiesen, wie jene Männer dadurch, daß sie den Siegern unter der Form einer gemischten Regierungskommission eine Regierung der Zwietracht auflegten, diese dann verließen, und den Aufruhr gegen sie ermunterten, den Kongreß bekämpften, und gegen ihn den Senat schützten, unter ihren Händen Griechenland in einen Zustand von Anarchie und Elend sinken sahen, in welches weder die Türken, noch die Araber es zu stürzen vermocht hatten."

Man begreift nun leicht, wie Herr Thiersch nicht

nur auf griechischem Boden selbst, sondern auch noch nach seiner Heimkehr von der Politik jener beiden Residenten zu leiden gehabt hat. Trotz ihnen kam der Kongreß zu Stande, auf welchem der junge König feierlich anerkannt wurde (18. August 1832), obgleich das Londoner Wahlprotokoll der griechischen Regierung nicht officiell mitgetheilt worden war. Herr Thiersch legt mit Recht auf diesen Schritt des griechischen Volks einen großen Werth; da, welches auch die damaligen Ansichten in London gewesen seyn mögen, für alle Folgezeit der Umstand, daß die Griechen die neue Dynastie freiwillig anerkannt und nicht gezwungen empfangen haben, bedeutungsvoll und fruchtbar bleibt. „Die Sachen haben seitdem ihren Verlauf gehabt. Die Parteibestrebungen und die Leidenschaften, die Täuschungen und Fehlgriffe, welche gleich einem dichten Nebel die Natur der Dinge bedeckten, haben sich verzogen, und man weiß jetzt, was von den hier vorliegenden Dingen zu halten ist. Niemand, der das Innere der Begebenheiten kennt, glaubt mehr, daß das griechische Volk das Recht, ihm einen Herrn zu wählen, an die Konferenz der drei Mächte übertragen habe, daß in Folge davon der griechische Thron auf ein Protokoll gegründet worden, und der nationalen Zustimmung entbehren, oder daß diese von einigen, wenn auch noch so achtbaren, Individuen ohne Beruf und Vollmacht ausgesprochen, und zu staatsrechtlicher Giltigkeit erhoben werden konnte. Ist aber dieses der Fall, so beruht der neue Thron von Hellas staatsrechtlich auf seiner Anerkennung durch den Kongreß von Pronoia und auf der Urkunde, welche derselbe noch vor seiner gewaltsamen Zerstörung darüber rechtskräftig vollzogen hat. Das ist nicht die zufällige Ansicht eines befangenen und an Form haftenden Pedanten; es liegt allerdings über die Meinung diplomatischer Schönrednerei hinaus, die den unveränderlichen Prinzipien der Politik und des Völkerwohls die Rücksichten augendlicklicher Konvenienz unterschiebt, und sich noch obendrein für legitim und konservativ hält; es ist die wahre, die in der Natur der Dinge gegründete, die den Schwierigkeiten und Gefahren Rechnung haltende, und den Staat gegen sie schon im Voraus rüstende Politik, und der größte deutsche Publicist neuerer Zeit, Joh. Ludwig Klüber, hat in seiner pragmatischen Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands vom Jahre 1835 schon wenige Jahre nach Erscheinen meiner Arbeit, und obwohl ganz unabhängig von ihren Erwägungen, doch mit ihr übereinstimmend über jenen wichtigen Gegenstand des griechischen Staatsrechts sich in demselben Sinne ganz unumwunden ausgesprochen." Herr Thiersch fügt S. 91 hinzu, welche Weisung ihm bei seinem Abgang nach Griechenland von Seite des Monarchen durch den Fürsten von Wrede bezüglich auf jenen wichtigen Punkt zukam. „Se. Maj. der König sey weit entfernt, seinen Sohn den Griechen in irgend einer Weise aufnöthigen zu wollen, und das Angenehmste für ihn würde seyn, wenn er von der Nation selbst, über die er herrschen sollte, begehrt würde."

Bekanntlich wurde Herrn Thiersch die Wahlurkunde des griechischen Kongresses eingehändigt, um ihm dadurch einen glänzenden Beweis von Vertrauen und Anerkennung seines Wirkens in Griechenland zu geben. Aber die Politik, welche zu London beschlossen hatte, den Griechen einen König zu bestimmen, ohne sie auch nur davon zu benachrichtigen, geschweige sie um ihre Meinung zu fragen, dieselbe Politik verlangte jetzt auch, daß der griechische Kongreß und seine zustimmenden Beschlüsse ignorirt würden. Herr Dawkins betrieb zugleich aufs eifrigste nicht nur die Zurückberufung des Herrn Thiersch aus Griechenland, sondern auch dessen Entferntbaltung von jeder ferneren Einmischung in die griechischen Angelegenheiten, obgleich er unter allen Bayern der griechischen Sprache am meisten kundig und mit Oertlichkeit und Personen bereits am vollkommensten vertraut war.

Herr Thiersch hat das Schicksal so manches würdigen Staatsmannes getheilt, der seit 1815 den Intriguen des Auslandes weichen mußte, gerade weil er den vaterländischen Interessen ungewöhnlich treu und glücklich gedient hatte. Sein Name reiht sich in dieser Beziehung an die ehrenwerthesten unserer neueren Geschichte.

Alterthumskunde.

Beiträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften von Hofrath A. Holtzmann. Erstes Heft. Karlsruhe, G. Holtzmann, 1845.

Man wird in dieser kleinen Schrift vollständig orientirt über die merkwürdigen Inschriften in Keilschrift, die man in Persien gefunden hat, über ihre Entdeckung und allmählige Entzifferung. Es gereicht den Deutschen zum Ruhme, daß die letztere von ihnen ausgegangen ist. Indessen hat sich die leidige Konkurrenz, das gelehrte Beinstellen und Ruhmabjagen auch hier eingedrängt und der Verfasser vorliegender Schrift bemüht sich deßfalls, Jedem sein Recht widerfahren zu lassen.

Da so oft von Keilschriften die Rede ist, aber was für deren Erklärung gethan wird, meist in gelehrten Sammelwerken und Gelegenheitsschriften zerstreut und dem größeren Publikum verborgen bleibt, wird es unsern Lesern ohne Zweifel von Interesse seyn, hier einen Ueberblick über den Stand der Sache zu erhalten. Der berühmte Reisende, dem wir die ersten treuen Abschriften dieser alten Denkmäler verdanken, Niebuhr, hat zugleich den ersten Schritt gethan, der zur Lesung derselben führen konnte, indem er (Reise, II. 143) die schlichte Bemerkung machte, sie müßten von der Linken zur Rechten gelesen werden, weil in zwei Inschriften von ganz gleichem Inhalt zwei Buchstaben, die in der einen am Ende der dritten Zeile stehen, in der andern den Anfang der vierten bilden. — Bald nachher fanden Tychsen und Münter den Worttheiler, eine wichtige Entdeckung, die nun schon möglich machte, das nämliche Wort in seinen verschiedenen Verbindungen wieder zu erkennen. Auch ahnte schon Münter die Bedeutung des Wortes König. — Dieß war alles, was geschehen war, als G. F. Grotefend zu Anfang unseres Jahrhunderts das Geschäft übernahm. Ausgehend von der Vermuthung, daß diese Inschriften im Inhalte Aehnlichkeit haben würden mit den von S. de Sacy entzifferten Inschriften der Sassaniden, fand er bald die Keilgruppen, welche die Königstitel enthalten mußten, und dann diejenigen Wörter, welche die Namen der Könige seyn mußten. Auf höchst sinnreiche Art gelang es ihm, zu bestimmen, daß diese Namen keine andern, als Darius und Xerxes seyn konnten; und von hieraus konnte er dann mit ziemlicher Sicherheit den Werth mehrerer Buchstaben bestimmen. Umständlicher hat er selbst über seine Methode der Entzifferung Bericht erstattet im Anhang zum ersten Band von Heeren's Ideen. — Grotefend's Abhandlungen über die Keilschriften wurden der Göttinger Societät der Wissenschaften überreicht, und von dieser, wegen Mangels an Keilschriften nie dem Druck übergeben; sie sind daher nur in Auszügen und Berichterstattungen unvollkommen bekannt geworden. Sie würden zwar jetzt, nach mehr als vierzig Jahren, schwerlich noch etwas enthalten, was nicht schon in andern Schriften gegeben ist, und fast nur noch ein historisches Interesse haben. Dennoch sollte man sie nicht untergehen lassen. Grotefend's Entzifferung des Keilalphabets war ein so wichtiger, folgenreicher Fortschritt und hat in einer Zeit, wo deutscher Scharfsinn noch wenig geachtet war, in England und Frankreich zum Ruhme der deutschen Gelehrsamkeit so wesentlich beigetragen, daß es einer deutschen Akademie, wenn sie hoffentlich bald eine Sammlung aller vorhandenen Keilinschriften veranstaltet, wohl anstehen würde, Grotefend's noch ungedruckte Abhandlungen derselben einzuverleiben." — Ohne Zweifel ist Deutschland seinem trefflichen Gelehrten und sich selbst diese Genugthuung schuldig.

Der Verfasser erörtert nun weiter, wie im Jahr 1823 der Franzose St. Martin den Ruhm Grotefend's in aller Geschwindigkeit sich habe zueignen wollen, denselben aber lediglich ausgeschrieben habe; wie dann Rask 1826 der erste gewesen sey, der auf die Verwandtschaft der Keilschrift mit dem Sanskrit hingewiesen habe, ohne diesen Gedanken weiter zu verfolgen; und wie endlich der Franzose Burnouf 1836 das von Niebuhr mitgetheilte Völkerverzeichniß mit Rücksicht auf die Angaben Herodots in jenen Keilinschriften wiederentdeckt, das Verstandniß derselben also mächtig gefördert habe. — Burnouf theilte seine Entdeckung dem Herrn Lassen, der davon sehr überrascht war, schon im Jahr 1835 bei einem Besuche mit, wie aus einem Briefe von Lassen selbst erhellt (abgedruckt in v. Bohlens Biographie). Gleichwohl gab nun Herr Lassen in einem sehr schnell gedruckten Werke 1836 die Entdeckung für die seinige aus, um Burnouf den Rang abzugewinnen. Ein Verfahren, das unser Verfasser mit Recht strengem Tadel unterwirft, wobei er jedoch nicht vergißt, was Lassen Ersprießliches zur Förderung der Sache geleistet hat, rühmlich anzuerkennen, obgleich Lassen sich durch die Uebereilung der Konkurrenz vieler Nachlässigkeiten schuldig gemacht hat.

Herr Holtzmann geht nun selbst auf die Sache ein, erklärt mehrere Buchstaben anders, als Lassen, deßgleichen auch Wörter und bestimmt darnach auch den Inhalt der Inschriften in mancher Beziehung anders, wobei ihm hauptsächlich das Sanskrit zum Maßstabe dient. Wir können hier natürlicherweise nicht näher auf diese Einzelheiten eingehen und wollen nur beispielsweise erwähnen, daß Herr Lassen auf einer Inschrift des berühmten König Darius Hystaspes gefunden haben will „Ormuzd habe diesem Könige durch ein kluges Pferd die Herrschaft verliehen," mit Beziehung auf die bekannte Sage von dem Pferdeorakel, durch welches Darius König wurde. Herr Holtzmann weist nun aber nach, daß in jener Inschrift von keinem Pferde die Rede sey.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 84.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 18. August 1845.

Geschichte.

Chronologisches Register der fränkischen Revolution, von Eröffnung der ersten Versammlung der Notabeln bis zur Einführung der Consular-Regierung 1787—1799. Von Posselt. Bedeutend vermehrt und fortgesetzt von K. Jochmus, k. preuß. Hofrath. Vierter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1844. (Die frühern Bände I. 1808. II. 1809. III. 1820).

Von dem Beginn der Revolution an wird hier verzeichnet, was an jedem einzelnen Tage Wichtiges geschehen ist, sey es im Kabinet, am Hofe, im Ministerium, in den gesetzgebenden Körpern, in den Straßen, in den Provinzen, oder bei den auswärtigen Angelegenheiten und im Felde. Wichtigere Rescripte, Depeschen oder Reden werden dabei im Auszuge mitgetheilt. Man erhält also eine vortreffliche Orientirung im Detail der Begebenheiten.

Der Plan des von Posselt begonnenen Werkes ist so praktisch, daß man nur wünschen kann, auch die neuere Geschichte, z. B. seit der Julirevolution, möchte so behandelt werden. Man würde dann den Verlauf der Dinge besser recapituliren können, als es gewöhnlich geschieht. Man würde mehr lernen und nicht so viel vergessen.

Ein ähnliches Werk, wie das vorliegende, ließ schon Napoleon als erster Konsul unter dem Titel analyse du Moniteur veranstalten. Es ist aber nicht ganz nach demselben Plan entworfen, indem es nur die kürzeste Inhaltsanzeige dessen, was an jedem Tage geschehen, aber keine Reden oder Depeschen im Auszug enthält. Jene ziemlich vergessene analyse ist von einem vollständigen Register zum Moniteur 1789—1799 begleitet und durch 60 vortreffliche Portraits der berühmtesten Revolutionshelden ausgezeichnet. Das Werk ist noch insbesondere durch die darin von Napoleon gehandhabte Kritik merkwürdig. Gewisse Namen werden absichtlich, wenn auch mit einer gewissen Maske der Hochschätzung unpopulär und lächerlich gemacht, z. B. Lafayette. Der Moniteur nun, diese unschätzbare Quelle der Revolutionsgeschichte, hat auch dem vorliegenden deutschen Werke die besten Dienste geleistet.

Wie der Herausgeber das Charakteristische eines jeden Tages kurz und doch nicht zu kurz zu bezeichnen versteht, möge man aus der Auffassung des 20. Nov. 1793 ersehen. An diesem Tage wurde nämlich vom Nationalconvent die christliche Religion abgeschafft. „Die Sektion de l'Unité erscheint im Saal des N. C.; an ihrer Spitze marschirt ein Ploton der bewaffneten Macht; dann kommen Tambours; diesen folgen Sappeurs und Kanoniere in priesterlichen Kleidern, und eine Gruppe von Mädchen, weiß gekleidet, mit einem dreifarbigen Gürtel; nach ihnen kommt ein unermeßlicher Zug Männer, auf zwei Linien gestellt, mit Meßgewändern, Priestermänteln ꝛc. angethan. Diese Kleidungsstücke sind aus der ehemaligen Kirche St. Germain-des-Prés; und merkwürdig durch ihren Reichthum, da sie von Sammt und andern kostbaren Stoffen, und mit prächtigen Stickereien von Gold und Silber verziert sind. Man bringt hierauf auf Tragbahren Kelche, Ciboirien (Hostien-Gefäße), Sonnen, Leuchter, goldene und silberne Platten, eine prächtige Genoveva-Jagd, ein Kreuz von Juwelen, und tausend ähnliche Dinge. Der Zug tritt in den Saal, mit dem ungestümsten Freudenruf: es lebe die Freiheit, die Republik, der Berg! und mit Trompeten- und

Paukenschall. Ein schwarzes Tuch, das unter dem Gesang von „Marlborough ist todt und begraben" herein getragen wird, bildet die Vernichtung des Fanatism ab. Die Musik läßt nun den Hymnus der Revolution ertönen: alle Bürger, mit priesterlichen Kleidern angethan, tanzen zu dem Schalle des Ça ira, der Carmagnole, des Veillons au salut de la France, etc. Der allgemeine Enthusiasm äußert sich durch lange fortdauerndes Freudengeschrei. ꝛc. (Monit. Nr. 62.) — [Nach allen diesen burlesken Scenen sagt der Sprecher der Deputation: So erkämpft denn nun die Vernunft einen großen Sieg über den Fanatism; eine Religion voll Irrthum und Blut ist vernichtet; seit achtzehn Jahrhunderten hat sie nichts als Unglück über die Erde gebracht, und man nannte sie göttlich! Die Kreuzzüge, die Kriege der Albigenser, der Waldenser, die in den Cevennen, die sizilianischen Vespern, die Bartholomäus-Mordnacht, das ist ihr Werk, das sind ihre Trophäen. So verschwinde sie dann von der Oberfläche der Erde, und Glückseligkeit wird wieder darauf zurückkehren, die Menschen werden nur noch ein Volk von Brüdern und Freunden seyn. Muse der Geschichte, zerbrich deine Pinsel! bis auf diesen Tag hattest du nichts als Verbrechen zu schildern; von nun an wirst du nichts als Tugenden zu feiern haben. Wir schwören, daß wir keinen andern Gottesdienst haben wollen, als den der Vernunft, der Freiheit, der Gleichheit, der Republik.... In einem Augenblick, antwortet der Präsident, machet ihr achtzehn Jahrhunderte von Irrthümern in das Nichts zurückkehren. ꝛc. ꝛc.]

Das Ende des Christenthums wurde förmlich vom Convent dekretirt und an dessen Stelle die Philosophie oder die Religion der Vernunft gesetzt. Schon am 7. Nov. hatte der Erzbischof von Paris (der Schweizer Göbel) feierlich vor dem Convent alle Zeichen seiner Würde niedergelegt, der christlichen Religion abgeschworen und die der Vernunft bekannt, was in vorliegendem Werk vielleicht zu kurz notirt ist, daher wir noch einiges zusetzen. Ein anderer Geistlicher beehrte öffentlich vor dem Convent das Christenthum mit den Bezeichnungen: fable, impertinence, sottise, absurdité und den Gott der Christen mit monstre devorant, sanguinaire, cruel, barbare etc. das jedoch durch die lumières éternelles de la philosophie für immer vernichtet sey. Nie mehr werde diese réligion fausse et ridicule vor der Macht der Philosophie wieder aufkommen. Mon. vom 1. Dec. 1793. — Meint man nicht, man höre Bruno Bauer reden? Ist es nicht ganz dieselbe Sprache, die jetzt in der deutschen Presse so laut wird?

Noch ein anderer Geistlicher, Namens Parent, schrieb damals an den Convent: je suis curé, c'est à dire charlatan! erklärte aber, von nun an die heilige Charlatanerie nicht mehr mitmachen zu wollen. Mon. vom 9. Nov. Meint man nicht, Wislicenus zu hören? Parent beklagt, die geistliche Comödie so lange mitgemacht zu haben, fast in denselben Worten, wie der Herr Pastor in Halle.

Damit ja Niemand mehr in Frankreich an die christlichen Verheißungen und an die Unsterblichkeit der Seele glaube, mußte der nachmals so berühmt gewordene Fouché im Namen der Nation über den Thüren aller Kirchhöfe die Ueberschrift anbringen: la mort est un sommeil éternel. Moniteur vom 18. Oktober. Ganz so lehrt die neue deutsche Philosophie. Wer an die Unsterblichkeit der Seele glaubt, ist in den Augen unsrer Hegelianer ein beschränkter Kopf.

An die Stelle der christlichen Religion trat ein neuer Kultus der Natur. Der christliche Kalender wurde am 5. Oktober 1793 abgeschafft und die Namen der Heiligen durch Naturprodukte ersetzt. Man sagte nun nicht mehr: zu Georgi, Jakobi, Martini ꝛc., sondern am Tage Kartoffeln, Petersilie, Sauerkraut; wenn wir nicht irren, hatte auch der Mist seinen heiligen Tag. Diesem Naturkultus entsprach auch ein Theil der Festtage. Da hatten z. B. die Schwangern ein Fest, wie in China. Das Sakrament der Ehe wurde vom Genius der Natur ertheilt ohne alle Ceremonien; wie Marat versicherte, das Frauenzimmer, das nachher der Convent feierlich als seine Wittwe begrüßte, nicht unter dem Segen eines Priesters, sondern im Angesicht der nächtlichen Gestirne sich vermählt zu haben. Das ist nun wieder die Lehre unsrer jüngsten Fleischesemancipatoren.

Aber auch die republikanischen Tugenden und Talente sollten ein Anrecht auf die allgemeine Verehrung haben, die Gaben des Geistes neben denen der Natur. Deßhalb nahm man in den Naturkultus auch Feste der Freiheit, der Gleichheit ꝛc. auf, so wie Gedächtnißfeste großer Männer. Daher die Ehre des Pantheons den Helden und Weisen der Republik, und das ehrende Andenken an die Brutus, Timoleon, ja selbst noch an den „Sansculotten Jesus," die man neben Voltaire und Marat figuriren ließ. Ganz so wie Herr Vischer in Tübingen unlängst vom Katheder herab die Sokrates, Christus ꝛc. als „flotte Kerls" anerkannte. Das ist nun der „Kultus des Genius," den Strauß an die Stelle des Christenthums empfohlen hat, heute wieder, wie 1793.

Der Kultus der Natur und des Genius fiel aber wesentlich zusammen in dem allem übergeordneten Kultus der Vernunft. Das ist was man jetzt Geist nennt. Die Kirchen wurden in Frankreich, nachdem man alle

Erinnerungen ans Christenthum daraus weggeschafft hatte, in „Tempel der Vernunft“ verwandelt. Um aber in der Vernunft zugleich die Natur anbeten zu können, beliebte man, sich die Vernunft zu personificiren und wählte sich die schönsten verlornen Kinder aus, um sie als Göttinnen der Vernunft unmittelbar aus dem Hause der Freude in die Kirchen zu führen und auf den Altar zu stellen, ohne ihnen nur so viel Zeit zu lassen, um sich anständig anzukleiden. Denn die Vernunft darf vor den Augen ihrer Bekenner nicht verhüllt seyn. Man sang, betete und räucherte sie an und empfing dann von der lächelnden Göttin den Bruderkuß. So in Notredame zu Paris. So im alten Dome zu Rheims. So im ehrwürdigen Münster zu Straßburg, wo ein Jude die dazu passende Predigt à la Heine hielt.

Wie sehr diese Vorgänge durch die Philosophie des 18ten Jahrhunderts vorbereitet waren, ist bekannt. Daher auch Voltaire, der lange vor der Revolution gestorben war, erst in ihr zur Vergötterung gelangte. Einen nicht geringen Antheil hatten auch die deutschen Illuminaten. So hießen nämlich die damaligen Lichtfreunde. Es war kein anderes Licht, mit dem die Illuminaten damals die Welt illuminirten, als das, was sich heute von Halle, Köthen, Magdeburg aus in die Welt ergießt. Man wollte die Menschheit vom Wahn des Christenthums zur Wahrheit der Philosophie, aus der Finsterniß des Kirchenglaubens und der Bibel ins Licht der Vernunft führen, damals wie jetzt. Ein reicher pfälzischer Edelmann, Baron Holbach, lebte damals in Paris und war die Seele des französischen Illuminatismus. Von seinem Salon ging die antichristliche Theorie in ihrer corrosivsten Schärfe aus und fanatisirte die Franzosen, während Voltaire sich noch mit frivolem Spott begnügt hatte. Ein anderer deutscher Edelmann aber, der preußische Baron Cloots, war der Erste, der jene Theorie ins praktische Staatsleben einführte.

Cloots war, obgleich Ausländer und Edelmann, seiner ultrarevolutionären Reden wegen, nicht nur Mitglied des französischen Nationalconvents, sondern sogar auch Präsident des damals allvermögenden Jakobinerklubbs geworden. Schon ein halbes Jahr vor jenem berüchtigten Beschlusse des Convents, der die christliche Religion in ganz Frankreich abschaffte (20. November 1793) entwickelte er am 24. April im Convent seine Ansichten in einer langen Rede, welche den größten Beifall fand und die späteren Beschlüsse direkt vorbereitete. Sie steht im Moniteur vom 30. April in ihrem ganzen Umfang abgedruckt. Diese Rede enthält buchstäblich alles, was die Hegel'sche Schule, was die Lichtfreunde heute wieder als neue Lehre verkündigen. Wie heute Wislicenus in seiner berühmten Flugschrift: „ob Schrift? ob Geist?“ frägt und: Geist, nicht Schrift! antwortet; wie die lichtfreundlichen Versammlungen feierlich erklären, es gebe nur noch Eine Person in der Gottheit, und zwar den heiligen Geist, der aber nichts anderes sey als die Vernunft und nirgends anders wohne als im Volke; wie Hegel und seine weitverbreitete Schule lehrt, Gott könne nur in unsern Menschengehirnen zum eignen Bewußtseyn kommen, und existire sonst nirgends, als in uns — ganz so äußerte sich schon vor zwei und fünfzig Jahren Anacharsis Cloots im Convente: „Wir sind nicht frei, so lange dem Nationalwillen noch ein einziges, wenn auch nur moralisches Hinderniß im Wege liegt. Ein solches ist der Glaube, daß es einen Souverain gebe außerhalb der Nation, der Glaube an einen Herrn, einen Gott. Dieses Hinderniß muß hinweggeräumt werden. Wir wollen keinen andern Herrn, als den Gesammtwillen der Nation. Ich sage und werde es ewig wiederholen, die Menschheit allein ist Gott (le genre humain est dieu), und nur die Aristokraten sind Atheisten; das Volk allein ist Gott, es gibt keinen andern Souverain in der Welt als das göttliche Volk (le Peuple-Dieu). Freilich, bemerkt er ein paar Seiten weiter, die menschliche Natur verräth auch ihre Schwäche, wenn sie ihre Stärke nicht kennt. Nimmt man einen Menschen einzeln um den andern, so kann man leicht über seine Schwäche niedergeschlagen werden; nehmt sie aber alle, als eine große Masse der Menschheit, und ihr werdet erstaunen über die Wunder, die sie zu vollbringen im Stande ist. Nur wer die Schwachheit hat, noch an einen Gott außer uns zu glauben, kann die Allmacht des menschlichen Geschlechts mißkennen. Staunen wir nicht jeden Tag über die Wunder, die das französische Volk vollbringt? (Quiconque a la débilité de croire en dieu, ne saurait avoir la sagacité de connoître le genre humain, le souverain unique. Nous sommes étonnés chaque jour des prodiges du peuple libre.)

Es ist wohl sehr am Platze, an solche alte Geschichten zu erinnern, da die jüngere Generation nichts mehr davon weiß und sich dem längst von der Weltgeschichte (dem Weltgericht) verurtheilten Wahnsinn von Neuem überläßt. Wäre irgend etwas Haltbares in den erwähnten Lehren, so hätte es sich um so gewisser behaupten müssen, als die Armeen der französischen Republik nach allen Seiten siegten und Eroberungen machten und im Inneren jede Spur von Monarchie, Hierarchie, Aristokratie ausgerottet wurde. Wie kam es denn, daß trotz dieser republikanischen Siege das französische Volk der „Vernunft“ und der Selbstvergötterung als Peuple-Dieu sobald müde wurde und den christlichen Kultus in seinem ganzen Umfang

wiederherstellte? Die Antwort ist ganz einfach. Das französische Volk schämte sich, daß es so thöricht gewesen war, den gerechten Haß, den es gegen seine irdischen Tyrannen trug, auf den Herrn aller Kreaturen überzutragen. Schon Robespierre schämte sich in diesem Sinn und sah mit Recht in dem Kampf des Convents gegen Gott einen Versuch, die Franzosen lächerlich zu machen, und die große Sache ihrer Revolution zu kompromittiren, weßhalb er „die Verehrung des höchsten Wesens" wiederherstellte und jenem orateur du genre humain, wie sich Cloots gern nannte, den Kopf vor die Füße legen ließ. Noch bestimmter nahm sich später Napoleon der christlichen Religion an und stellte sie in Frankreich her, ohne daß auch nur ein einziger Lichtfreund sich widersetzt hätte.

Zu einer weitern Lehre kann der Jetztzeit dienen, was aus dem damals so gepriesenen Kosmopolitismus, der allgemeinen Menschheitsverbrüderung, die jetzt wieder in den kommunistischen Träumen und in der sogenannten Weltliteratur auftaucht, geworden ist. Cloots hatte eine Weltrepublik vorausgesagt, in der alle Nationen zusammenschmelzen sollten. Er bildete sich Wunder was für Ehre und Beifall ein, den er dafür bei den Franzosen ernten würde, indem er dieselben als das erste Volk der Freiheit begrüßte, durch die alle anderen frei werden sollten. Die praktischen Franzosen wußten aber wohl, daß eine solche allgemeine Emancipation ein Unding wäre und daß, wenn sie je möglich würde, die französische Nation alle ihre bisherigen Vortheile wieder verlieren und als unbedeutender Theil in der allgemeinen Menschheit verschwimmen müsse. Also empörte sich zuerst der französische Nationalstolz, das französische Nationalinteresse gegen die Clootsische Idee. Schon mitten in der Krise der Anarchie fuhr Robespierre den preußischen Baron an: woher des Landes bist du, daß du uns Franzosen rathen und befehlen willst? Cloots war feige und ehrlos genug, auf diese verfängliche Frage zu antworten: je suis de la Prusse, département futur de la république française. Wie tief muß ihn Robespierre wegen dieser Antwort verachtet haben, die übrigens wohl mancher deutsche Flüchtling, der von Paris aus sein Vaterland lästert, noch heutzutage geben würde. Robespierre fuhr fort: „du nennst dich universel und citoyen du monde und glaubst zugleich ein Franzose seyn zu können. Aber es gibt kein zweites Interesse, das der wahre Franzose neben seinem Nationalinteresse verfechten könnte. Du bist ein Agent des Auslandes, du willst unsre Revolution lächerlich und verächtlich machen, du willst ihre Grundsätze übertreiben und dadurch vernichten. Du bist ein Volksschmeichler, um das Volk zu verderben. Du hast vor den Königen gekniet, jetzt kniest du vor dem Volke und wie du jene belogen, belügst du dieses. Du hast die „philosophische Maskerade" mit dem Erzbischof Göbel abgekartet, du hast geglaubt, das französische Volk werde sich davon dupiren lassen, aber seine wahren Freunde haben das falsche Spiel entlarvt." Moniteur vom 16. December 1793. In Folge dieser zermalmenden Rede wurde der arme Teufel Cloots guillotinirt. Nirgends ist so scharf als wie in dieser Rede die Grenze zwischen Nationalität und Kosmopolitismus gezogen und können sich alle unsre neuen jungen Weltbürger daraus die nöthigen Lehren ziehen.

Sagen.

Dom-Sagen. Von Johann Nep. Vogl. Wien, Haas, 1845.

Der unermüdliche Vogl hat schon wieder eine kleine Gedichtsammlung drucken lassen, dießmal Dom-Sagen, aber nicht vom Kölner Dom, sondern von der St. Stephanskirche in Wien. Voran steht eine Geschichte der Kirche und eine Beschreibung ihrer Sehenswürdigkeiten, und diese Einleitung ist vielleicht mehr werth, als die Sagen selbst. Die bedeutendste und auch bekannteste (schon öfter poetisch behandelte) unter den letztern ist die von dem Baumeister Puchsbaum, der mit dem Bösen einen Bund eingegangen und dessen Opfer wurde. Eine andere Sage vom Winde, der immer um den St. Stephansthurm weht, trägt das Gepräge der Unechtheit und Nachbildung. Der Teufel soll nämlich mit Wind und Regen gereist seyn und sie gebeten haben, ein wenig zu warten, bis er dem Bauwesen zugesehen; da habe er den Namen des überaus frommen neugewählten Baumeisters Hauser gehört und aus Schrecken sey er davon geflogen und nicht mehr wiedergekommen, weßhalb Wind und Regen immer noch auf ihn warten. Diese Sage ist einer viel poetischeren von dem Jesuiten-Collegium in M. nur nachgebildet. Der Wind, heißt es dort, reiste mit dem Teufel, der ihn ersuchte, vor dem Collegium ein wenig zu warten, weil er seine guten Freunde darin besuchen wolle. Er ist aber nicht mehr herausgekommen und deßhalb weht der Wind noch immer Gasse auf und ab.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 85.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 22. August 1845.

Geschichte.

Kaiser Friedrich II. Ein Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen. Mit Benutzung handschriftlicher Quellen der Bibliotheken zu Rom, Paris, Wien und München verfaßt von Dr. Constantin Höfler, ord. öffentl. Professor, ord. Mitglied d. k. Akademie ꝛc. München, lit. art. Anstalt, 1844.

Man muß gegen entgegengesetzte Ansichten gerecht und billig seyn, wenn nur die Wahrheit durch scharfe Beleuchtung der Gegenseite gefördert wird, und — wenn man sich bewußt ist, daß auch diesseits nicht selten Vorurtheile und Täuschungen obgewaltet haben. Diesseitige Geschichtsforscher haben dieß längst erkannt, noch ehe sie von jenseitigen daran erinnert zu werden brauchten. Leo, C. A. Menzel, Barthold, Gervais haben sich wahrlich keinen übertriebenen Ghibellinismus mehr zu Schulden kommen lassen. Nun ist die guelfische Ansicht mit Vorliebe aufgenommen worden. Es ist natürlich. Eins folgte aus dem andern. Es ist auch in vieler Beziehung nützlich und heilsam, alles von allen Seiten zu beleuchten und neu zu prüfen. Aber wenn wir es auch für vergeblich erachten würden, die Enthusiasten für die neue Ansicht zur Mäßigung, zum Gemachthun zu ermahnen — so müssen wir wenigstens die Vermuthung zu Protokoll niederlegen, daß jede Uebertreibung auch ferner wie bisher ihr Korrektiv finden werde.

Gegen Thatsachen läßt sich, wenn sie gehörig beglaubigt sind, nicht streiten. Aber der Geschichtschreiber begnügt sich oft nicht mit Darlegung solcher Thatsachen und ihrer Beurkundung, sondern vertheilt Licht und Schatten der Beurtheilung in Nebenbemerkungen, im Fluß der Rede. Wer thäte das nicht? Die Begeisterung reißt wohl jeden, der überhaupt einer fähig ist, so hin. Aber die Kritik muß dann doch hintendrein kommen und sichten. Unser Verfasser drückt seine Ungnade gegen das ganze staufische Haus schon auf der zehnten Seite in einer abschätzenden Charakteristik der Vorfahren Friedrichs II. aus und sagt unter andern, Kaiser Heinrich VI. habe von allen deutschen Fürsten wohl allein den Namen eines schnöden Tyrannen verdient. Eine nur gelegentliche Bemerkung, die aber ein sehr gehässiges Licht auf die armen Staufen wirft. Wir können der Beschuldigung nicht beipflichten. Kaiser Albrecht I. und Kaiser Ferdinand II. haben unendlich mehr Greuel mitten im Herzen Deutschlands ausgeübt, als Heinrich in Apulien und Sicilien. Wir wollen damit nicht sagen, daß Heinrich nicht auch ein Tyrann gewesen sey, aber er hat seine Meister gefunden.

Was Friedrich II. selbst betrifft, so schätzt ihn unser Verfasser S. 97 summarisch in Folgendem ab. „Aufs Neue ward der höchste kaiserliche Glanz zur Blendung der Menge nicht nur auf dem großen Reichstage zu Mainz, sondern noch mehr zu Marburg an dem Grabe der heiligen Elisabeth, Landgräfin zu Thüringen, entfaltet, deren Gebeine der Kaiser erheben ließ und deren Haupt er in Gegenwart einer unzähligen Volksmenge selbst mit einer goldenen Krone schmückte. Billig würde man sich über diese Huldigung wundern, die derselbe Kaiser einer in strengster Uebung der Lehre der katholischen Kirche Verstorbenen darbrachte, welcher den Hofstaat seiner Gemahlin mit orientalischem Gepränge und orientalischen Sitten umgab, die Sterne befragte und in seiner religiösen Denkungsart mehr einem Muhamedaner als einem Christen sich näherte. Allein es stimmte ein solches Benehmen sehr wohl mit Friedrichs gewohnter Handlungsweise zusammen, der den Papst verfolgte, aber die deutschen Bischöfe begünstigte, den Franciscanerorden haßte, aber dessen abtrünnigen Meister Elias mit

seinem Vertrauen beehrte, den Todtenschädel der heiligen Elisabeth krönte, aber Ursache geworden war, daß ihr Gemahl so früh sein Leben einbüßte, und wo er konnte, der Kirche die Wucht seines Zornes fühlen ließ. Mehr Widersprüche, als man gewöhnlich glaubt, finden nebeneinander im Herzen eines Menschen Raum, das von Ehrgeiz und Stolz bewegt wird.“ Vorwurf über Vorwurf, aber wir haben uns vergebens vorzustellen versucht, wie diese Vorwürfe begründet seyn sollen? Daß Kaiser Friedrich die heilige Elisabeth noch im Sarge krönte, ziemte ihm als Kaiser der Christenheit. Kein Geringerer konnte die Lieblingsheilige der Nation krönen, als der Kaiser. Er hat seine Anhänglichkeit an die Kirche nie verläugnet, wenn er auch den Anmaßungen der Hierarchie widerstand. Er mußte aber auch den Accent legen auf eine so großartige kirchliche Ceremonie, wie auf die Verfolgung der Ketzer, weil ihn seine Feinde gar zu gern als einen Ungläubigen, als einen Feind nicht der römischen Anmaßungen, sondern des Glaubens selbst verläumdet hätten. Was liegt nun für ein Widerspruch in seiner Handlungsweise zu Marburg? Er krönte die Heilige, deren Gemahl als sein Begleiter in Italien zufällig an einer Seuche mit vielen andern edeln Deutschen umgekommen war. Lag darin der Widerspruch? War es nicht schön, die Wittwe eines treuen Dieners zu ehren? oder hatte der Kaiser etwa Schuld am Tode des Landgrafen? oder einen Vortheil davon? Im Gegentheil, der Verlust seiner treuen deutschen Gefährten war ein Unglück für ihn. — Auch in der Liebe des Kaisers zur arabischen Wissenschaft und zu schönen Sarazeninnen können wir kein so großes Verbrechen sehen, wie der Verfasser. Wenigstens nicht im Sinn der Kirche. Hat Leo X. nicht auch die heidnischen Disciplinen geliebt und war doch ein Papst? Von den Liebeshändeln des Kaisers aber sollte man doch wohl milde denken auf einem Standpunkt, auf dem man von Johann XXIII. und Alexander VI. noch viel schlimmere Beispiele zu entschuldigen hat. Und denken wir an Ludwig XIV., der alle heidnischen Götter an seinen Hof einlud und alle Obscönität der Mythen neu ins Leben rief, der von Maitressen umringt war und die türkische Wirthschaft sich so sehr zum Muster nahm, daß muhamedanische Mährchen und Schau- und Trauerspiele neben den antiken Sujets der Opern und Ballette vorherrschend Mode wurden, der sich mit den Türken sogar gegen den deutschen Kaiser verband ꝛc. und doch der allerchristlichste König war und blieb. Wenn Friedrich II. den Tadel einer strengen Kirche verdiente, wie viel mehr hätte ihn nicht Ludwig XIV. verdient! — Wenn man die betreffende Stelle S. 97 nochmals und mit Aufmerksamkeit liest, so wird man uns zugestehen müssen, es ist schwer, das als Widerspruch zu erkennen, was dort als Widerspruch bezeichnet ist.

Von vorzüglicher Wichtigkeit ist es, den Hauptvorwurf zu beleuchten, welchen Herr Höfler den Hohenstaufen und vornehmlich dem unglücklichen zweiten Friedrich macht, daß sie nämlich (S. 100) „das deutsche Reich mit der Auflösung seiner Verfassung, mit dem Untergange der ihm eigenthümlichen nationalen Entwicklung bedroht“ hätten, und daß der Papst als Retter hätte auftreten müssen. Unter der Verfassung des deutschen Reichs und seiner eigenthümlichen nationalen Entwicklung versteht der Verfasser hier die Fürstenaristokratie, die Vorrechte reichsfürstlicher Familien in Bezug auf ihre Territorien. Er macht es dem Kaiser zum Verbrechen, daß er über Oesterreich und Steiermark verfügt habe. Es scheint also, Herr Höfler erkenne dem deutschen Kaiser das Recht nicht zu, rebellische Reichsfürsten abzusetzen, und Verfügungen zu treffen, wie sie nothwendig waren, um die Einheit und Ruhe des Reichs zu erhalten, wenn ehrgeizige, habgierige oder wohl gar vom Ausland bestochene Reichsbeamte Unruhen stifteten. Es scheint ferner, Herr Höfler wolle der deutschen Nationalität keine andere Entwicklung gestatten, als die sie auf ewig von der Einheit abführen muß. Es scheint, er geht von dem Grundgedanken aus, die Kaiser seyen Usurpatoren gewesen, hätten über die alten nationalen Herzogthümer mit Unrecht verfügt und die neuen Reichsfürsten, in alle Rechte jener ältern Herzöge eintretend, hätten mit Recht das Prinzip der Viel- und Kleinstaaterei gegenüber dem kaiserlichen Prinzip der Nationaleinheit vertheidigt. Nun ist es zwar gewiß, daß die römische Curie, so wie Frankreich, stets diese Ansicht von den deutschen Reichsangelegenheiten geltend zu machen gesucht haben, weil sie wünschen mußten, daß Deutschland unter vielen Fürsten vertheilt und uneinig bleibe. Aber es folgt daraus nicht, daß auch die deutsche Historiographie diese Ansicht zu theilen habe.

Soll etwa Friedrichs II. Usurpation in Oesterreich und Steiermark verdammt werden und die Rudolfs von Habsburg nicht? weil Friedrich im kaiserlichen Interesse handelte, Rudolf aber nur als Kreatur der päpstlich-französischen Politik? weil Friedrich die kaiserliche Hoheit stärken, Rudolf sie aber nur zum Vortheil seines Hauses schwächen wollte? weil Friedrich noch hoffen durfte, über den Reichsfürsten zu stehen, Rudolf sich aber nur noch neben sie eindrängen konnte?

Wenn alles sich so verhielte, wie wir es in vorliegendem Werke lesen, so hätte die deutsche Nation nie einen fürchterlicheren Feind gehabt, als jenen Friedrich II., der im Begriff gewesen seyn soll, die deutsche Freiheit, ja die deutsche Nationalität, auf immer unter einen

eisernen Despotismus zu begraben, den er als Alleinherr der Welt in unumschränkter Willkür habe üben wollen. Und nur der Papst habe uns gerettet, ihm müsse die gesammte deutsche Nation heute noch gleichsam auf den Knieen liegend danken, daß er sie erlöst habe aus den unvermeidlichen Banden einer ewigen Tyrannei. — Sehen wir etwas näher zu. War die Sache wirklich so gefährlich? Kann überhaupt eine große Nation, wie die deutsche, je im Falle seyn, sich nicht selber helfen zu können, wenns drauf ankommt? war der Freiheits- und Unabhängigkeitssinn der Deutschen nicht hinreichend, etwaige Uebergriffe der Kaiser zu verhindern, ohne daß es dazu im mindesten eines Italieners bedurft hätte? Läßt sich ein Volk wie das deutsche, bei dem, wie der Verfasser selbst wiederholt einschärft, die Staatseinheit nie populär war, so leicht aus den provinziellen Gewöhnungen reißen, um von einem Despoten etwa russisch geschoren und uniformirt zu werden? Seyen wir aufrichtig und sagen, es war gar keine Gefahr vorhanden; die Gefahr, aus der uns arme verlorne Deutsche angeblich der Papst gerettet hat, existirt nur in den Köpfen seiner guelfischen Advokaten.

Selbst Karl der Große, selbst Otto der Große, selbst der dritte Heinrich, selbst Friedrich Barbarossa konnten, wie mächtig sie auch zu ihrer Zeit herrschten, die Idee der Staatseinheit nie völlig realisiren, noch weniger ihren schwächern Nachkommen deßfalls sichere Bürgschaften hinterlassen. Mit diesen starken Kaisern ist nun aber Friedrich II. gar nicht zu vergleichen. Friedrich II. konnte nicht mehr, wie sein Großvater, nur an den Schild schlagen, um das ganze Reich um sich zu versammeln. Er mußte sich den guten Willen im Reich erkaufen und eher sind ihm die großen Worte vorzuwerfen, mit denen er seine Ohnmacht maskirte, als irgend welche Gewaltthat im deutschen Reiche. Er war nur im kleinen Italien verhältnißmäßig stark und nur dort hat er Gewaltthaten begangen. Der Curie war er gefährlich, niemals der deutschen Nation. Er hätte möglicherweise den Kirchenstaat säcularisiren und ein italienisches Königreich stiften können, aber nie konnte er die deutsche Verfassung umstürzen oder irgend eine erhebliche Veränderung in den deutschen Zuständen bewirken. Die Curie und ihre Advokaten mögen ihn daher in ihrem Interesse mit vollem Recht anklagen und verdammen, wenn aber deutsche Geschichtschreiber ihn im Namen eines angeblichen deutschen Nationalinteresses anklagen und verdammen, so thun sie dem armen Friedrich Unrecht.

Von dem Augenblick an, in welchem Kaiser Friedrich vom Papste gebannt ist, ergießt sich Herr Höfler in die lebhaftesten Danksagungen gegen den Papst, und hält es für natürlich und etwas, was sich von selbst versteht, daß der Kaiser von nun an gar kein Recht mehr hat, daß das deutsche Reich vielmehr sofort unter der gesetzlichen Vormundschaft des Papstes steht, und daß wir dem letztern für die übernommene Mühe noch großen Dank schuldig sind. Es war, so müssen wir glauben, die reinste Uneigennützigkeit jener römischen und genuesischen Nobili, die sich mit der Tiare schmückten, daß sie sich unsrer deutschen Angelegenheiten erbarmten. Nicht um ihretwillen, nicht aus altem Nationalhaß gegen die Deutschen, nicht in dem alten Bestreben, Italien vom nordischen Einfluß frei zu halten, nicht in hierarchischem Interesse arbeiteten die Päpste dem deutschen Kaiser entgegen, sondern lediglich aus christlichem Erbarmen für die arme deutsche Nation!?

Was nun der Kaiser that, das ist, derselben Ansicht nach, vom Uebel. Er war gebannt. Welches Verbrechen, daß er den Bann nicht anerkennen wollte! daß er Repressalien gebrauchte! Wenn der Kaiser Bischöfe absetzt, die ihm fluchen und das Kreuz gegen ihn predigen, so hat er, nach Herrn Höflers Dafürhalten, himmelschreiendes Unrecht. Wenn aber der Papst politische Kaperbriefe nach Deutschland schickt, alle Reichsbeamte ihrer Eide entbindet und zur Empörung gegen den Kaiser auffordert, so hat er Recht. Der Sturz Friedrichs und seines Geschlechts erscheint nicht anders denn als der Sturz einer sträflichen Partei. Der Papst war eo ipso der rechtmäßige Herr der Deutschen und der Kaiser stand ihm nur gegenüber als eine Oppositionspartei, welche eine Revolution gegen den rechtmäßigen Herrscher wagte und wie billig dafür bestraft wurde. Wäre dem wirklich so gewesen, so würde nur der Beweis geliefert werden, daß der Papst eine noch viel weitergehende Gewalt usurpirt habe, als sie je die Staufen hätten usurpiren wollen. Diese Ansicht ist nicht eben neu, denn bekanntlich betrachteten sich die Päpste eine Zeitlang wirklich als die nicht bloß geistlichen, sondern auch weltlichen Oberherrn der Erde und sahen alle Könige als ihre Lehnsträger an, die sie nach Willkür ein- und absetzen könnten und auch wirklich abgesetzt haben. Ob aber deutsche Geschichtsschreiber diese römische Fiktion anzuerkennen haben, ist eine andere Frage. Wenigstens Herr Höfler sollte sie nicht anerkennen, denn wenn nach seiner Ansicht sich Kaiser Friedrich einer unverzeihlichen Verfassungsverletzung schuldig machte, indem er den unruhigen Babenberger in Oesterreich absetzte; wie viel mehr verging sich nicht der Papst an der deutschen Verfassung, wenn er sogar den deutschen Kaiser selbst absetzte? Doch eine solche Parallele darf man nicht

einmal ziehen. Der Kaiser handelte in seinem Recht, wenn er rebellische Fürsten entsetzte; der Papst aber hat nie und nirgends ein Recht gehabt, den Kaiser abzusetzen. Es wäre doch nicht zu verantworten, wenn wir Deutsche zugäben, unser Kaiser habe in der päpstlichen Monarchie bloß die verächtliche Rolle eines Empörers gespielt. Ueber dem deutschen Kaiser stand Niemand, er konnte also wohl der Feind eines andern Gewalthabers seyn, nie aber Rebell gegen ihn, weil das ein Unterthanenverhältniß voraussetzen würde. Die deutsche Nation stand zur italienischen sogar in einem solchen Verhältniß, daß man sagen muß, die Italiener haben unter der geschickten Führung der Curie gegen ihre deutschen Gebieter rebellirt.

Soll man etwa das Rechtsverhältniß, wie es sich Herr Höfler in jener Zeit denkt, auch auf die Gegenwart anwenden, und warum sollte man es nicht, da ja die Kirche heute noch dieselbe ist, wie damals? Wir ersparen uns die Mühe, die Konsequenz davon zu ziehen.

Gegen Friedrich II. wurde bekanntlich ein Gegenkönig aufgestellt, ein sogenannter Pfaffenkönig, weil er vom Papst ernannt war. Es war dieß der berüchtigte Heinrich Raspe, der die heilige Elisabeth mißhandelt und ihren Sohn vergiftet hatte. Während Herr Höfler in der oben citirten Stelle den Kaiser Friedrich gewissermaßen für den zufälligen Tod von Elisabeths Gemahl, des Landgrafen Ludwig, verantwortlich macht, übersieht er den Frevel Raspes. Das ist nun doch mit der Gerechtigkeit unverträglich, die der Geschichtschreiber üben soll. Herr Höfler sagt S. 183, jener Heinrich Raspe habe „im echten Geist des Ritterthums und in Kraft des Gehorsams" gegen den römischen Stuhl die deutsche Krone angenommen. Eine bedenkliche Frage für das deutsche Ritterthum, ob jener Giftmischer und bestochene Rebell, der vom Ausland bezahlt und unter dem Schutz der Kutte die Geierkralle nach dem unbewachten Nest des Adlers ausstreckte, ein Ritter zu nennen sey, und vollends ein echter und deutscher? Und eine noch bedenklichere Frage, ob der Gehorsam gegen den Papst ein Rechtstitel ist für Empörung in Deutschland? für Eidbruch und Königsmord?

Wenn Herr Höfler die Greuel schildert, die von Friedrich II. in seinem letzten Kampfe, da er nichts mehr schonte, begangen wurde, so muß das alles zugegeben werden. Aber die Grausamkeiten wurden nicht bloß auf einer Seite begangen. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Die wüthendsten Leidenschaften waren entfesselt. Sollte der gebannte, von Verrath und Meuchelmord rings umdrängte Kaiser, etwa die Geduld nicht verlieren dürfen? Ja war er, als der weltliche Theil, nicht zum Hasse sogar eher berechtigt, als der geistliche Theil, der die Liebe hätte predigen sollen?

Am wenigsten aber sollte man dem unglücklichen Friedrich Treulosigkeit und Wankelmuth in seinem Benehmen vorwerfen, sofern er bald Friedensversuche machte; bald wieder, als er sah, wie unversöhnlich die Curie ihn haßte, mit größter Energie zu den Waffen griff. Wie hätte er anders handeln können? Ewig wird wahr bleiben, was Vridank von ihm sagt: seine Feinde haben es ihm zu arg gemacht; wie er es auch anfing, er hätte nichts mehr ausrichten können, und wenn er auch Salomons Weisheit besessen hätte.

Waz mac ein keiser schaffen
sit kristen heiden pfaffen
stritent genuoc wider in?
da verdurbe Salomones sin.

Es ist aber eine alte Fabel, daß der Wolf das Lamm, wenn er es gefressen hat, beschuldigt, es habe den unseligen Streit angefangen.

Lyrische Dichtkunst.

Sagen und Geschichten der Stadt Baden im Großherzogthum in poetischem Gewande. Von Ed. Brauer. Karlsruhe, Braun.

Das Material zu diesen Dichtungen ist aus den bekannten Werken von Kolb, Klüber, Al. Schreiber, Bader, den Monographien von Krieg von Hochfelden, Leichtlin, Gehres, Roller *sc.* entnommen. Nicht leicht ist eine Gegend in Deutschland so oft und genau beschrieben worden, wie jene schöne Umgegend von Baden „ein Stück vom Himmel auf die Erde gefallen." — Auch Dichter haben schon oft die Reize und namentlich auch die Sagen jener Gegend behandelt. Mit Recht hat daher der Herausgeber des vorliegenden Werkes nicht bloß eigne poetische Bearbeitungen jener Sagen mitgetheilt, sondern auch manches Aeltere von Max von Schenkendorf, Chamisso, Uhland, Stöber, Simrock, Kopisch, v. Maltitz, Otte, Helferich, Schmetzler *sc.* aufgenommen, so daß das Ganze als ein reiches Blumenbouquet deutscher Sagenpoesie den Badgästen zu empfehlen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 86.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 25. August 1845.

Indische Dichtkunst.

Indische Sagen. Von Adolf Holtzmann. Erster Theil. Karlsruhe, G. Holtzmann, 1845.

Herr Holtzmann hat sich schon viel Verdienst erworben um Uebertragung schöner indischer Dichtungen ins Deutsche. Hier theilt er abermals zehn Gedichte mit, die zu den schönsten Indiens, ja der Welt überhaupt gehören. Die sittliche Grazie, die in ihnen wohnt, dürfte nicht leicht von der Poesie anderer Völker übertroffen werden; obgleich allerdings auch Charakterzüge darin vorkommen, die uns absolut fremdartig erscheinen müssen.

Das erste der hier mitgetheilten Gedichte Rohini ist eine Mythe und dient, den Mondwechsel zu erklären. Soma, der Mondgott, liebt von den 27 Töchtern Dakschas, die alle seine Frauen sind (die Tage des Monats) nur die eine Rohini und vergißt darüber die andern, sie klagen beim Vater und dieser flucht dem Eidam, daß er siech wird und verschwindet. Die Götter aber bewirken, daß er, unter der Bedingung, auch seine andern Weiber zu lieben, wenigstens zur Hälfte vom Fluche des Schwiegervaters befreit werden und abwechselnd bald abnehmen, bald wachsen soll.

Auch das zweite Gedicht enthält eine astronomische Mythe, die Erklärung dessen, was das Sternbild des großen Bären oder des Wagens am Himmel sey. Doch tritt hier schon ein schönes sittliches Element hervor. Indra, der Gott der Sonne, des Lichts und Himmels überhaupt, kämpft mit Wertra, dem Gott der Unterwelt und kann ihn nicht bezwingen. Endlich bethört er ihn durch einen Vertrag und tödtet ihn meuchlings mit List. Aber eine so unedle Handlung, wie sie nur der Teufel an Gott versuchen sollte, umgekehrt von Gott am Teufel begangen, verkehrt die ewigen Gesetze. Indra fühlt dieß tief, weiß sich nicht mehr zu lassen vor Scham und verkriecht sich tief ins Meer ins Innere eines Lotosstengels. Weil nun der Gott des Himmels nicht mehr da ist, regnet es nicht mehr und fehlt der Erde alle Fruchtbarkeit. Da beschließen die bestürzten Götter, einen neuen Herrn des Himmels zu wählen, und gerade weil ein Gott gesündigt, hoffen sie, ein Mensch werde dafür um so göttlicher handeln und wählen den irdischen Königssohn Nahuscha. Allein dieser wird durch so viel Ehre übermüthig und wollüstig. Einst erblickt er Indras verlassene Gattin Satschi und begehrt ihrer. Sie entzieht sich seiner Gewalt durch eine List, indem sie von ihm verlangt, wenn sie ihn als Götterkönig lieben solle, müsse er auch als solcher handeln, und seinen Wagen nicht mehr von Pferden, sondern von den sieben Rischis (den heiligsten Büßern) ziehen lassen. Das schmeichelt seinem Hochmuth und er thut sogleich, was sie begehrt. Aber der fromme Büßer Werhaspati bewegt den Feuergott Agni, den verloren gegangenen Indra überall und selbst im Wasser zu suchen, wo er denn endlich gefunden und zurückberufen wird und den thörichten Nahuscha mit einem Blitz von seinem Wagen schleudert. Der Wagen fährt nun immerfort am Himmel und seine sieben Sterne bedeuten die sieben Rischis; auch den in eine Schlange verwandelten Nahuscha glauben die Indier noch am Himmel aus dem Wagen fallen zu sehen.

In der dritten Mythe spielt die Demuth und Treue des Weibes eine schöne Rolle. Tschiawana, Sohn eines Rischis, einer der heiligsten Büßer, lebt tief verborgen in der Einsamkeit.

Wie eine Säule ohne Bewegung
 so stand der Fromme lange Zeit
in Einsamkeit. Da bauten an ihm
 Ameisen ihren Hügel auf
bis über das Haupt. Er rührte sich nicht,
 bedeckt mit Erde um und um.
Nun kam in diese Gegend einmal
 Sarjati, der erhab'ne Fürst,

am lieblichen Wasser sich zu ergehen;
mit ihm sein schönes Töchterlein
Sukanja, und in seinem Gefolge
vier tausend Frauen und sein Heer.
Sukanja mit den Freundinnen ging,
in schönen Kleidern wohlgeschmückt,
im Wald umher; um Blumen zu brechen,
zerstreuten sich die Freundinnen.
Sie aber kam in Freude und Lust
zum Hügel des Tschiawana.
Wie nun der abgemagerte Weise
in seiner Buße strenger Zucht
in Einsamkeit die Liebliche sah,
die durch die Bäume wie ein Blitz
in leichtem Gewande hüpfte und sprang,
da fühlte er der Liebe Drang.
Er rief ihr zu; sie aber vernahm
sein Wort nicht, sie erblickte nur
im Hügel die zwei funkelnden Augen
des Farguings; was ist doch das?
so sprechend stach sie, kindisch bethört,
mit einem Dorn dem Heiligen
die Augen aus. Darüber ergrimmt
Tschiawana ließ alsobald
das ganze Heer Sarjati's erkranken
an einer Seuche arger Qual.

In seiner Noth fleht der König nun den erzürnten Weisen um Verzeihung an und bietet ihm die Prinzessin zur Frau an. Der Heilige läßt sich das gefallen und sie lebt bei ihm in frommer Demuth, wie alt und häßlich er auch ist. Denn was kann man sich Liebenswürdiges von einem Büßer denken, der Jahrelang in einen Ameisenhaufen begraben war und sich nie gewaschen noch Haare und Nägel beschnitten hat. Da kamen einst die Aswinis, die indischen Dioscuren, die im indischen Himmel Arztdienste verrichten, von ungefähr vorüber, erblickten Sukanjas unvergleichliche Schönheit und baten sie um ihre Liebe, ihr vorstellend, daß sie liebenswürdige Jünglinge doch wohl dem häßlichen Alten vorziehen müsse. Aber Sukanja blieb dem Alten treu. Da entschlossen sich die Aswinis, durch ihre Kunst den Alten jung zu machen und nachdem es geschehen, erschienen sie mit ihm plötzlich als drei gleich wunderschöne Jünglinge vor ihr, damit sie Einen unter ihnen wähle. Aber mit sicherm Takt wählte sie ihren vorigen Gemahl, der nun dankbar den Aswinis ein Opfer vom Somatrank brachte. Darüber aber erzürnte sich Indra, weil ihnen diese Ehre nicht gebühre. Tschiawana indeß fuhr zu opfern fort und ließ aus dem Opferrauch einen furchtbaren Riesen (Leidenschaft genannt) entstehen, der dem Indra solchen Schreck einjagte, daß er nichts mehr gegen die den Aerzten widerfahrene Ehre einwandte.

Das vierte Gedicht ist die herrliche Sage von Sawitri, die schon Bopp einmal früher übersetzt hat (in dem Werkchen: die Sündfluth, Berlin 1829). Es ist unstreitig eine der reizendsten Dichtungen, die es irgend gibt. Die Heldin der Erzählung, Sawitri, wählt sich einen Bräutigam nach ihrem Herzen und läßt nicht von ihm ab, obgleich sie erfährt, er könne nur ein Jahr leben, und am bestimmten Tage seines Todes läßt sie ihn in ihrem Schooß einschlafen und erwartet den Tod. Er kommt, der schreckliche Fürst der Todten selbst, nicht bloß ein niederer Diener, und zieht, obgleich ihn die Gattin innig um Schonung anfleht, die Seele aus dem Leibe ihres Mannes und geht mit ihr davon. Die treue Gattin aber folgt dem Tode auf dem Fuße nach und läßt sich durch nichts zur Umkehr bewegen.

Jama:

Kehr' um und gehe, Sawitri,
die Todtenfeier halte nun,
Du hast den Gatten weit genug
begleitet, endlich kehre um.

Sawitri:

Wohin man meinen Gatten führt,
wohin er gehet, muß ich ihn
begleiten, das ist meine Pflicht;
mit ihm zu gehen, sey mir nicht
verwehrt, so wahr ich Buße that,
die Eltern ehrte, den Gemahl
stets liebte, mein Gelübde hielt,
so wahr du Jama gnädig bist.
Man sagt, mit wem fünf Schritte man
zusammen geht, der sey schon Freund;
drum was in Freundschaft ich zu dir
jetzt sagen will, das höre an:
Nicht unvorsichtig ist, im Walde wohnen
mit Tugendübung; denn die Weisen nennen
die Tugend ihren Schutz und ihre Wohnung.
Bei Guten ist die Tugend drum das Erste.
Durch Eines Tugend, nach der Guten Glauben,
sind alle wir zum Weg des Heils gekommen,
und suchen keinen Zweiten, keinen Dritten;
bei Guten ist die Tugend drum das Erste.

Jama:

O Sawitri, dein schöner Spruch
entzückt mich; wähle, was du willst.
Ich gebe eine Gnade dir,
nur nicht das Leben Satjawat's.

Sawitri:

Mein blinder Schwiegervater soll
durch deine Gnade sehend seyn.

Jama:

Es sey, du Fromme! aber jetzt
kehr' um, denn du ermattest schon.

Sawitri:

Ich müde, wo mein Gatte ist?
Ich folge festen Schrittes stets
so weit du meinen Gatten führst.
Jetzt höre weiter meinen Spruch.

Nun fährt sie fort, ihm die herrlichsten Lehren der Weisheit und Liebe vorzusagen, wodurch er so sehr gerührt wird, daß er ihr eine zweite, eine dritte Gnade bewilligt. Dieß benutzend fordert sie, daß ihr Schwiegervater sein verlornes Reich wieder erhalte, daß ihr eigner Vater, der noch keinen Sohn hat, ihr einen Bruder gebe, endlich, daß sie selbst noch mit ihrem Gatten Kinder bekomme. Auch das bewilligt Jama, ohne zu bedenken, daß zu diesem Behuf der Mann wieder aufleben muß, und am Ende gibt er dem Zauber der weiblichen Treue nach und schenkt ihr die Seele des Gatten wieder, und sie kehren aus der Einsamkeit des Waldes zurück zum Glanze des Thrones.

Von dem geistigen Adel, der Grazie und Vornehmigkeit des Seelenschönen, das uns so oft in indischen Dichtungen begegnet, gibt auch das fünfte Gedicht Zeugniß. Zum König Usinara flüchtet eine arme Taube, die ein Habicht verfolgt. Der Habicht sagt ihm: gib mir die Taube, sonst muß ich verhungern. Der König beruft sich auf seine Pflicht, einen Gast, einen Schutzflehenden zu beschützen. Der Habicht aber macht immer von Neuem seinen Hunger geltend und daß ihn die Natur einmal aufs Fleischessen angewiesen. Da entschließt sich endlich der König, ihm soviel von seinem eignen Fleische zu geben, als die Taube wiegt. Aber wie viel er sich Fleisch aus dem Leibe schneidet, die Taube wiegt immer mehr und mehr und fast muß der König fürchten, daß nichts von ihm übrig bleiben werde, als der Habicht — sich in den Gott Indra verwandelt und dem plötzlich wieder geheilten König erklärt, er habe nur seine Tugend prüfen wollen.

Die sechste Sage ist umfangreich und complicirt. Indra kämpft hier wieder mit Wertra, wie in den ersten Sagen und kann ihn nicht mehr bezwingen, bis der weise Büßer Dazitscha sich dazu hergibt, daß aus seinen Knochen eine undesiegliche Waffe für Indra verfertigt wird. Mit dieser Waffe nun siegt Indra und vertreibt die bösen Dämonen, daß sie sich in der Tiefe des Meeres verstecken müssen. Von dort aber schleichen sie bei Nacht heraus, um fromme Büßer (Braminen) zu überfallen und zu fressen. Da kann nun Niemand helfen, als der heilige Büßer Agastia, der das Meer austrinkt und dadurch bewirkt, daß sich die bösen Dämonen in eine noch tiefere Kluft unter dem Meere in der Erde verstecken müssen. Nun ist den Braminen geholfen, aber — wie soll das Meer wieder voll Wasser werden? das ist die Frage. Es geschieht in folgender Weise, die uns aus der schon durch Fr. Schlegel mitgetheilten Sage von der Herabkunft der Ganga (des Flusses Ganges) bereits bekannt ist. Der indische König Sagara nämlich hat von einer Gattin 60,000 Söhne, hervorgegangen aus den Kernen eines Kürbis, den sie geboren. Diese Söhne sollen ihm ein Pferd wiederschaffen, das er hat opfern wollen und das in die oben bezeichnete, von den Dämonen unter dem ausgetrockneten Meer bewohnte Kluft gefallen ist. Sie kommen hinein, werden aber, weil sie dem Herrn der Unterwelt ihren Respekt zu bezeigen vergessen, von demselben in Asche verwandelt. Der König hat aber von einer andern Gattin noch einen Enkel, Ansuman, der das Pferd und die 60,000 Söhne aufsucht, das Pferd gewinnt und jene seine Oheime wieder lebendig macht, aber zugleich auch das trockne Meer wieder mit Wasser füllt, indem er sich nämlich an die Ganga im Himmel wendet und sie beschwört zur Erde herabzukommen. Um diesen schrecklichen Wasserfall ein wenig aufzuhalten, bietet der große Gott Siwa sein Haupt dar, in dessen Locken sich der Fluß gleichsam verirrt, bis er endlich sanft herabfällt, das ganze Meer ausfüllt und in jene Kluft dringt, wo er die Aschen der 60,000 wieder belebt.

Die siebente Sage handelt von dem König Lomapada, der in große Noth kam, weil er einmal einen Braminen betrogen und darauf alle Braminen und mit ihren Gebeten zugleich Fruchtbarkeit und Regen das Land verlassen hatten. Nichts konnte hier helfen, als das Gebet eines Braminen. Aber wie wollte man einen gewinnen? Da wurde kund, daß tief in Waldeinsamkeit ein frommer Bramine mit seinem jungen Sohne, Rischjasringa, lebe, welcher letztere noch nie einen andern Menschen außer seinem Vater gesehen habe und überaus fromm und heilig sey. Diesen also hoffte man gewinnen zu können und des Königs Tochter selbst, die reizende Santa, wurde abgeschickt, ihn zu verführen. Heimlich nahte sie ihm, eine gar anmuthige Scene.

Rischjasringa:

Ein höheres Wesen, ein himmlischer Gast
erscheinst du mir, ich neige mich
zu deinen Füßen und bete dich an,
wie mich der Vater hat gelehrt.

Santa:

Du bist ein frömmerer Büßer als ich;
  drum bete mich nicht an; ich muß
dir Ehre erweisen; drum grüße ich dich,
  wie man in unsrem Haine grüßt.
Da faßte sie, halb des Vaters Gebot
  befolgend, halb des Herzens Drang,
den blöden Knaben am Halse und schlang
  den Arm um ihn und küßte ihn.
Dann schämte sie sich und eilte davon
  zu ihrem Vater auf das Schiff.
Wisandaka kam vom Walde zurück,
  der strenge, grüngelbäugige,
bis zu der Fingerspitze behaart,
  voll Buße und voll Heiligkeit.

Wisandaka:

Mein Sohn, warum denn hast du versäumt,
  das Holz zu spalten? hast du doch
das Feuer geschürt, den Löffel gescheuert,
  und zu der Kuh das Kalb geführt?
verwirrt, verändert finde ich dich;
mein Sohn, sag' an, was ist geschehn?

Rischjasringa:

Ein Schüler mit geflochtenen Haaren
  war hier, ganz weiß von Angesicht,
mit schwarzen Augen und lächelndem Munde,
  mit schmalem Leibe und hoher Brust.
Wie wenn im Mai der Kokila singt,
  so lieblich klang es, wenn er sprach,
und um ihn schwebte köstlicher Duft:
  wie wenn der Wind im Lenze weht.
Von unsern Früchten wollte er nicht,
  und trank aus unserm Brunnen nicht.
Er gab mir andere Früchte, die schmeckten
  so herrlich; und von seinem Trank,
wie ich ihn kostete, ward mir so wohl,
  der Boden fing zu wanken an.
Dann faßte mich der Knabe am Haar
  und zog mein Haupt zu sich hinab,
und setzte seinen lieblichen Mund
  auf meinen Mund und machte da
ein kleines Geräusch; das machte, daß mir
  ein Schauder durch die Glieder fuhr.
Nach diesem Schüler sehne ich mich;
  wo er ist, möchte ich immer seyn.

Der heilige Vater bemerkt ihm, es werde wohl ein böser Dämon gewesen seyn, der ihn habe verführen wollen, und warnt ihn. Allein kaum ist der Alte fort, so huscht die Schöne wieder aus dem Gebüsch heraus und bewegt den Jüngling mit leichter Mühe, ihr zu folgen. Er kommt nun in das geplagte Land und stellt durch sein Gebet dessen Wohlstand her.

(Schluß folgt.)

Roman.

Bürger. Ein deutsches Dichterleben. Roman von Otto Müller. Frankfurt a. M., Oehler, 1845.

Das Leben des unglücklichen Dichter Bürger in einen Roman gebracht. Der poetische Sinn ist in den kurzen und schönen Versen zusammengefaßt, die dem sterbenden Dichter in den Mund gelegt werden.

Staunend bis zum Gruß der Morgenhoren
Lag ich und erwog den freien Schwur,
Welchen mir ein Kind der Unnatur
Beispiellos gebrochen, wie geschworen.

Da erschien, begleitet von Auroren,
Die empor im Rosenwagen fuhr,
Jene Tochter heiliger Natur,
Ach: zu kurzer Wonne mir geboren.

Weinend, wie zur Sühne hub ich an:
„Wahn, ich fände dich, o Engel, wieder,
Zog ins Netz der Heuchelei mich nieder.“

„Wisse nun, o lieber blinder Mann,
Sagte sie mit holdem Flötentone,
Daß ich nirgends, als im Himmel wohne.“

Schon aus dieser Auffassung kann der Leser auf den zarten und feinen Charakter des ganzen Gemäldes schließen, in welches der Verfasser auch viele Portraits von literarischen Notabilitäten damaliger Zeit aufgenommen hat. Wir unseres Theils lieben zwar das jetzt gar zu beliebte Genre der Dichter- und Malernovellen im Allgemeinen nicht, da wir der Meinung sind, die Künstler sollten mehr die Welt außer sich darstellen, als sich selbst bespiegeln; doch unter dem Vielen, was die moderne Poesie deßfalls producirt hat, ist das vorliegende Gemälde unstreitig eins der besten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 87.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 27. August 1845.

Rechtspflege.

Beiträge zur deutschen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des deutschen Strafrechts. Von Dr. C. G. v. Wächter, Kanzler der Universität Tübingen, Fues, 1845.

Vier historisch-juristische Abhandlungen. Die erste erörtert die berühmten Vehmgerichte des Mittelalters. Der Herr Verfasser bemerkt mit Recht, daß man sich von diesen Gerichten noch immer eine falsche Vorstellung macht. In Baden-Baden z. B. zeigt man allen Badegästen und Reisenden im alten Schlosse unterirdische Gemächer der Vehme, eine Folterkammer derselben ꝛc., während es erwiesen ist, daß die Vehme nie gefoltert hat und daß überhaupt außerhalb der rothen Erde, d. h. außerhalb Westphalens nie und nirgends von ihr Gericht gehalten worden ist; wornach auch die in Romanen und Schauspielen, z. B. im Käthchen von Heilbronn vorgekommenen Vehmgerichte zu beurtheilen sind.

Die Vehme war nichts anderes als das altdeutsche offne Gaugericht, kaiserlich privilegirt und unabhängig vom Fürstengerichte, wie es sich in seiner alten Weise in Westphalen erhalten hatte. Es wurde gehegt von dem unter den freien Bauern selbst gewählten Freigrafen und alle freien Bauern wohnten ihm bei als Freischöffen. Es kannte weder Gefängniß noch Tortur. Der Angeklagte durfte sich nach alter Weise durch einen Eid und durch Eidhelfer reinigen. Die Eidhelfer schworen nicht als Zeugen, sondern beurkundeten nur, daß sie den Angeklagten als einen ehrenwerthen Mann kannten, dem sie die angeschuldigte That nicht zutrauten. Reinigte sich der Angeschuldigte nicht, so erfolgte die Strafe augenblicklich.

Im dreizehnten Jahrhundert erhielt dieses alte Institut eine weitere Ausdehnung. Um nämlich dem Faustrecht und mancherlei wilder Willkür zu begegnen, fingen die Freigerichte an, über solche, die sich ihrem offnen Gericht aus Troß nicht stellten, ein stilles Gericht zu halten und die Strafe heimlich zu vollziehen. Zu diesem Behuf wurden nun alle, die nicht in das Geheimniß gezogen waren, entfernt. Wie das offne Gericht zu Ende war, forderte man die Nichtwissenden auf, die Stätte zu verlassen, und das Gericht verwandelte sich nun in ein stilles. Es wurde aber unter freiem Himmel und bei Tage von bekannten und keineswegs vermummten Männern gehalten. Die gerechten, unerwarteten und schnellen Strafen des Gerichts wurden sehr populär, schreckten die Bösen, schützten die Unschuld. Daher wünschte man bald, dem Institut eine größere Ausdehnung über ganz Deutschland zu geben. Dieß geschah, indem das Gericht auch außerhalb Westphalens freie Männer zu Schöffen annahm. Nun konnten diese auswärtigen Freischöffen auch Klagen aus andern deutschen Gegenden vor die westphälischen Gerichte ziehen und konnten Verbrecher, die weit von Westphalen entfernt lebten, bestraft werden. Doch niemals ward es gestattet, ein Vehmgericht anders als auf rother Erde, d. h. in Westphalen zu halten und der oberste Stuhlrichter mußte immer ein Westphale seyn. In gelehrten Excursen hat der Herr Verfasser die nöthigen Belege gegeben und sich über die Literatur der Vehmgerichte verbreitet.

Die zweite Abhandlung erörtert das Faust- und Fehderecht des Mittelalters, worüber weniger Zweifel herrschen. Die dritte handelt von der Entscheidung der Thatfrage im deutschen Strafprozeß. Dieser Gegenstand ist sehr merkwürdig. Das Rechtsverfahren in Bezug auf ihn hat in Deutschland eine totale Umkehr erfahren. „Auf die jetzt vorherrschenden Beweismittel — Zeugen

und Geständniß — legte man in Deutschland bis in das fünfzehnte Jahrhundert nur ein sehr untergeordnetes Gewicht. Allerdings galt, was zunächst den germanischen Kriminalprozeß bis zu Karl dem Großen betrifft, der Grundsatz, daß, wenn der Angeklagte gesteht, er sich selbst gerichtet hat. Er wurde dann verurtheilt. Allein nicht im Entferntesten suchte man sein Geständniß herbeizuführen. Vielmehr galt im germanischen Kriminalprozesse — der durchaus bloß Anklageprozeß war — bei den meisten deutschen Stämmen ein Grundsatz, der auf den ersten Anblick sehr auffallend ist. Nicht der Ankläger hatte die Schuld des Angeklagten zu beweisen, sondern Sache des Angeklagten war es, seine Unschuld zu beweisen. Dieser Grundsatz stützte sich auf ein natürliches Gefühl von Ehre, das wir auch jetzt noch in vielen Kreisen wirksam sehen. Wird in unsrer Zeit Jemanden ein Unrecht oder eine Schlechtigkeit, die er verübt haben soll, vorgeworfen: so geht man meist davon aus, daß der bloße Vorwurf, wenn auch ohne allen Beweis ausgesprochen, so lange als Flecken auf dem Beleidigten hafte, bis er sich von demselben gereinigt habe. Der Bescholtene beruhigt sich in der Regel nicht damit, daß nichts gegen ihn erwiesen ist, sondern er sucht seine Unschuld zu beweisen, sey es durch Widerlegung des Gegners oder dadurch, daß er von ihm Genugthuung erhält, und auf diese Weise sucht er sich das allgemeine Vertrauen zu erhalten. Was so außerhalb des Rechtsgebietes herrscht, das trugen die Germanen auch auf ihr Recht über. Dieß war für ihre Zeit sehr natürlich. War es ja noch bis in unsre Zeit Rechtsgrundsatz im Kanton Schwyz, daß ein gescholtener Mann auf der Landsgemeinde die Rednerbühne nicht betreten dürfe, bis er sich von dem ihm gemachten Vorwurfe gereinigt habe, und machten noch im Jahre 1837 auf der Landsgemeinde die Häupter der beiden Volksparthieen von diesem Grundsatze Gebrauch, indem sie sich gegenseitig schimpften, um den Gegner von der gefürchteten Rednerbühne auszuschließen! Im germanischen Kriminalprozesse war bei den meisten Stämmen Folgendes leitender Grundsatz: dem Ankläger steht es zwar frei, den Beweis seiner Anklage zu versuchen; allein er ist in keiner Weise dazu verbunden. Die Anklage ist ein Flecken, der auf der Ehre des Angeklagten haftet, der das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger zu ihm wankend macht und von dem er sich reinigen muß. Es ist also Sache des Angeklagten, seine Unschuld zu beweisen. Gelingt ihm dieß nicht: so wird er — ohne besonderen Beweis der Schuld — verurtheilt. Zu diesem Beweise der Unschuld wurde ihm aber ein Mittel gegeben, das ebenso eigenthümlich war, wie jener Grundsatz. Das Höchste, was der freie ehrenhafte Mann einsetzen kann, ist sein feierlich beschworenes Wort. Durch einen Eid mußte sich deßhalb der Anschuldigte von der Anklage rein schwören. Allein dieß genügte noch nicht, um ihn in der allgemeinen Meinung zu rechtfertigen und das Vertrauen zu ihm wiederherzustellen. Er mußte eine Zahl ehrenhafter Genossen finden, die ihm vollkommen vertrauten und die mit ihrem eigenen Eide zu bekräftigen bereit waren, daß sie der Versicherung seiner Unschuld glauben. Sie mußten ihm bei seinem Eide helfen; aber sie hatten nicht aus eigenem Wissen ein eigentliches Zeugniß für ihn abzulegen — denn sie brauchten von der Sache selbst nicht das Geringste zu wissen — sondern sie hatten bloß ihr moralisches Vertrauen in den Schwörenden zu bekräftigen, bloß zu schwören, daß sie überzeugt seyen, der Eid des Angeklagten sey kein Meineid. Die nöthige Zahl dieser Eidhelfer (consacramentales, conjuratores) war nach der Schwere des angeschuldigten Verbrechens verschieden. — Allein — es mochte doch Fälle geben, in welchen der Ankläger Grund hatte, den Eidhelfern des Angeklagten nicht zu trauen. Hier mußte ihm wenigstens bei schweren Anschuldigungen ein Mittel gegeben werden, die Eidhelfer auszuschließen. In solchen Fällen, glaubten die Germanen, bleibe nichts Anderes übrig, als die Gottheit selbst richten zu lassen. Nur Zeugen, der Eid des Freien oder die Gottheit sollen über Schuld und Unschuld richten. In solchen Fällen entschied daher ein Gottesurtheil, ein Ordale, und das gewöhnlichste war der Zweikampf."

Ein solches Rechtsverfahren war begreiflicherweise nur haltbar, so lange man sich in einem gewissermaßen patriarchalischen Zustande befand und in kleinem Gemeinwesen die genaue Bekanntschaft der Genossen und eine naive Ehrlichkeit das wechselseitige Vertrauen auf den Eid möglich machte. So wie die Staaten sich ausdehnten, die Stände sich schärfer zu unterscheiden anfingen, die Kirche mit ihrem Recht sich in die Grenzen des weltlichen Rechts einmischte, konnte das alte treuherzige Verfahren nicht mehr ausreichen. Im germanischen Norden nun, in England und Skandinavien, behielt man das alte Prinzip wenigstens in der Art bei, daß die von den Parteien des Angeklagten und Klägers bestellten Eidhelfer zwar nicht fortbestanden, aber die vom Volk gewählten Geschwornen, die sofort die Thatsache beurtheilten, gewissermaßen doch nur eine Vereinigung jener beiderseitigen Eidhelfer waren. Wenn die Mehrheit der Geschwornen entschied, so war das nicht viel mehr, als wenn die Eidhelfer des einen Theils die des andern überstimmten.

Im germanischen Süden, der dem Einfluß der Kirche näher stand, entfernte man sich ganz von dem

ältern Prinzip im deutschen Rechtsverfahren und adoptirte das römische Prinzip der Zeugenaussagen, der Indizien und des Geständnisses, daher auch bald der Folterung, als des Mittels, das Geständniß zu erpressen.

In der letzten Abhandlung werden die berüchtigten Herenprozesse besprochen, jedoch nur nach ihrem juristischen Theile. Auf das Psychologische läßt sich der Verfasser nicht ein, indem er einfach behauptet, man habe den armen Heren ihre unsinnigen Geständnisse durch die Folter abgepreßt und es sey demnach dem Inhalt dieser Geständnisse keinerlei Werth beizulegen. Diese Ansicht stellt der Verfasser ausdrücklich der Jarke'schen entgegen. Jarke nämlich ist so weit gegangen, zu behaupten, es habe wirklich eine Verbindung von Zauberern und Zauberinnen mit heidnischen Gebräuchen rc. existirt. Man braucht so weit nicht zu gehen; doch kann man auch nicht allen Zusammenhang mit ältern heidnischen Erinnerungen leugnen. Wenn Herr von Wächter in diesem Werke bei einer andern Gelegenheit selbst sehr richtig sagt, daß die Natur keinen Sprung mache, so gilt dieß auch von jenem seltsamen Herenwahne. Die Richter haben den Angeklagten so seltsame Dinge nicht willkürlich angedichtet, es hätte ihnen dazu gewiß an der erforderlichen Phantasie gefehlt. Sie griffen nur auf, was im Volke noch von altheidnischen Erinnerungen übrig war und verbanden es mit den neuen Vorstellungen vom Teufel und seinen Wirkungen. Auch die magnetischen Zustände, denen die Weiber zu allen Zeiten unterworfen waren, sind nicht ganz außer Acht zu lassen. Bei der Spannung, mit der man die weiblichen Zustände damals belauerte, mußten die Erscheinungen des thierischen Magnetismus ihre Bedeutung erhalten. Somit darf man wohl sagen, daß eine Menge Umstände zusammen kamen, um den Herenwahn auszubilden, und daß das Objektive in diesem Wahn, wenn auch nur rein illusorisch, doch nicht von irgend einer Inquirentenphantasie erfunden, sondern aus einer Menge von volksthümlichen und kirchlichen Vorstellungen kombinirt ist.

Herr von Wächter scheint uns sehr Recht zu haben, wenn er der Einführung des schriftlichen Prozesses einen großen Antheil an der systematischen Ausbildung des Wahns und dem Gedeihen der Herenprozesse zuschreibt. Jarke sucht alle Schuld von der Kirche ab und auf den Staat zu wälzen, indem er den weltlichen Gerichten allein die Barbarei der Herenprozesse zuschreibt. Dagegen aber streitet die berühmte Bulle des Papstes Innocenz VIII. vom Jahr 1484, mit der erst eigentlich die Herenprozesse in ihrer größeren Ausdehnung begannen. Die Kirche ist durchaus nicht von dem Vorwurf freizusprechen, hier den Anfang gemacht zu haben. Allein man wäre ungerecht, wenn man es der Kirche als solcher zum Vorwurf machen wollte. Dieselbe Kirche erklärte sich früher gegen den Wahn, und im ältern corpus juris Canonici (decretum Gratiani) ist genau so wie in den Capitularien Karls des Großen der Glaube an Zauberei verworfen und als heidnisch bezeichnet. Die Kirche wich erst später von dieser vernünftigen Ansicht ab und erst jener Innocenz war es, der die Scheiterhaufen entzündete. Also kann der Kirche nicht als solcher Schuld gegeben werden, was nur Schuld einer bestimmten spätern Bildungsperiode war. Bemerkenswerth aber bleibt jedenfalls das Zusammentreffen der Herenprozesse mit dem Aufkommen des schriftlichen Verfahrens. So lange und so weit das mündliche und öffentliche Verfahren herrschend blieb, dachte man nicht an jenen Wahn. Erst mit der Schreiberei ist er aufgekommen und hat wuchernd um sich gegriffen. Der gesunde Verstand im Volke würde ihn bei öffentlichen und mündlichen Gerichten verworfen haben. Nur die Grübelei der Aktenmenschen konnte ihm nachhängen.

In den Anhängen verbreitet sich der Verfasser über die Literatur der Herenprozesse und stellt dafür eine sehr zweckmäßige Eintheilung auf, indem er die polemischen Werke 1. für, 2. gegen den Herenglauben von den 3. historischen Relationen und kritischen Bearbeitungen trennt. Indeß ist die Literatur auch hier noch nicht erschöpft und noch weniger das Material, denn noch liegen sicher viele bedeutende Herenprozesse in den Archiven unbenutzt. Das erst kürzlich erschienene große Werk „die Gallerin auf der Riegersburg" liefert den Beweis, wie manches noch vorhanden seyn mag, von dem man bisher keine Ahnung hatte.

Indische Dichtkunst.

Indische Sagen. Von Adolf Holtzmann. Erster Theil. Karlsruhe, G. Holtzmann, 1845.

(Schluß.)

In der achten Sage sucht Matali, der den Wagen Indras lenkt, für seine schöne Tochter Gunakesi einen Gatten, und da sie durch ihre Eltern schon theils dem Götter-, theils dem Menschengeschlecht angehört, will er ihr den Gatten bei einem dritten Geschlecht, nämlich den Geistern der Unterwelt suchen. Seine Reise in die Unterwelt, die einen Gegensatz bildet zu der berühmten Reise Ardschunas in den Himmel, ist sehr malerisch geschildert. Zuerst muß er durch das Reich des Meergottes Waruna, und erblickt in demselben die Waffen

der einst dahinabgestürzten Dämonen, den großen urweltlichen Baum, in dem sie wohnen und der sie „in Gehorsam hält" (von dem auch nach dem Volksglauben die riesenhaften maldivischen Nüsse kommen); das wunderbare im Meer schwimmende Ei, aus dem einst das Feuer des allgemeinen Weltbrandes hervorbrechen soll; die Urkuh Surasi, von der alle Kühe kommen, den ewigen Urquell der Milch rc. Endlich findet Matali einen schönen Schlangenprinzen', den er für seine Tochter auswählt und der ihr auch sehr gefällt. Nun kommt aber der große Adler Garuda, der Schlangenfresser, und will den schöngefleckten Bräutigam verspeisen. Indra aber wehrt ihm, befreit den schönen Prinzen und überläßt dem Adler nur dessen abgestreifte Schlangenhaut, welche dieser seitdem um den Hals trägt.

Die neunte Sage versetzt uns schon wieder auf den Schauplatz des Götter- und Titanen- oder Suren- und Asurenkampfs. Beide Parteien bedienen sich eines frommen Büßers zum Opferpriester, wie denn nicht einmal die Götter selbst, geschweige die irdischen Könige, bei den Indern etwas vermögen, wenn nicht Braminen dabei sind. Der Bramine der bösen Dämonen hat dießmal mehr Gaben als der der Götter und vermag alle gefallenen Teufel wiederaufzuwecken, während die gefallenen Götter todt bleiben. Da entschließt sich endlich Katscha, der Sohn des Götterbraminen, sich bei der schönen Dewajani, der Tochter des Teufelsbraminen, beliebt zu machen und durch sie das Geheimniß der Wiederbelebung zu erfahren. Allein die Dämonen merken, was er sucht, hauen ihn in tausend Stücke und lassen diese von Wölfen fressen. Dewajani jammert laut und ihr zu liebe macht ihr Vater Sukra den schönen Jüngling wieder lebendig. Die Dämonen wiederholen den Mord und werfen die Stücke ins Meer, aber Sukra belebt ihn von Neuem. Da verbrennen ihn endlich die Dämonen und geben seine Asche dem Sukra selbst zu trinken. Dieser kann ihn nun nicht wieder beleben, ohne seinen eignen Körper zu zerstören, opfert sich aber doch aus Liebe zur Tochter auf und tödtet sich selbst, um Katscha lebendig aus seinem Leibe hervorgehen zu lassen; dieser aber, seiner Kunst theilhaftig geworden, belebt ihn nun selbst wieder. Die schöne Dewajani muß inzwischen dem Jüngling entsagen, weil er im Leibe ihres Vaters gewesen, also gleichsam ihr Blutsverwandter geworden ist. Sukra selbst aber gibt, weil er ihn im Wein getrunken, allen Braminen das Gesetz, keinen Wein mehr zu trinken. Dewajanis Schicksale werden nun noch weiter ausgesponnen, was wir aber hier übergehen wollen, da es weniger charakteristisch ist.

In der letzten Sage Amba ist die Lehre von der Seelenwanderung sehr eigenthümlich angewandt. Amba ist die Tochter eines indischen Königs. Sie ist schon Braut des Salwakönigs, als sie mit ihren Schwestern Ambika und Ambalika vom Prinzen Fischma entführt wird. Sobald dieser erfährt, sie liebe schon einen Andern, entläßt er sie. Nun will sie aber ihr Bräutigam selbst nicht mehr annehmen, weil sie von einem Andern entführt worden sey. Im höchsten Grade betrübt geht sie in die Waldeinsamkeit zu frommen Einsiedlern, die sie aber auch nicht bei sich behalten wollen, weil sie zu schön und verführerisch ist. Sie verwünscht nun ihr Schicksal und will sich um jeden Preis an Fischma rächen, der Ursach all ihres Unglücks ist. Da bietet sich ihr Rama, der Krieger Tapferste, zum Kämpfer an (eine bekannte Incarnation des Gottes Wischnu); aber Fischma besteht ihn und nach einem ungeheuer langen Kampfe bleiben beide unbesiegt. Das kommt daher, weil Fischma eine Personifikation aller in Eines vereinigten Naturelemente ist. Nun verzweifelt die unglückliche Amba völlig und verbrennt sich feierlich auf einem Holzstoße, um in der Seelenwanderung in einen Mann verwandelt zu werden, der sich an Fischma rächen könne. Sie stirbt und wird wiedergeboren als — ein Mädchen. Ihre Mutter, eine Königin, erzieht sie aber als Knaben, weil der Vater sich so sehr nach einem Knaben gesehnt hatte und sie ihn überredet, sie habe einen geboren. Als sie aber herangewachsen ist und heirathen soll, entdeckt die junge Braut, wie begreiflich, ihr Geschlecht und Amba ist in ungeheurer Verlegenheit. Da erbietet sich der Dämon Sthuna, dem sie ihre Noth klagt, ihr zu helfen, tritt ihr seine Mannheit ab und setzt sie dadurch in den Stand, den sie sich wünscht. Kuwera aber, der Herr der Unterwelt, zürnt dem Dämonen, der auf so thörichte Weise seine Mannheit weggegeben und verurtheilt ihn, ewig ein Weib zu bleiben, während Amba sich hinfort ewiger Mannheit erfreut. Sie hat aber ihres vorigen Daseyns vergessen, nur Fischma kennt es, und meidet Ambas Begegnung, fürchtend, daß er vor der, welcher er so großes Leid zugefügt, nicht bestehen werde, oder, wie er vorgibt, weil er weiß, daß sie in männlicher Gestalt doch nur ein Weib ist und er kein Weib schlagen will.

Das sind nun gewiß theils außerordentlich schöne, theils wenigstens höchst phantastische Dichtungen, die einen tiefen Blick in das eigenthümliche Geistesleben der Inder thun lassen. Wir wünschen daher recht sehr, Herr Holtzmann möchte mit so schätzenswerthen Mittheilungen fortfahren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 88.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 29. August 1845.

Länder- und Völkerkunde.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Leipzig. Brockhaus, 1845.

Herr von Raumer versteht es so gut, die Zustände eines Landes und Volkes zu skizziren, daß wir wünschen müssen, er möchte nicht bloß England, Frankreich, Italien, die Vereinigten Staaten, sondern auch sein Preußen in dieser Weise schildern. Sollen denn die Akademiker sich immer nur um die Kawisprache auf Java, um die Springhasen Australiens, um die Handelsstraßen im alten Lande der Serer, um den Phötus des Schimpanse, um die Keilinschriften von Persepolis, um den Durchschnitt der Meerengen von Panama und Suez, um die Alterthümer von Guatemala, um das ägyptische Labyrinth, um die Verfassung im alten Athen, um die Münzen der Etrusker ɩc. bekümmern dürfen, und nie ums eigne Vaterland und seine Gegenwart? Sollen sie überall zu Hause seyn, nur nicht zu Hause? Sollen sie all ihren Scharfsinn und Tiefsinn den Untersuchungen über alte und fremde Staaten zuwenden und nicht dem Wohl des gegenwärtigen und eignen? — So lange das Bestreben der Gelehrsamkeit im Großen nur dahin geht, den Geist von den praktischen Fragen der Gegenwart und des Vaterlandes künstlich hinwegzulocken in die öde Theorienwelt, in unfruchtbare Spekulationen, oder in fremde Welten, in die tiefe Vergangenheit und in die weiteste Ferne, so lange hat diese Gelehrsamkeit eine antinationale Seite. Die Wissenschaft darf und soll auch Mumien studiren, darüber aber nicht das frische Leben versäumen. Der Blick des Geistes soll in alle Fernen der Welt dringen, aber nicht das Nahe, Heimische darüber vergessen. — Möge in diesem Wunsche Herr von Raumer nur ein Kompliment sehen, das wir dem Geiste und der Unparteilichkeit seiner Auffassung machen. Wie belehrend, wie fruchtbar würde ein Werk aus seiner Feder seyn, das mit gleichem Geist, mit gleicher Unparteilichkeit deutsche Zustände schilderte.

Man kennt das Verfahren des Verfassers schon aus den frühern Werken. Er liebt es, in zwangloser Aneinanderreibung von geschichtlichen, statistischen, ethnographischen Uebersichten, Reise- und Genrebildern, dem Leser das Wichtigste eines Landes und Volkes vorzuführen, nicht ängstlich bedacht auf systematische Folge, wohl aber darauf, daß sich dem Gedächtniß des Lesers je das Interessanteste lebhaft einpräge.

Hier spricht er nun zuerst über die Naturverhältnisse des Landes, Klima, Boden ɩc., dann über die erste Kolonisirung, die ersten politischen Kämpfe, den Unabhängigkeitskrieg, die großen Männer, welche die Republik leiteten und die Jugend der freien Institute, welche sich dieselbe gab. Nach dieser Einleitung folgt die Schilderung des Landes und Volkes, wie sie jetzt sind.

Zuerst wird der Gegensatz der drei Menschenracen erörtert. Er ist von größter Wichtigkeit sowohl für die sittlichen als politischen Zustände in den Vereinigten Staaten. Was die Indianer, die eigentlichen Ureinwohner betrifft, so kommt es auf sie freilich am wenigsten an, denn sie sind dem unvermeidlichen Untergange geweiht. In wenigen Jahrhunderten werden sie verschwunden seyn. Von hoher Bedeutung sind dagegen die Neger, weil sie sich vortrefflich in Amerika akklimatisirt haben, sich fortwährend vermehren und also nicht nur neben den Weißen einen großen Bestandtheil der Bevölkerung bilden, sondern auch einen politischen Gegensatz zwischen den Sklavenstaaten im Süden und den keine Sklaven duldenden Staaten im Norden hervorrufen, der für die Union gefährlicher ist, als irgend etwas anderes. Der Kongreß hat schon seit dem Jahr 1776 die Sklaveneinfuhr verboten, allein die Schwarzen haben sich trotzdem so sehr vermehrt, daß gegenwärtig

sogar ein Ausfuhrhandel mit ihnen getrieben wird. Ja es fehlt nicht an Negerzüchtereien analog den Schafzüchtereien, wo die Waare systematisch producirt wird. In Staaten, welche sich der Freiheit und Gleichheit rühmen, welche die Menschenrechte vor den Bürgerrechten proklamirt, welche überdieß großen Werth auf strenge Christlichkeit legen, mußte der Sklavenhandel, die Sklavenproduktion, die Sklavenmißhandlung natürlicherweise als ein grober Widerspruch gegen die Freiheit, wie gegen das Christenthum erscheinen und daher der große Haß der Abolitionsmänner gegen die Verfechter der Sklaverei. Auf der andern Seite aber ließ sich der Boden unter der heißen Sonne des Südens durchaus von Weißen nicht bebauen, konnten die Kolonialwaaren nicht von Weißen producirt werden. Alle weißen Arbeiter welkten dahin am gelben Fieber, nur die Neger hielten aus und blieben vollkommen gesund. Also blieb von der Dienstbarkeit der Neger die ganze Produktion der südlichen Staaten abhängig. Daß ein so großes Interesse, daß der Besitzstand selbst seine Vertheidiger finden mußte, versteht sich nun ebenfalls von selbst.

Herr von Raumer wägt die beiden Ansichten, die in Nordamerika vorherrschen, gegen einander ab, findet in jeder eine in der Natur der Sache begründete Berechtigung und schlägt einen Mittelweg vor. Er erkennt an, daß es Pflicht der Amerikaner als Christen wie als Republikaner sey, die Neger zur Freiheit zu erziehen; er weiß aber auch sehr wohl, wie unmöglich es ist, die niedere Race so schnell, als es die Freunde der Emancipation wünschen, zu erheben. „So wie ich in der Abschaffung des inneren Sklavenhandels das erste große Mittel zu einer wesentlichen Verbesserung der Verhältnisse erblickte, so betrachte ich als das zweite keineswegs eine plötzlich erzwungene, in Wahrheit unmögliche politische Gleichstellung der Neger und der Weißen; sondern eine, an manchen Orten bereits begonnene, allmählige und freiwillige Ueberlassung von Grundeigenthum. So anstößig es auch klingen mag, scheint mir die Einführung einer Art von Schollenpflichtigkeit, von glebae adscriptio, als eine Maßregel, welche in den Sklavenstaaten materielle und politische Sprünge vermeidet, einen besseren Zustand in sich schließt und zu einem noch besseren vorbereitet. Es bleibt der ehemalige Sklave dann kein bloß sachliches Besitzthum, ohne Anerkennung oder Achtung seiner Persönlichkeit, sondern er fußt auf sicherem Grunde und Boden; er bleibt nicht eine bewegliche, nach Belieben einzeln wie das Vieh zu verkaufende Waare, sondern ihm wird die Möglichkeit des Erwerbs und des Eigenthums eröffnet; ja, der schollenpflichtige Mensch ist in vielen Beziehungen besser daran, als der maschinenpflichtige."

Man darf wohl annehmen, daß die harmlosen, alle Tugenden und Unarten der Kinder zeigenden Neger noch einst in die natürliche Lage kommen werden, in welcher sie von den Weißen geleitet und geschützt, denselben nützlich werden, ohne weder Sklaven zu seyn, noch in die alte afrikanische Rohheit zurückzufallen. Sie sind dauerhaft und zugleich geschmeidig, werden sich also so lange in ihrer Natur und bürgerlichen Stellung biegen, bis sie recht zu den Weißen passen. Ganz anders verhält es sich mit den Indianern, die nothwendig untergehen müssen, weil sie sich der Civilisation nicht fügen und sich unter einander selbst aufreiben. Merkwürdig bleibt die Hochachtung, die man den Indianern wegen ihres Unabhängigkeitssinnes zollt, während man die Neger wegen ihrer Unterwürfigkeit verachtet. Todesstrafe bedroht jeden Neger, der sich mit einer weißen Frau verbinden wollte, aber sie hat nie vollzogen werden dürfen, weil der Fall gar nicht vorkommt. Selbst die Verbindung des weißen Mannes mit der Negerin ist ein Makel für die Familie, die Kinder sind nicht mehr ebenbürtig. Dasselbe gilt aber keineswegs von der Verbindung der Weißen mit Indianern. Es gibt weiße Familien, die stolz auf die Abstammung von alten Indianerkönigen sind. Ja es wird gegenwärtig auf die Hand indianischer Mädchen speculirt. Der Stamm der Fores besteht, wegen der unaufhörlichen Fehden, nur noch aus 2183 Köpfen, bekommt aber kontraktmäßig für das von ihm den Vereinigten Staaten abgetretene Land jährlich 92,000 Dollars. Um die Portion davon einzuziehen, heirathen nun viele faule Weiße die Töchter der Fores.

Was die Weißen selbst betrifft, so unterscheidet der Verfasser in den Vereinigten Staaten hauptsächlich Engländer, Deutsche und Irländer. Die Franzosen haben sich bereits in der Masse der Engländer und Deutschen verloren und stehen nur noch im britischen Kanada dem englischen Stamme in geschlossener Reihe gegenüber. Die Deutschen bilden etwa 5 Millionen unter 18 und stehen auf sehr gutem Fuß mit den Engländern. Die galischen Irländer aber bilden gegen beide einen starken Gegensatz und sind die am wenigsten beliebten Einwohner. „Wenn ich (für meine Person) gar keine Klagen über die Deutschen und nur ihr Lob verkünden hörte, dann desto mehr Vorwürfe gegen die Irländer. Gewiß ist die Verschmelzung dieses fremden Stammes mit den Germanen in Amerika, wie in England, sehr schwer; doch können selbst Abgeneigte nicht leugnen, daß sie im Ganzen fleißig und genügsam, und in der zweiten Geschlechtsfolge von anderen Abkömmlingen kaum zu unterscheiden sind. Wenn man ferner bedenkt, welch ungeheurer Sprung von irländischer Knechtschaft zu

amerikanischen Bürgerrechten ist, so sollte man es entschuldigen, daß die der neuen Freiheit Allzufrohen, in einige Uebertreibungen und Mißgriffe gerathen. Man klagt: sie ließen sich von ihren Geistlichen leiten und bestimmen; es fragt sich indessen, ob dieser Einfluß schädlicher ist, als der mancher anderen Demagogen."

Merkwürdig ist, daß sich jetzt schon der Gegensatz zwischen Eingebornen und Einwanderern geltend macht. So lange die Vereinigten Staaten noch Kriege mit England besorgen müssen, so lange noch der größte Theil ihrer ungeheuren Länderstrecke unbebaut und unbewohnt ist, sollte es auch ihre Politik seyn, die Einwanderung zu begünstigen. Gleichwohl fängt bereits die Partei der natives an, der Einwanderung Schranken setzen zu wollen. Dieß geschieht indeß nur im augenblicklichen Interesse der Wahlen. Man ärgert sich, daß so viele Neulinge mitstimmen. An ein Aufsparen des unbebauten Bodens für die eigenen Enkel, und eine Wegweisung der Fremden aus diesem Grunde wird noch nicht gedacht.

Nun von den Institutionen und Sitten. Herr von Raumer schildert die vorherrschend materialistische Richtung, Industrie, Handel, Zollwesen, Banken. Von den letzteren, denen er eine umständliche Erörterung widmet, haben zwei kundige Amerikaner gesagt: „Der Gegenstand des Geldwesens ist jetzt hoffnungslos überdeckt, durch das Rothwelsch und die gemeine Wildheit der Parteipolitik. Man könnte eher in Konstantinopel mit Erfolg das Christenthum verkünden, als in den vereinigten Staaten gegen schlechten Gelderwerb und Banken predigen!" Doch hofft der Verfasser, diese Behauptung werde nicht in Erfüllung gehen. Ueberhaupt ist Herr von Raumer bemüht, das Uebertriebene der Klagen und Beschuldigungen, in denen sich so viele Reisende gefallen, nachzuweisen und, in den gesunden Verstand der Amerikaner unbedingtes Vertrauen setzend, überall das Beste zu hoffen.

Ganz in diesem Sinn äußert er sich auch über die Preßfreiheit der amerikanischen Zeitungen und über die rohen Sitten. Er sieht überall nur Auswüchse der Freiheit, aber einen gesunden unzerstörlichen Kern im Volke.

Die Parteien charakterisirt er in Folgendem II. S. 27 f.: „Alle Parteien nennen sich jetzt Demokraten; * so die eine (die Locofocos) kurzweg ohne weitere Bezeichnung, während die zweite den Namen Whigdemokraten vorzieht. Beide erkennen Jefferson an als ihren Lehrer und Meister; keine beruft sich jetzt auf Hamilton und die Federalisten, und nur darüber gehen die Ansichten auseinander: wie gewisse Aeußerungen und Thaten Jeffersons zu verstehen seyen, und welche Maßregeln er unter den gegebenen Verhältnissen billigen oder verwerfen würde. Gewiß würde er (meines Erachtens) Das mißbilligen, was beiden Parteien der Gegenwart schädlich erscheint; hinsichtlich der Dinge, welche nur eine billigt und empfiehlt, würde er hingegen (mit sehr geringen Einschränkungen) nicht auf die Seite der Whigs, sondern der Demokraten treten. So lange sich freilich die Parteien in allgemeinen Ausdrücken und Redensarten bewegen, ist eigentlich kein Gegenstand des Streites vorhanden: gute Regierung, gesundes Geldwesen, vernünftige Zollsätze u. dgl. loben und bezwecken Alle. Mit diesen Lockvögeln kann man aber auf die Dauer keine Stimmen einfangen und die Angelegenheiten nicht vorwärts bringen. Jene allgemeinen abstrakten Sätze müssen durch Einführung in das Besondere und durch Vorzeigung des Einzelnen dahinter Verborgenen, erst Bedeutung und Charakter gewinnen. Stellen wir daher einige Verschiedenheiten in schärferer Bezeichnung einander gegenüber. Die Demokraten verwerfen die Erweiterung der Rechte des Kongresses, und fordern eine strenge Auslegung und Anwendung der Verfassungsurkunde. Sie verlangen, daß das Vetorecht des Präsidenten, und die Freiheit einer Wiederwahl desselben verfassungsmäßig unverkürzt aufrecht erhalten werde. Sie widersprechen den Beschränkungen der Fremden und Einwanderer, sowie der Herstellung einer großen, mächtigen Bank; sie mißbilligen die Vertheilung der Einnahmen vom Verkaufe der Staatslandereien an die einzelnen Staaten; sie stimmen für die Vereinigung mit Texas, für möglichst freien Handel und gegen hohe Schutzzölle u. s. w. — Hinsichtlich all dieser und einiger andern Gegenstände haben die Whigs, wo nicht ganz entgegengesetzte, doch sehr abweichende Ansichten. — Doch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß viele Whigs mir sagten: alle diese Dinge hätten in Wahrheit nur geringes Gewicht, sie wären durch die Wahlumtriebe über ihren eigentlichen Werth hinaufgekünstelt worden. Daß Parteiaufregung Alles schroffer darstellt und beurtheilt, hat keinen Zweifel; daß aber jene Gegenstände an sich keine sehr große Wichtigkeit hätten, davon kann ich mich nicht überzeugen. Sie sind die wichtigsten, welche jetzt zur Entscheidung vorliegen; oder wenn sie nicht wichtig sind, warum streitet man denn darüber? Clay sagte: „die Whigs stehen jetzt da, wo die Republi-

* Man erzählt: Als in einer Versammlung der Demokraten in Neuyork ein Mitglied der Minorität den Hahn der Gasleitung zudrehte, um die Berathung zu unterbrechen, zündete ein Anderer das Gas mit einem Schwefelholz (locofoco) wieder an. Daher die Benennung, welche bald zu spöttischen Auslegungen führte.

kaner von 1798 standen, sie kämpfen für die Freiheit, für das Volk, für freie Institutionen; gegen Macht, Korruption, Anmaßungen der vollziehenden Personen und Monarchie!“ War er aber im Augenblicke dieser Anklagen nicht selbst von dem Parteigeiste ergriffen, den er mit Recht herbe tadelt? Hinter jenen in den Hintergrund geschobenen Streitpunkten (fahren die oben erwähnten Whigs fort) liegen viel größere Gefahren verborgen, die ohne unsere stete Aufmerksamkeit, ohne rastlosen Kampf hervorbrechen und uns ganz zu Grunde richten würden. Die Locofocos möchten in letzter Stelle alle Gesetze der Willkühr des Pöbels unterwerfen, das Unterste zu oberst kehren und das Eigenthum aufheben. Wir Whigs sind erhaltend, konservativ; unsere Gegner sind zerstörend, destruktiv. Hierauf kann man erwiedern: es ist möglich, daß sich unter den Demokraten Einzelne finden, welche alles vernünftige Maaß überschreiten, und ihre Sinnlosigkeiten als neue heilbringende Offenbarungen einschmuggeln oder aufzwingen möchten; — sowie es möglich ist, daß einzelne Whigs in entgegengesetzte und doch ähnliche Thorheiten verfallen. Niemals aber hat irgend ein namhafter Demokrat, irgend ein achtbares Organ derselben, jene angeklagten Grundsätze im Allgemeinen gelehrt oder geltend gemacht.“

Unter allen Staaten der Union preist Herr von Raumer am meisten Ohio. „Natur und Geist verbinden sich in den westlichen Staaten Nordamerika's auf seltene, ja einzige Weise, und Ohio führt wiederum den glänzenden Reigen. Seine Bestimmung ist: die großen geselligen Aufgaben und Streitfragen der Bundesstaaten unbefangen zu prüfen, unparteiisch zu vermitteln, und dadurch zu lenken und zu herrschen. Man kann zweifeln, ob der großartige Republikanismus des Südens nicht durch die Sklaverei getrübt werden müsse, ob nicht im Osten neben den höher Gebildeten ein gefährlicher Stadtpöbel (tribus urbanae) hervorwachsen könne; aber in Ohio sehen wir nur Jugend, Lebenskraft, Gesundheit, Fortschritte und Aussichten nach allen Richtungen.“ Dabei ist zu bemerken, daß Ohios Einwohner beinahe zur Hälfte Deutsche sind, nämlich 764,000 Deutsche neben 1,020,000 Nichtdeutschen.

Auch von Texas urtheilt Herr von Raumer sehr günstig und stimmt keineswegs in die Klagen über die Korruption daselbst ein.

Als Hauptargument für seine günstige Ansicht der nordamerikanischen Dinge führt der Verfasser II. 328 an: „Wenn allgemeine Zufriedenheit, rastlose Thätigkeit, ununterbrochener Fortschritt, Beweise der Gesundheit sind, wo zeigen sich diese kräftiger, lebensfroher als in den vereinigten Staaten? Unter so vielen Millionen dürften kaum einige verdrießliche Einzelne (sobald es Ernst würde) ihre geliebte Verfassung mit irgend einer andern vertauschen wollen. In Europa dagegen, wo findet sich diese Zufriedenheit, diese Liebe zu dem Gegebenen, diese Begeisterung für das Bestehende? Heimlich oder öffentlich wird es nicht bloß getadelt, sondern auf dessen Umsturz hingearbeitet; und kaum eine der europäischen Regierungen ist frei von diesem Fieber der Angst, vor den mit Recht oder Unrecht Unzufriedenen, welche Verfassungen und Verwaltungen einführen oder abschaffen wollen. Von Maine bis Louisiana herrscht in Amerika (ohne Kriegsmacht und Kriegszwang) Ordnung und Gehorsam gegen die Gesetze, und einzelne Ausnahmen finden, ohne übermäßige und allzutheure Gegenmittel, ihre gesetzliche Strafe. Die wichtigsten Wahlen, die zahlreichsten Versammlungen gehen ruhig vorüber, ohne daß mit etwas anderem, als mit Worten und Gründen gekämpft würde, während auf dem Festlande Europas (durch Schuld der Regierenden und Regierten) nichts auch nur entfernt Aehnliches möglich ist, ohne daß Polizeileute und Soldaten zur Aufrechthaltung der Ordnung mitspielen.“

Die Demokratie könnte nur dann für die Vereinigten Staaten gefährlich werden, wenn sie in kommunistischen und atheistischen Wahnsinn ausartete. Allein dagegen haben jene Staaten zwei sichere Schutzwehren, einmal in der Fülle des Bodens und in der Gelegenheit, die Jedem gegeben ist, sein Brod zu verdienen; sodann in der strengen Religiosität. Auf diesen letzteren Punkt legt Herr von Raumer nicht genug Gewicht. Hier verräth er den Europaer, den Mann, der unter Friedrich dem Großen in der (seichten) Aufklärungsperiode geboren ist. Er spottet über die Sekten, über die Meetings &c. und erwägt nicht, daß die dabei vorkommenden kleinen Ausschweifungen ein ungleich geringeres Uebel sind, als bei uns die Ausschweifungen des Rationalismus und Atheismus. Die Thatsache, daß es troß der unbedingtesten Preßfreiheit in Nordamerika dennoch unmöglich wäre, aufzutreten wie Strauß, Bruno Bauer, Weitling &c., diese Thatsache allein hätte Herrn von Raumer Stoff zu einer Erörterung von größter Wichtigkeit geben und sein Lob der Nordamerikaner besser als irgend etwas begründen können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 89.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 1. September 1845.

Geschichte.

Geschichte der Kabinette Europas während des Konsulats und des Kaiserreichs 1800—1815 nach Aktenstücken im Archive der auswärtigen Angelegenheiten in Paris von Armand Lefebvre. Aus dem Französischen von Dr. Diezmann. Zweiter Band. Leipzig, Thomas, 1845.

Wir haben dieses sehr schätzbare Werk beim Erscheinen des ersten Bandes begrüßt. Der zweite ist wieder reich an den interessantesten diplomatischen Details. Er beginnt mit der Bildung der dritten Koalition gegen Napoleon. Es ist bekannt, wie sehr dieselbe durch England übereilt wurde. Napoleon hatte als erster Konsul die Zügel der Herrschaft ergriffen und stand in der Blüthe seiner Kraft und Popularität. Er hatte Oesterreich bei Marengo besiegt, Italien ganz unter seinen Einfluß gestellt, Spanien gewonnen. Nicht nur Holland und das linke Rheinufer waren in seiner Gewalt, sondern auch die kleinen Fürsten, die bald darauf den Rheinbund bildeten, schlossen sich damals schon mit Eifer an ihn an. Er hielt eine, von der Geschichte fast vergessene Zusammenkunft mit ihnen in Mainz, die als Grundlage des nachmaligen Protektorats anzusehen ist (im Winter von 1804 auf 1805). Auch Preußen war von ihm umstrickt, indem er diesem Staate beständig mit der Erwerbung von Hannover schmeichelte. Napoleon ging so weit, indem er selbst den Kaisertitel annahm, auch den König von Preußen aufzufordern, er möchte das Gleiche thun (S. 21), was aber Friedrich Wilhelm III. ablehnte. Unter diesen Umständen war nun das durch die frühern Kriege geschwachte Oesterreich und Rußland, und das wenig bedeutende Schweden geneigt, es mit Napoleon aufzunehmen. Eine weise Politik hätte diesen Staaten unbedenklich geboten, den Friedenszustand zu erhalten und zu warten, bis sie durch den Beitritt Preußens stark genug seyn würden, um dem überlegenen Gegner zu begegnen. Allein sie sollten nicht in ihrem eigenen Interesse handeln, sie sollten nur der englischen Politik zum Werkzeuge dienen, der Alles daran lag, Napoleon auf dem Kontinent zu beschäftigen, damit er nicht eine Landung in England versuche und hauptsächlich, damit die Engländer unterdeß auf dem Meere nach Belieben schalten und walten, und alle Kolonien Frankreichs und der mit ihm verbündeten Mächte (Spanien, Holland) wegnehmen könnten. „Immer auf den Feind warten, sagte Pitt, heißt nicht ihn bekämpfen; so lange der Krieg defensiv und auf das Meer beschränkt bleibt, wird er eine ungeheure Gefahr für England seyn; man muß ohne Verzug das Festland gegen Napoleon bewaffnen, ihn mit Gewalt von der Küste des Oceans hinwegreißen und wieder auf die Schlachtfelder Italiens und Deutschlands drängen."

Herr Lefebvre nimmt an, es sey Napoleon wirklich Ernst gewesen, in England zu landen. Doch kann er keinen Beweis dafür aufstellen. Alle Maßregeln, welche Napoleon zum Behuf der Landung traf und der Zorn, dem er sich überließ, als die Fehler seiner Admirale dieselbe verzögerten und endlich unmöglich machten, waren ohne Zweifel nur eine Kriegslist. Er trachtete, die englischen Flotten aus dem Mittelmeer wegzulocken, um einen Schlag gegen Neapel auszuführen. Er hoffte England zu schrecken und die Friedenspartei daselbst zu verstärken, indem er das drohende Lager bei Boulogne aufschlug; aber es war ihm wohl schwerlich Ernst, seine besten Kräfte in einem Kriege auf englischem Boden zu erschöpfen. Die französisch-spanische Flotte manövrirte anfangs ganz geschickt, lockte die englische Flotte nach den Antillen und sollte dann rasch nach Boulogne kommen, die Landung vorzunehmen; aber auf diesem letzten Wege verzögerte sie sich und Nelson kam ihr zuvor. Herr Lefebvre sagt nun: „Die Schnelligkeit, mit welcher die Avisschiffe Nelsons in Europa ankamen, und der langsame Gang der vereinigten Flotte retteten England von einem Unglücke, das vielleicht in der Geschichte nur mit dem Karthagos nach der Schlacht von Zama zu vergleichen gewesen wäre." Diese Aeußerung französischen Stolzes ist zu stark.

England besaß ganz andere Hülfsmittel als Karthago. Die Hartnäckigkeit und Energie des englischen Volks würde einen Volkskrieg geführt haben, noch verderblicher für Napoleon, als der in Spanien. Welche Streitkräfte hätte Napoleon nachschicken, wie hätte er das Festland entblößen müssen! Herr Lefebvre bemerkt S. 90: „Wenn es der vereinigten Flotte gelang, die Geschwader Calders und Cornwallis zu zerstreuen und zu vernichten, so ging der Kaiser troß dem drohenden Kontinentalkriege über den Kanal. Schon war ein großer Theil der Armee und des Materials eingeschifft und unter Segel. Die Flotille erwartete nur noch die letzten Befehle, um die Anker zu lichten. Hätte Napoleon seine Unternehmung so ausgeführt, wie er sie entworfen? Würde er ihr den großen Maßstab gelassen, würde er sich ganz daran hingegeben haben? Wir können es nicht glauben; unser Verstand will nicht zugeben, daß er Frankreich den Kaiser und die Armee entzogen und einem Einfalle von 500,000 Mann Preis gegeben hätte. Was seine Kühnheit in den ersten Tagen des Augusts noch hätte versuchen können, war in den letzten Tagen dieses Monats nicht mehr möglich. Er hatte Oesterreich die Wahl gestellt, zu entwaffnen oder das Schwert zu ziehen, und würde sich nicht an die englische Küste gewagt haben ohne eine vorgängige beruhigende Antwort von Wien. Oesterreich seiner Seits, das gebunden war, konnte nicht mehr zurücktreten; die Verstellung war zu Ende, und die Zeit des Handelns gekommen. Die englische Regierung hatte ihm Subsidien nur unter der Bedingung versprochen, daß es Großbritannien den Gefahren eines Einfalles dadurch entziehe, daß es ohne Zögern an den Rhein marschire. Das Unternehmen war also nicht mehr möglich; aber der Kaiser hätte sicherlich seine überlegenen Streitkräfte in dem Kanal benutzt, um seinem Gegner einen der großen Unfälle zu bereiten, die unvertilgbare Spuren zurücklassen. Er würde ihm die Flotten vernichtet, die Flotille in den Grund gebohrt, vielleicht die Städte an der Küste und die Werfte von Portsmouth in Brand gesteckt haben. Diese großen Schläge konnten plötzlich ausgeführt werden, in einigen Tagen, und sie hätten ihn über alle Opfer getröstet, die ihm die Flotille gekostet." Wir glauben doch nicht, daß es Napoleon um einen solchen im Ganzen völlig unnützen und jedenfalls gefährlichen Handstreich zu thun gewesen ist, sondern daß er nur den Versuch gemacht hat, England einzuschüchtern und die eben durch Pitt gestürzte Friedenspartei wieder zu verstärken.

Nun folgt der bekannte Feldzug von 1805 mit dessen für Napoleon so ergiebigen Resultaten. Eine besondere Aufmerksamkeit wendet der Verf. dabei auch einestheils dem Seekrieg bis zur Niederlage der französischen Flotte bei Trafalgar, andrerseits den Unterhandlungen in Betreff Neapels zu.

Die oft bescholtene Königin Katharina von Neapel erscheint hier in einem guten Lichte, als die beherzte Tochter der Kaiserin Maria Theresia, alle Waffen der Gewalt, wie der List anwendend, um sich auf ihrem Thron zu behaupten, da ihr schwacher Mann Ferdinand IV. nicht zu regieren verstand. Eine merkwürdige Ironie der Weltgeschichte wollte, daß Napoleon dieser ihn so tödtlich hassenden Dame ganz und gar nicht abgeneigt war. Napoleon begriff sehr wohl, daß er sich mit den altbourbonischen Dynastien in Spanien und Italien befreunden mußte, weil er dadurch die aus Frankreich vertriebenen Bourbons isolirte, den alten Adel und Clerus gewann, hauptsächlich aber dem englischen Einfluß im Mittelmeer begegnete. Hatte er Spanien und Neapel zu Alliirten, so war er viel besser im Stande, das Mittelmeer und Italien zu schützen, als wenn er gegen jene beiden Mächte hätte kämpfen müssen. Bekanntlich gelang es ihm, sich Spanien zu befreunden; aber mit Neapel wollte es ihm nicht glücken. Karoline hielt ihn mit vieler List und Geschicklichkeit hin, wodurch allein es ihr möglich war, sich so lange in Neapel zu behaupten. Als aber Napoleon für seinen Bruder Joseph um die Hand ihrer Tochter Amalie bat, wies sie ihn mit Stolz ab. Das erbitterte den neuen Kaiser der Franzosen tödtlich und Karoline wurde nach Sicilien vertrieben, während ihr Schwiegersohn in spe sich in Neapel die Krone aufsetzte. Bekanntlich hat die Braut, um die es sich damals handelte, nachher den Herzog Ludwig Philipp von Orleans geheirathet und ist jetzt Königin der Franzosen.

Sehr schön entwickelt der Verf. den Gang der Verhandlungen zwischen Napoleon und Preußen vor dem Kriege von 1806. Seine Ansicht ist, Napoleon habe keineswegs Preußen verderben, sondern sich im Gegentheil eng mit ihm verbinden wollen. Alle Allianzanträge, Versprechungen, Schmeicheleien seyen ihm Ernst gewesen; der zwischendurchblickende Hohn aber und die Verachtung der Verträge sey immer nur Ausfluß des Aergers darüber gewesen, daß Preußen beständig auswich und die ihm angebotene Allianz ablehnte. Napoleon habe wohl gewußt, daß ihm England nie Frieden geben werde, daß Oesterreich seine Verluste nie verschmerzen, nie einen zweiten Kaiser des Abendlandes neben sich dulden, also nie aufrichtig sein Alliirter werden werde, und daß auch die russische Allianz ihm Gefahr bringe, während Preußen nicht stark genug war, ihm zu schaden, aber gerade stark genug, ihm wesentlich zu nutzen. Napoleon habe den größten Werth darauf gelegt, sich mit alten Dynastien eng zu verbinden, theils um die Revolution nicht mehr aufkommen zu lassen und sein neues Geschlecht ebenbürtig unter die alten einzuführen, theils um die ihm absolut feindlichen alten Dynastien durch die ihm freundlichen in Schach zu halten. Eine allgemeine Unterwerfung Europas

unter seine despotische Gewalt sey gewiß **nicht** seine Absicht gewesen. Er hatte fürchten müssen, die große Masse der Eroberungen nicht mehr zusammenhalten zu können und zu viele Antipathien gegen sich zu erwecken. Sich als der Stärkere unter die Schwächern zu setzen, eine Koalition der letztern durch Trennung derselben und durch ein Allianzsystem zu verhindern, und so seiner neuen Dynastie unter den übrigen Dauer zu geben, das sey sein Plan gewesen. Diesen Plan habe nun vor allem Preußen durchkreuzt, indem es den Allianzanträgen auswich und immer Miene machte, sich der Koalition gegen ihn anschließen zu wollen. Da habe er es endlich im Zorn niedergeworfen, aber zugleich ungern und mit Schmerz. „Napoleon hatte mit Schmerz und nur aus Nothwendigkeit seine Waffen gegen Preußen gerichtet. Er hatte es besiegt, zu Boden geworfen; aber der Sieg erheiterte ihn nicht; statt ihn zu beruhigen, erzürnte er ihn vielmehr noch mehr gegen die Anstifter dieses verderblichen Krieges. Er hatte keinen wahren Feind, sondern einen natürlichen Bundesgenossen gestürzt. Eine geheime Ahnung sagte ihm wohl, daß er sich selbst verletzt habe, als er diese Monarchie verwundet." Der Verf. leitet daraus auch den Ingrimm Napoleons gegen die Königin Louise her, die er mit Recht als eine Hauptursache des Mißlingens seiner Plane auf Preußen ansah. — Seitdem Napoleon sich Preußen zum Feinde gemacht, war sein ganzer bisheriger Plan zerstört. Als nun auch das bisher mit List in seine Allianz gezogene Spanien sich gegen ihn wandte, mußte er jede Hoffnung auf eine aufrichtige Allianz seiner neuen Dynastie mit den Großmächten aufgeben und konnte nur noch der Despot Europas, Einer gegen Alle sich behaupten.

So die Ansicht Lefebvres, für die allerdings Vieles spricht, gegen die sich aber doch auch einwenden läßt, daß Napoleon immer eine heimliche Freude daran hatte, wenn seine staatsmännischen Pläne durchkreuzt wurden und man ihn zwang, wieder Schlachten zu gewinnen. Es war etwas in ihm, was sich gern aus dem Gebiet der Mäßigung und weisen Vorausberechnung auf das Gebiet des Wagens und des Ruhms hinlocken oder hinreißen ließ. Hätte sein Charakter die Garantie Bernadottes oder Ludwig Philipps dargeboten, dürfte ihm wohl mancher Allianzplan besser gelungen seyn.

Wenn daher Lefebvre S. 393 sagt: „Napoleon verzweifelte, Friedrich Wilhelm jemals an sich zu fesseln, und hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den weichen unentschlossenen Charakter gefaßt, der gerade durch seine Beweglichkeit allen Bemühungen, ihn zu ergreifen und festzuhalten, entschlüpfte. Er übertrieb die Fehler desselben, hielt ihn jedes starken und dauernden Gefühls für unfähig, eben sowohl der Dankbarkeit als des Hasses rc." — Wenn Lefebvre auf diese Weise das Mißtrauen Napoleons gegen den König bezeichnet, so hätte er doch auch umgekehrt daran denken sollen, welches Mißtrauen der König berechtigt war gegen Napoleon zu hegen.

Abgesehen von solchen kleinen Meinungsverschiedenheiten können wir das treffliche Werk von Lefebvre unsern Lesern nur wiederholt empfehlen.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Alfred Meißner. Leipzig, Reclam jun., 1845.

Im düstersten Zeitgeschmack, atheistisch, kommunistisch, die schwärzesten Farben entlehnend von Lord Byron und George Sand. Mit den Blicken eines Ahasverus, des ewigen Juden, der neunzehn Jahrhunderte der Qual durchlebt, sieht der Dichter in das Unglück und Verderben der Menschenwelt hinein, — und doch ist dieser Dichter, wie sich sonst verräth, noch ein junger Mensch. Wie kommt er zu so viel Melancholie, — und ist sie aufrichtig?

Wo er wirkliches Elend schildert, sollte man glauben, es sey ihm der tiefste Ernst. Hier das wohlgelungene schauerliche Bild eines Proletariers:

Die finstre Nacht kommt schnell heran,
Ganz ohne Mond und Sternenhelle. —
Was schleichst du dort, du bleicher Mann,
Und suchst im Strom die tiefste Stelle?
Ich halte dich vom Sprung zurück,
Den Arm um deinen Leib geschlagen;
Ich trotze deinem finstern Blick
Und will mit dir ein Ringen wagen!

Er lachte auf und sprach so still:
Gibt es noch viel so treuer Seelen?
Komm, setze dich hieher, ich will
Ein Stückchen Leben dir erzählen.
Traust du die bittre Mähr hinab,
Wird deine Faust mich nicht mehr halten;
Du gönnst mir wohl mein gutes Grab,
Gehüllt in meines Mantels Falten.

Sieh her! ich bin ein Sohn der Noth,
Die mich von früh an auserkoren.
Am Pflaster hat mich und im Koth
Ein unbekanntes Weib geboren.
Der flinke Dieb, das bleiche Weib,
Das Liebe feil hält in den Gassen,
Sind mir vielleicht verwandter Leib,
Geschwister, die mich früh verlassen.

Wie meiner Kindheit Zeit verrann?
In öde Nacht ist sie verklungen!
Ich ward ein Jüngling, ward ein Mann
Und hab' in Mühsal schwer gerungen.

Doch hatte mich aus andrem Teig
Als mein Geschlecht der Herr geknetet,
Ich war der Knecht nicht, den ihr feig
Beschimpft! erniedrigt und zertretet.

Das Schicksal warf mich wild herum;
Wo Englands Essen blutig flammten,
Sah ich in Schmerzen stumpf und stumm
Die neuen Höllen und Verdammten.
Nach Frankreich kommend über's Meer
Sah ich erschrocken und mit Grausen,
Wie Lava gährend, um mich her
Der Proletarier Massen brausen!

Und Männer faßten meine Hand,
Wie ihre Augen düster lohten —
Auch du trägst Lumpen zum Gewand,
Auch du bist Einer der Heloten!
Auch dich beschimpfte man als Knecht,
So oft die Stirn du wolltest heben;
Doch bist du Mensch und hast ein Recht
Auf einen Antheil Lenz und Leben!

Dieß Recht dahin! das war's, was tief
Des Armen Brust schon längst empfunden.
Vor der Paläste Fenstern rief
Ich oft im Wahnsinn meiner Wunden:
Habt Achtung vor des Menschen Bild!
Laßt ab, den Armen zu entehren!
Seyd mild und gut! Wie, wenn sich wild
Einst gegen euch die Waffen kehren? ꝛc.

Diese Vorstellung wird nun noch weiter ausgeführt und ein Spartacus prophezeiht, als Held eines neuen Sklavenkrieges, der an der Spitze der Proletarier alles Bestehende vernichten werde. — In einem andern Gedicht erblickt der Dichter im Amphitheater von Verona einen Geist aus alter Römerzeit und läßt denselben mit der Wiederkehr der alten Blutgier drohen.

Doch man wird müde der glänzenden Lügen,
Späteren Tagen kann nimmer genügen
Tod auf den Brettern, melodischer Schmerz;
Töne von lydischer Leier getragen,
Selbst Iphigeniens eurythmische Klagen
Rühren nicht mehr ein römisches Herz!

Wirkliche Leiden, daran sich zu laben,
Muß nun die Menschheit, die elende, haben,
Bestien und Menschen in Kampf und in Wuth!
Fürsten erbauen die großen Arenen,
Menschen und Tiger bekämpfen Hyänen. —
Quadern von Marmor, Mörtel von Blut!

Spätergeborner, ich höre dich sagen:
„Wir stehen ferne solch' blutigen Tagen,
Mild sind die Zeiten, zahm unser Erz.“
Ich, der ich kühn bin, ich will für dich sprechen:
„Still sind die Zeiten, doch sehnt nach Verbrechen
Gräßlich, doch schön sich das menschliche Herz.

Wehe dem Schwächling, der seiner vergessen,
Tiefen der menschlichen Brust will ermessen;
Denn wie ein Taucher im greulvollen Meer
Trifft er zutiefst eine gräßliche Wüste,
Grausamkeit, Wollust und dunkle Gelüste,
Und der Lemuren trostloses Heer.“

Gewiß ist darin sehr viel Wahres.

In andern Liedern setzt der Dichter der christlichen Religion die des sog. freien Geistes entgegen und schwärmt für die Selbstvergötterung der Menschheit und für das göttliche Brudervolk, zu dem einst alle (durch den Kommunismus) befreiten Menschen zusammenschmelzen werden.

Daß die tausend Herzen, die geknechtet
In Frohndienst und Sklavenarbeit,
An's Herz sich stürzen und jauchzend begrüßen
Das Bruderthum aller Kinder der Erde!

Zu dieser allgemeinen Befreiung sollen aber wesentlich die Weiber beitragen. Die Männer kommen unserm Dichter noch viel zu unpraktisch vor, er hofft die große kommunistische Weltrevolution werde sich sicherer durch das schöne Geschlecht durchsetzen lassen:

Jetzt, da die Männer feige sünd'gen
Durch Zagen an dem Geist der Zeit,
Hebt euch, ihr Frauen, ihr Unmünd'gen,
Ein Wort der Freiheit zu verkünd'gen,
Tragt grüne Palmen in den Streit!

Verlaßt der Stuben enge Feier,
In die Geschichte tretet ein,
Habt ihr Gesang — so schlagt die Leier,
Und habt ihr Schönheit — wählt euch Freier,
Doch sey'n es Freie, die euch frei'n.

Wie wird die Jugend sich ermannen,
Wenn die Walküre aufersteht,
Die gegen Stolze und Tyrannen,
Der Freier Schaar um sich zu bannen,
Voraus mit kühnen Liedern geht.

Dann dräue, Tod, du grimmig-harter,
Wir blicken freudig und gefeit,
Ob unser harre Kampf und Marter,
Die Mütter, sie gebären Sparter,
Und so beginnt die neue Zeit.

Hätte der Dichter den Atheismus und die Weiberemancipation weggelassen, so würde er auf mehr Achtung Anspruch machen können. Er hat ohne Zweifel poetische Gabe, aber seine Poesie ist nicht frei, rein, objektiv, sie trägt den gemeinen Stempel der kommunistischen Sekte; seine Muse ist Sklavin der falschen Philosophie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 90.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 3. September 1845.

Geologie.

Geologie oder Naturgeschichte der Erde auf allgemein faßliche Weise abgehandelt von K. C. von Leonhard, Geheimenrathe ꝛc. Mit Stahlstichen und kolorirten Kupfern. Fünf Bände. Stuttgart, Schweizerbart, 1844. Dazu ein geologischer und ein Vulkanenatlas.

Herr von Leonhard, einer unsrer berühmtesten und angesehensten Geologen, hat in diesem Werke die wichtigsten Thatsachen der Geologie auf eine ungemein ansprechende Weise vorgetragen. Das unermeßliche Gebiet einer Wissenschaft, in die Astronomie, Physik, Chemie, Mineralogie, Petrefaktologie ꝛc. gleich tief eingreifen, und die ein kaum zu beherrschendes Material darbietet, so klar zu ordnen und das Wichtigste daraus mit solcher Wahl vorzutragen, daß der Laie dadurch fortdauernd angezogen wird, ohne zu ermüden, oder vor der Dunkelheit des Themas und vor der Breite der Materialien zurückzuschrecken, ist gewiß eine schwere, hier aber sehr befriedigend gelöste Aufgabe.

Der Verfasser beginnt mit dem Bergbau, mit dem, woran wohl jeder Laie der Wissenschaft zuerst denkt, wenn von den Geheimnissen der Erde die Rede ist. Nachdem Herr von Leonhard den Leser in die Tiefen der Schachten geführt und in den Herrlichkeiten und Schrecknissen der unterirdischen Baue orientirt hat, geht er über zur Erklärung der Bergschichten, der sie durchdringenden Gase und zur Classificirung der Minerale aus denen sie bestehen. Er theilt alle Gebirgsarten in große Gruppen ab, wie sie mit einander entstanden sind und auf einander folgen. Die erste Gruppe bilden die ältesten plutonischen (durch unterirdisches Feuer emporgetriebene) Gebilde: Granit, Gneis, Glimmerschiefer; die zweite die plutonischen Gebilde: Syenit, Porphyr, Serpentin; die dritte die ältesten neptunischen Gebilde: Thonschiefer, Grauwacke und der älteste Kalk. Jede Gebirgsart hat verwandte Metalle bei sich, Granit das Zinn, Gneis das Magneteisen, alle drei älteste Gebirgsarten gewisse Edelsteine; Serpentin den Asbest, Thonschiefer das Alaun. Die ältesten neptunischen Gebilde führen sodann die ersten versteinerten Pflanzen und Thiere. Gewaltige Pflanzenmassen lagern sich ab als Steinkohle ꝛc. In dieser Weise verbindet der Verfasser mit jeder Gruppe das, was neben und in ihr vorkommt. In der Reihe der Gruppen folgt nun die des Kupferschiefers, worin das Kupfererz vorherrscht; dann die des bunten Sandsteins und Keupers mit Blei und Zink, Gyps und Steinsalz; die des Jura mit Liassandstein, Liaskalk, Liasschiefer, Solenhofer Schiefer, Jurakalk, Oolith, Bohnerz ꝛc. Beiläufig wird bemerkt, daß der Name Lias ursprünglich deutsch sey und nichts sagen wolle als Lagen (aufeinanderliegende Schichten), was man in Frankreich in Layers und am Ende in Lias verderbt hat. Hierzu ist zu bemerken, daß man am Rhein und an der Mosel unter Ley ein gegen den Fluß sich absenkendes Präcipisse versteht (Lurlei, Ley bei Koblenz ꝛc.) und daß im Englischen lay legen heißt. Jedenfalls ist zu uns guten Deutschen wieder als ein vornehmes Fremdwort zurückgekommen, was als ein ganz gemeiner Landsmann wegging. Die Liasformation ist besonders durch die darin enthaltenen Versteinerungen urweltlicher Thiere ausgezeichnet. Sodann geht der Verfasser über zur Gruppe der Kreide und des Quadersandsteins mit Feuersteinen, unzählbaren Infusorienversteinerungen ꝛc.

Hier unterbricht der Verfasser die Folgenreihe der Gruppen, um von den Störungen zu reden, welche die neptunischen Gebilde, die aus dem Meer abgelagerten Schichten durch plutonische Erhebungen und Durchbrüche erlitten haben. Wenn z. B. Granit auf Juragebilden lagert, so kann dieß nur geschehen seyn durch Hervortreten des geschmolzenen Granits aus den Tiefen der

Erde in einer Zeit, in der schon die Juragebilde abgelagert waren. Wenn die Schichten zuweilen verkehrt aufeinander liegen, so müssen sie durch die hervorbrechenden plutonischen Gebirge umgestülpt worden seyn im Großen, wie Erdschollen durch den sie aufwühlenden Pflug im Kleinen.

Die merkwürdigsten Störungen werden beurkundet durch die Metalle, indem die Erzgänge nicht nur das neptunische, sondern auch das plutonische selbst durchbrechen. Man hat früher geglaubt, die Metalle seyen zwischen Rissen auf nassem Wege entstanden; in neuester Zeit aber ist man dahin gelangt, ihnen einen plutonischen Ursprung zuzuschreiben. Wenn auch allerdings durch die Einwirkung des Wassers von oben Wirkungen in den Metallgängen, namentlich zersetzender Art, vorkommen, so entscheidet das doch nichts. Eine Menge Beweise sprechen für den Ursprung der Metallgänge aus der Tiefe und durch Feuerwirkung. Der Verfasser vergleicht sie mit den weit verbreiteten Zweigen eines großen Baums, dessen Stamm dem Mittelpunkt der Erde zugekehrt ist. Das in den Rissen aufquellende Metall hat das nächste Gebirg umher durch seine Hitze verändert, ein sicherer Beweis, daß es erst emporgestiegen ist, nachdem jene Gebirge schon vorhanden waren. Der Stoß von unten hat das Metall nicht selten durch die Gänge zu Tage und hoch über das umherliegende Gebirg hinausgetrieben (III. 334). Dämpfe scheinen bei der Metallbildung eine Hauptrolle gespielt zu haben. Noch jetzt sieht man, wie metallische Dämpfe das feste Gestein durchdringen. „Stücke aus Schmelz-Heerden entnommen, oder von den Bodensteinen „ausgeblasener" Oefen, zeigen in der, durch Gluth veränderten, Masse Bleiglanz-Adern, von kaum meßbarer Stärke bis zur Mächtigkeit mehrerer Zoll, mit allen einzelnen Phänomenen, wie solche Erz-Gängen eigenthümlich zu seyn pflegen. Die Aehnlichkeit ist oft in dem Grade vollkommen, daß sie verleiten könnte, Stücke der Art, mit Stuffen, in Gruben abgeschlagen, zu verwechseln. — Diese Analogien zwischen der Bildung vieler Erz-Gänge und den, durch Dämpfe entstandenen Hütten-Erzeugnissen sind von hoher Wichtigkeit. Das Widerstrebende, welches eine Vergleichung so kleinlicher Erscheinungen, als jene der Hütten-Prozesse sind, mit kolossalen Gebilden der Erdrinde wohl für Viele unter Ihnen haben dürfte, verschwindet, sobald man, wie Hausmann sehr treffend bemerkt, sich nur klar macht, daß nicht die absolute, die unbedingte, Größe es ist, welche dabei in Betrachtung kommt, sondern nur die relative, die beziehliche, die verhältnißmäßige. Ein Bleiglanz-Gang im Schachtsteine eines Schmelzofens, wenn auch bloß mehrere Linien stark, hat verhältnißmäßig ungleich größere Mächtigkeit, als bei den gewaltigsten Gängen unserer Gebirge vorkommt; und wenn eine Sandstein-Masse von einem Kubik-Fuße Inhalt von einer geschmolzenen Substanz — wie dieß, im angeführten Falle, Bleiglanz ist — nur einen halben Zoll stark durchsetzt wird, welche seitwärts durch Eindringen das anstoßende Gestein, auf eine Entfernung von einigen Linien bis zu mehreren Zollen, verändert hat, so ist eine solche Aenderung unvergleichbar bedeutender, als die, welche im Einflusse dieser oder jener plutonischen Gebilde auf angrenzende neptunische Gebirge wahrgenommen wird. Konnten nun in einem Schmelzofen solche Wirkungen durch Dämpfe, oder durch Ausfüllung von Spalten mit geschmolzenen Massen hervorgebracht werden, wie viel eher mußte das geschehen, wenn aus dem mächtigen Schmelz-Heerde der Erde Dämpfe und feurig-flüssige Stoffe emporstiegen."

Nach dieser Unterbrechung schreitet der Verfasser in der Beschreibung der Gruppen fort, um sie vollends zu Ende zu führen. Die nächste Gruppe bildet der plastische Thon, Grobkalk und Süßwassergyps mit Braunkohlen und Bernstein, mit unzähligen Petrefakten (z. B. des Montmartre). Die folgende das Diluvium oder die sündfluthliche Gruppe der durch Wassergewalt aufgeschwemmten und zusammengeschütteten Bergarten Molasse, Nagelflue, Muschelsand, Süßwasserkalk, Lehm, Gerölle ꝛc. Dahin gehören die erratischen Blöcke, die Petrefakten der untergegangenen Riesenthiere, die der heutigen Thierwelt unmittelbar vorangingen, der Mammuths ꝛc., und endlich die aufgeschwemmten Metalle und Edelsteine, namentlich Waschgold und Diamanten. Endlich kommt die letzte postdiluvianische Gruppe der jüngsten und noch fortwährend sich bildenden Kalktuffe, Sandsteine, Thonlager, Torfe, Dammerden mit Versteinerungen der Jetztwelt. Dahin gehört namentlich auch der Sand, dessen Bildung hier lediglich durch Ausspülung, Durcheinanderrüttelung und Abreibung von allerlei Gebirgsstückchen im Wasser erklärt wird.

An diesen Faden reiht sich die inhaltreiche Betrachtung in den drei ersten Bänden. Jedes Mineral, jedes Petrefakt erscheint, einer Hauptgruppe angereiht, an seinem Ort und wird ausführlich beschrieben, woran sich denn auch, wenn es für die Menschen nützliche Naturprodukte sind, deren Gewinnungs- und Benutzungsart anknüpft. Im vierten Theile betrachtet der Verfasser die geschilderten Gebilde in den Bergen und Ebenen, in Kontinenten und Inseln der Erdoberfläche, woran er die Erörterung der atmosphärischen Einwirkungen und endlich auch der Quellen, Flüsse, Seen und des Meeres knüpft. Auch hier nimmt der Verfasser darauf Bedacht, aus den Thatsachen der Erdkunde je das Wichtigste und

am meisten Charakteristische herauszugreifen und dem Leser lebendig vor das Auge zu führen.

Der starke fünfte Band ist ausschließlich den Vulkanen und Erdbeben gewidmet und gewährt eine Uebersicht über alle irgend berühmten Vulkane der Erde und ihrer Ausbrüche, so wie über die mannigfachen Veränderungen, welche durch sie in der nächsten Umgebung bewirkt worden. Man wird die Ausdehnung dieses Bandes nicht zu groß finden, denn der Gegenstand ist ungemein anziehend vorgetragen und das Material in seltener Reichhaltigkeit zur Uebersicht gebracht.

Zu der Erörterung V. S. 152, die vulkanischen Flammen betreffend, müssen wir bemerken, daß die glühenden Steine, welche der Vesuv auswirft, nicht immer schon unterwegs erkalten und grau oder schwarz zu Boden fallen. Sie fallen im Gegentheil sehr häufig auch noch glühend herab und glühen sogar noch eine Weile an der Stelle fort, wohin sie fallen. Die glühende Garbe, die der Vesuv in so hoher Schönheit zeigt, wird in der That nur durch die prächtig glühenden Steine und nicht durch eine Flamme bewirkt; obgleich andrerseits der unmittelbar aus dem Krater vorbrechende heiße Luftstrom, wenn gerade keine Steine aufgeworfen werden, sogar bei Tage eine schwache Flammenröthe unter dem Rauche sichtbar werden läßt.

Jedem Bande sind eine Anzahl Stahlstiche, auch illuminirte Steindrucke, beigegeben, welche das Vorgetragene wesentlich erleichtern. Außerdem gewähren der geologische und vulkanische Atlas ein treffliches Orientirungsmittel.

Kunst und Alterthum.

Abriß einer kirchlichen Kunst-Archäologie des Mittelalters mit ausschließlicher Berücksichtigung der deutschen Lande, von H. Otte. Zweite erweiterte Ausgabe. Nebst 5 Steindrucktafeln. Nordhausen, Förstemann, 1845.

Den zahlreichen Freunden der älteren deutschen Kunst wird dieses Handbuch willkommen seyn. Es umfaßt, wenn auch in gedrängter Kürze, doch alles Wichtige: den Baustyl der Kirchen nach seiner Entwicklung, das Verzeichniß aller bedeutenden noch erhaltenen alten Bauten in Deutschland, die Erklärung der inneren Eintheilung und Ausschmückung der Kirchen, die Classification der Skulpturen und Malereien, Erläuterung der Inschriften, Monogramme, Abbreviaturen, Symbole, Wappen, Trachten; endlich die Charakteristik des Gegenständlichen in der bildenden Kunst der Kirche, der biblischen Typen, der Heiligen und ihrer Attribute. Damit hängt unmittelbar ein Verzeichniß der christlichen Feste zusammen. Den Schluß macht ein Glossarium über die technischen Ausdrücke der Baukunst und ein Ortsregister.

Das ist nun auf 11 Bogen gewiß viel. Es ist aber auch eine Menge Material auf den groß Octavseiten zusammengedrängt. Sollte, wie wir hoffen und zu erwarten ist, eine dritte Auflage folgen, so wäre zu wünschen, daß der Verfasser das hie und da noch zu kurz bezeichnete mehr ausführen, die zur klarsten Orientirung angelegten Rahmen mehr ausfüllen möchte. Einiges sollte auch klarer und schärfer bestimmt seyn. Ueber die Kirchenthürme sagt der Verfasser S. 6: „Die Thürme stehen regelmäßig an der Abendseite der Kirchen, bei kleineren nur einer, bei größeren gewöhnlich zwei; häufig steht noch ein Mittelthurm über dem Kreuzbau (besonders am Rhein, z. B. Abteik. zu Laach und St. Martin zu Köln), oder es stehen noch zwei Thürme an der Morgenseite zu den beiden Seiten des Chores (außer bei vielen rheinländischen Kirchen auch bei den Domen zu Bamberg, Naumburg, Merseburg, Magdeburg &c.). — Kleine auf dem Kirchdache stehende, gewöhnlich zur Aufnahme der Meßglöckchen bestimmte Thürme, heißen Dachreiter. Kirchen der Bettel- und Prediger-Orden haben selten Thürme. — Von den Kirchen entfernt stehende, isolirte Glockenthürme sind in Deutschland selten, scheinen auch nicht planmäßig, sondern nur zufällig vorzukommen (der Perlachthurm bei der Petrik. zu Augsburg, der rothe Thurm auf dem Markte zu Halle a. d. S., die Thürme der Bartholomäik. in Kolin und Zerbst, der vormaligen Klosterk. zu Arndsee, der Pfarrk. zu Luckenwalde und Neumarkt in Schlesien, der evangel. Kirche zu Lüben &c.). Oft liegt vor den Thürmen noch eine Vorhalle (Dom zu Merseburg), oder es befinden sich an den Seiten der Kirche noch Vorbaue. Zuweilen heißt ein Vorbau der Kirche Paradies (Dome zu Magdeburg, Speier und Münster; besonders häufig in Schwaben: Maulbronn, Ellwangen &c.) und war dann oft zu einer besonderen Gedächtnißfeier des Sündenfalles bestimmt." Hier mangelt die klarere Nachweisung. Die betreffenden Sätze müßten ungefähr so lauten: Nur in seltenen Fällen kommen in Deutschland Thürme vor, die vom Schiff der Kirche getrennt sind, offenbar aber als Nachahmung der in Italien sehr häufig isolirt stehenden Baptisterien und Glockenthürme. Insgemein sind in Deutschland die Thürme mit dem Schiff der Kirche verbunden und es stehen bei einfachen Pfarrkirchen ein Thurm über, bei bischöflichen Kirchen zwei Thürme neben

dem Haupteingang auf der Westseite der Kirche, dem Hochaltare und Chore gerade gegenüber. Bei den Benediktinerkirchen finden sich jedoch diese Thürme vom Hauptgange vorn zurückversetzt an die Stelle wo das Schiff der Kirche mit dem Chore zusammengrenzt und sie bilden hier, Langschiff und Chor durchkreuzend, die Kreuzform im Grundriß. Wenn die Thürme auch vieler Pfarr- und bischöflichen Kirchen auf diese Weise zwischen Schiff und Chor zurückversetzt sind, so scheint dieß vom klösterlichen Einfluß herzurühren. Wenn alle Pfarrkirchen nur eine, alle bischöflichen Kirchen als solche zwei, so mußten die erzbischöflichen Kirchen nothwendig drei Thürme haben und zwar wurde der dritte auf den Kreuzbau, gerade über den Hochaltar gebaut. Als sich aus dem großen allgemein abendländischen Benediktiner-Orden andere Orden abzweigten, nahmen dieselben zum Theil eigenthümliche Thurmstellungen an, um ihre Kirchen schon von weitem von allen andern zu unterscheiden. So setzten die Cistercienser nur den dritten erzbischöflichen Thurm auf ihre Kirchen und ließen die andern Thürme weg; die Karthäuser behielten nur den einen westlichen Pfarrkirchenthurm, bauten ihn aber zum Unterschied außerordentlich hoch. Die Bettelorden bauten aus Demuth gar keine Thürme, sondern nur (gleich den Filialkirchen) kleine Dachreuter, um darin das Glöcklein aufzuhängen, wobei sie sich dadurch unterscheiden, daß ein Orden das Thürmchen weiter vor, der andere weiter zurücksetzte. Die Vorhallen, die häufig vor den Westthürmen der Kirchen angebaut wurden, hießen nach altem Kirchenstyl das Paradies, und waren insgemein mit einem Bilde des ersten Sündenfalls geschmückt, weil sich hier ehemals die Neubekehrten und die Büßenden aufhalten mußten, die noch nicht befähigt waren, in das Innere der Kirche einzugehen. Aus demselben Grunde befanden sich auch die Taufsteine ehemals in dieser Vorhalle, weil das ungetaufte Kind das Heiligthum noch nicht betreten durfte. Dem entsprach dann auch die Ausschmückung des Kirchenschiffs für die Gemeinde mit Bildern aus dem alten Testament und die des Chores mit Bildern aus dem neuen Testament. Im Hintergrunde des Chors schloß sehr häufig eine Darstellung der Apokalypse den kirchlichen Bilderkreis ab, der in der Vorhalle mit dem Sündenfall begonnen hatte.

Zur Erklärung der unserm heutigen Geschlecht oft so schwer verständlichen alten Kirchenbilder dürfte in einer dritten Auflage ebenfalls manche Ergänzung wünschenswerth seyn. Wir vermissen z. B. die Schweizer Heiligen Beatus, Fridolin, Meinrad ꝛc., an die sich so schöne Legenden knüpfen, die so hochberühmt und oft in Kirchen abgebildet sind. — Bei den Christusbildern hätte angeführt werden können, daß man die großen Crucifixe, zu deren Füßen die Madonna, Johannes, Magdalena ꝛc. stehen oder knieen und die häufig aus Stein gebildet vor Kirchen gefunden werden, mißbräuchlich Oelberge nennt, obgleich sie nicht den Oelberg, sondern Golgatha bezeichnen. Ferner hätten die Christusbilder noch ausführlicher classificirt und mit ihren technischen Namen bezeichnet werden dürfen. Wir finden hier erwähnt Vesperbilder, Salvatorbilder, Ecce Homos, aber nicht erwähnt, was man unter einer pietas, einem noli me tangere, einer Transfiguration versteht. Bei den Bildern, welche die Anbetung der h. drei Könige darstellen, hätte genauer bemerkt werden sollen, daß der dritte jüngere König auf den ältesten Bildern nicht schwarz ist. Von den so überaus zahlreichen Madonnenbildern hätte auch etwas mehr gesagt werden können. Ihre Symbolik ist außerordentlich reich. Wir wollen nur die mannigfaltigen, oft sehr phantastereichen, oft auch sehr abgeschmackten Darstellungen der Empfängniß andeuten, und auf das berühmte Bild in Bogen an der Donau hinweisen, in dessen Inneres man durch ein Fenster sehen kann und darin das Christkind im prächtigsten Staate als Embryo erblickt; so wie auf ein Bild aus Limburg bei Schwäbisch Hall (jetzt in der Sammlung des württembergischen Alterthumsvereins), auf welchem sich die Madonna in der liebenswürdigsten Hingebung der heil. Dreieinigkeit mit entblößter Brust vorstellt, einer Isis oder ephesischen Diana gleich die irdische Natur bezeichnend, die sich darbietet, die Gottheit bei sich zu nähren und zu pflegen. Gott Vater aber sitzt in deutscher Kaisertracht da und überreicht dem ganz entblößten göttlichen Sohn einen stark vergoldeten Kelch, den Kelch der Leiden, die ihn bei seiner Herabkunft in der irdischen Natur erwarten; über beiden schwebt der h. Geist als Taube. An so mannigfacher Symbolik waren unsre alten Maler und Bildschnitzer sehr reich und es ist der Mühe werth, in einem der Verständniß unsrer kirchlichen Alterthümer ausschließlich gewidmeten Werke, dergleichen zu verzeichnen und zu erklären.

Die außerordentliche Schwierigkeit, alles solcher Art zu sammeln, entschuldigt den Verfasser des vorliegenden Werkes hinlänglich, wenn es noch nicht vollständig genug erscheint. Wir sind auch weit entfernt, sein sehr reiches und mit sichtbar großem Fleiß zusammengetragenes Buch tadeln zu wollen; im Gegentheil wir wünschen, daß es überall Anerkennung finden und bald vermehrt wiedererscheinen möge.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 91.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 5. September 1845.

Geschichte.

Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen, von Prof. Dr. Ludwig Häusser. Zweiter Band. Heidelberg, Mohr, 1845.

Mit diesem Bande ist das rühmliche Werk geschlossen. Es geht nämlich bis zur Auflösung der Pfalz durch die französische Besetzung des linken Rheinufers oder bis zum Tode Karl Theodors.

Die rheinische Pfalz erlangte unter den übrigen Provinzen des deutschen Reichs seit der Reformation eine große Bedeutung, weil in ihr die kirchlichen Gegensätze sich schärfer ausprägten, als irgend anderswo, und weil in Folge der innern Zerrüttung Deutschlands die Franzosen Gelegenheit erhielten, sich des Elsasses zu bemächtigen, von wo aus sie nun zunächst ihre Angriffe immer auf die Pfalz richteten. Alles Unglück Deutschlands concentrirte sich gewissermaßen in dieser Provinz, und die von Natur die schönste und am meisten zum Glück berufene „das Paradies von Deutschland“ war, wurde unter diesen Umständen die unglücklichste.

Während im übrigen Deutschland die drei großen Kirchenparteien seit der Reformation in gewissen bestimmten Grenzen einander gegenüber lagerten, machten sie sich das Terrain der Pfalz unaufhörlich streitig. Kurfürst Otto Ludwig hatte sich dem reinen Lutherthum ergeben, aber der berüchtigte Zelote Heshusius, den er nach Heidelberg berief, erbitterte durch seine Brutalität dermaßen die Bessergesinnten, daß sie sich mehr zu der vermittelnden Lehre Melanchthons und endlich zum Calvinismus hinneigten. In dieser Richtung wirkte der folgende Kurfürst Friedrich III. dem Lutherthum direkt entgegen und sein Gemüth war durch die lutherischen Zänker so tief empört, daß er selbst alle Mäßigung vergaß und die calvinische Lehre mit Gewalt in der Pfalz einführte. Wie es uns scheint, ist Herr Häusser selbst ein wenig zu weit von dem gerechten Unwillen über die lutherischen Zeloten damaliger Zeit fortgerissen worden und hat den Calvinismus zu sehr von der Licht-, das Lutherthum zu sehr von der Schattenseite gezeigt. Bemerkenswerth ist der Feuereifer, mit dem Kurfürst Friedrich sich seiner Glaubensgenossen annahm. Sein Sohn Johann Casimir zog mehrmals mit großer Macht nach Frankreich und trug wesentlich dazu bei, die Hugenotten zu unterstützen und dem Hause Bourbon (Heinrich IV.) auf den Thron zu helfen, demselben Hause, das so furchtbar undankbar gegen seine Nachkommen handelte. Sein zweiter Sohn Philipp Christoph fiel im Kampf gegen die Spanier auf der Mockerheide in den Niederlanden. Als der Vater die Nachricht seines Todes empfing, sprach er die edlen Worte „besser, ein Prinz fällt für eine gute Sache im Felde, als daß er daheim in Müßiggang versinkt.“

Kaum war Friedrich III. todt, als sein Sohn Ludwig VI. schon wieder alles lutherisch machte und alle calvinistischen Prediger und Beamte davonjagte, die sich nicht bekehrten. Kaum aber war wieder er todt, als sein Bruder Johann Casimir als Vormund seines Sohnes Friedrichs IV. sogleich wieder die Lutheraner fortjagte und wieder alles calvinisch machte. Welche Demoralisation das unter die Geistlichen bringen mußte, die um mit Weib und Kindern nicht Hungers zu sterben, bis auf wenige Ausnahmen alle glaubten, was ihnen befohlen wurde, kann man sich vorstellen. Auch haben die Katholischen nicht verfehlt aus solchem Beispiele den Schluß zu ziehen, daß das Cölibat ihren Geistlichen mehr Unabhängigkeit gewähre und eine Schutzwehr gegen Staatsstreiche sey.

Kurfürst Friedrich IV. legte nicht mehr so viel Werth auf den Dogmenstreit, sondern faßte das Kirchenwesen der Reformation mehr praktisch und in seinen Richtungen

nach außen auf. Er wurde der Gründer der Stadt Mannheim, das er mit geflüchteten Glaubensgenossen aus andern Ländern bevölkerte. Er wurde auch der Gründer der protestantischen Union, die eine so traurige Geschichte erleben sollte. Diese Union, von dem Wittelsbacher in der Pfalz gestiftet, war zunächst gegen den Wittelsbacher in Bayern gerichtet, nämlich gegen den Herzog Maximilian, der die reformirte Reichsstadt Donauwerth gewaltsam und mitten im Frieden in Besitz genommen hatte. Die Häupter der beiden Häuser Wittelsbach, anstatt einig zu handeln, theilten sich in die Anführung der unversöhnlich gewordenen Parteien.

Friedrich V., der Sohn des Vierten, war jener unglückliche Böhmenkönig, der unglücklichste des ganzen Wittelsbacher Stammes. Seine Geschichte hat viel Rührendes. Noch sehr jung, mit heiterm und offnem Gemüth begabt, als Haupt der protestantischen Union, als erster weltlicher Kurfürst des Reichs hochgeehrt, vom Volke seiner Stammlande geliebt, sah er überall um sich nur Glück und Ruhm. Da reichte ihm nun noch die wegen ihrer Schönheit weitberühmte Elisabeth Stuart, Tochter des mächtigen Königs von England, Jakobs I., ihre Hand unter dem lauten Jubel des englischen Volkes, welchem der heimlich katholisch gesinnte König dieses Opfer der konfessionellen Politik zu bringen gezwungen war. Die Hochzeit wurde mit unerhörter Pracht gefeiert und die Reise des Bräutigams den Rhein aufwärts war ein immerwährender Triumphzug. Es ist charakteristisch für das Zeitalter, wie viel aus diesem Anlaß verschwendet wurde. Die Sitten waren vorher an den Höfen (den burgundischen ausgenommen) viel einfacher gewesen. Dießmal kosteten die Feste in London 100,000 Pfund Sterling, gewiß viel für jene Zeit. Die deutschen befreundeten Fürsten, die sich zur Begrüßung in Heidelberg einfanden, brachten einen ungeheuren Troß mit; der kleine Markgraf von Anspach allein 363 Menschen und 411 Pferde; das englische Gefolge der Prinzessin selbst bestand aus 374 Personen. Als die Feste vorüber waren, hörte doch das Wohlleben nicht auf. Der junge Kurfürst wollte seiner schönen Gemahlin, mit der er auf dem zärtlichsten Fuß lebte, immer neue Freuden und Ehren bereiten. Damals wurde daher auch das Heidelberger Schloß verschönert und ein ganzer Berg abgetragen, um die schönen Gartenanlagen zu ebnen, die noch jetzt das Entzücken der Reisenden sind. Aber ehe noch der kunstreiche Salomon de Caus die prachtvollen Springbrunnen vollendet hatte, die für diesen Garten bestimmt waren, wälzten sich die feindlichen Heere mit Mord und Brand über die Pfalz.

Der unglückliche Friedrich hatte sich verleiten lassen, als erster weltlicher Kurfürst des Reichs seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Erzherzog Ferdinand zu geben, trotz der dringendsten Abmahnungen. Landgraf Moritz von Hessen, damals die Seele der protestantischen Partei, wandte alles an, diese dem Protestantismus so verderbliche Wahl zu verhindern, aber Ferdinand hatte bereits die drei geistlichen Kurstimmen und verstand es durch treulose Versprechungen auch die beiden lutherischen Kurstimmen von Brandenburg und Sachsen zu gewinnen. Nun sah sich der Pfälzer mit seiner calvinischen Stimme isolirt und wagte nicht allein zu protestiren. Aber kaum hatte er das verhängnißvolle Ja im Wahlsaale ausgesprochen, als noch an demselben Abend die Nachricht einlief, die gegen Ferdinand empörten Böhmen hätten ihn zum Könige gewählt. In welcher Verlegenheit befand sich nun der arme Kurfürst? sollte er den Schild erheben gegen den, den er eben feierlich als seinen Kaiser anerkannt? — Er that es und stürzte sich von der Höhe seines Glücks herab ins tiefste Elend. Alle seine Freunde verriethen ihn, denn keiner gönnte ihm die böhmische Krone, keiner den Vorrang in der protestantischen Partei. Und er selbst war der großen Rolle, die er spielen sollte, nicht gewachsen, verletzte das Nationalgefühl der Böhmen, weckte Mißtrauen in seine Kraft und erlebte die Schmach, daß ein Theil seines Heeres in der ersten großen Schlacht (auf dem weißen Berge bei Prag) davonlief. Nun verlor er alles, mit Böhmen zugleich die Pfalz und mußte als ein Geächteter fliehen.

Obgleich es die partie honteuse der protestantischen Geschichte ist und Viele der Meinung sind, man sollte die eigene Schmach nicht aufdecken, so glauben wir doch, es ist gut, daß die Wahrheit gesagt wird. Zumal in unsern Tagen. Erblicken wir nicht gegenwärtig in der Schweiz ein Verhältniß, das dem von damals nicht unähnlich ist? Eine katholische Partei ergreift mit Entschiedenheit durch Berufung der Jesuiten die Offensive in Luzern. Gerade so verfuhr Ferdinand damals. Die reformirte Partei ist die stärkere, aber in sich getheilt in zwei große einander unversöhnlich hassende Parteien, die konservative und radikale. Geradeso war die protestantische Partei damals getheilt in die gemäßigt lutherische und in die offensiv calvinische. Auf der katholischen Seite geschieht alles concentrisch, einig, rasch, nachdrücklich. So auch damals. In der reformirten alles excentrisch, uneinig, fahrläßig, lahm. So auch damals. Dort trägt und unterstützt, hier hemmt und verräth einer den andern. — Wozu ist denn die Geschichte da, als durch solche Parallelen zu warnen? Was war der Ausgang vor zweihundert Jahren? Einmischung der Fremden. Das wird denn auch wohl jetzt wieder der Ausgang seyn, wenn man nicht klüger ist. — Die Tagsatzungsverhandlungen, bei denen Neuenburg, Basel-

stadt rc. für die Jesuiten stimmen, gleichen genau der Wahl Ferdinands, der die protestantischen Kurfürsten zustimmten. Der Freischaarenzug gleicht genau dem Zug der Pfalz nach Böhmen; die Schlacht an der Emme genau der Schlacht auf dem weißen Berge und die Zukunft der Schweiz wird dem gleichen, was weiter damals geschehen ist.

Die Art wie Kaiser Ferdinand II. damals seinen Sieg auszubeuten und durch Unterhandlungen noch mehr zu gewinnen verstand, als durch das Schwert, ist sehr bemerkenswerth. Es gelang ihm, durch trügerische Versprechungen und durch schlaue Benutzung der überall vorwaltenden Rivalitäten Freund und Feind zu dupiren und alle sich dienstbar zu machen. Wenig Jahre vorher von seinen Unterthanen verlassen, ein ohnmächtiger Fürst, abhängig von der Hülfe des bayerischen Nachbars, der seines Hauses Erbfeind war, sah er sich jetzt in der Lage, über alle zu disponiren. Durch erheuchelte Freundschaft für die Lutheraner und durch das trügliche Versprechen, überall die Lutheraner schonen und nur die Calvinisten vertilgen zu wollen, brachte er Brandenburg und Sachsen auf seine Seite und löste die Union auf. Durch geheime Intrigue mit dem jesuitisch gesinnten König Jakob von England brachte er es dahin, daß dessen geflüchteter Schwiegersohn Friedrich ebenfalls trügerischen Versprechungen von Sühne und Gnade trauend die letzten Truppen entließ, die unter Mansfeld und Christian von Braunschweig noch im Felde standen. Dadurch wurde die Pfalz vollends entblößt und der grausamen Rache des Kaisers Preis gegeben. Aber ganz mit demselben diplomatischen Geschick behandelte der Kaiser auch Bayern. Durch Maximilian von Bayern war er gerettet worden, ihm verdankte er alles, ihn mußte er belohnen. Allein er hütete sich wohl, ihn zu mächtig werden zu lassen und markte ihm den besten Lohn ab. Max erhielt nur die Oberpfalz und die Kurwürde. Die rheinische Pfalz, die er so gern gehabt hätte, um wieder das ganze wittelsbachische Erbe in einer Hand zu vereinigen, sollte er nicht haben. Als Vorwand dienten die Spanier. Während Max in Böhmen einfiel, waren schon die Spanier über die Pfalz hergefallen und trachteten, sich darin festzusetzen und sie mit ihren Besitzungen in den Niederlanden und Burgund zu vereinigen. Nach sehr gehässigen Unterhandlungen ertrotzte Maximilian endlich im Jahr 1628 wenigstens den kleinern Theil der rheinischen Pfalz der auf dem rechten Rheinufer lag, den größern Theil auf dem linken Ufer mußte er den Spaniern überlassen, die ihn auch wohl behalten hätten, wenn nicht vier Jahre später Gustav Adolf sie daraus vertrieben hätte. Beide Besitzergreifer aber, Max wie die Spanier, wetteiferten in beiden Landestheilen, allen kaiserlichen Zusagen an die lutherischen Fürsten zum Trotz, Lutherthum und Calvinismus zugleich auszurotten und alles wieder katholisch zu machen, wie in Böhmen und der Oberpfalz.

Da Heidelberg auf den bayerischen Antheil fiel, machte Max dem Papst das berühmte Geschenk mit der Bibliothek daselbst. Herr Häusser ist nicht der Ansicht des Herrn Theiner in Bezug auf diese Entfernung deutscher Bücher. „Man könnte es, sagt er 409, dem Kurfürsten Maximilian vielleicht Dank wissen, wenn er die pfälzische Bibliothek vor den Stürmen der folgenden Kriegszeiten gerettet und nach München gebracht hätte; sie wäre dann ein Eigenthum Deutschlands und für die Wissenschaft nutzbar geblieben, was sie in Rom bis jetzt nicht gewesen ist. Von den vielen Handschriften bezog sich ein guter Theil auf pfälzische Hausgeschichte; schon Karl Ludwig und später Karl Theodor (1751) ließen sich einzelne dieser Handschriften kopiren. Alle andern, die kostbaren griechischen und lateinischen Handschriften, die zahlreichen Dichter des Mittelalters, wären uns immer verloren geblieben, wenn nicht Bonaparte glücklicherweise an den literarischen Schätzen Roms dasselbe Freibeuterrecht geübt hätte, wie Rom einst an der Pfalz. Dadurch ward 1815, wo man den kriegerischen Raub dem rechtmäßigen Besitzer zurückgab, der badischen Regierung Gelegenheit, das alte Recht Heidelbergs wieder geltend zu machen, und die damalige preußische Verwaltung, bei der Männer wie die Brüder Humboldt von Einfluß waren, hat die Forderung mit Wärme unterstützt; ihre Thätigkeit unterließ nichts, um das vollständige Eigenthum der pfälzischen Universität zurückzubekommen. Aber die römische Curie gab nur einen kleinen Theil zurück, dessen Werthvollstes und Kostbarstes für sie selbst in den Schränken unverstanden und ungebraucht aufgehoben war. Außer den griechischen und römischen Handschriften, den ungedruckten Beiträgen zur pfälzischen Hausgeschichte, waren es besonders die kostbaren altdeutschen Handschriften, die jetzt nach Heidelberg zurückkehrten; der ganze Rest und der große Schatz an gedruckten Büchern ist in Rom geblieben. Das Eigenthum der pfälzischen Universität ward ihr unter der Bedingung zurückgegeben, daß sie es für das gemeinsame deutsche Vaterland zur freien Benützung aufschließe, und man ist dieser Verpflichtung getreulich nachgekommen. Die neu auflebende Erforschung unserer alten Nationaldichtung hat die größten Bereicherungen aus den Resten der alten Palatina erhalten, und schon in diesen dreißig Jahren hat die Wissenschaft sehr Vieles daraus gezogen, während in den zwei Jahrhunderten ihres Aufenthalts zu Rom man beinahe die Existenz der hochberühmten Bibliothek vergessen hatte."

Nicht lange darauf fiel die Pfalz in die Hände der Schweden und wurde dann im Verlaufe des langen Kriegs abwechselnd von beiden Parteien überzogen und dermaßen ausgeraubt und ausgebrannt, daß die ganze Rheinpfalz zuletzt wie ausgestorben dalag und nur noch 200 Einwohner zählte. Friedrich starb in der Verbannung, seine Leiche ist spurlos verschwunden. Seine Söhne lebten in England. Erst nach dem westphälischen Frieden gelangte der älteste, Karl Ludwig, hauptsächlich durch Vermittlung seines Vetters, des Pfalzgrafen Karl Gustav, der auf den schwedischen Thron erhoben wurde und in Deutschland ein großes Wort führte, zum Wiederbesitz der Pfalz und that Alles, das entvölkerte Land durch ein weises, sparsames und tolerantes Regierungssystem wieder in Aufnahme zu bringen.

Die Persönlichkeit dieses Regenten, seine Vermählung mit der berühmten Louise von Degenfeld, sein patriotisches Benehmen gegen Frankreich sind sehr anziehend erzählt. Neben seinem eigenen ist auch das Porträt seiner berühmten Tochter, Elisabeth Charlotte, die nach Frankreich an den Bruder Ludwigs XIV. verheirathet wurde, von Herrn Hausser ansprechend ausgeführt. Sie verdient in vollem Maaße die Ehre, die ihr in neuerer Zeit angethan ward. Sie gehört der Geschichte an. Ein Charakterbild, wie das ihrige, würde zu den vornehmsten Erscheinungen jeder Zeit gehören. Mit ihr starb die Simmern'sche Linie aus, die so reich an starken Charakteren, wie an Unglück gewesen ist. Aber gerade durch Elisabeth Charlotte wurden die Simmern'schen Pfalzgrafen Stammvater der größten jetzt herrschenden Familie. Elisabeths Tante Sophie, Schwester ihres Vaters, war die Mutter König Georgs I. von England; Elisabeths Sohn war der berühmte Prinz Regent von Orleans, Stammvater des jetzt regierenden Königsgeschlechts in Frankreich; ihre Tochter aber war vermählt an den Herzog von Lothringen, Vater des Kaisers Franz I., also Ahnherr der jetzigen Kaiser von Oesterreich.

(Schluß folgt.)

Romane.

1) Royalisten und Republikaner. Aus der Zeit der französischen Republik. Von Hesekiel. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1845.

Ein Charaktergemälde aus den wilden Sturmeszeiten der Revolution. Das Motiv ist ein sehr altes, die Liebe von zwei Wesen, die ihrer Stellung nach den beiden feindlichen Parteien angehören, einander also eigentlich hassen sollten; der uralte Triumph Amors über alle Parteien, alle Stände, der Götter zu sterblichen Menschen, ja selbst (wer denkt nicht an den Stier Europas und den Schwan der Leda) zum Vieh erniedrigt. Allein der Verfasser des vorliegenden Romans glaubte dem kleinen Gott doch nicht alles zugestehen zu müssen; er macht Bedingungen, Einschränkungen. Die Heldin des Romans, Marguerite, vom ältesten Adel, sieht den republikanischen General Deschamps, der feindlich in ihre Vendée eingefallen ist. Sie lernt ihn lieben, sie setzt sich über das politische Prinzip, über alles Geschehene hinweg und würde mit Freuden seine Gattin werden, wenn er nur nicht — von bürgerlicher Geburt wäre. Das überwindet sie nicht, das kann sie nicht verschmerzen und bleibt lieber ledig.

2) Die dunklen Rosen. Roman aus den Zeiten der französischen Revolution von Julius Dornau. Drei Bände. Leipzig, Reichenbach, 1845.

Derselbe Schauplatz, dieselben Personen, dieselben Situationen. Nur daß keine Trennung erfolgt, sondern das edle Fräulein zuletzt den bürgerlichen General der Republik heirathet.

3) Petschorin oder ein Duell im Kaukasus. Aus den hinterlassenen Papieren eines russischen Offiziers herausgegeben von Termontoff. Frankfurt a. M., lit. Anstalt, 1845.

Petschorin ist einer von jenen reichbegabten, aber dämonischen Naturen, die überall anziehend, aber auch zerstörend, ja selbstzerstörend wirken, à la Don Juan, Byron ꝛc. Daß sich diese Naturen, die wir Schock- und Hundert- und Tausendweise in unsrer Literatur haben, nun nach Rußland verirren, würde uns ungemein freuen, wenn sie nur nicht von da wieder zu uns zurückkämen, sondern sammt und sonders in der Barbarei bleiben wollten, wohin sie mit ihrer ewigen Protestation gegen die Sitte eigentlich gehören. Leser aber, die Veränderung lieben, werden sich wahrscheinlich sehr an den neuen Namen erfreuen, die im vorliegenden Roman glänzen. Da ist nichts mehr von romantischen Ardinghellos und Iso-Heliodoren zu spüren, sondern wir bewegen uns auf gut baschkirisch unter Maxim Maximitsch, Wutitsch, Gruschnitzki ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 92.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 8. September 1845.

Politische Literatur.

1) Die europäischen Staaten nach ihren inneren und äußeren politischen Verhältnissen von Bülow-Cummerow. Altona, Hammerich, 1845.

Das Resultat der Betrachtung ist im Wesentlichen, „daß das jetzige politische System Europas keine feste Basis habe, sondern auf der zufälligen Uebereinstimmung der fünf Großmächte beruhe, daß es höchst flach sey und daß bisher auf die Erfüllung der Beschlüsse der Pentarchie, wie Polen, Belgien u. s. w. beweisen, nicht gehalten worden, und daß überhaupt die Garantie für die Erhaltung des Friedens, für die Sicherung des Rechtszustandes und der Wohlfahrt der Völker eine rein persönliche und daher veränderliche sey, und daß es anderer Bürgschaften bedürfe, als der jetzt bestehenden, welche sich äußerlich auf eine eifersüchtige Ueberwachung beschränken, daß keine der Großmächte sich Uebergriffe erlaube. Es ist im ferneren Verlauf des Werks bei der Besprechung der Verhältnisse der einzelnen Staaten und ihrer höheren Politik darauf hingewiesen, wie England den Frieden wünsche und sich vorzugsweise mit seinen inneren Verhältnissen beschäftige und seine Handelspolitik verfolge; daß Frankreich sich in politischer Beziehung völlig isolirt habe, daß es wegen seiner Macht gefürchtet werde, aber auf keinen einzigen Hof einen speziellen Einfluß übe, mit Ausnahme des Madrider; daß Rußland dagegen, obgleich es eine eroberungssüchtige Politik, also eine feindliche, mit großer Feinheit und Konsequenz verfolge, dennoch besonders auf die Kabinette von Berlin und Wien Einfluß übe; daß Oesterreichs Politik eine rein passive sey; endlich, daß Preußen noch kein festes eigenes politisches System verfolge, und wenn es es auch gerne verfolgen möchte, wie dieß einzelne seiner Handlungen beweisen, es noch nicht von früher angeknüpften Verhältnissen sich frei zu machen den Entschluß gefaßt hat."

Mit einem Wort, wir sind also wieder bei der alten europäischen Gleichgewichtspolitik.

Rußland ist der einzige Staat, der eine offensive Haltung beibehalten hat, also von vorzüglicher Wichtigkeit in der Pentarchie. Herr von Bülow-Cummerow spricht sehr verständig über Rußland. Er sagt, „die Verfassung Rußlands sey noch ganz der gleich, wie sie in der Kindheit des Reichs, zu Peters Zeiten bestand. Das noch leibeigene und zum Theil erst unter Katharina leibeigen gewordene russische Volk steht unter dem harten Druck des vollendetsten weltlichen und geistlichen Absolutismus, und das Gute, was ihm widerfährt, dankt es nur der Gnade und der Gutmüthigkeit seines Gebieters, denn einen Rechtszustand gibt es für ihn nur höchstens dem Namen nach. Die Regierungs-Maximen sind durchaus fehlerhaft, der asiatische Typus vorherrschend; die Knute, die Verweisung nach Sibirien oder die Versetzung als Freiwillige (!) in die Armee des Kaukasus verstehen es, ein stummes, düsteres Schweigen 62 Millionen Russen aufzulegen. Die Rechtspflege ist höchst ungenügend, der Verwaltungs-Organismus fehlerhaft, die Beamten herrschsüchtig und eine Uebervortheilung und Bestechlichkeit von den höchsten Hof- und Militär-Chargen bis zum Grenzaufseher und Kosaken herunter fast Landesſitte. * Der Selbstherrscher sieht, und darf nicht

* Wie weit dieß geht, davon hat man keinen Begriff im Auslande. Mit großer Munificenz hat man in Petersburg Paläste für die Waisen und Findlinge gebaut, und mit Freigebigkeit wird für Unterhalt und Kleidung gesorgt; allein die Rationen werden gestohlen, die Unglücklichen darben, verhungern, gehen in Lumpen. Erfährt der Kaiser es, entsetzt er die Beamten und vertraut die Verwaltung Anderen an, so ersetzt nur ein hungriger den schon etwas gesättigten Betrüger. Ja wenn der Kaiser Jemand belohnen oder

sehen; will er die Lage seines Volks bessern, so fehlen ihm oft die Mittel. Der Ackerbau, der Handel und die Industrie werden durch schlechte Verwaltungs-Maßregeln und Prohibitiv-Systeme niedergedrückt, das Steuersystem ist ein ganz mangelhaftes und die Staatseinnahmen werden einem großen Militäraufwande und asiatischem Luxus geopfert; Rohheit und Ueberfeinerung, Stolz und Kriecherei begegnet man in einem großen Theile der höheren Stände gepaart. Nur in einem Punkte ist Rußland groß und selbst Meister, in der Verfolgung seiner politischen Pläne gegen das Ausland. Es unterliegt keinem Zweifel, daß seine bisher verfolgten Staats-Maximen, seine eroberungssüchtige Politik, sein religiöser Despotismus gleich gefährlich der Wohlfahrt der übrigen europäischen Staaten, als der religiösen Freiheit und der vorgeschrittenen Civilisation werden könne, daß mithin aller Grund vorhanden sey, gegen Rußland bei Zeiten eine festere Stellung einzunehmen und ein politisches System zu verfolgen, damit es nicht die Macht gewinne, seine Pläne durchzuführen."

Herr von Bülow ist überzeugt, daß diese Pläne scheitern würden, und erinnert deßfalls an Napoleon, an Ludwig XIV. und an alle die Gewaltherrscher, deren System auf die Dauer unhaltbar war, weil es nicht in der Natur und Sittlichkeit, in der Liebe und Neigung der Völker wurzelte. Deßhalb warnt er Rußland und bittet Seite 118 ausdrücklich den Kaiser, seinen Rath nicht zu verschmähen, welcher dahin geht, die Eroberungspläne aufzugeben, die Gewaltherrschaft im Innern zu mäßigen, der Demoralisation zu begegnen, Erziehung und Aufklärung zu fördern rc.

Warum hat Herr von Bülow nicht die Sache mit einem einzigen schlagenden Worte bezeichnet? Er hätte nur zu sagen brauchen, man werde besser thun, im Sinn Peters des Großen, Annas und Katharinas fortfahrend, Rußland zu germanisiren, als wenn man umgekehrt unternimmt, nicht-russische Länder zu russificiren? Die Deutschen mit ihrer Bildung, ihrer Zähigkeit und Charakterfestigkeit waren es, die Rußland seit Peter dem Großen zu einer so gewaltigen Macht erhoben haben; was die leichtsinnigen und bestechlichen Slawen nie vermocht hätten. Erst seitdem das deutsche Element beseitigt wird, um alles russisch zu machen, hat wieder jene echtslawische Demoralisation überhand genommen. Ein russischer Staatsmann deutscher Abkunft und deutschen Namens sagte unlängst in Gegenwart Anderer zu einem russischen Fürsten slawischer Abkunft und slawischen Namens, der sich über die Gewaltthaten Münnichs und Ostermanns ereiferte: ja es waren Tyrannen, aber — sie haben doch nicht gestohlen.

Wenn der Verfasser von den Mächten der Pentarchie zu den Bevölkerungen und ihren Bestrebungen übergeht, so versteht es sich von selbst, daß er zuerst dem Liberalismus Rechnung trägt. Er zeigt, „daß die Bewegung der Gemüther, welche ganz Europa ergriffen habe, in dem Streben liege, den Volksinteressen Anerkennung zu verschaffen, in Frankreich, Spanien, Portugal und theilweise in Belgien haben blutige Revolutionen eine solche bewirkt. Der ruhige, besonnene Geist des Deutschen hat sie bisher vor gewaltsamen Umwälzungen bewahrt, und in Uebereinstimmung der Fürsten und Völker sind in den meisten deutschen Ländern letzteren verfassungsmäßige Rechte eingeräumt, die für jetzt im Allgemeinen den Bedürfnissen entsprechen."

Von der religiösen Bewegung dagegen, durch welche die liberale in diametraler Richtung durchschnitten worden ist, scheint Herr von Bülow das richtige Verständniß noch nicht gewonnen zu haben; sonst würde er den Lichtfreunden wohl nicht das Wort reden. Wir begreifen leicht, wie ein hochmüthig-bornirter Landpastor, oder ein verrückter Schulmeister, die sich für die gescheidesten Leute in der Welt halten, weil sie in Hegels Schule gegangen sind und vielleicht in ihrem kleinen Kreise angestaunt werden, im Ernst an einen Protestantismus in zweiter Potenz, an eine Reformation der Reformation glauben können. Einem Staatsmann aber, einem Manne von höherer Bildung, und der da weiß, was die Menschen von jeher waren und seyn werden, dem sollte solcher lichtfreundliche Nonsens auch nicht im Traum beifallen. Wir lesen hier Seite 221: „Alles deutet darauf hin, daß eine neue Reformationsperiode wie in der protestantischen, so auch in der katholischen Kirche kaum mehr fern sey, wo es dann vielleicht dahin kommen wird, daß sich unsere Religion von den daran gehängten Menschensatzungen reinigen und zugleich mit dem Aberglauben auch den Keim des Unglaubens tödten wird." Alles deutet darauf hin, daß Herr von Bülow im Einschlafen begriffen war, als er diese stupenden Zeilen niederschrieb. Der Keim des Unglaubens wird von denen nicht getödtet, die unsere (d. h. hier die protestantische) Religion von den daran hängenden Menschensatzungen reinigen wollen. Der Unglaube ist ja eben nichts anderes als diese anmaßliche Reinigungssucht, die nicht eher zufrieden ist, als bis alles, woran wir noch glauben, weggewischt ist. Oder was versteht man

beschenken will, so ist in der Regel nur die Frage davon, ob er, der Ueberbringer, nur etwas, oder das Ganze zurückbehält. Von solchen Fällen ist selbst Berlin häufig Zeuge gewesen, obgleich man sich vor der Publizität, die es hier erhält, fürchten sollte.

unter Menschensatzungen? Bekanntlich verstehen die Lichtfreunde darunter das Evangelium selbst.

In allen aufgeregten Zeiten kommen wahnsinnige Sekten auf, die aber allemal mit dem ersten Völkerrausche wieder verfliegen und verschwinden. So die mancherlei hoffärtigen Ketzer früherer Zeiten, so die Adamiten zur Hussitenzeit, so die Wiedertäufer während der Reformation, so die Millenarier in der englischen Revolution; so die Illuminaten und Theophilanthropen in der französischen Revolution. In allen diesen Fällen wollte der Mensch den göttlichen Geist unmittelbar in sich aufgenommen haben und selber Gott seyn. Ein Revolutionssymptom, das immer wiederkehrt und sich voraus berechnen läßt, wie ein Krankheitssymptom am zerrütteten Organismus. Ganz dieselbe Erscheinung kehrt nun auch in unsern aufgeregten Zeiten wieder. Die Lichtfreunde sind, was die Illuminaten, was die Wiedertäufer waren, vermeintliche Inhaber des göttlichen Geistes, die Gemeinde des Geistes, wie sie sich schon vor dreihundert Jahren nannte, die alle Ueberlieferung verwirft, nur noch die göttliche Offenbarung im eignen Geiste anerkennt und daher auch alle Verrücktheit, die der eigne oft sehr beschränkte Geist ausheckt, für göttliche Weisheit und weltbeglückendes Heil ausgibt. Wer irgend die Geschichte kennt, weiß, daß den Sekten dieser Art und ihren Stiftern immer ein Stempel geistiger Gemeinheit, banausischer schustermäßigen Grübelei und eines pöbelhaften Geschmacks aufgedrückt war. Immer nur gebar sich die Irrlehre im Kopf eines krankhaften Stubengelehrten und pflanzte sich fort unter der Klasse der Halbgebildeten, deren Pöbel noch schlimmer ist, als der ganz ungebildete. Nie haben die Stifter oder Märtyrer solcher Irrlehren einen höheren Ruhm erlangt, als den eines Herostrats oder Schneiders von Leyden. Nie ist ihr Reich von Dauer gewesen. Jederzeit bezeichnet ihr Vorkommen die partie honteuse einer großen Weltbewegung, und ist es auch unvermeidlich, daß die glänzende Vorderseite eine schmutzige Hinterseite hat, so fällt es doch Niemand ein, den Catilina mit Cato, oder den Marat mit Lafayette zu verwechseln. So werden auch die Namen der heutigen Lichtheroen in der Weltgeschichte künftig nicht neben Luther, sondern neben Thomas Münzer stehen. Wie sich hier auch die Hoffart bläht und spreizt, das Noble der Natur fehlt doch von vorn herein.

Es muß nun natürlicherweise befremden, daß Herr von Bülow die extreme Richtung der Lichtfreunde so wenig begreift und in ihre Sprache einstimmend, eine potenzirte Reformation für wünschenswerth und ausführbar hält. Er hätte doch merken sollen, daß hier der rechte Weg und das rechte Maaß des Fortschritts überschritten wird, und daß es ganz und gar nicht im Bedürfniß des deutschen Volkes liegt, die Reformation noch einmal zu reformiren. Die heilige Schrift wird dem Deutschen immer heilig bleiben. Es ist, abgesehen von der unsittlichen Seite dieses Kampfes, überhaupt auch unpolitisch, in der evangelischen Kirche gegen die angeblichen Menschensatzungen zu kämpfen, wenn man darunter das Evangelium selbst versteht. Man untergräbt dann nur das Fundament unserer Kirche, die gegen äußere Angriffe zu befestigen und zu schützen viel eher Noth thäte. Man löst die Gemeinde in eine anarchische zügellose Bande auf, die weder bauen, noch erhalten, sondern nur zerstören kann und wenn sie ihren Wahnsinn erschöpft hat, nothwendig eine Reaktion herbeiführt, die im vorliegenden Falle wahrscheinlich puseyistisch werden dürfte. Es kann also gewiß die Aufgabe besonnener Vaterlandsfreunde nicht seyn, jenen antikirchlichen und antievangelischen Tendenzen im Protestantismus das Wort zu reden, oder die Phrase hinzuwerfen, die wir oben rügten, daß bei solchen Bestrebungen vom Unglauben nichts zu besorgen sey.

Recht sehr viel ist davon zu besorgen. Jedenfalls eine Lähmung der protestantischen Kräfte durch sich selbst in dem Augenblick, wo sie vereint wirken sollten.

Der Liberalismus thut sehr Unrecht, wenn er die antievangelischen Bestrebungen unter seine Aegide nimmt. Diese Bestrebungen sind wesentlich Ausgeburten des Despotismus, Flatulenzen einer politischen Stagnation, und keineswegs Aeußerungen der Freiheit und edler Völker würdig. Gerade die freiesten Völker, Engländer und Nordamerikaner, sind am wenigsten geneigt, sich vom Evangelium emancipiren zu wollen, und wir Deutsche, die wir noch im politischen Knabenalter sind, sollten die Sache besser verstehen als jene politischen Männer?

Geschichte.

Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen, von Prof. Dr. Ludwig Häusser. Zweiter Band. Heidelberg, Mohr, 1845.

(Schluß.)

Nur auf kurze Zeit hatte der Pfalz wieder das Glück gelächelt unter Karl Ludwig. Frankreich war unzufrieden, daß die Pfalz hergestellt worden war. Obgleich das Haus Bourbon seine Erhebung vorzüglich dem

letzten Pfalzgrafen Johann Kasimir und der wiederholten Unterstützung Heinrichs IV. aus der Pfalz verdankte, suchte es doch jezt das pfalzgräfliche Haus zu verderben. Mit Bayern im engsten Bunde, hatte Frankreich beim westphälischen Frieden darauf gedrungen, daß die Pfalz bayerisch bleiben solle. Nur die kräftige Stimme Schwedens hatte die Restauration Karl Ludwigs durchgesezt. Dieser mußte nun, von der bayerisch-französischen Politik gehaßt und bedroht, zum Kaiser seine Zuflucht nehmen, und der Sohn des Böhmenkönigs Friedrich wurde der eifrigste Anhänger des Hauses Habsburg. Allein Frankreich ruhte nicht. Es suchte Rache an der Pfalz. Es fing damit an, vom Kurfürsten das Oeffnungsrecht in einigen Festungen zu erlangen, und nahm die abschlägige Antwort zum Vorwand, die Pfalz zu verheeren und eine Menge Ortschaften in Brand zu stecken. Das that der berühmte Turenne schon in den Jahren 1673 und 1674. Aber es sollte noch ärger kommen. Indem die Simmern'sche Linie ausstarb, sprach Frankreich die ganze Pfalz als Erbe der Elisabeth Charlotte an, und ehe das deutsche Reich sich ernstlich rüstete und zugleich England unter Wilhelm von Oranien sich gegen Frankreich erklärte, erkannte Ludwig XIV., daß er die Pfalz nicht werde behaupten können und befahl nun seinen Generalen, sie gänzlich zu verderben und alle Städte und Dörfer in Asche zu legen. Das geschah 1689, und da sich die Franzosen vor den Deutschen damals zurückziehen mußten, kamen sie 1693 noch einmal wieder, um vollends zu verbrennen, was noch stehen geblieben war. Diese Mordbrennereien werden nun von Herrn Häusser ausführlich beschrieben. Sie sind das Aergste, was je ein Volk vom Nachbarvolk geduldet hat. Aber die deutsche Langmuth hat es vergessen, und wird sich wohl sogar noch einmal die Häuser über den Köpfen anstecken lassen, ohne die zarte Liebe und Bewunderung für die Franzosen zu verlieren.

Nach den Greueln jener Mordbrände, als alle Städte der Pfalz und viele hundert Dörfer in Flammen aufgegangen waren, nahm die Pfalz-Neuburger Linie, die das Jülich'sche Erbe gewonnen hatte und in Düsseldorf residirte, von der Pfalz Besitz. Diese Linie war katholisch geworden und so von den Jesuiten geleitet, daß es ihre erste Sorge war, die reformirte Pfalz wieder katholisch zu machen. Schon im Jahr 1693 waren 100 reformirte und 3 lutherische Kirchen mit Gewalt katholisch gemacht, eine Menge andere reformirte Kirchen verschloß man, indem man einfach die Gemeinden vertrieb. Viele tausend Pfälzer wanderten damals nach Amerika. Da es Herr Häusser zu unserm Bedauern versäumt hat, die Schicksale dieser Ausgewanderten zu erzählen, wollen wir hier nur kurz erwähnen, daß im Jahr 1709 allein 33,000 Pfälzer auswanderten, ganze Gemeinden mit ihren vertriebenen Predigern, die in England Schutz zu finden hofften, dort aber vernachlässigt und dem äußersten Elend Preis gegeben wurden; 3600 gingen nach Irland und verschwanden dort in der Masse der Bettler; einige Tausende wurden in den Bergwerken und bei den schwersten Sklavenarbeiten untergebracht, 7000 kehrten verzweifelnd auf den deutschen Boden zurück. Doch einige Tausend gelangten nach New-York. Hier wies man ihnen Urwald zum Bebauen an, und als sie eine große Strecke ausgerodet und bebaut hatten, vertrieb man sie wieder, weil ihnen der Boden nicht gehöre. Erst in Pennsylvanien fanden sie Ruhe. Die Nachrichten darüber sind in einem zu wenig bekannt gewordenen Buche gesammelt, in der Beschreibung der Vereinigten Staaten von Eggerling.

Während nun auf diese Weise die Pfalz zum zweitenmal (wie im dreißigjährigen Kriege) aufs äußerste mißhandelt wurde, herrschte am Hofe zu Düsseldorf schwelgerische Ueppigkeit und Maitressenwirthschaft. Preußen nahm sich der unglücklichen Glaubensbrüder in der Pfalz an, drohte mit Repressalien und setzte durch seine nachdrückliche Verwendung durch, daß — die Jesuiten in Düsseldorf Toleranzedikte erließen und den Schein annahmen, als ob nun alle Religionsfreiheit gewährt wäre, indeß sie es in der That mit ihren Verfolgungen ärger trieben als zuvor. Das geschah nach einander unter drei Regenten, bis erst mit dem wollüstigen Karl Theodor, welcher den modernen Musen zuneigte, ein milderes System eintrat, und der üppige Hof in Mannheim das erste deutsche Theater eröffnete. Nun nahmen aber neue Uebel von der armen Pfalz Besitz, die korrupteste Schreiberegierung, Käuflichkeit der Aemter, Maitressen- und Nepotenunfug aller Art, ungeheure Verschwendung und drückende Steuern. Diese lange Regierung endete mit den Siegen der französischen Republik. Die Pfalz wurde nun getheilt, wie im dreißigjährigen Kriege und der Rhein bildete die Grenze. Damit hörte die Pfalz als solche auf, weil sie durch die spätern Arrondissements nicht wiederhergestellt wurde.

Das vorliegende Werk gehört zu den fleißigsten und lehrreichsten Specialgeschichten und wir wünschen ihm daher recht viele Leser.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 93.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 10. September 1845.

Politische Literatur.

2) Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Prinzip. Jena, Frommann, 1845.

Ohne Zweifel eine der verständigsten Schriften, die über den fraglichen Gegenstand bisher erschienen sind. Voraus ist zu bemerken, daß sie ohne die geringste Animosität oder juvenile Hitze von einem durchaus gemäßigten und wohlerfahrnen älteren Manne geschrieben ist.

Der Ideengang des Buches ist im Wesentlichen folgender. Preußen wurde groß, indem es dem Zeitgeist entgegenkam, die Fortschritte der Zeit förderte und sich dienstbar machte. Es lenkte von dieser Bahn ab, indem es nach dem Basler Frieden seine Jugend, seine verhältnißmäßige Schwäche vergaß, es den alten größten Staaten gleichthun wollte und gleichsam mit Oesterreich die Rolle tauschte, diesem die Thatkraft und Offensive gegen Frankreich überließ und sich selbst in stabiler Ruhe fesselte und in der Vermittlerrolle gefiel. Es stürzte sich durch diese Verwechslung der Gesichtspunkte in unermeßliches Unglück. Das Volk aber half der fast entwaffneten Regierung, machte unerhörte Anstrengungen für sie und bald ging alles wieder gut, Napoleon wurde gestürzt und Macht und Ehre wiedergewonnen. Regierung und Volk hätten sofort Hand in Hand in dem bewährten progressiven System fortfahren können und man wollte das auch. Daher die Zusage einer Verfassung. Von allen Daten dieser mehrmals wiederholten Zusage, von ihren Wortlauten, von allen Nebenumständen dabei hat der Verfasser sehr genaue Kunde und ist diese Parthie dem Geschichtsfreunde von besonderem Interesse. Indem der Verfasser ferner das Schicksal der Verfassungsfragen überhaupt in den Verhandlungen des deutschen Bundestages und insbesondere die Beziehungen der preußischen Verfassungsfrage hierauf erörtert und bis auf die jüngste Zeit verfolgt, hält er es für nöthig, manche Täuschungen der öffentlichen Meinung zu berichtigen.

Insbesondere findet er es verkehrt, daß man auf die Form das größte Gewicht legt und nicht vorzugsweise an die Sache denkt: „Die preußischen Verfassungsfreunde stürzen das konstitutionelle Prinzip geradezu um, indem sie ihre Verfassungsfrage zu einer rein persönlichen Privatsache der Könige machen. Sätze wie: „Wir müssen eine Verfassung bekommen, denn der König hat sie versprochen, — das preußische Volk ist mündig, denn der König hat es durch das Gesetz vom 22. Mai 1815 für mündig erklärt" — solche Sätze verrathen durchaus noch streng absolutistische Gedanken und Gefühle, beweisen, daß die Preußen noch immer allzu sehr gewohnt sind, alle Lebensfortschritte ihres Staates von den Königen befohlen zu sehen, geben den Gegnern ein Recht, zu behaupten, daß im preußischen Volk durchaus noch kein konstitutioneller Geist vorhanden, daher die Verleihung einer Konstitution vorderhand noch unmöglich sey. Wenn auf ein derart begründetes Verfassungsverlangen von den Gegnern erwidert wird, der König habe wohl eine Volksvertretung versprochen, später aber aus der Erfahrung und aus den Vorstellungen seiner Minister die Ueberzeugung gewonnen, daß eine Verfassung mit den jetzigen Verhältnissen des preußischen Staates noch nicht vereinbar sey, und er sey daher verpflichtet gewesen, sein Versprechen vorderhand noch unerfüllt zu lassen, so steht eine solche Erklärung dem konstitutionellen Staatsbegriff weit näher als jenes auf ein königliches Wort gestützte Verlangen der Verfassungsfreunde. Eine solche Regierungserklärung leistet nämlich die Anerkennung, daß nicht die wandelbaren

Ansichten und Gemüthsstimmungen der Könige, sondern einzig und allein die Staatszwecke Regel und Richtschnur der Regierung seyn dürfen. Nicht was ein König in einem großmüthigen oder verdrüßlichen Augenblick verheißen oder gedroht, sondern was der Staatszweck fordert, soll und muß erfüllt werden. Das wortgläubige Verlangen der preußischen Verfassungsfreunde aber führt bei konsequenter Verfolgung seines Grundes zur unbeschränktesten Willkürherrschaft hin."

Ferner legt der Verfasser sehr viel Werth darauf, daß Preußen die Verfassung von unten habe aufbauen wollen. Er hält dieß in der That, wenn der Weg auch viel mühseliger und langsamer ist, für vortheilhafter als eine schnell improvisirte octroirte Verfassung, die von oben herab plötzlich alles umändern will. Er macht darauf aufmerksam, welchen Widerstand die liberalen Absichten der Regierung im Jahr 1811 fanden, als der König damals den ersten Versuch machte, die Vertreter des Landes zu versammeln. „Als man im Jahr 1811 eine Versammlung von Vertretern aller Provinzen und Stände nach Berlin berief, um über verschiedene, namentlich finanzielle Bedürfnisse des Staates zu berathschlagen, fiel dieser Versuch sehr unglücklich aus. Diese erste preußische Reichsversammlung wurde von philisterhaftestem Provinzialismus und hochmüthigem Kastenthum mißbraucht, um gegen das ganze volksthümlich neue Regierungssystem die heftigste bitterste Opposition zu machen. Namentlich traten zahlreiche Ritter als Kämpfer für das gestürzte Zopfthum auf und sprachen gegen die Bürgerfreiheit so revolutionär, daß man ihre Stimmführer auf die Festung schicken mußte. Man beachte dieß: im Jahre 1811 mußte die absolute preußische Regierung Mitglieder der Reichsversammlung auf die Festung schicken, weil sie gegen die zeitgemaßen Reformen die tollste und frechste Opposition machten!" — Aus solchen Vorgängen nun erklärt sich wohl, warum Preußen im Verfassungswerk nur vorsichtig und langsam voranschritt, und warum es das Werk von unten her begann und nicht von oben her. Erst mußte die Kommunalverfassung die untern Stände mehr emancipiren und zu politischer Thätigkeit vorbereiten, dann die Provinzial-Verfassung. Dieß in seinem Werthe vollkommen anerkennend, frägt nun aber der Verfasser auch, wozu das alles, wenn nicht die Reichsstände nachfolgen und den Schlußstein des so gründlich angelegten Baues bilden?

Der Verfasser bemüht sich sodann, nachzuweisen, daß die monarchische Gewalt durch das konstitutionelle System nur befestigt werden könne, daß Konstitutionen, weit entfernt, die Monarchie durch Demokratie zu überwältigen, vielmehr ein Zügel der Demokratie seyen ꝛc. Von diesen allgemeinen und theoretischen Erörterungen aber geht er zu den praktischen Fragen über und sucht darzuthun, „daß Preußen gerade ohne Konstitution allen den Uebeln und Gefahren ausgesetzt ist, die man von der Konstitution fürchten zu müssen glaubt." S. 133. Ganz besonders hofft er, die einzelnen Provinzen Preußens würden inniger zu einem Ganzen zusammenschmelzen, wenn sie durch Reichsstände in einem neuen gemeinsamen Interesse verbunden wären und er erinnert deßfalls an das Elsaß, welches, obgleich so sehr verschieden von Frankreich, doch gerade durch die Konstitution innig an Frankreich gebunden werde.

Hier ist der Punkt, wo unsre Ansicht von derjenigen des ungenannten Verfassers abweicht. Ohne im Allgemeinen die Richtigkeit seiner Argumentation in Zweifel zu ziehen, glauben wir doch, daß der Zeitpunkt, in welchem sie ihre volle Geltung gefunden hätte, bereits überschritten ist, und daß ganz andere Interessen herrschend geworden sind, die zu andern Erfolgen führen werden. Mit einem Worte, wir halten es nicht für allzu barock, wenn wir vermuthen, daß die Verfassungsfrage nicht mehr die Hauptfrage ist. Wir erinnern uns nämlich eines inhaltschweren Wortes, was vor einiger Zeit den Rheinländern zugerufen wurde. Wozu solltet ihr, hieß es damals, so dringend Reichsstände verlangen, da ihr doch nur zu gewärtigen habt, daß beim Reichstage eine liberal-protestantische, wo nicht radikal-antikirchliche Mehrheit der katholischen Sache viel mehr entgegenwirken würde, als ein euch wohlgesinnter König. Wenn nun auch denkbar ist, wie Belgien bewiesen hat, daß radikale und ultramontane Oppositionen ein unnatürliches Bündniß für augenblickliche Zwecke eingehen, so ist doch nichts gewisser, als daß die Unvereinbarkeit im Prinzip hintendrein desto greller hervortreten muß. Reichsstände werden demnach zur Einheit nichts mehr beitragen. Was vor zwanzig, dreißig Jahren ein festes Cäment der Provinzen gewesen wäre, das ist jetzt Scheidewasser geworden.

Dieser Satz überhebt uns zugleich aller weiteren Bemerkungen über die Beziehungen der großen Staaten des Ostens und Nordens zu Preußens Konstitutionsfrage, die der Verfasser in seinem Buche sehr gründlich erörtert. Es scheint uns, er hat sich eine unnütze Mühe gegeben, indem er so umständlich auf Fragen einging, die in der Zukunft nicht mehr die Hauptfragen seyn werden. Mag man unsre Ansicht im gegenwärtigen Augenblick noch übersichtig nennen, wir sind überzeugt, daß sie nur vorsichtig ist, und daß die Zukunft sie bestätigen wird. Die konstitutionelle Frage ist gewaltthätig durchkreuzt durch die konfessionelle. Ueber beiden steht

die nationale, die man freilich leider ganz vergessen zu zu wollen scheint.

Wir hätten wohl gewünscht, daß der geistreiche Verfasser die nationale Frage ein wenig mehr in den Vordergrund gestellt hätte. Für Preußen, für ganz Deutschland war diese Frage von Anfang an viel wichtiger, als die konstitutionelle. Preußen ging aus den großen Stürmen der Jahren 1806—1815 mit dem vollen Gefühl des Nationalstolzes hervor, und dieses Gefühl war noch geheiligt durch eine fromme Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die so gnädig über Deutschland gewaltet hatte. Was wollte man denn mehr? Was die Jugend damals zu ihrem Wahlspruch machte, das war die Nation — „christlich-deutsch." Wäre sie das geblieben, wie viel Unheil wäre vom Vaterlande abgewendet worden. Aber das christlich-deutsche Prädikat wurde verdächtigt und ein Verfolgungsgrund. Das christliche Element wurde künstlich zersetzt in ein ultramontanes und in ein antichristliches. Während Münster und Bonn Lehrer empfingen, die in die damals so liberalen und toleranten Provinzen zuerst wieder den Geist der kirchlichen Verdammung pflanzten, wurde in Berlin und von dort aus auf allen protestantischen Universitäten der Monarchie die Lehre Hegels zum Kriterium der Loyalität. Damit wurde zugleich aber auch das nationale deutsche Element zersetzt. Während jene von Deutschland weg auf Rom allein blickten, wandten diese ihre Huldigungen ebenfalls über Deutschland hinüber Frankreich zu. Jedes Jahr sah einen neuen Abfall der Presse, der öffentlichen Meinung von der großartig nationalen und christlichen Gesinnung des Jahres 1813. Nach dem Untergange aller patriotischen Blätter kamen die nach französischem Muster zugeschnittenen Blätter auf, kam der Börne-Heinesche Geist auf, der mit allem Nationalen zugleich auch alles Christliche verspottete und die Welt weiß, bis zu welchem Grade von Selbstvergessenheit jene beiden Juden die verbiendete deutsche Jugend hinrissen. Dann kam Strauß auf, der das Evangelium für eine Sammlung von Fischer- und Fuhrmannsanekdoten erklärte und dem dafür unermeßlicher Beifall von halb Deutschland zurauschte. Dann kamen vollends die gröbsten Atheisten Bruno Bauer 2c. und die Kommunisten. Endlich die Wislicenus, Uhlich und die zahlreichen sogenannten protestantischen oder Lichtfreunde, die alle ohne Ausnahme des Geistes sind, der seit dreißig Jahren durch Hegel in Berlin offiziell verbreitet wurde. Und wie hätte sich solchen Erscheinungen gegenüber nicht auch der Geist, der gleichzeitig in Westphalen und am Rhein durch Katerkamp, Klee, Windischmann 2c. aufkam, in entgegengesetzten Kraftäußerungen geltend machen sollen? Eines mußte nothwendig das andere hervorrufen. So stehen sich denn jetzt in Preußen, in dreißigjähriger Schule durch- und ausgebildet, zwei große Parteien gegenüber, die beide unversöhnlich und beide gleich sehr der Nationalität fremd sind. Wie mag man sich aber einbilden, daß die späte Erfüllung konstitutioneller Wünsche im Stande seyn werde, die Kluft zwischen diesen Parteien zu schließen und das Ueberschwengliche hier der ultramontanen, dort der kommunistischen Hoffnungen zu mäßigen? Die Konstitution an sich vermag die Parteien von den Extremen nicht zur Mitte zurückzuführen, noch jene Sympathien mit dem Auslande zu neutralisiren. Beide Parteien werden sich allerdings für die konstitutionelle Sache vielleicht vereinigen, aber nicht mehr um der Konstitution selbst willen, sondern um ein Mittel für Parteizwecke daraus zu machen und die Folge wird unausbleiblich wieder die Spaltung seyn. Gewisse Volksvertreter werden unter allen Umständen die Absonderung dem Schicksal beständig majorisirt zu werden, vorziehen. Patriotische Mahnungen können da nichts mehr helfen. Was die Schweiz im Kleinen zeigt, wird Deutschland im Großen zeigen.

Es ist wohl unleugbar, daß unsre heutigen Zustände denen von 1613 verwandter sind, als denen von 1813. Die hunderttausende der Trierer Wallfahrt einer-, und die Deutschkatholiken in Schlesien, die Lichtfreunde in Sachsen andrerseits werden durch das Zauberwort der Konstitution nicht versöhnt werden, so wenig als die so oft und laut begehrte Revision der Bundesverfassung die so erbittert einander gegenüberstehenden Schweizer nur im geringsten einander näher bringen würde. Man hat die Oppositionen ungefährlich zu machen geglaubt, indem man sie aus der Politik ins Gebiet der Religion verwies. Aber die religiösen Leidenschaften sind noch viel weniger zu zähmen, wie die politischen, weil sie viel tiefer in die Seele gehen und sich zugleich der großen Volksmasse bemächtigen, was politische Leidenschaften viel seltener vermögen.

Sprachkunde.

Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche von Rudolf von Raumer, Dr. und Privatdocent zu Erlangen. Stuttgart, S. G. Liesching, 1845.

Eine gute Arbeit. Der Verfasser erörtert den Einfluß des Christenthums auf die deutsche Sprach-, mithin

auch Denkweise. Zuerst unterscheidet er die ältesten deutschen Sprachstämme: 1) den gothischen, welcher in den eroberten romanischen Ländern unterging; 2) den nordischen, der noch jetzt in Schweden, Dänemark und Norwegen gesprochen wird; 3) den niederdeutschen, der noch jetzt in England und Norddeutschland herrscht; 4) den hochdeutschen, der von Franken, Alemannen und Bayern ausgehend allmählig zur Herrschaft in der Schrift gelangt ist, weil er schon im Mittelalter in der berühmten Periode der schwäbischen Minnesinger vorzugsweise ausgebildet und später die Sprache der Reformation und der ersten gedruckten Bücher wurde.

Im Hochdeutschen wird ferner der Zeit und innern Ausbildung nach unterschieden das Althochdeutsche, wovon sich noch einige Denkmale aus der Zeit erhalten haben, in welcher das christliche Element in das heidnische eindrang oder doch erst vor Kurzem eingedrungen war; dann das Mittelhochdeutsche in der Zeit des Nibelungenliedes und der Minnesinger; endlich das Neuhochdeutsch seit der Reformation. Für den Zweck des vorliegenden Werkes kam es nur darauf an, das Althochdeutsche näher zu betrachten. Der Verfasser theilt ein reiches Verzeichniß aller der kleineren und größeren Sprachdenkmäler mit, die uns davon erhalten sind. Die ältesten hochdeutschen Dichtungen zeigen noch die Alliteration, wie die altnordischen, ein Beweis, wie allgemein die Alliteration bei den deutschen Stämmen im Gebrauch war. Erst mit dem Christenthum tritt der Reim an die Stelle der Alliteration. Herr von Raumer hätte sich vielleicht etwas mehr auf die Frage einlassen dürfen, wie der Reim diese merkwürdigen Eroberungen machen konnte, da er im Altlateinischen nicht üblich war, also eben so wenig nothwendig der lateinischen Kirche zukam, wie der deutschen.

Von vorzüglicher Wichtigkeit sind die Uebersetzungen der Bibel und die deutschen Glossen zu lateinischen Lehr- und Gesangbüchern, wie sie in den Klosterschulen gebraucht wurden, um die deutsche Jugend in den lateinischen Kultus einzuführen und ihr denselben, sammt der Lehre, verständlich zu machen. Die berühmte gothische Bibelübersetzung des Ulphilas findet, als einem andern Volksstamme angehörig, hier keine Anwendung. Dagegen haben sich Bruchstücke einer althochdeutschen Uebersetzung des Mathäus aus dem 8ten Jahrhundert erhalten, vielleicht Theile einer ganzen Bibelübersetzung. Außerdem sind noch mehr oder weniger spätere Bibelübertragungen ins Hochdeutsche erhalten, und überwiegen dieselben an Zahl so sehr alle andern uns erhaltenen Schriftdenkmale, daß daraus mit Bestimmtheit der Schluß gezogen werden muß, die Bibel sey in jenen ältesten deutschen Klosterschulen die Grundlage alles Unterrichts gewesen. „Unter den übrigen Büchern, die neben der heiligen Schrift in den Klosterschulen hauptsächlich behandelt wurden, nehmen drei bei Weitem die erste Stelle ein. Nämlich die Gedichte des Prudentius, die Canones Apostolorum et Conciliorum und das Buch des Gregorius Magnus vom geistlichen Amte. Diese drei Werke bezeichnen uns die wesentlichsten Richtungen der damaligen theologischen Studien: Prudentius die Liebe zur geistlichen Poesie. Seine Hymnen und die des Ambrosius bildeten mit den übrigen christlichen Lyrikern gewissermaßen das Gesangbuch des mittelalterlichen Klerus. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, wenn die althochdeutsch glossirten Handschriften des Prudentius ihrer Zahl nach unmittelbar auf die Bibel folgen; doch so daß zwischen der Bibel und dem Prudentius immer noch ein sehr weiter Abstand bleibt. Denn von der Bibel haben wir gerade doppelt so viel glossirte Handschriften als vom Prudentius. So unbedingt stand sie im 8ten bis 11ten Jahrhundert an der Spitze der Studien. Jedoch auch vom Prudentius konnten wir volle 21 Handschriften mit Althochdeutschen Glossen aufführen, das heißt ungefähr gerade noch einmal so viele als sich von sämmtlichen römischen Klassikern althochdeutsch glossirt vorfinden."

Wir müssen uns versagen, auf die Untersuchungen einzugehen, in welchen der Verfasser die Namen und Begriffe verfolgt, die Deutschland mit dem Christenthum adoptirt hat. Im Allgemeinen gilt dabei die Regel: In den meisten Fällen suchten die Deutschen vielmehr ein einheimisch deutsches Wort und drückten ihm den christlichen Stempel auf. Namentlich thaten sie dieß mit allen Grundbegriffen des Christenthums, wie die Wörter Glaube, Minne, Sünde u. s. f. beweisen. Fremde Wörter, insbesondere griechische, ließen sie vorzugsweise nur für das Aeußere der kirchlichen Einrichtungen stehen. So die Titel der kirchlichen Beamteten: Bischof, Priester u. dgl.

Indem der Verfasser das Eindringen des christlichen Wesens ins Deutsche bis zu ihrer völligen wechselseitigen Durchdringung verfolgt, erkennt er die Vollendung der letzten in Luthers Bibelübersetzung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 94.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 12. September 1845.

Reisen.

Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Dr. Ludwig Roß. Dritter Band. Mit Lithographien, zwei Karten und mehreren Holzschnitten. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

Herr Professor Roß hat seinen vieljährigen Aufenthalt in Athen auf die für die Wissenschaft fruchtbarste Weise benutzt und Deutschland ist ihm dafür Dank schuldig. Neben dem, was er für die Alterthumskunde, namentlich für die Sammlung und das Verständniß altgriechischer Inschriften geleistet, und was vorzugsweise nur Gelehrte interessiren kann, hat er in dem vorliegenden Reisewerke, dessen frühere Theile wir seiner Zeit besprochen haben, zahlreiche auch das größere Publikum ansprechende und belehrende Notizen gegeben. Sein Buch muß als das Hauptwerk über die griechischen Inseln betrachtet werden.

Im dritten Bande beschreibt er seine Fahrten von 1843 und 1844, schildert mehrere Inseln, von denen früher nie ein Reisender Notiz genommen hatte (Kasos, Karpathos) und gibt von andern, namentlich von der Insel Rhodos, die schätzbarsten Nachrichten. — Er schiffte 1843 zuerst nach der Insel Melos, wo leider alle Alterthümer längst geplündert sind. Noch gegenwärtig lebt daselbst ein Grieche, der Antikenjohann genannt, der ein eigenes Gewerbe daraus macht, die letzten Gräber hier und auch anderwärts (in Kreta) auszugraben und die Funde zu verschachern. Natürlicherweise begnügen sich diese Grabräuber damit, Statuetten, Vasen, Schmuck und Metall abzuführen. Um nähere Beschreibung des Fundorts, Inschriften ꝛc. bekümmert sich Niemand. Die größte Unwissenschaftlichkeit waltet hier, wie bei den systematischen Grabplünderungen in Aegypten. Unter dem, was der Verfasser noch von den vielen reichen Gräbern auf Melos, die man beraubt, erkundete, zeichnet sich folgendes aus: „Die Todten scheinen in den Nischen dieser Höhlen fast immer unverbrannt beigesetzt worden zu seyn. Die Münze im Munde des Todten fehlt fast nie. In den hellenischen Grotten stehen die gemalten Vasen zum Theil auf den Steinplatten, mit welchen die Gräber bedeckt sind, theils hängen sie, wie in den etruskischen Gräbern, an bronzenen oder eisernen Nägeln an der Wand. Die eisernen Nägel sind aber häufig von Rost zerfressen, und die Vasen finden sich in Scherben am Boden. Goldene Schmucksachen, Halsketten, Armbänder, Ohr- und Fingerringe, kommen in den Gräbern beider Epochen vor, der römische Goldschmuck ist aber schlechter gearbeitet und leichter. Glassachen finden sich erst in den römischen Gräbern. In den hellenischen Höhlen fand man früher auch bronzene Helme, hölzerne Schilde mit Bronzeblech überzogen, bronzene Schwerter mit vergoldetem Griff und mit Goldfäden durchwebte Sandalen. Als eins der reichsten Gräber beschrieb mein Führer das oben erwähnte, am Wege vom Hafen nach der Stadt. Man fand darin einen goldenen (?) Helm, fünf Pfund an Gewicht. Den untern Rand bildeten zwei Schlangen, die im Nacken sich bissen; zwei andere Schlangen liefen über den Rücken des Helmes, deren Köpfe auch hinten mit den andern zusammenstießen; den vordern Rand des Helmes zierte ein Basrelief von kampfenden Figuren; oben krönte ihn ein Kamm (λόφος) mit fünf großen Rubinen besetzt. Dieser Helm soll nach Frankreich gewandert seyn. Die Leiche, bei welcher er sich fand, war nach der Angabe meines Berichterstatters die einer Frau; sie hatte auch dicke gewundene Armbänder, deren Enden in Stierköpfe ausliefen, sehr schöne Ohrringe, acht Ringe an den Fingern, und war in ein mit Gold gesticktes Kleid gehüllt. Im Munde soll sie eine Goldmünze von Melos gehabt haben, mit einem Athenenkopfe als Contremarque auf dem Granatapfel.

Eine solche Münze ist freilich nicht bekannt. Dieselbe Höhle enthielt noch acht Gräber, angeblich alle von Frauen, die aber nur mit Ohr- und Fingerringen ausgestattet waren. Auch wurde eine Inschrift gefunden, von der sich Antikenjohann noch folgender Worte zu entsinnen glaubte: *Γλυκερία χαῖρε. — τῆς μνήμης — Ἰωαννίου,* so wie des Verbotes, das Grab zu öffnen." — Merkwürdig sind auch gewisse flache Steine mit eingegrabenen Symbolen, die man in Gräbern gefunden. Auf denselben kommt das Bild einer Ziege mit ungeheuer langen knotigen Hörnern vor. Dieselbe Ziegenart wird noch wild auf Antimelos und im Kaukasus gefunden.

Auf der Insel Thera nimmt Herr Roß Anlaß, sich über die sogenannten kyklopischen Mauern auszusprechen. „Ich stieg hinauf in die Ruinen von Oea, und erfreute mich wieder an dem unvergleichlichen Specimen von polygonischem und rechtwinklichtem Quaderbau in der engsten Verbindung, welches sich hier erhalten hat. Wann werden doch endlich die Archäologen von dem albernen Sprachgebrauch zurückkommen, jeden Winkel Griechenlands und Italiens, wo man es vorgezogen, die unregelmäßig gestalteten Kalksteinblöcke mit geringer Mühe polygonisch zusammenzufügen, statt sie mit großem Verlust an Zeit, Mühe und Material zu rechtwinklichten Quadern zu verarbeiten, so freigebig mit Kyklopen zu bevölkern und dadurch sich und Andern die Begriffe zu verwirren? Die Alten kennen kyklopische Mauern nur in Tiryns und Mykenä, weil diese nach der Ueberlieferung von den Kyklopen erbaut worden waren; aber nie und nirgends ist es ihnen in den Sinn gekommen, mit der Benennung kyklopisch den polygonischen Mauerbau zu bezeichnen. Diese Erfindung war erst unserem kritischen Zeitalter vorbehalten. Als ich im vorjährigen Sommer durch unsere holsteinischen Bauerndörfer fuhr, da habe ich auch in den Fundamenten der Häuser, in den Einfassungsmauern der Höfe manches schöne Probestück sogenannt kyklopischer Bauart bemerkt. Ich fand den Grund dafür in der Natur unserer heimischen Granitblöcke, die beim Zersprengen in unregelmäßige vielseitige Blöcke zerfallen, welche der arglose, aber mit einem guten Augenmaaße begabte Bauer, um sich zwecklose Mühe zu ersparen, polygonisch zusammenfügt, ohne daß er bis jetzt zum Selbstbewußtseyn seines uranfänglichen, vorgeschichtlichen Kyklopenthums gelangt ist, nicht mehr und nicht minder, als die alten Hellenen."

Die Insel Kasos, bisher ganz unbeachtet, zeichnet sich durch ihre tüchtigen Seeleute aus, die noch jetzt die ausgedehnteste Schifffahrt zwischen Syrien und dem Abendlande treiben, die man aber zu benutzen nicht verstanden hat. Die Schiffer sind nicht gelehrt, aber desto besser praktisch gebildet, und nun vernachläßigt man sie, oder will ihnen erst Theorien von der Schifffahrt beibringen. „Ein Floß mit Bauholz aus dem schwarzen Meere, für die Universität in Athen bestimmt, ist erst kürzlich im Peiräeus angelangt, und was die Fahrt nach Afrika und Asien betrifft, so kommen Sie nur getrost ins ägäische Meer; nicht nur jede Brigg oder Goelette von Kasos, nein! jede Schwammfischerbarke von Kalymnos oder Syme wird es gerne übernehmen, Sie während der guten Jahreszeit ohne Kompaß und Seekarte nach den Mündungen des Nils, nach Kyrene, Karthago oder Kolchis zu führen. Die Kasier haben daher guten Grund sich zu beklagen, daß die neuesten hellenischen Gesetzbestimmungen, welche von den Handelskapitänen bereits gewisse theoretische Kenntnisse verlangen, es ihnen fortan fast unmöglich machen, die hellenische Flagge zu nehmen; und von Seiten der griechischen Regierung ist dieß ein großer politischer Fehler. Fast die ganze Handelsmarine der christlichen Unterthanen in der Türkei war in ihren Händen; sie begibt sich dieses Vortheils freiwillig, um sich in blinder Hast auf der Bahn der sogenannten Civilisation zu überstolpern. Der jetzige Pascha von Rhodus, ein einsichtiger Mann, sucht diesen Fehler zu benützen, und erbietet sich den Kasiern, da sie einmal gegen die ottomanische Flagge eine unüberwindliche Abneigung haben, *eine eigene Flagge* zu verleihen, wenn sie nur die griechischen Farben ablegen wollen." — Die Insel Kasos wurde 1824 von den Türken überfallen und grausam darin gewüthet, sie hat sich aber seitdem wieder erholt.

Von der Insel Karpathos theilt Herr Roß schöne Lieder und Sagen mit. Die letztern handeln von den Neraïden, d. h. Nymphen, dasselbe was bei uns die Elfen und Nixen, die schöne Jünglinge verlocken. Hier ein darauf bezügliches Liedchen:

Neuntausend Schafe waren es, neun Brüder, die sie hüten.
Die fünf gehn aus nach einem Kuß, die drei nach Herzensliebe,
Nur Jannis, der blieb ganz allein in Mitten ihrer Schafe.
Er pflegt mit Sorgfalt seine Schaf', er hütet wohl die Heerde.
Es spricht die Mutter stets zu ihm und gibt ihm gute Lehren:
„Hüte Dich, Jannis, hüte Dich, gib Acht, mein guter Jannis:
„Steig' nicht auf einen einzeln Baum, geh nicht ins Thal hinunter,
„Und an dem obern Flusse spiel' mir nicht die Hirtenflöte.

„Daß nicht die Neraiden dort sich von dem Fluß versammeln!"
Doch Jannis, der gab kein Gehör den Reden seiner Mutter.
Er stieg wohl auf den einzeln Baum, er ging ins Thal hinunter.
Und an dem obern Flusse spielt' er auch die Hirtenflöte.
Da kamen dort und schaarten sich die Nymphen von dem Flusse:
„Spiele nur, Jannis, spiele nur, spiel' uns die Hirtenflöte;
„Begehrst Du Gold? da, nimm es Dir! Begehrst Du reiche Perlen?
„Begehrst die Schönste aus dem Reih'n, die Schönste auf der Erden?"
— Kein Gold begehr' ich nicht für mich, auch keine reiche Perlen,
Auch nicht die Schönste aus den Reih'n, die Schönste auf der Erden.
Die Evdokia will ich mir, die gar so lieblich singet,
Die singt am frühen Morgen, daß die Vöglein drob erwachen.

Auf Rhodos stellt der Verfasser Betrachtungen über den berühmten Koloß an und sucht die Stelle zu ermitteln, wo derselbe gestanden haben mag. Als sehr schön schildert Herr Roß die zahlreichen Ritterburgen, welche die Rhodiser Ritter auf der Insel erbaut und die ganz unseren Burgruinen gleichen; eben so die Aussicht vom hohen Gebirge Atabyros.

Von der Insel Chalke wird ein ungemein liebliches Lied mitgetheilt, worin sich die Zärtlichkeit eines Sohnes für seine Mutter ausspricht. Im Begriff zu ertrinken, beschwört er seine Brüder, der Mutter zu sagen, die Nixen hätten ihn entführt und er befinde sich wohl bei einer Frau unter ihnen. Aehnlich lautet auch ein rumeliotisches Lied, doch schon weniger verschleiert:

Und fraget meine Mutter Dich, was denn aus mir geworden,
So sag' ihr nicht, ich sey dahin, ich Aermster sey gestorben;
Sag' nur, ich hab' ein Weib gefreit fern in der öden Fremde:
Die schwarze Erd' hab' ich zum Weib, Felswand zur Schwiegermutter,
Und all' die kleinen Kieselstein' zu lauter Frauenbrüdern.

Auf der Insel Kos erfuhr der Verfasser, welchem bedauernswerthen Schicksal die Griechen noch immer unterworfen sind, die nicht mit dem Königreich vereinigt wurden, sondern unter türkischem Joche blieben. Der daselbst gebietende Bey gestattete ihm nicht, die Insel zu durchreisen, und hatte einen Griechen, der den früheren Reisenden zum Wegweiser gedient, dafür todt prügeln lassen.

Unterwegs empfing der Verfasser die Nachricht von der Revolution in Athen und daß alle Deutschen fort müßten. „So werde ich also, sagt er, nachdem ich eilf Jahre in Griechenland verlebt und fast zehn davon im Staatsdienste zugebracht, in das Land, in welchem ich ein Bürger geworden zu seyn glaubte, als ein flüchtiger verbannter Reisender zurückkehren. Immerhin! es hat mich nicht überrascht. Gott erhalte den König und die Königin! Auf eine Katastrophe war ich gefaßt, seitdem die Schutzmächte das arme Land aus überzärtlicher Fürsorge fast zu erdrücken begonnen; so will ich denn wenigstens noch alle Blüthen mitnehmen, die sich am Wege mir bieten." — Er reiste daher auch noch im nächsten Jahr mit dem berühmten Prokesch nochmals nach Melos, um die christlichen Katakomben daselbst zu besuchen. Den Schluß des Werkes macht eine Untersuchung der neugriechischen Sprache und ihres Verhältnisses zur altgriechischen.

Altdeutsche Dichtkunst.

1) Graf Rudolf von Wilhelm Grimm. Zweite Ausgabe. Göttingen, Dietrich, 1844. Groß 4.

Ein glücklicher Zufall hat gewollt, daß dieses merkwürdige Bruchstück durch einen neuen Fund noch weiter ergänzt worden ist. Herr Grimm erhielt im Jahr 1830 zehn Pergamentblätter mit Strophen eines altdeutschen Gedichts und fand den Inhalt so anziehend und bedeutsam, daß er das Fragment edirte. Ganz vor Kurzem fand Herr Archivar Bolger von Goslar in der Ministerialbibliothek zu Braunschweig vier Pergamentblätter auf alten Bücherdeckeln, die nicht nur weitere Bruchstücke desselben Gedichts enthielten, sondern auch von derselben Hand geschrieben dem nämlichen Koder angehörten. Der Inhalt des Gedichts trat nun viel lichter hervor, als früher.

Das Gedicht gehört dem zwölften Jahrhundert an, aus welchem auch die Handschrift ist. Aus dem Inhalt ergibt sich, daß es erst nach 1148 verfaßt seyn kann, weil es von der Belagerung von Askalon handelt, die in jenes Jahr fällt; daß es aber noch vor dem Jahr 1187 verfaßt seyn muß, weil es noch nichts von dem Verlust der Stadt Jerusalem weiß, der in dieses Jahr fällt.

Der Inhalt ist halb geschichtlich, halb Dichtung. Das Geschichtliche ist entlehnt aus den Kreuzzügen und

von dem berühmten Grafen Robert von Flandern. Wahrscheinlich wohnte der Dichter dem Kreuzzuge bei, denn er ist im heiligen Lande und sonderlich in der Umgegend von Askalon genau orientirt. Ohne Zweifel war er ein Ritter und kein Priester, denn er ist ziemlich frei in der Behandlung der zärtlichen Scenen und stößt sich nicht daran, daß sein Held den Heiden dient. Der Hauptwerth des Gedichts besteht darin, daß es uns die Korruption im weiland Königreich Jerusalem vom deutschen Standpunkt aus beleuchtet, ein treu aus dem Leben gegriffenes Bild. Der junge deutsche Held, Graf Rudolf von Arras, hört von dem Leiden der Christenheit im Morgenlande und rüstet sich mit großer Macht, ins heilige Land zu ziehen. Er hilft Askalon belagern, ohne es erobern zu können, kommt in Verbindung mit Heiden und in Handel mit dem christlichen König von Jerusalem, entflieht diesem und dient den Heiden. Da gewinnt er das Herz der schönen Königstochter von Aleppo (Tochter des Königs Halap), die um seinetwillen ihr väterliches Reich verläßt. Er wird vom König von Jerusalem gefangen und hart mißhandelt, entkommt aber nach Konstantinopel, wo er seine geliebte Prinzessin findet, die sich taufen läßt. Auf der Weiterreise verliert er seinen treuesten Freund durch Räuber. Der Ausgang der Dichtung bleibt unbekannt. Sie ist aber sehr beachtenswerth, weil sie die damaligen Zustände und Stimmungen im heiligen Lande so treu ausdrückt, und alles schlicht und einfach, aber nicht ohne frische Lebendigkeit erzählt.

Herr Grimm weist aus dem Inhalt selbst nach, daß das Gedicht nicht aus der welschen Sprache übersetzt seyn kann, sondern entweder ursprünglich deutsch verfaßt oder doch wenigstens mit größter Freiheit bearbeitet seyn muß. Er weist auf die Bruchstücke eines andern altdeutschen Gedichts, des Crane (Kranichs) hin, welches viele Aehnlichkeit mit dem Grafen Rudolf hat und vermuthet mit Recht, daß der Crane nur eine spätere Bearbeitung des Rudolf, aber nach einer andern Handschrift sey, und daß die viel echteren orientalischen Namen des Crane einer älteren und bessern Handschrift des Rudolf entnommen, die etwas verwelschten Namen in der vorliegenden Handschrift aber nicht die ursprünglichen, sondern entstellt seyen.

2) Drei mittelhochdeutsche Gedichte. Mit erläuternden Anmerkungen von Karl Schädel. Hannover, Hahn, 1845. S. 79.

Aus einer Heidelberger Handschrift und bisher noch nicht edirt. Das erste enthält die bekannte Legende von der über die Gefangenschaft ihres Sohnes trauernden Mutter, die lange vergeblich vor einem Madonnenbilde Hülfe sucht und endlich entrüstet dem Bilde das Christkind aus den Armen reißt, damit auch die himmlische Mutter erfahre, wie einer Mutter zu Muthe ist, der man den Sohn raubt. — Das zweite Gedicht beschreibt, wie die Madonna, während ein frommer Ritter vor ihrem Bilde betet, unterdeß in seiner Gestalt und Rüstung ein Turnier mitmacht und für ihn siegt. Dasselbe wird in einer andern, von Uhland bearbeiteten Legende viel schicklicher vom h. Georg erzählt. Für die Mutter der Liebe schicken sich wohl die Sporen nicht. — Das dritte Gedicht hat wenig poetischen Werth. Einem bösen und bei seinem Volk verhaßten König wird ein kostbarer Stein auf den Hut gesteckt und der Rath ertheilt, denselben überall dem Volke sehen zu lassen, dann werde ihn das Volk lieben. Um nun den Stein auf dem Hut Jedermann sehen zu lassen, muß er sich bücken und durch diese Höflichkeit wird er popular. Wenn es auf weiter nichts ankäme, als auf die äußere Höflichkeit gegen die Straßenbevölkerung, so wäre das Regieren nicht schwer.

3) Lieder und Sprüche der Minnesinger. Mit einer grammatischen Einleitung und sprachlichen Anmerkungen von B. Hüppe. Ein Anhang enthält Taulers Lieder. Münster, Verlag von Regensberg, 1844.

Wie sehr es auch zu wünschen wäre, daß jeder Gebildete die Sprache der Minnesinger verstünde, so ist es doch nicht zu erwarten. Deßhalb nun hätte der Herausgeber vorliegender Sammlung vielleicht besser gethan, die sinnige Auswahl von Sprüchen und Liedern in neuerem Deutsch mitzutheilen, um so mehr, als man von denen, die überhaupt dem Studium der alten Sprache obliegen, voraussetzen darf, sie werden die Originale schon kennen und nicht erst in einer Chrestomathie suchen. Ein weiterer Wunsch, den wir nicht zurückhalten können, ist der, es möchte dem Herausgeber gefallen haben, die Materien, von denen die Sprüche und Lieder handeln, übersichtlich zu ordnen. Das hätte geschehen und dem Sachinhalt die gehörige Rücksicht zugewendet werden können, ohne das Sprachliche zu vernachlässigen. Bei allen solchen Unternehmungen, die bestimmt sind, der altdeutschen Dichtkunst Freunde zu gewinnen, muß man den Anfängern die Ein- und Uebersicht möglichst erleichtern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 95.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 15. September 1845.

Italienische Literatur.

Dante Alighieri's prosaische Schriften mit Ausnahme der vita nuova. Uebersetzt von K. L. Kannegießer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Die vita nuova ist in neuerer Zeit mehrmals übersetzt worden, also war es nicht nöthig, sie wieder zu geben. Dagegen fehlten noch Uebersetzungen der andern prosaischen Werke des göttlichen Dante.

Diese sind erstens il convito, das Gastmahl, welches hier den ganzen ersten Theil einnimmt und einen unvollendet gebliebenen Kommentar zu Dantes Canzonen bildet. Der Dichter erklärt darin, von seiner Untröstlichkeit über den Verlust der schönen Beatrice habe ihn nichts heilen können, als die Philosophie, die er demnach als seine zweite Geliebte behandelt. Beide aber, Beatrice und die himmlische Weisheit, erschien bekanntlich später identificirt in seiner göttlichen Komödie. Dante selbst sagt im dreizehnten Kapitel des ersten Abschnittes des Gastmahls: „Ich blieb zurück von solcher Traurigkeit getroffen, daß kein Trost mir frommte. Jedoch nach einiger Zeit war mein Geist, welcher sich bemühte zu genesen, bedacht, (weil weder ich noch ein Anderer mich zu trösten vermochte) denselben Weg einzuschlagen, den irgend ein anderer Trostloser genommen hatte, um sich zu trösten. Und ich fing an jenes Vielen unbekannte Buch des Boëthius zu lesen, in welchem ein Gefangener und Verbannter sich getröstet hatte. Und da ich überdieß hörte, daß Tullius ein anderes geschrieben, ein Buch, in welchem er, von der Freundschaft handelnd, Worte des Trostes habe einfließen lassen für den Lälius, einen vortrefflichen Mann, bei dem Tode seines Freundes Scipio, machte ich mich daran, dieses zu lesen. Und obgleich es mir zuerst hart ankam, in ihren Sinn einzudringen, drang ich doch zuletzt insoweit ein, als es die Kunst der Grammatik, welche ich besaß, und meine geringe Geistesfähigkeit es zu thun vermochte, durch welche Fähigkeit ich Vieles, gleichsam wie im Traum, schon gesehen hatte, wie man dieß in dem neuen Leben sehen kann. Und wie es zu geschehen pflegt, daß ein Mensch Silber suchen geht, und wider seine Absicht Gold findet, das eine verborgene Ursach ihm darbietet, wohl nicht ohne göttlichen Befehl; so fand ich, der ich mich zu trösten suchte, nicht bloß ein Heilmittel für meine Thränen, sondern auch Worte der Verfasser und der Wissenschaften und der Bücher, bei deren Betrachtung ich leicht das Urtheil fällte, daß die Philosophie, welche die Herrin dieser Verfasser, dieser Wissenschaften und dieser Bücher war, etwas höchst Wichtiges sey. Und ich dachte sie mir als eine edle Frau, und konnte sie mir nicht in einer andern Verfassung denken als in einer mitleidigen, weßhalb der Sinn für Wahrheit sie so gern anschaute, daß ich ihn kaum von ihr abwenden konnte."

Allein das Bild der schönen Frau löst sich dem Dichter wieder auf in einem Bild der ganzen Welt. Er vergleicht die Wissenschaft dem Universum und ihre einzelnen Disciplinen den Sphären. Denn im 14ten Kapitel fährt er fort: „Ich sage, daß ich unter dem Himmel verstehe die Wissenschaft, und unter den Himmeln die Wissenschaften, wegen drei Aehnlichkeiten, welche die Himmel mit den Wissenschaften haben, hauptsächlich wegen der Ordnung und der Zahl, worin sie übereinzukommen scheinen, sowie man sehen wird bei der Betrachtung jenes Wortes, nämlich des Dritten. Die erste Aehnlichkeit ist die Umdrehung des einen und des andern um ein rücksichtlich ihrer Unbewegliches. Denn jeder bewegliche Himmel bewegt sich um seinen Mittelpunkt, der in Betreff seiner Bewegung sich nicht bewegt; und so bewegt sich jede Wissenschaft um ihren Gegenstand, den sie nicht bewegt; denn keine Wissenschaft beweist den ihr

eigenen Gegenstand, sondern setzt ihn voraus. Die zweite Aehnlichkeit ist, daß der eine und der andere erleuchtet. Denn jeder Himmel erleuchtet die sichtbaren Dinge; und so erleuchtet jede Wissenschaft die denkmäßigen. Und die dritte Aehnlichkeit ist, daß sie Vollkommenheit bringen in die vorliegenden Dinge." Es gibt aber zehn himmlische Sphären. „Das sind die uns nächsten sieben Himmel die der Planeten; dann sind zwei Himmel über diesen beweglichen und Ein ruhiger über allen. Den ersten sieben entsprechen die sieben Wissenschaften des Triviums und Quadriviums, nämlich die Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astrologie. Der achten Sphäre, das heißt der gestirnten, entspricht die Naturwissenschaft, welche Physik genannt wird, und die erste Wissenschaft, welche Metaphysik genannt wird; und der neunten Sphäre entspricht die Moralwissenschaft; und dem ruhigen Himmel entspricht die göttliche Wissenschaft, welche Theologie heißt. Und der Grund, warum dieß sey, ist kurz zu betrachten. Ich sage, daß der Himmel des Mondes der Grammatik ähnlich ist, weßhalb er mit ihr verglichen werden kann; denn wenn der Mond wohl betrachtet wird, so sind zwei eigenthümliche Dinge in ihm zu erblicken, welche in den andern Sternen nicht erblickt werden: das Eine ist der Schatten, der in ihm ist, welcher nichts Anderes ist als die Dünnheit seines Körpers, woran die Strahlen der Sonne nicht haften und nicht zurückgeworfen werden können wie an den andern Theilen; das Andere ist der Wechsel seiner Erleuchtung, denn jetzt leuchtet er von der einen Seite, und jetzt leuchtet er von der andern, jenachdem ihn die Sonne beschaut. Und diese beiden Eigenheiten hat die Grammatik; denn wegen ihrer Unendlichkeit haften die Strahlen der Vernunft in ihr zum Theil nicht, insbesondere der Ausdrücke; und sie leuchtet bald hier, bald dort, insofern gewisse Ausdrücke, gewisse Beugungen, gewisse Satzverbindungen in Gebrauch sind, welche es sonst nicht waren, und viele waren es schon, die es auch seyn werden; wie Horaz im Anfang der Dichtkunst sagt, wenn er sagt: „Viele Wörter werden wieder entstehen, welche schon untergingen." Und den Himmel des Merkur kann man mit der Dialektik vergleichen wegen zwei Eigenheiten; denn Merkur ist der kleinste Stern des Himmels, denn die Stärke seines Durchmessers beträgt nicht mehr als zweihundertzweiunddreißig Meilen, wie Alferganus bestimmt, denn er sagt, daß er betrage einen von den achtundzwanzig Theilen des Durchmessers der Erde, welcher sechstausend fünfhundert Meilen beträgt; die andere Eigenheit ist die, daß er mehr eingehüllt geht von den Strahlen der Sonne als irgend ein anderer Stern. Und diese beiden Eigenheiten finden sich in der Dialektik; denn die Dialektik ist kleiner dem Körper nach als irgend eine andere Wissenschaft; denn sie ist vollkommen zusammengetragen und begrenzt in jenem Textumfang, der sich in der alten Kunst und in der neuen findet; und sie geht mehr verhüllt als irgend eine Wissenschaft, insofern sie mit mehr sophistischen und wahrscheinlichen Gründen fortschreitet als eine andere. Und den Himmel der Venus kann man mit der Rhetorik vergleichen wegen zwei Eigenheiten; die eine ist die Klarheit ihres Anblicks, der der lieblichste zu sehen ist; mehr als ein anderer Stern; die andere ist ihre Erscheinung, bald früh, bald spät Abends. Und diese beiden Eigenheiten sind in der Rhetorik; denn die Rhetorik ist die lieblichste von allen Wissenschaften, denn das beabsichtigt sie hauptsächlich. Sie erscheint früh, wenn der Redner vor den Augen des Hörers spricht: sie erscheint spät, das heißt, rückwärts, wenn der Buchstabe von entfernter Seite her durch den Redner gesprochen wird." Das mag genug seyn, die Methode Dantes zu charakterisiren. Die Vergleichung der übrigen Sphären mit den entsprechenden Wissenschaften mag man im Buche selber nachlesen.

Bleibt dieser Kommentar immer nur ein geistreiches Spiel, welches die dichterische Phantasie mit der scholastischen Dialektik der Zeit getrieben, so ist dagegen die kleine Schrift über die Monarchie, womit der zweite Band beginnt, ein höchst bedeutungsvolles politisches Aktenstück. Das ist nämlich die Schrift, worin Dante zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts im ghibellinischen Sinn die Rechte des deutschen Kaisers gegenüber von Rom, und überhaupt die Rechte der Staatsgewalt gegenüber der Kirche vertrat. Nicht als ob er die Kirche nicht geehrt hätte. Im Gegentheil, er ist ein sehr guter Katholik und in das Mysterium tief eingedrungen, so daß sich unsere modernen Rationalisten in der That lächerlich machen, wenn sie ihn gleichsam als ihren Herzensbruder und Mitkämpfer gegen Rom ansehen. Dante ist aber gerade deßhalb ein um so gewichtigerer Gegner kirchlicher Anmaßungen, weil er die kirchlichen Rechte nie verkennt. Nur das Uebermaaß der Kirchengewalt, nur ihr unbescheidenes Eindrängen in weltliche Geschäfte, ihre widerchristliche Tyrannei und Habgier ist es, die er bekämpft, nicht ihr heiliger Urgrund, nicht ihr gutes Recht. Als Dante auftrat, war es der päpstlich-französischen Partei unlängst gelungen, das edle Haus der Hohenstaufen zu stürzen, die Einheit deutscher Nation zu brechen, die ehrwürdige deutsche Kaiserkrone zum Spielball eigennütziger Ränke und zu einem Preise zu machen, den zu ertheilen allein der Papst sich anmaßte und den er allemal nur dem ertheilte, der seiner am wenigsten würdig war. Denn es mußte im Interesse der päpstlich-französischen Politik liegen, nie mehr einen

tüchtigen deutschen Kaiser aufkommen zu lassen; wem daher der Papst die deutsche Krone zukommen ließ, der war ihm verkauft, wie Otto IV., Wilhelm von Holland, Alfons, Rudolf von Habsburg, Adolf, Albert ihm alle verkauft waren. Erst Heinrich VII. war wieder ein Mann, der es wagte, das schmähliche Joch des französischen Papstes vom Nacken der deutschen Nation abzuwälzen, und den Frieden und Segen der Völker wiederherzustellen. Durch die Ränke und Bestechungen nämlich, deren der Guelfinismus bedurfte, um die Hohenstaufen zu stürzen und die Ghibellinen zu entkräften, war überall Zuchtlosigkeit eingerissen. Der Kaiser war zu schwach, die Ordnung herzustellen, der Papst aber mußte seinen guten Freunden durch die Finger sehen. Diesen kläglichen Zustand faßte nun Dante ins Auge, indem er seine Hoffnung auf den gnadenreichen Arrigo unsern edlen Kaiser Heinrich setzte, der als Hirt der Völker die Wölfe vertreiben und den Frieden herstellen sollte. Heinrich kam nach Italien. Dante begrüßte ihn in glühenden Briefen voll der schönsten, leider unerfüllt gebliebenen Hoffnung, und schrieb, um die damals bestrittenen Rechte des Kaisers klar zu machen, das Buch de monarchia. Es war seit Innocenz III. üblich geworden, die Kaisergewalt mit dem Monde zu vergleichen, die päpstliche dagegen mit der Sonne. Der Kaiser sollte demnach alle seine Gewalt nur vom Papste entlehnen, wie der Mond sein Licht von der Sonne, woraus die guelfische Partei eine unbedingte Unterwürfigkeit des Kaisers unter den Papst folgerte. Dagegen bewies nun Dante, wie ungeistlich und unchristlich ein solches weltliches Regiment des Papstes sey, und wie wenig es sich historisch und rationell begründen lasse.

Unter andern sagt er: „Daß das Ansehen der Kirche nicht der Grund des kaiserlichen Ansehens ist, läßt sich so beweisen: Dasjenige, bei dessen Nichtvorhandenseyn oder Nichtwirksamseyn ein Anderes seine ganze Kraft hat, ist nicht die Ursache jener Kraft: das Kaiserthum hatte aber während des Nichtvorhandenseyns oder Nichtwirksamseyns der Kirche seine ganze Kraft: also ist die Kirche nicht die Ursache der Kraft des Kaiserthums, und folglich auch nicht des Ansehens desselben, weil Kraft und Ansehen gleichbedeutend sind. Es sey die Kirche a, das Kaiserthum b, das Ansehen oder die Kraft des Kaiserthums c. Wenn nun, ohne daß a da ist, c in b ist, so kann a unmöglich die Ursache seyn, daß c in b ist, weil es unmöglich ist, daß die Wirkung der Ursache eines Seyns vorangehe. — Ferner, wenn die Kirche die Kraft hätte, den römischen Kaiser zu bevollmächtigen, so hätte sie diese entweder von Gott, oder von sich selbst, oder von irgend einem Herrscher, oder von der allgemeinen Zustimmung der Menschen, oder wenigstens von den vornehmsten derselben. Ein anderer Ausweg bleibt nicht übrig, auf welchem diese Kraft der Kirche zufließen sollte. Aber sie hat sie von keinem der Angeführten: folglich hat sie die erwähnte Kraft nicht. Und daß dieß so ist, erhellt aus Folgendem. Denn wenn sie sie von Gott empfangen hätte, so wäre dieß geschehen entweder durch ein göttliches oder durch ein natürliches Recht. Was man von der Natur empfängt, das verändert sich nicht. Aber es ist nicht durch ein natürliches Gesetz geschehen; denn die Natur legt ein Gesetz nicht anders auf, als durch die Wirkungen, da Gott nicht unvermögend seyn kann, wo er ohne vermittelnde Kräfte etwas ins Daseyn ruft. Da nun die Kirche nicht eine Wirkung der Natur ist, sondern Gottes, welcher spricht: „Auf diesem Fels werde ich meine Kirche erbauen" — und an einem andern Ort: „Ich habe das Werk vollendet, das du mir gegeben hast, damit ich es thue:" so ist offenbar, daß ihr die Natur das Gesetz nicht gegeben hat. Aber auch nicht durch göttliches Gesetz; denn alle göttlichen Gesetze sind enthalten im Schooße der beiden Bunde oder Testamente, in welchem Schooße ich aber nicht finden kann, daß die Sorge für das Zeitliche dem ersten oder letzten Priesterthume anvertraut sey. Vielmehr finde ich, daß die ersten Priester von der weltlichen Macht auf Befehl abgesetzt sind, wie aus dem erhellt, was Gott zu Moses: und die Priester der letzten Zeit aus dem, was Christus zu den Jüngern sagte. Nun ist es nicht möglich, daß ihnen diese Sorge genommen sey, wenn das Ansehen der weltlichen Herrschaft ein Ausfluß des Priesterthums wäre, da die Sorge der Obwaltung wenigstens in der Bevollmächtigung läge, und sodann auch die fortwährende Sicherstellung, daß der Bevollmächtigte nicht von dem rechten Pfade abweiche. Daß sie diese Kraft nicht aber von sich selbst erhalten hat, erhellt auf diese Weise: Man kann nicht geben, was man nicht hat. Nun muß alles Wirkende in seiner Wirksamkeit so Etwas seyn, was das Wirken beabsichtigt, wie dieß die Schriften über das einfache Wesen ausweisen. Aber es versteht sich, daß, wenn die Kirche sich diese Kraft gab, sie dieselbe nicht eher hatte, als bis sie sich dieselbe gab. Und so hätte sie sich Etwas gegeben, was sie nicht hatte, was unmöglich ist. Daß sie diese aber nicht von einem Herrscher empfing, ist aus dem vorher Bewiesenen deutlich. Daß sie ihr endlich nicht durch die Zusammenstimmung aller oder der vornehmsten Menschen zu Theil wurde, bezweifelt wohl Niemand, da nicht nur alle Asiaten und Afrikaner, sondern auch der größere Theil der Bewohner Europas dem widerstrebt. Denn es ist widerlich, die sonnenklarsten Dinge noch zu beweisen."

Sehr merkwürdig ist das Zurückgreifen auf die

„Zusammenstimmung der Menschen," worin der dunkle Begriff der Volkssouverainität vorschlägt. An einem andern Orte derselben Schrift faßt Dante denselben Gedanken wieder anders, indem er sagt, die Gerichtsbarkeit war eher da, als der Kaiser, dem sie nur anvertraut wurde; der Kaiser konnte nun von dieser Gerichtsbarkeit der Kirche nicht willkürlich irgend etwas abtreten, oder hätte er es thun wollen, so hätte er sein eigenes Recht überschritten. — Uebrigens versteht es sich von selbst, daß der Schrift auch Gründe wie folgender nicht fehlen, die weniger scharfsinnig, allen Zeitgenossen desto verständlicher seyn mußten. „Die Form der Kirche aber ist nichts Anderes als das Leben Christi, das sich sowohl in seinen Reden als in seinen Handlungen darstellt. Denn sein Leben war das Vorbild und Muster der streitenden Kirche, besonders der Hirten, und zumal des Oberhirten, dessen Pflicht es ist, die Schafe und Lämmer zu weiden. Daher sagt er selbst, indem er in Johannes die Form seines Lebens zurückließ: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit, gleichwie ich euch gethan habe, auch ihr thuet." Und insbesondere zum Petrus sagte er, als er ihm das Amt des Hirten anvertraute, wie wir in ihm denselben haben: „Petrus, folge mir!" Aber Christus wies eine Herrschaft dieser Art, als er vor Pilatus stand, von sich. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Es folgen nun noch wenige, aber sehr interessante Briefe Dantes, worin sein Ghibellinismus wieder mit größter Energie hervortritt. Unter andern fragt er seine päpstlich gesinnten Gegner, warum sie denn, wenn sie doch das weltliche Reich zerreißen und in lauter Immunitäten zerfallen lassen wollten, nicht auch das geistliche Reich in Sekten und kleine unabhängige Kirchen zerreißen? (S. 182). Bekanntlich wurde Dante als treuer Ghibelline von seinen guelfischen Landsleuten aus Florenz vertrieben und brachte lange Jahre in der Verbannung zu. Als die guelfische Partei dem Verbannten endlich erlauben wollte, unter entehrenden Bedingungen zurückzukommen, schrieb Dante an einen Florentiner Geistlichen, der ihm die Mittheilung machte: „Aus Eurem mit schuldiger Ehrfurcht und Zuneigung empfangenen Briefe habe ich dankbar und mit fleißiger Ueberlegung ersehen, wie sehr Euch meine Wiedereinbürgerung in der Vaterstadt am Herzen liegt, und Ihr verpflichtet mich dadurch um so mehr, je seltener es Verbannten widerfährt, Freunde zu finden. Indem ich nun auf den Inhalt Antwort gebe, bitte ich inständig, daß, falls sie nicht so ausfiele, wie die Kleinmüthigkeit gewisser Leute es wünscht, Ihr sie auf die Wagschale Eurer Weisheit legen möget, bevor Ihr sie richtet. — Das ist es also, was mir in den Briefen Eures und meines Neffen, sowie anderer Freunde hinsichtlich der vor Kurzem in Florenz angeordneten Verzeihung der Verbannten mitgetheilt wird, daß, wenn ich eine gewisse Geldsumme zahlen und den Schimpf der Darstellung leiden wolle, ich Verzeihung erlangen und sogleich zurückkehren könnte! — In diesem Vorschlag, mein Vater, sind jedoch zwei Dinge lächerlich und übel gerathen. Ich sage übelgerathen von Jenen, welche sie geschrieben haben; denn Euer Brief, der verständiger und bedächtiger verfaßt ist, enthält nichts von solcherlei Dingen. — Ist das der Ruhm, mit welchem man Dante Alighieri in das Vaterland zurückruft, nachdem er fast drei Lustra die Verbannung ertragen hat? Auf solche Weise belohnt man seine Unschuld, die Niemand mehr verkennt? Auf solche Weise den Schweiß und die Arbeit, welche er auf Gelehrsamkeit verwandt hat? Fern sey von einem mit der Philosophie vertrauten Manne die unbesonnene Demüthigung eines irdischgesinnten Herzens, daß er nach Art eines Ciolo und anderer Ehrlosen, gleichsam in Banden, es ertrüge sich zu stellen! Fern sey es von einem Manne, der die Gerechtigkeit predigt, daß er, der Beleidigte, seinen Beleidigern, als wären es seine Wohlthäter, Geld zahle! — Das ist nicht der Weg, mein Vater, ins Vaterland zurückzukehren. Aber wenn von Euch oder von Andern ein anderer Weg aufgefunden wird, der dem Rufe Dantes, der seiner Ehre nicht nachtheilig ist: so werde ich nicht säumen, ihn zu betreten. Wenn man nicht auf einem ehrenvollen Wege in Florenz eingehen kann, so werde ich nie wieder in Florenz eingehen. Und warum nicht? Werde ich nicht die Spiegel der Sonne und der Gestirne überall erblicken? Werde ich nicht überall unter dem Himmel den edelsten Wahrheiten nachforschen können, ohne daß ich mich ehrlos und sogar schmachbeladen wieder darbiete dem Volke und der Stadt von Florenz? — Und auch Brod, hoffe ich, wird mir nicht fehlen."

Länder- und Völkerkunde.

Morgenland und Abendland. Bilder vom Verfasser der Carlons. Zweite Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1845.

Wir haben diese ausgezeichnete Reiseschilderung, bei deren Lektüre die reichsten und lebendigsten Bilder von der Donau, der Türkei, Griechenland, Aegypten, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien und Portugal unserm Auge vorübergehen, schon in der ersten Auflage angelegentlich empfohlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 96.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 19. September 1845.

Deutsche Geschichte.

1) **Regesta imperii.** Die Regesten des Kaiserreichs von 1246—1313. Neu bearbeitet von J. Fr. Böhmer. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1844. 4.

Mit unermüdlichem Fleiße fährt der Herausgeber fort, die Urkunden unserer ältern Reichsgeschichte zu sammeln, zu sichten, zu ordnen und zur klaren Uebersicht zu bringen; wodurch er der vaterländischen Geschichtsforschung einen außerordentlichen Dienst leistet. Denn nur die authentischen Urkunden sind der Maaßstab, an denen man die Wahrheit dessen abmessen kann, was die Chroniken und Annalen berichten.

In der Reihenfolge der bereits von Herrn Böhmer edirten Regesten vermissen wir noch die der Hohenstaufen. Er verspricht, sie später zu liefern. Hier erhalten wir alle Urkunden der Gegenkönige Friedrichs II. und Konrads IV., dann des Habsburger Rudolf, des Nassauer Adolf, Albrechts I. und Heinrichs VII., woran sich noch Urkunden der Päpste und Fürsten, überhaupt eine Menge Urkunden der Zeit anschließen, welche Reichsangelegenheiten betreffen. Herr Böhmer hat diese außerordentlich reiche Sammlung zum Gebrauch für die Geschichtsfreunde möglichst bequem eingerichtet, indem er nicht nur von jeder Urkunde außer dem genauen Datum und Ursprungsort auch den Inhalt kurz angibt, ferner bei allen wichtigeren Begebenheiten die Urkunden mit den anderweitigen Geschichtsquellen vergleicht und endlich der Geschichte jedes Kaisers eine kleine aber gut orientirende Einleitung vorangeben läßt.

Sehr zeitgemäß ist, was der Verfasser in der Vorrede über den Mangel päpstlicher Regesten sagt. Die Kanzleibücher des h. Stuhls existiren noch vollständig vom 1198 an, während die der Kaiser mühsam aus den einzelnen Erlassen hergestellt werden müssen. Aber jene päpstlichen Urkunden sind nur sehr unvollständig bekannt. So weit sie Deutschland betreffen, wäre ihre Sammlung und Herausgabe äußerst wünschenswerth und wichtig. Herr Böhmer hat schon früher bemerkt, das wäre eine würdige Aufgabe für ein gelehrtes Benediktinerstift. Doch ist bis jetzt sein frommer Wunsch unerfüllt, seine Mahnung unbefolgt geblieben.

2) **Fontes rerum Germanicarum.** Geschichtsquellen Deutschlands, herausgegeben von Demselben. Zweiter Band. **Hermanus Altahensis** und andere Geschichtsquellen Deutschlands im 13ten Jahrhundert. Daselbst 1845. 8.

Fünf und zwanzig Chroniken, Annalen und Regesten, theils vollständig, theils im Auszuge. Darunter waren bisher ungedruckt: „Die Speierer und Wormser Annalen, mehrere wichtige Wormser Urkunden, ein Theil der Chronik der Erzbischöfe von Cöln, die Aldersbacher Fortsetzung des Martinus Polonus, einiges von Burkard von Halle und Diether von Helmstadt. In Deutschland noch nie gedruckt waren: die Stücke aus Reiner, aus Melis Stoke und aus Thomas Wikes. Aus Handschriften wurden zum Theil wesentlich berichtigt und ergänzt: die Colmarer Ueberlieferungen, Gotfrid von Cöln, Hermann und Eberhard von Nieder-Altaich. Nur erst einmal gedruckt und theilweise so selten wie Handschriften waren: Gotfrid von Ensmingen, die Erfurter Chronik und Cunrad von Sindelfingen. Zum erstenmal als das was sie sind erkannt erscheinen die Straßburger Annalen. Außer den Colmarer Annalen, aus welchen ich Naturbeobachtungen und einiges andere ohne geschichtlichen Gehalt hinwegließ,

sind sechs Stücke nicht vollständig mitgetheilt. Was bei Gotfrid von Cöln die Kreuzzüge und die südfranzösischen Ketzerkriege, was bei Reiner von Lüttich die niederländische Particulargeschichte betrifft, dann was in beiden vor das Jahr 1198 fällt, ließ ich weg; so gelang es auf weniger als vier Bogen zusammen zu drängen, was diese Chronisten für die Reichsgeschichte der ersten vierzig und dreißig Jahre des dreizehnten Jahrhunderts enthalten. Aus Melis Stoke, aus Johann Beka, aus Thomas Wikes entnahm ich ebenfalls nur, was sich auf die allgemeine Reichsgeschichte bezieht, aus Martinus Polonus nur dasjenige, was für diese Quelle ist. Eine vollständige Mittheilung dieser Geschichtschreiber hätte eine Mehrzahl von Banden erfordert, und dasjenige was für die betreffende Periode, deren Geschichte mit ihrer Hülfe zum Theil erst noch geschaffen werden muß, wirklich von Werth ist, der Benutzung doch nicht so bequem gelegt als diese ausgehobenen Stücke nun sind." — Auch dieses reichhaltige Werk, auf dessen nähern Inhalt wir hier nicht eingehen können, vermehrt die vielen Verdienste des Verfassers um deutsche Geschichte.

3) **Scriptores rerum germanicarum in usum scholarum ex monumentis germ. hist. reduci fecit G. H. Pertzius. I. Einhardi Annales. II. Einhardi vita Caroli M. Hannoverae, Hahn, 1845.**

Aus der berühmten großen Quellensammlung von Pertz ausgezogene für die deutsche Geschichte besonders wichtige Annalen zum Schulgebrauch edirt. Vorerst die zwei Schriften Einhards, gewöhnlich Eginhard genannt, durch seine sagenhafte Verbindung mit der schönen Kaiserstochter Emma allgemein bekannt. Dann sollen noch folgen: Nithards Geschichten, Ruotgers Leben Brunos von Köln, Liutprands, Widuchinds, Richers Geschichtsbücher, Lamberts Hersfelder Annalen und Brunos Sachsenkrieg. — Gewiß ein dankenswerthes Unternehmen, nicht bloß für Schulen, sondern auch für weniger bemittelte Gelehrte, denen auf wohlfeile Art die wichtigsten deutschen Annalen in die Hände gespielt werden. Auf Schulen wird zwar der klassische Geist sich stets gegen die Einführung von Büchern, die im mittelalterlichen Latein geschrieben sind, sträuben; doch wäre es gewiß gut, wenn man auch solche Bücher des Inhalts wegen und ganz abgesehen von der Sprache läse. Man darf wohl behaupten, daß man unsere Schüler auf Gymnasien zu wenig lesen läßt. Indem sie einige wenige Klassiker, zum Theil aus diesen nur wenige Kapitel gründlich durchnehmen, bleibt ihnen alles Andere verborgen. Es wäre aber, wie zur sachlichen Orientirung, so auch zur Uebung in geläufiger Lektüre wünschenswerth, wenn man sie überhaupt mehr Autoren, wenn auch schnell durchlesen ließe.

4) **Kern und Uebersicht der Taschenbücher für vaterländische Geschichte, herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr, 1845.**

Herr von Hormayr hat viel mehr für Geschichte geleistet, als die Welt weiß oder wissen will. Sein Fleiß ist kolossal zu nennen. Nur das, was er in seinen berühmten Taschenbüchern vom Jahr 1802 an zusammengetragen hat, umfaßt ein ungeheures Material aus fast allen Perioden der deutschen, namentlich österreichischen Geschichte. Das ist aber nur ein kleiner Theil des Ganzen, was Herr von Hormayr sonst noch an geschichtlichen Urkunden, kleinen und großen Mittheilungen aller Art, großen Geschichtswerken, Biographien, periodischen Sammlungen rc. zu Tage gefördert hat. Kein Historiker Deutschlands, vielleicht der Welt, übertrifft ihn an Fülle des mitgetheilten Stoffes, wenn auch die Methode der Verarbeitung und die ihn dabei leitenden politischen Prinzipe im Verlauf der Zeiten gewechselt haben. In vorliegender kleinen Brochüre wird eine Uebersicht des in den Taschenbüchern Geleisteten mit einem kurzen Lebensabriß des Freiherrn von Hormayr verbunden.

Jene Taschenbücher — die wir in unsern Blättern immer mit gebührendem Lobe angezeigt haben — enthalten bekanntlich nicht nur wichtige Urkunden, bisher ungedruckte Denkschriften und Relationen, Abhandlungen über einzelne bedeutende Ereignisse, Biographien, besonders eine fortlaufende Ahnentafel großer alter Geschlechter, sondern auch eine ausgezeichnete Fülle von Sittenzügen, Anekdoten, Volkssagen und Legenden. Es wäre zu wünschen, daß Herr von Hormayr für einen Wiederabdruck der ältern Taschenbücher sorgte, die äußerst selten geworden sind.

5) **Lebensbeschreibung des Erzbischofs Ansgar, kritisch bearbeitet von Dr. Klippel. Bremen, Geisler, 1845.**

Eine tüchtige Arbeit. Der Apostel des Nordens, der Gründer von Hamburg und erster Bekehrer Dänemarks und Schwedens hätte schon längst verdient, aus dem Dunkel der Vorzeit in ein helles Licht gezogen zu werden. Obgleich er nicht wie Bonifacius den Märtyrertod starb, so war doch sein ganzes langes Leben ein Martyrium, denn er hatte nicht nur mit dem Trotze

der Heiden, sondern auch mit dem Neide christlicher Amtsbrüder, namentlich des Bremer Bischofs zu kämpfen, sah seine Schöpfungen mehr als einmal vernichtet und mußte getrost die schwere Arbeit von vorn beginnen. Er gehört zu den Männern, an denen Gott sey Dank unsere Geschichte nicht ganz arm ist, die mit geringen Mitteln unter großen Gefahren durch Charakterfestigkeit das unmöglich Scheinende endlich doch durchgesetzt.

6) Geschichte des deutschen Reichs unter Conrad dem Dritten von Philipp Joffé. Hannover, Hahn, 1845.

Eine sehr fleißige und gründliche Arbeit, durch die in mehreren Punkten das Werk von Gervais über Kaiser Lothar berichtigt wird. Unter andern wird dargethan, daß Conrad keineswegs, wie Gervais Seite 439 behauptet, bei seiner Thronbesteigung auf Italien für immer Verzicht geleistet habe. Der Ungrund dieser Angabe ergibt sich schon daraus, daß eine Menge Urkunden in italienischen Städten vorhanden sind, aus denen Conrads Oberherrlichkeit erhellt, und daß der Papst mit Conrad immer in gutem Einvernehmen blieb, was gewiß nicht geschehen wäre, wenn Conrad, einem Vertrage zuwider, Einfluß in Italien gesucht hätte.

Das Wohlwollen des Papstes gegen die Hohenstaufen in jener Zeit beruhte auf eigenthümlichen Verhältnissen. Die päpstliche Politik gegen das deutsche Reich ist sich durch alle Jahrhunderte gleich geblieben, richtete sich aber immer nach den Umständen. Nachdem Karl der Große das Reich gegründet, war es das angelegentlichste Streben der Kurie, es wieder aufzulösen in einzelne kleinere Staaten, weil die Kurie leichter über verschiedene Nationen und kleine Könige zu herrschen hoffen konnte, als über den Herrscher eines einigen großen Reichs. Daher die Theilung des Reichs durch den Vertrag von Verdun und das Emporkommen neuer Dynastien so sehr von den Päpsten begünstigt wurde. Unter diesen Umständen mußten die Karolinger in Verfall gerathen. Frankreich, Burgund, Italien fielen vom Reiche ab. Die neu aufkommende sächsische Dynastie mußte sich schon dem Papst befreunden, um dem deutschen Reiche wieder mehr Ansehen zu geben. Als aber dieses Haus mit dem frommen, und der Geistlichkeit blind ergebenen Heinrich II. ausgestorben war, und das fränkisch-salische Geschlecht, welches ihm auf dem Kaiserthron folgt, die geistliche Bevormundung nicht mehr dulden wollte, entzündete sich jener furchtbare Kampf zwischen der kaiserlichen und päpstlichen Gewalt, in welchem die letztere endlich siegte und das salische Haus unterging. Nun folgte abermals eine sächsische Dynastie und zwar dieselbe, deren sich der Papst bedient hatte, um die Salier zu stürzen. Aber diese neue sächsische Dynastie erbte nicht in männlicher Linie fort, sondern in weiblicher, und der Erbe, Heinrich der Stolze von Bayern, der sich im Besitz der zwei großen Herzogthümer Bayern und Sachsen befand, benahm sich so trotzig gegen den Papst, daß er diesem gefährlich schien. Es war nun, wie immer, die päpstliche Politik, dem Kaiser oder der kaiserlichen Dynastie, die sich ihren Zwecken nicht fügen wollte, einen Gegenkaiser oder eine andere Dynastie entgegenzusetzen und zwar immer eine neuere, noch wenig bedeutende, die erst durch den Papst etwas werden und demselben daher zu Dank und Abhängigkeit verpflichtet seyn sollte. So geschah es auch dießmal. Obgleich der stolze Heinrich bisher der päpstlichen Partei angehört hatte und die Hohenstaufen im Gegentheil den Saliern treu gedient hatten, wurden doch jetzt die letzteren vom Papste begünstigt, weil sie ihm dienen mußten, die allzugroß angewachsene Macht jenes bayrisch-sächsischen (welfischen) Hauses zu brechen. Es sollte nie ein übermächtiges Haus in Deutschland geben, wenn und so lange es nicht (wie später das habsburgische) dem Papst hinreichende Garantien darbot. Also kamen unerwartet die Hohenstaufen mit päpstlicher Zustimmung auf den Thron, der stolze Heinrich wurde gedemüthigt und verlor Bayern, so daß seine Macht gebrochen war. Nun sollten aber die Hohenstaufen selbst nicht etwa mächtig werden. Deßhalb wurde der neue vom h. Bernhard gepredigte Kreuzzug benutzt. Man denke sich, der Kaiser selbst und sein kräftiger Neffe (der nachmalige Kaiser Friedrich Barbarossa) mußten den Kreuzzug mitmachen, während von allen Hohenstaufen nur noch ein Greis (Friedrichs einäugiger Vater Friedrich) und ein Kind (Heinrich, Conrads Sohn) im Lande blieb. Der greise Friedrich starb vor Gram, als er hörte, wie man die Staufen aus dem Reich entfernen wolle und beschwor seinen Sohn zu bleiben. Doch er wurde nicht mehr beachtet. Während nun Conrad und Friedrich im Morgenlande waren, kam der Papst selbst nach Deutschland, um seine Autorität über den jungen Heinrich und über die deutschen Bischöfe geltend zu machen. Die Helden entfernt, die Weiber und Kinder im Lande von Priestern regiert, das war das Ideal jener Politik. Und glücklich für die Hohenstaufen, wenn sie damals schon im Orient zu Grunde gegangen, wenn sie nie zurückgekehrt wären, um die deutsche Nationalehre und das Nationalglück gegen jene welsche Politik zu

schirmen, der sie nun unter zehnfach bitteren Schmerzen langsam erliegen mußten.

Dramatische Dichtkunst.

1) Horatio, der Mulatte. Romantisches Drama in fünf Aufzügen. Nach H. C. Andersen frei bearbeitet von Dr. Le Petit. Hamburg, Kittler, 1845.

Gehört der Gattung der „Parias" an. Der Mann von Geistesadel, der durch seine Geburt einer verworfenen Kaste oder dem Sklavenstande angehört, ist ein sehr dankbarer Gegenstand für die Poesie, sey es, daß er nur wie Aesop durch den Geist und Witz glänzt, oder wie Spartacus seine Unglücksgenossen emancipirt und als kühner Held auftritt, oder kläglich endet, wie Raupachs Isidor. — Im vorliegenden Drama ist der Held ein als Sklave geborner Mulatte auf der Insel Martinique, welcher die rohen Insulten eines französischen Pflanzers mit Energie zurückweist und, weil er die Hand gegen einen Weißen erhoben hat, der grausamsten Strafe verfallen sollte, als Cäcilie, die schöne Mündel des Pflanzers, auf deren Gütern der Mulatte geboren ist, denselben als ihr Eigenthum reklamirt und kraft eines andern Gesetzes frei macht, indem sie ihm Herz und Hand schenkt. Die Vortrefflichkeit des Mulatten erhält noch dadurch eine Folie, daß des Pflanzers eigene Frau in ihn verliebt ist; sodann ist ihm ein entflohener Sklave und die wüthendste Rache brütender Aufrührer entgegengesetzt, dessen Bestialität den Adel seiner eignen Humanität desto heller ins Licht setzt. Somit kann Horatio nicht verfehlen, einen sehr guten Eindruck zu machen.

Doch ist der Vorgang zu unwahrscheinlich. In allen Sklavenstaaten Amerikas ist die Superiorität der weißen Race in dem Grade anerkannt, daß sich zwar weiße Männer zu schwarzen Weibern herablassen können, indem sie sich deren einfach als ihres Eigenthums bedienen; umgekehrt aber die Herablassung eines weißen Weibes zu einem schwarzen Manne, weil sie dadurch wenn auch nicht im bürgerlichen Sinne, doch nach den Gesetzen der Natur in sein Besitzthum übergehen würde, als die äußerste Infamie gebrandmarkt, daher auch ganz unerhört ist.

2) Graf Durem oder Kraft und Macht. Trauerspiel in fünf Aufzügen von R. von Liliencron. Kiel, Swers, 1844.

Eine Königin Wittwe von Portugal soll durch eine Adelspartei entthront werden. Graf Durem, den sie heimlich liebt, schützt sie an der Spitze der Leibgarde, fällt aber unter dem meuchlerischen Dolche eines natürlichen Bruders der Königin, als er eben im Begriff ist, durch die Gunst dieser Dame und eignes Genie den Thron zu erringen. Ein Struensee à cheval. — Die Verwicklung ist interessant, die Handlung rasch, die Charaktere haben viel leidenschaftliches Feuer und eine gewisse barbarische Energie, die nur an der Königin zu stark ausgedrückt ist und das Gefühl verletzt, in dem Moment, in welchem sie der unschuldigen Gemahlin ihres geliebten Grafen, um sich diese Nebenbuhlerin vom Halse zu schaffen, eigenhändig den Dolch ins Herz stößt.

3) Die Grafentochter. Trauerspiel. Als Manuscript gedruckt. Schultheß'sche Offizin in Zürich.

Nach einer bekannten Anekdote. Die Tochter eines russischen Grafen hat einen Liebhaber aus gutem Stande, den sie gleichwohl nicht heirathen kann, weil sie schon an einen andern versagt ist. Vergebens beschwört sie ihren Vater, ihrem Herzen folgen zu dürfen. Da er starr auf der beschlossenen Verbindung besteht, gestattet sie ihrem Liebhaber eine Zusammenkunft. Der Vater überrascht sie und sie verbirgt den Liebhaber schnell in einen Schrank, worin er erstickt. Die Leiche wird durch einen gewonnenen Diener des Hauses beseitigt. Aber dieser rohe russische Kutscher hat nun das Fräulein, indem er ihr Geheimniß verrathen kann, wenn er will, in der Hand, gebraucht diese seine Gewalt über sie, zwingt sie zu allem, was er will, ja nöthigt sie einmal, mit ihr in eine gemeine Kneipe zu fahren und sich von ihm seinen bärtigen Kameraden vorstellen zu lassen. Hier aber vergiftet sie den Wein und tödtet ihren Quäler sammt seinen elenden Gesellen.

Gewiß ein trauriger Stoff, ob aber auch tragisch, ist die Frage, weil ihm die zur Tragödie erforderliche Würde nicht abzugewinnen ist. Das Leidenschaftliche, Schreckliche und die scythische Niedertracht auszudrücken, ist dem Dichter ganz wohl gelungen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 97.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 22. September 1845.

Deutsche Geschichte.

7) Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. Von Franz Palacky. Dritten Bandes erste Abtheilung. Prag, Kronberger und Riwnac, 1845.

Die Fortsetzung eines Werkes, welches als das beste Geschichtswerk über Böhmen allgemein anerkannt ist. Der vorliegende Band umfaßt ausschließlich die Geschichte des berüchtigten Kaiser Wenzel, über den so viel gefabelt worden ist, dessen Regierungsgeschichte daher eine kritische Prüfung in hohem Grade verdiente. Herr Palacky hat sich derselben mit gewohnter Meisterschaft unterzogen.

Die gute Dame Sage muß nun mit allen ihren poetischen Anekdoten einpacken und vor dem strengen Urtheil der historischen Wahrheit sich dahin flüchten, wo die Sänger ihr ein freundliches Asyl bereiten. Fortan ist die schöne Magd Susanne, die den König aus dem Bade entführt, eine Fabel. Der blutige Landtag von Willanow und die Geschichte von den drei Zelten eine Fabel. Die Schwänke mit Koch und Henker eine Fabel. Alles, was von Wenzels Tollheit berichtet wird, eine Ueberlieferung. Endlich ist sogar seine angebliche Ermordung auf einen einfachen Schlagfluß reducirt worden.

Dagegen bietet Herr Palacky eine Menge wichtige echtgeschichtliche Angaben zum reichlichen Ersatze dar, namentlich über die noch so dunkle Hussitenzeit. Zwar berührt dieser Band nur erst die Anfänge der Hussitenkämpfe, doch sehen wir daraus schon mit Freuden, welche umfangreiche Studien der Verfasser dieser größten Zeit Böhmens gewidmet hat.

Herr Palacky, der so streng gegen alle Fabeln ist, bestätigt, daß Prag im Jahr 1408 außer 200 Doctoren und 500 Baccalaren, nicht weniger als 30,000 Studenten gehabt habe. Da läßt sich begreifen, wie der Geist in Prag gewogt hat. Die Tendenz zu reformiren war hier schon vorhanden, ehe noch die Schriften des Engländer Wiklef bekannt wurden, denn in demselben Jahr, in welchem jener Engländer erst auftrat, wirkte auch schon der Augustinermönch Konrad Waldhauser aus Oesterreich durch seine Sittenpredigten Wunder in Prag. Die Dominikaner verfehlten nicht ihn zu verketzern, weil er gesagt, wenn Christus und die Apostel unter den jetzigen Mönchen, ihren angeblichen Nachfolgern, erschienen, würde es ihnen schlimmer gehen, als einst unter den Juden. — Bald nach diesem, von 1363 an, wirkte der Prager Domherr Milic ebenfalls durch seine Predigten auf Volk und Jugend mächtig ein, indem er behauptete, die letzten Zeiten seyen nahe und der Antichrist werde bald erscheinen. Wie tief diese Lehre bei den nachmaligen Hussiten gewurzelt, ist bekannt. Endlich wirkte von 1381 an Mathias von Janow auf die Prager ein, indem er sie für den Genuß des h. Abendmahls gleichsam fanatisirte, diesen Genuß täglich verlangte und mithin die Veranlassung wurde, daß sich die Laien auch nicht mehr mit Brod allein begnügen, sondern gleich den Priestern den Wein dazu haben wollten. Man sieht also, wie nicht die Schriften des berühmten Engländers allein, sondern auch geistige Anregungen von Prag selbst aus den Hussitensturm vorbereitet haben.

Ungemein belehrend ist, was Herr Palacky über die mannigfachen Intriguen der Zeit mittheilt, die dem großen Konstanzer Concil vorangingen, und in die auch die damals noch junge böhmische Reformerpartei verwickelt wurde. Indem Kaiser Sigmund das Concil eifrig betrieb, dem sich die damaligen drei Päpste unterwerfen mußten und das sich eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern öffentlich zur Aufgabe stellte, mußte dem Kaiser natürlich daran gelegen seyn, den Päpsten anfangs eine imposante Macht der Nationen entgegenzusetzen und insofern kam ihm auch Johann Huß, als ein Mann des Volkes und der Reform, ganz gelegen. Daher Sigmund es nicht unter seiner Würde hielt, mit Huß in unmittelbare Verbindung zu treten und ihn zu bitten, er möge nach Konstanz kommen, zu

welchem Behuf er ihm seinen vollsten Schutz zusicherte. Als aber die drei Päpste beseitigt waren, als es von nun an nur darauf ankam, möglichste Einigkeit auf dem Concil zu erhalten, und als der höhere Klerus sich darüber verständigt hatte, die demokratischen Anmaßungen des niedern Klerus und der Laien abzuweisen, war Huß in Konstanz überflüssig, und wurde vom Kaiser aufgegeben, der freilich damals noch kaum vermuthet hätte, welche blutigen Folgen Hussens Tod nach sich ziehen würde.

Es ist bekannt, daß die böhmischen Landstände und das Volk sich der Sache ihres Reformators annahmen, und daß König Wenzel selbst alle Protestationen gegen das Concil billigte und den Aufschwung des Volks eher förderte als hemmte. Sein Bruder Sigmund war dagegen durch den an Huß begangenen Verrath kompromittirt und den Anhängern seiner Lehre bis zur Unversöhnlichkeit verhaßt, konnte nun also auch nichts weiter thun, als streng in dem einmal angenommenen System verharren, den Bannfluch der Kirche gegen die Böhmen gut heißen und seinen Bruder abmahnen, ja ihm drohen. Es ist wichtig, diese Vorgänge ins Auge zu fassen, weil sie vielleicht mehr Licht auf Wenzels Tod werfen, als Herr Palacky selbst gelten läßt. „Als K. Sigmund zu Ende des Jahres 1418, in Begleitung des Kardinals Johann Dominici, nach Ungarn wieder zurückkehrte, schrieb er am 4. Dec. von Passau aus an seinen Bruder einen offenen Brief, den man passender noch ein Manifest nennen könnte, da er ihn alsogleich in vielen Exemplaren nach Böhmen hin verbreiten ließ; sein Zweck war, Wenzel noch einmal auf die verderblichen Folgen seines Schwankens und seiner Nachsicht gegen die in seinem Lande wachsenden Parteiungen aufmerksam zu machen, und zugleich auf die strengen Maßregeln, die deßhalb gegen Böhmen ergriffen werden sollten, drohend hinzudeuten. Er erinnerte ihn an seine wiederholten Versprechungen, bei den Seinigen keine Ketzereien zu dulden; ihnen trauend, habe Sigmund den wiederholt beabsichtigten Bannspruch von König und Land noch abgewendet; jetzt aber könne und wolle er nicht länger mehr für ihn sprechen, damit die Welt nicht glaube, daß er sein nächstes Blut höher achte als den christlichen Glauben. Er wolle ihn auch nicht mehr als seinen Bruder betrachten, wenn er nicht bei dem Glauben der glorreichen Ahnen verbleiben und sein Land von Irrthümern nicht säubern wolle. Wenn daher die ganze Christenheit gegen Böhmen aufstehen, Wenzel seiner königlichen Würde verlustig erklären, alle seine Vasallen und Unterthanen ihrer Eide und ihres Gehorsams gegen ihn entbinden, und in einem Kreuzzuge das einst blühende Land zu Grunde richten werde: so verwahre er sich im voraus, daß er an all dem Unglück nicht Schuld seyn, sondern nur seiner Pflicht nachkommen und Diejenigen dafür verantwortlich machen wolle, deren Starrsinn und Ungehorsam ihn in die peinliche Nothwendigkeit werde versetzt haben." Wenzel ließ sich durch diese Drohungen so weit einschüchtern, daß er gegen Ende Februar die vertriebenen katholischen Priester nach Prag zurückrief. Allein dadurch wurde das Volk so erbittert, daß es bald wieder zu großen Aufläufen kam. Der größte fand Statt am 30. Juli 1419, an welchem die Rathsherren der Stadt Prag aus den Fenstern ihres Rathhauses herabgestürzt wurden. Als Wenzel die Nachricht davon bekam, übermannte ihn der Zorn, daß er einen Schlagfluß bekam. Ein zweiter traf ihn am 16. August, woran er starb.

Es wäre nun doch nicht unmöglich, daß er als Opfer einer Partei gefallen wäre, wenn auch nicht gerade der Hussitischen. Wollte Sigmund den Aufruhr unterdrücken und Ernst brauchen, so stand ihm Wenzel mit seinem Schwanken und seiner geheimen Vorliebe für die Hussiten immer im Wege. Und hatte nicht Sigmund öffentlich in seinem Manifest erklärt, er wolle der Welt zeigen, daß er sein nächstes Blut nicht höher achte, als den christlichen Glauben und daß er Wenzel nicht mehr als Bruder anerkennen wolle, wenn er das Land nicht von allen Irrthümern säubere?

Auch ist die eigenthümliche Stellung des Bischof von Leitomysl, Johann des Eisernen, nicht zu vergessen. Dieser harte Mann war Hussens vorzüglichster Gegner auf dem Concil gewesen und wurde später vom Papst zum Erzbischof von Olmütz ernannt, aber von Wenzel nicht anerkannt und aus dem Lande gejagt. Hieraus geht wenigstens hervor, daß Wenzel Feinde hatte, denen sehr viel an seinem möglichst baldigen Tode gelegen seyn mußte. Kam ihnen aber der Zufall zu Hülfe und starb Wenzel natürlichen Todes, so erklärt sich wenigstens das Gerücht, daß er umgebracht worden sey, aus der Politik seiner Feinde, die nun das, was sie selbst gewünscht hatten, den Hussiten zum Vorwurf machen konnten.

8) Vaterländische Geschichte des Elsasses von der frühesten bis auf die gegenwärtige Zeit, nach Quellen bearbeitet von Prof. Strobel. Vierter Theil. Straßburg, Schmidt und Grucker, 1844.

In diesem Bande des höchst schätzbaren und schon früher in unsern Blättern besprochenen Werkes werden die Ereignisse des sechzehnten Jahrhunderts und des siebzehnten bis zum westphälischen Frieden, so weit sie das Elsaß betreffen haben, erörtert; also die Ausbreitung der Reformation in einem großen Theile der Provinz, namentlich in den Städten, der Bauernkrieg, die französischen Grenzkriege, die Kämpfe der Parteien im Straß-

burger Bisthum und endlich der große dreißigjährige Krieg.

Sehr interessant ist die Beschreibung des Bauernkriegs, der im Elsaß mit besonderer Erbitterung geführt wurde und auf den Schlachtfeldern mehr Opfer kostete, als in Schwaben und Franken. Denn man hat, nachdem die Bauern in Zabern kapitulirt und die Waffen niedergelegt hatten, aber treulos von den Lothringern überfallen und niedergemetzelt worden, in der Stadt 18,109 und draußen auf dem Felde noch 3000 todte Bauern gezählt, dazu vorher beim Brande von Lupsheim 6000 und nachher in der Schlacht bei Scherweiller 12,000. Die Ursach ihrer Niederlage war hier die nämliche, wie in Schwaben und Franken. Sie handelten nicht einig, concentrirten sich nicht, versäumten die Zeit mit rohen Plünderungen und schreckten durch ihre kommunistischen Tendenzen den Bürgerstand ab. Es ist sehr wahr, was Herr Strobel bemerkt, daß die Religion, die sogenannte christliche Freiheit, überhaupt die Reformationsideen nur zum Vorwande genommen wurden, während in der Wirklichkeit nichts geschah als plündern, prassen und schlemmen von gestohlnem Gut. Die Keller aufzubrechen und sich viehisch zu betrinken, war immer das erste. Wäre wirklich ein religiöser Fanatismus unter dem Volk gewesen, so würde es sich auch, wie früher die Hussiten und später die Puritaner thaten, bis an die Zähne bewaffnet und die strengste Mannszucht gehalten haben.

Eine der schönsten Blüthen, welche die Reformation in der Stadt Straßburg zeitigte, war die Universität daselbst. Der Verfasser versäumt nicht, in die politische Geschichte auch eine gründliche Erörterung der geistigen und Kulturzustände einzuflechten und nennt mit Stolz alle die berühmten Namen, welche Straßburg im 16ten Jahrhundert aufzuweisen hatte. Es war hier ungemein viel geistige Regsamkeit.

Aber dem Elsaß drohte eine schlimme Zukunft. Die Religionskämpfe brachten allmählig Frankreich in immer engern Konflikt mit Deutschland. Schon Heinrich II. wagte, als angeblicher Verfechter deutscher Freiheit und Bundesgenosse der Protestanten, die lothringischen Bisthümer und Reichsstädte wegzunehmen. Nach dem unglücklichen Feldzug eines deutschen Hülfsheers, das unter dem Grafen Dohna die französischen Hugonotten hatte unterstützen sollen, und dessen lange Lagerung im Elsaß selbst den Einwohnern höchst drückend geworden war, fielen die Franzosen in der Grafschaft Mümpelgard ein und plünderten sie aufs entsetzlichste aus, im Jahr 1587. Dazu kam nun noch die Parteiung im Straßburger Domkapitel. Ein Theil der Domherrn war lutherisch geworden, und wählte einen Brandenburger zum Bischof; der katholische Theil in Zabern wählte dagegen den berüchtigten Kardinal Karl von Lothringen, den die französische Ligue unterstützte, und zwischen beiden Parteien kam es nun zum Kriege, in welchem zuletzt die katholisch-französische Partei über die deutsch-protestantische triumphirte. Es war natürlich, daß bei der rastlosen Thätigkeit, welche die Jesuiten damals entwickelten, die Contrereformation immer weiter gehen und daß der Kampf, an allen Grenzen der beiden Religionsparteien entzündet, endlich ein allgemeiner werden mußte. Bei der Lage des Elsasses aber zwischen zwei Parteien und zwei Nationen war vorauszusehen, in welche Noth es kommen würde.

Diese Noth war von der Art, daß es die Elsässer für das größte Glück ansahen, sich unter französischen Schutz begeben zu dürfen. In Deutschland war kein Schutz mehr für sie zu finden. Katholische und protestantische Deutsche würgten sich wechselseitig ab, und im Verlaufe des langen Krieges blieb kein Ort verschont. Die großen Kriegsereignisse, Bewegungen und Züge der Hauptheere schadeten weniger, weil sie seltener vorkamen, als der immerwährende kleine Krieg der nächsten Nachbarn. Straßburg und die meisten Städte des Elsasses waren protestantisch, Mümpelgard war es auch, deßgleichen viele von den benachbarten Fürsten und Herren, der Pfälzer, der Nassauer, der Hesse, der Rheingraf rc. Andrerseits war der Bischof von Straßburg und ein großer Theil des Adels und Landvolks katholisch geblieben, in Ensisheim bestand die vorderösterreichische Regierung, der nahe Lothringer Herzog war aufs eifrigste katholisch, deßgleichen die Schwarzwälder, die Burgunder, die von Mainz, Trier, Speier rc. Welches Gedränge der Parteien gab nun das! Da zog ein Kleiner wider den andern Kleinen aus, oft an vielen Orten zugleich. Da kam ein protestantischer Nachbar, dort ein katholischer herüber. Hier belagerte man Burgen und Städte, dort wiegelte man die Bauern auf. Das Ende war aber überall Mord, Plünderung, Brand, Hunger und Pest.

In dieser gräßlichen Lage fanden die einzelnen Städte und geistlichen wie weltlichen Herrschaften keinen bessern Schutz, als wenn sie sich provisorisch an Frankreich ergaben. Frankreich, das ein imposantes Heer aufgestellt hatte, vermochte allein die kleinen Freibeuter abzuschrecken, und Frankreich, dessen Kirche katholisch, dessen Politik aber protestantisch war, bot beiden Parteien gleich bereitwillig seinen Schutz an; es konnte ja nur dabei gewinnen, je mehr es Schützlinge um sich versammelte. Daher der katholische Bischof von Straßburg und die lutherischen Städte wetteifernd diesen Schutz suchten. Nur Straßburg und Mühlhausen wiesen ihn mit deutschem Stolze und edlem Gottvertrauen von sich. Als der kaiserliche Feldherr Feria in einem harten Winter unterlegen war, traten zuerst Zabern und Hagenau, beide von der katholischen Partei besetzt, unter französischen

Schutz. Als aber die Schweden bei Nördlingen eine furchtbare Niederlage erlitten, traten auch die protestantischen kleinen Städte unter den Schutz Frankreichs und wer immer in Deutschland unterlag, die Beute blieb den Franzosen.

Man kann sich keine kläglicheren Verluste denken, als die, welche Deutschland damals an seinen herrlichen Landen und an seiner Ehre erlitten hat. Verluste, die bis jetzt sogar noch unwiderbringlich erschienen sind. Aber eben deßhalb ist es von hoher Wichtigkeit für die deutsche Nation, sich jene Unglückszeit ins Gedächtniß zurückzurufen und zu erwägen, um welchen Preis es sich damals dem kirchlichen Hader und Bruderhasse hingegeben hat, den wir heutzutage leider zu erneuern im Begriffe sind. Das tödtliche Mißtrauen Deutscher gegen Deutsche hat den Franzosen die Städte im Elsaß geöffnet. Jede Partei wollte am Ende lieber den Franzosen gehorchen, als sich der grausamen Rache der andern Partei Preis geben. Hätten sich beide brüderlich vereinigt, wie wäre es der lauernden Politik Frankreichs möglich gewesen, uns unsrer schönsten Grenzprovinzen zu berauben! — Und jene lauersame Kabinetspolitik besteht heute noch, wie vor zweihundert Jahren. Man würde uns am ganzen linken Rheinufer, wenn man das katholische und protestantische Deutschland aufs Neue wider einander verhetzen könnte, auch aufs Neue den französischen Schutz anbieten.

9) Korrespondenz des Kaiser Karl V. Aus dem königl. Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt von Dr. Karl Lanz. Zweiter Band. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Ein zweiter eben so starker Band, wie der erste, voll der interessantesten Geheimschreiben des Kaisers oder an ihn, Instruktionen, Gutachten, Relationen rc., alle chronologisch geordnet aus den Jahren 1532—1549, also die bewegten Zeiten nach dem Nürnberger Religionsfrieden, die Restauration des Herzog Ulrich in Württemberg durch die Hessen, der Wiedertäuferunfug in Münster, den Seezug wider Tunis, das Regensburger Interim, die Vertreibung des Braunschweiger Heinrich, die Eröffnung des Tridentiner Concils, endlich den schmalkaldischen Krieg, den blutigen Landtag von Prag, das Interim und die auswärtige Politik gegen Frankreich und die hohe Pforte rc. betreffend. Aeußerst wichtige Quellen zur Geschichte der Reformation, theils deutsch, theils französisch oder lateinisch abgefaßt. Dabei Facsimiles von Briefen des berühmten Andreas Doria, des Pfalzgrafen Friedrich, des Markgrafen von Saluzzo.

Es wäre nun wohl Zeit, die Regesten Karls V. übersichtlich zusammenzustellen, da das ungeheure reiche Material in verschiedenen Sammlungen oder Beilagen geschichtlicher Werke noch zerstreut ist.

10) Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig. Mit einer Einleitung von Dr. W. G. Soldan. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Die Bekehrungsgeschichte des sächsischen August und des braunschweigischen Anton Ulrich. Jedermann weiß, daß August von Sachsen den Glauben änderte, um König von Polen werden zu können, und daß zu der Bekehrung des schon hochbejahrten Anton Ulrich die glänzende Vermählung seiner Enkelin mit Kaiser Karl VI. wesentlich beitrug. Man hat in neuerer Zeit nicht ohne Emphase versucht aus diesen politischen Handlungen wunderbare Wirkungen des h. Geistes zu machen. Herr Soldan führt nun dieses moderne Mährchen auf seinen wahren nüchternen historischen Gehalt zurück.

Kunst.

Anleitung zur Kunstkennerschaft oder die Kunst in drei Stunden ein Kenner zu werden. Ein Versuch vom Advokaten Detmold in Hannover. Hannover, Hahn, 1845. Neuer Abdruck.

In dieser geistvollen kleinen Schrift wird die Phraseologie der Kunstkenner vortrefflich persifflirt. Der Verfasser zeigt, wie leicht vermeinte Kunstkenner ihre Unwissenheit hinter einer Phrase verstecken, wie leicht die wohlwollende Kritik mit einer Phrase das Tadelnswerthe bemäntelt, die übelwollende mit einer Phrase das Gute heruntersetzt, und wie überall jene Phraseologie anstatt zum Verständniß der Kunstwerke beizutragen, vielmehr dieses Verständniß erschwert, indem sie dem gesunden Gefühl Mißtrauen einflößt und die Aufmerksamkeit von der Hauptsache auf Nebensachen lenkt. — Die kleine Schrift ist zeitgemäß und ganz aus dem Leben gegriffen. Die sechzig Phrasen, die der Verfasser zur Probe ausgewählt hat, enthalten keinen Ausdruck, der nicht hundertmal in Kunstkritiken vorkäme, sind aber so witzig komponirt, daß man sie nicht ohne Lachen lesen kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 98.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 26. September 1845.

Deutsche Geschichte.

11) Gustav Adolph, König von Schweden, und seine Zeit. Von A. F. Gfrörer. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit dem Bildnisse Gustav Adolphs. Stuttgart, Krabbe, 1845.

Es gibt gewiß wenig Geschichtswerke neuerer Zeit, die ein so lebhaftes Interesse in Anspruch nehmen wie das vorliegende. Der Gegenstand, von dem es handelt, ist aus den fernen Nebeln der Vergangenheit plötzlich wieder, wie durch ein Wunder, riesenhaft gewachsen und uns dicht unter das Auge gerückt. Leidenschaften, wie sie damals das Vaterland zerrissen, zerreißen es heute wieder. Konfessionen, Provinzen, Dynastien, wie sie sich damals gegenüberstanden, stehen sich auch heute noch gegenüber. Das Ausland, wie es damals an unsern Grenzen lauerte, bewacht unsere innern Zerwürfnisse heute wieder. Dem großen deutschen Kriege, in dem Gustav Adolph seine Rolle zu spielen berufen war, ging ein allgemeiner Aufschwung der katholischen Welt durch die Gesellschaft Jesu voran, und der durch sie geleitete Impuls wurde unwiderstehlich, weil die protestantische Welt ihrerseits getheilt war. Wie außerordentlich ähnlich waren jene Zeiten den unsern! Wie lehrreich ist es daher, sich in jenen Zeiten zu spiegeln und wie viel Dank sind wir dem Geschichtschreiber schuldig, der diesen oft getrübten und lange halb verhüllt gebliebenen Spiegel reinigt und in höchster Klarheit zeigt!

Da erst nach und nach in jüngster Zeit möglich wurde, die geheime Geschichte des großen Königs aus den echten, bisher in Archiven verschlossenen Urkunden und Korrespondenzen zu ermitteln, ist in die zweite Auflage sehr vieles aufgenommen, was die erste noch nicht enthalten konnte; wenn auch die Grundansicht des Verfassers dieselbe blieb. Das Hauptverdienst des Werkes besteht aber, abgesehen von seinen übrigen Vorzügen scharfer Charakteristik der Personen und ungemein lebensvoller Darstellung, vorzugsweise in der Aufklärung über die Motive des Kampfes, über die Stellung der Parteien, über die geheimen Absichten ihrer Lenker. Es kam im dreißigjährigen Kriege sehr oft vor, daß geheime politische Bundesgenossen einander im offnen Felde gegenüberstanden und einander Schlachten lieferten, während politische Feinde als Waffenbrüder zusammenstanden. Eben so kämpften in diesem Religionskriege Glaubensfeinde für, und Glaubensfreunde gegen einander. Man sah das katholische Frankreich auf Seite der Protestanten. Man sah das lutherische Sachsen auf Seite der Katholiken. Der Papst war geheimer Freund Schwedens, England geheimer Freund der Jesuiten. Es ist also unmöglich, die Kriegsgeschichte zu verstehen, wenn man nicht die geheimen Verbindungen und Rückhalte kennt, von denen die Kriegführung abhing. Nicht auf dem offnen Felde und mit Kanonen wurde alles entschieden, sondern viel mehr am grünen Tische. Jahrelang standen sich Armeen gegenüber, ohne zu schlagen, weil die Feldherrn am diplomatischen Zaum zurück gehalten wurden.

Nach und nach sind viele helle Schlaglichter in diese dunkle und verworrene Diplomatie des dreißigjährigen Krieges geworfen worden; doch gebührt Herrn Gfrörer der Ruhm, wenigstens die erste Hälfte des Krieges bis zu Gustav Adolphs Tod am vollständigsten und schärfsten beleuchtet und das Auge hier am genügendsten orientirt zu haben.

Da es sich von einer Biographie des großen Schwedenkönigs handelt, so enthält das erste Viertheil des Buches die Initien desselben, seine Kriege mit Polen und seine Regierung in Schweden. Besonders die letztere stellt der Verfasser unter neue Gesichtspunkte und weist nach, mit welcher geistigen Ueberlegenheit und politischen List Gustav Adolph die Reichsstände und ganz Schweden zu einem willenlosen Werkzeuge seiner kriegerischen Pläne gemacht habe. Die auswärtigen Kriege erschöpften

Schweden; das Volk, die Stände klagten darüber; allein Gustav Adolph wußte mit leichter Hand jeden Widerstand zu beseitigen und alles nach seinem Willen zu lenken, wobei ihm neben der Kunst, konstitutionelle Kräfte durch sich selbst zu lähmen, und neben der wohlberechneten Wortmacherei, in der sich in neuerer Zeit Ludwig Philipp so sehr auszeichnet, vorzüglich seine imponirende und zugleich herzgewinnende Persönlichkeit zu Statten kam. Doch wir wollen auf diese frühere Geschichte Gustavs hier nicht näher eingehen, indem seine Theilnahme am dreißigjährigen Kriege uns viel mehr interessiren muß.

Die Grundansicht des Verfassers finden wir in folgenden Worten S. 261 klar und unumwunden ausgesprochen. Er charakterisirt die Zerrüttung und Verwilderung unter den Theologen der Reformation, wie sie nach Luthers Tode eingetreten war, und den Eifer der Gesellschaft Jesu, den katholischen Geist zu beleben. Dann sagt er: „Man kann nicht läugnen, daß diese Verfechter der katholischen Kirche den protestantischen Theologen von damals, meist elenden Polterern ohne Geist und Geschmack, weit überlegen waren. Niemand fühlte dieß mehr, als die Jesuiten selbst. So tief sahen sie ihre Gegner bereits unter sich, daß sie dieselben mit beißenden Spottschriften herausforderten. So weit hatten es die Jesuiten im dritten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland gebracht. Nachdem sie vollends unter den beiden kindisch-schwachen Nachfolgern Kaiser Maximilians II. Herrn im Hause geworden, traten sie offen mit einem großen politischen Plane hervor. Es galt jetzt nicht mehr bloß einige Provinzen durch Schlauheit zu gewinnen, sondern ganz Deutschland, und von Deutschland aus der protestantische Norden sollte mit Waffengewalt zur Rückkehr in die alte Kirche genöthigt werden. Der dreißigjährige Krieg ist zur einen Hälfte das Werk des Jesuitenordens; die Fürsten, welche in diesem furchtbaren Kampfe für die katholische Sache fochten, spielten die Rolle, welche ihnen die Jesuiten vorgeschrieben. Ihre Absicht ging dahin, die ganze katholische Aristokratie Deutschlands zu Einer Wirksamkeit zu verbinden und gegen die Protestanten — als den gemeinsamen Feind — in die Waffen zu rufen. Die wichtigste Rolle aber hatten sie dem Kaiserhause vorbehalten. Befriedigung der Herrschsucht war der Köder, den sie nach dieser Seite anwandten. Man zeigte den österreichischen Prinzen Deutschland zu ihren Füßen, wenn sie mit Entschiedenheit all ihre Macht, all ihre Rechte in dem bevorstehenden Kampfe entwickeln würden, man schmeichelte den alten Ansprüchen des habsburgischen Geschlechts. Doch mußten die Jesuiten erst einen für ihre Plane tauglichen Kaiser herbeischaffen, — denn was war mit Menschen zu machen, wie Kaiser Rudolph II., wie Matthias? Sie fanden ihn auch in der Person Ferdinands II. Und in der That begünstigten die politischen Konjunkturen den Plan des Ordens ungemein. Nachdem es Karl V. mißlungen, auf dem Wege einer gemäßigten Reform Deutschland in eine Monarchie zu verwandeln, blieb den Nachfolgern dieses erlauchten Fürsten, wenn sie nicht sich selbst aufgeben wollten, nichts Anderes übrig, als jenen zu Anfang des 16ten Jahrhunderts verfehlten Zweck im 17ten durch das entgegengesetzte Mittel, durch einen Vernichtungskampf gegen den Protestantismus zu verwirklichen. Auch war die öffentliche Meinung eines großen Theils der katholischen Welt für diesen Gedanken gewonnen. Seit Luthers Auftreten hatte sich von Spanien her unter dem altgläubigen Klerus, namentlich unter den Mönchen, der Grundsatz verbreitet: es sey im Interesse der Christenheit, daß nur Ein Oberhaupt über Europa herrsche, sonst könne niemals die Ketzerei der Protestanten, niemals der Islam ausgerottet werden; der katholische Glaube seye aufs Innigste mit dem Glück der Habsburger verbunden, und wenn einmal das Haus Oesterreich allein in der Welt regiere, dann werde auch nur ein Glaube in der Welt seyn. Mit großer Gewandtheit machten die Jesuiten diese Ansicht geltend, um das Kaiserhaus auf ihre Bahn zu lenken. Dennoch kamen die Worte, die von ihren Lippen floßen, nicht aus dem Herzen. Hätten sie um den Preis der Wiederherstellung kaiserlicher Macht die Reformation vernichtet wissen wollen, so wäre ihre Absicht ohne Zweifel erreicht worden. Allein sie wünschten zwei Streiche mit einem Hiebe zu führen: der Protestantismus sollte erdrückt, und doch der Kaiser nicht mächtiger werden, als er es schon vorher war. Diese beiden Zwecke widersprachen sich. Ihr Gegensatz beruhte am Ende auf einem Streite der rein katholischen und der päpstlichen Interessen. Als Kirchenfürst mußte der heilige Vater allerdings um jeden Preis die Ausrottung der protestantischen Ketzereien wünschen, aber als Landesherr fühlte er die größte Eifersucht gegen Erneuerung kaiserlicher Gewalt. Wenn Oesterreich einmal Herr von Deutschland war, dann lag ganz Italien seiner Ehrsucht offen, und wenn das Kaiserhaus sich dieses Landes bemächtigte, dann sank der Papst, trotz allen kanonischen Rechten, zu einem bloßen Patriarchen herab. Da nun die Jesuiten in allen Stücken die getreuesten Diener des Papstes waren, so mußten sie Vorsorge gegen jene Befürchtung treffen. Die Dynastie der Wittelsbacher, alte Nebenbuhlerin Oesterreichs, wurde ausersehen, den hohen Flug, den die kaiserliche Macht im bevorstehenden Religionskriege nehmen mochte, zu beschneiden, den Habsburgern das Gleichgewicht zu halten, und Deutschland in seiner alten Zerrissenheit zu bewahren. Die Aufstellung einer von Oesterreich unab-

hängigen Kriegsmacht unter dem Befehle des Herzogs von Bayern, neben den kaiserlichen Heeren, hat sich nicht bloß von selbst gegeben, sie ist vielmehr das Werk einer tiefen, weitaussehenden Politik. Well Wallenstein dieses Gewebe zerreißen, und dem dreißigjährigen Kriege einen rein kaiserlichen Charakter aufdrücken wollte, wurde er gestürzt."

Ueber Wallensteins Pläne, deren Mißlingen den Schweden Deutschland eröffnete, und die überdieß noch dadurch merkwürdig sind, daß sie Gustav Adolph selbst eigentlich wieder aufnahm (denn sowohl Gustav als Wallenstein wollten die Fürstenaristokratie stürzen und eine neue Einheit ausbauen) — gibt der Verfasser manche neue Aufklärung aus neuen Quellen. In dem Augenblick, in welchem die liguistisch-bayrische Partei auf dem Fürstentag in Regensburg Wallensteins Absetzung betrieb, nahm Wallenstein selbst eine Stellung ein, die ihn in den Stand setzte, über Regensburg herzufallen und alle daselbst versammelten Fürsten aufzuheben. Mit einem Streiche hätte er dem Kaiser die Alleingewalt im Reiche verschafft, wenn der Kaiser gewollt hätte. „Mitte Mai brach Friedland aus Böhmen auf und begab sich nach Memmingen, dem Hauptquartiere des eben erwähnten Westheeres. In der von Murr veröffentlichten Nürnberger Stadtchronik heißt es: „den $\frac{\text{23. Mai}}{\text{2. Juni}}$ ist der kaiserliche Feldhauptmann Herzog zu Friedland, aus dem Karlsbad kommend, mit 700 Pferden und stattlichem Gefolg hier durch nach Memmingen zu seinem Volke verreist." In Memmingen angekommen, traf Wallenstein Maßregeln, welche eine Verlegung der bis in das Metzer Bisthum vorgeschobenen Regimenter des Westheeres zur Folge hatten. Würtembergische Urkunden mögen jetzt Zeugniß ablegen. Unter dem $^2/_{12}$. März schickte der Vormünder Ludwig Friedrich, dessen Land noch immer furchtbar durch friedländische Einlagerung beschwert war, einen Gesandten an den Wiener Hof mit der Bitte: „der Kaiser möge doch einige Erleichterung der ungeheuren Kriegslast gewähren, das Herzogthum Würtemberg werde durch die übermäßige Einlagerung von so viel tausend Mann zu Roß und Fuß gänzlich zu Grunde gerichtet." Ferdinand II. verwies die Gesandtschaft an Friedland, der die Antwort geraume Zeit verzögerte, während welcher Frist das eingelagerte Volk dem Herzogthum und der Grafschaft Mömpelgard monatlich 160,000 Gulden kostete. Endlich schickte Wallenstein den Gesandten mit dem drohenden Bescheid nach Hause: „er könne nicht helfen, sondern müsse das Herzogthum sogar noch mit anderem Volke belegen." Und so geschah es wirklich. Im August 1630 rückten 8000 Mann friedländischer Truppen aus dem Elsaße kommend, in Würtemberg ein. Hieraus erhellt nun, daß Wallenstein einen guten Theil des Heeres, das ursprünglich Frankreich anfallen sollte und deßhalb im Elsaße lag, für einen andern Zweck bestimmt hatte. Da er dasselbe in die Nähe von Memmingen zog, wo der Herzog vom $\frac{\text{30. Mai}}{\text{9. Juni}}$ bis zum $\frac{\text{23. September}}{\text{3. Oktober}}$ weilte, so muß man annehmen, daß er von dort aus irgend einen Schlag im Schilde führte. So sah auch der kaiserliche Generalkommissär Ossa die Sache an, welcher sich damals in der Gegend von Memmingen befand und das Vorgeben Wallensteins, er habe das Volk dort versammelt, um es die Donau hinunter gegen die Türken zu führen, für eine baare Lüge hielt, meinend die Absicht des Herzogs sey irgend eine böse Praktik ins Werk zu setzen. Von welcher Art nun dieses Vorhaben war, verräth ein Blick auf die Landkarte. Memmingen ist nahe der damaligen Grenze Bayerns also gelegen, daß man von dort aus die Verbindung zwischen München und Regensburg, wo sich Maximilian das Haupt aller Gegner Wallensteins seit Mitte Juni befand, mit leichter Mühe abschneiden, erstere Stadt in zwei, letztere in vier durch einen Handstreich nehmen kann. Jetzt wird auf einmal begreiflich, warum die Opposition auf dem Regensburger Fürstentage so eifrig hervorhob, sie könne die Königswahl Ferdinands III. nicht vornehmen, weil die Versammlung von kaiserlicher Waffenmacht bedroht sey. Auch finde ich, daß Maximilian Vorsichtsmaßregeln zu treffen für räthlich hielt. Murrs Nürnberger Chronik meldet gleich hinter den oben angeführten Worten: „den $\frac{\text{23. Juni}}{\text{2. Juli}}$ ist General Graf Tilly hier vorüber nach Regensburg marschirt, sind auch viele seiner Obersten dahin verschrieben worden." Während Friedland eine Masse seiner Völker in das östliche Schwaben zog, sammelte der Kurfürst die seinigen um Regensburg. Von selbst versteht es sich, daß Kaiser Ferdinand das Geheimniß des Memminger Lagers kannte, denn ohne seine Zustimmung konnte Wallenstein nicht thun, was er bisher gethan. Aber von nun an trennen sich die Zwecke Beider. Der Kaiser wollte, wie der Erfolg bewies, jene Truppen nur als Drohmittel gebrauchen. Wallensteins Absichten gingen weiter, er verlangte dringend, daß ihm gestattet werde zur blutigen That zu schreiten. Letzteres erhellt aus einer Thatsache, die anderthalb Jahre später eintrat. Als er Anfangs 1632 den Befehl zum zweitenmale übernahm, legte er dem Kaiser Bedingungen auf, welche eine ungeheure Rachgier verriethen. Er glaubte sich damals berechtigt, mit Ferdinand II. Abrechnung darüber zu halten, daß dieser ihn zu Regensburg der hohen deutschen Aristokratie aufgeopfert, und den Ausweg, den er angerathen, nicht gutgeheißen hatte. Auch ein Zeuge steht uns zu Gebote, zwar nur ein einziger, aber ein solcher, der schwer wiegt, weil er nicht bloß jüngerer Zeitgenosse war, sondern die

Berichte des zu Regensburg anwesenden venetianischen Gesandten benützte und überhaupt die besten Nachrichten über die geheimen Verhältnisse des Regensburger Fürstentags gibt. Baptista Nani, Geschichtschreiber der Republik Venedig, erzählt: „als die Kurfürsten die Erwählung Ferdinands III. zum römischen Könige verweigerten, und die Absetzung Friedlands drohend verlangten, habe Wallenstein dem Kaiser gerathen, Gewalt zu brauchen und den Vorschlag gemacht, er wolle mit dem einen Theil des Heeres, das er um Memmingen gesammelt, auf Regensburg losstürzen, mit dem andern die Gebiete der widerspenstigen Fürsten namentlich des Kurbayers überfallen." Ich setze als bekannt voraus, daß unter allen damaligen Regierungen die Signoria der Lagunenstadt am besten durch ihre auswärtigen Geschäftsträger bedient war." Dazu die bekannte Aeußerung Wallensteins, es sey Zeit, daß es in Deutschland wie in Spanien nur Einen Herrn gebe rc.

Damals siegte nun die Ligue und die Fürstenaristokratie behauptete den Sieg über den verwegenen Diktator des Reichs. Aber die Interessen blieben getheilt. Der Kaiser behielt sich vor, mit seinem nur einstweilen zurückgetretenen Wallenstein später doch wieder aufzutreten, wenn die Ligue eine Niederlage erlitt. Es ist gewiß, daß Gustav Adolph nie hätte wagen können, nach Deutschland herüberzukommen, wenn ihm die Eifersucht zwischen dem Papst (Bayern und der Liga) und dem Kaiser nicht die Thore weit geöffnet hätte. Jede der beiden katholischen Parteien wollte den Schweden benutzen, um die andere zu schwächen. Deßhalb konnte er fast zwei Jahre lang mit ein Paar tausend Mann in Norddeutschland den Meister spielen, ohne von den ihm weit überlegenen katholischen Heeren angegriffen zu werden.

Unter solchen Umständen fällt natürlicherweise auch von Gustav Adolph selbst, der die Verhältnisse genau kannte und benutzte, der Nimbus eines ausschließlichen Glaubenshelden weg. Gustav Adolph kam als Günstling, ja gewissermaßen als Söldner der katholischen Mächte nach Deutschland zum Schrecken der protestantischen Mächte, die ihm nicht den mindesten Vorschub leisteten und seine Ankunft höchst ungern sahen. Das katholische Frankreich bezahlte ihn. Bayern und der Papst waren im Einverständniß. Ja gewissermaßen war der Kaiser selbst im Einverständniß. Denn während die Ligue im engsten Vertrauen Frankreichs hoffte, Gustav Adolph ausschließlich gegen den Kaiser benutzen zu können, hoffte der Kaiser selbst, Gustav Adolph werde über die Ligue herfallen, die Ligue schwächen und Oesterreich werde dadurch den erwünschten Anlaß erhalten, wieder mit dem verhaßten Wallenstein hervorzutreten. Deßwegen legte der Kaiser dem Schweden kein Hinderniß in den Weg und sah ruhig zu. Tilly aber, der die Armee der Ligue führte, wollte ebenfalls nichts gegen den Schweden unternehmen, um demselben Zeit zu lassen, über den Kaiser herzufallen. Obgleich nun beide, der Kaiser und die Ligue, mit leichter Mühe den Schweden hätten vertreiben können, ließen sie ihn gewähren und sich allmählig stärken, der seinerseits beide in Ungewißheit ließ, wem er eigentlich dienen wolle, und keinem diente, sondern vielmehr ihre wechselseitige Eifersucht nur zum eigenen Vortheile benutzte.

Die Politik, welche Gustav Adolph einhielt, ist noch nirgends so scharfsinnig erörtert worden, als in vorliegendem Werke. Es ist nicht leicht, sie auszumitteln, da die schwedische Diplomatie während der Wechsel des Krieges fast immer nur provisorisch, nur momentan, gleichsam auf dem Sattel gehandhabt erscheint. Allein wenn man alles wohl untersucht und vergleicht, so entdeckt man den durch alle Unterhandlungen durchlaufenden rothen Faden. Gustav Adolph bezahlte alle die Parteien, die ihn nur benutzen, d. h. betrügen wollten, reichlich mit gleicher Münze. An dem sehr überlegenen Verstande, der in seinem massenhaften Leibe wohnte, ist durchaus nicht zu zweifeln. In seinem Benehmen herrscht die Genialität, die zugleich beweist, wie sehr er sich jener Ueberlegenheit bewußt war.

Die beiden katholischen Parteien hat er mit solchem Geschick behandelt, daß sie, die ihn benutzen wollten, nur ihm allein genutzt haben. Ohne durch Zugeständnisse irgend welcher Art sich für die Zukunft die Hände zu binden, hat er verstanden, bis an die Elbe vorzudringen, ohne daß die ihm weit überlegenen katholischen Mächte ihm nur ein irgend nennenswerthes Hinderniß in den Weg gelegt hätten. Auch Frankreich, das immer zwischen der Ligue und ihm vermittelte, hat er nur benutzt, ohne ihm ein Zugeständniß zu machen, ja er hat dieser Macht bedeutende Geldbeiträge abgetrotzt, nicht indem er Gegenleistungen versprach, sondern indem er Frankreich drohte. Unsterblich ist das Wort, das er dem französischen Gesandten sagte, als dieser ihn abhalten wollte, Bayern anzugreifen, und sogar mit einem Kriege drohte. „Gelüstets euern Herrn nach Krieg, so soll er sich nicht so weit hieher bemühen dürfen, ich will mit 100,000 Mann zu ihm nach Paris kommen." —

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 99.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 29. September 1845.

Deutsche Geschichte.

11) Gustav Adolph, König von Schweden, und seine Zeit. Von A. F. Gfrörer. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit dem Bildnisse Gustav Adolphs. Stuttgart, Krabbe, 1845.

(Schluß.)

Am schwierigsten war die Stellung Gustav Adolphs zu den deutschen Protestanten. Sein ausgesprochener Zweck war, ihren Glauben zu schützen; sein geheimer Plan, ihr weltliches Oberhaupt und durch sie vielleicht deutscher Kaiser zu werden. Seine kleine schwedische Macht mußte also mit der ihrigen aufs innigste zusammenschmelzen. Nun fand er aber unter ihnen gerade seine ärgsten Feinde. Alle protestantischen Fürsten sahen in ihm einen glücklichen Nebenbuhler, der sich auf ihre Kosten in Deutschland mächtig machen wollte und der sie in der öffentlichen Meinung tief verdunkelte. Was konnte Gustav Adolph vom Kurfürsten von Sachsen erwarten, der sich als das natürliche Haupt der lutherischen Partei anzusehen gewohnt war und jetzt die Hegemonie plötzlich an einen andern abtreten sollte? Was vom Kurfürsten von Brandenburg, den er um das pommersche Erbe brachte, dem er als höchst gefährlicher Nachbar sich an die Seite setzte? Was von den Welfen, welche ebenfalls diese Nachbarschaft fürchteten? Das Hauptinteresse aber drehte sich um den Kirchenraub. Alle protestantischen Fürsten spekulirten auf den Alleinbesitz der ihnen zunächst liegenden säkularisirten Erzbisthümer, Bisthümer und Abteien. Mehrere derselben waren streitig, weil die Nachbarn sich den Besitz nicht gönnten. So stritten namentlich Sachsen und Brandenburg um das fette Erzstift Magdeburg. Nun war aber wieder nichts natürlicher, als daß Gustav Adolph, sofern er doch die protestantischen Fürsten selbst, als seine Glaubensbrüder und natürlichen Bundesgenossen, nicht unmittelbar von ihren Sitzen verdrängen konnte, sich wenigstens durch Besitznahme jener Erzbisthümer, Bisthümer und Abteien einen festen Grund und Boden in Deutschland zu erwerben suchen mußte. Nach dem Restitutionsedikte war Gustav Adolph dazu auch berechtigt, denn die siegreiche katholische Partei hatte allen jenen protestantischen Dynastien, den Wettinern, Hohenzollern und Welfen, den Besitz der strittigen säkularisirten Stifter abgesprochen, dieselben wieder für die alte Kirche reklamirt und katholische Bischöfe darüber bestellt. Gustav Adolph entriß diese Stifter also nicht sowohl ihren protestantischen Prätendenten, als den Katholiken, seinen natürlichen Feinden. Es versteht sich inzwischen von selbst, daß er, sobald er sich dieser Stifter durch Vertreibung der katholischen Herren bemächtigte, in argen Konflikt mit jenen sächsischen, brandenburgischen und welfischen Prätendenten gerieth. Wie half er sich nun da?

Gewiß macht es seinem politischen Verstande Ehre, daß er das einzig richtige Mittel wählte, nämlich die bisherigen Prätendenten nicht nur wechselseitig in Schach zu halten, sondern ihnen sogar neue entgegenzustellen und sie so wo möglich alle hinter einander zu verhetzen, während er sich ein letztes Schiedsrichteramt und eine Oberlehensherrlichkeit vorbehielt. So verfuhr er z. B. mit dem wichtigen Erzstift Magdeburg. Um dieses hatte sich längst der sächsische Kurprinz August beworben, der brandenburgische Prinz Christian Wilhelm hatte sich faktisch in Besitz gesetzt; der Erzherzog Leopold aber, Sohn des Kaisers, war durch das Restitutionsedikt zum rechtmäßigen Erzbischof ernannt worden. Als Gustav Adolph nun sich des Stifts bemächtigt hatte, erklärte er es provisorisch für sein Eigenthum und setzte als Statthalter darüber den Fürsten Ludwig von Anhalt, wodurch er auch dem Anhaltiner Hause Anwartschaft

darauf eröffnete. In gleicher Weise setzte er über das Bisthum Minden den Hessen, nachdem es von den Welfen begehrt worden. Kurz überall vervielfältigt er die Ansprüche und hetzte immer einen Fürsten hinter den andern, um die Eifersucht von sich ab gegen andere zu lenken, behielt sich aber überall die Oberlehensherrlichkeit vor.

Das zweite Mittel, dessen sich der König bediente, war, die entfernteren protestantischen Fürsten durch große Versprechungen aufzureizen und so zu kompromittiren, daß sie an sein Interesse, an seinen Schutz gebunden, ihm also unterthänig wurden. In diesem Sinn garantirte er dem Hessen alles, was derselbe erobern würde, natürlich in der Ueberzeugung, daß der Hesse, um sich dieser Garantie zu erfreuen, ihm unbedingt gehorchen werde.

Drittens ließ Gustav Adolph überall durchblicken, daß die Protestanten ihn zunächst unter dem Titel eines römischen Königs zum Oberhaupt wählen und dem katholischen Kaiser direkt entgegenstellen sollten. Hierbei stieß er aber auf entschiedene Abneigung der Fürsten und das mag ihn vielleicht sogar gefreut haben, weil es ihm einen Vorwand lieh, die Fürsten öffentlich der Lauigkeit und des Egoismus zu zeihen und sich an den Bürgerstand und das eigentliche Volk zu wenden. Sehr richtig bemerkt Herr Gfrörer, daß die schreckliche Abcapitelung, welche sich die deutschen Fürsten und Grafen im Lager von Nurnberg gefallen lassen mußten, nicht bloß den Raubereien und der militärischen Unbotmäßigkeit dieser Herren, sondern hauptsächlich ihrem Stande galt, da Gustav Adolph zu gleicher Zeit ein Bündniß mit den Reichsstädten und mit den Bauern in Niederösterreich vorbereitete und es keineswegs verhehlte, daß er sich auf das eigentliche Volk stützen wolle, da die Fürsten so wenig für ihn thaten. Mit einem Wort, Gustav Adolph trat in die Fußstapfen Wallensteins und wollte von protestantischer Seite ausführen, was dieser von katholischer aus nicht vermocht hatte. Gewiß ist, daß der frühe Tod des Königs die Ausführung manches kühnen Planes verhindert hat. Unser Verfasser sagt darüber am Schlusse: „Vor der Lützner Schlacht stand er auf dem Punkte, mit der hohen protestantischen Aristokratie brechen zu müssen. Der alte Reichskanzler Orenstierna äußerte 1644 vor versammeltem Reichsrathe: „König Gustav Adolph hat kurz vor seinem Tode mit Seufzen bekannt, daß er nichts Anderes wünsche, als Gott möchte ihn von hinnen nehmen, dieweil er einen Krieg mit seinen Freunden ihrer großen Untreue wegen voraussehe; ein solcher Kampf schmerze ihn um so mehr, da die Welt die wahre Ursache desselben nicht errathen werde." Brach er aber mit den Fürsten, so konnte er sich nur durch das Mittel des Bundschuh und Sickingens aufrecht erhalten; d. h. er mußte die Ritterschaft auf dem von Tilly in Hessen angebahnten Wege, die Städte durch angebotene Vortheile, den Bauer endlich durch Aufhebung von Gilt und Frohnden auf seine Seite ziehen. Würde er aber dieß mit Nachdruck ausgeführt haben, so wäre er Herr von Europa geworden. Daß er schon den Anfang hiezu gemacht, wurde oben gezeigt. Gustav Adolf barg unter des Maske religiösen Eifers einen schrankenlosen Ehrgeiz. Nichts schien ihm zu hoch noch zu fern. Im Jahre 1632 streckte er die Hände zugleich nach der deutschen und der polnischen Krone aus, er reizte die Neugriechen, ja die Syrer gegen den Sultan auf. Den Franzosen hatte er den Handschuh so gut wie hingeworfen, Italien erzitterte vor ihm. Kurz bei längerem Leben würde dieser Held, der bei Lützen reinen Rufs ins Grab stieg, eine blutige Rolle als Eroberer gespielt und eine greuliche Soldatenherrschaft hinterlassen haben."

Wie ungeschickt die katholische Partei damals handelte, erhellt aus dem Erfolge. Wäre sie einig geblieben, hätte die Eifersucht zwischen der päpstlich-bayrischen und kaiserlichen Partei nicht so sehr vorgewaltet, so würde es ihr wenig Mühe gekostet haben, die Schweden schon in den ersten Monaten ihrer Landung in Deutschland wieder aufs Meer und nach ihrer Heimath zurückzutreiben. So aber brachte sich diese bisher so siegreiche Partei urchd ihre Zwietracht in die größte Gefahr. Die Ligue wurde von Gustav Adolph besiegt. Nun erhob sich der Kaiser und Wallenstein trat wieder auf. Allein auch er wurde bei Lützen besiegt und wenn hier Gustav Adolph nicht rein zufällig gefallen wäre, wie würde er seinen Sieg zum Verderben des Kaisers benutzt haben! Jedenfalls sind die großen Erfolge Gustav Adolphs ein klarer Beweis davon, daß in der katholischen Partei eben so arge Spaltung war, wie in der protestantischen, und daß es demnach nicht ganz konsequent ist, wenn Herr Gfrörer S. 434 sagt: „Während die katholischen Stände, durch die uralte Organisation römischen Kirchthums umschlossen, enge zusammenhielten, konnten die evangelischen Fürsten, durch die Reformation zu kleinen Göttern geworden und an die maaßloseste Befriedigung ihrer Selbstsucht gewöhnt, sich zu keiner höheren Einheit mehr erheben." Die katholischen Stände waren nicht so einig. Nachdem die katholische Partei im Jahr 1629 so vollständig die Oberhand gewonnen und ganz Deutschland unterjocht hatte, hätten sie sich den Sieg durch eine Handvoll Schweden nimmermehr wieder entreißen lassen sollen. So viel Verrath auch unter den Protestanten vorkam, haben sie doch eine so große Macht nie so leichtsinnig verscherzt, wie es die Katholiken in den Jahren 1630 und 1631 thaten.

Rom selbst, dem zu liebe doch am Ende alles geschah, erfreute sich an dem Restitutionsedikt und an der Alleinherrschaft des Katholicismus in Deutschland keineswegs. Es sah scheel zu allen Siegen des Kaisers, denn es fürchtete sich vor einer wiederauflebenden Alleingewalt des Kaisers viel mehr als vor den Protestanten, die doch immer nur eine Hälfte Deutschlands inne hatten. Rom sah in den Protestanten nur die Garanten der ewigen Spaltung und Zerstückelung Deutschlands, wie hätte es wünschen können, daß sie unter das Joch Eines allgewaltigen Kaisers kämen! Als daher der Kaiser dringende Vorstellungen beim Papst Urban VIII. machen ließ, daß er ihn doch nur mit einigen Geldmitteln unterstützen möchte, lehnte es der Papst ab. Es war in der Zeit, in welcher Gustav Adolph die Ligue niedergeworfen und Bayern erobert hatte, und Miene machte, in Oesterreich selbst einzufallen. „Zur Unterstützung seines ordentlichen Gesandten in Rom, Savelli, schickte Ferdinand II. den Kardinal Pazmany, Erzbischof von Gran, an den heiligen Stuhl ab. Pazmany fand einen eifrigen Fürsprecher an dem Kardinal Borgia, dem spanischen Botschafter. Nachdem dieser feurige Prälat dem Papste in verschiedenen geheimen Unterredungen stark zugesetzt, aber immer ausweichende Antworten erhalten hatte, kam es Anfangs März zu einem leidenschaftlichen Auftritt im versammelten Konsistorium. Borgia warf dem heiligen Vater ins Gesicht strafbare Gleichgültigkeit gegen die Kirche vor, weil er das österreichische Erzhaus in der gegenwärtigen Noth verlasse. Der Papst antwortete voll Bitterkeit: „An allem Unglück sey der Kaiser selbst Schuld; die Summen, die Heere von Soldaten, welche der mantuanische Krieg, die arge Verwüstung Italiens verschlungen, würden hinreichend gewesen seyn, um die schwedischen Waffen von Deutschlands Grenzen abzuhalten. Es sey lächerlich, von neuen Einfällen der Gothen in Italien zu sprechen, da das eben verflossene Jahrhundert viel greulichere Verheerungen des Kirchenstaats und Eroberungen Roms durch Spanier und Deutsche darbiete. Seine väterliche Sorgfalt für Vertheidigung des wahren Glaubens kenne die ganze Welt. Weil der mantuanische Krieg den Schatz der Kirche gänzlich erschöpft habe, so blieben ihm nichts als Gebete, als geistliche Mittel zum Schutze der Religion übrig.“ Nun forderte Borgia, daß man wenigstens den König von Frankreich, wegen seiner Verbindung mit den Ketzern, in Bann thue, und den Kardinal, welcher ihn zu diesem strafbaren Schritte verleitet habe, des Amtes entsetze. Urban VIII. erwiderte: Borgia habe als Gesandter einer fremden Macht gar nicht das Recht, der Versammlung der Kardinäle anzuwohnen, noch viel weniger etwas darin vorzutragen. „Außerdem lege ich, fuhr er fort, als der heilige Vater, dem Ihr Gehorsam schuldig seyd, Euch Stillschweigen auf.“ Andere Kardinäle von der spanischen Partei wollten den Gedemüthigten unterstützen; es entstand eine Aufregung und Verwirrung unter diesen bepurpurten Priestern, wie manchmal in Ständehäusern. Zuletzt bewilligte der Papst, durch erneuerte Drohungen geschreckt, eine winzige Summe. Desto freigebiger war er mit Beiträgen aus der geistlichen Schatzkammer, er schrieb ein allgemeines Jubiläum aus, um Gott für Vertilgung der Ketzer zu bitten, und ordnete zu gleichem Zwecke feierliche Umzüge an. Die kaiserlichen und spanischen Gesandten sahen, daß der Papst sein Gespött mit ihnen trieb.“ Was die Gegenbeschuldigung des Papstes gegen den Kaiser betrifft, so hatte der Papst allerdings recht, denn wenn der Kaiser gewollt hätte, so hätte er ja nur Wallenstein an der Spitze des Heeres lassen dürfen und kein Schwede würde die Oder überschritten haben.

Ein sehr ausführliches Kapitel widmet der Verfasser den Neuerungen und Verbesserungen, welche Gustav Adolph im Kriegswesen eingeführt hat. Er war der eigentliche Restaurator der antiken Kriegswissenschaft, und ihm verdankt man nicht nur wesentliche Erleichterungen in der Armatur, sondern auch große Fortschritte in der Taktik. Das Verdienst, die Feldkanonen zweckmäßig eingerichtet zu haben, gebührt übrigens einem Deutschen, dem der König nur Gelegenheit verschaffte, seine Erfindungen durchzuführen. „Tilly führte nur große Batteriestücke mit sich, deren kleinstes 24 Pfund schoß. Viele hatten ein Kaliber von 36—48. Zwanzig und wohl noch mehr Pferde mußten angespannt werden, um einen Vierundzwanzigpfünder, zwölf weitere, um den dazu gehörigen Vorrath von Pulver und Kugeln fortzuschleppen. Bei den größeren Stücken stieg die nöthige Zahl der Pferde in gleichem Verhältniß. Nur wenn sie in der Batterie aufgestellt waren, ruhten diese schwere Kanonen auf ihren Laffetten, bei Märschen wurden sie heruntergenommen und auf plumpe Karren gepackt. Die Lafetten ließ man dann nachführen. Man begreift, daß so große Metallmassen den verschiedenen Bewegungen des Heeres in einer Schlacht nicht folgen konnten. In unbewegliche Batterien wurden sie aufgeführt, wo sie zu Anfang des Treffens standen, da mußten sie bleiben bis zu Ende. Gab das Gefecht dem Heere, welches sie vertheidigen sollten, eine andere Stellung, so wurden sie völlig unnütz. Nicht minder fehlerhaft war die Art der Ladung. Man brauchte damals bei den deutschen Heeren noch keine Patronen für das grobe Geschütz. Die aufgeschlagene Pulvertonne war vor den Konstabler hingestellt, mit einer krummen Schaufel fuhr derselbe hinein, und dann in die Kanone das Pulver, das sich natürlich in der ganzen Röhre zerstreute, und so dem Schuß seine beste Kraft entzog. Die Kugel wurde

zuletzt auf das Pulver gesetzt und mit der Lunte losgeschossen. Tilly führte nur eine kleine Zahl von Kanonen bei sich, weil sein Geschütz aus lauter solchen schweren Stücken bestand, die einen ungeheuren Zug erforderten. Nie hatte er, so viel man weiß, mehr als achtundzwanzig. — In Wallensteins Heer war dieselbe Einrichtung in Bezug auf das grobe Geschütz, doch vermehrte er, weil auch die Stärke des Heeres bei Uebernahme des zweiten Oberbefehls größer war, seine Artillerie bis auf 80 Stücke." Gustav Adolph wich ganz von diesem System ab. „Im Jahr 1624 brachte ein deutscher Geschützoberst, von Siegroth, der in schwedische Dienste getreten war, die Lehre nach Schweden, daß eine Verkleinerung der Kanonen ohne Nachtheil für ihre Wirkung möglich sey. Gustav Adolph wollte es Anfangs nicht glauben und wettete mit dem Deutschen; viele Versuche wurden angestellt; die Erfahrung rechtfertigte die Lehren des Obersten; Gustav Adolph zahlte die Wette und ließ nun die alten Stücke umgießen. Es war der erste Anfang einer fliegenden Artillerie. Doch hatten diese Kanonen noch zu viel Gewicht. Ein weiterer Schritt geschah durch Einführung der ledernen Kanonen, welche oben beschrieben worden sind. Außerordentliche Leichtigkeit empfahl diese Stücke — sie wogen kaum einen Centner — aber sie erhitzten sich viel zu schnell. Deßhalb behielt sie Gustav Adolph nur bis zum Jahr 1631 bei. Der Engländer Hamilton hatte, wie wir bereits erzählten, eine neue Art von Kanonen erdacht. Da die Proben günstig ausfielen, führte sie Gustav Adolph bei seinem Heere ausschließlich ein. Diese neuen Kanonen waren aus Eisen gegossen, vier Fuß lang und wogen bloß 625 Pfund. Mit einer Ladung von 1⅓ Pfund Pulver schoßen sie eine Kugel von vier Pfund. Man lud sie nicht, wie bei den Kaiserlichen, aus freier Hand, sondern mit einer Patrone, an deren oberes Ende die Kugel durch Eisendraht befestigt war. Zwei Pferde zogen sie mit Leichtigkeit über Stock und Stein, ein einziges Roß schleppte den Munitionswagen. Aus diesen Stücken wurde, wie früher aus den ledernen Kanonen, die fliegende Artillerie der Schweden gebildet. Jedem Regimente waren mehrere derselben, oft sechs und acht, beigegeben. Gustav Adolph verstand es zugleich, sie verdeckt zu gebrauchen. Unsichtbar dem Auge des Feindes, standen sie zu Anfang der Treffen hinter den Linien der Musketiere. Wenn nun der Feind einbrechen wollte, öffneten sich etliche Reihen, und nun schleuderten diese Werkzeuge des Todes ihren Hagel von Eisen in die dichten Massen der Angreifer. Außerordentlich schnell wurden sie bedient ꝛc.

In der ausführlichen Schilderung der Schlacht bei Lützen vermissen wir, was die monumenta Paderbornensia über den Tod des Königs enthalten. In einzelnen Nebendingen hat der Verfasser zu rasch abgeurtheilt. Wenn er z. B. S. 437 die unglückliche Elisabeth Stuart, Gemahlin des Böhmenkönigs Friedrich beschuldigt, sie habe mit dem wilden Herzog Christian von Braunschweig in einem unerlaubten Verhältniß gestanden, und ihren Gemahl „zum Hahnrei gemacht," so ist er dafür nicht nur jeden Beweis schuldig geblieben, sondern er hat auch den aus Korrespondenzen hinlänglich bekannten Charakter jener Fürstin vollkommen mißkannt. Eben so ungerecht ist, was S. 958 über ihren Gemahl gesagt wird. Es ist dem Böhmenkönig niemals eingefallen, in München eine unedle Rache an seinem Vetter zu nehmen, vielmehr existirt von ihm noch ein Brief aus jener Zeit, worin er ganz in seiner bekannten naiven Weise sich freut, sich im Eigenthum seines Feindes zu ergehen, aber ausdrücklich bemerkt, er werde sich von all den schönen Sachen, die er vorgefunden, nicht das mindeste aneignen. So durchaus honett war dieser Fürst immer. Sein Leichtsinn war immer ohne Galle. Er hat sich nie gerächt, auch im Unglück in vertrauten Briefen nie eine Bosheit blicken lassen. — Glauben wir nun, daß in diesen einzelnen Fällen der Verfasser dem armen vom böhmischen Thron verstoßenen Paar zu hart begegnet ist, so scheint er uns dagegen die in Magdeburg begangenen Greuel S. 814 etwas zu milde zu beurtheilen. Am allerwenigsten aber möchten wir mit ihm übereinstimmen, wenn er den in einem Briefe an den Kaiser ausgesprochenen Wunsch Pappenheims, die kaiserlichen Damen in Wien möchten der Eroberung Magdeburgs zugesehen haben, eine „schöne ritterliche Wendung" nennt. Es ist sehr gerecht, die Verdienste Tillys hervorzuheben und ihn von der Schmach zu reinigen, mit der ihn bisher die ungerechte protestantische Geschichtschreibung gebrandmarkt hat, allein die in Magdeburg begangenen Unmenschlichkeiten können darum nicht aufhören, das tiefste Gefühl zu empören.

Am Schlusse des Werkes stellt der Verfasser die Resultate des großen Krieges zusammen und beurtheilt sie von dem nationalen deutschen Standpunkt aus, dem einzig richtigen. Und nachdem er das Unglück bedauert, was jener Krieg über Deutschland gebracht hat, schließt er mit der sehr wahren Bemerkung, daß auch unsere Nachbarn wenig dabei gewonnen haben. Namentlich war die durch Richelieu eingeschlagene Bahn den Franzosen zuletzt verderblich. Schweden erschöpfte sich durch Ueberreizung. Spanien und Rom selbst erschlafften. England allein hat gewonnen, weil es die Lebenskraft des Germanismus an sich zog.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 100.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 3. Oktober 1845.

Deutsche Geschichte.

12) Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Nach Urkunden und andern seltenen gleichzeitigen Quellen bearbeitet von M. Chr. A. Pescheck, erstem Diaconus an der Hauptkirche und geistl. Vorsteher des Seminars zu Zittau. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Arnold, 1844.

Es gab eigentlich drei Gegenreformationen in Böhmen, die erste nach dem Hussitenkriege, die zweite nach dem schmalkaldischen Kriege, die dritte im dreißigjährigen Kriege. Die erste drang nicht durch, die utraquistische Partei behauptete die Oberhand unter Georg Podiebrad. Die zweite Gegenreformation drang schon etwas gründlicher ein. Nachdem die deutschen Protestanten im schmalkaldischen Kriege unterlegen waren, hielt Ferdinand I. den blutigen Landtag in Prag, auf dem schreckliches Gericht gehalten wurde über alle, die sich der damals kaiserlich-päpstlichen Partei gegenüber kompromittirt hatten. Indeß wurde den Böhmen ständische und Glaubensfreiheit neuerdings durch den berühmten Majestätsbrief aufs bündigste zugesichert. Erst die dritte Gegenreformation nach der Schlacht am weißen Berge im Jahr 1621 drang vollkommen durch und rottete alle Reformationsparteien, die althussitische, die lutherische und calvinische nach einander mit folgerechter Konsequenz aus.

Ueber die beiden ersten Gegenreformationen nun faßt sich der Verfasser des vorliegenden Werkes ziemlich kurz, nur die letztere schildert er mit größter Ausführlichkeit. Es standen ihm reiche Quellen zu Gebote, wenn auch nicht alle, auf die es hier ankommt. Er sagt in der Vorrede. „Da in Böhmen selbst die Berichte der gedrückten und verfolgten Protestanten nicht vorhanden sind, von den meisten Nichtböhmen aber dieselben unbeachtet blieben: so mußte wohl ein nichtböhmischer Theolog, der aber böhmischen Blutes ist, jene Bruchstücke retten, ehe sie immer mehr untergehen. Im Besitze reicher böhmischer Literatur, unterstützt durch die aus dem Nachlasse vertriebener böhmischer Gelehrten in Zittaus Stadtbibliothek befindlichen Bücher, versorgt mit seltenen Schriften aus den Bücherschätzen zu Dresden und Görlitz, und aus der Bibliothek der Brüdergemeinde zu Herrnhut, konnte er, besonders aus mehrern kleinen seltnen Schriften aus der Zeit von 1609 bis 1624, die sonst den protestantischen Gelehrten gewöhnlich fremd bleiben, und durch fleißiges Forschen auch in neuen, obwohl selten nach Sachsen gelangenden Schriften aus Böhmen, ein so reiches Bild jener traurigen Zeiten gewinnen, das vielleicht allen deutschen Kirchengeschichtsforschern nicht unwillkommen seyn wird, wenn auch manche Wünsche übrig bleiben und das Werk nur den Namen eines Versuchs in Anspruch nehmen darf. Aus Böhmen selbst hat der Verf. Handschriftliches nicht verlangen dürfen; obwohl dort unermeßlich viele wichtige Papiere über jene Zeit und ihre Noth liegen müssen. Wie reich mögen böhmische Archive an offiziellen Aktenstücken, unstreitig auch an Berichten und Korrespondenzen der Gegenreformationskommissarien selbst seyn; namentlich das erzbischöfliche Archiv zu Prag, welches die allerwichtigsten Beiträge zu einem solchen Geschichtswerke darbieten könnte; ferner das bischöfliche Archiv zu Leitmeritz und vielleicht auch das zu Königingräz, die (einst rosenbergischen, nun schwarzenbergischen) ungemein reichen Archivschätze zu Wittingau, das Archiv zu Kruman, die czerninschen Urkundenschätze zu Neuhaus, die Sammlungen des Prager Museums, die zu Prag und zu Neuhaus befindlichen Papiere von Slawata, die von Paul Skala (zu Dur), von Wenzel Nosydlo und Andern, und, außer Böhmen, die kaiserlichen Archive zu Wien. Auch mögen zahlreiche, zerstreute Familienpapiere ungemein viel über unsern Gegenstand enthalten."

Die Böhmen handelten unbeschreiblich unbesonnen, verwegen und herausfordernd ohne Noth, fahrläßig in der Noth, wie es im slawischen Charakter liegt, den auch die Polen in ihrer Geschichte nicht verleugnet haben.

Sie hatten ohne Zweifel eine ganz gerechte Sache, sofern sie die herkömmlichen und ihnen heilig verbrieften Rechte vertheidigten. Aber sie setzten sich aus dem Recht leichtsinnig ins Unrecht, indem sie sich einen König wählten (Friedrich von der Pfalz), der eben erst als Kurfürst den bisherigen Böhmenkönig Ferdinand, hatte zum deutschen Kaiser, also zu seinem rechtmäßigen Herrn mitwählen helfen. Ferdinand hatte der Kaiserwahl kraft seiner böhmischen Kurstimme angewohnt, Friedrich hatte diese respektirt und den Böhmenkönig nicht nur als solchen, sondern auch als Kaiser anerkannt. Wie konnte er nun mit Fug ihm als Gegenkönig in Böhmen gegenübertreten? Der Kaiser hatte ganz Recht, ihn als empörten Reichsvasallen zu behandeln. Die armen Böhmen aber mußten es büßen. Wären sie ohne diese unglückliche Verbindung mit den pfälzischen Calvinisten in einer ständischen Opposition geblieben, so wäre ihre Sache gerecht gewesen und hätte vielleicht gesiegt.

Bekanntlich unterlag Friedrich in der Schlacht auf dem weißen Berge und ganz Böhmen wurde von der liguistischen, damals einig handelnden päpstlich-kaiserlichen Partei besetzt. Es ist merkwürdig, mit welcher Leichtigkeit dieser Umschwung der Dinge erfolgte, mit welcher Fahrlässigkeit die Böhmen sich dabei benahmen. Sie trauten einem Feinde, den sie aufs tiefste beleidigt hatten, und dessen Maximen ihnen überdieß nicht unbekannt seyn konnten. Es waren noch nicht fünfzig Jahre vorüber seit der Pariser Bartholomäusnacht und seit Albas Blutgerichten in den Niederlanden. Die Partei der Gegenreformation hatte überall dasselbe System beobachtet, die arglosen Gegner erst in Sicherheit gewiegt und sie dann plötzlich mit einem raschen Tigergriff gepackt. So wurden die Reformirten in Paris auf einer Hochzeit abgeschlachtet, zu der sie sich im besten Vertrauen eingefunden hatten. So wurde Egmont in Brüssel im Hause Albas verhaftet, der ihn zutraulich eingeladen hatte. Das war weltkundig. Die kompromittirten Böhmen konnten kein besseres Schicksal erwarten und dennoch blieben sie und ließen sich fangen, wie Egmont. Tilly, der Sieger auf dem weißen Berge, Haupt des liguistischen Heeres, und so lange von protestantischen Geschichtschreibern verkannt, verleumdet und als ein Scheusal geschildert, zeigte hier die edelste Großmuth. Er war es, der die böhmischen Herrn warnte und zur Flucht mahnte, weil ihnen nahe Gefahr drohe. Er that dieß rein aus Menschlichkeit, denn Niemand war dem katholischen Glauben treuer, und wünschte den Sieg desselben eifriger, als er; allein er wollte den geraden, nicht den krummen Weg, das Schwert in offner Schlacht, nicht das hinter dem Freudenmahl lauernde Henkerschwert.

Der Verf. schildert nun sehr ausführlich die tragische und rührende Geschichte des Prozesses und der Hinrichtung dieser Herrn. Die Standhaftigkeit, mit welcher die ritterlichen und gelehrten Böhmen dem Tode entgegengingen, die Gespräche, die sie noch vor dem Tode führten, erinnert sehr lebhaft an ähnliche Scenen vor der Hinrichtung der Girondepartei in Paris, nur daß der nationale und religiöse Charakter uns jene Böhmen in noch viel ehrwürdigerem Lichte erscheinen läßt.

Viel wichtiger als diese Prager Schreckensscene, die doch nur eine Anzahl bedeutender Männer traf, war der Prozeß, in den das ganze Land verwickelt wurde. Man befolgte das System, das schon ein alter Skythenkönig beispielsweise angegeben, indem er gezeigt, wie schwer es sey, einem Pferde den Schweif ganz und auf einmal auszureißen, wie leicht aber, wenn man Haar für Haar ausziehe. Diesem System getreu wurden nun damals in Böhmen zuerst die Wiedertäufer proskribirt, ihrer Güter beraubt, eingekerkert oder verbannt. Daran nahm Niemand Anstoß, war es ja nur eine extreme Sekte. Dann kamen die Calvinisten, dann die Utraquisten dran, und immer noch hofften die Lutheraner, ihnen werde nichts geschehen, und freuten sich sogar über den Fall der andern, indem sie selbst sich auf den sächsischen Schutz verließen. Aber nachdem alle andern Parteien der Reformation einzeln außer Besitz gesetzt, aller Kirchen, aller Güter beraubt und verbannt oder mit Gewalt bekehrt waren, kam die Reihe auch an die Lutheraner und es ging ihnen nicht besser. Doch machte man auch unter ihnen noch zwei Abtheilungen und rottete erst nur die böhmischen, zuletzt auch die deutschen Lutheraner aus. Anfangs bangten die Jesuiten noch vor einem allgemeinen Widerstande und ließen daher gern alle Volkshäupter, Edelleute und reiche Bürger aus dem Lande entkommen, zufrieden, ihnen die Güter genommen zu haben. Als sie aber bereits festen Boden genug gewonnen und den Widerstand nicht mehr fürchteten, nahmen sie sogleich darauf Bedacht, daß das Land durch zu viele Auswanderungen entvölkert würde, hielten daher die Fliehenden zurück oder nahmen ihnen wenigstens die Kinder weg. Die Trennung der Kinder von den Eltern war überhaupt ein Hauptmittel jener Gegenreformation, welche zwar des Entsetzlichen viel darbietet, in der man aber doch zugleich die Konsequenz und kluge Berechnung von jesuitischer Seite bewundern muß.

Der ganze zweite Band des Pescheck'schen Werks ist mit detaillirten Schilderungen der Drangsale erfüllt, welche über die Gemeinden, Familien und Individuen verhängt wurden, die sich nicht sofort bekehren wollten. Wegnahme der Kirchen war das erste, und zwar in der oben bezeichneten Stufenfolge, denn man verfuhr langsam und nach Rangordnung der Sekten. Die meisten Kirchen wurden einfach beibehalten und neugeweiht, nachdem man alles, was an akatholisches Wesen erinnerte, darin zerstört oder daraus entfernt hatte. Zuweilen machte sich der Haß der Bekehrer auf originelle Weise Luft. Die Gräber und

Gebeine der berühmtesten Heroen aus der Hussitenzeit wurden in Staub verwandelt. Nicht selten kam es vor, daß man die Kanzeln, wo Evangelische gepredigt hatten, und die Altäre, wo man das Abendmahl, nach Christi Einsetzung, unter beiderlei Gestalt, empfangen hatte, mit Ruthen und Peitschen ausprügelte. Diese Thorheit schämte man sich nicht, sogar in den angesehensten Städten zu begehen, wie zu Prag selbst, zu Iglau, zu Znaym. Als die Jesuiten zu Prag ihre Kirche, welche zu König Friedrichs Zeit die Brüdergemeinde inne gehabt hatte, wieder neu weihen wollten, streuten sie Schießpulver über den ganzen Fußboden und zündeten das an, um durch Rauch und Flamme das Ketzergift zu vernichten. Aus den Dörfern und in kleinern Städten machte man am wenigsten Umstände. Als die ersten Gegenreformationsexecutoren in die Kirche von Zrutschen kamen und den Prediger Paul Moller gerade auf der Kanzel predigen sahen, schossen sie ihn ohne weiteres herunter. Dem Pfarrer Martin Mareich zu Krzessin entehrten sie die Töchter unter seinen Augen. Den Paul Welwar, Prediger zu Czelakow, nahmen sie gefangen, und plagten ihn abwechselnd mit Eis und glühenden Kohlen, woran er starb. Einen Andern verbrannten sie mit seinen eignen Büchern. Doch wir wollen diese und noch ärgere hier erzählte Greuel nicht weiter detailliren.

Alle nichtkatholischen Prediger ohne Ausnahme wurden umgebracht, eingekerkert und bekehrt oder aus dem Lande gejagt. Es war aber schwer, ihre Stellen zu besetzen, da es vorher nur wenige Katholiken in Böhmen gegeben hatte und böhmisch redende Priester katholischen Glaubens selten waren. Man sah sich daher genöthigt Mönche aus Polen zu verschreiben, deren Sprache der böhmischen ziemlich ähnlich war. Doch allgemein beschwerte man sich über die Unwissenheit und Rohheit dieser geistlichen Surrogate. Welche furchtbare Nemesis, daß nun dasselbe Polen dieselbe Erfahrung machen muß durch russische Popen, die ihm statt den nach Sibirien verbannten katholischen Seelenhirten mit Exekutionstruppen aufgedrungen werden!

Außer der Vertreibung der alten Pfarrer und der neuen Einweihung der Kirchen für den katholischen Kultus war es eine Hauptmaxime, alle akatholischen Bücher zu verbrennen. Da aber die Exekutoren selten böhmisch verstanden und bei der wirklich zahlreichen hussitischen Literatur die Vermuthung hegten, alle in böhmischer Sprache geschriebenen Bücher seyen ketzerisch, so wurden auch die unschuldigsten Werke, namentlich geschichtlichen Inhalts, verbrannt, z.B. eine ganze Auflage von Dalimils Chronik. Das am meisten verbreitete Buch war die Bibel, die man daher auch in Masse verbrannte und zwar häufig unter dem Galgen, z. B. in Königingrätz. In Gabel und Nimes mußten die Einwohner ihre Bibeln selber zur Schandsäule, wo die Verbrecher gewöhnlich gestäubt wurden, tragen und daselbst verbrennen.

Das gemeine Volk wurde durch die berühmten lichtensteinischen Dragoner bekehrt. Fürst Karl von Lichtenstein war damals Gouverneur in Böhmen und errichtete jene Dragoner ausschließlich zum Zweck der Bekehrung. „Diese Lichtensteiner waren nicht ein Regiment, das vor dem Feinde gestanden, nein nur zum Quälen und Beugen der eignen Landsleute bestimmt, mit aller Freiheit dazu versehen und unstreitig aus lauter Katholiken zusammengesetzt. Was thun nicht rohe Menschen, die da wissen, daß ihnen alles Quälen und Drängen erlaubt ist, ja daß ihre Anführer es recht gern sehen? Besonders wurden sie dazu gebraucht, die Leute mit Gewalt, mit Säbelhieben in die katholische Messe zu treiben, weil der Kaiser durchaus Einheit der Religion und des Gottesdienstes in seinen Staaten verlangte und sie zur Seligkeit, wie er wähnte, wohlmeinend, bevormunden wollte. Darum nannte man sie auch die Seligmacher. Aufs zahlreichste in die Häuser der Protestanten einquartiert, quälten sie die Wirthe durch Forderungen und Schläge auf alle erdenkliche Art, wurden aber sogleich weggenommen, wenn jemand sich katholisch zu werden bequemte. Welche Versuchung auch für bisher standhaft gewesene Protestanten! Eine der empörendsten Quälereien war wohl die, wenn sie Mütter so anbanden, daß sie ihre Säuglinge nicht erreichen konnten, deren Weinen vernahmen und doch nicht eher sie tränken durften, bis sie versprochen haben würden, katholisch zu werden. — Was der Historiker Worbs in seiner Geschichte von Sagan, S. 313 von dem Verfahren der Bekehrungssoldaten übersichtlich sagt, verdient, hier auch eingeschaltet zu werden. Um von ihren vielerlei Methoden, die Menschen zur Ueberzeugung von der katholischen Religion zu bringen, nur wenige zu erzählen: so ließen sie die Menschen viele Tage und Nächte nicht schlafen, so daß die Unglücklichen in eine Art von Wahnsinn fielen, in welchem sie leicht zu bewegen waren, die Beichtzettel zu holen. Einige schleppte man mit den Haaren zur Messe und zur Kommunion oder peitschte sie mit Ruthen, bis ihnen das Fleisch vom Leibe fiel. Andere führte man unter den Galgen und drohte, sie zu hängen, oder setzte ihnen Degen und Pistolen auf die Brust, und versicherte sie, daß sie nur durch den Abfall ihr Leben retten könnten. Den Sechswöchnerinnen nahm man die Kinder und legte sie in einen Winkel, daß sie die Mütter in einigen Tagen nicht stillen durften, wie sehr auch die armen Kleinen winselten und schmachteten. Die Mütter bewachte man im Bette und ließ sie nicht heraus, so sehr es auch die Natur forderte. An der Gicht und andern schmerzlichen Krankheiten darnieder Liegende quälte man so lange, bis sie versprachen, ihren Glauben zu verläugnen. Selbst die zum Abfall Gezwungenen verspottete man auf die grausamste Weise. Ein Offizier zu

Polnisch-Neustadt ging in Stiefeln und Sporen, mit angehängtem Degen vor das Altar und theilte den Unglücklichen, welche den Verlust des Kelchs im Abendmahle beklagten, den Kelch selbst aus ꝛc." Auch einzelne Edelleute thaten das Ihrige, auf ihren Gütern ihre Unterthanen zu bekehren, wobei abscheuliche Dinge vorkamen. In Nawysoki wurde die ganze Gemeinde in der Kirche, wo sie noch reformirten Gottesdienst hielt, durch drei Kompagnien Soldaten gefangen genommen und, beide Geschlechter, ausgezogen und furchtbar durchgeprügelt. Auf den Kolowratschen Gütern wurde den Bauern das Maul mit einem Holz aufgesperrt und die Hostie sub una eingeschoben. — In Königingratz wurden die Menschen durch Kroaten mit geschwungenen Säbeln in die Messe getrieben, und als das noch nicht half, nahm man alle Bürger gefangen und stopfte die Keller mit ihnen voll, während die brutale Soldateska mit den Weibern und Töchtern hauste, bis die Meisten aus Angst sich bekehrten. In Schlan sperrte man die Menschen in ein enges Gemach, worin sie sich nicht rühren konnten, und ließ sie nicht eher, selbst nicht zur Befriedigung des natürlichsten Bedürfnisses hinaus, bis sie sich bekehrten. Zu Holeschau in Mähren machte man Käfige (Kabaty) von Eichenholz. Wer hineingesperrt war, konnte weder sitzen noch stehen, vor Engigkeit, sondern nur und zwar krumm mit halbgebogenem Rücken gleichsam darin lehnen ꝛc.

Außerdem halfen klare Gesetzesbestimmungen. Kein Akatholischer durfte heirathen; keiner ehrlich begraben werden; keiner irgend ein Bürgerrecht ausüben oder ein Gewerbe treiben; keiner ein Testament machen. Ja es wurde sogar befohlen, keinem irgend ein Nahrungsmittel zu verkaufen. Endlich sollten nicht einmal die Hospitaler einen aufnehmen dürfen. Dieses schreckliche Dekret erließ Fürst Lichtenstein zu Prag im Jahre 1626. Später zogen umher und nahmen den Kaufleuten, Bauern ꝛc. alles Verkäufliche weg, weil ein Akatholischer nichts mehr verkaufen dürfe.

Die menschliche Natur ist bekanntlich schwach, daher darf man sich nicht wundern, daß bei weitem die Meisten es nicht bis zum Martyrium kommen lassen wollten. Hatte man doch schon in den ersten Jahrhunderten der Christenheit ganz dasselbe erlebt. Zu Tausenden fielen die Christen von ihrem Glauben ab, wenn die Kaiser eine Verfolgung dekretirten, und es kostete viele Mühe, nachher die Treugebliebenen dahin zu bringen, daß sie die Abgefallenen noch als Christen anerkannten; ja es kam so weit, daß die Treugebliebenen noch einmal im Namen der kirchlichen Politik selbst verfolgt wurden, da es die Kirche nicht rathlich fand, die Mehrheit der Minderheit aufzuopfern. So wunderlich geht es oft zu in Kirchenangelegenheiten. Inzwischen muß man doch jenen Böhmen nachsagen, daß sie mehr Standhaftigkeit bewiesen haben, als heute von mancher Seite bewiesen werden würde, wenn es darauf ankäme. „Ein merkwürdiges Beispiel von Beständigkeit gaben 4 Handwerker in der Kossenberger Gegenreformation. Von etwa 300 Unterthanen hatten nur 10 zum Gefängniß Muth gehabt. Unter diesen fiel sechsen die Kälte und der Hunger der Kerker so schwer, daß sie endlich nachgaben, vier aber waren bereit zu weiterer Qual. Ihre Namen waren Siegmund Hrussowsky, Nicol Szarowez, Johann Akfamit und Lorenz Karlik. Man versuchte nun weiteres mit ihnen. Nachdem sie schon lange und täglich viel Hartes erfahren, so quälte man sie noch weiter fünf Wochen lang, und zwar im Februar und März, mit Kälte, dann neun Tage mit Hunger dergestalt, daß man ihnen keinen Bissen Brodes reichte. Sie besaßen nur ein kleines Stück Brod. Damit, und durch Trinken ihres eignen Urins mußten sie ihr Leben fristen. Endlich kam ein Jesuit mit dem Schloßhauptmann zu ihnen hinein, und sie drohten ihnen mit vielen Worten, daß es ihnen, wenn sie nicht zur Besinnung kämen, noch weit schlimmer ergehen solle. Siegmund erwiderte: Lieber wollen wir doch Hunger, oder Strang, oder Scheiterhaufen dulden, ehe wir gegen unsern Gott sündigen! Als sie gingen, rief er ihnen noch nach: was ihr thun wollet, thut bald! Nun ließ man ihnen nur zweimal in der Woche ein Stückchen Brod und einen Trunk Wasser geben. Dann trennte man sie von einander. Akfamit mußte im bisherigen Gefängnisse bleiben, Nicolaus ward in die Abtrittsgrube, Siegmund in ein Kaminloch gesperrt, und Niemand aus ihren Familien durfte ihnen nahen. Endlich wurden sie, da man 21 Wochen lang alles an ihnen vergeblich versucht hatte und man an ihrer Bekehrung verzweifeln mußte, an Gelde gestraft und des Landes verwiesen. Mit Freuden verließen sie ihr Eigenthum und gingen nach Polen. Karlik jedoch starb, an den Folgen der Gefangenschaft, noch ehe er die Grenze erreichte."

Die Gegenreformation wurde vollständig durchgeführt, und erst i. J. 1781 kamen in Folge des Toleranzedikts Kaiser Josephs II. wieder Akatholische zu gewissen Rechten.

Der Verf. wendet sich nun zu den Ausgewanderten, die in ungeheurer Zahl nach allen Richtungen sich zerstreuten, von denen aber besonders viele in der benachbarten Lausitz sich niederließen, wo sie zunächst Zittau in Blüthe brachten, und später Herrnhut, von wo aus die böhmischen oder mährischen Brüder eine neue welthistorische Bedeutung erlangt haben, die man wohl nicht geahnt hatte zu den Zeiten des Zizka und Huß, da jene alten eisengepanzerten böhmischen Brüder die Welt mit dem Schwerte bessern wollten, die neuen aber nur mit Worten der Liebe und des Friedens. Die Herrnhuter Brüdergemeinde ist auf dem Grabe der Hussiten wie eine Lilie auf dem Grabe eines alten Helden erwachsen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 101.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 6. Oktober 1845.

Volkslieder.

1) Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Uhland. Erster Band. Liedersammlung in fünf Büchern. Zweite Abtheilung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

Das vierte und fünfte Buch oder der Schluß der Liedersammlung, welcher nun noch im zweiten Bande die erörternde Abhandlung sammt den Anmerkungen folgen wird. Der Plan des Ganzen ist bekannt und die ersten drei Bücher der Sammlung sind schon früher erschienen.

Im vierten Buche finden wir eine große Menge Scherz-, Wein-, Schelmenlieder, Neithart, Freuden- und Spottgesänge der Handwerker, Bauern, Fuhrleute, Bettler 2c. Den Anfang machen mehrere alte Martinslieder hauptsächlich mit Bezugnahme auf die Martinsgänse. Dann folgt ein treffliches Schelmenlied:

Wo sol ich mich hin keren
ich tummes brüderlein?
wie sol ich mich erneren?
mein gut ist vil zu klein;
als ich ein wesen han
so muß ich bald davon,
was ich sol heur verzeren
das hab ich fernt vertan.

Ich bin zu frü geboren
ja wo ich heut hin kum
mein glück kumt mir erst morgen;
het ich das keisertum
darzu den zol am Rein
und wär Venedig mein
so wär es als verloren
es müst verschlemmet sein 2c.

Aus den letzten Strophen des langen Liedes erhellt, daß der Sänger ein Räuber ist und wenn er das Wammes vom Leibe vertrunken hat, wegelagert, um Beute zu machen:

Drei würfel und ein karte
das ist mein wapen frei,
sechs hübscher frewlein zarte
an ietlicher seiten drei;
ruck her, du schönes weib!
du erfrewst mir's herz im leib,
wol in dem rosengarte
dem schlemmer sein zeit vertreib!

Ich bind mein schwert an dseiten
und mach mich bald davon,
hab ich denn nit zu reiten
zu fußen muß ich gan;
es ist nit allzeit gleich,
ich bin nit allweg reich,
ich muß der Zeit erbeiten
bis ich das glück erschleich.

Dann beginnt den Reigen der guten alten Wein und Trinklieder das berühmte, hier auf seine ältesten Redaktionen zurückgeführte Lied: „Der liebste Bule, den ich hab" 2c. Ferner ein Bohnenlied, wenn auch nicht das berühmte, verloren gegangene, über das kein anderes Lied gehen soll. Dann noch mancherlei andere ähnliche derbern Schlags, ein sehr tollustiges von der Bauernhochzeit:

Die Bauern von sanct Pölten
darzu die ganze gmein,
wüste! hotta ho!
sie ritten auf ein hochzeit,
ir keiner blieb daheim,
wüste! hotta ho ho!

Sie hatten alle sporen,
allein der richter nicht:
der hatt ein alt par stifeln,
Die hatten kein solen nicht.

Sie ritten alle hengste,
allein der richter nicht:
der ritt ein faule märe,
das füllen das lief mit.

Da hubens an zu rennen
wol über stein und stock,
der bräutgam war der vörderst
in seinem blauen rock.

Da giengen sie zur kirchen
mit trummel und pfeifen gut
und hatten im wirtshause
ein leiden guten mut.

Was gab man in zu essen?
ein dicken dünnen brei,
da kam des bräutgams vater
und fiel mit der nase drein.

Was hatten sie zu trinken?
ein süßen sauren wein,
da wolt ein jeder flegel
der nächst beim faße sein.

Und da sie waren trunken
da hubens ein hader an,
hieb einer seim gesellen
ein wund daß blut rauß ran.

Sie zogen all vom leder,
allein der schulze nicht:
der nam ein ofenkrücke
und wert sich wunderlich.

Der lärm war kaum gestillet
sie fiengen ein andern an,
biß daß ir neun tot bliben
wol auf demselben plan.

Das lied das sei gesungen
den bauern zu guter nacht,
sie sind grob, stolz, unnütze,
treiben iezt die größte pracht.

Von ähnlicher Keckheit ist das alte „Nun schürz dich, Gredlein, schürz dich!" Deßgleichen: „Es het ein Schwab ein Töchterlein" 2c.

Unter den Liedern, die sich besondere Stände zum Gegenstand auswählen, nimmt wohl das alte Schreiberlied mit Recht einen der ersten Plätze ein:

Papirs natur ist rauschen
und rauschen wil es vil,
man kans nit wol vertuschen
denn es stäts rauschen wil,
es rauscht an allen orten
weil sein ein stücklein ist:
desgleichen die gelerten
rauschen on argelist.

Auß lumpen tut man machen
der edlen schreiber zeug,
es möcht wol iemands lachen
fürwar ich dir nit leug:
alt lumpen schon gewaschen
darzu man brauchen tut,
hebt manchen auß der aschen
Der kunst lit große not 2c.

Die dinten in der flaschen
den edlen schreibern wert
oft füllet ihre taschen;
kein edler kunst auf erd
dann wann man so tut schmieren
papir mit dinten schon,
daran tuns nichts verlieren
und gibt in guten lon.

Die schreiber muß man haben
samt irem zeug und gunst,
nach inen tut man traben,
Der schreiber ist die kunst;
vorm schreiber muß sich biegen
oft mancher stolzer helt
und in ein winkel schmiegen
wiewol es im missfelt.

Dieses Lied, das auf die heutigen Bureau- und Literaturzustände so trefflich paßt, und das man in des Knaben Wunderhorn für modernen Ursprungs und unter die ältern Lieder nur eingeschmuggelt halten konnte, ist wirklich schon im Jahr 1551 zu Nürnberg gedruckt erschienen. Es ist gewiß Schade, daß man das Lied nicht mehr singt. Die Verse „Papiers Natur ist rauschen und rauschen will es viel" und „aus Lumpen thut man machen der edlen Schreiber Zeug" sind mehr werth, als manche politische Verse der neuesten Zeit. — Dann thun sich besonders die Müllerlieder hervor, mehr als Metzger-, Schuster-, Weber-, Schäferlieder 2c. Die Schneider spielen hier noch keine Rolle. Eins der nettesten, freudigsten Volkslieder ist das vom Fuhrmann:

Es wolt ein furman ins Elsaß faren,
er wolt ein fuder wein aufladen
darzu den aller — hederle
zum fiz und federle!
Darzu den allerbesten.

Alsbald er über die brucken nauß fur
da patschet sein geisel, da knallet sein schnur
seine rößlein teten — hederle
zum fiz und federle!
seine rößlein teten traben.

Er fur für einer fraw wirtin haus,
die wirtin sah zum fenster rauß
mit irn braunäuglein — hederle
zum fiz und federle!
mit irn braunäuglein klare.

Und da er in die stuben nein trat
die wirtin bei den gästen saß,
sie brann gleich wie ein — hederle
zum fiz und federle!
sie brann gleich wie ein rosen.

Fraw wirtin! habt ir nit so vil gewalt
daß ir ein furman übernacht behalt,
vier roß und einen — hederle
zum fiz und federle!
vier roß und einen wagen? ꝛc.

Den muthwilligen Schluß wollen wir hier weglassen. Sehr gut sind auch zwei Bettlerlieder, ein klägliches von der Armuth:

Heur gen disem summer
ich armer ellender man
ain weib hab ich genummen,
warumb hab ichs getan?
Armut hat mir die lauten geschlagen,
Ellend hat mir gepfiffen,
zu der e hab ich gegriffen
rat zu: wie haist die braut?

Die braut die haist: Ach laider!
der breutgam: Daß got derbarm! ꝛc.

und ein lustiges vom Bettlerglück mit muthwilligster Wendung Seite 737. Ferner lustige Schwänke vom Schreiber im Korbe. Schließlich von bösen und alten Weibern. Das Mißbehagen am weiblichen Alter ist am naivsten in folgendem Scherzliede ausgedrückt:

Gar hoch auf jenem berge
da stet ein rautenstrenchelein
gewunden auß der erden.

Und da entschlief ich under,
mir traumt ein wunderlicher traum
wol zu der selben stunde.

Es traumt mir also süße:
wie daß ein wunderschöne Maid
wol stünd bei meinen füßen.

Und da ich nun erwachet
da stund ein altes grawes weib
vor meinem bett und lachet.

So wolt ich daß es wäre
und daß man sieben alte weib
umb eine junge gäbe.

So wolt ich auch die meine
geben umb ein bratwurst
und umb ein seidel weine.

Im fünften und letzten Buche sind Romanzen, Legenden, geistliche Lieder und historische Lieder aus der Reformation enthalten. Die Lieder vom Tanhäuser, vom Moringer, vom Grafen von Rom, von den drei Landherren. Lieder auf und Legenden von dem heiligen Michael, Petrus, Christoph, Wolfgang. Segenssprüche, Abwendung von Ungewittern. Sankt Johannis Minne:

Zu segen ich hie beginne
sant Johans minne:
die gesein uns der starke sabaot!
darnach, lebendiger got,
geruch uns hie zu segen
und darin zu regen
diner gnaden guz
der da ist ein überfluz,
daz er werde durchfrischet
und heiliklich gemischet
diser trank, der werde alhie,
daz davon alle bosheit flieh, amen!

Das Lied ist sehr lang. Ohne der künftigen Erklärung des Herausgebers vorgreifen zu wollen, bemerken wir nur, daß die beiden Johannisfeste in die Solstitien fallen und der Johannistrunk ohne Zweifel aus dem Heidenthum herübergenommen und christianisirt worden ist. — Gar alt scheint das Pilgerlied der Pilger vom Berge Gargano in Apulien, auf dem der Erzengel Michael erschienen seyn soll; wenn auch das Lied zu reformatorischer Polemik (ziemlich unpassend) benutzt wurde.

Daran schließen sich dann herrliche alte Kirchenlieder „Christ ist erstanden“ ꝛc. in der edelsten Einfachheit gedichtet und unübertrefflich. Ferner eine Menge schöner alter Marienlieder, unter denen das auf Seite 842

wegen der Uebertragung weltlicher Minne auf die geistliche auffällt. Unter mehreren Nonnenliedern tritt der merkwürdige Kontrast der tiefsten und innigsten Andacht mit der im Kerker seufzenden Weltlust hervor. Von der erstern Art ist das bewunderungswürdige Lied Seite 850:

Owe des smerzen
den ich arme trage
an mime herzen
und enweiß weme ich clage!
got, lo dich erbarmen
mine not
und treste mich arme
durch dinen tot!

Jemer crenket
min gemûte
so mir gedenket
siner gûte:
daß er sich wolte
dem biteren tode geben
daß er uns koufte
ên ewiges leben.

Wo sol ich vinden
mines herzen trost
der sich lie binden
daß wir wurden erlost;
owe des smerzen
den ich arme trage
an mime herzen
und enweiß weme ich clage!

Und als Gegensatz dann das berühmte Lied, von dem die Limburger Chronik sagt, es sey in ganz Deutschland gesungen worden.

Gott geb im ein verdorben jar
der mich macht zu einer nunnen
und mir den schwarzen mantel gab,
den weißen rock darunten!

Soll ich ein nunn gewerden
dann wider meinen willen
so will ich auch einem knaben jung
seinen kummer stillen,
und stillt he mir den meinen nit
daran mag he verliesen.

Es folgen noch mehrere Lieder dieser Art. — Unter den beliebten Liedern der Reformation tritt Luthers „eine feste Burg“ und Huttens „ich habs gewagt“ am mächtigsten hervor.

Wir begnügen uns mit dieser einfachen Uebersicht und Charakteristik des Inhalts und hoffen auf manches schöne Lied zurückzukommen, wenn erst der edle Herausgeber selbst den Kommentar gegeben haben wird.

Schädellehre.

Die Phrenologie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus beleuchtet. Von Dr. G. H. Meyer. Tübingen, Laupp, 1845.

In dieser kleinen Schrift werden die Irrthümer der Phrenologie auf eine bündige Weise widerlegt. Es wird namentlich gezeigt, daß die Seelenkräfte des Menschen sich anders verhalten, als die Phrenologen annehmen, und daß, wenn die Organe des Gehirns wirklich der vollkommene Ausdruck derselben seyn sollten, sie um vieles anders vertheilt seyn müßten. Wichtige Organe fehlen ganz, unbedeutendere werden wichtig genommen. Grundvermögen werden nicht als solche, sondern nur in den Verzweigungen ihrer Aeußerung erkannt. Körperliche Gefühle, die ihre bestimmten Organe außerhalb des Hirns haben, werden ohne Noth vom Hirn abhängig gemacht ꝛc. Aber auch die Schädelformen selbst können nicht entscheiden. Mit Unrecht legen die ältern Phrenologen auf die einzelnen Erhöhungen oder Senkungen im Schädel, mit Unrecht legt auch noch Carus auf die Formen- und Größenverhältnisse des kleinen und großen Gehirns, des Vorder-, Mittel- und Hinterhauptes entscheidendes Gewicht. Denn wenn auch der Schädel vorn eingedrückt erscheint, so ist deßwegen das darunter verborgene Gehirn nicht kleiner, sondern schiebt sich nur weiter rückwärts und alle seine Organe sind vorhanden, wenn sie auch nicht ausdrucksvoll hervortreten. Endlich macht der Verfasser auch noch darauf aufmerksam, daß es nicht allein auf die Masse, Größe, Form, überhaupt auf die Quantität des Gehirns ankomme, sondern auch auf die innere Struktur, Gesundheit, kräftige oder feine Ausbildung, mit einem Worte die Qualität.

Das sind lauter wohlbegründete Einwendungen gegen die Autorität der bisherigen Schädellehren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 102.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 8. Oktober 1845.

Volkslieder.

2) Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern x., herausgegeben von J. M. Firmenich. 1ste—6te Lieferung. Berlin, Schlesinger, 1843—1845.

Die Lieferungen dieses sehr empfehlenswerthen Werkes sind ein wenig langsam auf einander gefolgt. Gegen den Titel würden wir Einiges einwenden, wenn es irgend der Mühe werth wäre, bei verdienstlichen Werken sich an solchen Kleinigkeiten zu stoßen. Den Namen Germanien gaben unserm Lande die Römer, nicht wir selbst. Wenn es sich nun von deutscher Sprache handelt, sollte man auch den welschen Landesnamen nicht zu Hülfe nehmen. Ferner hören wir nicht gern in der Mehrzahl von deutschen Völkern sprechen. Wohl uns wenn wir nie hätten Völker, wenn wir immer nur hätten ein Volk seyn wollen. Doch wie gesagt, der Titel ist Nebensache.

Was den Inhalt belangt, so verspricht uns der Herausgeber eine Sammlung aller deutschen Mundarten, wie sie noch jetzt vorkommen, hat aber überall, so weit uns die Sammlung vorliegt, nicht bloß auf das Sprachliche allein, sondern zugleich auf örtliche und volksthümliche Denkweise, Sage und Poesie Rücksicht genommen. Das ist doppelt verdienstlich und erhöht den Werth des Werkes, doch hätte auch überall bemerkt seyn sollen, ob ein Lied bloß aus der modernen Schriftsprache in die Volksmundart vom Einsender übertragen wurde oder ob er ein echtes altes Volkslied mittheilt. So finden wir z. B. den Erlkönig ohne nähere Bezeichnung des Autors in der Bremer Mundart, wobei Zweifel entstehen könnte, ob nicht an ein altes Original vor Goethe zu denken wäre, was aber nicht der Fall ist, da Goethe zwar ein altes Volkslied von König Olof, aber keineswegs wörtlich nachbildete.

Die Sammlung beginnt mit der Mundart von Ostfriesland, Helgoland und umfaßt dann die von Bremen, Holstein, Hamburg, Mecklenburg, Rügen, Pommern, Preußen. Vom äußersten Nordosten Deutschlands geht die Schau wieder rückwärts nach Westen in einer unterhalb jener ersten liegenden Linie über die Marken, das Magdeburger Land, Braunschweig und Hannover, Oldenburg, Westphalen, Cleve, Berg, die Rheinlande mit Köln. Damit schließt das 6te Heft.

Auf das Einzelne vergleichend einzugehen halten wir nicht für angemessen, bis uns das Ganze vorliegen wird. Noch bleibt das ganze Mittel- und Oberdeutschland übrig. Wir benutzen aber diesen Anlaß, um solche unsrer Leser, die im Stande sind, passende Beiträge zu dem so schönen und reichhaltigen Werke zu liefern, und von dem Unternehmen vielleicht noch keine Kunde gehabt haben, zur thätigen Unterstützung desselben aufzufordern.

3) Oesterreichische Volkslieder mit ihren Singweisen gesammelt und herausgegeben von Tschischka und Schottky. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage besorgt von Fr. Tschischka. Pesth, Hartleben, 1844.

Diese berühmt gewordene Sammlung enthält eine ausgezeichnete Auswahl der meist kurzen Volksliedchen, welche von dem österreichischen Land- und Bergvolk improvisirt und meist gejodelt werden. Die eigenthümlichen Melodien sind überall beigegeben. Ihr Charakter ist Naivetät, Treuherzigkeit, bald eine tiefe Innigkeit in einfachem Ausdruck, bald muthwilliger Trotz. Ueberall blickt aber Jugend aus diesen Liedern heraus. Es ist nur die Blüthe des Alters, die in diesen Tönen ihre Lust und den Uebermuth eines gesunden Daseyns, nur selten auch ihren Schmerz ausspricht. Daher sind es

meist Liebeslieder und Trotzlieder von Mädchen und Jünglingen.

Sie sind dem Munde des Volks selbst entnommen, nicht von Städtern ersonnen. Das gibt ihnen nun ihren unnachahmlichen poetischen Zauber. Der gebildete Städter kann nur, wie Hebel und v. Kobell mit so vielem Glück gethan haben, treue Gemälde aus dem Volksleben entwerfen, Idyllen, Genrebilder von überraschender Naturwahrheit, weil gerade zu einer so objektiven Auffassung ein über dem eigentlichen Volke stehendes Auge gehört. Nie aber kann der gebildete Städter den naiven Ton des eigentlichen Volksliedes, den unmittelbarsten Ausdruck der Empfindungen eines Naturmenschen treffen, weil die hiezu erforderliche Subjektivität eben nicht die seinige ist. Das haben viele Dichter, die in Volksmundarten geschrieben haben und noch schreiben, verwechselt. Wie schon früher einige Schweizer, so bestreben sich auch jetzt wieder einige Oesterreicher, Bauernburschenliedee in der Volksmundart zu liefern, die aber nicht gelungen zu nennen sind und denen man namentlich überall eine erkünstelte Rohheit ansieht, von der das echte Volkslied weit entfernt ist. Die Feinheit ist, sollte man es glauben? das Kriterium für das echt Ländliche. Der gebildete Städter meint, er müsse grob thun, um volksthümlich zu erscheinen und mischt auch selbst in sentimentale Parthien plumpe Phrasen ein; während das echte Volkslied auch im deeben Muthwillen einer feinen Wendung und geistreichen Ironie kaum je entbehrt.

4) Gedichte in oberbayrischer Mundart von Franz von Kobell. Zweites Bändchen. Erinnerungen an Berchtesgaden. München, Lit. artist. Anstalt, 1844.

Wir haben in diesen Blättern schon einigemal die heerliche Gabe dieses wahren Volksdichters gerühmt. Seit Hebel hat keiner das Genreartige so naturgetreu aus dem Volksleben aufzugreifen verstanden, wie Heer von Kobell. Auch diese neuen Lieder zeugen wieder von seinem ausgezeichneten Talente. Gleich das erste zeigt uns ein um ihren Geliebten bekümmertes Mädchen. Er ist ein Wildschütze. Sie bangt, er werde einmal den Jägern in die Hände fallen und warnt ihn dringend. Er schlägt es sich aber aus dem Sinn und geht. Da kommt wirklich der Jäger und findet noch das Mädchen. Aber sie benutzt die Art, wie er mit ihr scherzt, einmal zu probiren, ob sie schießen könne, und schießt sein Gewehr ab, um dadurch ihrem noch nicht weit entfernten Geliebten ein Warnungszeichen zu geben, daß Jäger in der Nähe sind. Die Sprache ist die einfachste und natürlichste von dee Welt:

Es red't a' Diendl zu sein' Buabn:
„Geh' Bua, laß's sey',
„Dees Wildern is a' gfahrligs Ding
„Und tragt nix ei'.

„Schau, wann a' Jaga di' d'erwischt,
„Er schießt di' todt,
„Was soll na' aus dein' Diendl wern,
„Du lieber Gott!

„Es hat's dei' Muatter aa scho' g'sagt,
„Oft g'jammert scho',
„Thua's do' der alte Muatta z'lieb,
„Und lass' davo'."

Du Bua bitracht' sei' langi Flint',
Und sagt, a mei'!,
„„I' möcht' halt aar an diewein, schau,
„„A' Jaga sey'.

„„Und wann i' aar a' Böckei schieß',
„„Was schadt's denn viel,
„„I geh' ja so nit oft, meinoab,
„„'S is grad a' Gschpiel.

„„Und um die Jaga hab' koa' Sorg,
„„I' gieb schon Acht,
„„Und hat ma d'G'fahr deßwegen nie
„„An' Kumma g'macht."" rc.

Das Lied von der übergoßnen Alme entspricht genau der bekannten Sage von der Blümlisalp in der Schweiz. Zu den nettesten Liedern der Sammlung rechnen wir aber das vom Auerhahn:

A' Hö'falz muaß ma' fruh dra' sey',
He Bua, wach auf!
Schö' glanzn d' Sternel'n, d' Nacht is schö',
Hallo steh' auf!

Da richt't si' zamm der Jagabua,
Geht 'naus ins Holz,
An' Auerhö' möcht' er schießn gern,
Den Vogl so stolz.

Er schleicht und luust, bal' da bal' dort,
'S is Alles still,
Es rührt si' nix, ob ebba der Hö'
Nit falzn will.

Horch, bal und bal, ha ha da bist,
I' hör di' schö'. —
Jez gieb wohl auf sei' Gsangl Acht,
Und spring' 'n ö' rc.

Indem nun der Jägerbursche auf den Auerhahn lauert, macht er die sehr natürliche Bemerkung, daß die Liebe doch ein schlimmes Ding sey, sofern sie den armen

Auerhahn verblende und in sein Verderben stürze. Dabei kann er nicht umhin, an seine eigne Liebschaft zu denken und über diesen süßen Gedanken — vergißt er den Hahn, der glücklich davonkommt. — Gar artig ist auch das Lied vom Verdruß, was uns drei Leute schildert, die alle verdrüßlich sind, aber aus sehr verschiedenen Ursachen, ein Kind wegen einer Nuß, eine Dirne um einen Kuß, ein Jäger um einen Schuß. — Gleichfalls zu den vorzüglichsten Gedichten der Sammlung gehört das von den Teufeln:

Wie d' Teufin kemina san auf d' Welt,
Da hat mar s' leicht d'erkennt,
Als wildi zoget wischti Thier'
San s' umananber g'rennt.

Da warn s', wie jez' die Bärn san,
Sie freßetn oan' schö
Der aber, der an' Bärn sicht,
Laaft zeiti' gnua davo'.

Ma' hat nit leicht oan' übersegn,
Und bös' mit ihna g'haust,
Hat s' eingspirrt, 'prügit, Lands verwies'n,
'S hat ihna selber 'graust.

Da hat der loabl' Lucifer
Gar bald sei' Elend gschpürt,
Und hat für seini Kinderln halt
Auf Sicherheit sinnirt.

Hat s' gwaandt, rassirt und zammaputzt,
Und hat sei' mögli's tho',
Hat eili' gar no' 's Tanzn g'lernt
Der väterlichi Mo' ꝛc.

In zwei größern Idyllen schildert der Dichter die Liebe und Gefahr kühner Wilderer und Schützen. In der erstern wird der Schütz durch die Klugheit seiner Dirne aus der Verlegenheit gezogen. In der andern ist besonders die Lokalität der Gebirge um Berchtesgaden treu gespiegelt.

Vermischte Schriften.

Cancan eines deutschen Edelmanns. Dritter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Wenn der Fürst von Pückler-Muskau seine Bemerkungen über Menschen und Dinge immer wenigstens an den Faden einer Reisebeschreibung anreiht, oder unter besondern Aufschriften von einander sondert, so wirft dagegen der ungenannte Verfasser des Cancan alles durch einander, und Ernst und Spott, nüchterne Würdigung und Persiflage, Wirklichkeit und Roman wechseln aufs bunteste. Das Romanhafte, die Huldigung einer Geliebten, sogar sentimentales Seufzen kontrastirt ziemlich stark mit den Expectorationen über Eisenbahnen, Fabrikwesen, Proletariat ꝛc. Dem Humor ist freilich alles erlaubt, doch möchten wir dieser formlosen Form nicht das Wort reden.

Das Beste in diesem Bande sind die humoristischen Erklärungen des Zeitgeistes. „Der Zeitgeist, heißt es S. 11, ist zum Commis-voyageur des Aktien-Napoleons geworden und immer schneller, immer verschwenderischer wirft Merkur seinen Jüngern die Schätze zu. Die Eisenbahn war der Ariadnefaden aus politischem Irr- und Wirrsal und auf ihr fliegen fortan die Interessen der Menschheit. Nicht daß Kunst und Wissen dabei gerädert würden, die den Palast des Reichen bauen und schmücken; aber was historische Herkömmlichkeit an Gut und Recht aus dem Kampfe gegen liberale Giganten gerettet, das wird allmählig zertreten und zerstampft durch das Lokomotiv."

Der Verfasser versetzt sich nach Venedig und im alten Dogenpalast unter die daselbst in einer gewissen Nacht des Jahres versammelten Geister der alten Dogen. Diesen Erzaristokraten der Vorwelt beschreibt er die neuen Zustände der Welt. Ein guter Gedanke und auch gut durchgeführt. Unter andern heißt es: „Der wahre Messias ist endlich erschienen, höchstedle Schutzbefohlene des heiligen Theodor! Der letzte Prophet erstand und verwarf die Bibel und leugnete Offenbarung und Tradition und blies mit seinem Odem das Licht Gottes aus und memorirt kein anderes Glaubensbekenntniß mehr als das Dictando seines Geistes. Und diese alleinseligmachende Kirche ist unser Verstand; — er hat ausgemittelt, daß diese sündhafte Welt auch ohne Schöpfer, wie die Schildkröten ohne Hirn, zu leben vermöge und daß jeder einzelne Mensch seinen Gott als gehorsamen Diener in sich herumtrage. Deßhalb stellt sich heutzutage ein guter Christ, wie das Zwergvolk Doko im Innern von Afrika, beim Beten auf den Kopf und steht so über seinem Gotte und wird sein eigener Götze, den er, wie die Mongolen, um so knechtischer verehrt, je dickbäuchiger er ist. — Bei diesen Worten fiel dem alten Marino Faliero vor Schreck der Kopf aus den Händen, der fromme Pascal Cicogna schlug Kreuze über Kreuze, der blinde Dandolo erhob seinen Stab und wurde nur mit Mühe zurückgehalten. Ich trocknete mir den Schweiß von der Stirne und fuhr fort: Aber das Glück und der Segen jetziger Zeit, hochweise Lenker des Bucentauro, sprechen sich am deutlichsten in den socialen Zuständen aus. Da ist Verbrüderung und Verschwesterung, und jedes Bündniß gebiert einen Sang und jedes Monument

einen Tanz und jede Todtenmesse einen Schmaus, und wo zwei Weltbeglücker sich finden an der Table d'hôte, da haranguirt Einer den Andern mit Wort und Toast, und selbst der Mäßigkeitsverein wird gefeiert durch jenen der Unmäßigkeit. Da wird getrunken für den Hamburger Brand, für die exilirten Polen, für die Kinderbewahranstalt, für die Verbesserung der Kirchenmusik, kurz, all unsre Leiden und Freuden feiern wir mit Becherklang und Sing und Sang und trommeln dazu, wie eßlustige Kinder, mit Messern und Gabeln. Der Unterschied der Stände ist verschwunden, Bettler werden gebildet zu Bischöfen, Bauern zu Präsidenten und der Satan mag den Pflug führen, wie unter dem heiligen Procopius. Das gemeine Volk hat seinen Hofstaat, seine Lobhudler, seine Courtisans, seine Speichellecker und die alte Aristokratie baut Zwiebel und Knoblauch, diesen köstlichen Parfüm der neuen. Für die Kunst ist das goldene Zeitalter angebrochen, nämlich für die Tanzkunst, für die Akrobatik und Equilibristik, und Virtuosen, so lang sie noch zu klein sind, um eine Geige zu halten, erwerben Millionen. Was die Wissenschaften anbetrifft, so sind sie endlich ein Gemeingut der ganzen Menschheit geworden und aus allen Ländern sammeln sich die Gelehrten, gleich den Baalspriestern, um einen gedeckten Tisch. Da werden die Silberbergwerke des Verstandes alsogleich in kleine Münze geprägt und die trockensten Folianten, wie in Afrika die Thaler, in die Salzstücke und Nadeln und Glasperlen der Zeitschriften umgewechselt. Fabriken sind im höchsten Flor, d. h. Roman- und Schauspielfabriken rc."

An einem andern Ort macht sich der Verf. über den Magyarismus lustig, den eine stolze Dame vertritt. Diese Dame zweifelt nicht im mindesten, daß alles magyarisch werden müsse und daß Deutsche und Slaven sich leicht dazu werden nöthigen lassen.

In einer „Naturgeschichte des vaterländischen Proletariers" spricht der Verf. die Ansicht aus, daß wirkliche Noth bei weitem nicht in dem Maaße vorhanden sey, wie Faulheit und Demoralisation, welche die Maßregeln vereiteln, durch welche der Noth vorgebeugt werden könnte. „Der vaterländische Proletarier ist mehr aus Arbeits- und Wasserscheu, nämlich als honoräres Mitglied des belgischen Clubs far niente und außerordentlicher Verehrer des Branntweingeistes, ein Schelm und Hungerleider, als wegen Mangel an Beschäftigung oder zu geringer Bezahlung für seinen Fleiß und Schweiß. Der vaterländische Proletarier verdankt den Kartoffeln seine Existenz, vermehrt sich dieser vegetabilischen Abkunft halber so leicht als Farrenkraut und Morastpflanzer und zahlt dem Staate, wie einst der römische, für Sonnenschein, Luft und Wasser, mit seinen Kindern. Seine eigentliche Bestimmung ist, zu betteln, d. h. den Mund so oft und lang aufzumachen, bis er gestopft wird rc." Damit dieser Scherz nicht grausam erscheine, fügt der Verf. sehr ernste Worte bei, worin dem Staate namentlich vorgeworfen wird, daß er den unglücklichen Hang der Proletarier zu Müßiggang, Lüderlichkeit und Branntwein, statt ihn zu unterdrücken, vielmehr begünstige, indem er nicht selten lüderliche Schulmeister und Pfarrer dulde, deren Lehre und Beispiele das Volk verschlechtern; indem er alles gesunde Getränk zu hoch besteure und dem Volke nichts als den immer wohlfeiler werdenden, aber auch immer verderblicher wirkenden Branntwein lasse; indem er hin und wieder sogar das Lottospiel gestatte und selber Bank halte, um der Einfalt der armen Proletarier den letzten Heller abzugewinnen rc.

Romane.

1) Die Kaiserlichen in Sachsen. Roman aus der Zeit des 7jährigen Krieges, von Robert Heller. Zwei Bände. Leipzig, Reichenbach, 1845.

Eine adelige Familiengeschichte; Erbschleicherei, geheime Jesuitenumtriebe, Verdrängung der rechtmäßigen Erben, Intriguen, die das Lebensglück der eigentlichen Heldin des Romans, einer hochwürdigen Stiftsdame, vergiften, zuletzt aber Sieg und Triumph des guten Prinzips, die Erhebung des verdrängten Erben durch eignes Verdienst und Einsetzung in die Güter. Der Feldmarschall Daun selbst bringt dem jungen Helden, der mit seiner Geliebten am Bette der sterbenden Stiftsdame steht, die Insignien des Theresienordens und die Urkunde, die ihm Güter und Adel verleiht.

2) **Mawn Na Soggarth**, der Priesterfänger. Eine irische Erzählung von M. Archdeacon. Uebersetzt von C. H. Augsburg, Schmied, 1845.

In gerade entgegengesetztem Sinne die Geschichte einer grausamen Verfolgung, welche die katholischen Priester in Irland erlitten haben und wobei sich ein deßhalb „Priesterfänger" benannter Unmensch besonders thätig zeigte. Das Titelkupfer zeigt uns die in einer Höhle am Meer ihre Messe feiernden Katholiken, von denen einige als Wachter angstvoll ins hohe Meer nach den Spähern und Verfolgern hinausblicken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 103.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 10. Oktober 1845.

Deutsche Geschichte.

13) Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis auf die Bundesakte. Von K. A. Menzel. Breslau, Graß, Barth und Comp., 1844.

Wie die frühern Bände dieses ausgezeichneten Geschichtswerks enthalten auch wieder die zuletzt erschienenen reichhaltige, aus zum Theil ungedruckten Quellen geschöpfte Aufklärungen über die deutsche Geschichte. Aber der Verfasser hat nicht bloß wichtiges Material ans Licht gezogen, sondern auch seine klare, ruhige, im wahren Sinn des Worts parteilose Auffassung der Dinge ist so erfreulich als belehrend.

Der zehnte Band schildert die kläglichen Zustände Deutschlands unter Kaiser Karl VI. Deutschland war damals von drei großen Kriegen erschöpft, dem dreißigjährigen, dem nordischen und dem spanischen Erbfolgekriege. Alle politische Freiheit war untergegangen, der Wohlstand erschöpft, die Bildung verwildert, selbst die Sprache in hohem Grade verdorben. Allein die deutsche Nation war deßwegen doch nicht hoffnungslos. Sehr wahr sagt der Verfasser, daß es sein äußeres Unglück großentheils den reformatorischen Bestrebungen schon seit der Hohenstaufenzeit her zu verdanken habe, daß aber gerade in diesen Bestrebungen eine geistige Kraft sich offenbart habe, durch die mitten im Unglück die Nation aufrecht erhalten worden sey. „Der politische und kirchliche Zustand, zu welchem die deutsche Nation im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts aus den langwierigen Kämpfen um theologische Lehrmeinungen und kirchliche Verfassungsformen gelangt war, stellt sich im Mangel politischer Kraft, Einheit und Freiheit, unter einer Last geistiger und leiblicher, das nationale Leben erdrückender Fesseln, Gebrechen und herkömmlicher oder vertragsmäßiger Thorheiten, als ein dem Begriffe des wahren Gemeinwesens so widersprechender Stand der Knechtschaft und Erniedrigung dar, daß denen, welche denselben als Erzeugniß der Reformationshändel des sechzehnten Jahrhunderts betrachtet haben, das Entstehen dieser Händel und deren Ausbildung zu nationaler geschichtlicher Bedeutsamkeit als das größte, über die deutsche Nation verhängte Unglück erschienen ist. Indeß gehört der Anfang und Fortgang der politischen Entkräftigung und Erniedrigung des deutschen Nationalwesens nicht dem Kirchenstreite des sechzehnten Jahrhunderts, sondern dem früheren, der durch den Sturz des hohenstaufischen Kaisergeschlechts das Reich in Reichsstaaten zertrümmert und die deutsche Nation den Reichsfürsten unterthan gemacht hatte. Die für die Reformation der Kirche erregte Bewegung ist nur in eine schon vorhandene Richtung eingetreten. Wenn ihr Gang dem Wiedererwachen und Erstarken eines politischen Gemeingeistes mehr hinderlich als förderlich geworden zu seyn scheint, so hat sie doch in der allgemeinen Theilnahme an kirchlichen Dingen und religiösen Ideen den Deutschen während ihrer Zersplitterung diejenigen geistigen Lebensstoffe zugeführt, welche zwei Jahrhunderte hindurch ihrem Geschichtsleben eine eigenthümliche Bedeutsamkeit verliehen haben, und dereinst, wenn die Wiedergeburt des Nationalgeistes vollbracht seyn wird, bei künftigen Geschlechtern die Wege Gottes, auf welchen das deutsche Volk für die Vorstandschaft eines wahrhaft heiligen Reiches christlicher Gesittung erzogen und bereitet worden ist, rechtfertigen, die Ungeduld, welche zwei oder drei trübe Jahrhunderte für eine ganze Weltzeit zu halten geneigt ist, beschämen werden.“

Auf das innere Leben der Nation, auf die Entwicklungen seines Geistes nimmt nun auch der Verf. die geeignete Rücksicht und stellt namentlich die kirchlichen Verhältnisse zu Anfang und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ins Licht. Es ist bemerkenswerth, wie sich der Volksgeist auf die mannigfachste Art in der Tiefe regte, ohne daß die Oberfläche des öffentlichen Lebens

davon erschüttert wurde. Viele wichtige Staats- und Kirchensachen wurden gleichsam nur wie Privatsachen behandelt, z. B. die Vertreibung der protestantischen Salzburger. Viele höchst bedeutsame Erscheinungen gingen fast unbeachtet vorüber. Aber daß sie nur möglich waren, beweist, wie viel Leben dem Volke innerlich blieb, das äußerlich zu schlafen schien. Der Verfasser hat sich ein nicht geringes Verdienst erworben, indem er auf längst vergessene Schriften aufmerksam macht, die vor hundert Jahren in Deutschland erschienen und bald unterdrückt worden sind, aber beweisen, daß die Deutschen, wie zu keiner Zeit, so auch in jener kläglichen Verkommenheit nicht klarer und vorschauender Geister entbehrt haben.

Am meisten muß auffallen, wie ungünstig die protestantischen Angelegenheiten im Anfang des vorigen Jahrhunderts standen; während sie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sich überraschend günstig stellten. Vor der Erhebung Preußens unter Friedrich dem Großen war der Einfluß Preußens in Angelegenheiten protestantischer Mitstände immer nur sehr beschränkt gewesen, zumal, da der sächsische Kurfürst, bis dahin der Chorführer der Evangelischen, katholisch geworden war. Die Protestanten waren überall im Nachtheil. Der Verf. hätte noch mehr Reichsprozesse deßfalls anführen können, als er gethan hat, z. B. den der Familie Aufsäß. Man macht sich einen anschaulichen Begriff von den damaligen Aussichten protestantischer Unterthanen unter katholisch gewordenen Herren, wenn man liest, wie ihre Klagen beim Reichstage aufgenommen wurden. „Die Vorstellungen des evangelischen Korpus für die reformirten Pfälzer ergingen durch den Gesandten des katholischen Kurfürsten von Sachsen, der die Direktion des evangelischen Korpus führte, zunächst an den kaiserlichen Prinzipal-Kommissarius, Kardinal von Sachsen, der als Proselyt der römischen Kirche dem evangelischen und als Abkömmling des Hauses von Sachsen vorzugsweise dem reformirten Religionsinteresse entschieden abgeneigt war; durch eben denselben gelangten auch die Kommissionsdekrete des Kaisers, welche diesem Religionsinteresse Hülfe schaffen sollten, an den Reichstag, und erwarteten kräftige Beförderung und geschickte Führung gegen die Bestrebungen der Priesterschaft von einem Manne, welcher mit seiner innersten Ueberzeugung und Neigung den Interessen dieser Priesterschaft huldigte, ja ihr selbst seinem Stande nach angehörte. Die evangelischen Regenten aber eilten ihrerseits nicht, die Forderungen, die sie zu Gunsten ihrer Glaubensgenossen an deren katholische Landesherren stellten, gegen ihre eigenen katholischen Unterthanen zu erfüllen. Sogar die amtlich verheißene Freigebung der Renten des Klosters Hammersleben wurde von der preußischen Regierung nicht minder als die Abstellung der evangelischen Gravamina von der pfälzischen ins Weite gezogen." — Bedenkt man, was in der Pfalz, was im Hohenlohischen unter zwei katholisch gewordenen Fürsten, was im Salzburgischen geschah, so darf man sich nicht mehr über die Besorgnisse wundern, die in Würtemberg gehegt wurden, als gerade damals der katholisch gewordene Herzog Karl Alexander die Regierung übernahm.

Friedrich der Große verfehlte nicht, die protestantische Sache zu der seinigen zu machen, und so wenig er selbst an irgend einem Kirchenglauben hing, so war er doch viel zu politisch klug, um dem Volke seinen Glauben nehmen oder nehmen lassen zu wollen. Er stellte die feierlicheren lutherischen Formen, Ornate &c. wieder her, die sein calvinistischer Vater abgeschafft hatte. Er unterdrückte die antichristlichen Schriften von Edelmann, und ließ es sich sehr wohl gefallen, daß seine Soldaten im siebenjährigen Kriege mit geistlichen Liedern in die Schlacht zogen. Als später die Aufklärung in den katholischen Ländern, namentlich unter Joseph II. um sich griff, war es wieder Friedrich der Große, der die strengere protestantische Ansicht gegenüber dem frivolen Unglauben geltend machte und dem wesentlich protestantischen Freimaurerorden in Preußen jeden Verkehr mit den katholischen Illuminaten untersagte. Gewiß unterschied dieser große Staatsmann sehr scharf, bis wie weit die sogenannte Aufklärung im Volke gehen könne, ohne derselben verderblich zu werden und hemmte ihre schädlichen Ausschweifungen, während er ihren gesunden Fortschritt förderte.

Bleibt nun auch immer die Klage übrig, daß Friedrich nicht genug zur Aufmunterung der deutschen Literatur gethan hat, so bewährte doch eben der Volksgeist seine Tüchtigkeit um so mehr, indem einzelne Geister sich auch ohne alle Unterstützung und trotz aller Hindernisse Bahn zu brechen wußten. Es war doch ein reiches Leben im Volke. Man denke an das Aufkommen der Herrnhuter, welche der Verfasser sehr richtig würdigt. Die Namen, die in unsern Literargeschichten als die ausgezeichnetsten der damaligen Zeit glänzen, sind nicht durchaus als solche zu betrachten. Es gab damals noch manchen Mann, welcher viel tiefer aus dem Gemüth der Nation heraus empfand, dachte und schrieb, als die Gleime und Utze oder als mancher gepriesene Universitätsprofessor. So z. B. der wohl wenigen auch nur dem Namen nach bekannte Gabriel Wagner aus Quedlinburg, der unter Anderm folgendes zu schreiben wagte: „Gott hat die Welt durch zwei Völker klug machen wollen, vor Christo durch die Griechen, nach Christo durch die Deutschen, die nach der langen Nacht der Unwissenheit die ersten, die meisten und die höchsten Erfinder gehabt und in neunhundert Jahren mehr Verstand erwiesen haben als die übrigen vier Meistervölker zusammen

in tausend. Aber herrlich wird ein Volk nur durch die Vereinigung des Verstandes mit der Ehrliebe. Verstand allein, oder Großmüthigkeit und Landesliebe allein machen nicht berühmt, die Deutschen aber sind aus gänzlichem Mangel der letzteren in Armuth, Ohnmacht und Verachtung gefallen. Aus dem Wahn von der ausländischen Klugheit fließt die deutsche Niederträchtigkeit, oder sie ist schon in uns, so wird sie greulich vermehrt und verhärtet. Hieraus folgt die unsinnige Aefferei, hieraus die Verstandesverfinsterung, Jugend- und Zeitverlust, die Schwindelreisen, die Geldverschleuderung und deutsche Armuth, fremder Nationen Reichthum, Macht, Stolz, Trotz, ihre Verläumdungen und der Deutschen Dummheit, unsere Bettelei, daß wir der Ausländer Lohnsoldaten heißen, stetes Kriegen und Blutvergießen, da wir auf unsere eigene Unkosten gepeitscht werden, Verlust so vieler Länder und Städte, Verlust der deutschen Vertraulichkeit, Aufrichtigkeit, Glückseligkeit mit Eintauschung der hochgeachteten fremden Sitten, Liederlichkeit und Blindheit. Alles dieß hängt aneinander am Mährchen von der ausländischen Klugheit und deutschen Einfalt. Dieß Mährchen scheuet man sich ins Licht zu setzen wegen der angeerbten sklavischen Niedertracht, wegen Mangels der Wahrheitsliebe, Seltenheit des gesunden Urtheils, endlich wegen Mangels an Geschichtskenntniß. Man begnügt sich mit Widersprechen, Wehklagen, Seufzen und Betteln: die Ausländer möchten uns doch mit in ihre Gesellschaft nehmen, wir gehörten auch unter die fünf klugen Jungfrauen. Dieß beweist man mit Schulmeistern, Pfarrern, Sprachkünstlern und geduldig schwitzendem Volk, welche Fleiß für Verstand halten, mit Stopplern und Ausziehern, woraus eben die Ausländer unsere Dummheit beweisen wollen. Unsere Ehrenretter, wenn sie am eifrigsten sind, werfen den Franzosen die lächerlichsten Kindereien vor, die gar nichts bedeuten. Um ihnen recht wehe zu thun und sie mit Vorhaltung grober Fehler recht zu demüthigen, zählen sie her, wie hier und da ein Franzose Wittenberg, Altorf, Rostock nicht gekannt und diese Städte für Personen gehalten hat. Weil solche Unwissenheit aus Spott und Verachtung unser herrührt, beweisen wir damit unsere Dummheit. — In Deutschland wohnt aller Verstand außer den Schulen; bei den Ausländern zuweilen in den Schulen. Bei diesen sind oft die Gelehrten die Klügsten; in Deutschland ists umgekehrt: das Volk ist sinnreich, fast allein, obwohl nicht allezeit, die Vornehmen sind schulfüchsig, prangen mit Statu quo und sind selten klug." Der treffliche Mann, der so dachte und schrieb, rettete freilich aus Wien sein Leben nur mit genauer Noth, bewarb sich in Hamburg vergeblich um eine Lehrstelle und ist spurlos verschollen.

Zu den vielen Einzelheiten, die man früher weniger kannte und die in vorliegendem Werke ausführlich erörtert werden, gehören die merkwürdigen Händel Friedrichs des Großen mit dem Herzog von Mecklenburg kurz vor dem siebenjährigen Kriege. Friedrich benahm sich gegen Mecklenburg sehr übermüthig, indem er mit Gewalt dort für sein Heer werben ließ und Beamte des Herzogs, die sich widersetzten, festnahm. — Ferner die feinen, von beiden Seiten mit der äußersten Klugheit und mit dem liebreichsten Entgegenkommen geführten Unterhandlungen zwischen Friedrich dem Großen und dem Papste in Betreff Schlesiens; woran sich auch der Prozeß des Fürstbischof Schafgotsch von Breslau knüpft. In Bezug auf diesen Prozeß haben sich in die Geschichtsbücher mancherlei Irrthümer eingeschlichen, welche hier aktenmäßig berichtigt werden. — Weiter die klugen Unterhandlungen Friedrichs mit Polen. Nachdem der große König Sachsen eingenommen und der Kurfürst von Sachsen als König in Polen nach Warschau floh und die Hülfe des polnischen Reichstags ansprach, antworteten ihm die Polen, durch Friedrichs Sendbriefe ermahnt, daß die sächsische Sache nicht die polnische sey und blieben neutral. Polen hätte gewiß nichts gewonnen, wenn Friedrich unterdrückt worden wäre. Es konnte ihm aber auch, ohne eine Revolution gegen den legitimen sächsischen Herrn, nicht beistehen. Es that nichts, verrieth aber eben dadurch seine große politische Schwäche und wurde dafür 1773 durch die erste polnische Theilung eben so bestraft, wie später Preußen, als es nach dem Basler Frieden zu lange neutral blieb, durch die Niederlage bei Jena bestraft wurde. Auch auf ganze Staaten läßt sich anwenden, was Solon nur von Bürgern forderte, daß sie nämlich nicht neutral bleiben sollen.

Den Schluß macht eine nähere Erörterung der berühmten, aber nur von Wenigen gelesenen Schrift des Pseudo-Febronius (Hontheim), der sich kurz vor Aufhebung des Jesuitenordens gegen die monarchische Verfassung der römischen Kirche erklärte. Ein Domherr in demselben Trier, welches im Herbst 1844 die glänzende Wiedergeburt des römischen Geistes feierte! — Gewiß ist merkwürdig, wie sich die betheiligten Mächte gegen Hontheim benahmen, um das Feuerlein, das er angezündet, glimpflichst auszulöschen. „Indeß trat gerade den Klagen über das Uebermaaß der päpstlichen Alleinherrschaft, wie der ganze damalige Weltzustand, besonders die Thatsache widerlegend entgegen, daß Hontheim — den der Papst, obwohl er ihn als Verfasser des Febronius kannte, nicht einmal namhaft zu machen wagte, weil Clemens Wenzeslaus, der ihn ehrte und liebte, ein sächsischer, dem Kaiserhause nahe verwandter Fürst war — nicht nur ungestört in seinen geistlichen und weltlichen Aemtern blieb, sondern auch Vertheidigungen und weitere Ausführungen seines Werkes gegen die Angriffe,

die dasselbe von einigen Schriftstellern aus dem Mönchsstande erfuhr, als erläuternde Fortsetzung desselben in mehreren Bänden veröffentlichen durfte. Auch in seinem amtlichen Wirkungskreise bethätigte er seine Ansichten über den päpstlichen Stuhl, indem er eine Beschwerdeschrift, welche die drei rheinischen Erzbischöfe unter dem 13. December 1769 über die Eingriffe des Papstes in ihre Diöcesanrechte und über die Höhe der nach Rom zu leistenden Zahlungen an den Kaiser richteten, mit unterschrieb, wenn er dieselbe nicht etwa, was hier nicht behauptet werden kann, selber verfaßt hat. Erst unter der Regierung Pius VI., im Jahre 1778, fünfzehn Jahre nach dem ersten Auftreten des Febronius, gelang es den vereinigten Bemühungen des kurfürstlichen Beichtvaters und des Erzbischofs Migazzi in Wien, theils unmittelbar, theils durch den Kurfürsten Clemens Wenzeslaus dergestalt auf Hontheim zu wirken, daß er sich zur Unterzeichnung eines an den Papst gerichteten Widerrufs entschloß, in welchem er bekannte, aus übermäßigem Eifer, die Protestanten mit der katholischen Kirche und dem apostolischen Stuhle zu vereinigen, die Gebräuche und Gewohnheiten einzelner Kirchen, und auch diese in sehr übertriebener Gestalt, auf die gesammte Kirche ausgedehnt und die Rechte des dem Apostel Petrus und dessen Nachfolgern verliehenen Primats allzu sehr verringert zu haben, da zwar der heilige Geist die Bischöfe eingesetzt habe, die Kirche Gottes zu regieren, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie dem, welcher die Schlüssel des Himmelreichs empfangen habe, um sie den andern mitzutheilen, unterworfen seyn sollen. In der Zuschrift, mit welcher Clemens Wenzeslaus diesen Widerruf dem Papste übersandte, entschuldigte er die Nachsicht, die er selbst seinem Weihbischof so lange erwiesen, theils mit der Unmöglichkeit, ihn seiner Autorschaft zu überführen, theils mit der Besorgniß, ihn durch heftiges Eindringen zu einem noch kühneren Schritte zu treiben und ein großes Feuer zum Ausbruche zu bringen, da die Menge seiner Anhänger sehr groß sey."

Der Verfasser macht ferner, nicht ohne vergleichende Hinweisung auf unsere Tage, auf die Demuth aufmerksam, mit welcher sich im vorigen Jahrhundert das Haupt der Kirche benahm, und auf das Schicksal, das sich viele Bischöfe gefallen lassen mußten, wenn sie den Machthabenden mißfallen hatten, ohne auf einen Rückhalt in der Volksstimmung trotzen zu können. Mancher Bischof mußte ganz im Stillen dulden, was jetzt wenigstens das größte Aufsehen machen, die größte Aufregung hervorrufen würde. Dabei wird aber auch mit Recht bemerkt, daß der Jesuitenorden im vorigen Jahrhundert seine Aufgabe stark verfehlt und seinen Gegnern die Waffen selbst in die Hände geliefert habe. „Für die Aufgabe, das achtzehnte Jahrhundert im kirchlichen Gleise festzuhalten, hätte es frischer Kräfte und anderer Waffen bedurft, als die, mit welchen der Fortschritt der kirchlichen Reformation im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert aufgehalten worden war; aber in diesem verhängnißvollen Zeitpunkte fanden sich die Vorkämpfer der Hierarchie von dem Geiste der Weisheit verlassen, durch welchen die Kirche Christi in ihrem von Jahrhundert zu Jahrhundert ansteigenden Alter immer wieder verjüngt werden soll; sie hielten dem neuen Feinde nur die alten, abgestumpften Waffen entgegen, sie dachten nicht daran, sich das Verständniß der Zeit und der in ihr gährenden Stoffe zu verschaffen und die rechten Heilmittel sich anzueignen." Der Verfasser läßt sich auf die nahe liegende Frage, ob sie dieß jetzt besser verstehen, nicht ein. Gewiß aber kann nichts so sehr zum Nachdenken auffordern, als die erstaunliche Wendung, welche die Dinge seit 1773 genommen haben.

14) **Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith, soeur de Frédéric le grand. Brunswik, Vieweg et fils, 1845. 2 vol.**

15) Memoiren von Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, Schwester Friedrichs des Großen. Von ihr selbst niedergeschrieben. Aus dem Französischen von Th. Hell. Zwei Bände. Daselbst, 1845.

Dieses Werk ist schon früher gedruckt worden und längst bekannt. Es gehört zu den reichsten Geschichtsquellen, weil die Dame, die es verfaßt hat, als Lieblingsschwester des großen Friedrich in dessen Geschichte genau eingeweiht war und auch ohne allen Rückhalt erzählt. Wenn man ihr nun in einer Hinsicht für die Aufklärungen, die sie uns über manche historisch wichtige Dinge und Personen gibt, Dank wissen muß, so kann man doch auch nicht umhin, die Indiscretion zu mißbilligen, mit welcher die Tochter vom Vater, die Schwester vom Bruder, die Prinzessin von ihrer ganzen hohen Verwandtschaft in Memoiren schreibt, die für die Nachwelt bestimmt sind. Das viele Skandalöse, was diese Memoiren enthalten, ist übrigens ein Reizmittel auch für solche Leser, die sich um das eigentlich Historische nicht bekümmern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 104.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 13. Oktober 1845.

Sagenliteratur.

Deutsche Mährchen und Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Wilh. Wolf. Mit drei Kupfern. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Von demselben Verf. erschienen vor einigen Jahren sehr schöne niederländische Sagen. Auch die vorliegenden sind größtentheils in Belgien, namentlich aber in Friesland gesammelt, von welch letzterem Lande so wenig bekannt wird. Herr Wolf tadelt mit Recht, daß die Holländer sich gegen die Friesen so gar negativ verhalten, und fordert um so mehr uns übrige Deutsche auf, uns für sie zu interessiren.

In dem ersten Mährchen, das wohl aus frühem Heidenthum stammt, erscheint der Storch als das klügste der Thiere. Das zweite vom dummen Peter ist sehr vielen andern schon früher bekannten Sagen verwandt, indem es darauf ausgeht zu zeigen, daß in den vermeinten Dummköpfen sich oft große Verschlagenheit verbirgt und daß sie zum Glück berufen sind. Das dritte Mährchen handelt von der Verwandlung eines Prinzen in ein Thier. Originell ist das neunte vom Bettler, der die Gutherzigkeit dreier Mädchen prüft. Noch merkwürdiger das folgende von Piet Jan Clas, der gern wissen wollte, wie der Tod aussähe und ihn überall aufsuchte. Von sehr viel Humor ist das eilfte Mährchen von den betrogenen Schelmen. Ein Küster nämlich, den sie betrogen haben, betrügt sie noch ärger wieder.

Das zwölfte Mährchen ist sehr witzig, hätte aber in der Form lustiger gehalten seyn sollen, im Geist des Boccaccio oder des Belfagor von Machiavelli. Ein Fischer wird durch die Gunst der Dämonen unter Meer geführt und darf sich vom Meeresboden einen Topf voll Gold heraufholen. Sein neidischer Nachbar Peter will es auch so machen, ergreift aber einen andern Topf und bringt darin unwissend sein böses Weib wieder herauf, die kurz vorher ertrunken war. — Wir finden noch mehrmals, daß die Fassung der Mährchen nicht ganz der ursprünglichen Idee entspricht; woraus wir jedoch dem Herausgeber ganz und gar keinen Vorwurf machen, weil er eben nur treu mittheilt, was er gehört oder gelesen hat. In dem 22sten Mährchen z. B. wird der starke Knecht Dreizehn geschildert, dessen unbefangenes Wesen und unerschöpfliche Naturkraft allem dämonischen Zauber gewachsen ist und der unter anderm (eine sehr ergötzliche Scene) in einer Mühle, die ganz voll Teufel ist, alle diese bösen Geister bezwingt und austreibt. Nun schweift aber das Mährchen aus, verläßt die ursprüngliche Idee des Gegensatzes einer gesunden Natur gegen den ursprünglichen Spuck, läßt den guten Knecht selber dämonisch anschwellen und eine ganze Stadt auf dem Kopfe tragen, unter deren Last er erdrückt wird.

Vom Schelfisch wird im 31sten Mährchen eine sinnige Erklärung gegeben. „Es ist jedermann bekannt, daß Sankt Peter ein gewaltiger Meister im Fischen war. Eines Tages nun hatte er lang gefischt und nichts gefangen bis zum letzten Zuge, da hatte er das Netz ganz hagelvoll. Er warf die Fische heraus, den einen vor, den andern nach und schmiß sie in seinen Eimer; einen und zwar den letzten konnte er aber lange nicht bekommen, denn der sprang so schnell hin und wieder, daß es fast unmöglich war, ihn zu erwischen. Endlich aber gelang es Sankt Peter doch, ihn oben am Rückgrat mit Daumen und Zeigefinger zu packen. „Du bist mir ein Schelmfisch," sprach er, „ein wahrer Schelmfisch, den Namen verdienst du und sollst ihn behalten." Und von der Zeit an hieß man den Fisch Schelmfisch oder auch Schelfisch und zum Wahrzeichen von der Echtheit dessen, was ich euch hier sage, sieht man noch heutzutage den Daumen Sankt Peters oben auf dem Rücken des Fisches." — Ganz artig ist auch das folgende Mährchen vom einbeinigen Hühnchen. Petrus soll einmal für den Herrn ein Hühnchen braten, kann seinen Appetit nicht bezwingen und verzehrt ein Bein. Als Christus nachher nur ein Bein an dem Hühnchen sieht, bemerkt ihm Petrus, die Hühner hätten

hier zu Lande nur eins. „Es dauerte nicht lange und sie kamen an einem Bauernhof vorbei, wo eine Menge von Hühnern auf Karren, Leitern u. a. saßen und schliefen, wie die Hühner pflegen, auf einem Bein. Alsbald zog Sankt Peter Jesum beim Aermel und flüsterte: „Sieh da, sieh da, Herr, die Hühner haben alle nur ein Bein." — „Das ist in der That wahr," sprach Jesus, „aber wie können die mit dem einen Beine laufen?" — „O ganz gemächlich," antwortete Sankt Peter, „sie hüpfen und schlagen mit den Flügeln dazu." — „Das möchte ich gar zu gerne einmal sehen," sprach Jesus darauf, „das muß sich wunderlich ausnehmen;" und damit machte er Psch, Psch, Psch! und zugleich liefen die Hühner alle mit zwei Beinen von dannen. „Da hast du mir einmal etwas aufbinden wollen; Peter, Peter!" sprach Jesus mit dem Finger drohend, aber Sankt Peter ließ sich nicht verblüffen, sondern fiel schnell ein: „Ei, nein, bewahre! Das ist mir schön; hättest du unserm Hühnchen einmal Psch, Psch! zugerufen, es würde auch schon seine zwei Beine bekommen haben." — Hiezu ist zu bemerken, daß sehr oft Christus und Petrus, wenn sie in Volksmährchen herumreisen, nur die Stelle des Odin oder Thor und Loki vertreten, die in den nordischen Mythen ähnliche abenteuerliche Reisen zu den Sterblichen machen. Das katholische Mittelalter hätte sicher dem h. Petrus keine so zweideutige Rolle zugemuthet, wenn hier nicht der alte Begriff eines heidnischen Gottes im Hintergrunde verborgen läge.

Unter den ernsteren Legenden ist eine der schönsten Nr. 187. „Vor Zeiten herrschte einmal im Kloster der Weißen Frauen zu Köln gar schlechte Ordenszucht; die Nonnen hingen mehr an der Welt denn an Gott und trieben viel böses Zeug. Eine nur hielt es nicht mit ihnen und bewahrte Sinn und Herz rein; spät in der Nacht und früh am Tage fand man sie vor einem kleinen Kreuzbildchen in ihrer Zelle. Als die andern Nonnen sahen, daß sie sich von ihnen absonderte, gingen sie hin und stahlen ihr das Kreuzchen aus der Zelle. Dadurch ließ sich die fromme Jungfrau aber nicht irr machen, sie nahm eine Kohle und malte ein schwarzes Kreuz auf die weiße Wand. Als sie nun eines Tages vor diesem in glühender Andacht lag, da siehe, wuchs aus dem schwarzen Kreuze ein Christusbild heraus. Das wird noch heute in der Schnurgasse zu Köln gezeigt." Dagegen erscheint eine andere Legende Nr. 177 sehr roh ersonnen. Da bestiehlt ein Glöckner ein Crucifix, dem die Andacht fromme Gaben darbringt, wird aber dafür bei Nacht bestraft, indem das Crucifix zu ihm kommt und ihn so derb in die Seite stößt, daß er Blut wirft. Welch unwürdige Vorstellung! — Recht schön ist die Idee zu folgender Sage: „Da war ein Ritter, der ging nie über einen Kirchhof, sonder die Seelchen in dieser Weise zu grüßen:

Gott grüß euch, ihr Seelchen all zusammen,
Ich kenne nicht all eure Namen,
Doch bitt ich Gott durch Jesu Blut,
Daß er euch schenk' das ewig Gut.

Nun geschah es einmal, daß er in der Nähe des Kirchhofs fast in seiner Feinde Hand fiel, denn diese kamen plötzlich aus einem Hinterhalte auf ihn zu. Erschrocken lief er dem Kirchhofe zu, vergaß aber nicht seines gewöhnlichen Gebetchens, sondern sprach dieses, wie er immer that. Da stand mit einem Male der Kirchhof voll von Männern, die Hämmer, Hacken, Schaufeln und anderes Handwerksgeräthe — viele führten auch Waffen — in den Händen hielten und auf des Ritters Feinde anrückten. Diese liefen erschrocken davon."

Da die Sagen alle bunt durch einandergeworfen sind, ist es schwer, charakteristische Parthien hervorzuheben, welche die Sammlung von andern unterscheiden. Im Allgemeinen finden sich eine große Menge Grundvorstellungen wieder, die auch schon in anderen bekannteren Mährchen vorkommen. Zur Erleichterung für manche Leser wäre vielleicht eine äußere Trennung der neuen, zumal aus mündlicher Quelle geschöpften Sagen von den ältern schon gedruckten zu wünschen gewesen.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Theodor Stamm. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Wenn man Folgendes liest, wird man einigermaßen an Fouqué erinnert:

Fort, Rappe, fort!
Husch, husch,
Aus dem klappernden Busch!
Niedergebückt
Ihr äugelnden Kleinen,
Sonst seyd ihr zerknickt;
Möcht's also nicht mit euch vermeinen!
Fort, Rappe, fort!

Anderes ist von überaus künstlicher Wildheit. Was soll zum Beispiel Folgendes bedeuten?

Wer dir traut!?
Zeuch hin, du buhlende, rasende Braut!
„Fühl', wie ich dich küsse,
So innig, so süße!"
Fühl', wie ich dich hasse!
Lasse, lasse!

„Ha! glüh'nder Entbrennen
Im eisigen Haß!
Ha! hold'res Versöhnen
Im spröden Verhöhnen.
Im zagenden Widerstand
Heißerer Liebesbrand,
Volleres Maß!“
Ha! Hohn im Verhöhnen:
Verächtliches Stöhnen!
„O laß dich erweichen!
Sonst — fühl' meine Wuth!“
Den Staub kannst du scheuchen,
Doch nicht meinen Muth!

Der Staub ist hier buchstäblich zu verstehen, denn die glühende stürmische Braut soll in der That weiter nichts seyn, als die Windsbraut, die nach ihrer Weise mit dem Wanderer kost. Besser als diese poetische Tändelei ist ein anderes Sturmlied S. 103, worin ein tiefer Sinn liegt, indem auf den Sturm der Zeit und auf die Herbstgefühle der Gegenwart angespielt wird.

Es heult der Sturm, die dunkeln Scheiben klirren,
Es kracht der Forst, zerriss'ne Blätter schwirren
Ruh'los umher, im sterbenden Ermatten
Ein Grab erpilgernd, drin sich zu bestatten.

Die Flut hat ihren Sklavenreif zerbrochen
Und stürmt heran, den Sieger nun zu jochen,
Der Erde und des Menschengeistes Segen
In's alte blinde Chaos rückzufegen.

Erstanden sind der Urwelt wilde Mächte
Und fordern heim die abgerungnen Rechte;
Wo bist du, Retter, welcher die Gebilde
Der Liebe schirmt mit seinem heil'gen Schilde?

Die politischen, kirchlichen und literarischen Parteien, die gegenwärtig dem armen Deutschland einen neuen Frühling prophezeihen und immer von dem neuen Leben, dem neuen Geist, der Völkerverjüngung, dem Erwachen und Lichtwerden schwatzen, sind weit entfernt irgend etwas Lebendiges schaffen zu können, sondern sind nur rohe zerstörende Elementarkräfte, wie sie in ihrer ganzen Wildheit wieder hervortreten, wenn das Band des Organismus sich löst.

Scheint der Dichter hier die Verwilderung des Zeitalters zu beklagen, so freut er sich andrerseits selbst an der Zerstörung und wiederholt in dem Gedicht Roma (unter vielen anderen poetischen Erinnerungen an Italien) die etwas voreilige Phrase, mit der Herr Ronge zu renommiren pflegt:

Du hast zum zweiten Male Rom erschlagen!
Ob auch dein Vatican noch Donner spricht,
Vorüber ist's mit seinen Siegestagen,
Und seine Schrecken wurden zum Gedicht.

Von der poetischen Kraft und von der eigenthümlichen Manier des Verfassers gibt wohl das sehr lebendige und muntere Gemälde vom Einzug des Dionysos den besten Beleg, daher wir wenigstens die ersten Strophen mittheilen wollen:

Evoe, Bache! Die Lüfte erklingen,
Hügelab wälzt sich mänadischer Tanz,
Hascht die entfliehende Lust bei den Schwingen,
Drückt ihr auf's Haupt den entfallenden Kranz,
Führt sie zurück mit Gesängen und Scherzen
In die verlassenen Hütten und Herzen.

Himmel und Berge umflorender Kleister,
Unerträglich trübselige Pein,
Zog mir begrabener Schmerzen Geister
Schauerlich wieder aus bannendem Schrein;
Fruchtlos erfleht ich vom pythischen Gotte
Segnenden Schirm vor der dräuenden Rotte.

Horch! da erklinget und knallet und schmettert's,
Sieh', da erdämmert und flimmert und strahlt's,
Ueber erröthende Hügel klettert's,
Ueber erpurpurte Berge wallt's;
Buntes Geschirr und Gespanne und Wagen,
Wehnde Gewande und flatternde Flaggen.

Schäkernde Nymphen! wie soll ich es deuten?
Stattlich bekränzet mit Blumengewind',
Seh' ich ein Eselein zwischen euch schreiten,
Vornehm euch nickend als seinem Gesind':
Und auf des Eseleins straubigem Rücken
Wiegt sich ein Greis mit behagtem Entzücken.

Hoch in der wankenden Rechten geschwungen
Hält er den Becher, dem's schäumend entquillt;
Halb schon vom glühenden Tranke bezwungen,
Wieder empor von Gelächter geschrillt:
Eilt er zu stillen des Gaumens Gelüste,
Tränkt statt der Lippen süß schwellende Brüste ꝛc.

Recht sinnig ist ein Gedicht auf die Zeitlose S. 262:

Thränenvolle Scheidegabe,
Letzter holder Blütentraum!
Bist du Blume? oder Flaum,
Welchen Lenz, der Flatterknabe,
Rüttelnd seine bunten Flügel,
Ueber die verwais'ten Hügel

Treulos fliehend, hat verstreut,
Uns recht inniglich zu härmen,
Daß das Schöne liebt zu schwärmen?
Oder hat des Frostes Neid,
Der dem Flüchtling nachgeschlichen,
Als er dennoch ihm entwichen,
Euch dem Kranz der duft'gen Locken
Abgestreift, ihr thau'gen Glocken? 2c.

Das schönste Gedicht der Sammlung dünkt uns aber der „Rückblick“ S. 291:

Bin ich endlich doch im Hafen,
Wenn auch Mast und Kiel geknickt,
Alle Wünsche hab' ich schlafen,
Müden Kindern gleich, geschickt;

Und die Schmachtenden und Tollen,
In Ein Nestchen eng geschmiegt,
Schlummern ein, vom liebevollen
Wiegenliedchen matt gewiegt.

Ach! ich seh' euch gern geheimet,
Seh' euch gerne endlich müd';
Was versäumt ist, ist versäumet,
Was verblüht ist, ist verblüht.

Nein! Ihr wart nicht von den Schlimmen,
Wart ihr gleich ein loser Schwarm,
Hieltet stets es mit den Immen,
Brachtet keiner Blume Harm.

Schlummert, schlummert, kleine Närrchen!
Von des Vaters Brust geschützt,
Seine Püppchen, seine Märchen
Sind verschossen, sind vernützt.

Schlaft! zur rechten Stunde wecken
Wird euch einst das heil'ge Licht,
Das die starren Nymphenderken
Der erlös'ten Psyche bricht.

Damit scheint uns nun der Dichter seinen Beruf hinreichend beurkundet zu haben und es wäre ihm nur zu wünschen, daß er sich weniger gehen ließe und mehr Kritik an sich selbst legte. Dieß gilt namentlich auch von seinen Reimen, die oft erschrecklich frei sind. Da reimt S. 23 getrennet auf gewöhnet, Saiten auf Freuden, S. 58 gequälet auf gestellet, S. 70 fallen auf strahlen, S. 71 sehnen auf krönen, durchbohrt auf fort, S. 170 Blume auf verstumme, tollen auf befohlen, S. 172 liegt auf nicht, S. 177 umschlossen auf verstoßen, S. 181 betete auf flötete, S. 196 fiel auf still, Heiligthum auf stumm, offenbar auf starr, S. 210 schließend auf küssend, S. 279 Welt auf schmält. Seite 181 kommt auch das ganz neue Wort „bene“ statt darbiete oder darböte.

Kunstgeschichte.

Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten künstlichen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Von A. Voit, Prof. an der k. Akademie in München. Erstes Heft. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1845. Quer Folio.

Unlängst hat Klemm in Dresden eine Kulturgeschichte geschrieben, worin er die ersten rohen Anfänge aller bürgerlichen und schönen Künste sehr gut entwickelt. Ferner hat Kugler in Berlin eine Geschichte der bildenden Künste geschrieben, worin er von jenen Anfängen an die Kunst allen ihren höheren Entwicklungsstufen nach verfolgt. Demselben Bedürfniß nun, das jene beide Werke, namentlich das letztere zu befriedigen streben, kommt auch das vorliegende Werk entgegen, indem es den Entwicklungsgang der Kunst durch Abbilder der für jede Zeit und Bildungsstufe am meisten charakteristischen Denkmale dem Auge selber darstellt. Ein sehr löbliches Unternehmen, da wie in so vielen Fällen, so namentlich in den Kunstgebieten das Wort nie so klar zu belehren vermag, wie das Bild.

Der erste Abschnitt enthält eilf Tafeln mit einem erklärenden Texte. Die erste Tafel zeigt Denkmäler des nordeuropäischen Alterthums, Abbilder der berühmtesten altkeltischen Steinbauten von Carnac, Lock-Maria-Ker, Stonehenge 2c. und einiger in nordischen Gräbern gefundenen Urnen, Trinkhörner, Ringe 2c. — Die zweite und dritte Tafel bringen Denkmäler aus Meriko und Peru, Tempelterrassen und Götzen von der bekannten phantastischen Bildung; dazu die noch roheren, doch eben so phantastischen Götzenbilder der Sandwich-Inseln. Unter andern findet sich hier das merkwürdige südamerikanische Bild, das einen mit einer Brille bewaffneten Kopf zeigt, gewiß die älteste Brille, von der man Kenntniß hat. — Die vierte und fünfte Tafel enthalten altägyptische Bauwerke, die sechste altägyptische Wandbilder und Skulpturen. Die Auswahl der Gegenstände ist hier vorzüglich zu loben. Bekanntlich ist das Material, aus welchem der Herausgeber die charakteristischen Formen auszuwahlen hatte, von ungeheurem Umfang. — Auf der siebenten und achten Tafel finden sich altpersische Bauwerke und Skulpturen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 105.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 17. Oktober 1845.

Deutsche Geschichte.

16) Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. 35ster Jahrgang der gesammten und 17ter der neuen Folge. Berlin, Reimer, 1846.

Eines der ältesten und reichhaltigsten Taschenbücher. Im Eingang dieses neuen Bandes sind die Leistungen der frühern Jahrgänge übersichtlich zusammengestellt. Diese Abhandlung ist auch schon besonders gedruckt und von uns besprochen worden. Den übrigen sehr mannigfaltigen Inhalt dieses Bandes bilden sodann zunächst Urkunden, alte Relationen &c., worunter einige besonderes Interesse erregen. Z. B. aus der Familiengeschichte des berühmten böhmischen Geschlechts Slawata, vom Jahr 1620. „Demnach der Herr von Wartenberg sich hie bevorn mit Herrn Heinrichs Schlawata Gemahels Schwester, einer gebornen Schmirsitzky, ehelich verlobt, dieselbe aber eine geraume zeit, vnnd noch bey wärendem ihrem Fräuleinstandt, von ihrer schwester, auff einer deroselben Herrschafft, (villeicht auß erheblichen vrsachen) arrestirt vnd auffgehalten worden, So hat hierauff besagter Herr von Wartenberg, durch sonderbare practicirende List vnd Stratagemata, bemeldte seine arrestirte Vertraute entledigt, vnd jhme hierauff dieselbe zu seinem Gemahel durch den Priester vermahlen lassen, Als auch hernacher obbesagter Schlawata, sich mit seinem newen Schwager, dem Herrn von Wartenberg, seines Gemahels Anforderung vnnd Erbtheils halben, nit alsbald hat abfinden wollen, hat er sich gleichsam eigens gewalts deß Schlosses vnd der Statt Gytschin, sampt derselben gantzen Herrschafft bemächtiget, vnd sich selbsten inn Posseß gesetzt, Dessen hat sich sein newer, doch vnanmutiger Schwager, der Schlawata, bey vnserm gnädigsten Herrn König Friderico, beklagt, vnnd dadurch erlangt, daß von Jhrer Königl. Mayest. viel besagter Herr von Wartenberg, durch einen Königlichen Befehl vnd Vorbescheid, auff dem Schloß zu Prag zu erscheinen, citirt; Vnd nach dem er erschienen, auff besagtem Prager Schloß in einem Hauß in Arrest vnd Verstrickung genommen, vnnd enthalten worden. Als solches geschehen, werden von Jhrer Königl. Mayest. etliche ansehnliche Commissarien abgefertigt, mit befelch, sich nacher Gytschin zu begeben, den Slawata daselbsten widerumb einzusetzen." Die Commission begab sich nach Gytschin und vollbrachte ihren Auftrag, allein die Frau von Wartenberg, die daselbst in Abwesenheit ihres Mannes befehligte, war nicht gesonnen, zu weichen, haranguirte ihr weniges Kriegsvolk und „gibt jhnen Wein die völle zu sauffen, noch ernstlichen vermahnende, bei ihr standhaft zuverharren, theilet hierauf vnter dieselben, wie sonst vor mehrmals beschehen, gar Abends zwischen 5. vnd 6. Vhr, in einem Gewölb eine notdurfft Pulver, (dessen sie eine gute Anzahl Tonnen beysammen gehabt) da dann die vollen Soldaten, in dem sie hinzu gelauffen, Pulver zu nehmen, dermassen vnvorsichtig mit den brennenden Lunden vmbgangen, daß durch eine derselben Lunden, so ins Pulver gefallen, dasselbe angezündet, welches dermassen von sich gestossen, daß es inn einem Augenblick den vordern theil des Schlosses, auff welchem die Herren Commissarien gewesen, mit seinen Thürnen, Gebäuden vnd Erckern, sampt der Mauer gegen deß Regentenhauß über, zersprengt, zerspreisselt, vnd in Grund gelegt, also daß alle darauff gewesene Herren: Adels vnd andere Personen, fürnemlich aber die H. Commissarien, der Herr Slawada, die Fraw von Wartenberg, mit all jhrem Frawenzimmer, Soldaten vnd Dienern, vom Grösten biß zum Kleinesten, neben vielen Personen in der Stadt, jämmerlich vnd erbärmlich vmbkommen sind." Der unglückliche Wartenberg starb bald darauf im Kerker.

Sehr merkwürdig ist auch die Relation vom Bauernkriege unter der Enns im Jahr 1597. Es waren die

Bauern des Klosters Lilienfeld, die sich zehntausend Mann stark zur Abschaffung drückender Lasten erhoben und aus der Umgegend noch verstärkten, angeführt von Georg Steinbauer, dem Schulmeister von Neuhausen. Sie wurden von einem Heer, das Kaiser Rudolf schnell zusammengerafft, und bei dem die Wiener Bürger und Studenten das meiste thaten, auf dem Steinfelde bei St. Pölten geschlagen und hart bestraft.

Den größten Raum des Taschenbuchs behauptet eine Abhandlung über den deutschen Seehandel und namentlich über den Bremer Haven und dessen Bedeutung für den deutschen Zollverein. Wir entheben derselben das Hauptsächlichste: „Was geschieht in unserem lieben Deutschland und namentlich im Herzen desselben an der Weser? — Der eine Staat benutzt die Unkunde des andern, um den Güterzug von und nach der See durch Fluß- und Land-Transitzölle zu belasten, ja es sind absichtlich in der Weser Vorrichtungen gemacht worden, damit die Kosten des Gütertransportes thunlichst erhöhet, und die Dauer der Fahrt möglichst verlängert werde, in dem Wahne, das Hinterland müsse dem Zwischenlande jene erhöheten Transportkosten zahlen, und das Hinterland hat bis jetzt jene Eingriffe seiner politischen Bundesgenossen in seine theuersten Interessen, völlig ignorirt?! — Das würde in fast keinem Lande der Welt möglich seyn, aber in dem gelehrten und geduldigen Deutschland ist es bis auf diese Stunde ein Faktum. Es kann nicht Frucht bringen, das Hauptgebrechen unseres lieben Vaterlandes mit dem Mantel der Liebe zu verschleiern, und durch allgemeine Redensarten das Positive zu beseitigen; es thut wahrhaft noth, unsere Schwäche aufzudecken, und sie mit dem rechten Ausdruck zu bezeichnen, auf daß wir den rechten Weg einschlagen, und nicht fortfahren, unser Lebensblut zu vergeuden. Dieß Hauptgebrechen Deutschlands bestehet darin, daß es so gut wie gar nichts für seinen Seehandel thut, daß es, statt denselben zu schirmen als ein Kleinod des Landes, als die Hauptquelle des Reichthums und der Macht, die Hauptträger desselben, die deutsche alte Hansa, sich völlig selbst überläßt und jeder Chikane bloßstellt, dagegen seine Gunst dem Niederländer zuwendet, der diese nur benutzt, um sich selbst zu bereichern, und seine Kolonialprodukte in Gold zu verwandeln, ja offenbar mit Deutschland nicht viel besser umspringt, als einst Spanien mit Meriko und Peru hinsichtlich der Erzeugnisse der Letzteren. Deutschland ist von der feinen Handelspolitik Hollands jetzt so umstrickt, daß, wenn Ersteres nicht bald seine Augen öffnet, es am Ende nur zu spät gewahren wird, wie sein Handel mit den Ländern Nord-, Mittel- und Südamerikas, die noch willig Deutschlands Produkte in Tausch gegen die ihrigen nehmen, völlig erlahmt, denn es kann nicht ausbleiben, daß die gleichartigen, sich unendlich mehrenden Produkte Javas und Sumatras, die nicht mit Manufakturwaaren, sondern mit Geld bezahlt werden, diejenigen Amerikas von Deutschlands Märkten verdrängen müssen, wenn nicht Deutschlands Regierungen dem Unwesen Einhalt gebieten, und in ihrer Handelspolitik von allgemeinen Handelstheorien zu der speziellen Praris übergehen." Ferner: „Was könnte Bremen, diese Stadt, die jetzt noch ausschließlich auf ihren eigenen unermüdlichen Unternehmungsgeist angewiesen ist, mit ihrer glänzenden Handelsmarine, mit ihren über ganz Amerika verbreiteten Etablissements, mit ihrer Kenntniß des Bedarfs so vieler fernen Länder, für das ganze Vaterland, zumal für Süddeutschland werden, wenn die so höchst unpolitische Belastung der Weserschifffahrt wegfiele, wenn eine Eisenbahn die Weser bei Wanfried mit dem Maine verbände, und der deutsche Seehandel auch Deutschlands Schutz genösse!!!" Der Raum verbietet uns, mehr aus dieser Denkschrift auszuheben, die ganz gelesen seyn will und alle Beherzigung verdient.

Es folgen noch einige schöne Volkslieder aus Krain, übertragen von Anastasius Grün, Balladen von Vogl und eine reiche Auswahl von Sittenzügen und interessanten Notizen aus der Vorzeit, unter andern die ausführliche Geschichte, wie Herzog Ludwig der Strenge von Bayern in unbedachtem Zorne seine Gemahlin Maria umbrachte; auch eine gute Charakteristik der alten deutschen Volksfeste und des dabei waltenden Humors (S. 341). Alsdann noch Biographien von Düval, Primisser und Bibliothekar Schmeller in München. Vielleicht ist es nicht Jedem unserer Leser bekannt, was dieser berühmte deutsche Sprachforscher in seiner Jugend erlebt hat. Als armer Student in München ohne Mittel, seine Studien fortsetzen zu können, faßte er, achtzehn Jahr alt, den Entschluß, mit den gewonnenen Kenntnissen in die Welt zu gehen. Das große Werk, das Pestalozzi in jenen Tagen mit Begeisterung begonnen hatte, rief ihn nach der Schweiz, und mit einem handschriftlichen Aufsatze über naturgemäßen Elementarunterricht in Sprache und Schrift machte er sich im Juni 1804 auf den Weg. Pestalozzi, dem er als einzige Empfehlung seine Handschrift überreichte, war eben im Begriff, von Burgdorf nach Münchenbuchsen zu ziehen und vertröstete ihn auf einen spätern Zeitpunkt. Schmeller hielt dieß für eine höfliche Abweisung und setzte seinen Wanderstab weiter. Als ein Versuch, in Bern ein Unterkommen zu finden, mißlungen war und in Basel die Hoffnung vereitelt wurde, von da zu Schiff nach Holland und weiter nach Amerika zu reisen, nahm Schmeller seinen Weg nach Solothurn. Auf der Heerstraße traf er

den Agenten eines Schweizerregiments im spanischen Solde, der ihm die Möglichkeit zeigte, leichtern Kaufs über die Pyrenäen und, wenn er wollte, vollends über das Weltmeer zu gelangen. — Er ließ sich anwerben und kam im September nach Tarragona. Hier machte er mit einem der gebildeteren Offiziere des Regiments, das meist aus solothurnischen Patriziersöhnen bestand, dem Hauptmann Voitel, nähere Bekanntschaft. Auf einer Urlaubsreise in die Heimath hatte Voitel Pestalozzi's Leistungen kennen gelernt, dessen Lehrmethode in der Schule des Regiments eingeführt und selbst in Madrid Verbindungen angeknüpft, um der neuen Unterrichtsweise in Spanien Eingang zu verschaffen. Einige aufgeklärte Spanier, besonders Juan Andujar, Lehrer im Hause des Herzogs von Frias, Don Francisco Zea-Bermudez und Andere unterstützten seine Bemühungen. Durch Vermittlung des dem Friedensfürsten nahe stehenden Oberbeamten des Kriegsministeriums, Don Francisco Amoros, wurde die Errichtung einer zunächst für Offiziersöhne bestimmten Probeschule nach Pestalozzi's Grundsätzen beschlossen und Voitel als Vorsteher derselben 1806 nach Madrid berufen. Schmeller begleitete ihn. Die Anstalt ward am 4. Novbr. feierlich eröffnet, und die Proben, welche ein Zögling der Schule zu Tarragona ablegte, erregten im hohen Grade die Theilnahme der Zuhörer. Schmeller fand als Gehülfe der Lehranstalt Gelegenheit, seine frühern Ideen über Elementarunterricht anzuwenden und zu erproben. Andeutungen über seine Wirksamkeit und Nachrichten von dem Erfolge der Anstalt findet man in der Einleitung zu dem ersten Bande der von Andujar besorgten spanischen Ausgabe der Pestalozzi'schen Elementarbücher. Der zweite Band kam nicht zum Drucke, weil die Anstalt bald nach dem Ausbruche der französischen Invasion und des allgemeinen Aufstands ihr Ende fand. Voitel kehrte mit dem Rang eines Obristlieutenants zu seinem Regiment zurück, Schmeller aber verließ Spanien und zog in Gesellschaft Ruders, seines Mitarbeiters an der Anstalt, friedlich an Napoleons herandringenden Schaaren vorbei, nach der Schweiz. Er war im Mai 1808 in Yverdun bei Pestalozzi. Hier verband er sich mit Hopf zur Errichtung einer Privatanstalt in Basel, die bis 1813 bestand. Er verließ die Schweiz, als auch sein Vaterland gegen Frankreich aufstand, und stellte sich in die Reihen der bayrischen Freiwilligen. Die aus denselben gebildeten Jägerbataillons blieben während des Jahres 1814 dem Reserveheer zugetheilt, und das vereinte Bataillon des Illerkreises und Oberdonaukreises, bei welchem Schmeller stand, ward erst im Feldzug des nächsten Jahres verwendet. Schon 1814 hatte Schmeller zur Ausarbeitung einer kleinen, gegen den ausschließenden Gebrauch der französischen Sprache bei diplomatischen Verhandlungen gerichteten Schrift: „Soll es eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben?" (Kempten 1815) seine Muße benutzt. Die Entstehung und die Gesetze der menschlichen Sprache waren seit längerer Zeit ein Gegenstand seines Nachdenkens gewesen, und er hatte auf seiner Wanderung durch das südliche Europa in der flüchtigen Bekanntschaft mit den Volksdialekten mannigfaltigen Genuß gefunden. Nach seiner Heimkehr zogen ihn noch weit mehr die Eigenheiten der Volkssprache in seinem Vaterlande an. Diese Richtung seiner Forschungen gelangte durch Vermittlung des Oberbibliothekars Joseph Scherer zur Kenntniß des Kronprinzen, jetzigen Königs Ludwig von Bayern, der Schmeller den Auftrag und die Mittel gab, die Mundarten Bayerns zum Gegenstande einer ausführlichen Arbeit zu machen. Seine Schrift: „Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt" (München 1821), der eine Karte zur Uebersicht der verschiedenen Mundarteigenheiten beigegeben war, bildete die Grundlage des „Bayrischen Wörterbuchs," des großen Werkes, das seinen Ruhm begründet hat. Seitdem ist er als Professor der ältern deutschen Literatur und als k. Bibliothekar in München unermüdlich für die altdeutsche Wissenschaft thätig.

Dichtkunst.

Frühlieder aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben von Adolph Pichler. Wien, A. Pichlers sel. Wittwe, 1846.

Unter diesem Titel erschien unlängst eine Auswahl kleiner Gedichte von achtzehn tiroiischen Jünglingen. Wäre daran auch nichts Anderes zu loben, bliebe es doch gewiß die Anerkennung der Würde geistigen Strebens und der Eifer dieses an den Tag zu legen. Wir möchten vielleicht nicht jeder dieser Knospen eine volle duftende Blüthe versprechen, erquickend bleibt es doch immerhin, daß uns wenigstens eine auf ganz eigenthümlichen Reiz gespannt macht. Dessen glauben wir uns von dem unter der bescheidenen Chiffer ** m verborgenen Hermann von Gilm versichert. Sollte sich der nicht als wahrer Dichter ankündigen, der beim Anblicke einer Georgine in so zarte Empfindungen überströmt wie folgende:

Warum so spät erst Georgine?
Das Rosenmährchen ist erzählt,
Und honigsatt hat sich die Biene
Das Bett zum Schlummer schon gewählt.

Sind nicht zu kalt dir diese Nächte?
Wie bringst du diesen Herbsttag hin?
Wenn ich dir jezt den Frühling brächte
Du feuergelbe Träumerin?

Wenn ich mit Maithau dich benezte?
Gar mild ist Juli Sonnenlicht!
Doch ach, dann wärst du nicht die lezte,
Die stolze einzige auch nicht!

Wie Träumerin, lock' ich vergebens?
So gib mir schwesterlich die Hand.
Ich hab den Frühling dieses Lebens,
Wie du den Maitag nicht gekannt.

Und spät wie dir, du feuergelbe,
Stahl sich die Liebe mir ins Herz,
Ob früh ob spät, es ist dasselbe
Entzücken und derselbe Schmerz.

Diese Tonleiter, die bis zum tiefsten Laut des Herzens hinuntersteigt, schlägt auch die höchsten geistigen Töne an. Wie originell parallelisirt sich die Feier der Natur mit dem Symbole der Offenbarung in folgender Hymne:

Frühmesse.

Es singen und beten die Vögel,
Es raucht und dampft der Altar,
Und oben an seidener Decke
Da fliegt der Engel Schaar;

Bis jezt ein Priester, ein hoher,
Empor die Hostie hält,
Umgeben von goldenen Strahlen,
Da leuchtet die Lieb' in die Welt.

Da schweigen die Vögel im Walde,
Da neigen die Blumen das Haupt,
Da haben ungläubige Tannen
An Jesus Christus geglaubt.

Nicht zu so verklärtem Durchbruche sind andere gelangt, wie z. B. Adolf Purtscher im Gedichte Zuruf:

Pfui! zum Schwur das Glas hinunter,
And'res gilt denn Vorwärts nicht,
Nur von Vorwärts bläst es munter
Uns das Haar aus dem Gesicht.

Nur nach Vorwärts kämpft sich immer
Wer ein Mann ist, durch die Welt,
Und nicht hocken will im Zimmer,
Wo man Kindern 's Licht vorhält.

Zu einer Zeit, wo die Glätte des Verses die Ohren verwöhnt hat, thut der lezte hier schneidend wehe, und deren sind leider zu viele im Büchlein.

Zumeist möchten wir aber mit dem Herausgeber zanken, der es ohne sich hier oder anderwärts seine Sporen zu verdienen, seine Freunde dem Publikum vorzuführen unternahm.

Roman.

Weiße Sklaven oder die Leiden des Volks. Ein Roman von Ernst Willkomm. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1845.

„Er eilte darauf zu und erkannte die Wendin, die sich vergeblich anstrengte, aus den sie umrankenden schlangenartigen Aesten des alten Baumes, in denen ein Theil ihrer Kleider hängen geblieben war, sich los zu machen und herabzuspringen. — „Bist Du es, Röschen?" fragte er flüsternd. — Die Wendin hörte ihn. „O rettet mich, rettet mich, wer Ihr auch seyn mögt!" gab sie flehentlich zur Antwort. „Die Angst tödtet mich und er wird mich verfolgen!" — „Wo ist der Graf?" fragte Heinrich, am Spalier empor kletternd, die Kleider des Mädchens gewaltsam von dem Geäst losreißend und sie sanft auf die Erde herabhebend. — Haideröschen zitterte wie ein Espenlaub. „Dort! dort!" sagte sie stammelnd, vor Angst und Schauder mit den Zähnen klappernd, und deutete nach den trüb schimmernden Fenstern. „Gott Lob, ich bin ihm entronnen! Aber wer seyd Ihr, wackerer Mann?" — Kennst Du den Maulwurffänger nicht, den Freund der Armen und Nothleidenden?" versezte Heinrich lächelnd. „Ich komme von Deinem Vater in der Absicht, Dich zu beschützen."

Aus dieser einzigen Scene erkennt man den Geist des Ganzen. Die Geschichte endet mit einer Empörung der Leibeignen gegen den Grafen und mit einer schrecklichen Dekoration à la Stumme von Portici, indem die Bauern die dürre Heide rings um das herrschaftliche Schloß in Brand stecken. Der edle Maulwurffänger ist dem Spion von Cooper und seiner bereits großen Sippschaft in der englischen und deutschen Romanwelt nachgebildet, der alte hülfreiche Ueberall und Nirgends.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 106.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 20. Oktober 1845.

Physiologie.

Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände, von Carl Vogt. Erste Abtheilung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. 1845.

Die wichtigsten Lehren der Physiologie in einer ungemein klaren Sprache allgemeinfaßlich vorgetragen, nach dem Beispiele der chemischen Briefe des berühmten Liebig. Sehr zweckmäßig beginnen diese Briefe mit dem Blute, als dem Stoffe, der den thierischen Körper zunächst überhaupt bildet und mit der Außenwelt vermittelt, denn alles was der Körper sich von außen aneignet, wodurch er wächst, größer und dicker wird ɩc., muß erst Blut geworden seyn, ehe es in andere Körpertheile übergehen kann. Im Blut ist der ganze Organismus aufgelöst enthalten. Aus dem Blute allein tritt er lebendig hervor. Alle Bestandtheile des Körpers, namentlich Faserstoff, Eiweiß und Fett finden sich schon im Blute.

Herr Vogt setzt zuerst den Kreislauf des Blutes auseinander und geht dann in nähere Erörterungen der Verhältnisse ein, in welchen die Blutbildung zum Lymphsysteme steht. Da nun diese Verhältnisse weniger schon bekannt seyn dürften, als es der Kreislauf des Bluts ist, wollen wir das Wichtigste davon mittheilen: „Die Regeneration des Blutes ist hauptsächlich durch ein sekundäres Gefäßsystem bedingt, welches mit dem Blutgefäßsysteme in Zusammenhang steht, und das man das Lymphsystem genannt hat. In allen Theilen des Körpers, mit Ausnahme der Knochen und des Gehirnes, finden sich feine, dünnwandige Kanäle, welche mit blinden Enden oder mit maschenförmigen Netzen in dem Parenchyma beginnen, sich allmählig zu Stämmen zusammensetzen, die meist den Hauptblutgefäßen folgen und endlich in einem großen Hauptstamm, dem Milchbrustgang, sich sammeln. Der Milchbrustgang läuft längs der Wirbelsäule im Innern der Brusthöhle hinan und ergießt sich in die linke Schlüsselbeinvene. Die Lymphgefäße zeichnen sich durch mehrere Eigenthümlichkeiten vor den Blutgefäßen aus. Vor allen Dingen enthalten sie eine so große Anzahl von inneren Klappen, daß sie meist, nach der Einspritzung, wie Perlschnüre aussehen, die man aneinander gereiht hätte. Außerdem sind ihre Wände dünner und die Zweige bei weitem weniger zu einzelnen Stämmen gesammelt. Selbst die größeren Stämme bilden mehr netzförmige Räume und nehmen sich etwa aus, wie ein mit reichlichen Inseln versehener Fluß. Außerdem sind die contractilen Ringfasern in ihren Wänden bedeutend entwickelt und meist in verhältnißmäßig weit größerer Thätigkeit als in den Blutgefäßen. Sie reagiren durch Zusammenziehung sehr intensiv auf äußere Reize, und es ist nicht selten, bei Vivisektionen Zusammenziehung des Milchbrustganges und der größeren Lymphgefäße zu sehen. Diese Ringfasern sind indeß auch der einzige mechanische Apparat an den Lymphgefäßen zur Fortschaffung des flüssigen Inhaltes. Bei dem Blutgefäßsystem ist der mechanische Apparat auf einen einzigen Centralpunkt, das Herz, zusammengezogen; bei den Lymphgefäßen sind die bewegenden Momente über den ganzen Verlauf verbreitet. Von Stelle zu Stelle, von der Peripherie gegen den Milchbrustgang hin fortschreitend ziehen sich die Ringfasern zusammen und pressen die in dem Lymphgefäße enthaltene Flüssigkeit nach beiden Richtungen hin aus. Allein dem Ausweg gegen die Peripherie hin stemmen sich die zahlreichen Klappen entgegen; die Flüssigkeit wird demnach gegen den Milchbrustgang hingetrieben. Sobald die Zusammenziehung nachgibt und das Gefäß sich öffnet, so strömt natürlich von der Peripherie her wieder neue Lymphe ein, die durch eine neue Kontraktion wieder weiter geschafft wird. — Der Beschaffenheit der Flüssigkeit nach, welche in den Lymphgefäßen nach dem Venensystem zugeleitet wird, unterscheidet man zwei Arten

von Saugadern; die eigentlichen Lymphgefäße mit klarem, hellem, durchsichtigem Inhalte, welche aus allen Theilen des Körpers stammen und die Chylus- oder Milchgefäße, welche von dem Darmkanal ausgehen und sich durch ein meist trübes, milchiges Ansehen der in ihnen enthaltenen Flüssigkeit auszeichnen. — Berücksichtigt man nun, daß die Lymphe und der Chylus in unmittelbarer Nähe des Herzens in die Schlüsselbeinvene ergossen werden, und nur das rechte Herz und die Lungen zu durchlaufen haben, um in den arteriellen Blutstrom zu kommen, so läßt sich schon a priori das wahrscheinliche Schicksal der einzelnen Bestandtheile des Chylus und der Lymphe errathen. Das überflüssige Wasser dunstet theils in den Lungen aus, theils wird es in den Nieren abgeschieden; die Lymphkörperchen bilden sich im Blutstrome allmählig zu Blutkörperchen um; die überflüssigen Salze werden in den Nieren, dem Sekretionsorgan der salzigen Bestandtheile entfernt, Faserstoff und Eiweiß bleiben in dem Plasma und ersetzen die demselben durch die Ernährung der Theile zugefügten Verluste. Das Fett löst sich großen Theils im Plasma auf und wird von diesem an bestimmten Orten abgesetzt. Die Abhängigkeit, in welcher die Bildung des Chylus von der Art der Nahrung steht, ist so groß, daß man mit vollem Rechte zur Aufstellung des Satzes berechtigt ist, daß der Chylus zweier gleich genährter Thiere aus verschiedenen Gattungen nicht so verschieden ist, als derjenige zweier ungleich genährter Thiere derselben Gattung."

Nachdem der Verfasser ferner die Verarbeitung der Nahrung im Magen geschildert hat, kommt er auf die noch immer räthselhafte Bestimmung der Leber. „Sobald der Speisebrei die Pförtnerklappe des Magens überschritten hat und in den Dünndarm eingetreten ist, so mengen sich ihm die Absonderungsprodukte zweier bedeutender Drüsen, der Bauchspeicheldrüse und der Leber zu. Letztere namentlich hat von jeher in der Medizin und in den physiologischen Ideen der Aerzte sowohl als des Volkes eine eminente Rolle gespielt und in manchen Ländern Europas schreibt wenigstens der zweite Kranke alle Uebel, welche ihn betreffen, der Galle zu. Manche dieser Vorurtheile können wir dreist als solche zurückweisen, vielen dürfen wir nur bedingungsweise entgegen treten und zu den meisten können wir leider weder Nein! noch Ja! sagen; denn wir müssen eingestehen, daß von allen chemischen Einwirkungen auf die Verdauung diejenige der Galle gerade am wenigsten, ja so gut wie nicht bekannt ist und daß wir, nach den bis jetzt vorliegenden Thatsachen wahrlich nicht einmal begreifen können, warum uns die Natur die größte aller Drüsen, die Leber, in den Unterleib gesetzt hat. Erst in den allerneuesten Zeiten scheint ihr Bau in einigermaßen befriedigender Weise aufgeklärt worden zu seyn. — Man stelle sich einen aus zweierlei Fäden gestrickten Strumpf vor, dessen Maschen so in einander greifen, daß sie sich wechselseitig ausfüllen und verdrängen; man nehme ferner an, daß dieses Gewebe ebenso in die Dicke fortgestrickt sey, wie es beim Strumpfe in die Breite geschieht, und man wird sich auf diese Weise ein ungefähres Bild der Leberstruktur entworfen haben. Diese innige Durchdringung der blutführenden und gallabsondernden Kanäle bedingt indeß keine Verschmelzung beider; hier so wenig wie in den andern Drüsen findet ein Uebergang der Blutgefäße in die absondernden Kanäle Statt; nirgends existirt eine solche offene Kommunikation; Stoffe aus dem Blute können in der Leber sowohl wie in den andern Drüsen nur auf diese Weise in die abgesonderten Kanäle gelangen, daß sie aufgelöst als Flüssigkeit durch die überall geschlossenen Wände der Gefäße und Kanäle durchschwitzen." Das Resultat der Untersuchung ist endlich, daß die in der Leber bereitete Galle die Bestimmung hat, das Fett aufzusaugen und in die Lymphgefäße überzuführen. „Wenn wir indeß auf diese Weise der Galle ihre wahrscheinliche Rolle im Verdauungsprozesse anzuweisen suchen und von der Zeit erwarten müssen, ob sie diese Ansichten durch Thatsachen beweist oder umstößt, so soll damit nicht gesagt seyn, daß die Aufnahme der in den Nahrungsmitteln enthaltenen fettigen Substanzen die einzige Quelle sey, woraus der Organismus seine fettigen Bestandtheile zöge. Ich berühre hier den heftigen Streit, welcher in der neuesten Zeit zwischen Frankreichs und Deutschlands chemischen Koryphäen herrschte und wo endlich, nach hartem Kampfe, das linke Rheinufer sich überwunden erklären mußte." Nämlich der Streit, ob der thierische Körper keine andern Stoffe bilde, als die er mit der vegetabilischen Nahrung schon in sich aufnehme? Die Franzosen behaupteten, in der Pflanze sey schon alles vorhanden, was sich nachher im Thier finde, so namentlich sey das Pflanzenwachs dasjenige, was nachher als thierisches Fett im pflanzenfressenden Thiere wieder zum Vorschein kommt. Die Deutschen bewiesen aber, daß jenes Pflanzenwachs z. B. beim Rindvieh gänzlich in den Excrementen wieder abgehe, ohne im Thiere als Fett zu bleiben, und daß im Gegentheil Fett aus Zucker gebildet werde, was die gänzliche Umwandlung der Pflanzenstoffe im thierischen Körper und die selbstständige Thätigkeit des letztern außer Frage stellt.

Sofort wird das Ineinandergreifen des Athmungsprozesses in den Blutumlauf erörtert. Es ist im Allgemeinen wohl Jedem bekannt, daß das Blut in die Lunge tritt, um mit dem Athem Stickstoff zu entlassen

und Sauerstoff aufzunehmen. Der Verfasser glaubt, daß dieß nur durch gänzliche Umwandlung der Blutkügelchen möglich sey. „Wir kennen kein Gewebe im ganzen Körper, welches mit solcher Begierde den Sauerstoff an sich zieht, als die Blutkörperchen; es kann mithin auch keine Kraft im Körper existiren, welche mächtig genug wäre, die Blutkörperchen ihres Sauerstoffes zu berauben; nur durch Zerstörung und Umsetzung derselben ist dieß möglich. Daß aber eine solche Zerstörung der Blutkörperchen, Auflösung derselben im Plasma und beständige Wiedererzeugung, sowohl aus den Lymph- und Chyluskörperchen, als auch innerhalb der Bahnen des Kreislaufes selbst vor sich gehe, scheint nicht nur theoretisch begründet, sondern auch durch die unmittelbare Erfahrung bestätigt. In allen Gewebtheilen des Körpers sehen wir einen steten Umschwung, selbst in den festesten Bestandtheilen, den Knochen, geht beständig Zerstörung des Vorhandenen, Ersatz des Zerstörten und Neubau Hand in Hand.“

Die Athmung steht in sehr genauer Verbindung mit der thierischen Wärme. Diese erhöht sich mit dem schnellen Athem, wie jeder weiß. Nur das ist ein Irrthum, daß, wie manche glauben, gewisse Racen, namentlich die südlichen, schon von Natur heißeres Blut haben sollen, als andere. Der Verfasser bemerkt, daß der heftige Malaye kein heißeres habe, als der geduldige Hottentotte. Bewegung vermehrt die Schnelligkeit des Athmens und die Wärme, wie ebenfalls jeder weiß. Doch ist es wieder ein Irrthum, daß die Nerven dabei im Spiele seyn sollen. Am Schlusse der ersten Abtheilung erklärt sich überhaupt der Verfasser sehr energisch gegen die Ueberschätzung des Einflusses, welchen die Nerven auf die anderen Lebensprozesse ausüben sollen, und gegen die Hypothesen von der sogenannten Lebenskraft, die er nur „Umschreibungen der Unwissenheit“ nennt.

Möge bald die Fortsetzung erscheinen.

Deutsche Geschichte.

17) Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer, ehem. kurmainz. Ingenieur-Oberstlieutenant, sodann im Dienste der französischen Republik. Herausg. von Heinrich König. Frankfurt a. M., Lit. Anstalt (Rütten), 1845.

Aus dem Nachlaß des bekannten Eickemeyer, dem man lange Schuld gegeben, er habe die Reichsfestung Mainz i. J. 1792 an die Franzosen verrathen. Einen Anlaß zu dieser Beschuldigung gab er selbst, indem er unmittelbar nach der Uebergabe den Dienst seines Kurfürsten verließ und in die französische Armee eintrat. Indessen ist längst ermittelt, daß er die Festung nicht verrathen oder verkauft hat, sondern daß sie unhaltbar gewesen; ja er selbst behauptet von sich, er sey der Einzige gewesen, der im Kriegsrath noch den Versuch der Vertheidigung beantragt habe, während alle andern zur Uebergabe gerathen hätten. Mainz war als Festung lange vernachläßigt, die Besatzung zu schwach, der öffentliche Geist demoralisirt durch die Flucht der Regierung rc. Mithin ist dem hartbeschuldigten Eickemeyer weiter nichts vorzuwerfen, als daß er zum Feinde überging.

Der Vorredner bemerkt S. 19: „Und doch ist es so begreiflich, daß Eickemeyer damals französische Dienste nahm! Abgesehen davon, daß Paris sich an der Begeisterung so vieler Deutschen für die revolutionären Ideen während der ersten Phase der Revolution noch nicht versündigt hatte, — was blieb einem fähigen Manne, der sich zum Soldaten berufen und gebildet fühlte, in Mainz zu hoffen übrig, nachdem durch die Flucht des Fürsten, des Adels und der Behörden der alte Staat zusammen gebrochen und jede Aussicht verschüttet war, auch eine Rückkehr der alten Verhältnisse gerade den gebildeten Männern weniger wahrscheinlich, als eine Verbindung mit Frankreich wünschenswerth vorkam?“ Das ist gar leichtfertig in den Tag hineingeredet. Mit so seichten Gründen ließe sich das Aergste entschuldigen und wenn sie Stich hielten, müßte man es am Ende noch dem General Blücher und dem Herzog von Braunschweig-Oels zum Vorwurf machen, daß sie nach den großen Niederlagen von 1806 und 1809 nicht zu Napoleon übergingen; denn auch sie fühlten sich zu Soldaten berufen und konnten nach der Demüthigung der deutschen Mächte nur noch hoffen, unter Napoleon einen ihrer Thatenlust angemessenen Wirkungskreis zu finden. Eickemeyer selbst entschuldigt seinen Uebertritt nicht weniger leichtfertig Seite 163: „In der kurfürstlichen Militär-Verfassung bestand kein Gesetz, welches den Offizier hinderte, nach Gutbefinden seine Stelle niederzulegen und andere Kriegsdienste zu nehmen; ich glaubte also, ohne Pflichtverletzung Custines Antrage entsprechen zu können.“ — Wir müssen vollkommen zugeben, daß deutsches National- und Ehrgefühl damals zu den seltensten Erscheinungen gehörte, da ja sogar Georg Forster nichts so dringend betrieb, als die Einverleibung des Kurfürstenthums Mainz in die französische Republik. Die Deutschen der damaligen Zeit befanden sich in einer furchtbaren Verblendung; schafmäßig stellten sie sich dem Feinde zur Disposition, ob er sie schlachten oder vor sich hertreiben

wolle als Futter für Pulver. Deutsche standen Schildwacht gegen Deutschland; Deutsche halfen dem Feinde Deutsche plündern und todtschlagen. Das fiel damals nicht auf und der Einzelne, der in der allgemeinen Selbstvergessenheit befangen war, ist deßfalls nicht besonders anzuklagen. Aber wenn man heutzutage Denkschriften aus jener Zeit edirt, soll man nicht mehr in den leichtfertigen Ton derselben einstimmen.

Die Denkschrift des Generals Eickemeyer ist durchgängig oberflächlich und leichthin geschrieben. Nur sehr wenige charakteristische Züge treten hervor. Hier Einiges, was er über das Verhalten der Deutschen beim Einzug der Franzosen im Jahr 1796 sagt: „In den Besitzungen des Kardinals Rohan (soll heißen im Bisthum Straßburg) hatten sich die meisten Bewohner mit ihrer Habe in die benachbarten Städte und Wälder geflüchtet. Was sich noch vorfand, nahm der Soldat, was ihm nichts nützte, oder was nicht fortzubringen war, zerschlug er, oder warfs auf die Straßen. In den österreichischen Orten des Breisgaues, ging es nicht viel besser. Die Bewohner der Markgrafschaft Baden, meistens Anhänger unserer politischen Grundsätze, kamen uns mit Vertrauen entgegen, und der Hof überhäufte uns mit Artigkeiten; allein wie sehr wurde alles dieses mißbraucht! Ein schamloser Delmas ließ sich ansehnliche Geschenke machen, erhob dann Requisitionen aller Art, und nahm zuletzt mit Gewalt oder diebischer Weise. — Spaßhaft war es übrigens anzusehen, wie an jenem kleinen Hofe Minister und Offizianten den Sansculotten-Generalen Bücklinge machten, auf ihre Befehle lauschten, sich beeiferten, ihren Wünschen zuvor zu kommen, und mit welcher Behaglichkeit einige dieser Generäle große Tafel hielten, und sich von Hoflakaien und mit Hofwagen bedienen ließen! Das Württemberger Land fanden wir etwas weniger schön und fruchtbar, als das Badische; die Bewohner aber, besonders über ihr Interesse, aufgeklärt. Man benahm sich gut gegen die Truppen, war aber weder freigebig, noch ließ man sich mißhandeln, ohne deßfalls laute Beschwerde zu führen. In jenem Theile Schwabens, welcher gegen Franken hin liegt, und meistens unter Abteien, Klöstern, kleinen Fürsten und Edelleuten stand, fanden wir die Bewohner, mit Ausnahme einiger kleinen Reichsstädte, unwissend, abergläubisch, schmutzig und sklavisch. Die Beamten hausten hier als unbeschränkte Despoten, die Pfaffen waren das Orakel. Indeß hatten diese sowohl wie jene, meistens die Flucht ergriffen, und die armen Unterthanen der Willkür der Soldaten überlassen.“ Und doch nennt es Eickemeyer wenige Seiten nachher ein Verbrechen, daß deutsche Bauern sich gegen die französischen Plünderer wehrten (S. 297).

Von Interesse ist ferner, was Eickemeyer über die Sendung schreibt, die er in Gemeinschaft mit Görres nach Paris unternahm, um über die unerhörten Plünderungen und Betrügereien der neuen französischen Beamten in den Departementen des linken Rheinufers Beschwerde zu führen. Görres hat seiner Zeit eine Schrift darüber ausgehen lassen. Hier meldet Eickemeyer, jene Schrift im Wesentlichen vollkommen bestätigend, sie seyen mit ihren Klagen nicht vorgelassen, als Agenten des Feindes verdächtigt, ermüdet und von den schuldigen Beamten ausgelacht worden. Görres begriff noch zur rechten Zeit, wie übel es einem Abgesandten geplünderter deutscher Provinzen anstehe, sich noch dem Hohn der Plünderer auszusetzen, reiste daher ab und gab die interessante kleine Schrift „Resultate meiner Sendung nach Paris“ heraus, worin er, einer der Ersten, den Deutschen die Augen öffnete über die sogenannte Freiheit, die uns von Frankreich her kommen sollte und die in Wahrheit nichts anderes war als Mord, Brand, Beraubung, Aussaugung, Schändung, Verhöhnung der leichtgläubigen liberalen deutschen Schafe. Nirgends ist so klar bewiesen, daß der Deutsche nie mehr Michel ist, als wenn er Franzosenfreund ist.

Eickemeyer sah so scharf nicht. Er blieb in Paris und wartete geduldig, bis man ihn mit den Klagen und Beschwerden der Rheinländer über die diebischen Beamten der Republik endlich vorlassen werde. Aber er hatte gut warten. Bonaparte als erster Konsul gab ihm zuletzt zwar eine Audienz, aber ausdrücklich nur dem General, nicht dem Deputirten Eickemeyer. Durch diesen Unterschied sollten die lästigen Klagen ein für allemal als beseitigt angesehen seyn. Als inzwischen Eickemeyer es doch nicht unterlassen konnte, jene Beschwerden zu berühren, wurde der erste Konsul plötzlich ernst und kalt (S. 340). Eickemeyer weiß sich in seiner nationalen Unschuld dieses kalte Benehmen nicht zu erklären. Er glaubt es einer Verläumdung Lefebvres zuschreiben zu müssen und begreift nicht, wie ungemein natürlich es war, daß Napoleon sich auf das Anhören von Beschwerden nicht einlassen wollte. Der arme Eickemeyer hatte so wenig eine Ahnung von der nationalen Politik, daß ihm der kalte Hohn Napoleons unverständlich blieb. Womit konnte aber Napoleon den Deutschen, die ihm knechtisch gegen ihr eignes Vaterland dienten und sich dann noch über Mißhandlung zu beklagen einfältig genug waren, anders antworten als mit dem Blick der Verachtung?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 107.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 24. Oktober 1845.

Deutsche Geschichte.

18) Das Land Tyrol und der Tyroler Krieg von 1809. Geschichte Andreas Hofers. Durchgehends aus Originalquellen. Zweite durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Dieses in erster Auflage schon 1817 erschienene und von einem der kundigsten Männer verfaßte Werk wird immer eine Hauptquelle für die Geschichte jenes ewig denkwürdigen Kampfs von 1809 bleiben. Die erstaunliche Fülle von Thatsachen und Urkunden, die darin mitgetheilt werden, muß den Geschichtsfreund zu Dank verpflichten, wenn auch die Schilderung der Ereignisse, die Personalnotizen und die Rückblicke auf ältere Geschichte ein wenig durcheinandergeworfen erscheinen. Die Hauptfrage, ob der Verfasser auch überall unbefangen und unparteiisch geschrieben habe, mußte durch seine seit 1809 bedeutend veränderte, ja gewissermaßen direkt umgekehrte Stellung zu Bayern natürlicherweise hervorgerufen werden. Allein wir können nicht anders als dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er als ein Mann von Geist die Aufgabe zu lösen gewußt hat, Bayern zu ehren, ohne den Tyrolern Unrecht zu thun. Es sind ja auch siebenunddreißig Jahre seitder vergangen. Von den betheiligten Personen leben nur noch die wenigsten. Die Leidenschaften jener Zeit sind längst abgekühlt. Jedermann erkennt in dem Kampf der Tyroler Bauern das schönste Blatt der neuern deutschen Geschichte, aber auch Niemand verkennt die trefflichen Eigenschaften des Königs Max Joseph von Bayern. Es war ein unheilvolles Verhängniß, welches damals Deutsche gegen Deutsche zum Vortheil der Fremden bewaffnete. Dasselbe unheilvolle Verhängniß bewaffnet jetzt wieder die Schweizer Stamm- und Eidgenossen gegen einander. Dasselbe unheilvolle Verhängniß hat, seit unsere Geschichte bekannt ist, Deutsche gegen Deutsche gewaffnet. Hier in einem Falle incriminiren wollen, wäre thöricht. Man kann nur aus allen Fällen das Resultat ziehen, daß es von jeher für die Deutschen besser gewesen wäre, wenn sie jenen unheilvollen Verhängnissen durch Eintracht und eine weise Nationalpolitik begegnet wären.

Wir finden es demnach vollkommen angemessen und des deutschen Geschichtschreibers, der die Nation im Auge hat, würdig, daß er, was zwischen Bayern und Tyrol vorgegangen, als einen bedauernswerthen Bruderkrieg behandelt und sich nur über das von Herzen freut, was Tyrol gethan hat, um die Franzosen verdientermaßen zu züchtigen.

Die historische Einleitung, der Rückblick auf die älteren Zeiten ist deßwegen wichtig, weil er die Vorgänge im Jahr 1809 erklären hilft. Troz der Reaktionen seit dem dreißigjährigen Kriege und troz des Perückenregiments befand sich Tyrol im Ganzen bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts wohl. Der Adel war vom Hofe völlig gezahmt, der Landtag bedeutungslos, die Schreiberei hatte schon über das Leben triumphirt in allen öffentlichen Angelegenheiten, aber dem freien Bauer, der großen Hauptmasse des Volks, war sein Erbgut, sein tüchtiges Gemeindewesen geblieben. Die Abgaben waren verhältnißmäßig gering; von Conscription keine Rede. Ein einziges Regiment wurde im Lande geworben, die übrigen waren ausschließlich Milizen und nur zur Landesvertheidigung bestimmt. Diese freien Bauern waren aber alle wohlgeübte Schützen, nach alter Volkssitte, und auch für den Milizendienst nicht modern uniformirt, sondern in der Landestracht.

Nur dem alten System der „Hofkreisrathsperücken" ist es zuzuschreiben, daß von der Landesbewaffnung in Tyrol nicht schon früher ein besserer Gebrauch gemacht wurde. Namentlich im Jahr 1805 hätte das bewaffnete Tyrolervolk schon Wunder thun können, um Mack bei Ulm zu unterstützen und die Verbindung mit Italien

zu sichern. Aber den Generalen war es damals noch ein ganz fremdartiger Gedanke, sich mit Bauern gemein zu machen. Niemand dachte an die Volksbewaffnung. Marschall Ney rückte damals mit nicht viel Truppen ins Tyrol, sprengte die Scharnitz, nahm Innsbruck weg, drang bis auf den Brenner und wäre unfehlbar verloren gewesen, wenn die besiegte Generalität dem Volk, aus dem viele Stimmen daran erinnerten, den Aufstand erlaubt hätte. Tyrol fiel damals auf eine fast lächerlich leichte Weise in die Gewalt der Franzosen und wurde an Bayern abgetreten.

Der Verfasser schildert mit voller Unparteilichkeit die Fehler, die von dem Ministerium Montgelas begangen wurden, als es das altkatholische Tyrol plötzlich zur modernen Aufklärung zwingen wollte, ja er verhehlt auch nicht einmal die Brutalitäten, die einzelne Beamte sich damals erlaubten. Niemand wird ihn also hier einer Parteilichkeit für Bayern bezüchtigen. — Sofort geht er zu den geheimen Verabredungen über, die in Wien mit den Sendboten des Tyroler Landvolks im Winter 1809 gepflogen wurden. Herr von Hormayr erscheint hierbei als die Axe, um die alles sich dreht. Er war beauftragt, im Namen des Kaisers die Sache einzuleiten. Er entwarf den ganzen Insurrektionsplan, der hier auch ausführlich entwickelt ist. Seite 211 des ersten Bandes heißt es, daß überhaupt während des ganzen Tyrolerkampfs „nicht ein Proklam, nicht ein einziger Aufruf, nicht eine einzige Verfügung erlassen worden sey, die nicht aus der Feder des Herrn von Hormayr geflossen wäre." Diese Behauptung erleidet inzwischen eine nicht geringe Einschränkung, wenn man die Proklamationen erwägt, die Hofer während der ersten und zweiten Abwesenheit Hormayrs erließ.

In den ernsten Gang der Begebenheiten sind heitere Anekdoten eingeflochten. So hatte z. B. Andreas Hofer, als er in Wien als heimlicher Agent Tyrols mit Hormayr unterhandelte, heilig versprochen, sich bei Tage nirgends sehen zu lassen, um mit seinem langen Barte nicht unnöthiges Aufsehen und bei den französischen Spionen Argwohn zu erregen; ging aber dafür bei Nacht ins Theater am Kärthner Thor und setzte sich breit vor das ganze Publikum hin. Hormayr lockte ihn mit List wieder heraus, hatte aber alle Mühe ihm sein Unrecht begreiflich zu machen.

Bekanntlich war schon in Tyrol alles geschehen, die ganze daselbst stationirte bayerische Macht und ein eben aus Italien durchziehendes französisches Korps vom Landvolk getödtet und gefangen, ehe das österreichische Hülfskorps unter dem Marquis von Chasteler, bei dem sich auch Herr von Hormayr als Civilintendant befand, in Tyrol ankam. Ueber die Maßregeln, welche der letztere verfügt, erhalten wir hier die ausbündigsten Nachrichten. Eine große Menge von Erlassen und Korrespondenzen ist der Erzählung eingeflochten. Aus den Armeebefehlen und Proklamationen der wieder in Tyrol einrückenden Franzosen und Bayern ersehen wir mit Vergnügen, daß nur die erstern Grausamkeiten wollten, die letztern sie mißbilligten. Der Marschall Lefebvre befahl ausdrücklich, jedes Dorf, das sich wehre, zu verbrennen und die bewaffneten Landleute zu henken. Wrede dagegen erließ einen Befehl an die Bayern, worin er aufs bitterste die begangenen Greuel beklagte und die Wiederholung aufs strengste verbot. Auch die Tyroler selbst machten nach des Verfassers Bericht einen Unterschied und ließen z. B. nur die gefangenen Franzosen durch Weiber nach Salzburg transportiren, nicht die Bayern. Doch erscheint in der Tradition der Tyroler Wrede nicht ganz so vorwurfsfrei, als ihn hier der Verfasser schildert. — Der so blutige und mordbrennerische Einzug des Marschalls führte bekanntlich zu keinem Resultate, indem er nicht verfolgt werden konnte. Der größte Theil der Armee wurde von Napoleon, als derselbe bei Aspern geschlagen war, zurückberufen und nur General Deroy blieb mit einigen tausend Bayern in Innsbruck, von wo er bald wieder vertrieben wurde.

In diesem Moment hätte Chasteler viel thun können, allein er that nichts, weil ihn die Bauern in Hall insultirt hatten und weil er von Napoleon in die Acht erklärt war. Er fürchtete beim Landvolk keinen Gehorsam mehr zu finden und bei irgend einem Unfall in die Gewalt der Feinde zu gerathen. So erklärt der Verf. unumwunden des sonst von ihm hochgefeierten Mannes Fahrläßigkeit. In dieser Beziehung bewährt sich der Verfasser als vollkommen orientirt, bringt die überzeugendsten Details bei und kann als parteiisch nicht verdächtigt werden. Ob er gegen Theimer nicht eingenommen ist, wollen wir unentschieden lassen. Unter den patriotischen Namen jener Tage glänzt auch Ennemoser, einer der Wenigen, der noch als Zeuge derselben lebt. Er war damals Hofers Sekretär, ungemein thätig und klug. Vielleicht ist es nicht allen unsern Lesern bekannt, daß er später im Lützow'schen Korps bei den Preußen diente, sich das eiserne Kreuz erwarb, in Bonn lehrte, und derselbe Ennemoser ist, den die literarische Welt als ausgezeichneten Schriftsteller über den Magnetismus kennt. Er lebt jetzt als praktischer Arzt in München, in demselben Lande, gegen das er damals kämpfte und dem gegenwärtig auch der alte Agitator Hormayr angehört.

Um nun eine Probe zu geben von dem Geist, der damals das Tyroler Landvolk beseelte, sey erwähnt, wie sich ein Wirth bei einer Berathschlagung der Bauern benahm. „Rupert Wintersteller, Wirth und Gutsbesitzer zu Kirchdorf bei St. Johann, Landgericht Kitzbühel, ein

kräftiger, blühend schöner Mann von 30 Jahren, seit Kurzem Vater eines einzigen Kindes, welches er durch mehrere Tage nebst seinem jungen Weibe in den Flammen umgekommen wähnte, Eigenthümer eines sehr blühenden Hausstandes, aus einem alten siegelmäßigen Geschlechte dieser Gegend, hatte sich schon in den frühern Vertheidigungen rühmlichst ausgezeichnet. Er war im December 1800 am Paß Thurn und am 4. November 1805 am Paß Strub und im Thale von Lofer die Seele des glänzendsten Widerstandes gewesen. Bei dieser Konferenz erschien er zwar nur auf wenige Augenblicke, aber mit fröhlicher Miene, mit keiner Sylbe gedenkend des ungeheuren Verlustes von acht Häusern mit allen Vorräthen, der Jammerscenen, der Angst um Weib und Kind, der mühe- und gefahrvollen Flucht, sondern er pries sich glücklich, in dem großen Brande und Ruin dennoch die Fahnen und die große Trommel gerettet zu haben, welche 1703 in dem französisch-bayrischen Einfalle unter dem Kurfürsten Max Emanuel und Vendome sein Großvater erobert und seinem Enkel als Trophäe hinterlassen hatte."

Herr von Hormayr wird gegen die Vorwürfe, die ihm von vielen Seiten her gemacht worden sind, nachdrucklich und ausführlich vertheidigt. Namentlich gegen den Vorwurf, er habe, als die Sachen schlimm gingen, sich in die Schweiz flüchten wollen, wird bemerkt, daß dieß eine baare Unvernunft gewesen wäre, weil die Schweiz damals ganz im Napoleonischen Sinn regiert wurde, den Tyrolern jede Zufuhr abgeschnitten und ihn unfehlbar an Frankreich ausgeliefert haben würde. Es mußte freilich sehr unangenehm für ihn seyn, daß er gerade im Augenblick, wo es galt, sich krank fühlte und deßhalb sich entfernte. Er mußte fürchten, man werde die Krankheit für fingirt halten. Aber wer sollte sie nicht natürlich finden, wenn man seine Anstrengungen und die gewaltige Gemüthsbewegung bedenkt, in welche gerade der Mann gerathen mußte, der mit der Organisation des Aufstandes beauftragt gewesen war, der ihre ganze Verantwortlichkeit übernommen hatte und der jetzt erfahren mußte, daß im Waffenstillstand von Znaim Tyrols nicht einmal erwähnt worden sey. Wenn man aber Herrn von Hormayr daraus einen Vorwurf machen wollte, daß er in der zweiten Krisis nach dem Friedensschlusse Tyrol verlassen habe, so wird hier mit gutem Grund entgegnet, seine Mission sey mit dem Friedensabschluß zu Ende gewesen und er habe sich als kaiserlicher Beamter nur den zum Abzug befehligten Truppen anschließen können. Die ganze Bewegung in Tyrol nachher, nachdem Oesterreich schon zum Frieden gezwungen war und Tyrol nicht mehr helfen konnte, war zwar poetisch, aber durchaus unpraktisch.

Gleichwohl macht es einen widerlichen Eindruck, wenn wir lesen, daß die abziehenden Truppen Buols den Franzosen ohne Noth Kanonen überlieferten, die viel besser den Tyrolern belassen oder vernichtet worden wären, zum Theil Kanonen, welche die Tyroler selbst erst verfertigt hatten. Auch will es uns nicht behagen, daß der Verfasser die Fähigkeiten des armen Hofer so sehr herabsetzt und ihn gar zu sehr nur als eine Puppe in Hormayrs Händen darstellt. Das war Hofer doch nicht immer. Er trat selbstständig auf, als Hormayr sich ins Vintschgau zurückgezogen hatte.

Sehr interessant ist, was im zweiten Theile Seite 366 und 431 über die von Napoleon damals gegen Tyrol eingehaltene Politik gesagt wird. Napoleon hatte große Lust, den Aufstand der Tyroler gegen Bayern zu benutzen, um unter dem Vorwand der unversöhnlichen Antipathie zwischen beiden und nach der vollendeten Thatsache des Abfalls Tyrol wieder von Bayern zu nehmen und mit dem italienisch-französischen Reiche zu vereinigen. Er wollte sich dadurch den Weg von Italien nach Deutschland offen halten, ohne erst den guten Willen der Bayern dazu nöthig zu haben. Welchen großen Dank er auch den Bayern für ihre Dienste seit 1805 schuldig war, so berechnete er doch die Zukunft voraus und wußte, daß ihm der damalige Kronprinz, jetzt regierende König von Bayern abgeneigt war, von dem er sogar einmal gesagt haben soll: ce prince-royal ne montera jamais sur le trône. Indem er nun Tyrol für sich zu behalten wünschte, wollte er es auch schonen und äußerte sich sehr mild gegen die Empörer. Er bot ihnen die Erhaltung aller ihrer alten Rechte an, wenn sie sich ans Königreich Italien freiwillig anschließen wollten. Doch blieben alle diese Ideen unausführbar, da die Tyroler jeder Versuchung widerstanden, und Napoleon that auch hier, was er so oft gethan hat, er beliebte eine halbe Maßregel und zerstückte Tyrol, daß es nur theilweise bei Bayern blieb, theilweise zu Illyrien und Italien geschlagen wurde.

Bayern seinerseits hat damals auch nicht versäumt, die Tyroler durch Milde und Versprechungen zu beschwichtigen. Es lag ihm sehr daran, jenen französischen Plan zu durchkreuzen. Der Kronprinz Ludwig, der nachher als Gouverneur des Landes so viele seiner Wunden heilte, hatte seine deutsche Gesinnung, seine Vorliebe für das Gebirgsvolk und für dessen alten Glauben nie verleugnet. Der König ließ Speckbachers gefangenen Sohn in München aufs sorgfältigste erziehen und die Mutter durch ein eigenes Schreiben des alten General Deroy über sein Schicksal beruhigen. Hofer wurde dringend eingeladen, ins bayrische Lager zu kommen und wenn er es gethan hätte, würde er wohl nicht in Mantua erschossen worden seyn.

Wenn sich die Geschichtschreiber bisher darin gefallen

haben, nur das Feindselige jener Verhältnisse hervorzuheben, um dem großen Kampf in den Gebirgen gleichsam eine glühendere Beleuchtung zu geben, so ist es jetzt wohl an der Zeit, auch an die nationalen Sympathien und an die deutsche Ehrlichkeit zu erinnern, die mitten unter dem Druck der Fremdherrschaft sich doch niemals ganz verleugnet haben.

Romane.

1) Tante Anna von Henriette Hancke. Eingeleitet von Andersen. Hamburg, Kittler, 1845.

Aus dem Dänischen. Ein idyllisches, etwas weichliches Familiengemälde, das uns fast an Lafontaines und Schmiedtgens Zeiten erinnert. Da ist alles so lieb und gut, und Wohn- und Kinderstube sind der Mittelpunkt der Welt. Die Heldin des Romans ist eine von jenen zahllos in unserer Romanwelt vorkommenden edeln, dem Frauen- und Mutterglück entsagenden und nur für das Wohl der Schwester und Geschwisterkinder lebenden Tanten, das Ideal einer alten Jungfrau, die mütterlicher handelt, als gemeine Mütter.

2) Schwester Anna. Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit von Adele Schopenhauer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Ein eben so edles Wesen, aber in glücklicher Ehe und Hausmütterlichkeit kontrastirend mit einer gewissen Leontine, die durch abenteuerliche romantische Verbindungen in ewiger Unruhe umgetrieben, zuletzt in orientalischer Ferne verschwindet. Die früher erschienenen Mährchen der Verfasserin scheinen uns mehr ihrem Talente angemessen.

3) Charakterschilderungen von Philippine von Mettingh. Cassel, Hotop, 1845.

Historische Gemälde. Zuerst „ein Paar Tage am Hofe des Landgrafen Moritz", worin die grausame Hinrichtung des Junker von Eckardsberge geschildert ist, den der Landgraf mit seiner Gemahlin in Verdacht hatte. Dann das Heldenbild Don Juans d'Austria in Versen. Ferner eine Schilderung aus der Ehe der österreichischen Elisabeth mit Karl IX. von Frankreich. Auf dem Sterbebette graust diesem König vor den Erinnerungen der Bartholomäusnacht. Endlich noch einige kleinere Bilder aus dem Zeitalter Mazarins.

4) Die Pflegetochter oder der Anschlag auf Antwerpen. Historisch-romantisches Gemälde von A. J. van de Linde. Aus dem Holländischen von Wegener. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1845.

Den sehr lebendigen Hintergrund dieses sonst gewöhnlichen Romans bildet der mißlungene Anschlag des französischen Herzogs von Alençon auf Antwerpen und die Niederlage, welche die Franzosen daselbst durch die tapfern Bürger erlitten.

Dramatische Dichtkunst.

Sten Sture. Historisches Schauspiel von C. H. Wesel, in Kommission bei Bagel, 1845.

Die Kämpfe, welche der Losreißung Schwedens vom dänischen Joche und der Einführung der Reformation in Schweden vorhergingen, und in denen Sten Sture als edles Opfer für Vaterland und Freiheit fiel. Was er nicht erreichen konnte, erreichte später Gustav Wasa, der als Jüngling in diesem Schauspiel bereits eine bedeutende Rolle als Träger der Zukunft spielt. Alles wäre in diesem Drama gut, wenn nur nicht auf die unerlaubteste Weise der jüngste hegelisch-kommunistische Wahnsinn mit hinein spukte. Wer sollte es für möglich halten, daß Gustav Wasa hier von der Selbstvergötterung phantasiren würde:

Allmächtiger! hier löst sich mir das Räthsel,
An dem der Mensch zum Gottesleugner wird,
Wenn aus der Kinderstube Katechismus
Er all' sein Wissen, seinen Glauben zog,
Den freien Geist aus lauter Frömmigkeit
Gefangen gebend. — Tückisch reißt das Leben,
Hohnlachend ihm den Stecken aus den Händen,
Der für die ernste Wanderschaft nicht taugt,
Und weist ihn an auf seine eig'ne Kraft.
Bei diesem Anblick lern' ich anders Dich
Erhab'ne Gottheit fassen! — nicht so klein
Und schwächlich stelltest Du Dein Ebenbild
Den Menschen hin; — Du gabst ihm eig'ne Kraft,
Gabst Freiheit ihm, mit dieser Kraft zu walten,
Sich selbst ein Gott, das Leben zu gestalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 108.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 27. Oktober 1845.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Theobald Kerner. Jena, Mauke, 1845.

Der Sohn unseres berühmten Justinus versetzt uns in die alte romantische Waldeinsamkeit zurück. Aus fast der Hälfte seiner Lieder schlagen die grünen Knospen des schwarzen Tannenwaldes aus und duftet es nach harztriefenden Stämmen, von üppigen Lichenen überwuchert.

Gleich im Eingang ruft er uns zu: „Wie muß seyn ein grüner Wald?“ Im zweiten Liede:

Bei der Bäume Rauschen
Fühlt sich das Herz von aller Sorg' befreit.

Im vierten gibt ein Baum

seinen Schatten,
In dessen Laub ein Vogel saß.

Im fünften heißt es schön:

Sey gern in stiller Einsamkeit,
Sey gern allein in düsterm Wald,
Wenn's oben durch die Zweige rauscht,
Von fern des Kukuks Stimme hallt.

Was weckt dich aus dem Traum? ein Reh
Tritt durch's Gebüsch und schaut dich an
Mit klarem Aug, flieht schnell jetzt fort —
Sag', was hast du ihm Leids gethan?

Du thatst ihm nichts, doch weh der Fluch,
Daß du ein Mensch, der ruht auf dir,
Lagst du auch regungslos im Moos,
Aus deinen Augen sprach die Gier.

Im sechsten denkt der Dichter abermals

An duftend Moos, an Baumes-Rauschen,
An Vogelsang und den verlor'nen Thau.

Im sechsten

entfällt das letzte Blatt dem Baum.

Im siebenten aber sind wir schon wieder

Auf dem Berge oben, wo die Winde
Durch die alten Tannen klagend flüstern.

Im achten wölbt sich über uns wieder sehr schön

Der schönste Dom, den sich Natur gebaut!
Es ragen stolz der Tannen schlanke Säulen,
Die Zweige haben's zierlich überbaut,
Auf dunkelm Grund als licht Gemälde schaut
Der Himmel mit den Wolken durch zuweilen.

In heilig Dämmern ist der Tag gehüllt,
Als bräch' das Licht durch bunte Malereien
Uralter Fenster, spielt es farbig mild,
Mit Balsamdüften ist die Luft erfüllt,
Ein jeder Strauch will seinen Weihrauch weihen.

Als läge Alles betend vor dem Herrn,
Ein ernstes Schweigen! — nur wie stille Beichte
Tönt leises Flüstern in den Zweigen fern,
Die Sonne blinkend durch als heller Stern
Strahlt wie vom Hochaltar die ew'ge Leuchte.

Im achten Gedichte

Kommt der Frühling, da ist Freude
In den Wäldern, auf der Haide ec.

Im zehnten steht eine Tanne am Ufer

Umklammert mit den Wurzeln das Gestein,
In ihren dunkeln Nadeln hängt das Eis,
Sie schaut wie träumend in die Fluth hinein.

Im eilften ein alter Weidenbaum. Im dreizehnten tobt der Sturm durch den entlaubten Wald. Im fünfzehnten lesen wir ein sinniges Mährchen von der Birke:

Die Birke in weißem Gewande,
Umgeistert vom Mondenlicht,
Stand wie eine schlanke Jungfrau,
Die zaub'rische Worte spricht.

Umsonst! sie kann nimmer finden
Das rechte Wort, und im Bann
Bleiben die Ritter und Knappen
Und sie selbst im einsamen Tann.

Im siebzehnten Gedicht läßt sich der Sänger schon wieder am Waldsaume nieder. Im neunzehnten gaukelt ein Schmetterling über den Weidenbaum. Im zwanzigsten ergeht sich der Dichter im noch unbelaubten, aber schon sprossenden Wald an einem schönen Frühlingstage. Im einundzwanzigsten sehnt er sich nach einer stillen Klause im tiefsten Urwald, in dem noch niemals eine Axt erklungen. Im zweiundzwanzigsten wünscht er ein Reh, ja sogar ein Bär zu seyn, um auch noch im Winter die Waldlust zu genießen. Im vierundzwanzigsten will er ein Vogel seyn und fliegen von Ast zu Ast. Im fünfundzwanzigsten sagt er, daß ihm die schwarzeingebundenen Bücher nicht gefallen und daß er lieber in den grünen der Natur lese, um Gott zu loben. Im siebenundzwanzigsten stört den Dichter in seiner Waldeinsamkeit ein krächzender Rabe. Im achtundzwanzigsten sieht er ein Sternlein durchs Gezweige und frägt: ob es auch dort wohl Liebe gibt? Im neunundzwanzigsten beschreibt er eine Quelle, die Tochter des Waldes, die dankbar ihren Vater nährt. Im dreiunddreißigsten beschreibt er „seine Tanne."

Nun erst zerstreuen sich die Waldlieder in der Masse der folgenden Gedichte und es dringen jetzt in größerer Anzahl Liebeslieder hervor, gleich jenen Waldliedern zum Theil sehr schön. Hier ein kleines:

O zürne nicht, wenn eine Welle
Zuweilen heiß an's Herz dir schlägt,
Bedenk', daß diese kleine Woge
Mein Glück auf ihrem Rücken trägt.

Fühlst du in dir ein Fluthen, Drängen,
O sieh, das ist ein Menschenglück,
Das auf der Welle kommt getragen!
O stoß es nicht vom Strand zurück!

Sehr nett ist folgender Gedanke:

In ein Stammbuch.

Wie wird durch dich verschönert dieses Leben!
Dir sey ich d'rum mit Leib und Seel' ergeben!

Kaum daß ich dieß mit meinem Blut geschrieben,
Ist neben mir gestanden schon der Satan,
Und hat das Blatt mir hastig wollen nehmen;
Doch schnelle rief ich: „Dir nicht, Leviathan,
Ich habe einem Engel mich verschrieben!" —
Wie mußte sich der dumme Teufel schämen!

In der zweiten Auflage möchten wir wünschen das auf Seite 87 abgedruckte Gedicht nicht wiederzusehen.

Aus deinem Auge hell und klar
Entsteigt ein Traum mir wunderbar,
Mir ist's, ich sey ein Eremite
Und sitze in des Waldes Mitte
Vor meiner Höhle, auf den Knieen
Halt' ich ein Buch, die Wolken ziehen
Ob meinem Haupt, die Bäume rauschen,
Ich höre nichts, ich muß nur lauschen
Den Stimmen, die mir flüstern zu
Aus meinem Buch; welch' sel'ge Ruh',
Welch' Frieden strömt aus der Legende,
Der frommen, kindlichen! ohn' Ende
Möcht' ich sie lesen, wieder lesen,
Mir ist's, ich würd' ein besser Wesen,
Würd' wieder ganz ein frommes Kind.
Doch weh, was klappt der böse Wind
Das Buch mir zu? — mein Träumen endet,
Sobald dein Aug' sich von mir wendet.

Wir fragen den Dichter, ob es ihm wirklich und im Ernst möglich gewesen ist, im Auge der Geliebten etwas dergleichen zu sehen? Daß sich in seiner Phantasie, die ganz nur von Wald und Liebe erfüllt ist, auf eine so originelle Weise ein Waldbild in dem Auge der Geliebten verbinden konnte, wundert uns keineswegs, allein er hätte dann doch etwas anderes, als gerade einen alten Eremiten, in den lieblichsten Rahmen der Welt einrahmen sollen.

Mehrere Gedichte beziehen sich auf die schöne Natur und auf die alten Erinnerungen Weinsbergs, wo der Dichter geboren ist. Namentlich gibt er einige epische Schilderungen aus den schrecklichen Zeiten des Bauernkriegs, in welchem Weinsberg eine so tragische Rolle spielte.

Das neueste Gedicht ist wohl das vom Juni des laufenden Jahres „Steiger frei."

In der Zeitung las ich heut':
Doktor Steiger ist befreit!
Doktor Steiger, der Gefang'ne,
Fast Erschoß'ne, fast Gehang'ne! —
Hei, wie hat mich das gefreut!

Auf dem Absatz dreht' ich mich
Einmal, zweimal — Wäre ich
Jetzt nur Herr von Millionen,
Hätt' ich Büchsen, hätt' Kanonen,
Donnern wollt' ich fürchterlich!

Steiger frei! durch's ganze Land
Ließ ich's schmettern, Feuerbrand
Müßte rings die Berge röthen,
Zischend flögen die Raketen,
Ein vielstreifig Freiheitsband.

Aber so — gar nichts? doch ja!
Einen Vogel hab' ich da,
In dem Käfig hinter Stangen
Sitzt er — also auch gefangen? —
Mit Beschämung fast ich's sah.

Schnell das Fenster aufgemacht!
Schau', wie hell die Sonne lacht!
Fliege fort! doch vor der grauen,
Schwarzen Vögel spitz'gen Klauen
Nimm, o Flüchtling, dich in Acht!

Möge unsern geneigten Lesern der Selam von Waldblumen, den ihnen hier ein neuer Dichter widmet, empfohlen seyn.

Geschichte.

Geschichte der Trennung der englischen Kirche von Rom. Von Johannes von Gumpach. Darmstadt, Jonghaus, 1845.

Die Gründe, durch welche König Heinrich VIII. bewogen wurde, dem lebhaft in der englischen Nation erwachten Wunsche einer Kirchenreform nachzugeben, waren bekanntermaßen von sehr unheiliger Natur. Doch thut man Unrecht, aus dergleichen Einmischungen einer unlautern Politik in die Kirchensache dem Protestantismus einen besondern Vorwurf zu machen, da unzweifelhaft ganz ähnliche Einmischungen auch schon bei der Ausbreitung des ersten Christenthums Statt fanden. Der Cäsaropapismus, dessen man die Fürsten beschuldigt, die sich im sechzehnten Jahrhundert von Rom lossagten, muß auch dem vielgepriesenen Kaiser Constantin, so wie dem Frankenkönig Chlodwig vorgeworfen werden, denn diese Fürsten sahen in der neuen Religion, die sie annahmen, auch nur ein Mittel zur Befestigung ihrer Gewalt. Ganz eben so ist der Uebertritt der spanischen Könige vom arianischen zum athanasianischen Bekenntniß und später der Uebertritt des Kurfürst Friedrich August zur römischen Kirche, da er König von Polen wurde, zu verstehen. Die Politik hat sich allezeit religiöser Mittel, Vorwände, Masken bedient und wird es auch künftig immer thun. Keine Konfession hat deßfalls ein Recht, der andern etwas vorzuwerfen.

Heinrich VIII. steht aber hauptsächlich deßwegen als ein Scheusal in der Geschichte da, weil er seine Brutalität abwechselnd an beiden Kirchenparteien ausließ, und zuerst unter dem Kanzler Thomas Morus die Reformirten, später aber die Katholiken (und unter ihnen den Thomas Morus selbst) den Schaffoten und Scheiterhaufen Preis gab. In Bezug auf den bisher zu viel gepriesenen Thomas Morus erinnert der Verfasser des vorliegenden Werkes daran, daß von dem ihm gespendeten Lobe wenigstens die grausamen Ketzerverbrennungen abzuziehen seyen, die er verfügt hat. Was König Heinrich selbst anlangt, so war derselbe der roheste Egoist, der jemals auf einem Throne gesessen, mit dem Instinkt begabt, sich alles zum Vortheil auszulegen und sogar seine Gemüthsstimmungen jedesmal nach seinem Interesse zu ändern. So oft er eine seiner Lüste, eines seiner Verbrechen bemänteln wollte, stand ihm auch das dem entsprechende Sentiment zu Gebote. Als er z. B. die unglückliche Katharina verließ, um Anna Boleyn zu heirathen, und der Papst ihm den Ehebruch verwies, sagte er sich vom Papste los und spielte den eifrigen Reformator. Als er aber bald darauf wieder die unglückliche Anna Boleyn verstieß und sie sogar hinrichten ließ, um volle Freiheit zu einer zweiten Heirath zu haben, spielte er wieder den Katholiken, um in der ketzerischen Gesinnung Annas eine Entschuldigung mehr für seine Grausamkeit zu finden. „Man darf nicht vergessen, daß die Feinde Annas und der Reformation jedes Mittel anwandten, um den König zur äußersten Strenge gegen sie zu stimmen, nicht allein um ihrer los zu

werden, sondern auch um ihn selbst zu einer entehrenden That zu verleiten. Wie weit diese Bemühungen gingen, ersieht man daraus, daß an dem verhängnißvollen Tage des achtzehnten dem Könige mitgetheilt wurde, die Wachskerzen auf dem Grabe Katharinens hätten sich von selbst entzündet, und nach der Frühmette wäre von einem unsichtbaren Chore Deo gratias gesungen worden. Heinrich, welcher sogleich hinschickte, um die Sache untersuchen zu lassen, bewies dadurch, daß er nicht ohne Aberglauben war, und vielleicht war es ein Gefühl mit diesem durch den priesterlichen Betrug erweckten Aberglauben verbunden, welches seine Hand leitete, als sie bald darauf das Todesurtheil seines unglücklichen Weibes unterschrieb."

Am besten charakterisirt den König die Thatsache, daß, als ihn der Papst in den Bann that und alle seine Unterthanen zur Empörung, alle Fürsten zum Kreuzzuge gegen ihn aufforderte, und gleichwohl eine neue katholische Gemahlin und deren Anhang sich seiner bemächtigte, er gleichzeitig beide Religionspartheien in ihrem entschiedensten Charakter verfolgte und die eifrigsten Katholiken und Reformirte Paar und Paar an einandergebunden verbrennen ließ.

Inzwischen behauptete die reformirte Partei das Uebergewicht, als die katholische Gemahlin (Katharina Howard) hingerichtet ward. Sie hatte all die Ausschweifungen wirklich begangen, deren man die unglückliche Anna nur fälschlich beschuldigt hatte. Die letzte Gemahlin des weibertollen Königs war wieder eine Reformirte und in ihrem Glauben starb auch der König, nachdem er sich zum obersten Herrn der Kirche an die Stelle des Papstes eingesetzt, die Klöster aufgehoben und die Reformirten in Deutschland, die er anfangs so erbittert angefeindet, vollständig nachgeahmt hatte.

Allein es gab immer noch eine katholische Partei in England, und noch lebte Maria, die Tochter jener zuerst verstoßenen Königin Katharina, eine eifrige Papistin. Heinrichs Sohn und Nachfolger, der kränkliche Eduard starb; dessen Nachfolgerin, die unglückliche Jane Grey wurde durch eine Revolution vom Thron gestürzt. Elisabeth, die Tochter der Anna Boleyn, schloß mit ihrer Schwester Maria ein Bündniß gegen Jane, half ihr dieselbe stürzen, wurde dann aber selbst von der Thronfolge verdrängt und eingesperrt. Maria, zum großen Theil von Reformirten auf den Thron erhoben, fing nun an, dieselben aufs erbittertste zu verfolgen, vermählte sich mit dem nach Ketzerblut riechenden Philipp II. von Spanien, schickte dem Papst eine Unterwerfungsurkunde ein und war auf dem Wege, ganz England wieder katholisch zu machen, als der Tod ihr Wirken unterbrach. Sie hat 288 Engländer als Ketzer verbrennen lassen, darunter den Hauptreformator Englands, den berühmten Erzbischof Cranmer. Vielen wurde die Todesstrafe noch durch seltne Grausamkeit verschärft, indem man sie nur langsam mit nassem Reisig sengte. Der Verfasser bemerkt dazu, Turner habe seine englischen Landsleute darauf aufmerksam gemacht, daß sie doch ja dergleichen Erscheinungen nicht als einer längst vergangenen Zeit angehörig betrachten möchten, daß die Inquisition nicht abgeschafft sey, daß sie jederzeit mit der Macht der Kirche wiederkehren werde und daß die Fortsetzung der Autodafés nicht unmöglich gemacht, sondern nur aufgeschoben sey. — Der Schrecken hatte sich damals so sehr aller Engländer bemächtigt, daß auch das Parlament nichts zu thun wagte. Acht Mitglieder des Unterhauses, die dem Wüthen der spanischen Maria zu trotzen gewagt, wurden hingerichtet. Sogar den Angehörigen der Hingerichteten verbot sie durch ein Dekret jede Aeußerung des Mitleids und jedes Wort des Trostes.

Allein kaum war Mara todt und Elisabeth zur Regierung gekommen, als wie mit einem Schlage das System sich änderte. Im Einverständniß mit dem Parlament hob Elisabeth alle contrereformatorischen Verordnungen Marias auf und vollendete das Werk ihres Vaters.

Herr von Gumpach bemüht sich, am Schlusse seines Werkes die Hinrichtung der Maria Stuart als eine nothwendig gewordene politische Maßregel zu entschuldigen. Er weist auf die Zeitumstände hin. Elisabeths Leben wurde unaufhörlich durch Meuchelmörder bedroht. Der Jesuit Mariana suchte sogar den Königsmord wissenschaftlich zu rechtfertigen, in dem 1599 und wiederholt 1611 gedruckten Werke de regis institutione. Dazu erwäge man die Resultate der Pariser Bluthochzeit und die Grausamkeiten Albas in den Niederlanden, den Mord Wilhelms von Oranien ꝛc. Elisabeth glaubte also, dem Schrecken Schrecken entgegensetzen zu müssen, wie später Napoleon der Höllenmaschine die Hinrichtung des Herzogs von Enghien entgegensetzte.

Möchte der Blick, den wir in jene blutigen Zeiten thun, uns zur Warnung dienen, da wir auf dem Wege sind, zu einer kirchlichen Leidenschaftlichkeit zurückzukehren, die nur neue Greuel gebären kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 109.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 29. Oktober 1845.

Länder- und Völkerkunde.

Pariser Bilder. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

Wenn sich Paris nicht in rascher Bewegung alle fünf Jahre änderte, so müßte man allerdings behaupten, es sey schon genug über diese Stadt geschrieben worden. Aber immer bietet das Leben dort neue Seiten dar, immer verändert sich seine Physiognomie, zwar nicht durch politische Constellationen, doch durch die Mode. Was nun gerade jetzt neu und charakteristisch hervortritt, davon entwirft uns der ungenannte Verfasser in diesem kleinen Werke sehr lebendige Bilder.

Zuerst orientirt er uns auf dem schönsten und größten Platz von Paris, der bald den Namen Ludwigs XV., bald den der Revolution, drittens den der Concordia, viertens den Namen Ludwigs XVI. trug und jetzt wieder place de la Concorde heißt. Dann schildert er die neuesten erst seit 1830 gebauten Kirchen, zwei im griechischen Styl, weniger Kirchen als Conzertsälen ähnlich, die dritte im Basilikenstyl, alle drei ungeheuer überladen. Man muß sich wundern, daß die Katholiken, seitdem sie prätendiren, sich besser auf Kunst zu verstehen, wie die Protestanten, doch im Kirchenbau an Geschmacklosigkeit und Unkirchlichkeit nur mit ihnen wetteifern.

Nachdem der Verfasser noch von den neuen Eisenbahnen, der Stille in dem sonst so lebendigen Palais royal und der großen Industrieausstellung gesprochen, macht er gute Bemerkungen über die Pariser Theater.

„Es sind ungefähr zwanzig Theater in Paris, in denen beinahe jeden Abend gespielt wird. Auf den ersten Anschein ist dieß sehr viel, und man begreift nicht, wie es möglich ist, daß sich so viele Bühnen halten können, ohne sich gegenseitig zu schaden; allein wenn man berechnet daß, was nicht der Fall ist, nur etwa 1000 Personen jedes Theater im Durchschnitt des Abends besuchen würden, so wären es 20,000 Einwohner, welche dieselben täglich füllten — eine verhältnißmäßig gewiß sehr geringe Zahl zu einer Bevölkerung von einer Million; da aber jene Durchschnittszahl nicht erreicht wird, überdieß die Hälfte der Theaterbesucher Fremde sind, so kann man annehmen, daß nur ein sehr kleiner Theil der eigentlichen Pariser an diesem öffentlichen Vergnügen Antheil nimmt. Zudem hat sich der Geschmack daran auch im Allgemeinen verloren, man wendet die Aufmerksamkeit ernstern Dingen zu, und sowie die Täuschungen, die Poesie und Phantasie immer mehr aus dem Leben verschwinden, so hat man auch stets weniger Interesse „an den Brettern, die die Welt nur bedeuten." Diese Lauheit des Publikums wirkt denn auch gleich mächtig auf die Schauspieler wie die dramatischen Dichter zurück; man stellt Vergleiche an, die nicht zum Vortheil der Gegenwart ausfallen; man macht vielleicht auch zu viele, zu übertriebene Ansprüche; mit einem Worte, es läßt sich nicht läugnen, wir sind augenscheinlich in die Periode der Decadence des Theaterwesens getreten; alle Bemühungen dasselbe auf der schwindelnden Höhe zu erhalten, zu der es sich emporgeschwungen, sind vergebens; umsonst bietet die geschwätzige Reclame in allen Blättern all ihre Kunst und Ueberredungsgabe auf, die Neugierde zu reizen, die Leute ins Theater zu ziehen: der Magnet ist nicht mehr da; im Sommer verlocken die schönen Umgebungen und die Eisenbahnen jeden Abend Tausende ins Freie, im Winter ziehen Concerte, Bälle, Gesellschaften und andere kostspielige Freuden Familien wie Einzelne an; es bleibt daher nur die Zeit der Tag- und Nachtgleiche, und dieß ist die eigentliche Erntezeit der Theater."

Wie kann es aber auch anders seyn, da beim Theater alles auf Illusion berechnet ist, diese Illusion in Paris aber, gerade dadurch, daß sie zu sehr begehrt wird, aufs gröbste zerstört wird. In keinem Theater fehlt die s. g. Claque, eine ungestüme Schaar, die dafür bezahlt ist, daß sie dem Stücke oder Schauspieler

an den im Voraus bezeichneten Stellen lauten Beifall klatsche. Mag nun noch so schlecht agirt werden, es wird geklatscht, und wenn gut gespielt wird, muß sich jeder Unparteiische schämen, mitzuklatschen, um nicht für einen „Bezahlten" zu gelten. Eben so verhält es sich mit dem Journallob. Eine Menge Stücke, namentlich Opern, sind ohne alles Verdienst bloß durch solches bezahlte Lob berühmt geworden, und daß das Publikum es sich gefallen läßt, ist ein sicherer Beweis dafür, daß es schon abgestumpft ist. Der Kenner, der Enthusiast für das Schöne verzweifelt und bleibt aus, das übrige Publikum folgt blind der Mode. Ein jüdischer Componist, den das Glück schon von Geburt an mit großen Geldmitteln ausgestattet, bestach die Theater durch bedeutende Summen, seine mittelmäßigen Opern glänzend aufzuführen, beklatschen und in allen Journalen loben zu lassen. Diese Spekulation gelang ihm so vollkommen, daß er nachher die bei der Bestechung aufs Spiel gesetzten Summen durch die vielen Aufführungen reichlich wieder gewann, und jetzt als ein seelenloser Kunststückmacher und Compilator ohne einen Funken von wahrem musikalischem Gefühl über den größten Componisten des Jahrhunderts glänzt.

Von der glänzenden Lüge der Theaterwelt wendet sich der Verfasser zu dem Leiden und wahren Elend der Proletarier und macht die sehr interessante Bemerkung, daß die Pariser Justiz und Polizei in Bezug auf ihre Besserung ins Danaidenfaß schöpfen.

„In neuerer Zeit hat sich die Zahl der Diebe sehr vermehrt, und sie werden in dem Grade zunehmen, als die Bevölkerung, mit ihr die Sittenlosigkeit, steigt und die öffentlichen Arbeiten abnehmen. Bisher haben die Festungswerke viele Hände beschäftigt; hören sie auf, so kommen so manche um einen Erwerb, auf den sie sicher gerechnet hatten. Die Assisen sind das ganze Jahr hindurch mit der Aburtheilung dieser Diebesbanden beschäftigt, welche sich förmlich organisirt, eigene Namen und besondere Verrichtungen angenommen haben. Die Hälfte dieser Uebelthäter sind meistens dem Bagno entsprungen oder entlassene Sträflinge (des repris de justice), welche, in allen Arten von Gaunerstreichen geübt, theils andere Neulinge darin unterrichten, theils in den Verhandlungen vor den Geschwornengerichten selbst Studien machen, Eingebungen für neue Verbrechen finden, sich vor den Nachspürungen hüten und im Ertappungsfalle vertheidigen lernen. So lange kein förmliches Deportationssystem eingeführt ist, wird die Justiz diese Arbeit der Danaiden fortsetzen, stets wieder die Gefängnisse und Galeeren bevölkern, ohne weder eine Verbesserung der Bestraften noch eine größere Sicherheit für die Gesellschaft zu bewirken. Unzählige Summen werden jährlich auf das Pönitentiarwesen verwendet, welche man für würdigere Gegenstände ausgeben könnte, während durch Verbrechercolonien dem Staate weniger Kosten erwachsen und den Sträflingen Gelegenheit gegeben werden könnte, nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden. Hier aber, als Auswurf betrachtet, müssen sie sich ausschließen, und selbst aus Noth mehr oft als aus Neigung in das alte Leben zurückversinken. Man wendet sich mit Schauder und Ekel von den Scenen weg, welche in rascher Folge vor den Assisen stattfinden; es werden da so recht lebhaft und augenscheinlich die Wunden unserer socialen Zustände aufgedeckt, die Verdorbenheit und Gemeinheit des Lasters in seiner scheußlichsten Gestalt vorgeführt; nichts betrübt mehr als diese traurigen Flecken in dem Gemälde von Luxus, Reichthum und Eleganz, welches uns Paris in seiner glänzenden Seite zeigt, und nichts verletzt tiefer das feine Gefühl als diese Rohheit, mit der sich selbst das Verbrechen brüstet."

Das folgende Bild stellt uns das Pantheon dar, das seine Bestimmung ganz verfehlt hat, indem es nicht einmal das Grab Napoleons in sich birgt. Aus seinen langweiligen Räumen führt uns der Verfasser plötzlich in die mit Menschen dick vollgepfropften Salons und beschreibt uns eine Rout. „Nachdem man eine oder zwei Stunden von Kälte erstarrt in der sogenannten File der Wagen (ein fürchterliches Wort) zugebracht, eine weitere Stunde gebraucht bis man im Gedränge die Dame vom Hause gefunden und sie flüchtig gegrüßt hat, wird man gepreßt, gedrückt, umhergestoßen, getrieben, kann im Getümmel mit Bekannten nur einige Worte wechseln, nach allen Seiten grüßen und die Hände drücken, und kommt endlich müde, gelangweilt und erhitzt im Vorzimmer an, um da eine abermalige Stunde auf den Wagen zu warten. Ein solcher Abend läßt nichts als eine ungeheure Leere zurück, und dennoch gibt es Menschen die Vergnügen an solchen Unterhaltungen finden, welche sich mit Leidenschaft dazu drängen, alles daran wenden eingeladen zu werden, keine List und Bassesse deßhalb verschmähen, sich alle Avanien gefallen lassen, nur um sagen zu können, daß sie bei dieser oder jener Ambassade aufgeführt worden, in diesem oder jenem großen Hotel getanzt haben." — Sonderbar, daß auch das gemeine Volk auf seinen Bällen, bei seinem wilden, ordnungslosen und unanständigen Tanze Cancan auf dieses Gedränge, diese ruhelose Abhetzung wie versessen ist. Ueberläßt sich das Volk seiner Freude, so liegt in dieser Art sich zu unterhalten etwas Fieberhaftes, etwas Unheimliches, welches den Fremden überrascht, den ruhigen Zuschauer wehmüthig stimmt. Es ist etwas Dämonisches darin." Es ist der Rausch, welcher in diesen rasenden Orgien das Elend von gestern, den Jammer des kommenden Tages zu vergessen, sich zu betäuben

sucht; solche Freuden sind keine Erholung, sie sind ermüdender, entkräftigender als die Arbeit selbst, und lassen eine Erschlaffung zurück, welche nicht wohlthätig wirken kann."

Dieselbe Neigung zur Unruhe und zum zwecklosen Lärmen offenbart sich auch in der Deputirtenkammer. Mit vieler Laune schildert der Verfasser die Noth des Präsidenten, bis nur überhaupt die Verhandlungen beginnen. „Mit tonlosee Stimme wird pro forma das Protokoll der letzten Sitzung vor leeren Bänken abgelesen; nach dieser zeitraubenden Förmlichkeit, welche nur selten durch die Reclamation irgend eines Abgeordneten unterbrochen wird, ertönt die Ermahnung des Präsidenten zur Eröffnung der Verhandlungen. Langsam und zögernd finden sich die Ehrenwerthen ein; darüber vergeht eine weitere Stunde. Die Deputirten werden in der Bibliothek, in den Abtheilungen geholt, zusammengetrommelt; nun beginnt die Zählung der Sekretäre, ob die Kammer vollständig, endlich der Ruf der Huissiers: en place, Messieurs, silence u. s. w. Nun ist es gewöhnlich 3 Uhr, und da die Sitzung um 1 Uhr beginnen sollte, sind zwei Stunden täglich verloren. Aber auch jetzt ist die Ruhe so bald noch nicht hergestellt, man spricht, man lacht, man unterhält sich so gut es geht, mustert die Galerien, geht hin und her; mahnend setzt sich die große Glocke fortwährend in Bewegung und vermählt ihre Töne mit dem kräftigen Organe des Präsidenten, dessen Lungen bewundernswürdig beschaffen seyn müssen, um sechs Monate hindurch solcher Anstrengung zu widerstehen. Endlich wird mit vieler Mühe ein Augenblick von Stille erreicht; aber kaum zeigt sich ein unbeliebter oder langweiliger Redner auf der Tribüne, so fängt der Lärm, das Privatgespräch von neuem an, und der Ruf: silence, en place! erschallt wieder von allen Seiten."

In den folgenden Bildern werden uns nun noch die Fremden in Paris, die Akademiker, die Schriftsteller, die Schauspieler vorübergeführt und wird auch noch ein Blick auf Versailles geworfen. Die Literatur von Paris verhält sich nicht anders wie das Theater. Auch hier ist alles forcirt. Der Verfasser urtheilt offenbar noch zu glimpflich über die unwürdigen Menschen, welche sich gegenwärtig dort in den literarischen Ruhm theilen, obgleich er manches sehr Gute über ihre Industrie sagt. Der Hauptvorwurf trifft aber nicht sie, die als Glücksritter ohne einen Funken sittlichen Gefühls eben die Mode ausbeuten, sondern das Volk, das solche poetische Unnatur, eine so durch und durch entsittlichte Presse aufkommen und so handgreifliche Spekulationen auf seinen Beutel sich gefallen läßt.

Lyrische Dichtkunst.

Die poetischen Schriften des alten Testaments. Zweiter Band. Die Psalmen, der Urschrift gemäß metrisch übersetzt und erläutert von J. G. Vaihinger. Zwei Abtheilungen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

Von demselben Verfasser erhielten wir bereits eine Uebersetzung und Erklärung des Buches Hiob. Hier folgen nun die Psalmen, die mit eben so viel Geist, Geschmack und Gründlichkeit behandelt sind.

In der Einleitung sieht sich der Verfasser genöthigt seine Stellung zu den theologischen Parteien der Zeit zu erörtern, um nicht mißverstanden zu werden. Er bemerkt: „Die rationalistisch-kritische Partei, welche in der Voraussetzung ihres unantastbaren Sieges bescheidene Forschungen anderer Art entweder gar nicht beachtet, oder, wenn sie dieselben nicht ignoriren kann, mit verächtlichem Blicke gerne herabsetzt und verwirft, dürfte ihrer Sitte gemäß einige disputable Punkte, in denen ich ihrem Abgott „neueste Kritik" nicht gehuldigt habe, sofort an den Maßstab der gegenwärtig das große Wort führenden Forschungen anschlagen, und ohne weiteres das Feldgeschrei anstimmen, daß hier ein „Saul unter den Propheten" erschienen sey, und daß bei solchem Zurückbleiben von der — freilich schwindelnden — Höhe des Zeitgeistes jedes tiefere Verständniß der Psalmen abgeschnitten sey. Gewiß aber würde diese Partei es sich zuerst verbitten, wenn aus dem ungeheuren Mißgriff, den einer ihrer Koryphäen, Hitzig, in der Kritik und Zeitordnung der Psalmen auf eine sehr handgreifliche Art sich hat zu Schulden kommen lassen, der rasche Schluß gemacht würde, es fehle diesem Manne an aller tieferen Kenntniß der Sprache und Kritik, an aller Befähigung, in den Angelegenheiten der Schrifterklärung ein Wort mitzusprechen. Solcherlei absprechendes Gerede kann nur Verachtung erzeugen, nie aber geeignet seyn, für eine Partei Anerkennung hervorzurufen; und vornehme Kritiken, die nicht aus ruhiger Behandlung des Gegenstandes, sondern aus befangenem Parteiinteresse hervorgegangen sind, oder aus der Sucht, sich auf Kosten Anderer geltend zu machen, wie man sie in den neueren Zeitschriften nicht selten mit ekelhaft absprechendem Tone zu lesen Gelegenheit gehabt hat, geben nur den Eindruck, daß man seine Sache nicht mit den rechten Waffen durchzufechten weiß." Es geht in der That über alle Begriffe, welchen Ton sich die Zeitschriften dieser Partei anmaßen.

Der Verfasser wendet sich nun auch zur andern Partei: „Die orthodox-pietistische Partei dagegen, welche bei dem edeln Festhalten an dem hergebrachten Wahr-

heitsschatze doch oft die Augen für die Wahrheit verschließt, weil sie von jedem Zugeständnisse an die Kritik gefährliche Folgen fürchtet, auch wo sie nicht vorhanden sind, und weil sie den nie rastenden Fortschritt in der Wissenschaft, der nur durch Differenzen vermittelt werden kann, allzusehr oft scheut, dürfte sich in ihrer Aengstlichkeit hie und da veranlaßt finden, mir eine allzugroße Freisinnigkeit zur Last zu legen." — Heutzutage hat es mit der Aengstlichkeit keine Gefahr. Man kann es denen nur Dank wissen, die noch eine Pietät hegen, welche die herrschende Theologie mit Füßen tritt.

Was nun die Psalmen anlangt, so ist wohl jedem, dessen Gefühl nicht ganz abgestorben ist, klar, daß sie an Tiefe der Empfindung und Wahrheit des Ausdruckes alles übertreffen, was die lyrische Poesie jemals geleistet hat. Ein oberflächliches Spiel mit Sentiments erscheint alles, was antike und moderne Dichter seufzen oder jubeln, gegen den gellenden Nothschrei der mißhandelten Natur, den tiefen wühlenden Schmerz des Gerechten, das innerste Erbeben der schuldvollen Seele, die Innigkeit des kindlichen Hülferufes, die Hingebung in Gottes Willen, die Wonne der Rettung und Erlösung, die heiße Gluth des Dankes und das hohe Wogen der Siegsgesänge, wie sie die Psalmen uns darbieten. Nie wurde das menschliche Gemüth tiefer getroffen, höher erhoben in Gram und in Lust. Was sie aber besonders auszeichnet, ist, daß es sich in ihnen nicht um ein individuelles Interesse, sondern um die Leiden und Freuden, Versündigungen und Rettungen eines ganzen Volkes handelt. Jede persönliche Eitelkeit, jeder Egoismus verschwindet von vorn herein vor der Größe des Schicksals, das hier seine schrecklichen Donner entrollt.

Die Psalmen sind aus mehreren noch älteren Liedersammlungen zusammengetragen. „Die Gewohnheit, die vorhandenen Lieder, welche unter dem Volke lebten, zusammenzustellen und zu sammeln, reicht in die ältesten Zeiten hinauf. Schon in 4 Mos. 21, 14 wird uns ein Buch der Streite oder Kriege Jehovahs genannt, und V. 27 wird eine andere Sammlung mit der Ueberschrift „Spruchdichter" aufgeführt. Wenn nun die Bücher Mosis großentheils von ihm selbst verfaßt sind — eine Annahme, wozu man durch die gründlichen Forschungen, welche die falsche Kritik veranlaßte, durchaus berechtigt ist, — so geht aus diesen Nachrichten hervor, daß schon während Mosis Zeit einige Liedersammlungen entstanden sind, welche die während des Zuges Israel durch die Wüste verfaßten und gesungenen Lieder enthielten. Ein anderes Liederbuch, in welches Davids Lied vom Bogen 2 Sam. 1, 18. vgl. Jos. 10, 13 aufgenommen wurde, scheint zur Zeit Davids gesammelt worden zu seyn. Mit David nun entstand eine neue Blüthezeit der Dichtkunst; und es ist daher schon zum voraus anzunehmen, daß nach seinem Tode, wenn nicht schon zu seinen Lebzeiten, eine Sammlung seiner Lieder entstanden ist. Ebenso scheint auch aus der Nachricht 1 Kön. 5, 12 und der Ueberschrift des Hohenliedes hervorzugehen, daß von den Salomonischen Liedern Sammlungen vorhanden waren. Wenn nun diese weniger werthvollen Lieder Salomo's in eigenen Sammlungen im Umlauf waren, warum sollten nicht auch zu gleicher Zeit Liedersammlungen von dem größten israelitischen Liederdichter entstanden seyn, der nach Am. 6, 5 für alle späteren Zeiten das Muster blieb? — Es sind mannigfache Spuren im Psalter vorhanden, daß die Sammler bereits frühere Liedersammlungen vorfanden, aus denen sie ihre Sammlungen bewerkstelligten. Diese früheren Sammlungen waren ohne Zweifel nach andern Grundsätzen eingerichtet, und scheinen nicht die Absicht gehabt zu haben, dem Tempelgesang ausschließlich zu dienen, wie dieß offenbar der Plan unserer Sammlungen ist. Aus diesen zerstreuten Sammlungen wählte man diejenigen Lieder heraus, die eine rein religiöse Tendenz hatten, und scheint besonders darauf bedacht gewesen zu seyn, der Davidischen Lieder, deren manche bereits im Strome der Zeit verloren gegangen seyn mochten, habhaft zu werden. Von diesen sammelte der erste Sammler offenbar die meisten und ältesten Lieder." Der Verfasser unterscheidet drei Hauptsammlungen, die sich im Psalter besonders unterscheiden, 1) alte und davidische, 2) neuere und 3) gemischte Lieder. Das Nähere seiner sehr ausführlichen Erörterungen müssen wir hier übergehen.

Dann folgt die metrische Uebersetzung mit besonderer Erklärung eines jeden Psalms.

Dichtkunst.

Chronik der Elsässer in Liedern und Gemälden. Von August Lamey. Straßburg, Treuttel und Würtz, 1845.

Alte Geschichten und Sagen in Verse gebracht von einem geachteten Dichter, dessen Gedichte wir schon früher in unsern Blättern empfohlen haben. Da lesen wir die Legenden von alten Klostergründungen, die Beschreibung alter Kämpfe der Straßburger Bürger und der benachbarten Grafen und Edeln, Erinnerungen an Erwin, Guttenberg ꝛc., endlich auch aus neuerer Zeit, an Bonaparte ꝛc. Alles in schlichten Versen klar und fest dargelegt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 110.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 31. Oktober 1845.

Remontewesen.

Die Remontirung der preußischen Armee in ihrer historischen Entwicklung und jetzigen Gestaltung. Mit höherer Genehmigung und Benutzung amtlicher Quellen dargestellt von E. D. Mentzel, wirkl. geh. Kriegsrath und Remonte-Depot-Direktor. Berlin, Alex. Duncker, 1845.

Ein sehr interessanter Beitrag zur Kriegsgeschichte, wie zur Geschichte der innern Verwaltung, und etwas ganz neues, sofern zwar schon Werke über andere Gegenstände des Kriegsmaterials vorhanden sind, aber noch keines über das Kriegspferd. Der Verfasser ist so weit in die Vorzeit zurückgegangen, als irgend noch vorhandene Dokumente es gestatteten. Diese sind freilich in der ältern Zeit nur sparsam und lückenhaft, doch wird auch durch das Wenige oft ein helles Schlaglicht in die vergangenen Zustände des Heerwesens geworfen.

Wenn der Verfasser im Eingange bemerkt, daß in der altgermanischen Welt das Fußvolk den Kern der Heere gebildet, und daß die Reiterei erst später den Vorrang erlangt habe, so ist dieß unstreitig; nur in Bezug auf die Gothen, die am weitesten östlich wohnenden Germanen in den weiten zur Pferdezucht und zum Nomadisiren so wohlgelegenen Ebenen, dürfte eine Ausnahme schon in sehr früher Zeit zu machen seyn. Wir beschränken uns auf die einzige, gewiß charakteristische Thatsache, daß die fränkischen (westdeutschen) Stämme alle ihre Zweikämpfe zu Fuß, die gothischen (ostdeutschen) aber zu Pferde ausgefochten haben.

Im Mittelalter bestand die Reiterei aus den ritterlichen Vasallen, die auf eigenen Pferden und auf eigene Kosten mit ihren reisigen Knechten und jungen Knappen (adeligen Ritterschaftskandidaten) dem Lehnsherrn ins Feld folgten. Wie dieses Institut zuletzt in Verfall kam, darüber theilt der Verfasser zum Theil sehr ergötzliche Notizen mit, namentlich aus Faßmanns Leben Friedrich Wilhelms I. Da wird erzählt, wie schwer es hielt, durch Ablösung jener Lehenspflicht und Geldleistungen eine bessere Kavallerie im Solde herzustellen. Die Stände wollten sich weder die Ablösung gefallen lassen, noch auch gute Reiter stellen. Statt der ehemaligen Schlachthengste schickten sie elende Klepper. Statt der alten Reisigen das erste beste zusammengeraffte „Lumpengesindel." Wenn der Lehensadel bei Festivitäten aufzog, sah man, wie Faßmann bemerkt, gar lächerliche Dinge. „Da fehlet es dem einen an Kunst und Geschicklichkeit zu reiten. Ein anderer sitzt vielleicht auf seinem Kutschenpferd. Wieder ein anderer kommt mit einem zusammengeborgten Pferdezeug stückweise angezogen. Noch andern ist das Gewehr eingerostet und ganz aus der Mode gekommen. Da erscheinen Viele, die zum Reiten unbehülflich. Ein Anderer ist zu furchtsam oder ungeschickt, so daß er mehr auf dem Pferde hängt, als sitzt, und was dergleichen tolle Begebenheiten in solchen Fällen mehr sind, darüber sich hernach geübte und geschickte Kriegsleute öfters ein ganzes Jahr mit lächerlichen Erzählungen aufzuhalten pflegen; von denen abenteuerliche Geschichten, die nachhero bei dem Kommando selber vorkommen, weil jedweder sein eigener oder auch wohl eines Andern Herr seyn will."

Unter solchen Umständen war die Errichtung von geworbenen und besoldeten Regimentern sehr natürlich. Der Versuch dazu war schon im Mittelalter hie und da gemacht worden. Als erster Versuch im Großen muß die berühmte schwarze Garde im 15ten Jahrhundert gelten, die so vielen Herrn diente, und die dem berühmten Institut der Landsknechte zum Vorbilde diente. Doch begnügte man sich lange, die Truppen nur für die

Zeit des Krieges zu werben und dann wieder auseinandergeben zu lassen oder nur eine geringe Zahl als Leibwachen und Festungsbesatzungen zu behalten. Erst im dreißigjährigen Kriege begann eine starke Vermehrung und längere Beibehaltung der Truppen, die zwar immer noch geworben wurden, aber nicht mehr allein gegen den bestimmten Sold und die Zusicherung der Beute im Feindesland sich selbst rüsten und verpflegen mußten, sondern denen der betreffende Kriegsherr die Uniformen und gleiche Waffen, so wie bei der Reiterei die Pferde anschaffte. Als im Jahr 1638 der Brandenburger Kurfürst ein Heer von 8000 Mann Fußvolk und 2900 Reiter unter dem ersten brandenburgischen General Klitzing aufstellte, war dieß eine ganz ungewöhnliche Anstrengung. Wer hätte geglaubt, daß binnen zweihundert Jahren diese Macht verfünfzigfacht werden würde.

Von den Dragonern ist bestimmt ermittelt, daß sie damals schon vom Staate Pferde erhielten, während sich bei den Kürassieren wohl noch das alte System der Selbstausrüstung erhielt. Der Staat mußte aber die Pferde kaufen. Die Privatgestüte für den kurfürstlichen Hof lieferten nur wenige Pferde. Als Brandenburg das Herzogthum Preußen gewann, fand es darin aus der alten Ordenszeit einige blühende Gestüte vor, aus denen es denn auch im Verlauf der Jahre viele Pferde zog. Doch wurden bei weitem die meisten Kriegspferde in Holstein und Polen aufgekauft.

Der große Kurfürst, dem so viele Sorgen oblagen und eine große Thatkraft inwohnte, brachte die vorher so kleine brandenburgische Armee bereits auf beinah 39,000 Mann, worunter 13,000 Reiter. Doch dankte er im Jahr 1661 auf Bitte der Stände seine ganze Reiterei ab, nachdem der Friede von Oliva geschlossen war, und ersparte so dem Lande die Kosten der Unterhaltung. Ein Beweis, wie nahe man noch der Zeit stand, in der alle Rüstungen nur improvisirt und auf kurze Zeit berechnet waren. Interessant sind die Berechnungen, was Mann und Roß damals kosteten. Viel für jene, wenig für unsere Zeit. — Der große Kurfürst verfehlte nicht, die Gestüte in größern Flor zu bringen, doch blieb er noch weit von dem Ziele entfernt, das erreicht werden mußte, wenn man die Armee ganz mit inländischen Pferden versorgen, und dem Ausland nicht mehr dafür tributbar bleiben wollte.

Friedrich Wilhelm I. that einen großen Schritt vorwärts. Von ihm findet sich auch der erste Militär-Haupt-Etat erhalten. Er regulirte die Remonte dergestalt, daß die Dauer jedes Pferdes im Dienst zu 10½ Jahren, der Preis zu 55 Thalern für ein Dragoner-, zu 75 für ein Kürassierpferd berechnet wurde. Auch concentrirte derselbe die vielen kleinen Gestüte in einige große, namentlich in das Hauptgestüt von Trakehnen, das sehr in Aufnahme kam. Allein sein Nachfolger Friedrich der Große achtete weniger auf die Pferdezucht, spottete über die Liebhaberei seines Vaters, die sich von großen Menschen auch auf große Pferde ausdehnte, und raffte in der Nothzeit seiner Kriege eben an Pferden zusammen, was er bekommen konnte. Damals kamen die Husaren, als leichte Kavallerie, zum erstenmal neben den bisherigen Dragonern und Kürassieren auf und erhielten die geringsten und kleinsten Pferde. Auch in dem langen und segensreichen Frieden nach dem siebenjährigen Kriege that Friedrich nichts für die Pferdezucht, die erst unter seinem Nachfolger wieder in Schwung kam.

Friedrich Wilhelm II. sorgte besser für die Gestüte, errichtete eine Thierarzneischule und stellte im Jahr 1788 zum erstenmal in einem denkwürdigen und hier im Anhang ausführlich mitgetheilten Edikte den fruchtbaren Grundsatz auf, daß eine gute Pferdezucht im Inlande den Remonten am günstigsten sey, daß aber auch diese Pferdezucht nur gedeihen könne, wenn der Staat zum Bedarf seiner Reiterei die Pferde aus dem Inlande auffaufe. Indem man nun seitdem diesem Grundsatze treu blieb, ist es erstmals im Jahr 1831 gelungen, den Auffauf ausländischer Pferde für die preußische Reiterei gänzlich zu beseitigen und den Bedarf ausschließlich aus dem Inlande zu bestreiten. Demgemäß erfolgte auch schon 1835 die Concentrirung des gesammten Remontewesens in einer Behörde.

War der erste große Mißstand beseitigt, so kam es ferner darauf an, zum Besten der ursprünglichen Producenten dem Zwischenhandel zu begegnen und die für den Staat nöthigen Pferde unmittelbar von den Pferdezüchtern und Bauern, nicht mehr von den Pferdejuden und Lieferanten zu kaufen. Ferner galt es, wo möglich alle Provinzen ins Interesse zu ziehen und das Remontenetz über die ganze Monarchie auszubreiten. Endlich entschloß man sich, was höchst zweckmäßig war, Remontedepots anzulegen und auf Staatskosten auch aufgekaufte Pferde bis zum dienstfähigen Alter zu unterhalten, da man wahrgenommen hatte, daß die Bauern gern ihre Pferde vor diesem Alter verkaufen, die zu frühe Benutzung für den Dienst aber die Pferde auch zu frühe abnutzt.

Eine sehr wichtige Streitfrage betraf die Aufbesserung der Race. Hier erfuhr unser Verfasser vielen Widerspruch; seine besonnene Ansicht aber hat endlich obgesiegt. Er war nämlich nicht der Ansicht, daß mit dem Vollblut allein alles geleistet werde. Er unterschied die Veredlung von der Verfeinerung und erkannte, daß

in der Verbreitung des Vollbluts zwar eine Verfeinerung, keineswegs aber diejenige Verbesserung erreicht werde, die für praktische Zwecke nothwendig ist. Auch die Wettrennen können hiefür nicht den alleinigen Maßstab abgeben. „Das Blutpferd und seine Descendenz, mit Ausnahme der noch wenig zahlreichen stärkern Stämme, paßt nicht zu schwerem Zugdienst und gröberen Arbeiten überhaupt, zumal in schlechter Jahreszeit, der es im gewöhnlichen Leben doch ausgesetzt wird. Sein feineres Haar laßt es die äußern Einflüsse weniger ertragen; sein regeres Temperament setzt es öfteren Erhitzungen, Erkaltungen und deren nachtheiligen Folgen aus. Bei schlechten Wegen und weichem Boden leidet sein tiefer eindringender, schwach behaarter dünnerer Fuß, während das starkknochige gröbere Arbeitspferd in seinem breiteren Hufe und behaarter Köthe, einen natürlichen Schutz findet. Also nicht auf Veredlung durch Vollblut allein — nicht auf Ausbreitung der durch die Rennbahn geförderten Eigenschaften ausschließlich, werde das Augenmerk gerichtet, sondern zugleich auch und mit so viel Hülfsmitteln und Kräften als möglich, auf die vermehrte Erzeugung starker Zugpferde für Luxus- und gewöhnliche Gebrauchszwecke! Dann werden wir vollkommen unabhängig vom Auslande werden und dem Handel, durch Darbietung einer gesuchteren Waare, mehr Leben geben. Schon sind treffliche Exemplare entsprechender hochedler starker Hengste vorhanden, und werden aus den besseren auch das Exterieur beachtenden Vollbluts-Gestüten immer mehr hervorgehen. Auch Stuten sind bereits da, aber noch in viel zu geringer Zahl und nicht immer im richtigen Verbande mit den passenden Hengsten. Ein anerkennenswerther Schritt ist durch die Einführung starker Halbblutstuten der erprobtesten englischen Gattungen geschehen; es ist die Fortsetzung dieser Maßregel dringend zu wünschen. Immer mehr möge auch der kleine Züchter die selbstgezogene, stärkere, wohlgebaute Stute der edleren, aber schwächeren, vorziehen. Dann aber sollten die Besitzer solcher starker Stuten des Wagenschlages sie nur angemessenen kräftigen Beschälern zuführen, um den Stamm zu consolidiren und gleich gute Descendenz erwarten zu können. Die Mischung leichter und schwerer Thiere, um von der einen Seite Blut, von der andern Masse zu geben, kann nur sehr vorsichtig und am rechten Orte angewendet, Nutzen bringen; sie ist das gewöhnlichste Hinderniß der Erzielung konstanter Stämme. Die edlen leichten Hengste mögen auch auf die ihnen ähnlichen leichten Stuten gebraucht werden, dann wird auch diese Gattung einen bestimmteren Typus annehmen, der jetzt durch immerwährendes Kreuzen und Streben nach bloßer Größe (Höhe) ziemlich verloren gegangen ist."

Gleichwohl führt der Verfasser den Beweis, daß, wie viel auch noch zu wünschen übrig seyn mag, das bereits Erreichte alles übertrifft, was früher geleistet wurde. Er erläutert durch Dokumente, daß die Pferde der Gegenwart im Durchschnitt größer, schöner und nutzbarer sind, als je die der Vorzeit. Namentlich zeigt er an bestimmten und berühmten Fällen, wie viel größere Anstrengungen heutige Pferde ertragen haben, als z. B. die des siebenjährigen Krieges.

Beherzigenswerthe Ermahnungen ertheilt er gelegentlich den Militärs. „Die langsamere Dressur hat deren gründliche Ausführung zum Zweck; durch die schonende Behandlung der Remonten überhaupt wird das junge Material gekräftigt und zu künftigen größeren Leistungen, sowie zu längerer Dauer befähigt. Bleibt die Stärke die jetzige, so wird auch mit allem Recht die bestehende Schonung der Remonten fortdauern können, denn wenn einmal ein Theil jedes Kavallerie-Regimentes nicht zum Dienst gebraucht wird, so ist es offenbar besser, die jungen Thiere zur kräftigen Entwickelung zu schonen, als die gereiften Kräfte der älteren ungenutzt zu lassen. Mancher alte Kavallerist glaubt, wie wir beiläufig hier erwähnen, daß in Rücksicht auf die kurze Dienstzeit der Leute einige Erleichterungen bei der Dressur zulässig wären, da doch nicht Alles gründlich erlernt werden könne, die in das Gebiet der Kunst fallende höhere Reiterei die Kriegstüchtigkeit keineswegs fördere, bald wieder vergessen würde und zum wenigsten die Pferde sehr angreife. Außerdem möchte auch eine öftere Bewegung der Pferde in freier Luft ihnen zuträglicher seyn, als die anhaltende Dressur in der Reitbahn, deren Atmosphäre Lungen und Haut nicht zusagend sey; — reine Luft ist ja das wichtigste Lebens-Element aller Geschöpfe!"

Ein besonderes Kapitel ist den Artilleriepferden gewidmet, um die hauptsächlich Prinz August von Preußen sich verdient gemacht hat. Den Schluß bilden die Urkunden aus älterer und neuerer Zeit, die nicht bloß für den Hippologen, sondern auch für den politischen Geschichtsforscher von Bedeutung sind.

Lyrische Dichtkunst.

Ein Ruf von der Trave. Gedicht von Emanuel Geibel. Lübeck, Aschenfeldt, 1845.

Ein Zeitgedicht, dem gerechten Unmuth des Lübeckers über die böse Nachbarpolitik Dänemarks Worte leihend.

Wie steigst o Lübeck du herauf
In alter Pracht vor meinen Sinnen,
An des beflaggten Stromes Lauf,
Mit stolzen Thürmen, schart'gen Zinnen!
Dort war's, wo deiner Erker Zahl
Der Hansa Boten wartend zählten.
Dort, wo die Väter hoch im Saal
Ein Haupt für leere Kronen wählten.

Denn eine Fürstin standest du,
Der Markt war dein und dein die Wege;
Du führtest reich dem Süden zu
Was nur gedieh in Nordens Pflege.
Es bot dir Norweg seinen Zoll,
Der Schwede bog sein Haupt, der Däne.
Wenn deine Schiffe segelvoll
Vorüberfloh'n, des Meeres Schwäne.

All diese Herrlichkeit ist nun dahin und die stolze Hansestadt erliegt demselben Dänen, der einst vor ihrer Flagge zitterte.

Nun reich' o Muse den Pokal,
Doch laß von hellem Zorn ihn schäumen,
Gib mir ein Lied, das scharf wie Stahl
Die Schläfer weck' aus ihren Träumen.
Wie Ruf der Glocke zur Gefahr
Erschall' es weit im deutschen Lande:
Es gilt der Stadt, die mich gebar,
Der Mutter, die man schlägt in Bande.

Der Dichter beklagt die ehrwürdige Stadt:

Der Schwingen Zier
Zerpflückt man deinem Aar mit Hadern,
Durchschneidet kleinen Ingrimms dir
Die Straßen, deines Lebens Adern.
O Schmach und Scham! Das Land hindurch
Ist tiefer Fried' in Süd' und Norden,
Du aber bist wie eine Burg,
Die man umlagert hält, geworden!

Ganz Deutschland wird nun um Hülfe angerufen und besonders Preußen. Der Sänger erinnert an die Opfer, die einst die Hanseaten im allgemeinen Kampf gegen Napoleon gebracht, als derselbe Däne, mit unserm Erbfeind verbunden, unserm todten Reichslöwen Eselstritte gab. Alles sehr wahr. Nur hätte der Sänger andrerseits auch die Hansa ermahnen sollen, gegen den deutschen Zollverein keine so feindselige Politik einzuhalten. Denn welcher Deutsche für den Engländer Schildwacht steht gegen Deutschland, der darf sich nicht wundern, daß ihn der Däne auch nur als Krabwinkler und nicht als Genossen einer großen Nation behandelt.

Kalender.

Schwäbischer Volksbilderkalender für 1846. Stuttgart, Krabbe.

In gewöhnlichem Kalenderquartformat, 80 Seiten mit 60 Illustrationen. Preis 45 Kreuzer. Die Holzschnitte sind meist ausgezeichnet, besonders die Monatsvignetten, nach Zeichnungen von Dr. Fellner, die denen der besten altdeutschen Holzschnitte gleichkommen. Nur die Illustrationen zu dem ersten Aufsatz „Rückblick und Ahnung" sind geringen Schlags, z. B. die Königin Victoria und Ludwig Philipp. Die übrigen Illustrationen zu den Schreckensscenen aus dem dreißigjährigen Kriege, so wie die komischen sind wieder sehr gut. — Der Inhalt ist auf sehr mannigfaltige Bedürfnisse eines weiten Leserkreises, jedoch zunächst für Schwaben berechnet. Zuerst ein Resumé der jüngsten Weltlage. Dann Erinnerungen aus der Geschichte Württembergs im vorigen Jahrhundert, aus der interessanten Zeit des Herzog Karl; dann noch weiter zurückgreifende Erinnerungen an die Greuelzeiten des dreißigjährigen Krieges. Ferner die kurze Biographie des verstorbenen württembergischen Kriegsministers Grafen Franquemont, der seine Jugend in Indien zubrachte. Einige landwirthschaftliche Aufsätze, über die Verdienste Sr. Majestät des Königs von Württemberg um die Agrikultur und über den gegenwärtigen Standpunkt dieser Wissenschaft in neuerer Zeit überhaupt. Sodann eine Uebersicht über die künftigen württembergischen Eisenbahnen. Endlich kleine Erzählungen und Lieder, ernsten und heitern Inhalts. Darunter das lustigste der Schwank von den beiden Eheleuten im Essigkrug.

Drastische Sachen, wie dieser letzterwähnte Schwank, scheinen uns ganz besonders für Kalender geeignet, vorausgesetzt daß sie nicht am Heiligen sich versündigen, wie der so beliebte und in vielen Stücken so anmuthige Distelikalender nicht selten gethan hat. Bei allen germanischen Völkern wird die humoristische Form, in der man Lebensweisheit vorträgt, immer die beliebteste bleiben, wie unter andern auch England beweist, in dessen populärer Holzschneidekunst jenes Element drastisch wirkenden Humors durchaus vorherrscht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 111.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 3. November 1845.

Taschenbuch.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1846. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Anderen von Albert Knapp. Mit zwei Kupfern. Heidelberg, Karl Winter.

Der Herausgeber eröffnet den neuen Jahrgang dieses schon längst in einem weiten Kreise verbreiteten Taschenbuchs mit einem geharnischten Vorwort, entsprechend dem gegenwärtigen Kriegszustande der Kirche. Der freudige Muth, der sich darin ausspricht, ist nicht weniger zu schätzen, wie die Wahrheitsliebe, welche sich nicht verhehlt, in welch großer Gefahr der Protestantismus schwebt. Beherzigenswerth ist vorzüglich die folgende Stelle: „Es ist aber weit heruntergekommen mit einem satten, blasirten Geschlecht, bei welchem dasjenige Element, welches Apostel und Propheten, Heilige und Märtyrer, Kirchenväter und Reformatoren gezeugt hat, von allerlei modisch aufgeputzten Renegaten als mythischer Wahn verlästert werden darf, ohne daß die übrige Christenheit ein freies, ritterliches Gesammtzeugniß dagegen zu erheben wagte, — ein gerechtes, dem Herrn zur Ehre dienendes Zeugniß gegen freche Atheisten, welche den Christen ihren heiligen Glauben als Koth an den Kopf werfen, und sich dadurch mit den edelsten Geistern, wie mit den heiligsten Früchten und Vermächtnissen aller Jahrtausende in den gemeinsten, schnödesten Widerspruch setzen, den persönlichen Skandal als Hauptwaffe gegen die Anhänger des Evangeliums gebrauchen, und, während sie für die von ihnen geschmähten Kleinodien der Schrift nur die Leugnung eines persönlichen Gottes und Vernichtung des menschlichen Ichs nach dem Tode zu bieten wissen, ihren nihilistischen Wust überall als unabweislichen Fortschritt ausposaunen. Es kann übrigens kaum anders gehen. Der Unglaube gegen Christum, den König der Herrlichkeit, ist bereits weithin gedrungen, so daß Tausende sichs zum wesentlichen Kriterium der Bildung rechnen, recht heidnisch und ungläubig zu seyn, obwohl sie theilweise, um ihres Amts oder Kredits willen, den Christentitel noch beibehalten. Aber gerade da, wo man in solcherlei Masken einher geht, wohnt für göttliche Dinge lauter Lauigkeit und Feigheit. Ein erklärter Bibelfeind ist in der Regel noch muthiger, als eine innerlich ungläubige Christenseele, die nicht bloß durch ihren Abfall, sondern auch durch Heuchelei doppelt entnervt und confiscirt werden muß. Darin erzeigt sich bereits ein vorlaufendes Gericht über die entartete Christenheit; es wird sich aber noch furchtbarer zeigen, wann erst die neuerdings mit so großer Emsigkeit gestreute Saat in dem nachwachsenden Geschlecht zur Reife gediehen ist, und es wird keine leere Behauptung seyn, wenn ich mit Andern in redlicher Meinung sage: daß es, obwohl die Gemeinde Christi an sich niemals gestürzt werden kann, der jetzigen protestantischen Kirche mit ihren politischen und philosophischen Buhlschaften über kurz oder lang in ihrer Art nicht besser ergehen wird, als jenen feilen, leichtfertigen Byzantinern, die sich mit ihren scholastischen Haarspaltereien noch eifrigst befehdeten, während der Türkenfürst ihre schutzlosen Mauern mit Renegatenhülfe beschoß, und welche zuletzt zum Dank für das verlassene Wort und Kreuz Christi den blutigen Halbmond Muhammeds ererbt und seit vier Jahrhunderten auch behalten haben." Die Königsberger und Breslauer sollten sich noch insbesondere daran erinnern, wie furchtbar vor dreihundert Jahren die Ueppigkeit und Demoralisation der Protestanten in Livland durch den Einfall der Russen unter Iwan Wasiliewicz bestraft wurde.

Den größten Theil des Taschenbuchs nehmen Biographien ein, zuerst die des Tischlermeisters und Missionär Kohlmeister, der unter den Eskimaux im äußersten Norden der Erde wirkte (von G. H. von Schubert). Dann der Schluß der vom Herausgeber bearbeiteten

Lebensgeschichte Ludwig Hofackers, des Frühvollendeten, dessen Predigt und Seelsorge in wahrhaft apostolischer Weise wirkte. Er war einer der Ersten, in dem der Protestantismus zum Bewußtseyn seiner wissenschaftlichen Entnervung kam und in dem unter dem verfaulten und hohlen, nur noch auf der Rinde stehenden Baumstumpf der frische grüne Lebenskeim wieder ausschlug. Seine Biographie ist nicht nur in dieser allgemeinen kirchengeschichtlichen Beziehung, sondern auch durch psychologische Tiefe und einem Schatz von äußerer und innerer Erfahrung ausgezeichnet, so daß sie wohl besonders gedruckt werden sollte. — Bruchstücke aus einer dritten Biographie theilt Dr. Barth mit. Sie ist ebenfalls sehr interessant, indem sie von einem Freiherrn von Thurn herrührt, der im Jahr 1711 während einer Pest in Wien erkrankte, mehrere Tage für todt gehalten wurde und schon begraben werden sollte, als er erwachte und die Visionen erzählte, die er in seinem Todesschlaf gehabt hatte. Diese Visionen stimmten nicht mit der Lehre vom Fegefeuer überein und zogen ihm die Verfolgung der Jesuiten zu, die ihn aus der Heimath forttrieb und ihm auch im Auslande keine Ruhe ließ. Im zweiten Fragment aus dem Jahre 1727 erzählt er, wie er als ein Bettler in Schweden und Dänemark umhergeirrt sey, und wie man ihn nach dem großen Brande in Kopenhagen (aus dem er nur wie durch ein Wunder, indem er todtkrank und besinnungslos im Bette lag, gerettet wurde) für einen Mordbrenner gehalten und furchtbaren Schlägen, ja sogar der Tortur unterworfen habe, bis man entdeckt, daß er ein Baron sey, worauf ihn der König von Dänemark freigelassen und mit — einem Rock (weiter nichts) beschenkt habe. An diese Biographie schließt sich noch eine geschichtliche Skizze, den Tod mehrerer protestantischer Märtyrer unter der spanischen Maria betreffend, ein herzerschütterndes Gemälde.

Außerdem zieren das Taschenbuch mehrere sehr zartgefühlte Lieder einer ungenannten Dichterin, deren Ton sehr an die milde Anmuth der Lieder von Novalis erinnert. Ferner Gedichte vom Herausgeber (Erinnerungen an die Salzburger Gebirge), von Hagenbach in Basel, Ullmann in Heidelberg ꝛc. und einige schöne lateinische Hymnen übersetzt von Puchta. — Die Kupfer sind schön, das Titelkupfer Hofackers Portrait, das andere Scheffers berühmtes Bild, auf dem Christus consolator von nichts als Leidenden, Gefangenen, Sündern und Todten umgeben ist, die er tröstet, erlöst und auferweckt.

Länder- und Völkerkunde.

1) A. de Gerando. Siebenbürgen und seine Bewohner. Aus dem Französischen von Julius B. Seybt. Zwei Theile. Leipzig, Lorck, 1845.

Von Gerando seinem Schwiegersohn Grafen Emmerik Teleki, dem Erben eines hochberühmten ungarischen Namens zugeeignet, worin zugleich ein avis au lecteur liegt. Der Verfasser deutet dadurch von vorn herein an, daß er in Ungarn bekannt, mit Ungarn sehr befreundet ist.

Im Eingang schildert Herr von Gerando die Donaufahrt, den Eintritt in Ungarn, die weite ungarische Ebene und ihre Eigenthümlichkeiten. Dann geht er zu Siebenbürgen über. „Siebenbürgen, welches mich oft an unser Auvergne erinnert hat, ist ein Gebirgsland. Der Boden liegt im Allgemeinen so hoch, daß die Grenzberge, obgleich sie in der That sehr beträchtlich sind, nur eine mittlere Höhe zu haben scheinen. Sieht man sie dagegen von jenseits der Grenze, so scheinen sie ungeheuer hoch zu seyn. Von welcher Seite man nach Siebenbürgen kommen mag, so muß man lange Abhänge übersteigen, ehe man zu den Hochebenen gelangt, welche den Mittelpunkt des Landes bilden. Der Weg von Pesth nach Klausenburg führt durch mehrere Engpässe, welche den sogenannten Königsberg (Királyi hágo) bilden, und wo man tausenderlei eigenthümliche Gestaltungen des Terrains findet, die um so mehr überraschen, als sich der Blick an die eintönigen Steppen Ungarns gewöhnt hat." — Zuerst nimmt des Verfassers Aufmerksamkeit die Hauptstadt Siebenbürgens, Klausenburg, in Anspruch. Dann geht er auf die übrigen merkwürdigen Städte, Hermannstadt ꝛc. über und schildert in ansprechenden Gemälden abwechselnd das pittoreske Land, das Volk nach seinen verschiedenen Nationalitäten, Trachten und Sitten und dessen historische Erinnerungen, dessen jetzige Verfassung. Darunter kommt nun freilich vieles schon bekannte vor. Namentlich ist der deutsche Leser von der Geschichte Ungarns schon aus andern Quellen eben so gut und bisweilen noch besser unterrichtet, als Herr von Gerando. Die Erörterung vom Ursprung der siebenbürgischen Sachsen Theil II. Seite 65 ist ganz ungenügend. Da heißt es, sie seyen keine eigentlichen Sachsen, sondern sie scheinen von einem Volk, dessen Schwerter Sax geheißen hätten (als ob das nicht eben von den alten Sachsen gälte). Ferner heißt es, sie seyen Friesen gewesen (als ob nicht auch diese zum sächsischen Stamme gehört hätten). Der Uebersetzer bemerkt mit Recht, Herr de Gerando dürfte die heutigen sogenannten Sachsen an der Elbe und Saale mit den alten verwechselt haben. — Doch dürfte das meiste Historische, was der Verfasser

beibringt, französischen Lesern, für die das Buch ursprünglich geschrieben ist, sehr belehrend seyn, da sich unsere Nachbarn über dem Rhein um die untern Donauländer bisher weniger bekümmert haben als wir.

Am meisten haben uns die Sittenschilderungen und Genrebilder angezogen. Herr von Gerando beobachtete auf seinen Reisen im Lande das Volk genau, mit Interesse und Liebe und malt sehr gut. Hier nur einige der sprechendsten Bilder, z. B. aus dem Leben des wallachischen Landvolks. „Ich besuchte eines Abends eine Spinnstube, d. h. eine Gesellschaft von vierzig jungen Mädchen, die sich in einem alten gewölbten Saal unter Gesang mit Spinnen beschäftigten. Mehrere waren sehr schön; ihre Bewegungen waren sehr anmuthig, und ihr Gesang hatte etwas Klagendes. Ein galanter Bräutigam muß immer an der Seite seiner Schönen bleiben, und ihr die Spindel aufheben, so oft sie fällt. Es gibt Gegenden, wo die jungen Burschen diese Obliegenheit nie versäumen, z. B. in dem Gebirge von Radna. Dort behandeln die Männer die Frauen mit großer Rücksicht. In Radna sah ich, wie ein Bauer einem jungen Mädchen eine schwere Bürde aufhob und sie bis zu ihrer Hütte trug. Die Wallachen sind sehr zum vertraulichen Plaudern geneigt. Wenn sich zwei Bauern begegnen, so begrüßen sie sich, geben sich die Hand, erkundigen sich nach dem Befinden ihrer Familien, und knüpfen ein Gespräch an, das nie stockt. Wenn man gegen Abend durch ein wallachisches Dorf geht, so begegnet man immer Bauern, die mit einander plaudernd vom Felde zurückkehren. Sie grüßen den Vorübergehenden mit dem gewöhnlichen sara buna, guten Abend! Die Frauen, welche, ihre Männer erwartend, vor der Thür der Hütten spinnen, stehen höflichst auf, wenn man vorübergeht, ohne jedoch ihren Rocken bei Seite zu legen. Wie bei den Männern, herrscht bei ihnen der Gebrauch, um ihre Achtung zu bezeugen, die Hand zu küssen. Diese im ganzen Orient verbreitete Sitte ist hier nicht von der Bedeutung, die man ihr bei uns zuschreiben würde. Eine fröhliche Gesellschaft, die eines Tages am Fuße des Delonata rastete, fand dort eine Wallachin von so großer Schönheit, daß Alle ihre Bewunderung über sie ausdrückten. Jede aristokratische Idee vergessend, umarmten die Damen, anstatt sich die Hand küssen zu lassen, schwesterlich die Bäuerin. Die Herren wußten nichts Besseres zu thun, als diesem Beispiel zu folgen. Sie traten mit offenen Armen der schönen Wallachin entgegen; aber diese entfloh lachend. — Eines Tages brachte man eine junge Bäuerin zu uns, die für eine sehr geschickte Sängerin galt. Anfangs war ihr auf keine Weise ein Ton abzugewinnen. Die kleine Wilde hustete, erröthete, und sah ihre Stiefeln an. Wir warfen ihr einen Schleier über den Kopf. Halbverborgen unter dessen Falten, faßte sie Muth, und begann ein langsames Lied, das sie mit beständigen Tremolos sang; alsdann unterbrach sie ihren Gesang, indem sie zum Refrain mit großer Geschicklichkeit pfiff. Wie sie zu ermatten begann, ließen wir eine ihrer Bekannten kommen, die einen nicht geringeren Ruf als sie hatte. Beide ermuthigten sich gegenseitig, und bildeten unter dem Schleier eine Gruppe, die gewiß einen Maler begeistert hätte. Die Köpfchen gegen einander geneigt, richteten sie allmählig ihre schwarzen Augen auf uns, um sich an unsere Gegenwart zu gewöhnen, und ließen in liebenswürdiger Verlegenheit ihre Finger durch die Halsbänder von Münzen und Glasperlen gleiten, welche auf ihre Brust niederhingen. Endlich gewöhnten sie sich so sehr an unsern Anblick, daß sie eine Unzahl Hora (Volkslieder) sangen." — Eine Marktscene aus Kronstadt: „Ein dalmatinischer Jongleur fuhr voraus mit einem verschlossenen Wagen, aus dem man trotz der Anstrengungen des Orchesters hundertzüngiges wirres Geschrei heraustönen hörte. Als sich genug Volks gesammelt hatte, hielt er an. In einem Augenblick war die Straße gesperrt. Der Dalmatiner zog jetzt aus seinem Wagen eine Anzahl Affen, Papageien, kleine Bären und kluge Hunde, die er in allen Richtungen herum warf, zum größten Ergötzen der Neugierigen, welche sich mit lärmenden Freudenbezeigungen um ihn drängten. Da gab es Wallachen mit rasirten Schläfen, Zigeuner mit krausem Haar, und eine Menge Frauen in den verschiedensten Trachten, welche aus allen Leibeskräften schrieen. Das Fuhrwerk des Jongleurs stand neben einem kleinen wallachischen Bauernwagen, bespannt mit vier weißen Ochsen, welche auf dem Pflaster ruhten. Eine Frau stand auf einem der Räder und hob Maissäcke heraus. Sie trug gelbe Stiefel mit hohen Absätzen, ein enges blaues Camisol mit offenen roth gefütterten Aermeln, und auf dem Kopf ein weißes Tuch mit bunten Streifen, welches unter dem Kinn zusammengebunden war. Als die wandernde Menagerie still hielt, ließ sie sich nur wenig stören. Aber als der Lärm hinter ihr immer toller wurde, warf sie den Kopf zurück, daß wir ihr Profil sahen, und diese Bewegung geschah mit so viel Adel und Anmuth, daß sie gewiß alle Aufmerksamkeit des Malers in Anspruch genommen hätte, welcher versucht haben würde, das belebte Schauspiel vor unsern Augen wiederzugeben."

Von vorzüglichem Reize sind die Bilder aus dem Volksleben der Szekler. Diese Nachkommen alter Skythen haben noch am meisten patriarchalische und kriegerische Sitten der Urzeit erhalten. Ihre Treue, wie ihre Tapferkeit ist sprichwörtlich. Herr von Gerando hat die Memoiren des Grafen Bethlen benutzt und theilt aus denselben viele Stellen mit, welche das interessante Völkchen aufs lebendigste schildern. „Die Szekler tragen

gewöhnlich die Haare kurz; zuweilen flechten sie dieselben, oder knüpfen sie in einen Knoten zusammen, der auf die eine Schulter herabhängt. Sie kleiden sich gern in Leinwand nach ungarischer Sitte. Man kann sich keine reinlichere Tracht denken, und man vergißt mit Vergnügen die dicken Kleider der deutschen Bauern. Wenn man in ein Wirthshaus auf dem Lande ankommt — ich nenne so ein Haus, dessen Stallungen die sechs Pferde eines Reisenden fassen können — so breitet der Bauer auf dem schweren Tisch, welcher die Mitte des Hauptzimmers einnimmt, ein schneeweißes Tischtuch aus. Schon das gibt dem Mahle einen Werth, so ärmlich es auch sey. Zuweilen findet man vor dem Hause eine große mit Schnitzwerk verzierte hölzerne Pforte, welche die Umhegung verschließt, und auf der lateinisch oder ungarisch der Name des Besitzers steht. Da diese Pforten schon seit vielen Jahren stehen, so werden sie mit der Zeit schwarz und senken sich, und geben dem Dorfe etwas Melancholisches. Ein anderer Charakterzug der Szeckler ist der Geist des Widerstandes, die Zähigkeit. Sie sind vor Allem Menschen der Vergangenheit, an die sie sich mit Entschiedenheit anschließen. Getreu bewahren sie, was die Physiognomie, das eigenthümliche Gepräge eines Volkes ausmacht, wenn sich Alles um sie verwischt. Auch sind sie heut zu Tage die Einzigen, welche die alten magyarischen Traditionen noch bewahren. Wenn man sie sprechen hört, könnte man glauben in der Zeit zu leben, wo in Buda noch die vom Volk erwählten Könige herrschten. Sie besitzen viel Nationalstolz: eine Szecklerin würde sich nicht herablassen, einen Wallachen, einen Mann aus dem besiegten Volke zu heirathen. Dieß Gefühl ist so stark bei ihnen, daß man sie niemals eine fremde Sprache reden hört. In allen andern Gegenden bequemen sich die Wallachen nicht dazu, das Magyarische zu lernen: um sich mit ihnen zu verständigen, müssen die Ungarn und die Sachsen ihre wallachische Sprache kennen. Unter den Szecklern aber verlieren die Romäns ihre Sprache und ihre Nationalität. Wenn in den ungarischen Comitaten ein Dorf zur Hälfte von magyarischen und zur Hälfte von wallachischen Bauern bewohnt wird, so wird mit der Zeit die wallachische Bevölkerung die ungarische in sich aufnehmen und die Sprache der Romäns die Oberhand gewinnen. Hier dagegen verzehrt das magyarische das wallachische Regiment. Man zählt jetzt ziemlich viel Szeckler, welche sich zur griechischen Religion bekennen. Dieß sind nichts als entnationalisirte Wallachen. Die Szeckler hängen auch sehr an dem Boden, welchen sie bewohnen. Obgleich sich die Bevölkerung sehr stark vermehrt, können sie sich nicht entschließen, ihre Berge zu verlassen."

Sehr gut bezeichnet diesen Volkscharakter die Geschichte des Hauses Apor, das von Attila selbst herzustammen sich rühmt und noch jetzt blüht. Ihr uraltes Stammschloß Bálványos war das letzte Bollwerk des Heidenthums in Ungarn und von hier aus widersetzte sich ein kühnes Weib, Helena Apor, auch wieder am entschiedensten dem Eindringen der Reformation. In diesem Schloß saß auch Herzog Otto von Bayern gefangen, als er nach der ungarischen Krone ausgezogen war. Von diesem Schloß und Geschlecht noch eine nette Sage. „Einmal verliebten sich drei Jünglinge dieses Hauses, welche Bálványos bewohnten, leidenschaftlich in ein Edelfräulein des Landes, Namens Helena Mike. Stephan Apor verlangte ihre Hand und wurde zurückgewiesen. Entrüstet über die Schmach, welche ihrem Namen geschehen, beschlossen alle drei, sich zu rächen und die zu entführen, welche Einem von ihnen ihre Hand versagt hatte. Sie erwarteten den Markt von Torja. Als Helena auf dem Marktplatz erschien, drängten sich die Apor durch die Menge, und während Stephan das Mädchen ergriff und sie in vollem Lauf bis zu seinem Schlosse trug, stellten sich die beiden Andern, den Säbel in der Faust, ihren Brüdern entgegen. Sie wurden bei der Kirche von Felsö Torja getödtet, deren Ruinen noch vorhanden sind. Dem Entführer wurde es nicht schwer, die zu überreden, welche er in seiner Macht hatte, und der Kaplan von Bálványos hielt zu gleicher Zeit Hochzeit und Leichenfeier ab." Wie die Sage und der heidnische Aberglaube noch im Volke lebt, davon gibt die Höhle von Almas einen merkwürdigen Beweis. Hier sollen nämlich nicht nur große Schätze (angeblich des Darius, die er hier auf der Flucht aus dem Skythenlande versteckt) verborgen seyn, sondern auch eine böse Fee leben, der man im Jahr 1831 sogar die Verbreitung der Cholera zuschrieb. Die arme Fee friere so sehr, hieß es, und habe, weil ihr die Menschen keine Kleider brächten, die Krankheit über sie geschickt. Wirklich hing man in Eile zwei Hemden vor der Höhle auf, um die Fee zu beruhigen.

2) Aurelia. Bilder und Träume aus Baden und der Umgegend. Von Hippolyt Schreiber. Baden, Muhl. Karlsruhe, Bielefeld, 1844.

Aurelia ist der alte römische Name des berühmten Badeorts, dessen ältere Geschichte und Sage hier in romantischen Bildern den Badegästen vorgeführt wird. Die ersten Bilder sind noch aus der Römerzeit, aus den Zeiten des Kampfs mit den Alemannen, worin eine deutsche Seherin figurirt, dann aus der spätern Zeit. Auch das traurige Schicksal der berühmten Jakobea von Baden ist hier wiedererzählt. Ferner Erinnerungen an den tapfern Türkenbesieger Ludwig von Baden. Endlich Sagen von der weißen Frau, von Yburg, dem Mummelsee ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 112.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 5. November 1845.

Reise.

Fragmente aus dem Orient. Von Dr. Jak. Ph. Fallmerayer. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

Schilderungen einer Reise, die der längst durch sein classisches Werk über Morea berühmte Verfasser im Jahr 1840 nach Trapezunt und Konstantinopel unternahm. Zugleich aber auch Betrachtungen über eine Menge anderer Dinge, die der Verfasser überall, wo ihm der Weg selbst nichts Interessantes darbot, aus den Falten seines weiten Reisemantels schüttelt. Denn er hat ein reiches deutsches Gemüth mitgenommen, und eine Fülle von Liebe und Haß — rein patriotischer Natur. Schon die Vorrede ist in dieser Beziehung nicht sowohl defensiv geharnischt, als vielmehr offensiv von Lanzen, Kolben, Morgensternen starrend; das Stärkste, was seit lange in deutscher Zunge gesagt worden.

Vom national deutschen Standpunkt aus charakterisirt der Verfasser die russische Politik, wie Demosthenes die des macedonischen Philipp; sodann die Jesuitenpolitik im sarkastischen Ton des Rabelais. Nur die dritte, für die deutsche Nationalität vielleicht gefährlichste Macht, die französische, scheint uns der warme Patriot nicht hinlänglich berücksichtigt, oder seinen Haß schon an jenen beiden andern zu sehr erschöpft zu haben, um hier die gleiche patriotische Energie zu bethätigen.

Sehr wahr bezeichnet der Verfasser, was man in Rußland von uns denkt. „Mit der ruhigsten Unverschämtheit in Wort und Miene, ja ohne auch nur zu ahnen, daß sie uns kränken können, behaupten die Russen, wir Deutschen tragen den Stempel der Knechtschaft, der politischen Imbecillität und Verkommenheit, nach Art gewisser hoffnungsloser Stämme, offen und leserlich an der Stirne geschrieben, und es frage sich nicht ob, sondern wann, wie und wem wir Zins und Robot zu leisten haben. Die Türken außer Besitz zu stellen und die ästhetisch-empfindsamen Niemetzstämme in die Schlinge zu ziehen, ist Seele und Leben des Russenthums. Die Hälfte der Arbeit, sagen sie, ist bereits gethan, da wir die Zertrümmerung des weiland gallischen Joches bei eigener Unmacht anerkanntermaßen russischem Heldenmuthe allein zu verdanken haben und dem „Befreier" nach allem Rechte in ewiger Schuld verpfändet seyen. Auch sehen die Russen jedesmal einander bedeutsam an und lächeln spöttisch, wenn in Büchern und Reden deutsche Freiheit als einheimisches Produkt deutscher Erde gepriesen wird. Hellenische Rodomontaden über eigenkräftiges Seyn, und deutsche Siegerhymnen haben in Rußland gleichen Werth. Beide, Griechen und Deutsche, sind als unentfliehbare Beute bereits in Einnahme gestellt und für künftige Disciplin in russischen Listen vorgemerkt. An der Zeit ist nichts gelegen, und der Moskowiter rechnet auf die Ewigkeit seines Staates, und eben weil er niemals Eile hat, gelangt er am sichersten zum Ziel."

Aber an der Seine hat man es zum wenigsten eben so gut mit uns im Sinne, wie an der Newa. Wenn der Verfasser andeutet, daß die Russen uns hauptsächlich durch Bestechung, Bedrohung und Tröstung des monarchischen Principes beikommen, so vergißt er auch anzudeuten, daß die Franzosen sich in gleicher Absicht an das demokratische Princip adressiren, und daß es beiden nur um die Beute zu thun ist. Besonders aber vergißt er, indem er mit so viel Humor von Vibius Egnatius Tartuffius spricht, daran zu erinnern, daß sich Herr Thiers bereits vor dem Spiegel das schwarze Käpplein des Tartuffius als künftiger Premierminister über das Jakobinerkäppchen setzt.

Eine erfreuliche Wahrnehmung war es für den Verfasser, daß die Deutschen, d. h. zunächst die Oesterreicher in türkischen Landen ungemein beliebt und populär sind. Unter dem Schutze eines österreichischen Consuls konnte er selbst in dem bigott muhamedanischen

und aller Kultur ferngelegenen Trapezunt alles sehen, was er wollte, sogar die Moscheen besuchen. Ueberall kam man ihm, als einem Deutschen, wohlwollend entgegen. Und zwar aus keinem andern Grunde, als aus Russenhaß und Russenfurcht! Die Türken sehen in Oesterreich ihren einzigen Schutz gegen Rußland. Ganz anders verhält es sich freilich mit den Griechen.

Auch fand Herr Fallmerayer in Trapezunt einen Tscherkessen, der ihm eine gute Bemerkung machte. „Hätte Tscherkessien einen König und die Alleinherrschaft eines einzigen Häuptlings, wie andere Nationen, wären wir längst Knechte der Russen, weil ein Einziger viel leichter zu bestechen und zu gewinnen sey. Um alle tscherkessischen Stamme zu erkaufen, sey aber selbst der Czar von Moskovien nicht reich genug, und will sich auch ein Stamm, des Krieges und der Verwüstungen müde, für sich allein auf billige Bedingungen den Russen ergeben, so dulden es die andern nicht, und das Recht jedes freien Mannes, bei den öffentlichen Angelegenheiten mitzusprechen, hindere Ermattung und Friedensliebe einzelner Häuptlinge und entzünde den Kampf jedes Jahr mit neuer Gluth."

Das Land fand Herr Fallmerayer außerordentlich schön. Es ist das berühmte alte Kolchis. Besonders werden seine riesenhaften und üppigen Bäume gerühmt, und die reizenden Landschaften. Aber die alte Stadt Trapezunt bietet keine Denkmäler mehr dar. Die Pracht des comnenischen Kaiserpallastes ist in Staub zerfallen. Mit Wehmuth sah der Verfasser, der bekanntlich bereits früher die Geschichte von Trapezunt geschrieben hat, all seine Hoffnungen, er werde noch etwas finden, getäuscht. „Mit Bessarions Comnenenlob (MSC. Venet.) in der Hand, saß ich lange auf der Plattform des hoch und steil über die griechische Gartenvorstadt hinaufragenden Bos-Depe (Grauhügels), wo man die schönste Aussicht auf Trapezunt genießt und zum Theil selbst das Innere der obern Akropolis auf halbstündige Entfernung überschauen kann. Bald las ich die Schilderung des Prachtbaues, wie er sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts mit seiner hohen Treppe, seinen Seitenflügeln und Lusthallen, seinen Marmorböden und vergoldeten Zimmerdecken und seinem Viersäulenpavillon, hoch auf dem Terrassendach über die Giebel und Zinnen des schief absteigenden Parallelogramms erhob; bald blickte ich auf die Burg hinüber, konnte aber leider nichts als armseliges Hütten- und Bretterwerk türkischer Architektur erspähen. Da sank mir zuerst der Muth und ich stieg traurig wieder in die Stadt hinab." Er beschreibt nachher die Akropolis selbst, fand aber alles zerstört. „Wie wäre da noch an die breite Treppe, an den Freskensaal, an die „alte, gold- und edelsteingefüllte" Schatzkammer, an das abgesonderte Bücherhaus, an die Speisehalle, an den hohen Tetrastyl des kaiserlichen Geschäfts- und Audienzpavillons, oder gar an das Brautgemach der unvergleichlichen Prinzessin Katharina von Trapezunt zu denken, die durch den Ruhm ihrer Schönheit den Orient in Flammen setzte, und als Despina Katun mit Usun Hassan den Thron von Persien bestieg? In Fetzen gehüllte Weiber osmanischer Kanoniere sahen hohläugig hinter vergitterten, nur noch an einem Angel hangenden Fensterläden halbverfallener Steinbaracken auf den neugierig herumspähenden Giaur herab."

Herr F. machte mehrtägige Ausflüge in die Umgegend, besonders nach dem berühmten Kloster Sumelas, wo er aber außer einigen Fresken und einer alten Kaiserurkunde für das Kloster nichts fand. Ferner eine stürmische und gefährliche Seefahrt nach Kerasus, wo er über die Erinnerungen von Xenophons berühmten Rückzug sich verbreitet, und nach Tripolis.

Dann geht er nach Konstantinopel über, aber nicht um das hundertmal Beschriebene noch einmal zu beschreiben, sondern um zeitgemäße Betrachtungen über die orientalische Politik zu machen. Ein Theil dieser Betrachtungen wurde schon in der Allgemeinen Zeitung, jedoch verstümmelt, mitgetheilt. Das Hauptthema ist hier wieder die Erwerbungspolitik der Russen, die Ausbeutung der panslavischen und der byzantinischen Idee. Auf die letztere glaubt Herr Fallmerayer weit mehr Gewicht legen zu müssen, als wirklich geschieht. „Die griechische Kirche hat alle Proben innerer Zerrissenheit und äußerer Schmach überstanden; keine Noth konnte ihre Standhaftigkeit erschüttern, keine Verachtung ihr Selbstgefühl ersticken, keine Niederlage das Vertrauen auf endlichen Triumph ihrer Sache wankend machen. Und wie die Natur in allen Dingen auf die äußerste Gränze rückt, erschien der Hoffnungsstern am nördlichen Horizont, wie die byzantinische Nacht am dunkelsten war und Alles verloren schien. Kaum war die Schale am Hellespont gänzlich gesunken, da begann sie an den Quellen der Wolga langsam zu steigen, und wie die Wage heute stehe, ist für Niemand ein Geheimniß. Nur scheint nicht Jedermann zu wissen, wie weit das Gebiet der byzantinischen Hellenen reiche. Nördlich geht es bis an die Gestade des Eismeeres, und der Herzpunkt, aus dem das Leben strömt, ist nicht mehr innerhalb der Thermopylen; er liegt jetzt jenseits der Wasserfälle des Borysthenes. Geduld — warum vergeßt ihr es? — Geduld ist nicht Verzeihung, und Rache überlebt alle Gefühle! Wären Epigramme und Feuerschlünde wider Kirchenzorn nicht stumpfe Waffen, so hätte es freilich keine Noth. Das Streben dieser theokratisch-byzantinischen Staatsidee, alle auf ihrem Gebiete fremdartigen Elemente zu vernichten oder verwandelt in seinem Schooße aufzunehmen und in einem großen Weltreiche verkörpert

ihrer Nationalfeindin im Occident entgegenzustellen, wird allgemein anerkannt, so wie im Gegensatze das Ringen der latino=germanischen Kirche auf ihrem Boden sich auszudehnen, sich innerlich zu befestigen und zu kräftiger Einheit aufzuschwingen, für Niemand ein Geheimniß ist. Zwei heilige Stühle stehen sich in Europa feindlich gegenüber und der Kampf zwischen den nebenbuhlerischen Gewalten wird nicht lange zu verhindern seyn. Von diesem politisch=kirchlichen Dualismus kann sich der alte Continent nicht mehr loswinden, und die Stellung der Parteien wird erst dann klar, wenn Neu=Rom sein Schicksal erfüllet und die Kinder der anatolischen Kirche mit ihrem neuen Konstantin zu thatsächlichem Bewußtseyn ihrer Weltbestimmung gekommen sind. Denke man sich das unermeßliche Chaos von Kräften, die unter jenem Himmelsstrich noch gebunden, aber Eines Willens, eines Impulses gewärtig sind, um einen einzigen Gedanken lebendig in die Weltgeschichte einzuweben. Im weiten Halbringe schlingt es sich um Europa und bereitet den letzten Schöpfungsakt im politischen Bau der abendlichen Welt,

circumfluus humor
Ultima possedit, solidumque coërcuit orbem.

Die Restauration von Byzanz — das ist Axiom — kann nur eine „slavo=gräkische," keine byzantinische, am wenigsten aber eine hellenische seyn. Glaube man ja nicht, der große Haufe der griechisch Glaubenden und griechisch Redenden beklage eine solche Wendung der Dinge. Dort verhehlet man sich nicht mehr das Unmögliche, das Unpraktische abendländischer Staats=Chimären. Bedrängte haben nur Ein Gefühl: Rache und Wiedervergeltung vergangenen Unglimpfes. Als Theile eines großen Ganzen könnten die Griechen Europa quälen und — was ihrer Natur angemessen — mit scythischen Geißelhieben unsere thörichte Liebe zurückbezahlen. Die Frage ist nun: Vermag Europa mit seiner traditionellen Praxis und seinen verwitterten Künsten diese große Peripetie abzulenken? Oder soll man durch neue, bisher unversuchte Mittel die Geister in Bewegung setzen, um der kirchlich=politischen Einheit der Angreifer eine politisch=kirchliche Einheit der Vertheidiger entgegenzustellen, weil nur Gleiches mit Gleichem zu ringen vermag? Deutlicher wird es mit jedem Tage, daß in großen Conjuncturen wie die bevorstehende der Sekularstaat für sich allein nicht genüge, und nur wer in der tiefsten Tiefe die Geister aufzuregen die Kraft besitzt, in letzter Instanz König und Imperator sey. Der Mensch gehorcht ja nur dem Zwang und es könnte sich leicht ergeben, daß die stolzen Autonomien des Occidents im Drange großer Uebel, wenn auch nicht wie man die und da will, zu bloßen Präfekturen eines in Prinzip und Wirksamkeit höhern Imperiums herabsinken, doch den Bruderbund zu schließen und im Style völliger Ebenbürtigkeit zu verhandeln genöthigt werden mit einer Macht, deren Beisteuer zur Oekonomie menschlicher Dinge unentbehrlich scheint. Aber was rede ich da von Zukunft und von Möglichkeit? Erbettelt man sich nicht schon heute in Demuth als Almosen, was man im Hochmuth des vorigen Jahrhunderts verachtungsvoll von sich gestoßen hat? Das ist nicht der kleinste Triumph einer Sache, die um jeden Preis und durch jedes Mittel die verlorne Herrschaft in Europa wieder gewinnen will." Das sind inhaltschwere Worte, die aber von den kurzsichtigen Lokalparteien, in die sich leider alles unter uns zerbröckelt, nicht verstanden werden können.

Der zweite Band beginnt mit einer ausführlichen Schilderung des Berges Athos, in dessen berühmten Klöstern der Verfasser länger verweilte, um Alterthümer aufzusuchen. „Der heilige Berg mit seinem Urwald, mit seiner festverwachsenen und versteinerten Kirchenkonstitution ist Central= und Lebenspunkt des oströmischen Glaubens, gleichsam der Vatikan des Orients, Zielpunkt aller Sehnsuchten, Sammelplatz des Reichthums wie der kirchlichen Ueberlieferung, Freihafen und letzter Zufluchtsort aller Weltsatten von Byzanz, ja das einzige von Barbarentritt nie entweihte Fragment der orthodoxen Monarchie."

Dann folgen wir dem Verfasser nach Thessalonich, Brissa, durch Thessalien, das Thal Tempe ꝛc. nach dem Königreich Griechenland. Er hielt sich fünf Wochen in Thessalonich, zwei Monate in Thessalien auf, um theils die gegenwärtige politische Stimmung, theils überhaupt die ethnographischen Verhältnisse der turko=, gräko=, romano=slavischen Bevölkerung zu studiren. Vor allem macht er darauf aufmerksam, daß die Türken und Romanen die Minderheit, die Gräkoslaven aber die Mehrheit bilden, daß die Sache der letztern im Steigen, die der erstern im Sinken ist. Die katholische Kirche hat im Orient so viel als gar nichts zu bedeuten, die muhamedanische geht mit immer raschern Schritten der Demoralisirung entgegen; nur die griechische Kirche nimmt einen großen Aufschwung. Mit ihr verbindet sich aber aufs engste die vorherrschende slavische Nationalität. Da nun aber in dem mächtigen Nachbarstaate Rußland beides, die griechische Kirche und das slavische Element, bereits identificirt sind, so versteht sich der überwiegende Einfluß Rußlands auf den Orient von selbst. Man darf sich daher auch gar nicht wundern, wenn die fünf Millionen Bulgaren, die sich noch unter der Herrschaft des Halbmonds befinden, sprichwörtlich sagen: stirbt Gott, so ist St. Nicolaus unser neuer Gott. So denken aber alle griechischen Christen im Orient, auch die nicht slavisch Redenden.

Herr Fallmerayer hält es mithin für einen großen

Irrthum der europäischen Diplomatie, wenn dieselbe jemals geglaubt hat, neben oder auf den Trümmern des türkischen Reichs einen christlichen Staat am Bosphorus gründen zu können, der zugleich als Bollwerk gegen Rußland dienen würde. Dieß, meint er, sey bei den kirchlichen und nationalen Sympathien für Rußland in jenen Gegenden unmöglich. Die christlichen Unterthanen der Pforte wollen das alte Türkenreich vollends abschütteln. Das können sie nur mit Hilfe der Russen, ihrer Stammes- und Glaubensgenossen. Gegen die Engländer, Franzosen, Deutsche hegen sie Mißtrauen und Verachtung, weil sie sehen, daß die Türken von diesen bisher beschützt worden sind. Die Stiftung des griechischen Königreichs konnte sie eben so wenig befriedigen. Was Wunder also, daß sie sich gläubig dem schon von alten Traditionen unterstützten Einfluß Rußlands hingeben. „Die Gräko-Slaven glauben heute selbst nicht mehr, daß ihr Stamm durch eigene Kraft und auf eigene Rechnung je in der Welt noch etwas bedeuten könne. Geheimster, innerster Gedanke und gleichsam der Brennpunkt, in welchem alle Strahlen der National-Hoffnungen und Ideen zusammenlaufen, ist die zwar langsam aber fest und ohne Pause anschwellende große Einheit der anatolischen Katholiken unter Archistrategie der verbrüderten Moskowiten zu Schutz und Trutz gegen das verhaßte Lateinerthum. Inzwischen nehmen sie unser Geld, greifen nach dem stützenden Arm, entlehnen auch etwa eine nützliche, d. h. gewinntragende Einrichtung, lachen aber unter sich weidlich über das Don-Quixotische Europa und seine unpraktischen Ideen, besonders über die „einfältigen Deutschen", die sich einbildeten, sie könnten durch Compendien, Collegien-Hefte und weintrinkende Präceptoren die Zeiten der hellenischen Mythologie und des Heroenthums heraufbeschwören und nebenher doch lateinischen Sauerteig an das Ikonostasium der anatolischen Kirche legen."

Der Verfasser spottet über die, welche ihm vorgeworfen, er sey ein Philoslave und an Rußland verkauft, um übertriebene Vorstellungen von der russischen Macht zu verbreiten. Seine Beurtheilung der russischen Politik ist so rücksichtlos, so bitter, daß man ihm wohl nie mehr einen so verkehrten Vorwurf machen wird. Aber er sagt, der wahre Patriotismus gefalle sich nicht in Geringschätzung und Verkleinerung eines gefährlichen Gegners, sondern in der wahren Erkenntniß und Würdigung seiner Kräfte. Insofern nun ist es allerdings nicht gleichgültig zu wissen, was man im Orient vom Germanismus und Slavismus denkt. Ueberall fand der Verfasser bei den Slavogräken die lebendigste und tiefste Sympathie für Rußland, bei den Türken eine eben so große Furcht vor Rußland, also beide Parteien dem russischen Einfluß unterliegend. Von den Deutschen aber nehmen beide Parteien kaum Notiz. Nur die Türken hoffen noch einigen Schutz von Oesterreich und ehren deßhalb die schwarzgelbe Flagge hoch und alle, die unter ihr dienen. Aber vom eigentlichen Deutschland wissen sie nichts; Herr Fallmerayer schildert höchst ergötzlich eine Unterredung mit Türken, denen er trotz aller Mühe nicht beizubringen vermochte, was der Deutsche Bund sey. Daß es 40 Millionen Deutsche geben sollte, wollte ihm niemand glauben, weil ein so großes Volk doch über seine Grenzen hinaus nothwendig mehr bedeuten müßte. Bei den Gräkoslaven fand er aber überall nicht einmal den guten Willen, wie bei den Türken, gut von uns denken zu wollen. Dieses stupide Gesindel, das altbyzantinische und neurussische Korruption mit roher Barbarei und tiefster Unwissenheit verbindet, wagt es uns Deutsche als solche zu verachten, und hat gewissermaßen ein Recht dazu, weil wir sie noch nicht gezwungen haben, uns zu achten.

Herr Fallmerayer bemühte sich unter Andern auch, den Türken unsere neueste deutsche Philosophie begreiflich zu machen. Er erzählt das mit köstlicher Ironie. Ein gelehrter Muhamedaner, der selbst eine Art Philosoph seyn zu wollen die Einbildung hatte, schüttelte beständig den Kopf und wurde zuletzt perplex, indem der Unsinn der Hegelei Welle auf Welle an sein männliches Herz schlug.

Eben so ergötzlich, wie jene Gespräche mit den Türken, sind die Schilderungen, die Herr Fallmerayer von seinem Aufenthalt in Athen entwirft. Man kann sich denken, wie dort ein Mann empfangen wurde, der die echte Abstammung der heutigen Griechen von den alten geleugnet hat. „Kaum war ich in Athen, brach das Unwetter heftig, zu gleicher Zeit und von allen Seiten gegen den armen Fremdling los. „Der wegen seines glühenden Griechenhasses bekannte F . . . . . ist in unsere Stadt gekommen," begann ein Journalartikel, worin der arme Fragmentist in bester Form als Nationalfeind, als Verleumder und Verunglimpfer des geheiligten Namens der Hellenen in weiterer Analyse dem öffentlichen Zorn preisgegeben und zugleich Größe und Menschlichkeit des griechischen Volks gepriesen ward, da es solchen Leuten ungestraften Eintritt ins hellenische Heiligthum gestattet. Andere Blätter und Blättchen griffen zum Spott; andere kamen mit Pathos angezogen und wieder andere begannen regelmäßigen Krieg, rüsteten Belagerungsmaschinen und Sturmzeug gegen das verwünschte Buch."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 113.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 7. November 1845.

Lyrische Dichtkunst.

Das Hohe Lied. Von Titus Ullrich. Berlin, v. Puttkammer, 1845.

Wieder eine jener wilden Produktionen, in denen sich die heutige Jugend so wohlgefällt. Schon das Motto: „Ein Jeder ist geboren König zu seyn und Priester der eigenen Gottesnatur" kündigt an, daß wir versificirtes Hegelthum vor uns haben.

Im Eingange wird recht hübsch die Wonne des Daseyns geschildert. Dieser Wonne geht die Verwunderung, daß man überhaupt existirt, voran:

Wie wunderreich, zu seyn! — Empor zu blüh'n
Bethaut vom hellen Tag. — vom Flimmerglanze
Der nächt'gen Himmelsarabesken, —
— lebenswach geküßt vom Tanze
Lustsonn'ger Stunden ꝛc.

Nun erwartet man, der von seinem Daseyn so Beglückte werde dem unbekannten Urheber dieses Daseyns Dank sagen. Aber nein. Von Dank ist nicht die Rede. Das Lustgefühl wird gleich auf der nächsten Seite fleischlicher Natur und springt dann von einem Preise der Sinnenlust über in die höchste Lust des Gott- und Allseyns. Der Dichter zweifelt nicht, daß sich im tiefsten Grunde unseres Seyns eben dieses Gottseyn verberge und meint, wir sollten uns nur nicht schämen, so groß von uns zu denken:

Dann, dann wirst du dich voll erkennen,
Dich selber ewig — Gott — und Alles nennen!

Indem er den Menschen als den alleinigen Gott begrüßt, sagt er, er wolle dieses Gottes Priester seyn und ihm Psalmen singen:

Ein neuer Gott verlangt nach Leidenskrönung!

So ungefähr betete, räucherte und opferte Sejanus, der berüchtigte Freund des Tiberius, vor seiner eignen Statue und hielt diesen Kultus des Ich für Gottesdienst. — Nun beginnt der Dichter das Leben des Menschen durchzugehen und findet, daß er von Anfang an durch die bisherige Religion betrogen werde. Einen schweren Vorwurf macht er z. B. gleich in den ersten Betrachtungen den Eltern, die ihren Kindern zu Weihnachten sagen, das Christkind bringe ihnen Geschenke, während es doch nicht wirklich das Christkind sey, sondern die Mama jene Sachen kaufe und der Papa das Geld dazu gebe. Wahrlich eine große Entdeckung, ein furchtbarer Vorwurf für die Menschheit und ein Verständniß der Lebenspoesie, um deßwillen man den Dichter bewundern muß.

Endlich kommt er auch aufs Sterben zu reden. Das macht ihn nun ganz toll. Er fühlt sein Daseyn mit unendlicher Wonne. Er fühlt sich als der Mittelpunkt der Welt; als die Weltseele, als Gott, und nun soll er sterben oder sich, wenn er auch fortdauert, einem Richter unterwerfen und Rechenschaft geben über die Art, wie er sein Daseyn angewendet habe. Welche Beschränkung! welche erbärmliche Zumuthung für einen, der selbst Gott ist!

Wo ist das Schwert, das ich zornloh ergriffe,
Ein Riesenschwert mit sengendem Schliffe,
Und schneidend wie Mittagsbrand?
Luft, Himmel und Erde!
Hin tret' ich vor euch,
In eurer Verschwörung Runde,
Die mich verhöhnt mit tückischer Heimlichkeit!
Die mit Untergang mich umdräut. —
Ha! mit dem Schwerte erhack' ich euch,
Und ich zück' es nach eurer Brust,
Bis ihr, ihr feigen Sklaven,
Ihr Miethlingsgesippe
Des großen Allmächtigen
Mir zitternd gestanden
Eu'r letztes Geheimniß!

Das würde sich vortrefflich in einer Puppenkomödie ausnehmen, wenn Bajazzo mit der hölzernen Pritiche den Elementen, Gestirnen und Gebirgen drohte. Doch der kühne Dichter besinnt sich wieder und erkennt betrübt seine Ohnmacht.

> O thatenmatte Ohnmacht,
> Getauft mit dem Namen „Mensch“
> Was tobst du?

Er frägt sich, ob nicht am Ende, da wir doch mit allem Toben nicht herausbringen, was jenseits auf uns wartet, wir uns mit den christlichen Verheißungen genügen lassen sollten? Doch nein, nimmermehr, ruft er sich zu:

> Ich bin zu stolz
> Zu trösten mit Dir mich,
> Mit Dir, den sie zitternd nennen
> Den Herrn, — den Allmächtigen!

So sich wieder ermannend kommt der Sänger auf die Spatzenmelodie zurück, deren Thema er schon im Eingang angab:

> Was meß' ich fürder noch mit Krämerblick die Zeit?
> Was soll ich bang der Zukunft zu mich wenden?
> Jetzt: meine Odaliske, den Moment
> Umschling ich mit des kühnsten Freiers Gluthen!

Also nur frisch drauf los geschlemmt, geschwelgt, gesündigt. Der Moment ist ja das Einzige, dessen wir gewiß sind! Zwar regt sich immer wieder das Gewissen im Dichter und er fühlt dunkel, er sey auf bösem Wege. Allein er entschlägt sich dieser Besorgnisse wieder. Wie kann eine Vergeltung drohen, sagt er, wie ein Gericht, da ja nirgends in der Welt Gerechtigkeit waltet?

> Warum ergehts den Schlechten also wohl!
> Wo ist Gerechtigkeit?

Ja wenn irgend Gerechtigkeit in der Welt wäre, meint der Dichter, so müßten wir Menschen überhaupt nicht durch so viele Schranken eingeengt seyn. Die kurze Dauer unseres Daseyns und unsere Unwissenheit über das Jenseits sind ihm ein hinlänglicher Beweis dafür, daß wir unter einer ungerechten Gewalt erliegen; wir, die wir Götter seyen, sähen uns in dieser Göttlichkeit verkürzt durch irgend eine feindselige Macht, die gerade weil sie antigöttlich wirkt, unmöglich Gott seyn könne. Das ist die alte Lehre der Gnostiker vom Demiurg, einem bösen Dämon, der die Welt geschaffen habe, um die vortrefflichen Geister, die seitdem Menschen heißen, grausam und ungerecht einzukerkern. Gegen diesen Dämon, den die Thoren einen Allmächtigen nennen, ruft unser Dichter nun wieder alle Elemente zur Empörung auf, nachdem er kurz vorher ihnen als Sklaven eben jenes Allmächtigen gedroht hatte:

> Empörung ruf' ich durchs All — Empörung!
> Auf auf, ihre Creaturen, zahllose,
> Die ihr genarrt seyd, wie ich,
> Die ihr seyn müßt, und nicht wißt warum. —

Tief bedauert er, nur ein schwacher Mensch zu seyn, wäre er wenigstens ein Stern:

> Wär' ich die Erde, die Sonn', ein Stern —
> Ich risse mich los
> Vom ausgetretenen Gleichmaaß ew'ger Kreise —
> Möchten die Sphären all'
> Entfesselt durcheinandertosen,
> Zertrümmern und untergehen.

Da das nun alles nicht angeht und der arme Poet unaufhörlich wieder seine Unmacht bekennen muß, tröstet er sich mit den philosophischen Wahrheiten, welche der große Hegel verkündet hat, und die bestehen bleiben, mögen die Elemente und Gestirne, mag Natur und Geschichte noch so stark dagegen protestiren. Das erste Buch Mose wird umgekehrt. Im Anfang war die Erde nicht finster und leer, sondern es war das Licht der sich selbst bestimmenden Wissenschaft. Im Anfang schuf nicht Gott die Welt und den Menschen, sondern der Mensch schuf Gott.

> Der Mensch schuf Dich nach seinem Ebenbild.

Doch schon wieder abspringend von der Hegel'schen Lehre und zurückfallend in den Gnosticismus gibt der Dichter einen Sündenfall im Paradiese zu, nur in einem dem biblischen völlig entgegengesetzten Sinne. Nämlich nachdem der Mensch, d. h. der ideale Urmensch oder die personificirte Wissenschaft, das sich auf sein künftiges Sichselbstbewußtwerden vorbereitende göttliche Menschengeschlecht Gott geschaffen hatte, soll dieser geschaffene Gott die Freiheit, die ihm der Schöpfer Mensch verstattete, mißbraucht und sich die noch für den Menschen nicht gezeitigte Frucht des Selbstbewußtseyns räuberisch vorweg genommen haben, so daß der arme Mensch seitdem in der Finsterniß der Unwissenheit sitzt, der schlaue Demiurg aber allein alles weiß.

> Nicht wars die erste, schöne Zauberin, das Weib —
> Du, du brachst vom Erkenntnißbaum die einz'ge Frucht,
> Daß du allweise wardst und nichts den Menschen blieb!

Gott heißt hier ferner:

> Ein greiser Himmelssultan,
> Der herablugt auf der Wesen

Babylonische Sprachenwirrniß,
Schlau lächelnd, daß mich der Sturm nicht versteht.

Der Sturm nämlich, den der arme Dichter zur Empörung aufruft. Trotz aller wiederholten Erfahrungen seiner Ohnmacht gibt der Dichter doch die Empörungsgedanken nicht auf, widmet sich aufs behaglichste in einer langen Schilderung der französischen Revolution und hofft, so eine Revolution werde auch wohl noch ein zweitesmal gegen Gott selbst gelingen. In diesem Sinn verkündigt er die allgemeine kommunistische Menschheitsrepublik (le peuple-Dieu), in der alle Menschen Götter seyn werden:

Stark braust der neue Glaube,
Er prüfet Herz und Kraft,
Der uns ein neues Jenseits
Im trüben Diesseits schafft.
So zeichn' ich diese Worte
Aufs neue Banner ein,
Die letzte heilige Losung
Auf schwerem Gang zu seyn:
Es ist der Mensch geboren
Sich selbst zu herrschen nur,
Zu seyn ein Priesterkönig
Der eigenen Gottnatur.
Einst eine Trümmerstätte
Wird all' der Kunstbau seyn,
Wo jetzt die tausend Pferche
Sich über- unterreihn.

Unter den Pferchen sind die Kirchen, Staaten und Nationen verstanden, die alle in dem allgemein kommunistischen Menschheitsbunde verschwinden sollen:

Die Völker wallen fürder,
Gesellschaft schließt den Bund,
Der ohne Zoll und Marken
Umfaßt der Erde Rund!
Den Weltbund, der den Segen
Der Erde Allen läßt ꝛc.

Also Gemeinschaft der Güter und Weiber, wobei sich jedoch der Dichter über den prosaischen Theil des Kommunismus, nämlich über die Arbeit, hinwegsetzt. Daß die Menschen, wenn sie auch alle eine Republik bildeten und sich für Götter hielten, immer noch arbeiten müßten, um sich ihr Brod zu verschaffen, daß sie ferner auch noch eben so unwissend bleiben würden über die ewigen Dinge, trotz ihrer angemaßten Göttlichkeit, und daß endlich auch ihr Daseyn so kurz dauern würde, wie zuvor, das, also die Hauptsache, scheint er in seinem poetischen Rausche ganz zu vergessen.

Zum Schlusse stimmt er noch einmal einen tiefen, feierlichen Ton an, wobei er die ehrwürdige Sprache der Bibel persiflirt und seine Lehre, in gerader Umkehr der biblischen, ausposaunt.

Im Anfang war der Mensch. Er war im All das All.
Es sprach der Mensch das mächt'ge Schöpfungswort: Ich bin —

Und wie er das sprach, siehe da war auch die Welt, und Licht ergoß sich in die Urnacht und Sterne entwanden sich ihrem Schooß und die Natur wurde, weil der Mensch war, durch den Menschen mitgeschaffen. Aber der Schöpfer Mensch, der sich diese Natur zur Wohnung und zur Lust erschaffen, befahl ihr auch, sich fein demüthig gegen ihn, den Schöpfer zu benehmen.

Und der Natur gebot
Der Mensch und sprach: Du sollst nicht pflücken
Der Früchte eine, die da schmücken
Als Sterne hell den Baum in meinem Weltgarten.
Und listiger denn alles, war die Schlange Zeit —
Hernieden gleißte sie zu sprechen:
Eva-Natur, verbot der Mensch dir heut
Vom Baum hier nicht die Frucht zu brechen? —
Er weiß es, daß du dann an Macht ihm würdest gleichen,
Frei seyn, wie er in seines Geistes Reichen!

Nun genießt die Natur das Verbotene und fällt der Rache des Menschen anheim. Das Himmlische entweicht ihr, sie wird dunkle Erde. Dadurch leidet aber der Mensch selbst und erbarmt sich daher der armen Natur wieder zu seinem eigenen Vortheil. Er sendet ihr seinen Sohn, den Gedanken, und dieser erlöst sie und — sie sinkt versöhnt dem Menschen an die Brust. Fortan in inniger Harmonie mit dem Menschen hört die Natur auch wieder auf, Erde zu seyn, und wird wieder Himmel. Das ist das Jenseits, was im Diesseits kommen soll, die kommunistische Weltrepublik.

Wie man sieht, weicht dieses zuletzt verkündete Evangelium ein wenig von dem ab, was der Dichter vorher vom Demiurg sagt, der uns unser Wissen geraubt haben soll. Hier am Schluß wird aus dem Demiurg die Natur selbst. Doch auf dem einen wie auf dem andern Wege ist es die Absicht des Dichters, gegen den Gott anzukämpfen, den wir seit achtzehnhundert Jahren verehren. Daß er mit seinem Talent etwas Gescheiteres hätte anfangen können, als solche wahnsinnige Dinge zu schreiben, brauchen wir wohl nicht erst zu bemerken. Alles, was er hier geleistet, hat nur das Verdienst, einmal einem Aristophanes gute Motive zu liefern zu neuen „Wolken." Wie ruchlos man es auch nennen muß, solche Gotteslästerungen drucken zu lassen, so ist doch die Ausführung geeignet, die Lehren, zu denen sich der Dichter bekennt, anstatt sie zu empfehlen, vielmehr lächerlich zu machen. Denn mit einem solchen gegen Gott sich empörenden

Knabenzorn läßt sich keinerlei philosophische Würde mehr vereinigen.

Reise.

Fragmente aus dem Orient. Von Dr. Jak. Ph. Fallmerayer. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

(Schluß.)

„Am wüthendsten waren anfangs die Musensöhne, junge Brauseköpfe aus Epirus, Cephalonien, Zante und Korfu. Man berieth sich, was zu thun, und fand endlich Pasquille, Epigramme und Knittelverse, an den Straßenecken angeschlagen, für das wirksamste Mittel das Strafgericht der Nation zu verkünden und sich am Feind zu rächen. Zu diesem äußersten Schritt ist es aber nicht gekommen. Der gesunde Theil der Literaten, und dieser ist in Athen zahlreich und überwiegend, stellte den Rasenden vor, durch Verletzung des Gast- und Fremdenrechts würden sie sich nur selbst entehren."

Der ganze Schluß des Werkes ist mit Widerlegungen solcher Gegner angefüllt, welche die in Herrn Fallmerayers Werk über Morea aufgestellten Ansichten bestritten und fortwährend die echte Abstammung der Neugriechen von den alten Hellenen behauptet haben. Der Verfasser überläßt sich hier einem schonungslosen Witze, überzeugt, daß er zuletzt die besten Bundesgenossen an den Griechen selbst hat, die doch nur zu einem sehr kleinen Theil in der althellenischen Illusion leben, in der weit überwiegenden Mehrheit aber griechisch-kirchliche und nationalslavische Sympathien für Rußland hegen, nur an eine künftige Vertreibung der Türken und Einverleibung ins russische Reich denken und von dem klassischen Alterthum weder etwas wissen, noch wissen wollen.

Was der Verfasser bereits in seinem größern Werk über Morea aufs umständlichste ausgeführt, wird hier noch einmal kürzer zusammengefaßt. Die alten Griechen wurden schon unter der Herrschaft der Römer durch Seuchen, Empörungen und deren Bestrafung, Zerstörung ganzer Städte und Gründung neuer römischer Kolonien furchtbar gelichtet und mit Römern und den Römern dienstbaren Barbaren untermischt. Daher auch noch die römische Sprache im griechischen Norden und bei den Wallachen. Dann kamen die Gothen, die in wiederholten großen Raubzügen Griechenland verheerten und namentlich auch, da sie oft mit großen Flotten aus dem schwarzen Meere kamen, die Seestädte ausplünderten und zerstörten. Dazwischen folgte eine Pest auf die andere, so daß ganze Gegenden wie ausgestorben waren und von Einwanderern neubevölkert wurden. Endlich drängten, nachdem die germanischen Gothen alle westwärts abgezogen waren, die Slaven in ungeheuren Schaaren über den Hämus und erfüllten das entvölkerte Griechenland bis an die äußerste Spitze des Peloponnes. Denn auch die Mainotten, behauptet Herr Fallmerayer, seyen, wie schon ihre meisten Familiennamen bezeugen, Slaven. Da empfing der alte Peloponnes den slavischen Namen Morea (von more Meer, wie Pommern), eine Menge Berge, Flüsse und Ortschaften erhielten gleichfalls slavische Namen und wie in unsern deutschen Slavenmarken, so findet man auch in Griechenland ein Kamenz, Warschau, Glogau, Wolgast, Glaz, Levezow, Zduny, Beresow und noch eine ungeheure Menge owos und izas. Daher hieß auch der Süden Griechenlands Jahrhundertelang in der byzantinischen Kanzlei nicht anders als Sklabika. Was die Waffen der entarteten Konstantinopolitaner nicht vermochten, vermochte die christliche Bekehrung. Die Slaven in Südgriechenland wurden durch die Kirche an Konstantinopel gefesselt, und wie christianisirt, so auch gräcisirt. Allein die neugriechische Sprache, die sie annahmen, ist nicht mehr die altgriechische; auch nicht einer der alten Dialekte ist mehr in ihr zu unterscheiden. Dagegen blicken slavische Elemente überall hindurch, in Wortformen wie in der Syntax. Namentlich ist in der neugriechischen Sprache die Umschreibung des Infinitivs vollkommen slavisch. Dazu kommt nun noch, worauf Herr Fallmerayer wohl mehr Gewicht hätte legen sollen, der durchaus slavische Charakter der neugriechischen Volkspoesie. Diese ist von der altgriechischen eben so himmelweit verschieden, als sie der serbischen, morlakischen, kleinrussischen, polnischen und böhmischen Volkspoesie aufs innigste verwandt ist. — Da nun das alte Griechenland von slavischen Elementen so ganz durchdrungen wurde, war es kein Wunder, daß auch das slavische Blut auf den Kaiserthron von Byzanz kam. Basilius war der Gründer der ersten slavischen Dynastie vom Jahr 866—1034, die aber freilich eben so byzantinisirt war, wie die germanischen Geschlechter auf den gothischen Thronen romanisirt wurden.

Trotz alledem kann die Slavisirung Griechenlands nicht so verstanden werden, als ob nicht ein Minimum echt griechischen Blutes noch irgendwo übrig geblieben wäre. Muß unbedenklich zugegeben werden, daß die heutigen Neugriechen in der weit überwiegenden Mehrheit von Slaven und Romanen stammen, so hat sich doch die Sprache selbst zunächst immer nur durch den Rest echter Griechen und namentlich auch durch die Weiber fortpflanzen und auf die Eindringlinge übertragen lassen können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 114.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 10. November 1845.

Mährchen.

Wallachische Mährchen, herausgegeben von Arthur und Albert Schott. Mit einer Einleitung über das Volk der Wallachen und einem Anhang zur Erklärung der Mährchen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

Herr Arthur Schott hielt sich als Oekonom Jahre lang unter den Wallachen auf und sammelte aus dem Munde derselben die eben so poetischen, als für die Sagenkunde wichtigen Mährchen, welche hier vorliegen, von seinem Bruder, Prof. Albert Schott (rühmlichst bekannt durch sein Werk über die Deutschen am Monterosa), mit einem reichhaltigen Kommentar versehen.

Ohne in die historische Einleitung näher einzugehen, bemerken wir nur kurz, daß die Wallachen einen lateinischen Dialekt reden und Reste der ehemals römischen Bevölkerung sind, die von Ungarn, Slaven, Deutschen und Türken unterjocht wurden. Da ihnen politische Selbstständigkeit und höhere Bildung abging, erhielt ihre Sprache auch nur geringe Entwicklung als Schriftsprache und wird als solche erst in neuerer Zeit mehr in Uebung gesetzt, namentlich durch drei wallachische Zeitungen in Siebenbürgen, der Moldau und Wallachei. — Das Antike ihrer Sprache wiederholt sich auch in ihren Mährchen. Viele, die meisten derselben lassen sich auf Mythen der Alten zurückführen. Auch in den Sitten haben die Wallachen das Liebenswürdige des romanischen Volkscharakters bewahrt, obgleich sie unter allen Welschen die am meisten Herabgekommenen sind. Im Unglück tritt bei den romanischen Nationen immer die weibliche Seite des Nationalcharakters hervor, während im Glück die männliche Seite überwiegt. Jene ist aber in ihrer Milde unendlich liebenswürdig, während diese widrig abstößt. So kommt es, daß die heutigen Italiener, durch die Schläge des Schicksals mürbe gemacht, eine poetische Weichheit zeigen, wie kaum ein anderes europäisches Volk, während die alten Römer die männliche Härte und Rauhigkeit übertrieben. So kam es auch, daß sich die despotisch regierten Franzosen vor 1789 so sehr von den Sanskulotten unterschieden. So steht auch im spanischen Charakter die weichste Rose auf dem schärfsten Dorn. Bei den Wallachen aber, die Jahrhunderte lang abwechselnd die Knechte von vier Nationen waren, geht die Milde fast noch weiter als bei den Italienern.

Was nun die Mährchen selbst betrifft, so sagt Prof. Schott über das Wesen der Mährchen überhaupt einige sehr beherzigenswerthe Worte, welche wir unsern poesiefreundlichen Lesern besonders empfehlen möchten: „Ueber den Ursprung der Mährchen sind die Meinungen bis jetzt wohl noch sehr getheilt, wenigstens wären sie es, wenn eine Versammlung von Gebildeten es einmal der Mühe werth erachtete, zu versuchen ob sie diese Frage sich klar machen könne. Gestützt auf den regellosen Gang, das bruchstückartige Wesen so vieler Mährchen, hält man dieselben gewöhnlich für Kinder einer ungezügelten Einbildungskraft, etwa so entstanden wie die Bilderreihen die uns im Traume vorschweben. Bei dieser Ansicht läßt sich nur eine Hauptsache nicht erklären, daß nämlich bei einer so großen Zahl von Mährchen doch ein zarter, lieblicher Zusammenhang ist, schöner als ihn manche kunstmäßige Dichtung mit aller Mühe zu Stande bringt. Es kann wohl im Lauf der Zeit aus einem schönen Ganzen durch Losbrechen einzler Theile etwas Unvollkommenes entstehen, nimmermehr aber aus einem zufällig entstandenen, auch wenn man sich später mit Bewußtseyn die größte Mühe gäbe, etwas Vollkommenes, mit Ebenmaaß und Sinn; denn kein Ding verleugnet im Laufe seiner späteren Entwicklung jemals die Umstände unter denen es entstanden ist. Daher sollte man von jener groben Ansicht lassen und sich einer würdigeren zuwenden. Ausgehend von der innigen Verwandtschaft so vieler Mährchen, die sich bei ganz entfernten Völkern der Hauptsache nach übereinstimmend finden, und auf

den geistigen Gehalt, welcher sich in ihnen nachweisen läßt, haben die Brüder Grimm schon im Jahr 1819 die Behauptung aufgestellt, „daß hier alte, verloren geglaubte, in dieser Gestalt aber noch fortdauernde Mythen anzuerkennen sind." Unmittelbar vorher sagen sie: „es ist hier alter Glaube und Glaubenslehre in das epische Element, das sich mit der Geschichte eines Volks entwickelt, getaucht und leiblich gestaltet." Der Beweis, daß diese Meinung Grund habe, kann für geleistet gelten, wenn sich Erzählungen, die uns die älteste Zeit als Göttersagen hinterlassen hat, unter uns noch unleugbar als Mährchen vorfinden."

Das ist nun, wie in den Mährchen so vieler andern Völker, so auch in den wallachischen wirklich der Fall. Merkwürdig aber und Charakter und Schicksal der Nation besonders bezeichnend ist der Umstand, daß in der Erinnerung der Wallachen vorzüglich solche Mythen in der mährchenhaften Umschreibung gehaftet haben, an die sich der Nebenbegriff der untergegangenen Größe, der verkannten Schönheit, und zugleich der Hoffnung knüpft. Wie die normännischen Sagen fast durchaus wilde Kriegs-, Rache- und Entführungsscenen, kurz Aeußerungen männlichster Wildheit enthalten, weil das Volk in urkräftiger Freiheit seine Kraft austobte, so enthalten die Sagen der gedemüthigten Wallachen vorzugsweise Schilderungen gerade entgegengesetzter Art, nämlich des Leidens, dessen Schmerz nur durch die Aussicht auf Rettung gemildert wird. Das erklärt sich natürlich aus den späteren Schicksalen des Volks. Den Wallachen stand eine sehr große Auswahl alter Mythenstoffe zu Gebote, aber der nationale Schmerz wählte sympathetisch die Mythen aus, die ihm am meisten entsprachen und behielt sie, auch in der christlichen Zeit, in der Form des Mährchens bei.

Hieraus nun erklärt sich das Vorherrschen derjenigen Mährchen, in denen ein blühendes Königskind verstoßen, gefangen, begraben, verwandelt ꝛc. im größten Elend zubringt, bis der kaum gehoffte Retter erscheint. Fast alle diese Mährchen aber lassen sich zurückführen auf die antike Mythe von der Persephone. Dieß erkannt zu haben (S. 318) gereicht dem Herausgeber wahrhaft zum Verdienste, denn nur auf solche Weise kann Licht gebracht werden in den dunkeln Wirrwar der Volksmährchen. Bekanntlich bedeutet Persephone, die von Pluto geraubt und in die Unterwelt geführt wird, die Vegetation, die im Winter verschwindet, deren Samen aber in der Erde aufbewahrt wird, um im Frühling wieder emporzugrünen. „Wenn auch wir noch aus dem bequemen, erwärmten Zimmer weg, und aus dem unterhaltenden Winterleben der Städte an Frühlingssonne, an Laub und Blumen denken, wie vielmehr Recht hatten dazu die Alten! Zumal unter nordischem Himmel, in einsamen schneegetrennten Wohnungen, und da sie die Sonne alles Ernstes von unheilvollen Gewalten bedräut wähnten, so daß jeder neue Sieg derselben dreifach herrlich erschien. Von selbst versteht sich, daß die Erzählung immer auf die Seite des Sommers und seiner Braut, der sommerlichen Erde tritt. Von einem dieser beiden Wesen gehen auch die Mährchen, die wir hier mitgetheilt haben, fast sämmtlich aus. Vorangestellt findet man diejenigen, welche das Schicksal der Jungfrau zum Hauptgegenstand haben. Das von der Kaiserin Wundersohn 1 stellt sie dar als Beute des räuberischen Drachen; 2 verstoßen in den Wald, ja zuletzt eingemauert; 3 im Schweinstall; 4 als Gänsehirtin; 5 als mißhandelt durch die Mutter, und verborgen bei den Zwergen, d. i. in der Unterwelt; 6 wieder durch die Mutter mißhandelt; 7 verzaubert mit dem ganzen Hofstaat, auf ähnliche Weise wie Dornröschen. Immer aber zeigt sich am Ende der rettende jugendliche Held" (die Frühlingssonne). Völlig damit einverstanden, daß der Wechsel der Jahreszeit auf die der Natur näher stehenden Völker einen größeren Eindruck machen mußte, als auf uns, glauben wir doch, daß der Herausgeber insbesondere auch auf das sittliche und historische Moment einigen Werth hätte legen dürfen, sofern der Wallache durch sein Schicksal veranlaßt wurde, gerade solche Sagen vorzugsweise zu lieben, die sein eignes Unglück und seine Hoffnung abspiegelten.

Daß das sittliche Moment neben dem rein naturphilosophischen Mythus sein Recht behaupte, beweist am bestimmtesten die schöne Mythe von der Psyche, in welcher die Mythe von der Persephone nur wiederholt, aber aus dem Physischen ins Psychische übertragen ist. In unserm deutschen Mährchen von der Aschenbrödel wiederholen sich beide. Und beide sind es auch, die wenigstens in einem Dutzend der vorliegenden wallachischen Mährchen sich wiederholen. Aber gewiß gebührt dem sittlichen Werthe des ins Unglück verstoßenen Adels oder der geprüften Tugend hier dieselbe Berücksichtigung, wie dem uralten Naturmythus. Gerade das ist der geheime Zauber des Mythus, daß er nach zwei Seiten hin eine tiefsinnige Wahrheit enthält, und daß seine kalendarischen und agrarischen Wurzeln stets in sittlicher Schönheit ausblühen.

So knüpft sich hier gleich im ersten Mährchen an den Naturmythus eine Poesie von hoher sittlicher Schönheit. Der Held und Befreier wird zuletzt so kühn, eine Thür zu erbrechen, hinter welcher ihn der Tod erwarten soll, statt des Todes aber findet er eine wunderschöne Jungfrau, den überraschenden Lohn seines Muthes. — Die folgenden Mährchen sind einfachere Naturmythen. Wenn die edle Königstochter eingemauert wird, so bedeutet das die Einsenkung der Saat im Winter. Wenn sie in einem gläsernen Sarge begraben wird, so bedeutet

das Glas nur das winterliche Eis. Wenn sie in einen Schweinstall eingesperrt wird, so ist unter dem Schwein der Eber, das allgemeine Symbol des Winters zu verstehen. Wenn sie Gänse hüten muß, so braucht man sich nur zu erinnern, daß die Gans Symbol des Spätherbstes ist. Wenn sie versteinert wird, so bedeutet das wieder nur den Winterfrost. Im 8ten Mährchen werden zwei edle Kinder ermordet, aus ihrem Grabe wachsen zwei Bäume mit goldenen Aepfeln. Diese werden gefällt, aber ein Schaaf, das von den Aepfeln frißt, wirft zwei goldene Lämmer und aus diesen erstehen die Kinder wieder. Zu der vollkommen richtigen Deutung dieses seltsamen Mährchens möchten wir nur noch speziell hinzufügen, daß unter den zwei Goldkindern immer die beiden großen Himmelslichter Sonne und Mond zu verstehen sind, die in jeder Wintermitte mit dem Neujahr als neugeboren gedacht wurden und daß der Apfel auf den Herbst, das Lamm aber auf das Frühlingszeichen des Widders deuten.

Anstatt der leidenden Königstochter tritt oft ein Königssohn auf, der sich aber im Unglück gewöhnlich besser zu helfen weiß und List anwendet. Darunter ist die im Winter geschwächte und gleichsam gefangene Sonne zu verstehen. Einigemal indeß kann man auch das lebendige Samenkorn unter ihm verstehen, wie unter der Persephone. Im 18ten Mährchen z. B. scheint er als das ewig unzerstörliche Naturleben in allem Samen gedacht werden zu müssen. „Ein Bauer gibt seinen Sohn dreimal, je für ein Jahr, dem Teufel in die Lehre, unter der Bedingung, daß er ihn wieder bekomme, wenn er ihn noch kenne. Der Teufel zieht wirklich den kürzeren, und der Sohn erwirbt seinem Vater zweimal viel Geld, indem er sich in schöne Thiere verwandelt, die theuer verkauft werden, zuerst in einen Ochsen, dann in ein Pferd. Das zweitemal aber läßt sich der Vater vom Käufer, dem Teufel, bethören, den Zaum auch in den Kauf zu geben, und so muß der Sohn in Hunger und Durst Pferd bleiben. Endlich aber gelingt es ihm im Bache zu trinken: er verwandelt sich in einen Fisch, und da ihn der Teufel verfolgt, in einen Ring, als welcher er einer Prinzessin an den Finger springt. Wie sie ihn aber doch herausgeben muß, verwandelt er sich in Fruchtkörner, und da der Teufel dieselben, als Hahn gestaltet, rasch aufpickt, in einen Kiebitz, der den Hahn tödtet. Darauf heirathet er die Prinzessin.“ Die Sage hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit der walischen von Gwidion, noch mehr aber mit der griechischen Sage von der Mestra, die ihren hungernden Vater Erysichthon dadurch ernährte, daß sie sich in allerlei Thiere verwandelte und verkaufen ließ.

Aeußerst eigenthümlich erscheint die Sage von Bakala, der eine Menge Eulenspiegelstreiche begeht, hinter dem aber ein heidnischer Gott verborgen liegt. Mit Recht weist der Kommentar auf ähnliche Abenteuer hin, die vom nordischen Thor erzählt werden. Da wir aber zunächst an antike Vorbilder denken müssen, so wäre vielleicht in dem Namen Bakala der alte Bakchos wiederzuerkennen, in dessen bekannten Mythen allerdings auch listige Streiche vorkommen und der nicht nur das Flötenspiel und den Tanz versteht, wie der wallachische Bakala, sondern an dessen besonders bei Clemens von Alexandrien besprochenen Geschlechtertausch und an dessen Bock auch der Umstand erinnern würde, daß Bakala einen Bräutigam um die Braut betrügt, indem er sich selbst für die Braut ausgibt, ihm aber am Ende einen Bock unterschiebt.

Eine der schönsten und eigenthümlichsten Sagen ist die von Florianu: Ein mächtiger König schloß seine Tochter von zarter Jugend an in eine unzugängliche Burg ein. Als sie aber sechzehn Jahr alt war, und einmal vor dem Schlosse Blumen pflückte, bot ihr eine Zigeunerin einige fremde prachtvolle Blumen an. Sie nahm dieselbe an, und stellte sie ins Wasser. Das Wasser aber färbte sich davon purpurroth und silberne Sterne schwammen darin herum und der Anblick war so lockend, daß die Prinzessin das Wasser, nachdem sich die Blumen ganz darin aufgelöst hatten, austrank. Davon wurde sie schwanger. Als der König es erfuhr, ließ er das Schloß in Brand stecken und der Erde gleich machen, die Tochter aber in ein Faß stecken und ins Meer werfen. In dem Fasse nun gebar die Prinzessin einen Knaben, Florianu genannt, weil er von den Blumen stammte, und der Starke, weil er von Geburt an Riesenkräfte hatte. Denn kaum war er geboren, so sprach er seiner Mutter Trost zu und zerbrach das Faß, machte ihr einen kleinen Kahn daraus und brachte sie ans Ufer. Sie kamen an ein Schloß, das Florianu aufsprengte und in dessen Saal er eine Menge gefesselte und halbverhungerte Drachen fand. Sie warnten ihn vor dem großen Drachen, der auch alsbald erschien, den aber Florianu überwältigte und gleichfalls fesselte. Von nun an bewohnten Mutter und Sohn das Schloß. Florianu ging täglich auf die Jagd. Da er einmal abwesend war, und seine Mutter die zahlreichen Gemächer des Schlosses untersuchte, erblickte sie plötzlich an der Stelle des großen Drachen einen wunderschönen, an die Säule gefesselten Jüngling, in den sie sofort in Liebe entbrannte, weßhalb sie auch ihrem Sohne nichts davon erzählte. Als Florianu wieder auf die Jagd ging, faßte sie ein Herz, ging in das Drachengemach, machte den schönen Jüngling von seinen Banden frei und ließ sich von ihm herzen und liebkosen. Der Jüngling war aber ein böser Dämon, der sie nur berückte und sie endlich dahin zu bringen wußte, daß sie einwilligte, den Sohn, weil er doch ihre

Liebe nie geduldet haben würde, aus dem Wege zu räumen. Auf Geheiß des Dämons stellte sich die Prinzessin krank und verlangte von ihrem Sohn Auerochsenhirn zur Arznei. Da ging er in den Wald und holte einen lebendigen Auerstier herbei, damit sie das Hirn noch warm brauchen könne. Ferner schickte sie ihn aus, Bärenfleisch zu einer Krankensuppe zu holen. Aber er war allen diesen Thieren gewachsen und des Dämons Hoffnung, er werde auf der Jagd umkommen, schlug fehl. Nun mußte ihn die Mutter auf den Gipfel des schwarzen Berges schicken, um Lebenswasser zu holen. Er ging und fand in einem See reizende Nymphen baden, die ihm den Weg zeigten, nachdem sie ihn vergebens gewarnt hatten. Als er auf dem Gipfel des schwarzen Berges angekommen war und eben das Lebenswasser schöpfen wollte, ergriffen ihn die Winde und rissen ihn in tausend Stücke.

(Schluß folgt.)

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Wilhelm Waiblinger. Herausgegeben von E. Mörike. Hamburg, Heubel, 1844.

Fast ausschließlich von Italien, seiner Natur und Kunst handelnd, verwandt den Goethe'schen und Platen'schen Elegien. Wenn es jetzt auch kaum mehr Mode ist, für Italien so poetisch zu schwärmen, so bleibt doch diese Gluth in ihrem Werthe, denn das Schöne ehrt den, der es empfindet, und da es unsterblich ist, verleiht es auch der Liebe unvergänglichen Ruhm.

Die Auffassung der Antike erscheint in diesen Gedichten besonders geistreich. Bekanntlich existirt von Thorwaldsen ein schönes Basrelief „Kauf der Eroten", freie Nachbildung eines antiken Wandbildes, welches Goethe naturalistisch, Gerhard und Panofka mythologisch gelehrt erklärt haben. Sehr schön erklärt die berühmte Scene nun hier unser Dichter:

Nur in der Blüthe
Nur in Sehnen ist die Liebe
Schön und heilig, ist ein Frühling!
Der Besitz, er fällt mit Früchten
Gleich dem Herbst, die schweren Zweige,
Doch der Winter dorrt sie schnelle
Zu entblößten todten Reisern.
Schöne Sorgen schuf die Charis.
Aber andre schafft die Herrin
Nun, die Noth und die Gewohnheit,
Und den Liebesgott, der erst noch
All' ihr Glück und Seyn gewesen,
Schleppt die Trauernde gesättigt
Kaum noch an den Flügeln fort.

Eben so geistvoll sind die Epigramme, worin berühmte Kunstwerke oder Männer charakterisirt werden:

Guido's Aurora.

Abendröthe der Kunst ist deine Aurora geworden.
Warum brachte sie nicht neuen unsterblichen Tag?

Andrea del Sarto.

Weil du die Hölle nur fand'st im Weibe, so hat die Madonna
Dir den Himmel dafür in ihrem Antlitz gezeigt.

Canova.

1.

Hebe.

Du bist reizend und üppig, ich läugn' es dir nicht, und die Sinne
Fühlen es, schwach ist das Fleisch, ist er auch willig der Geist.
Aber ich sorge denn doch, es ist kein uranischer Nektar,
Ist nichts Göttliches, was du auf der Schale mir beutst.

2.

Venus.

Wär' es gewiß, und hättest du nur dem entzückenden Leibe
Seine Gewänder verlieh'n, weil dir die Schaam es gebot,
Dann verehrt' ich sie fast als Höchstes, doch leider befürcht' ich,
Daß du die Lust nur nach dem, was sie verborgen, erzielst.

Metastasio.

Lieblich bist du, ich lese dich gern, ich höre dich lieber,
Wenn dich ein römischer Mund, wenn der Gesang dich beseelt.
Dir fehlt's nicht an treuer Natur und artiger Einfall,
Immer das Nächste nur bringst du verständlich mir vor.
Deine Sprach' ist entzückend, ich lausche dem zärtlichen Dichter,
Aber sprächest du deutsch, fänd' ich den Dichter nicht mehr.

Nur dem mittelalterlich-christlichen und gothischen Element grollt der Dichter ungerecht. Da sagt er über das Pantheon:

Gothisch ist eben das Pantheon nicht. Es wußte der Schöpfer
Nichts von gothischer Kunst, da er den Himmel gewölbt.

Als ob die Himmelswölbung architektonisches Vorbild seyn könnte und als ob dann nicht die Form der muhamedanischen Kuppeln und buddhistischen Topes die allein berechtigte wäre.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 115.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 12. November 1845.

Epische Dichtkunst.

Maria. Ukrainische Erzählung von Anton Malczeski, übersetzt von Conrad Roman Vogel. Leipzig, Brockhaus und Avenarius, 1845.

Aus dem Polnischen, einer jener tiefen wehklagenden Töne, wie sie die Sänger des sterbenden Volkes singen, besonders wird man an Conrad Wallenrod von Mickiewicz erinnert. In der Einleitung von der Hand des Polen Goszczynski (in Paris geschrieben) wird die Lebensgeschichte des unglücklichen Dichters mitgetheilt. Er stammte aus einer edeln, ehemals reichen, aber herabgekommenen Familie in Wolhynien und war im Jahr 1792 geboren. Als Offizier machte er den russischen Feldzug von 1812 mit gegen Rußland, trat aber später ins russische Heer ein, da Polen russisch wurde, hielt es aber nicht lange darin aus, sondern verließ den Dienst und sein Vaterland, weil seine Geliebte einen Andern geheirathet hatte. Er stürzte sich nun in den Abgrund der Zerstreuungen, welche Paris wilden Jünglingen darbietet, lebte à la Byron und unternahm auch einen genialen Spaziergang auf den Montblanc. Doch nichts befriedigte ihn. Er kehrte 1821 nach Wolhynien heim, als ein bereits „Blasirter" und „Zerrissener". „In seiner Nachbarschaft wohnte Rucinski, ein Landwirth und Beamteter, mit einem Worte ein Mensch, wie man sie überall leicht findet. Entweder durch angeborenes Temperament oder schiefe Erziehung, die schon so viele Polinnen vom rechten Pfade auf den des französischen Romantismus abgelenkt hat, geleitet, konnte die Frau desselben sich mit den Freuden des häuslichen Lebens und mit den Pflichten der Gattin und der Mutter nicht begnügen. Sie litt gleichzeitig, wir wissen es nicht genau, eben so sehr physisch als moralisch. Malczeski, als ein Anhänger des Magnetismus, beschloß mit Hülfe dieses Mittels seiner Nachbarin die Gesundheit wieder zu geben. Die Einleitung zu diesem Heilverfahren soll, wie man sagt, sonderbarer Natur gewesen seyn, und bekanntlich die erste Annäherung zwischen der Kranken und dem Arzte herbeigeführt haben. Sie lag im magnetischen Schlafe und rief beim Eintritte Malczeski's ins Zimmer: „Mein Engel, mein Engel kommt!" In diesem Ausrufe lag die Zukunft Beider. Wir wollen nicht entscheiden, ob Malczeski ihr guter oder böser Engel war; gewiß ist es aber, daß zwischen Beiden sehr bald, ohne irgend ein Geheimniß daraus zu machen, ein Liebesverhältniß sich entspann. Rucinski's Haus ward Malczeski's Wohnung. Unterdeß verschlimmerte sich seine Lage in jeder Hinsicht. Sein Vermögen nahm durch Sorglosigkeit ab, körperliche Entkräftigung, die auch später seinen Tod herbeiführte, begann sich schon in Schmerzen zu äußern und die unedlen, im ersten Rausche wohl süßen Verhältnisse des Herzens ließen nun im nüchternen Zustande ihren Stachel fühlen. Malczeski glaubte, daß ihm ein plötzliches Zerreißen dieses Verhaltnisses wohl thun würde. Man sagt, daß er aus diesem Grunde heimlich Wolhynien verließ und sich nach Warschau begab; allein es stand nicht mehr in seiner Gewalt, aus dem Gleise zu treten, auf das ihn der Leichtsinn geführt hatte, ohne den Kelch der Schuld bis zur Neige geleert zu haben. Auf dem Wege nach Warschau ereilte ihn die verlassene Geliebte und verhinderte jede neue Trennung zwischen ihnen. Dieses schimpfliche Verhältniß sollte, aus einem versteckten Winkel des Landes hervorgerufen, auf einem größern Schauplatze, in der Hauptstadt, spielen. Beide lebten von nun an in Warschau; da wir jedoch nicht versichern können, ob das Verhältniß bis zum Tode Malczeski's währte, so müssen wir um so bereitwilliger diese Pflicht von uns weisen, da ohnehin auch ohne diese Last die letzten Tage seines Aufenthaltes in Warschau eine lange Kette von Unglücksfällen, unangenehmen Ereignissen, Entbehrungen und physischen Leiden waren. Ein alter Diener entwendete ihm einige tausend Gulden, die den ganzen Rest seines Vermögens ausmachten, und entfloh. Obgleich er diesen

Vorfall mit dem Gleichmuthe eines erhabenen Menschen und mit Lächeln aufnahm, so äußerte sich durch diesen Verlust die Last des Lebens doch stärker. Seine während dieser Zeit herausgegebene Dichtung rief die widersinnigsten Kritiken hervor. So zwang ihn die Noth, sich einzig und allein auf die Gnade eines Burggrafen, in dessen Hause er wohnte, zu stützen, bis am 2. Mai 1826 ein schmerzvolles, krebsartiges Lungenübel seinen Tod, der Allem ein Ende machte, herbeiführte." Er hinterließ einen unehelichen Sohn, Namens Jakubowski, der schon in früher Jugend dichtete, aber in die letzte polnische Revolution verwickelt wurde, nach Amerika ging und dort gestorben seyn soll.

Nun die Dichtung selbst. Sie gehört zu den düstersten Nachtstücken, die wir kennen. Im Eingang sprengt ein Kosak durch das Land, auf dem der Fluch des Unglücks ruht:

Den Wind nur hört man traurig wehn, in dem die Aehren zittern.
Auf Hügeln hört man Seufzer nur, wo Klagen derer lasten,
Die auf des Ruhmes welkem Kranz hier unterm Rasen rasten:
Musik so wild und schauerlich, dazu noch wildre Worte,
Die Polens Schutzgeist aufgespart für Polen einst zum Horte.
Wenn wilde Rosen kärglich nur des Helden Grab umwinden,
Ach, wessen Busen sollte da nicht bittres Leid empfinden!

Erst in der ukrainischen Steppe wird dem Boten wohl.

Fort jagte der Kosak und fort, durch Schluchten voller Hecken,
Wo Wölfe und Tataren nur heimtückisch sich verstecken:
Vor einem Kreuz sprengt er vorbei, deß Hügel allbekannt,
Denn unter ihm liegt ein Vampyr begraben und verbannt.
Er zog die Mütze und bekreuzt dreimal die Brust, und eilt
Dann fort wie Sturm, mit dem Befehl, den ihm sein Herr ertheilt.
Fort saust er auf dem muth'gen Thier, das von dem Jagen dampfte,
Und schnaubend weiter — weiter eilt' und trotzig schäumt' und stampfte;
Der schwarze Boh wiegt auf Granitgestein die Silberwelle,
Des Herren Wunsch erräth sogleich der treue Kampfgeselle —
Die Mühle klappert, murrend rauscht im Fluß der böse Geist —
Das flinke Roß versteht zu gut, was ihm der Reiter heißt —
Und über blumige Wiesen hin und durch Gestrüpp und Rohr
Schwebt leichter doch kein flüchtiges Irrlicht auf dunklem Moor,
Kein Pfeil, der von dem Bogenstrang mit Hast in's Weite fliegt,
Als der Kosak, der an das Roß bebend sich angeschmiegt
Ein Wüstenkönig vorwärts sprengt, daß rings der Boden glüht —
Nur öde Steppe — Roß — Kosak — Nacht — und ein wild Gemüth.
Ha! hier zu schwärmen, ha! wer kann ihm das Gelüst verwehren?
Fort war er — auf dem Muttergrund, wer wollt ihn da versehren?

Der Bote führt uns nun auf das Schloß eines alten Kriegers, bei dem wir Marien, seine Tochter finden, eine todtahnende Cassandra.

Und bei ihm sitzt ein junges Weib — jung und doch so erbleicht,
Warum nur ihre Schönheit schon ein fahler Glanz beschleicht?
Kein Prunkgewand, kein Blumenschmuck umgibt das zarte Weib,
Ihr schwarzes Aug' ist tief gesenkt, in Flor gehüllt ihr Leib.
Die Wange traurig, und die Stirn in heil'ge Ruh geneigt,
In deren Abglanz sich allein des Duldens Lächeln zeigt;
Doch öfters — plötzlich sieht man all die düstern Wolken senken,
Und ihre Wange röthet sich von des Erinnerns Denken;
Dann färbt sie wieder trübes Bleich, wie wenn des Mondes Licht
Sich seltsam-blaß und schauerlich um Leichensteine flicht.
Welch edle, herrliche Gestalt — wie aus der Engelwelt,
Die sie mit heil'ger Himmelshuld und Macht umfangen hält!
Jedoch der zehrend gift'ge Hauch des rauhen Erdenlebens
Brach, wie der Herbst ihr zartes Herz, die Knospen ihres Strebens.
Ein Kind des Himmels schon, muß sie noch auf dem Pfad voll Nesseln,
Wo Stürme peitschen, vorwärts gehn, gebannt in Erdenfesseln. —
Im Busen ein verbranntes Herz, glänzt schön sie wie der Morgen,
So ist in schönen Schalen auch der Brand der Frucht verborgen,
Die am asov'schen Meeresbrand den Blick des Wandrers bindet,
Daß, wenn er Nectar schlürfen will, er lauter Asche findet.
In jeglicher Bewegung liegt die trübste Freude blos,
Ihr bleiches Auge hält man für ganz thrän- und trauerlos —
O! — des vergangnen Kummers Kampf erblickt man nicht mehr drinn,
Nur noch den Grabesengel vom getäuschten Hoffnungssinn.

Ihr Unglück ist, daß sie den jungen Waclaw, den Sohn eines mächtigen Wojewoden liebt, welcher letztere ihres Hauses alter und boshafter Feind ist. Zwar verstellt er sich und schreibt einen sehr freundlichen Brief an Mariens Vater, worin er die Ehe der jungen Leute zugibt, verlangt aber zuvor, sein Sohn solle gegen die Tataren zu Felde ziehen, gegen die auch Mariens Vater mitkämpft Der Abschied der Liebenden ist rührend:

Der Alte ging — im kühnen Arm des Ritters ruht ermattet
Ein schönes blasses Angesicht, von seinem Helm beschattet;
Wie reizend jetzt ihr schwarzes Haar um ihren Körper hängt,
Den nicht des Ritters Panzer drückt, nur seine Hand umfängt;
Ein Wamms von Stahl, — die Noth erheischt's — ist jetzt der Freundschaft Zier,
Ein schönes Herz — die Liebe ruht auf kalten Waffen hier.

Mit welcher Rührung, welcher Gluth des Auges blickt er nun
Auf diese schönen Glieder, die im Trauerflore ruhn!
Als wollt' er zählen jeden Reiz — und wieder doch nicht glauben,
Daß seinem Kleinod wohl die Zeit hätt' manchen können rauben.
Nein! dieses Auges Zauberglanz, nichts Anderm zu vergleichen,
Der Seel' entflammt, verwischt sich nicht — kann nur im Tod
erbleichen!
Doch als der Ritter dann den Flor, die düst're Freud' erblickt,
Die Blässe, die sich greller malt, vom Trauerkleid umstrickt,
Das Auge, das gen Himmel sieht, vom Schmerze tief gebeugt,
Im klaren Spiegel Flecke selbst, vom Thränenstrom erzeugt,
Da ward er düstrer, wie sein Glück im Trauerflore liegt,
Und bleicher als die Feder, die auf seinem Helm sich wiegt.

Dann folgen lebhafte Schlachtscenen zwischen den Kosaken und Tataren. In der Abwesenheit des Vaters und Geliebten aber wird Maria auf ihrem Schloß von einer Gesellschaft Masken begrüßt und heimlich umgebracht. Als der liebende Jüngling zu ihr zurückeilte, findet er eine Leiche:

Auf sanftgedrücktem Bette liegt, mit Trauerflor bedeckt,
Schön eine zarte Jungfrau da im Schlafe hingestreckt,
Ihr harter Schlummer wird nicht von Bequemlichkeit gehegt.
So wie, wenn man gewalt'gen Schmerz zu unterbrechen pflegt,
Zurück auf bleicher Wange noch das Leiden bleiben mag,
Obwohl ihr Körper ausgestreckt reglos und ruhig lag:
Ihr langes Haargeflechte hing vom Haupt nachläßig dicht,
Doch so nicht, wie die schlafende Lieb' es in Reize flicht;
Und trüb', gedunsen durch den Kampf von übergroßer Kraft,
Als wollte sie beklagen sich, nur daß in arge Haft
Ihr Lippenpaar war zugepreßt; des Mondes milde Strahlen,
Die auf der finstern, traurigen Gestalt sich zitternd malen,
Sie warfen wilde Wehmuth in die halbgeschloss'nen Augen,
Wie wenn ein brünstiger Vampyr geliebtes Blut will saugen.
Das ist Maria, schön und jung — vor ihr steht Waclaw
traurig.
Er bracht' ihr mit das Erdenglück — was überläuft ihn
schaurig?

Noch ahndet er nicht, daß sie todt ist.

Er neigt die Wang' auf ihre hin, vereinet Mund mit Munde,
Beut Nectar ihr aus seiner Brust, als Pfand dem neuen Bunde.
„Maria! Heißgeliebte! du bist stumm und kalt wie Stein;
„Schon sagt das Glück mir, du bist mein" — das Echo doch
spricht: „nein" —
„Maria, o Maria mein, für Kampf mußt' ich entbrennen —
„Eins wollt' der Vater nennen uns, — das Echo doch
spricht: „trennen".
Er küßt sie wieder — hebt sie leis' — im traur'gen Liebes-
rausch,
Damit sie sich erfreu', wenn auch nur mit des Seufzers
Tausch;
Im schnellen Sturze fällt ihr Haupt auf seine Brust herab,
Sodaß sein Panzer dröhnend nur ihm Antwort wiedergab;
Er schrie, sucht' Hülfe und durchlief das öd' verlass'ne Haus,
Umsonst tobt sich die Heftigkeit an todten Wänden aus!
Er kehrt zurück, hegt Hoffnung jetzt — vielleicht verwischt
die Luft
Den tiefen, festen Schlummer ihr, des Auges schwarzen Duft!
Doch als des Ritters kühner Arm sie wiederum erhebt,
Ihr Körper in den grausigsten Bewegungen erbebt!
Nicht mit elast'scher Leichtigkeit, die nicht zur Erde fällt,
Nein, mit der ganzen Schwäche, die nur die Ruin' enthält;
Der schlaffe Arm, das Haupt und die erstarreten Gebeine,
Welch grauser Anblick, und doch ihm noch theuer als die
Seine.

Wenn auch in zu tiefem Schatten gemalt ist dieses poetische Gemälde des unglücklichen Polen doch sehr schön.

Mährchen.

Wallachische Mährchen, herausgegeben von Arthur und Albert Schott. Mit einer Einleitung über das Volk der Wallachen und einem Anhang zur Erklärung der Mährchen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

(Schluß.)

Aber sein Herz fiel in den See der schönen Nymphen, als gerade der Mond darüber stand, und die im Mondschein spielenden Nymphen entdeckten es und brachten es ihrer Königin. Diese befahl, auch die andern Stücke zu suchen und setzte seinen ganzen Körper wieder zusammen, den sie auch mittelst des Lebenswassers wieder belebte. Dann erzählte sie ihm, wie er verrathen sey und in welch abscheulicher Buhlerei seine Mutter mit dem Drachen lebe. Er ging nun aber doch wieder zu ihr und brachte ihr, wie er gelobt hatte, vom Lebenswasser. Der Drache ersann nun die letzte List, Florianu sollte auf einen schönen Vogel schießen und während derselbe damit beschäftigt seyn würde, wollte er ihn hinterrücks anfallen. Florianu war aufmerksam, griff hinter sich, packte den Drachen, riß ihm die falsche Zunge aus und band ihn wieder an die Säule. Die Zunge aber gab er den 59 andern verhungerten Drachen zu fressen, die der große Drache für seine von gleichem Fluch gedrückten Brüder ausgegeben hatte. Bei diesen nun ließ er die unnatürliche Mutter zurück, indem er zornig von ihr Abschied nahm.

Hier scheint sich im Munde des Volks eine Mythe erhalten zu haben, von der uns die Alten nur eine Andeutung hinterließen. Nach Ovid (fasti V. 255) wurde Juno durch bloße Berührung einer Blume schwanger und gebar davon den Kriegsgott Mars. Mars aber ist ursprünglich der Sonnengott oder die Sonne in ihrer die Nacht und den Winter besiegenden Thätigkeit, weßhalb auch der Monat März, in welchem das Frühlingsäquinoctium, die Erhebung der Sonne und die längeren Tage beginnen, nach ihm genannt ist. Nach einer tiefgreifenden und immer wiederkehrenden Symbolik ist die feste Burg, worin die Prinzessin eingeschlossen ist, der Januar, die starre Wintermitte (Danaë im Eisenthurm, die gefesselte Andromeda, Persephone in der Unterwelt ꝛc.); das Meer, auf dem das ausgesetzte Kind, die noch junge Sonne, schwimmt, ist der nasse Februar; die Durchbrechung des Fasses und die Geburt erfolgt im März. Auch diese Sinnbilder kehren in allen Mythen der Sonnengötter wieder. Der gefesselte Drache ist der im Sommer gebundene Wintergott. Die treulose Mutter selbst ist das Jahr, das die Sonne gebiert, aber mit dem sonnenfeindlichen Winter buhlt, und vielleicht sind die 59 hungrigen Drachen, bei denen sie der Sohn am Ende zurückläßt, mit einer geringen Korruption der Zahl die Jahreswochen. In der Königin im Mondsee aber verräth sich das milde Wesen der Mondgöttin, die im Winter, wenn der Sonnengott geschwächt ist, demselben mit ihrem Lichte beisteht. Die Zerreißung durch die Winde bedeutet den Herbst, der die Vegetation zerstört, Blumen und Bäume entblättert und mit der Schwächung der Sonnenkraft zusammenfällt. Auf ähnliche Art werden Osiris, Dionysos, Zagreus, sämmtlich Sonnengötter, zerrissen. Das übrig bleibende Herz bezeichnet die Lebenskraft der Natur, die auch mitten im Winter nicht stirbt. Bei Osiris vertritt dieselbe Stelle das Zeugungsorgan, bei Atis der Tannzapfen. Die Arbeiten Florianus haben eine entfernte Aehnlichkeit mit denen des Herkules, dessen zwölf berühmte Kämpfe aber wieder nichts anderes sind, als der siegreiche Lauf der Sonne durch den Thierkreis.

Mit dem 37sten Mährchen von der Milchstraße stimmt eine altägyptische Vorstellung genau überein. Venus, heißt es hier, stahl dem h. Petrus Stroh und ließ viel davon in der Eile der Flucht fallen. Das gefallene Stroh sieht man nun immer noch in der Milchstraße. Die ägyptische Sage aber lautet: der böse Typhon verfolgte die Göttin Isis bei der Ernte, bis sie im Zorn ihm eine volle Garbe ins Gesicht warf, die fallenden Aehren aber die Milchstraße bildeten. (Vergl. Riccioli Almagest. VI. 23.)

Wie sich treffliche Sittenschilderungen in die Mährchenpoesie einweben, mag unter anderm folgendes Beispiel zeigen. „Vier Männer, einer aus jedem der vier Volksstämme von Ungarn, berathen sich, wie sie den Leib des Erlösers vom Kreuze bekommen sollen, um ihn ins Grab zu legen. Der Illyrier (Slave) schlägt Bestechung vor, der Deutsche gerichtliche Klage, der Madjar Gewalt: der Wallache hingegen erbietet sich den heiligen Leib während der Nacht zu stehlen.“

Im Anhang finden sich auch einige schätzbare Notizen, Gebräuche und Aberglauben betreffend, worunter vieles neu und seltsam. Der Glaube an die Vampyre z. B. ist allgemein bekannt, wer aber kennt die wunderliche Vorstellung von dem Priccolitsch, einem Menschen, der schon Vampyr ist, ohne noch gestorben zu seyn. „Er ist ein lebendiger wirklicher Mensch, hat aber die Eigenschaft, daß er Nachts als Hund Haiden und Viehtriften, auch Dörfer, durchschweift, auf seinen Zügen Pferde, Rinder, Schaafe, Schweine, Ziegen u. s. w. durch Anstreifen tödtet, und deren Lebenssäfte an sich zieht weßhalb er stets gesund und blühend aussieht. Einen förmlichen Hundeschweif, als Rückgratfortsatz, denkt sich das Volk als unverkennbares Zeichen, daß ein vollsäftiger, frischaussehender Mensch ein Priccolitsch ist. Ein weibliches Ungeheuer dieser Art heißt Priccolitschone.“ — Bekannt ist der Aberglaube, wornach es Unglück bringt, wenn man einem Hasen, alten Weibe ꝛc. begegnet, neu aber ist, was hier mitgetheilt wird: „Große Aufmerksamkeit erweist die Wallachin einem Begegnenden: nie durchschneidet sie ihm den Weg, den er vorhat. Kommt sie ihm entgegen, und befindet sie sich etwas rechts, so hütet sie sich links herüber zu wechseln oder umgekehrt. Führt sie ihr Weg quer über den eines anderen, besonders eines höher gestellten, so wartet sie bis er vorüber ist. Dieß thut sie, um ihm den Faden seines Glückes (von der Parze ihm gedreht?) nicht zu zerreißen.“

Der Raum erlaubt uns nicht, tiefer in die reichhaltigen Materien einzugehen, die in diesem anmuthigen Buche vorkommen. Wir empfehlen es allen Freunden der Mährchenpoesie als eine Unterhaltungslektüre, ganz ähnlich dem so beliebten Mährchenbuch von Grimm, außerdem aber noch insbesondere den Gelehrten, die sich mit Mythus und Sage beschäftigen und denen hier eine reiche, kaum vorher geahnte Fundgrube sich erschlossen hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 116.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 14. November 1845.

Romane.

1) Fridolin Schwertberger. Bürgerleben und Familienchronik aus einer süddeutschen Stadt von C. Spindler. Vier Bände. Stuttgart, Hallberger, 1845.

In diesem seinem neuesten größern Romane schildert Spindler echt deutsches, kleinstädtisches Bürgerleben und zwar weder vorzugsweise sentimental idyllisch, noch vorzugsweise in der niederländischen Manier karrikirt, sondern treu und natürlich. Man wird im Eingange fast an Dickens berühmte Pickwickier erinnert, indem uns der Dichter in den kleinstädtischen deutschen Klubb versetzt und die Personen schildert, die hier hinter dem Schoppen beisammen sitzen und denen wir bis ans Ende des Romans noch oft begegnen sollen. „Da war unter andern der dicke Fabrikant Wapler, ein grauhaariger flottäugiger Lebemann mit dreifachem Kinn, ein Muster der Beharrlichkeit in der Freundschaft, ein Spiegel der Rechtschaffenheit im Geldgewerbe; aber langsam und schwerfällig in Rede und Thun, mühseliger zu bewegen als ein Belagerungsgeschütz von großem Kaliber. Ferner der magere Spezereihändler und Stadtrath Muselmann, ein gelbes aber ehrliches Gesicht, ein Mann, der zwar ein unsauberes falsches Toupet, aber nicht das kleinste falsche Fleckchen am Herzen trug. Seit langen Jahren mit der Stelle eines Waisenrichters, oder besser, eines Waisenvormunds betraut, leistete sein Charakter völlig Gewähr für diese schwere Verpflichtung. Neben seinem praktischen Verstand besaß er aber die Eigenthümlichkeit, alltäglich eine Menge der überraschendsten Bulls zu machen, und zwar mit einer Unbefangenheit, die den Hörer im Zweifel ließ, ob Ernst oder Spaß dabei im Spiele. Ein wunderlicher Genosse, der in manchen Stücken dem Stadtrath ähnelte, war auch der Erschullehrer Zipfehli. Seine Vorfahren hatten gradaus „Zipfel" geheißen. Eine gute Haut, bürgerlich gescheidt, mitunter pfiffig, warf immer mit lateinischen Brocken um sich &c. In die Reihe der Eigenthümlichen gehörte noch Wildegans, der Wirth zum „kohlschwarzen Adler" der sorgloseste Sterbliche im großen Rund der Schöpfung. Geselligkeit — außer seinem eigenen Hause — Geselligkeit bei Wein und Braten, Spiel und Scherz ging ihm über alles. Dieser Hang machte ihn zum methodischen Selbstmörder in Hinsicht auf sein Gewerbe. Der in allen Gasthöfen zu Hause war, wurde natürlich ein Fremdling im eigenen. Uebrigens ganz das, was man einen „seelenguten Kerl" nennt. Der Bedürftige erhielt sein letztes Hemd. — Folgen noch als bemerkenswerthe Bruderschaftsglieder: der Doktor Mors, der, trotz seines schauerlichen Namens, Manchen vom allzufrühen Hintritt gerettet; ein geschickter Arzt, menschenfreundlicher noch als geschickt. Ein, im Widerschein des feurigen Meersburger-Weins stark geröthetes Gesicht mit weißen, seltsam durcheinanderhängenden Haaren, und fingerdicken, schwarzen Augenbrauen. — Der Advokat Dreyhirn, ein Männchen voll Beweglichkeit, eine Zunge, stets eifrig, im Eifer unermüdet. Ein Apostel der freigesinnten Opposition im Lande; eigentlich Oppositionsmann in jeglicher Hinsicht; Streit seine Lust, Wirrwarr seine Freude. Dennoch ein humaner, dienstfertiger zuverlässiger Mann. Der Revisor Dotterweich. Spöttlicher hat noch niemals der Zufall einen Namen und einen Menschen zusammengewürfelt als einen monströsen Pasch. Eben so gut könnte man den Löwen „Taube" heißen. Dotterweich war ein martialischer Mensch, steif und straff aus einem Stück gegossen, eine Donnerstimme führend neben einem grauen drohenden Schnurrbart; darum auch Befehlshaber drr Stadtmiliz. — Endlich noch der Herr von Natron, ein Patrizier vom alten Schlag, ein bischen viel neugierig, ein bischen viel klatschsüchtig, nicht minder kokett thuend mit seinen siebzigjährigen Körpervorzügen, aber so unbefangnen Herzens, daß er allemal der Erste war, sich zu verwundern und zu beklagen, wenn

eine Zunge irgend was Böses angestiftet hatte. Und der ehemalige Finanzrath Alexander, ein stiller, vornehmaussehender Herr, seit einigen Jahren Einwohner und sogar Bürger der Stadt, ein Vater mehrerer hübschen Töchter, im Besitz einer ansehnlichen Pension und eines stattlichen Vermögens."

Aber noch fehlt der Hauptheld des Romans, der in diesen kleinbürgerlichen Kreis eintreten soll. Es ist Fridolin Schwertberger, der verständige Schreiner, der in Paris seine Kunst gelernt und eben von da zurückkehrt, um sein väterliches Erbe anzutreten. Neben ihm ist seine schöne Schwester Klara die Hauptperson des Romans. Während beide echt bürgerliche Seelen sind, haben sie doch beide das Unglück, mit ihren Herzen über ihren Stand hinaus zu verirren. Das gute einfältige Klärchen läßt sich von adeligem Glanze blenden. Hier das Porträt des süßen Herrn. „Noch zu keiner Zeit war er ihr so unwiderstehlich vorgekommen, als eben heute. Sein Ball- und Gesellschaftskostüm war das ausgezeichnetste, das sich denken ließ. Der Frack, der dunkelblaue, nach neuestem Wiener-Schnitt, saß der schlanken Figur himmlisch; aus dem blendend weißen Halstuch und der prächtig gestickten Weste blickte Pavianowitsch's ambraduftender Bart so recht morgenländisch hervor. An seinen Kavalierbeinen die tadellosen Unaussprechlichen, die durchbrochenen Strümpfe, der zierliche Schuh . . . alles ließ unvergleichlich. Sein Jabot war wie der Schnee der Alpen so rein, aber seine Hand beschämte die schneeige Wäsche. Dieses wissend, trug Pavianowitsch auch nur einen Handschuh — feinster Pariserartikel, und entzückend gelb, wie die frischeste Butter im Mai. Von dem Lockengebäude des Herrn reden zu wollen, das wieder andere Wohlgerüche ausströmte als der Bart, hieße die Sonne und das Firmament besingen, die doch schon oft genug besungen worden sind. Von Pavianowitsch's strahlenden Augen, von seiner edelgeformten überlangen Nase etwas zu sagen, oder überhaupt von seinem Antlitz, das neben einer gewissen interessanten Verlebtheit auf Leidenschaftgluthen ohne Ende schließen ließ, wäre Sünde. Bemerkenswerth jedoch, daß der Zauber, der von seiner gesammten wohlgekleideten Person ausging, sich auch den Zuthaten derselben mittheilte: dem Claquehut, der doch so anspruchslos an seinem Herzen ruhte; dem Mantel, der so würdig und edelgefaltet über des Adonis Schultern hing. Kein Mantel in der Welt konnte dergestalt drapiren: wie es denn auch nur einen, den einzigen Pavianowitsch gab." Dieser verführerische Adonis aus dem Modejournal ist aber — schon verheirathet und will das schöne Klärchen nur betrügen. Nicht besser ergeht es ihr mit einem zärtlich sie verfolgenden Herrn von Sternnickel, einem — Komödianten. Kurz das arme Kind kann noch Gott danken, den ihr gelegten Fallstricken zu entgehen, entsagt endlich ihren glänzenden Ehestandshoffnungen und nimmt den Schleier.

Ihr Bruder besteht noch härtere Proben, wird verleumdet, falsch angeklagt, kommt in schwere Bedrängniß, verliert aber nie seine angeborne Heiterkeit und Gutmüthigkeit und wird am Ende vom Glück belohnt. Seine Unschuld wird anerkannt, er genießt in seiner Vaterstadt allgemeine Achtung. Ein alter Freund, für den sein Vater einst eine große Summe verbürgt, kehrt mit vielen Schätzen zurück und stellt Fridolins Wohlstand wieder her. Endlich gewinnt er auch die Schöne, nach der sein Herz trachtet, die Tochter des oben erwähnten reichen Finanzraths.

Nach Spindlers Weise sind eine reiche Menge Episoden und Nebenpersonen in den Roman eingeflochten, die wir hier nicht näher charakterisiren können. Das Ganze ist durch den heitern Ton ausgezeichnet und durch einen eignen Zauber bürgerlicher, ganz aus dem Leben gegriffener Bonhommie erfreulich.

2) Wilde Scenen in Wald und Prairie mit Skizzen amerikanischen Lebens. Aus dem Englischen des Amerikaners Charles Fenow Hoffmann von Fr. Gerstäcker. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Arnold, 1845.

Wir dürfen diesen neuen amerikanischen Dichter wohl willkommen heißen, weil er eine reichere Phantasie zeigt, als seine meisten Vorgänger und weil, wenn er auch in den Landschafts- und Genrebildern den hierin so ausgezeichneten Cooper nicht übertrifft, er doch ein neues reiches Element in die amerikanische Poesie bringt, nämlich das Mährchen- und Sagenhafte.

Die meisten seiner Bilder sind Wald- und Jagdbilder. Wir fahren mit ihm über die Seen, in die Wildnisse und Schluchten noch wenig gekannter Gebirge, verfolgen den flüchtigen Hirsch, den plumpen Bär, das Mosethier, begegnen andern Jägern, Ansiedlern, Wilden und hören von ihnen die seltsamen Geschichten, die mit den Landschaftsbildern wechseln.

Zuerst die Geschichte von Ko-rea-ran-neh-neh oder der fliegende Kopf. Ein indianischer Stamm konnte am Sacondagasee, mitten unter stärkeren feindlichen Stämmen nicht mehr sicher leben. Die jüngeren Stammgenossen dachten an Auswanderung, die älteren wollten aber die geliebte Heimath nicht verlassen. Da rieth ein übermüthiger junger Krieger, die Greise todt zu schlagen, erschlug selbst den ersten und sechs andere folgten nach. Die todten wurden begraben, die sieben abgeschlagenen

Köpfe aber band der Jüngling mit den Haaren zusammen und versenkte sie mit einem schweren Stein in den See. Aber seine Hand blieb in den Haaren verstrickt und er selbst wurde mit hinabgezogen. Bald darauf erhob sich aus dem See ein riesenhaftes Haupt und blickte mit schrecklichen Augen nach den Wohnungen der Mörder. Sie flohen, aber überall folgte ihnen das Haupt nach und soll sich noch jetzt zuweilen zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche blicken lassen.

Die zweite Geschichte schildert die Verfolgung eines Indianers, der in der äußersten Gefahr nur noch „den letzten Pfeil" zu versenden hat, damit aber des Feindes Herz trifft und gerettet wird.

Sehr schön ist die Sage vom Ursprung des indianischen Korns, die wir hier zugleich als Probe vom Sprachtalent des Dichters mittheilen. „An den Ufern des sanftfließenden Unadilla, unfern von dort, wo sich dieser mit dem Susquehannah verbindet, war in früheren Jahren eine ausgezeichnete Biberwiese. Das kurze Gras grünte in leisen Abhängen bis zu dem Wasserrande hinab, dessen Fluthen an dieser Stelle nicht ein einziger Baum überschattete. Hier, wo die plätschernden Wellen über so reine und glänzende Kiesel fließen, daß die indianische Jungfrau, die an dem Ufer lustwandelte, plötzlich stehen blieb und ihre Wampumperlen zählte, um zu sehen, ob sie nicht dort hinunter gefallen wären, kamen eines Tages mehrere Mädchen zum Baden, und eine, die schönste von ihnen, zögerte am Flußrande, um eben diese bunten Kiesel vom Bett desselben aufzulesen. Ein Wassergeist, der die Gestalt einer Moschusratte angenommen hatte, beobachtete sie vom Ufer aus. Er sah ihre glänzenden Schultern, ihre triefenden Locken, das leise Wogen des schwellenden Busens, über den sie fielen, und als die Maid ihre runden Glieder aus dem Wasser hob und leichten Schrittes den weichen Rasen betrat, sprang auch er hinter dem moosigen Stein, der ihn bis jetzt verborgen hatte, hervor, nahm seine eigene Gestalt an und wollte sie fassen und umarmen. Die Jungfrau schrie um Hülfe und floh; der liebesieche Geist jagte aber dicht hinter ihr her, und da die Wiese keinen Strauch, keinen Busch bot, in dem sie sich hätte verbergen können, eilte sie wieder dem Strom zu und flüchtete nach einer Stelle, auf welcher die wilden Blumen und Gräser hoch und dicht am feuchten Rande des Flußbettes wuchsen. Der Geist folgte ihr auch hierher, als sie aber, ermüdet und geängstigt, fast zu Boden gesunken wäre, wurde sie noch durch ein kleines Schilfdickicht aufrecht gehalten, dessen Blätter sie schnell ergriff und, ihre Blöße zu bedecken, um sich herumwickelte. In dem Augenblicke wurde ihre zarte Gestalt schlanker und runder, ihre niedlichen Füße wurzelten in dem lockern Boden, der sich aufthat, sie zu empfangen, die Schilfblätter breiteten sich unter ihren Fingern aus und umgaben ihre Hand, während sich die glänzenden Kiesel, die sie in derselben trug, in milchige Kerne verwandelten, welche durch die sie umschließende Hülse zusammengehalten wurden. Der getäuschte Wassergeist sprang auf sie zu und wollte sie bei dem langen Haar, das noch immer im Winde flatterte, ergreifen, aber die seidenen Fähnel des Mais waren Alles, was seinem Griffe begegnete."

Nicht minder poetisch ist die Erklärung der rothen Farbe, in die sich im Herbst die bleichenden Blätter kleiden. Sie ist der Widerschein des Blutes beim Untergang eines Riesenvolks, das einst in Nordamerika gelebt haben soll. Jedes Jahr wenn der Mond wieder auf demselben Punkt ankommt, auf dem er einst der Vernichtung jener Riesen zusah, wird die Erde von neuem mit Blut bedeckt.

Auch aus der modernen Welt eine kuriose Geschichte. Rosalie Clare verschmähte alle Freier und schien eine erklärte Amazone. Da gelang es einem schönen jungen Mann ihr Herz zu rühren. Die Hochzeit ist schon bestimmt, aber plötzlich kommt es heraus, daß der schöne Bräutigam — ein Mädchen ist. Rosalie wird wahnsinnig.

Dann wieder eine schaurige Geschichte aus der Indianerwelt vom „gespenstischen Reiter." Taingaro, ein nordamerikanischer Häuptling, rettet bei einer Gefahr seines Stammes sein junges Weib Zekana zu einem Spanier seiner Bekanntschaft, der aber sein Vertrauen mißbraucht und das schöne Weib entehrt. Sie tödtet sich selbst aus Scham. Ihr Gatte aber nimmt furchtbare Rache, ergreift den Spanier, bindet ihn mit der Leiche seines Weibes zusammen auf ein wildes Roß und treibt sie in die Wüste. Hier muß der Bösewicht endlich seinen wüthenden Hunger an der Leiche stillen, bis er selbst verschmachtet. Die gespenstische Gruppe des auf das Roß gebundenen Paares soll aber noch häufig gesehen werden.

Die Schöpfungssage der Chippeways (II. 35) ist deßhalb merkwürdig, weil sie, was dem Verfasser schwerlich bekannt war, sehr genau mit einer altbretonischen Sage übereinstimmt, also auf eine Verbindung der amerikanischen Ost- und europäischen Westküste hindeutet. Die Indianer glauben nämlich, ihr guter Gott, den die bösen Dämonen durch eine Sündfluth hätten ersäufen wollen, sey durch einen großen Biber gerettet worden, der ihm ein wenig Erde herausgeholt, aus welcher der Gott unsere bewohnte Erde geformt habe. In der bretonischen Sage (mitgetheilt in Mones Heidenthum II. 493) ist es ebenfalls ein großer Biber, der in der Sündfluth agirt, jedoch die Schöpfung der Erde nicht

fördert, sondern verhindert, bis ihn der große Stier Hu herausstreibt.

Von wenig origineller Erfindung und nur dem unterbrochenen Opferfest, der Vestalin, Kotzebues Sonnenjungfrau rc. nachgebildet ist die Erzählung von „dem letzten dem großen Stern dargebrachten Opfer" indem eine schöne Indianerin als Opfer abgeschlachtet werden soll, aber von ihrem aufgeklärten Geliebten gerettet wird. Noch weniger Werth möchten wir auf die Geschichte vom „beherten Gewehr" legen, weil sie uns weder eine Ursache des Erzählten angibt, noch einen eigentlichen Schluß hat. Ein Gewehr geht von selbst los und feuert, ungeladen, immerfort, die Umstehenden erschreckend. Man wirft es endlich in einen Brunnen, wo es mit dem letzten Schuß zerplatzt. Aber warum und wozu? das erfährt man nicht. — Unbedeutend ist auch die Erzählung von der schönen Namaska, deren weißer treuloser Verführer der Rache eines Indianers zum Opfer fällt.

Dagegen wieder originell und recht phantastisch ist die Erzählung von Bornt van Tromp. Dieser ist ein Sonderling, der die Schwäche hat, bei jedem Bekannten stehen zu bleiben und etwas mit ihm zu plaudern, wenn er auch noch so große Eile hätte, und der endlich allen Bekannten unerträglich wird durch die immerwährende Wiederholung derselben Geschichte, die schon Jeder hundertmal von ihm gehört hat. Auf einer Reise ertrinkt er und macht unter Wasser die interessante Bekanntschaft vieler anderer Ertrunkenen. Da sitzt ein Wilder und spielt mit dem Matrosen, der ihn auf dem Fluß erschossen hat, Puff. Da scherzt ein geharnischter Buccanier mit einem hübschen Mädchen, die einst mit dem Schlitten über das Eis fuhr und untersank rc. Da wird von dem köstlichen Wein der versunkenen Schiffe getrunken rc. Bornt befindet sich ungemein wohl da drunten und verfehlt nicht, allen Anwesenden dieselben Geschichten und Anekdoten wiederzuerzählen, mit denen er die Oberwelt bisher gelangweilt. Endlich wollen auch sie ihn nicht mehr anhören, aber er findet ein treffliches Auskunftsmittel, dennoch Jahr aus Jahr ein seine alten Geschichten an den Mann zu bringen. Es wird ihm nämlich die Gabe der Verwandlung und als Geist geht er nun in allen möglichen Verkleidungen umher, besucht die Leute auf der Oberwelt oder schließt sich den Wanderern an und erzählt ihnen. Oft nimmt er die Gestalt von nahen Bekannten und Nachbarn an, um seinen Zweck desto gewisser zu erreichen und gute Aufnahme zu finden.

Die letzte Erzählung handelt von einem jungen Mädchen, das einen ihr noch unbekannten Missionär heirathen soll, sich in den Tropenländern ein Paradies am Arme des Geliebten träumt und den ersten schönen Jüngling, der ihr am Ufer der andern Welt begegnet, für ihren Missionär hält, sich aber täuscht, in ihrem wirklichen Bräutigam nachher einen häßlichen widrigen Menschen kennen lernt und sich im Wahnsinn ins Meer stürzt. — Zuweilen wohl zu graß, sind diese Erzählungen doch gewiß nicht ohne einen Hauch von echter Poesie.

3) Der fromme Jude. Eine Familiengeschichte unserer Tage, erzählt durch W. v. Chezy. Vier Theile. Stuttgart, Franckh, 1845.

Die Kontraste aufzufassen, die das moderne Judenthum in seiner Doppelbeziehung zu den tiefsten und höchsten Lebenssphären darbietet, ist dem Dichter wohlgelungen. Nach einer Seite hin verfolgt er das Judenthum in den gemeinsten Schacher, in die Gaunerei und ins Zuchthaus; nach der andern Seite hin in die Comptoirs, in die Salons und Boudoirs. Hier wird ein Judenkind hinter dem Zaun geboren, hier werden Dietriche gebraucht, hier in der jüdischen Gaunersprache Verbrechen verabredet, — dort heirathet die Tochter des geadelten Banquiers einen Grafen, kauft man große Herrschaften und spielt den Pair rc. Am frappantesten sind die Scenen, in welchen Verwandte zusammenkommen, die beiden Richtungen angehören. Der eine Bruder oder Vetter hat sein Glück gemacht, der andere ist im Elend geblieben. Die reiche Judentochter am Arm eines Grafen eine Anzahl armer Verwandter von sehr zweideutiger Lebensstellung musternd (Theil IV. S. 192 f.) ist ein ungemein gelungenes Bild. Stolz und Verlegenheit, Trotz und Aerger auf beiden Seiten machen endlich wie auf einen Zauberschlag dem alles überwältigenden Gefühl der Verwandtschaft und des gemeinsamen Interesses Platz.

Als Gegensätze sind in diesem Roman ferner repräsentirt der moderne Liberalismus, der mit dem eau de mille fleurs des Kosmopolitismus den specifischen Judengeruch von der Erde wegzuräuchern hofft, und das fromme altgläubige Judenthum, das an allen nationalen Besonderheiten festhält. Doch heißt es Theil IV. S. 85 gewiß sehr wahr, daß ein zu edleren Gesinnungen berufener Jude kein Jude bleiben könne, ohne auf eine oder die andere Weise zu verderben. Henoch, der hier diese Richtung vertritt, wird das Opfer seiner Treue.

Nur eine Seite des modernen Judenthums finden wir in diesem Roman nicht hinlänglich beachtet, nämlich den Antheil, den die Juden an der Literatur nehmen. Es hätte dem Verfasser wohl nicht schwer fallen können, die Industrie des judaisirenden Journalismus zu beobachten und uns ergötzliche Bilder dieses Genres auszumalen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 117.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 17. November 1845.

Kirchensachen.

1) Für die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands. Ein Wort an ihre Schirmherren und Freunde von Dr. C. Ullmann. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

In dieser kleinen Schrift ist ein fruchtbares Samenkorn enthalten, von dem wir wünschen, daß es auf guten Boden fallen möge. Sie bevorwortet nämlich zwei zeitgemäße Maßregeln von großer Erheblichkeit, einmal die Verstärkung des monarchischen Prinzips in den evangelischen Landeskirchen (Konsistorialverfassung) durch das repräsentative System (Synodalverfassung), und zweitens die Vereinbarung der verschiedenen Landeskirchen zu Berathungen über gemeinschaftliche Interessen.

Wir waren immer der Meinung und haben sie auch in diesen Blättern (in den Neujahrsbetrachtungen d. J.) ausgesprochen, daß Synoden und Kirchenversammlungen ein vorzüglich geeignetes Mittel seyen, erstens der Geistlichkeit selbst die wahre Lage der Kirche zur klaren Anschauung zu bringen und den praktischen Interessen der Kirche den Sieg zu verschaffen über die unpraktischen Theorien der Schule, zweitens die Regierungen theils, wenn sie irren, über das wahre Interesse der Kirche besser zu belehren, theils, wenn sie den rechten Weg eingeschlagen haben, zu unterstützen; und drittens im Volke selbst, welches durch die Presse und tumultuarisches Sektenwesen mannigfach im Urtheil geirrt wird, eine gründlichere Aufklärung über das Wesen der kirchlichen Dinge überhaupt und über die wahren Interessen der protestantischen Kirche insbesondere zu verbreiten. Zwar hat man uns entgegnet, es würden sich zu viele ungläubige und antikirchliche Elemente der Debatten und Abstimmungen bemächtigen; allein wir fürchten das nicht, wir glauben vielmehr, daß der Ernst und das schwere Gewicht der zu berathenden Gegenstände den Leichtsinn, wo er irgend hervorträte, bald beschämen würde. Auch ist nicht zu übersehen, daß ein großer Theil der antikirchlichen Aufregung seinen Grund in bloß politischen Leidenschaften hat. Sie gleicht einer zurückgetretenen Krankheit, die an andern Organen und mit andern Symptomen auftritt. Behandelt man sie recht, so verschwinden diese Krankheitserscheinungen da, wo sie nicht hingehören, um sich der Kur ausschließlich an der Stelle zu unterwerfen, den ihr die Natur angewiesen hat. So bald man Reichsstände hat, braucht man sich vor etwaigem Radikalismus tumultuarischer Synoden nicht mehr zu fürchten. Sollte die Vergleichung mit einer Krankheit Mißfallen erregen, so kann man statt dessen auch eine Ueberfülle und Verirrung des Lebensdranges setzen und von der gegenwärtigen Zeit sagen, sie gleiche einer Wöchnerin, der sich die Milch versetzt und der natürlichen Stelle, wo sie Segen bringen könnte, entrückt an ungehörigen Organen sich ansammelt.

In Bezug auf die erste der beiden vorgeschlagenen Maßregeln hält es Herr Ullmann für unbedenklich, auch Laien zuzuziehen. „Die Reformation hat sich aufs bestimmteste zu dem Grundsatze bekannt, daß nicht bloß die Geistlichen die Kirche ausmachen, sondern daß dieselbe in der Gemeinschaft aller Gläubigen bestehe, und hiermit zusammenhängend, hat sie diejenige Form der Kirche, in welcher sie wesentlich Hierarchie, Kleruskirche war, gestürzt und der specifischen Unterscheidung des Priester- und Laienstandes die große urchristliche Idee des Priesterthums aller Christen entgegengestellt. Ist dieß richtig und darin ein Grundzug des Protestantismus anzuerkennen, so dürfen diese Principien nicht bloß negativ und nach außen, dem Katholicismus gegenüber, sondern sie müssen auch positiv im Inneren der evangelischen Kirche geltend gemacht und angewendet werden.

Und wenn auch die evangelische Kirche selbst vorübergehend auf den Standpunkt einer bloßen Geistlichkeits- oder Staatskirche zurück gewichen wäre, so muß doch dieß anders werden, sobald das Bewußtseyn um ihr wahres Wesen wieder lebendiger erwacht ist. Ist die Kirche wirklich Gemeinschaft der Gläubigen, so muß auch allen Gläubigen die Möglichkeit gegeben seyn, nach Maaßgabe ihrer Fähigkeit und Stellung für das Ganze mitzuwirken." Das ist sehr wahr, und besonders in neuerer Zeit ist der Gegensatz zwischen wohlunterrichteten und frommen Laien, die in kirchlichen Dingen keine Stimme haben, und entschieden ungläubigen und frivolen Geistlichen, die ihr Vorrecht zum Verderben der Kirche mißbrauchen, immer greller hervorgetreten. — Dennoch scheint die Zuziehung der Laien ein Sprung zu seyn, da die Mittelstufe fast überall noch fehlt, nämlich eine von der Konsistorialgewalt unabhängige, rein aus Geistlichen gebildete Synode, welche, wenn auch bestehend, doch ihre freie Entwicklung noch nicht durchlebt hat. Namentlich für Preußen aber ist die Zuziehung von Laien so lange bedenklich, als keine Reichsstände eröffnet sind, denn wer möchte zweifeln, daß sich Redner, die vergeblich auf die Reichsstände warten, begierig in die Synoden, als ein Surrogat der Reichsstände, drängen würden. Das würde aber den synodalen Charakter nothwendig verfälschen.

Sehr praktisch ist die Bemerkung Seite 41, daß der Staat selbst, indem er die Kirche mehr emancipirt, nur gewinnen kann. „Nicht minder scheint die monarchisch-konsistoriale Grundlage unsrer Kirche selbst, sobald sie nur im rechten Sinne gefaßt wird, die konsequente Fortbildung zur presbyterialen und synodalen Form zu fordern. Die Kirchengewalt evangelischer Fürsten darf ja doch nicht als eine unumschränkte oder gar willkürliche, sondern muß als eine solche betrachtet werden, die an die Natur der Sache gebunden ist, die nach den Ordnungen und Interessen der Kirche gehandhabt wird, und bei deren Ausübung die erleuchtetsten und gewissenhaftesten Männer der Kirche mit einer ins Einzelne gehenden Sachkenntniß dem Schutzherrn derselben berathend zur Seite stehen; das Regiment der Kirche soll nicht nach irgend einem, auch dem wohlmeinendsten, Gutdünken, sondern wirklich im Geiste der Kirche geführt werden. Nun wohlan! Offenbar wird die kirchliche Berathung des Fürsten eine viel vollständigere und befriedigendere seyn, wenn sie nicht bloß von einem Collegium, sondern zugleich von einer die besten Kräfte der Kirche in sich fassenden Vertretung ausgeht. Offenbar wird man viel gewisser seyn dürfen, im Geiste der Kirche zu handeln, wenn sich durch das Organ einer gegliederten Repräsentation erst eine Gesammtüberzeugung der Kirche gebildet hat. Offenbar wird man weit sicherer davor gewahrt seyn, etwas wider den wirklichen Sinn und das Interesse der Kirche zu thun, wenn derselben ein gesetzliches Mittel gegeben ist, gegen das für ihr Leben Bedenkliche ihre Stimme zu erheben. Offenbar wird die Vollziehungsgewalt in der Kirche bei der Handhabung der Ordnungen und Gesetze unendlich mehr von der moralischen Kraft der Kirchengenossen unterstützt und getragen seyn, wenn diese selbst zur Bildung jener Ordnungen und Gesetze durch die ihr Vertrauen besitzenden Vertreter mitgewirkt haben."

Ferner hofft der Verfasser, der gemeinschaftliche Antheil, den alle an den Kirchenangelegenheiten nehmen, werde auch die Willkür einzelner Eiferer beseitigen, die jedenfalls die Ordnung stört. Hat jeder das Recht, seine Meinung in der Synode vorzutragen, so wird er nicht mehr darauf verfallen, in Winkelversammlungen, Wirthshäusern oder öffentlichen Gärten das gemischte Publikum zu haranguiren, und auch die Gläubigen und Frommen, die sich über solches Treiben entrüsten, werden ihrerseits nicht mehr Anathematisirungen auf dem Privatwege versuchen. Gewiß hat Herr Ullmann vollkommen Recht, wenn er beide Theile vor diesem isolirten Heraustreten aus der kirchlichen Ordnung warnt. Ist die Aufsicht auch einmal tief erschlafft und werden Dinge geduldet, die das christliche Gemüth tief empören müssen, so folgt daraus doch noch nicht das Recht oder die Pflicht der Selbsthülfe, denn die Auflösung der Kirche in völlig selbstständige Sekten wäre noch viel gefährlicher, als die ihrer Natur nach doch nur vorübergehende Demoralisation und laxe Observanz der Kirche. England und Nordamerika beweisen, wie nahe den protestantischen Kirchen jene Gefahr liegt. Wenn unsere Staatskirche nicht sehr vorsichtig ist, wird sich bald um ihr verengertes Gebiet eine weite Circumvallation von Dissenters lagern, puritanischen, puseyitischen, deistischen rc. rc. Deßhalb bittet Herr Ullmann auch seine Leser, sie möchten die von ihm anempfohlene Vorsicht doch ja nicht mit Unentschiedenheit verwechseln. Wenn England und Nordamerika bei ihrem Sektenwesen bestehen können, ohne bis jetzt der katholischen Einheit gegenüber die Nachtheile dieser Vielheit zu empfinden, so liegt der Grund in der Isolirung dieser überseeischen Länder. Das protestantische Deutschland, von der einen Seite an die katholische, von der andern an die griechische Einheit grenzend, würde mit seiner Vielheit eine weit bedenklichere Stellung einnehmen, und wir würden Erscheinungen erleben wie in England im siebenzehnten Jahrhundert, wo Dissenters und Katholiken gegen die Staatskirche Partei machten, die Folgen aber würden viel schlimmer seyn, da sich die katholische Welt zum

protestantischen Deutschland anders verhält, als Irland zur englischen Staatskirche.

Von der zweiten hier vorgeschlagenen Maßregel, den gemeinschaftlichen Verabredungen unter den verschiedenen protestantischen Kirchen Deutschlands nämlich, sind zwar zunächst nicht viele Resultate zu erwarten, doch wäre schon die Geneigtheit, zusammenwirken zu wollen, dankenswerth, und jedenfalls werden die Betheiligten auf ihre gemeinsamen Interessen aufmerksam gemacht. Jeder Gedanke an eine Einheit der evangelischen Kirche Deutschlands aber, durch welche auch nur leise die allein maaßgebliche Autorität des kleinsten Kultministers im kleinsten Staate bezweifelt werden könnte, muß von vorn herein entfernt werden, wenn nach bisherigen Begriffen die Maßregel nicht schlechthin revolutionär erscheinen soll. Auf der andern Seite aber haben Zusammenkünfte und Besprechungen von Konsistorialräthen und Hofpredigern in geheimen Aufträgen auch wieder nichts, was auf Popularität Anspruch machen könnte, indem wir übrigens zugestehen müssen, daß es sich von selbst versteht, was Herr Ullmann S. 67 sagt: „Eine Verbindung deutsch-evangelischer Kirchen zum Zwecke gemeinsamer Verständigung und näherer Vereinbarung würde nur zu bewerkstelligen seyn durch einen Zusammentritt von Abgeordneten aus der Mitte dieser Kirchen. Die Sendung und Bevollmächtigung dieser Abgeordneten aber könnte nur ausgehen von den deutschen Fürsten, als den Inhabern der Kirchengewalt und den Schutzherrn ihrer Kirchen. Denn wenn es auch für die Folge bei bestimmterer Konstituirung einer solchen gemeinschaftlichen Berathung und sobald erst in den meisten deutschen Landeskirchen eine kirchliche Vertretung eingeführt wäre, wünschenswerth seyn dürfte, daß auch Abgeordnete der Kirchen selbst oder der Synoden daran Theil nähmen, so kann doch zunächst die ordnungsmäßige Verwirklichung der Sache nur von denen ausgehen, die jetzt gesetzlich und in höchster Instanz ihre Kirchen repräsentiren."

Länder- und Völkerkunde.

Meriko im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Nach chinesischen Quellen von C. Fr. Neumann. Aus dem Ausland besonders abgedruckt. München, 1845.

Herr Professor Neumann in München, der selbst in China war und sich um die Untersuchung chinesischer Originalwerke und um Verbreitung der daraus geschöpften Kenntnisse schon mannigfache Verdienste erworben hat, theilt hier äußerst interessante Nachrichten über den Zustand Merikos tausend Jahre vor der Entdeckung Amerikas durch Columbus mit. Die Chinesen sind nämlich schon damals mit der ihnen gegenüberliegenden Küste von Amerika in Verbindung gekommen und haben in ihren Annalen eine Beschreibung des merikanischen Staates aufbewahrt. Meriko heißt bei ihnen Fusang. Das Detail wollen wir hier nicht auseinandersetzen, da die kleine Schrift selbst oder das Ausland leicht in Jedermanns Hände kommt.

Nur an eine allgemeine Ansicht des Verfassers in Betreff der Bevölkerung Amerikas wollen wir noch eine Bemerkung anknüpfen. Er sagt: „Tungusen, Mongolen und ein großer Theil der Türken bildeten ursprünglich, nach den wesentlichen Merkmalen der körperlichen Gestalt wie nach den Elementen ihrer Sprache, eine einzige Völkerfamilie, innig verwandt mit den Eskimo — die Skrälinger oder Zwerge der Normänner — und mit den Stämmen und Horden der neuen Welt. Dieß ist das feste unumstößliche Ergebniß sowohl der neueren Forschungen auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Physiologie, wie auf dem der vergleichenden Sprachkunde und Geschichte. Man wird allenthalben am Ende auf die Einheit hingewiesen. Es haben alle Amerikaner dieselben unterscheidenden Merkmale, welche durchgängig an ihre Nachbarn jenseits der Beringstraße erinnern. Sie besitzen einen viereckigen oder runden Kopf, hohe Backenknochen, schwere Kinnbacken, große viereckige Augenhöhlen, eine niedere zurücktretende Stirne. Die Schädel der ältesten peruanischen Gräber zeigen dieselben Merkmale wie die Köpfe der nomadisirenden Indianer von Oregon und in Kalifornien. Es haben auch sämmtliche amerikanische Sprachen, wie Galatins ins Einzelne gehende Forschungen zeigen, * eine solche Aehnlichkeit, daß man, so verschieden auch der Wortreichthum seyn mag, zu einer gemeinschaftlichen Quelle zurückgeführt wird. Hiemit gelangen auch alle Untersuchungen über die Weise, wie Amerika bevölkert wurde, zu ihrem endlichen Schlusse. Seitdem die Erde bewohnbar wurde, hausten dieselben Völkerschaften in den beiden Erdtheilen, in Asien und Amerika. Diese rohe Masse ist nun im Laufe der Jahrhunderte durch einen verschiedenen Bildungsgang zu besonderen Stämmen und Völkern mit eigenthümlichem körperlichem Gepräge — eine Folge der höhern geistigen Richtung — und mannigfachen Sprachen herausgewachsen, welche

* Bär in den Beiträgen zur Kenntniß des russischen Reiches I. 279.

aber immer noch, in Gestalt und Sprache, in Sitten und Gewohnheiten, Zeichen genug ihrer ursprünglichen Einheit an sich tragen."

Damit stimmt das Vorkommen einer Hundeart in Ostasien und Nordamerika überein, ferner die Leichtigkeit, mit der heute noch die Tschutschen über die gefrorne Meerenge kommen, welche Asien von Amerika trennt und abwechselnd russische Waaren bei den Wilden Amerikas und englische bei den Kamtschadalen verkaufen, auf welchen Handel der Lieutenant Wrangel die Aufmerksamkeit gelenkt hat, indem er mehrere Jahre in jenen Eisregionen zubrachte, um das Nordostende Asiens aufzunehmen. Auch der zweideutige Ursprung einiger Pflanzen, die wir, wie Tabak, Mais, Ananas, während wir sie für ausschließlich amerikanischen Ursprungs halten, doch schon sehr frühe im Osten Asiens im Gebrauch finden, deutet auf eine Verbindung beider Welttheile in frühen Zeiten. Endlich sollte man die Sagen beachten. Wir haben an einem andern Orte * nachgewiesen, daß sich die sämmtlichen uns bekannt gewordenen Schöpfungsmythen der nord- und südamerikanischen Wilden in drei Gruppen theilen lassen, wovon die eine, welche das Menschengeschlecht aus einer Höhle oder aus der Tiefe der Erde kommen läßt, originell amerikanisch erscheint, zwei andere aber ausdrücklich mit ostasiatischen Mythen übereinstimmen. Viele amerikanische Stämme nehmen übereinstimmend an, nicht ein Gott habe die Welt geschaffen, sondern eine Göttin, und nicht ein männliches, sondern ein weibliches Wesen sey das Urwesen. Das ist der Mythus der Japaner. Viele andere amerikanische Stämme lassen dagegen das Menschengeschlecht aus dem Affengeschlecht entstehen, und das ist der tibetanische Mythus. Man kann nicht wohl annehmen, daß so auffallend übereinstimmende Mythen ein Werk des Zufalls seyen.

* W. Menzel mythologische Forschungen und Sammlungen 1842.

Lyrische Dichtkunst.

Aus der Kirche. Zeitgedichte von Heinrich Alexander Seidel. Parchim und Ludwigslust, Hinstorff, 1845.

Gegen die Lichtfreunde und Hegelingen gerichtet. Manches im alten guten Ton von Claudius und Bürger ist sehr wohl gerathen, z. B.

Es lebt zur Zeit ein närrisch Volk,
'Ne wundersame Bande.
Die treibt ein sonderlich Geschäft
Im alten deutschen Lande.
Sie machen — ja, ich rede wahr,
Es liegt zu Tage sonnenklar —
Sie machen neue Götter.

Es war sonst hergebrachter Satz,
Daß Gott die Menschen mache,
Und unsre Väter glaubten dran,
Als wär's 'ne alte Sache!
Doch jetzt hat sich das Ding gekehrt,
Des Bess'ren wird man nun belehrt;
Wir schreiten täglich weiter 2c.

In einer „Reise durch Thüringen" lesen wir:

ich frage, ich höre,
Geh' suchend von Pred'ger- zu Predigerhaus;
Doch ach! die Einen sehn alle wie Röhre,
Die Anderen alle wie Bretschneider aus.

Gar gut ist auch eine moderne Legende von Christi Erscheinung unter den jüngsten Protestanten:

Christ unser Herr kam jüngstens wieder
In Kraft, war er verhüllet gleich,
Zu dem getauften Volk hernieder,
Bezeugte sich insonders reich
Den deutschen Protestanten.

Doch sieh, dieß Volk so aufgekläret,
Dieß Volk vom Lichte schier berauscht,
Ist von Gespensterfurcht bethöret,
Und schreit, so wie es ihn erlauscht:
Da kommt der Pietismus 2c.

Doch kommen auch manche weniger gelungene Verse vor und um eine große Wirkung hervorzubringen, hätten Geist und Witz mehr concentrirt seyn müssen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 118.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 19. November 1845.

Kirchensachen.

2) Die Mission der Deutsch-Katholiken. Von G. G. Gervinus. Heidelberg, C. F. Winter, 1845.

Eingedenk dessen, was Herr Gervinus vor einiger Zeit in der Vorrede zu Georg Forsters Werken vom kosmopolitischen Standpunkt aus gesagt hat, freuen wir uns, ihn jetzt auf dem patriotischen zu finden. Begeisterte Liebe für das Vaterland ist besonders an Männern der Wissenschaft zu schätzen. Doch scheint es uns, daß Herr Gervinus, indem ihn der Gedanke der Einheit deutscher Nation allzu mächtig ergriffen, sich über die Mittel, welche die Gegenwart darbietet oder die nächste Zukunft verheißt, getäuscht habe.

Herr Gervinus tadelt alle die, welche die deutsch-katholische Bewegung von irgend welchem dogmatischen Gesichtspunkt ansehen und verlangt, man solle sie ausschließlich aus dem nationalen Gesichtspunkt betrachten, als eine Bewegung, welche zur Auflösung der streitenden Konfessionen in eine große deutsche Kirche, mithin zur Nationaleinheit führe. Wo ein so herrliches Resultat in Aussicht gestellt sey, hält er es für eine wahre Erbärmlichkeit, noch einen dogmatischen Maaßstab anzulegen. Hierin liegt aber eine Täuschung, denn wenn es nur auf die Nationaleinheit und nicht auf das Dogma ankäme, so könnten wir ja die erstere vielleicht auch durch ein anderes Dogma erreichen, als gerade durch das deutsch-katholische. Es hat bekanntlich in neuerer Zeit nicht an namhaften deutschen Historikern gefehlt, welche behauptet haben, die Nationaleinheit, die vor Einführung der römischen Kirche in Deutschland nicht bestanden und nach der Reformation sich wieder aufgelöst, also nur so lange gedauert habe, als die römische Kirche in Deutschland die allein herrschende gewesen sey, werde auch nur dann wiederhergestellt werden, wenn wieder ganz Deutschland römisch-katholisch geworden sey, wie der berühmte Mönch von Lehnin es prophezeiht hat. Andrerseits könnte auch wohl die evangelische Kirche auf die Ehre, die nationale zu werden, Anspruch machen, wenigstens mit besserm Grunde als die deutsch-katholische. Diese letztere kann in keinem Falle, wie Herr Gervinus glaubt, abgesehen vom Dogma und troß des Dogmas, die nationale Kirche werden, sondern sie könnte es nur durch ihr Dogma werden, wenn dieses Dogma das schlechthin bessere und der gesammten Nation das besser zusagende wäre.

Herr Gervinus hält das deutsch-katholische Dogma (wenn es in seiner homöopathischen Verdünnung noch ein Dogma genannt werden kann) wirklich für das bessere an sich, eben deßhalb, weil es so wenig bindend sey und jeder am Ende daraus machen könne, was er wolle, und er hält es für das der deutschen Nation am besten zusagende, weil es in so kurzer Zeit so vielen Anhang gefunden habe. „Die äußere Konstituirung der jungen Kirche gegen die Uebergriffe fremder Macht, die innere Wahrung gegen die Uebergriffe geistlichen Zwangs gewannen ihr plötzlich in allen Konfessionen ohne Unterschied die Gemüther einer Unzahl Menschen, deren religiöse Ueberzeugungen bisher geschlummert hatten, und denen eine so neue und kühne Erscheinung erst die Zunge lösen mußte; sie gewannen ihr die Sympathien aller aufgeklärten Köpfe, denen die partiellen Verfinsterungen auch in unserer protestantischen Kirche entstellende Flecken in der Bildung eines hellen Volkes und Jahrhunderts schienen; sie gewannen den Beifall Aller, die nur ein Etwas von vaterländischem Gefühle und von politischem Takte in sich trugen.“ (?) „Oder, wenn es nicht der patriotische Aufschwung der deutschen Nation war, die in dieser Bewegung jetzt so gewaltig Lawine machte, warum hätte die ähnliche Sache unter der Anregung so

ehrenhafter Männer, wie Theiner und Wessenberg, nicht schon früher dieselben Triumphe gefeiert, warum nicht bei einer viel mäßigeren Haltung dieselbe Duldung erfahren? Oder warum, wenn es nicht von Jedem als eine wesentlich deutsche Angelegenheit empfunden wurde, um die es sich hier handelt, warum wurden alle die Aufforderungen an die Franzosen, die den gleichen Anlaß mit uns haben, vor Rom auf ihrer Hut zu seyn, nur mit Spott und Verachtung beantwortet, wo wir Alle voll Wärme und Theilnahme sind? Der Sturm der Reaktion hatte diese junge Pflanze aus dem bei uns ausgebrannten Boden des Romanismus herausgerissen; sie faßte in dem noch nahrungsreichen Grunde protestantischer Aufklärung und deutscher Kultur neue Wurzel; die fruchtbare Witterung aber und die günstige Atmosphäre, die jetzt über allen vaterländischen Dingen in Deutschland ruht, hat sie schnell zu einem unverhofften Wachsthum getrieben. Diese Wendung der Sache mußte Jedem, der den ersterwähnten Ansichten und Wünschen auch noch so ergeben war, eine ernste Belehrung seyn. In geschichtlichen Dingen, in Dingen des Volkswohls, der Volksbildung und Entwickelung kommt nichts auf unsere persönlichen Neigungen, Wünsche und Bedürfnisse an, sondern Alles auf das Allgemeingefühl des Ganzen. Niemand kann an dem Fortgange eines Volkslebens freudige Theilnahme, Niemand darauf einen nachhaltigen Einfluß haben, der sich nicht von vorn herein bescheidet, daß er weit mehr von dem Instinkte des Ganzen lernen könne und müsse, als er, der Einzelne, mit dem größten Verstande zu lehren weiß. Und auch das gehört unter das Erste, was wir lernen müssen, wenn wir uns an öffentlichen Dingen betheiligen wollen: daß wir uns nicht auf eine beste Einsicht und auf ein bestes Ziel erpichen, wo es ein besseres zu erwirken gilt, und daß wir unsere behagliche Gemüthsruhe dahingeben, wenn die großen Verhältnisse des Vaterlandes dieses Opfer verlangen." Wir wollten uns eben zu einer nüchternen Widerlegung dieser Behauptungen anschicken und aus dem gewaltigen Nebel den kleinen Kern des neuen kirchlichen Kometen heraussuchen, als wir einige Seiten weiter lasen und zu unserem Erstaunen fanden, daß Herr Gervinus sich selbst widerlegt und die Geringfügigkeit der deutschkatholischen Erfolge, das Mißtrauen der deutschen Nation gegen diese neue Sekte selber eingesteht und um so wahrer bezeichnet, als er sich sehr über diese Theilnahmlosigkeit ärgert. Er entrüstet sich darüber, daß am Rhein, in Bayern, im schwäbischen Oberlande, kurz überall im Herzen des katholischen Deutschland keine Sympathien für die neue Sekte gefunden wurden. Er wirft S. 78 den Lauen ihre Unentschiedenheit und dem kleinen Häuflein Ronge's selbst die Verkehrtheiten vor, durch die es sich unpopulär macht (namentlich die Berechtigung der Weiber und Mädchen zum Debattiren und Votiren in Kirchenangelegenheiten und das unsinnige Verbot, deutsch-katholische Kinder in protestantische Schulen zu thun). Wir können nun mit dieser Berichtigung uns zufrieden geben, obwohl wir die Logik des Herrn Verfassers nicht ganz zu fassen vermögen. Wenn er auf der 18ten Seite sagt, die Bewegung sey so hinreißend, so überwältigend, so die ganze Nation ergreifend, daß sich der einzelne Geist demüthig vor diesem deutsch-katholischen Volksgeist beugen müsse, und gerade in dem Mangel bedeutender Führer liege das Großartige dieser rein volksthümlichen Bewegung. Wenn er auf der 57sten Seite sagt: „Diesen populären Charakter der Bewegung muß man, trotzdem daß er vielfach vulgar geworden ist, bewundern und nicht bespotten. Am wenigsten aber sollten die darüber spotten, die es mit den christlichen Dingen am ernsthaftesten meinen; denn sie ahmen das Werk der Heiden nach, die bei der ersten Ausbreitung des Christenthums auch die neue Aufklärung verhöhnten, weil sie von Handwerkern ausging, und zuerst unter die Knechte, die Weiber und Unmündigen getragen ward. Aber auch damals sollten es nicht Fürsten und Gelehrte, nicht Patricier und Sadducäer seyn, die der neuen Sache ihren Bestand und ihre Dauer sicherten." Wenn Herr Gervinus das Alles so sicher hinstellt und auf der 79sten Seite derselben Schrift doch wieder sagt, die ganze Bewegung müsse ins Stocken gerathen, wenn nur niedere Elemente in ihr walten und keine „Männer von wahrer Würde und Einsicht sich an die Spitze stellen," so widerspricht er sich ja geradezu. Der Widerspruch ist aber nicht bloß unlogisch, sondern auch unpolitisch, denn mit welchem Vertrauen sollen sich die auf der 79sten Seite angesprochenen aristokratischen Geister und Gewalthaber einem Prinzip zuwenden, von welchem aus sie auf der 18ten und 57sten Seite von vorn herein als überflüssig ab- und zur Demuth gewiesen werden?

Die Theilnahmlosigkeit der weit überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes in der deutsch-katholischen Angelegenheit hätte sich Herr Gervinus leicht erklären können, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, das von ihm so leicht hingenommene Dogma ein wenig zu prüfen. Dieses unglückliche Dogma ist es am Ende allein, was man nicht will. Es genügt weder Katholiken, noch Protestanten, es ist, wie man einmal vom aufgeklärten Judenthum sagte, das leere Blatt zwischen dem alten und neuen Testament, aber eben diese Leerheit ist nicht auf die deutsche Nation berechnet, deren horror vacui nicht zu ihren schlechtesten Eigenschaften gehört. Sey es nun, daß diese Menschen kein besseres Dogma machen können, oder daß dieses

Dogma keine besseren Menschen machen kann, der Erfolg ist immer der gleiche. Man kann auf dieses leere Dogma und die ganze Bewegung, die es veranlaßt, nur den Spruch des weisen Salomo anwenden: wer Wind säet, wird Sturm ernten. Vielleicht führt sie zu vorübergehenden Unordnungen, aber befruchten wird sie den Boden deutscher Nation mit nichts, weil der Same taub ist.

Herr Gervinus wirft es mit Bitterkeit der deutschen Nation vor, daß sie den großen Moment nicht verstehe, aus kleinlichem Privatinteresse, ängstlicher Rücksicht, Blödigkeit und so weiter sich der deutsch-katholischen Bewegung nicht anschließe, daß mancher zwar dafür rede und schreibe, aber nicht Glied der neuen Kirche werde und als solches seine Persönlichkeit zum Opfer bringe. Aber Herr Prof. Gervinus ist, so viel uns bekannt, auch noch nicht zur deutsch-katholischen Kirche übergetreten und hat das verlangte Opfer selbst noch nicht gebracht.

Die protestantische Kirche ist ihm, wie die Hegelianer sagen, etwas weltgeschichtlich längst Ueberwundenes. „Könnte sich Jemand heutzutage darüber täuschen, sich selber täuschen, oder andere täuschen wollen, daß dieser lutherische Glaube noch einmal unter den Vielen aufleben, oder ein anderer Religionsglaube in den ähnlichen Grenzen mit der gleichen Glaubenskraft gepaart seyn könnte? Das Eine und das Andere ist mit Luthers Jahrhundert dahin, und soll es jemals wiederkehren, so könnte es nur zu einer Zeit geschehen, wo alle Verhältnisse und Menschen dieser Tage vergangen wären, wo Gott diese germanische Welt und ihre Kultur in Scherben geschlagen und in dem Tiegel der Jahrhunderte und der Völkermischungen umgeschmolzen hätte. Aber so wie diese Zeiten nun beschaffen sind, wo zwischen uns und Luthers religiösem Zeitalter ein anderes Jahrhundert liegt, das die Freigeisterei auf den Thronen gesehen hat, das die Wissenschaft geboren und in alle Zweige des Lebens getragen, das in dem Buche der Natur eine neue, eine ewige, unwiderlegliche Offenbarung gelesen hat, die den Buchstaben der geschriebenen Offenbarung so vielfach vertilgte, wo der menschliche Geist zu einer kühnen Selbstachtung, ja Selbstvergötterung gekommen ist, wo die erschwerte Subsistenz des gemeinen Menschen beste Kräfte in Anspruch nimmt, und wo das Geistesvermögen des gebildeten Menschen geschäftig ist, auf philosophischem Wege in die Geheimnisse von Welt und Gottheit zu dringen, — in einer so beschaffenen Zeit ist eine ganz unüberschreitbare Kluft gelegt, die den Rückgang zu den Zuständen einer solchen Alleinherrschaft der religiösen Bedürfnisse und Weltansichten gänzlich versperrt. Es nützt nichts, sich über diesen Bestand der Dinge betrügen zu wollen, wie sehr er Vielen auch mißfallen möchte; so ist es, und es ist nicht durch Menschenkünste so geworden! Gewiß ich weiß jenen lutherischen Glauben, und jede andere aus wahrem innerm Drang geflossene Glaubensart in jedem Menschen zu achten und zu ehren; doch sehe ich in jedem Menschen dieser Art, je aufrichtiger und naiver er ist, überall einen Fremdling und einen Gast gleichsam aus anderer Zeit. — Die philosophische Orthodoxie unserer Tage, deren wissenschaftlichen Werth ich weit entfernt bin zu verkennen, kann den Glauben der alten Zeit, den Glauben eines Luther, den Glauben eines ungeirrten Volkes nicht nachheucheln wollen, und sie kann ihn noch weniger ersetzen. Von der gedankenlosen Orthodoxie aber der theologischen Handwerker, die hier und da noch für das Landvolk gut genug seyn müssen, will ich schweigen; sie ist längst selbst in dem untersten Volke überflügelt, wo es in Stadt oder Stadtnähe an dem geschäftigen Treiben der Welt nur ein wenig gerieben und geschliffen ist."

Das sind Behauptungen, die am allerwenigsten einem Historiker hätten entschlüpfen sollen. Denn der gewissenhafte Historiker mußte trotz des unter Friedrich II. verbreiteten Nationalismus, trotz des unter Friedrich Wilhelm III. verbreiteten Hegelthums und trotz der neuesten Lichtfreunde in der deutsch-protestantischen Welt noch einen festen Boden und Bestand der wenn auch noch so hart angefochtenen Kirche anerkennen. Herr Ullmann, der wie Herr Gervinus von demselben Heidelberg aus fast gleichzeitig eine Flugschrift in den kirchlichen Angelegenheiten ausgehen ließ, ist hierin der geschichtlichen Wahrheit treu geblieben und hat der Macht des evangelischen Geistes in der Theologie, wie in den Gemeinden Rechnung getragen.

Was Großes erwartet denn wohl Herr Gervinus von der neuen erst projektirten und mit den elendesten Mitteln versuchten Reformation, wenn er alle Resultate der großen, mit den tüchtigsten Mitteln begonnenen und durchgeführten Reformation des sechzehnten Jahrhunderts so leichtfertig abschätzt und aufgibt? Wir wollen ihn nicht fragen, wie er es als Protestant über sich vermocht hat, die eigene Partei so tief herabzusetzen. Wir nehmen ihn nur als unparteiischen Historiker in Anspruch und fragen ihn, ob die Lichtfreunde in Sachsen und Preußen, die hegelisirenden Privatdocenten und Journale, und die Radikalen in der Schweiz die unermeßliche kirchliche Mehrheit im protestantischen Deutschland, der Schweiz, dem Elsaß, Holland, Skandinavien, England und Nordamerika aufwiegen? und ob man, diese Bevölkerungen und ihre Kirchen und sittlichen Zustände im Auge, behaupten darf, das Lutherthum sey weltbistorisch überwunden und aus und vorbei? Nein, der lutherische Glaube wurzelt eben so tief in den Bevölkerungen des Nordens, wie der römische in denen des Südens, der, obwohl noch weit älter, doch eben so wenig „überwunden" ist. Wie kann eine philosophische Schulphrase von so augenfälliger Blasirtheit,

wie dieses sogenannte „Ueberwinden" einen Geschichtforscher aus dem Gleichgewicht bringen?

Unsere deutsch-protestantische Kirche hat Noth gelitten, aber nicht bis zur Verzweiflung an ihrem Bestande. Man erkennt die Ursachen ihrer Korruption, wenn man ihr Verhältniß zu den politischen Zuständen erwägt. Wo der reformirte und lutherische Glaube Hand in Hand ging mit politischer Freiheit, da ist er lebendig geblieben und in seiner ganzen Strenge aufrecht erhalten worden; nur wo ihm der Boden der politischen Freiheit fehlte, ist er der Korruption anheim gefallen. Die Geschichte lehrt, daß Indifferentismus und Atheismus, Materialismus, die Lust, das Fleisch zu emancipiren, die Verhöhnung des Christenthums, die eitle Selbstvergötterungsphilosophie rc. allezeit nur geistige Blähungen des Despotismus waren, daß dagegen freie Völker stets eine strenge Religiosität einhielten. Schon im klassischen Alterthum hörte die politische Freiheit mit dem Glauben auf und die, angeblich die Geister frei machende Philosophie war überall Vorläuferin und Begleiterin der Tyrannis. Dem widerspricht auch die neuere Geschichte nicht; denn nur unter dem Despotismus des französischen Hofes konnte Voltaire blühen, während das freie Holland, das freie England, das freie Nordamerika eben so orthodox als sittenstreng blieben. Auch unsern Hegel möchten wir eben so wenig für ein Produkt politisch freier Zustände, als für einen Begründer derselben halten. Er empfahl bekanntlich seine antichristliche Lehre dem Ministerium Altenstein, das sie so lange begünstigte, nur unter dem Aushängeschild autokratischer Sympathien. Das hätte dem historischen Scharfblick des Herrn Gervinus nicht entgehen sollen und er hätte demnach auch eine andere Ansicht von dem Verhältniß des kirchlichen Radikalismus zur politischen Freiheit fassen sollen.

Wenn irgend etwas im Stande ist, die patriotischen Hoffnungen für Deutschland zu vereiteln, so ist es dieser kirchliche Radikalismus, der das Volk schon deßwegen demoralisirt, weil er die Feigheit, die vor der Polizei zittert, prahlen lehrt gegen Gott. Solche Helden haben nie die Freiheit, Einheit und Größe von Nationen begründet. Demuth vor Gott stählte unsern Vätern die Waffen, als sie das herrschende Volk in Europa waren. Je frecher wir uns gegen Gott auflehnen, um so gewisser werden wir Europas Sklaven werden.

Herr Gervinus hat die Fülle des religiösen Lebens abgesponnen bis auf den dünnsten deistischen Faden, glaubt aber, dieser werde noch stark genug seyn, die ganze Last des Moralsystems zusammenzuhalten, das er der emancipationswüthigen Gegenwart aufbürdet. Er will, die Menschen sollen je weniger christlich, desto moralischer seyn. Aber diese Zumuthung ist dem radikalen Geschlecht, das durchaus nur Rechte haben will und jede Pflicht verleugnet, zu stark. Man kann die frivolen Kirchenstürmer unsrer Tage nicht im Allgemeinen unterstützen und ihnen im Besondern noch einen moralischen Zwang anthun wollen. Sie werden sich bald gegen jeden solchen Zwang auflehnen und Herr Gervinus wird bei den Leuten, die er so warm in Schutz nimmt, den gröbsten Undank erfahren. Er wird ihnen, weil er noch altmodisch genug ist, die Moral festhalten zu wollen, bald als ein Mann des Rückschritts erscheinen. Denn auf dieser Bahn ist jedes Hinderniß verhaßt. Der Berg wüthete gegen die Gironde sogar noch unbarmherziger, als gegen die Konstitutionellen. Robespierre selbst machte sich nur lächerlich und verdächtig, als er der Rotte, der er sich zum Anführer aufgedrängt, l'être suprême und la vertu empfahl. Man muß entweder mit solchen Leuten gar nicht wandeln, oder sich auch mit ihnen zugleich in den Abgrund der Gemeinheit stürzen. Geistesadel und Moralität läßt sich auf dieser Bahn nicht retten.

Die Mission der Deutsch-Katholiken, wie sie durch Ronge vertreten ist (denn den guten Willen der kleinen Czerski'schen Sekte lassen wir in Ehren), scheint uns von alledem, was ihr Herr Gervinus zutraut, das Gegentheil zu erzielen. Sie wird nicht zur Einheit Deutschlands hinführen. Sie wird, nachdem sie allerdings alles, was von Staub und Spreu auf den Straßen lag, aufgewühlt hat, nichts weiter ausrichten. Die Ronge'sche Lehre ist nur ein schwaches Abwasser protestantisch-rationalistischer Seichtigkeit, seine Partei ein verhältnißmäßig unbedeutendes Anhängsel der weit mächtigeren protestantischen Lichtfreunde. Sie wird an der bevorstehenden Krise des „Lichts" Theil nehmen, aber in diesem Kampfe zwischen rein zerstörenden und rein konservativen Kräften wird nichts Neues gebaut werden, was irgend den patriotischen Hoffnungen des Herrn Gervinus entspräche. — Eine neue Kirche, die alle Deutschen umfassen soll, kann nicht auf die Negation gebaut werden und bedarf eines andern Baumeisters, als Ronge. Die Kraft dazu kann nur aus der Tiefe des Glaubens, aus der Beibehaltung alles vorhandenen Guten, aus der gründlichen Kenntniß und Achtung des deutschen Nationalcharakters, aus der Fülle des deutschen Gemüths und aus dem Reichthum des deutschen Geistes geschöpft werden. Die Zeit, in der sich einmal die Deutschen nach einer kirchlichen Vereinigung auf diesem Grunde sehnen werden, liegt wahrscheinlich noch sehr fern. Sie könnte auch nur die Folge einer schon vorhandenen politischen Einigung seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 119.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 21. November 1845.

Reise.

Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841 — 1843. Deutsch von K. v. K. Erste Abtheilung. Mit einer Karte. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

In der Vorrede des deutschen Bearbeiters wird eine sehr vollständige Uebersicht über alle früheren Reisen nach Südabyssinien gegeben, woraus wir ersehen, daß die Deutschen in nicht geringem Maaße an dem Verdienst, jene Gegenden erforscht zu haben, Antheil nehmen. Um wie viel es auch den Engländern und Franzosen leichter ist, zu reisen und Entdeckungen zu machen, weil sie von einer großen Seemacht, von den eigenen Regierungen oder reichen Gesellschaften unterstützt sind, so muß man doch den Deutschen nachrühmen, daß sie trotz ihrer äußerst geringen Mittel mit jenen in Entdeckungen gewetteifert und in Bezug auf wissenschaftliche Resultate verhältnißmäßig mehr geleistet haben.

Die Deutschen, die schon vor Harris nach Schoa (Südabyssinien) kamen, waren die Missionäre Krapf aus Württemberg und Isenberg aus Preußen, der leider früh verstorbene Offizier Kielmayer aus Württemberg und der allbekannte Botaniker und Dichter Dr. Schimper, der noch in Abyssinien lebt. Außer diesen sind auch schon mehrere Engländer und Franzosen nach Südabyssinien gekommen. Harris wurde von der ostindischen Kompagnie mit einem zahlreichen Gefolge und reichen Geschenken für den südabyssinischen (christlichen) Kaiser abgesandt, in der Hoffnung, eine Handelsverbindung auf dem Flusse Hawesch einzuleiten. Dieser Fluß strömt aus dem Reiche Schoa in den Meerbusen von Aden, wenig südwärts vom rothen Meere und gerade gegenüber der Stadt Aden, welche die Engländer zu ihrem Stützpunkt und Emporium der Südküste von Arabien gemacht haben. Nichts scheint also einfacher, als daß vermittelst des Flusses Hawesch die Engländer in Aden Waaren aller Art von und nach Schoa bringen können. Allein wenn auch die Natur einen bequemen Weg geöffnet zu haben scheint, so verschließen ihn die Menschen. Harris sollte sehen, was mit diesen Menschen anzufangen und ob es nicht möglich sey, mit dem doch verhältnißmäßig schon civilisirten und christlichen Reiche Schoa eine Verbindung anzuknüpfen, die es möglich machen könnte, den bisher von den Muhamedanern ausschließlich in jenen Gegenden getriebenen Sklavenhandel auszurotten und an dessen Stelle einen Waarenhandel zu setzen, der den wahren Interessen Afrikas und Indiens wie Europas entspräche.

Das Resultat der großartig ausgestatteten Gesandtschaft liegt nun hier vor, und ist freilich noch sehr unbefriedigend. Doch kennt man nun alle Schwierigkeiten, die dem Handelsinteresse entgegenstehen, und das ist für ein so mächtiges Volk, wie die Engländer, genug, um auch schon die künftige Beseitigung einzuleiten. Sie werden nicht versäumen, von Aden aus ferner gegen Abyssinien zu operiren, wenn es auch langsam geht. Die Abyssinier selbst und die höchst verderbten Araberstämme am Hawesch erkannten mit sehr richtigem Instinkt, was eine so große englische Gesandtschaft in ihrem Lande zu bedeuten habe. Sie fabelten sogleich von einer ungeheuren Kriegsflotte, auf der die große Königin (Victoria) unmittelbar der Gesandtschaft nachfolge und das Land erobern werde. In dieser lächerlich scheinenden Furcht liegt eine ganz richtige Voraussicht der Zukunft. Was freilich jetzt noch nicht nahe bevorsteht, wird sich einst wirklich ereignen. Sobald die Verbindung zwischen Europa und Indien durchs rothe Meer erst ihre Früchte trägt, kann es nicht fehlen, daß ein großer Handelsweg aus Afrika in diese Bahn eingelenkt wird. Südabyssinien aber und der Fluß Hawesch sind hierbei von der Natur selbst vorgezeichnet.

Freilich bedürfte es nichts Geringeres, als eine Kolonisation in der Weise, wie die alten Phöniker

kolonisirten und wie es die Engländer jetzt thun, nämlich einer Befestigung und Besetzung der Hauptpunkte an der Küste und am Flusse. Denn man hat es mit dem wildesten und verdorbensten Räubervolke zu thun. Es stellen sich hier den Engländern beinah die nämlichen Schwierigkeiten entgegen, wie am Indus und in Afghanistan. Der Weg zu den ergiebigen Provinzen ist lang, zum großen Theil wüst und von unzähmbaren Barbaren bewacht.

Herr Harris landete von Aden aus zu Jadjura an der Mündung des Hawesch, wo er sogleich einen Vorschmack von den Annehmlichkeiten bekam, die ihn seitdem auf seiner ganzen Reise verfolgt haben. Der Araberhäuptling, der hier unter dem Namen eines Sultans ein kleines Gebirge beherrscht, wagte zwar nicht, ihn zurückzuweisen, bereitete ihm aber durch Tücke, Betrug, Unverschämtheiten aller Art unsäglichen Aerger und hielt ihn lange auf. Auch das ganze Volk begnügte sich, den Reisenden durch freche Betteleien, Diebereien und unsaubere Besuche lästig zu fallen. Und so ging es auf der ganzen Reise fort. Der Weg führte durch ein zerrissenes vulkanisches Gebirge zu dem Salzsee Assal, wo weit und breit kein Baum Schatten, kein Quell Wasser bot, und wo die Gesandtschaft noch immerwährend mit dem bösen Willen der Eingeborenen zu kämpfen hatte. Mehrere Personen des Gefolges wurden ermordet, vieles gestohlen. Tag und Nacht mußte die schärfste Wache gehalten werden. Das Hauptvolk, das hier herrscht, sind die arabischen Dankali, die aber keine Spur von edlem nordarabischen Ritterthum zeigen, sondern nicht besser als eigentliche Wilde sind. „Der Dankali, der seines Feindes Meister geworden ist, verziert sein Kranium mit einem vollkommenen Talgguß, thut ein mit Affenschwänzen dreimal so arg als der höchste Basse im Türkenreiche geschmücktes Leopardenfell über, und putzt sich mit Federn in all der bunten Wahl der Einbildungskraft des Naturmenschen heraus, während das Ohrläppchen zur Aufnahme von zinnernen Ringen, welche die Zahl seiner errungenen Siege anzeigen, durchbohrt wird." Harris sah, wie einer dieser Wilden einem geschlachteten Bock das warme Blut in vollen Zügen aussog. „Auch von den Gliedern der Karawane wurde man während des schwülen Tages, wo ein ungestörtes Alleinseyn so wünschenswerth und wohlthuend war, nicht viel allein und unbelästigt gelassen. Hier, wie auf dem ganzen Marsche, drängten sich widerwärtige Kameeltreiber ohne irgend eine Rücksicht auf Tageszeit oder Stunde Einem auf, setzten sich auf die Stühle, legten sich in Gruppen zum Schlafe auf den Betten oder Tischen zurecht, stocherten sich die Ohren und Zähne mit den Schreibfedern aus oder schnitten sich mit den Federmessern ihre garstigen Klauen, während sie unbarmherzig hinspieen wo es ihnen beliebte. Einen Franken mit dem vollen Eifer einer blinden Glaubenswuth hassend und verachtend, bestanden sie doch bei jedem ungebetenen Kommen mit der allerpünktlichsten Beachtung Dankalischer Umgangssitte auf dem „Handgeben" und verschlangen den Zwieback und schluckten den Kaffee der „Christenhunde" mit ganz unbedenklicher Schnelligkeit."

Ein anderer Stamm, der Mudaito, hat sich durch innere Zwietracht geschwächt. Der Verfasser theilt die Geschichte dieser Kämpfe mit. Sein Weg führt ihn mehrmals bei feindlichen Horden vorbei, die nur aus Furcht vor den englischen Soldaten, die den Zug begleiteten, nicht angriffen. Er hatte einen kürzeren Weg auf der Sehne des Hawesch gewählt, der ihn aber nur durch Wüsten führte, auf denen vulkanische Gebilde zerstreut liegen. Erst als er den Fluß wieder erreichte, kam er zu schönerer Vegetation und betrat jenseits desselben das hügelige Hochland von Abyssinien. Hier nimmt er Abschied von den sämmtlichen arabischen Stämmen, die er durchwanderte. Er umfaßt sie mit dem Gesammtnamen der Adaiel oder Danakil. Sie selbst aber nennen sich Afer. „Seit undenklicher Zeit ist jeder Einzelne sein eigener König gewesen. Jede plünderfertige Gemeinde trägt den Stempel wilder Unabhängigkeit, und der freie Geist des Ganzen tritt in dem durchgängig vorherrschenden Raub-, Hader- und Mordwesen sattsam zu Tage. Weithin nach allen Seiten erstreckt sich die Wüste, bestreut mit schwarzen Blöcken durchhitzter Lava und eingehüllt in einen glühenden Luftkreis. In diesem Lande der Treulosigkeit und der rachsüchtig wilden Grausamkeit morden die Eigner des nackten Landes jeden Fremdling, der eindringen möchte, und die gemeinsamen Wohlthaten des Wassers sind ein Gegenstand ewigen Streits. Ihre Wonne ist — schmutzig und müßig seyn. Sie tragen dasselbe Stück Zeug, ohne sich zu waschen, bis es ihnen geradezu vom Rücken fällt; und rechtschaffene Arbeit, ob des Landbaues oder des Handwerkes, verabscheuend, verbringen sie den Tag im Halbschlaf oder im Genuß eines ruhigen Sitzes vor dem Dörfchen, wo die Lästergeschichten der Gemeinde klein gegeben werden. In der Sonne sich sömmernd oder ihr Kraushaar mit der Spitze der Holznadel ordnend, stopfen sie sich hier unendliche Gaben Schnupftabak in die Nüstern und mummeln große Wikkeln Rauchtabak und Asche, welche, zwischen die Oberlippe und die weißen Zähne gesteckt, das entstellende Ansehen einer Balggeschwulst geben und, wenn für eine Weile herausgenommen, jedesmal hinter dem linken Ohre untergebracht werden. Kein Menschenstamm auf der Welt stinkt ekelhafter; während sie aber den Dunstkreis mit ihrem ranzigen Talg und faulichten Thiergedärmen verpesten, lassen sie sich nie herbei zu einem Christen heranzutreten, ohne sich die eigenen Nasen zuzuhalten.

Unter den Danakil finden sich Muster der tückischsten, garstigsten und scheußlichst-aussehenden Wilden auf dem Erdenrunde, die Züge der meisten aber haben eine arabische Bildung, welche die Volkssage von ihrer Abstammung unterstützt, und ungeachtet des Einflusses, den ungezügelte Leidenschaften auf die Gesichtszüge ausüben, haben doch viele einen angenehmen, ja mitunter geistigen Ausdruck." Dagegen ist nicht arabisch, sondern altäthiopisch ihre Kopftracht, die auffallend an die ägyptischen Wandbilder erinnert, indem „das rauhe lange Kopfhaar, mit Schmiere und Hammelsfett von Kindheit auf getränkt und lebenslang dem heißesten Sonnenbrande ausgesetzt, sich zu einem dicken, lockigen, einer Stutzperücke ähnlichen Vorstwisch aufkräuselt, der hinten in einem Strich zwischen den Ohren abgeschoren wird und den ersten großen Stolz des Besitzers ausmacht." Als Beweis ihrer Korruption führt der Verfasser besonders an: „Man kann es als einen festen Erfahrungssatz annehmen, daß kein Beduine wahr spricht, selbst wenn es ihm einen augenfälligen Vortheil brächte. Er ist nicht bloß ein Lügner durch die Macht eingewurzelter Gewohnheit und des Beispiels, sondern auch aus Grundsatz." Damit hängt denn auch die allgemeine Neigung zu Betrug, Diebstahl, Verrath und Mord zusammen. Die Natur, scheint es, wollte aus diesen Menschen etwas besseres machen, sie scheinen zu gut, um gemeine Wilde zu seyn; da sie es aber doch seyn wollten, schlug das thierische Element, zu dem sie sich erniedrigten, in ein dämonisches über. Denn dem Menschen kann es nicht gelingen, sich die Naivetät und Unschuld des Thiers anzueignen. Anstatt Thier zu werden, wird er Teufel. Ein beschämendes Beispiel für die modernen Propheten des absoluten Egoismus, der Freiheit und Gleichheit und der Emancipation des Fleisches.

Allein in welche Ruchlosigkeit bis zum Dämonismus jene entarteten Muhamedaner versunken sind, so geben ihnen doch die christlichen Abyssinier wenig nach. Staunend sah Harris, daß es keine Fabel sey, was der frühere Reisende Bruce schon längst gesehen, was man ihm aber nicht geglaubt hatte, daß es nämlich allgemeine Sitte der Abyssinier ist, das Fleisch aus den noch lebenden Ochsen zu schneiden und roh zu verschlingen. Die Thiere, die man seinem Gefolge Preis gab, und die später von dem abyssinischen Heere, das er begleitete, verzehrt wurden, starben alle auf diese Weise. Ja Se. abyssinische Majestät selbst geruhten die Fische roh mit Pfeffer zu essen. Auch treiben diese Christen so gut Sklavenhandel wie die Muhamedaner, und stehen nur an Energie, nicht aber an Immoralität hinter ihnen zurück. Daher die Araber sowohl heidnische Neger als abyssinische Christen als Sklaven ausführen, die Abyssinier aber keine muhamedanischen Sklaven haben, sondern nur Neger.

Lange mußte Harris in der abyssinischen Grenz- und Marktstadt Alio Amba verweilen, wo ihm der Reichserbkerkermeister Schwierigkeiten aller Art bereitete, bis der Reichserbdiebfänger ihn ablöste und dem Reisenden weiter half. Die Betteleien, Diebereien, Plackereien aller Art blieben sich aber auch hier gleich. Ja noch unter den Augen der Majestät selbst wurde gebettelt und gestohlen. Zu Mackal-Waus empfing der Kaiser oder König von Schoa, Sahela Selassi, die Gesandtschaft so ehrenvoll, als es unter solchen Barbaren möglich war, und ersetzte ihnen viel Ungemach, das ihnen das Gedränge auch hier noch machte, durch seine persönliche Güte. Die kostbaren Geschenke der Engländer, Kanonen, Flinten. Teppiche, Shawls, Uhren rc. imponirten ihm und dem ganzen Volke aufs höchste. — Nachher wurde die Gesandtschaft nach Ankober, der eigentlichen Hauptstadt von Schoa gewiesen, einem elenden Orte, wo sie höchst unbequeme Tage zubrachte. Die ganze aus Indien und Aden mitgenommene Dienerschaft lief hier den Engländern davon, wurde aber großentheils auf dem Heimwege, wie zu erwarten war, ermordet.

Die christliche Geistlichkeit des Landes, anstatt den gleichfalls christlichen Engländern mit Vertrauen entgegenzukommen, lag dem König beständig in Ohren, die Engländer seyen ruchlose Ketzer und wollten nichts, als die Eroberung des Landes vorbereiten. Nur durch Bestechung eines Pfaffen konnten sie in eine Kirche gelangen wo sie den Altar mit einigen englischen Kupferstichen (englische Pferderennen darstellend) geschmückt fanden. Inzwischen behielt sie der König in großen Gnaden, und gab ihnen nicht nur das Schauspiel einer großen Heeresmusterung, sondern ließ sie auch an einem Raubzuge Theil nehmen, den er ins Land der Gallaneger unternahm, um sie wegen Nichtzahlung des Tributs zu bestrafen. Der Heereszug wird sehr lebendig geschildert. „Durch die unaufhörliche Handhabung seines Stabes mußte der Oberststallmeister mit dem Beistand der Schildträger die gehörige Entfernung zwischen dem Heere und der königlichen Person zu bewahren, sonst aber herrschte überall Verwirrung. Da und dort wurden Soldaten ohne Ordnung oder Zurechtstellung wie ein Knäuel zusammengeworfen, und da jeder Reiter seine Stelle in der Abtheilung, zu der er gehörte, nach Belieben sich aussuchte, so unterhielten sich ihrer viele damit, den Häslein nach dem Leben zu trachten, die mitten durch das Kriegsheer hin ausrissen und — o Wunder! — gar nicht selten mit heiler Haut unter dem Irrgewind zahlloser Hufe durchschossen. In der ersten Zeit des Marsches verkündeten friedlich auf den Weiden um die verschiedenen Dörfchen her grasende Rinderheerden eine unterjochte Horde; auch kamen von Zeit zu Zeit Familienstämme zinsbarer Galla, jeder von seinem mit irgend einem

früher vom König zum Geschenk erhaltenen abenteuerlichen Kleidungsstück behängten Häuptling angeführt, Sr. Majestät entgegen, um eine Herrlichkeitsabgabe entweder in Rossen oder in Kühen darzubringen, wobei die ganze schmierige Rotte in ehrerbietiger Entfernung seitwärts vom Heerzug abstieg, dem König auf den Weg rannte und mit entblößter Brust wie aufs Kommando sich demüthigst zur Erde warf. Indessen wurde den Erntefluren wenig Achtung und Schonung gezeigt, denn ein Feld reifender Kornfrucht ums andere wurden zusammengestampft troß den jammernden Vorstellungen der trostlosen Ackerbauer, die mit schweren Steinen auf dem Kopfe sich dem König unter lauten und wiederholten Anrufungen zu Füßen warfen." Endlich überschritt man ein Gebirge und kam in das friedliche Land der schuldigen Stämme. „Eine Reihenfolge reich bebauter Ebenen, betüpfelt mit weißen kegelförmigen, gruppenweise zusammenstehenden und zum Theil von hochragenden Wachholderbäumen umgebenen Häuschen streckte sich vom Fuß des Höhenzugs fernab — das wahre Bild des Friedens und der Fülle. Gebettet zwischen den einzelstehenden Spitzbergen Jerrurs, Segala's und des weitberühmten Entotto, und dicht bevölkert von den Ikka- und Finfinna-Galla, auf deren Häupter der verderbenschwangere Wetterstrahl zunächst niederfallen sollte, lag die weite Germama-Fläche, und mitten in ihr glänzten zwei spiegelglatte Seen die Strahlen der Morgensonne über meilenlang gedehnte üppige, nahezu der Sichel entgegengereifte Anbaufluren her zurück. Weit drüben durch den Ferndust aber zeigte sich nur halbdeutlich die lange dunkelbewaldete Linie des Hawesch, der seine trüben Fluthen den Ebenen der Adaiel zuwälzte, und in der alleräußersten Ferne schlossen, die geheimnißvollen Regionen Gurague's beiäumend, die hohen blauen Ketten der Arusi- und Ittu-Galla-Berge die schier endlose Aussicht. — Die unversehens überfallenen unglücklichen Einwohner hatten kaum noch Zeit, ihrer Habe den Rücken zu wenden und um ihr Leben nach der natürlichen Bergveste Entotto's sich zu flüchten, das seine schutzbietende Gestalt wenige Meilen entfernt emporhob. Die Lanze des Kriegsknechts durchsuchte jeden Busch nach Feindeswild. Weiber und Mädchen wurden aus ihrem Versteck gerissen, hoffnungsloser Sklaverei entgegen! Bejahrte Männer und junge ohne Unterschied wurden auf den Feldern und in den Wäldchen erschlagen und verstümmelt; Groß- und Kleinviehheerden wurden frohlockend fortgetrieben, und Haus um Haus ausgeplündert und den Flammen übergeben. Jeder grimmer Amhara-Krieger wetteiferte mit seinen Waffengenossen im Werk der verwüstenden und vertilgenden Vergeltung unter den verabscheuten Galla. Ganze Gruppen und Familien wurden in den ummauerten Hofräumen, die mit den Leibern der Erschlagenen sich besäeten, umzingelt und gesperrt. Arme Wichte, die sich auf die freie Ebene hinausretten wollten, wurden wie wildes Gethier gehetzt, und drei-, vierjährige Kinder, die man auf die Bäume in der Hoffnung, sie möchten dort unbemerkt bleiben, gesetzt hatte, wurden von der unerbittlichen Mordwuth nicht verschont und ohn' Erbarmen in den Zweigen weggeschossen 2c." So ging es nun Tagelang fort; man fand nirgends Widerstand und ergötzte sich nur, die zu morden oder gefangen fortzuschleppen, die zu Fuß der Reiterei nicht entfliehen konnten. Das Land war mit Todten bedeckt. Die Gefangenen aber wurden auf dringende Fürbitte der Gesandtschaft und des Missionär Krapf vom König großmüthig wieder freigelassen.

So weit die erste Abtheilung dieses reichhaltigen Werkes, der eine gute Karte von Abyssinien beiliegt.

Roman.

Eine Lebensfrage. Roman von der Verfasserin der Clementine von Jenny. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1845.

Die Lebensfrage ist: ob Ehescheidung sittlich sey oder nicht? Die Verfasserin entscheidet die Frage dahin, daß die Scheidung unsittlich sey, wenn sie leichtsinnig, aus gemeinem Interesse, aus Sinnlichkeit 2c. erfolge, sittlich dagegen, wenn sie zwei Wesen trenne, die einmal nicht für einander geboren seyen, die nur durch Mißverstand, elterlichen Zwang 2c. zusammengeführt worden seyen, und die, anstatt sich wechselseitig unglücklich zu machen und an einander zu erbittern und zu verschlechtern, getrennt und jedes für sich nicht nur glücklicher, sondern auch edler und besser seyn würden. Ein solches Paar nun, was sich aus guten Gründen trennt, stellt die Verfasserin dem Paare in Goethe's Wahlverwandtschaften gegenüber, welches sich aus solcher Delikatesse nicht trennt und dadurch ins Unglück stürzt. — Man muß zugeben, daß sich manche Paare besser befinden, wenn sie leichtsinnig geschlossene Ehen eben so leicht wieder auflösen; allein daß die Ehe dabei gemißbraucht werde, läßt sich nicht leugnen, und solchem Spiele mit dem Heiligen läßt sich nie eine sittliche Seite abgewinnen. Die Verfasserin hätte sich daher begnügen sollen, der Natur ein poetisches Recht zu vindiciren, ohne die Sache auch als moralisch darzustellen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 120.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 24. November 1845.

Dramatische Dichtkunst.

1) Euripides. Von J. J. C. Donner. Zweiter Band. Heidelberg, C. F. Winter, 1845.

Mit Bezugnahme auf unsere früheren Anzeigen des Sophokles in Nr. 55 unserer Blätter von 1839 und der ersten Stücke des Euripides in Nr. 80 von 1843 wollen wir nur kurz wiederholen, daß es Herrn Donner glücklicher als je einem früheren Ueberseßer gelungen ist, die griechischen Tragiker bei vollkommener Treue zugleich deutlich, schön und wohllautend zu übersetzen, indem vor ihm fast immer entweder die Treue den Wohlklang oder dieser jener aufgeopfert wurde. Es gereicht daher auch Herrn Donner zur besondern Genugthuung, daß die sophokleischen Stücke, die neuerdings zum erstenmal über die deutsche Bühne gegangen sind, nach seiner Uebersetzung aufgeführt wurden.

Was Euripides betrifft, so haben wir bei der Beurtheilung des ersten Bandes bereits bemerkt, daß dieser Dichter eine Zeitlang unterschätzt worden ist und viel mehr Schönheiten enthält, als man ihm hat zugestehen wollen. In dem vorliegenden zweiten Bande sind seine berühmten beide Stücke Iphigenia in Aulis und Iphigenia in Tauri enthalten, ferner die Bacchen, der Kyklop, Helena und Andromache. Um solchen Lesern, die in das Original noch nicht eingeweiht sind, einen Begriff von der lebendigen Darstellung des Dichters und zugleich eine Probe von der Uebersetzung zu geben, wählen wir die malerische Beschreibung der rasenden Bacchantinnen aus der dritten Tragödie aus;

Sie rafften sich aus tiefem Schlafe flugs empor,
Und sprangen auf, (ein Wunderanblick edler Schen)
Mannbare Mägdlein, junge wie bejahrte Fraun.
Und auf die Schultern streuen sie die Locken erst,
Und gürten, wo der Bande Knoten sich gelöst,
Die Haut des Hirsches, und das bunte Fell umschlingt
Die Natter, die vertraulich ihre Wang' umleckt.
Noch andre trugen wilder Wölfe Brut im Arm
Und Rehe; diesen spenden sie die weiße Milch
Aus vollen Brüsten, kaumgebornen Säuglingen
Sich spröd' entziehend. Epheu kränzt der Frauen Stirn,
Und Eichenzweig' und blüthenreiches Bohnenlaub.
Und Eine nahm den Thyrsos, schlug und traf den Fels,
Daß hellen Thaues feuchter Born dem Stein entsprang.
Die Andre stieß in grünes Erdenland den Stab,
Und einen Weinquell sendet' hier der Gott herauf.
Doch, die verlangten nach dem Trank schneeweißer Milch,
Sie theilten mit der Fingerspitze nur den Grund,
Und hatten Milch in Fülle; süßer Honig troff
In Strömen aus des Thyrsos epheugrünem Stab.

Ein Hirt erzählt, wie der Schwarm rasender Weiber sich gegen ihn und seine Gefährten gewandt habe, wie sie geflohen seyen und wie die Weiber in den Heerden geraubt hätten:

Wir aber flohn von dannen, und entgingen so
Der Wuth der Bacchen. Diese warfen ohne Stahl
Sich auf die Färsen, die das Gras abweideten;
Und ihrer Eine sahen wir ein brüllendes
Stierkalb, ein fettes, fassen mit des Arms Gewalt;
Andere zerfleischten Kühe, schaarenweis' erhascht;
Und Schenkel sahn wir, sahn den zweigespaltnen Huf
Empor und nieder werfen, und von Ast und Zweig
Der Tannen troff zerrissner Glieder Blut herab.
Die Stiere, die voll Uebermuthes kaum zuvor
In's Horn gewüthet, wurden auf den Grund gestreckt,
Von tausend Jungfraunhänden überwältiget ꝛc.

In den Kyklopen ist die aus der Odyssee bekannte Geschichte vom Polyphem dramatisch behandelt. Odysseus und seine Gefährten sind in der Höhle des Kyklopen gefangen; er verführt denselben aber zum Weintrinken, um nachher den Trunkenen zu blenden und zu entfliehen. Indem Odysseus ihm einschenkt, singen seine Gefährten ein äußerst fröhliches Weinlied, und der schon taumelnde

Kyklop singt ihnen läppisch nach; eine vortrefflich gehaltene Scene:

Chor.

O Beglückter, der mit Jubeln,
An dem holden Quell der Trauben,
Zu dem Festgelag sich ausstreckt,
Den Geliebten froh im Arm hält,
Und im Lager hält die Traute,
Die Geliebt' am blonden Haupthaar,
Und von Oel duftend die Locken,
An der Thür' harrt und hineinruft: „Wer macht auf?"

Der Kyklop.

Lalalah! Ich bin von Wein voll,
Und genoß des schönsten Mahles,
Bin befrachtet, gleich dem Lastschiff,
Bis hinauf zum Bauchverdecke.
Mich verlockt der Wiese Prangen
In des Lenzes Grün zum Schmause,
Zu der Sippschaft der Kyklopen.
O so gib, Fremdling, den Schlauch her, schenke mir ein!

Dann das Gespräch des Trunknen mit Odysseus:

Der Kyklop.

Der Bacchios — für welche Gottheit hält man ihn?

Odysseus.

Der Freuden größte spendet er den Sterblichen.

Der Kyklop.

Ach ja! So lieblich kommt er mir den Schlund herauf.

Odysseus.

Ein solcher Gott ist's; keinem Menschen thut er weh.

Der Kyklop.

Wie mag der Gott denn gern' in einem Schlauche seyn?

Odysseus.

Du magst ihn hinthun, wo du willst, da wohnt er gern.

Ein Silen stiehlt hinter dem Rücken des trunknen Kyklopen aus seinem Becher.

Der Kyklop.

Du, was beginnst du? Heimlich trinkst du den Wein mir aus.

Seilenos.

Nein; weil ich freundlich blickte, hat er mich geküßt.

Der Kyklop.

Daß dich —! Den Wein wohl küßtest du, nicht dieser dich.

Seilenos.

Bei Zeus, er sagt, er liebe mich, ich sey so schön.

Hier hat man ein deutliches Beispiel von der Scherzweise der antiken Bühne.

2) Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von Hieronymus Müller. Zweiter Band. Leipzig, Brockhaus, 1844.

Aristophanes ist in neuerer Zeit mehrfach übersetzt worden. Die vorliegende Uebertragung ist klar, liest sich gut und hat das Bequeme, daß gleich unter dem Text auf jeder Seite die nöthigen Anmerkungen angebracht sind, ohne welche der Laie den Text nicht wohl verstehen kann. Um nun eine Probe von der wohlklingenden Uebersetzung zu geben, stehe hier der Anfang des berühmten Chors aus den Vögeln. Die Vögel besingen ihren Ursprung, indem sie sich für Kinder des Eros und für die Erstgebornen der Schöpfung halten:

Wohlan denn, o Du dumpflebend Geschlecht, den hinfälligen Blättern vergleichbar,
Ohnmächtige Menschlein, Gebild aus Thon, Ihr eitelen Schattengestalten,
Unbeschwingt', eintägig', erbärmliches Volk, wie des Traumes Erscheinungen nichtig,
O leiht Euer Ohr uns Unsterblichen jetzt, denen ewige Dauer zu Theil ward,
Uns Bewohnern der Luft, den nie Alternden, die auf nimmer Vergängliches sinnen,
Damit Ihr von uns unterrichtet genau über jegliche Himmelserscheinung,
Und der Vögel Natur und der Götter Entstehn und der Flüsse, des Dunkels und Chaos
Eines Bessern belehrt, ein „Hebe Dich weg" jenem Faseler Prodikos zuruft.
Nacht herrschte zuerst und des Erebos Graun, Chaos und des Tartaros Abgrund;
Nicht Gäa bestand, noch Himmel und Luft; in des Erebos ewigen Schlünden,
Da leget zuerst dunkelbeschwinget die Nacht ein Ei, von den Winden befruchtet,
Ihm entkroch in umrollender Zeiten Verlauf Eros, der Erreger der Sehnsucht,
Deß Rücken ein Paar Goldfittige schmückt, wildstürmisch, wie Wirbel der Windsbraut,
Dieser, Chaos, dem nächt'gen, beschwingten gepaart, in des Tartaros gähnender Tiefe,
Heckt' unser, der Vögel, Geschlecht so aus und führet' herauf an das Licht es.
Der Olympier Geschlecht, nicht bestand es zuvor, eh' in Lieb' Er Alles vereinte.
Als er nun mit den Einen die Andern gepaart, da entstand so Himmel als Meeresflut,
Und die Erd' und der seligen Götter Geschlecht, das unsterbliche und sonach sind wir

Weit älter als andere Selige; daß wir aber dem Eros entstammen,

Thut vielerlei kund; denn wir fliegen gleich ihm, sind auch den Verliebten behülflich ꝛc.

Mit den bäurischen Dialekten in der Lysistrata können wir uns hier so wenig befreunden, als bei Voß. Das Verhältniß des dorischen Dialekts zum attischen und der lakonischen Vulgärsprache zur Schriftsprache der gebildeten Athener ist doch dem des Plattdeutschen zum Hochdeutschen nicht gleich, obgleich wir zugeben, daß es besser ist, einen bestimmten Dialekt zu wählen, als ein willkürliches in der Natur nirgends gültiges Kauderwelsch.

3) La comédie des nuées d'Aristophane. Par Ch. A. Beving. Bruxelles, Decq, 1844.

Keine Uebersetzung, sondern eine Abhandlung und zwar eine sehr interessante, über die berühmte aristophanische Komödie, „die Wolken", in denen der Dichter bekanntlich seinen Spott über Sokrates und die Anmaßungen der Philosophie ausgießt. Herr Beving sucht nachzuweisen, daß Aristophanes ganz Recht hatte, die sokratische Philosophie zu bekämpfen, weil diese Philosophie, was man auch zu ihrem Ruhme vorbringt, doch im Grunde nur den Vornehmen geschmeichelt und gedient, die Oligarchie und Tyrannei befördert und dagegen das Volk herabgesetzt, der Demokratie geschadet habe. Namentlich die Schüler des Sokrates, Plato und Xenophon, hätten den Untergang der hellenischen Freiheit vorbereiten und die Throne der neuen Despoten bauen helfen.

Indeß konnte Aristophanes auch von einem allgemeinen Gefühl geleitet seyn, das jeden praktischen Menschen und guten Dichter nothwendig gegen die Philosophie einnimmt, die es versucht, das unendliche Leben der Welt in ein Schema zu bringen und auf einem Prokrustesbette auszustrecken. Die philosophische Konsequenzmacherei ist etwas dem wahren Dichter rein unausstehliches.

4) Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca. Aus dem Spanischen übersetzt von Adolf Martin. Erster bis dritter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1844.

In Calderons Dichtungen glüht die dreifache Flamme der Andacht, des Patriotismus und der südlichen Phantasie. Er ist der echte Spanier, in dessen Dichtungen alle Gefühle und alle Thaten der stolzen glühenden Nation sich widerspiegeln. Mit zarten siegtrunknen Blicken schwingt hier die schöne Romantia, die goldne Krone in rabenschwarz wallenden Haaren und Schwert und Hüfthorn zur Seite auf dem weißen Zelter dahinjagend das Banner jener adeligen Poesie, zu welcher sich unsere moderne Poesie noch vielfach unnobel verhält, gerade je mehr sie sich spreizt.

Außer den historischen Stücken und anmuthigen Mährchen, in die Calderon in der Regel einen tiefen Sinn zu legen wußte, und außer den trefflichen Intriguenstücken, in denen Amor mit den schärfsten Waffen spanischer Ehre so gut spielt, wie ehemals mit den Waffen des Mars, außer diesen vorzugsweise berühmten und in Deutschland bekannten Stücken hat Calderon auch eine gute Anzahl von Autos Sakramentales (geistliche Dramen, meist allegorischen Inhalts) geschrieben, die er selbst für seine besten Werke hielt und die, so wenige wir davon kennen, in der That vortrefflich sind, also wohl auch eine Uebersetzung verdienten.

In den hier übersetzten Stücken herrscht die mährchenhafte Behandlung des Antiken und des Chevaleresken vor. Das erste Stück ist das Lustspiel „des Armen Wesen ist Anschläge." Ein armer Ritter, Don Diego, versucht sein Glück bei den Damen und macht, um es gewiß nicht zu verfehlen, zweien zugleich die Cour, der einen um des Geldes, der andern um der Schönheit willen. Er wird ertappt und stellt sich tapfer seinen beiden Nebenbuhlern zugleich entgegen, die Damen aber treten dazwischen, und bestrafen ihn, indem sie ihm beide ihre Hand abschlagen und dieselben den beiden andern Herrn reichen.

Im zweiten Stück „Alles ist Wahrheit und Alles Lüge" löst der Dichter ein ähnliches Problem wie im „Leben ein Traum." Kaiser Phocas hat seinen Sohn Leonid verloren, sucht ihn und findet ihn endlich mit Heraclius, dem Sohn seines umgebrachten Vorgängers im Reich, des Kaiser Mauritius, wieder, ohne daß er unterscheiden kann, welcher von beiden sein eigner Sohn oder der Sohn seines Feindes ist. Um nun diese ihm so wichtige Wahrheit zu ermitteln, läßt er beide plötzlich aus dem rauhen Walde, wo sie aufgewachsen, in die Pracht des Hofes versetzen. Hier äußert Leonid nicht nur die gröbste Undankbarkeit gegen seinen alten Erzieher im Walde, sondern will auch, in der Meinung, er sey des Mauritius Sohn, den schlafenden Kaiser Phocas umbringen, während Heraclius mitleidig ihn daran verhindert. Also trügt der Glaube an die innere Stimme der Natur, der echte Sohn will den Vater morden und der Sohn des Feindes wird dessen Retter. Inzwischen lügt Leonid, als der Kaiser erwacht ist, Heraclius sey es gewesen, der den Dolch gezückt, und Phocas glaubt ihm. Heraclius soll sterben, wird aber durch einen Aufstand gerettet, tödtet den bösen Kaiser und wird sein Nachfolger. So wendet sich denn in diesem Stück alles anders, als es die Handelnden erwartet und gewollt.

Das dritte Stück „Für heimliche Beleidigung heimliche Rache" ist echt national. Don Lope entdeckt, daß

ihm seine Frau untreu ist, bemerkt aber auch zugleich, daß außer ihm Niemand anderes um die Sache weiß und beschließt demnach, eine Rache von der Art zu nehmen, daß Niemand die Schande seines Hauses erfährt. Er wirft den Liebhaber bei einer Spazierfahrt ins Wasser und verbrennt die Frau, als ob das Feuer zufällig ausgebrochen wäre, im Hause. Jedermann beklagt sein Unglück und Niemand weiß, was er weiß.

Das vierte Drama ist eine Trilogie, die Mythe der Medea, der Ariadne und Dejanira in romantisch mährchenhafter Art ausgesponnen. Es liegt ein eigner Reiz in dieser Behandlung des Antiken.

Im fünften „Liebe, Macht, Ehre" verliebt sich ein König in die schöne Stella, deren Bruder Heinrich aber streng ihre Ehre schützt und dem König trotzt, bis derselbe nicht nur Stella heirathet, sondern ihm auch die Hand seiner eignen Schwester gewährt.

Das sechste ist wieder eine romantisch behandelte Mythe „Apollo und Klymene." Der Gott erscheint hier in seiner Verbannung, ganz der Liebe zu Klymenen hingegeben, die er unter vielen Gefangenen liebt, bis ihn die Götter zurückrufen.

Die drei Stücke des dritten Bandes sind: Leonid und Marfissa, zwei Geschwister, die auf dieselbe Art in ihrer Kindheit getrennt werden, wie die beiden Kinder in der bekannten und von Tieck idealisirten Sage von Kaiser Octavian. Nach tausend Gefahren und Schmerzen finden sie sich und ihren Vater wieder und werden, er mit einer schönen Prinzessin, sie mit einem schönen Prinzen verbunden. — Dann folgt „Phaeton" die bekannte Mythe in romantischem Gewande. Endlich „Haß und Liebe," ein sehr anziehendes Schauspiel. Casimir, Fürst von Rußland, wagt sich nach Schweden in das Reich seiner Todfeindin, der schönen Königin Christine von Schweden, erwirbt unerkannt ihr Wohlgefallen und wird ihr Diener, als seine Schwester Auristella mit Heeresmacht in Schweden einfällt. Er begegnet ihr und entführt sie zu Christinen, an deren Hofe er aber mit Prinz Sigismund von Gothland, der Auristellen schon früher liebte, ihretwegen in Streit kommt. Auristella wirft sich zwischen sie und entdeckt, daß Casimir ihr Bruder sey. So erfährt es auch Christine und ist unendlich überrascht, in Casimir den alten schlimmsten Feind ihrer Krone zu erkennen, unterdrückt aber den politischen Haß und gibt sich seiner Liebe hin.

5) Sämmtliche Werke von Joseph Freiherrn von Auffenberg in 21 Bänden. Siegen und Wiesbaden, 1834—1845.

Der Freiherr von Auffenberg ist in vieler Beziehung ein Geistesverwandter von Calderon. Sein Herz zog ihn nach Spanien, wo er inzwischen die Romantik auch von ihrer unbequemen Seite kennen zu lernen Gelegenheit fand, wie man im 19ten Bändchen, welches die Reisebeschreibung enthält, finden kann. Auch viele und zwar die ausgezeichnetsten Stücke des Herrn von Auffenberg spielen in Spanien, namentlich sein großer dramatischer Cyclus „Alhambra," worin der Untergang des maurischen Reichs in Spanien in der schönen Sprache Calderons, nämlich in feurigen Trochäen geschildert ist. Diese Dichtungen würden mehr gewirkt haben, wenn das Feuer in ihnen mehr zusammengedrängt wäre, aber der Dichter hat sich in der Lust des Versbaus zu sehr gehen lassen und namentlich viel zu lange Monologe. An dieses größere Gedicht von der Alhambra schließen sich noch mehrere andere Trauerspiele aus der gothischen und maurischen Vorzeit Spaniens an, die Furie von Toledo, der Renegat von Granada rc. Außerdem folgt Herr von Auffenberg den Spaniern auch hinüber über das Weltmeer und schildert die greuelvollen Siege des Pizarro. Seine fruchtbare Muse begnügt sich aber mit diesen dem spanischen Boden anvertrauten Kindern nicht, sondern geht auch nach Italien hinüber und entwirft uns hier ein tragisches Bild von den letzten Schicksalen des Savanorola in Florenz. Auch in Frankreich weilt seine Muse, um die Schreckensnacht der Bluthochzeit auszumalen. Hieher gehören ferner die Schwestern von Amiens und Ludwig XI. zu Peronne (nach Walter Scotts Quintin Durward). England bleibt auch nicht ausgeschlossen. Der Dichter bringt Robert Wallace, Fergus Mac Iwor auf die Bühne und Richard Löwenherz in seinem Kampf mit Saladin im „Löwen von Kurdistan" (wieder nach Walter Scott). Dazu den nordischen König Erich, den deutschen Zähringer Berthold, den schwarzen Fritz und endlich auch Scanderbeg, Pugatschef und einige antike Helden in den Spartanern, den Syrakusern und des Themistokles Opfer.

In diesen zahlreichen tragischen Produktionen bewährt der Dichter überall ein edles leidenschaftliches Feuer, das ihn aber nicht selten in eine zu reiche Wortfülle fortreißt und die dem dramatischen Dichter vorzugsweise gebotene Oekonomie der Sprache verleugnet. Der glühende Strom lyrisch-epischer Rede scheint sich oft nur gewaltsam in dem Dialog brechen zu lassen. — Alle 21 Bändchen sind mit Dramen angefüllt, nur der 19te enthält, wie schon bemerkt, die spanische Reise und der 20ste die lyrischen Gedichte, unter denen einige sehr launige zu Anfang und hinten die Romanzen, welche tragische Stoffe behandeln, sich besonders auszeichnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 121.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 28. November 1845.

Kirchensachen.

3) Die Verfassung der Kirche der Zukunft. Von Chr. C. J. Bunsen. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses, 1845.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes muß es rechtfertigen, daß wir schon wieder von Kirchensachen handeln. Es ist die große Frage des Tages. Unter den vielen Schriften, die sich in jeder Woche, ja fast täglich zur Besprechung dieser großen Frage drängen, nimmt die vorliegende gewiß eine der ersten Stellen ein, denn sie hat die Vermuthung für sich, daß sie bei der einflußreichsten Stelle approbirt ist. Ueberdieß sind diese Vorschläge, wie uns scheint, nur Theile eines konstitutiven Ganzen, dessen erstes Glied wir in den Provinzialständen zu erkennen glauben. Es tritt uns eine Gliederung der Kirche wie des Staats in symmetrischer Gegenüberstellung entgegen.

Das ganze protestantische Preußen soll in sechs Metropolitanbisthümer, jedes dieser sechs wieder in zehn, zusammen sechzig Bisthümer zerfallen, in denen je hundert Pfarreien enthalten sind. 1. In der Pfarrgemeinde wird der Pfarrer vom Bischof ernannt, die Gemeinde hat aber ein Recht der Einsprache und ist ihre Einsprache nicht begründet, so entscheidet die unter dem Bischof versammelte Kreissynode. Dem Pfarrer zur Seite stehen Aelteste aus der Gemeinde frei gewählt und Diakonen, zu denen auch der Schulmeisterstand gerechnet wird. — 2. Im Bisthum wird der Bischof vom König ernannt und zwar nur aus den Pfarrern, die an der höhern Provinzialsynode Theil genommen. Demselben sind zwei ebenfalls vom König ernannte Kirchenräthe beigegeben, von denen der eine vorzugsweise Administrator, der andere Jurist ist. In diesen dreien beruht die ganze alte Konsistorialgewalt, das Patronat, die Verwaltung 2c. Neben und beziehungsweise über ihnen steht die Kreissynode, zu der die sämmtlichen Pfarrer, 100 Aelteste der Gemeinden, und 10 Diakonen und 10 Schulmeister zusammentreten. Der Bischof allein beruft und präsidirt sie und hat die Initiative. Sie haben das Recht der Beschwerde und Berathung, aber nur bedingtes Entscheidungsrecht. — 3. In der Provinz wird der Metropolitan ernannt und zwar nur aus den Bischöfen. Ihm stehen vier ebenfalls vom König ernannte Räthe zur Seite und um ihn gruppirt sich die Provinzialsynode, wie um den Bischof die Kreissynode, aus 10 Bischöfen, 10 Pfarrdechanten und 10 gewählten Pfarrern, 2 Universitäts-Professoren, 22 Kirchenräthen und 22 von den Kreissynoden gewählten Aeltesten (inclusive 2 Schulmeistern) bestehend. Die Regierung verkehrt allein mit den Metropolitanen, denen sie alle Oberkonsistorialgewalt überläßt, und mit den Provinzialsynoden. Für gewisse Fälle wird aber noch ein kirchlicher Revisionshof eingerichtet. — 4. Ausnahmsweise kann der König auch eine Reichssynode berufen, die aber bloß aus den sechzig Bischöfen und aus 72 gewählten Aeltesten zusammengesetzt seyn darf. Ihre Beschlüsse bedürfen der königlichen Bestätigung. Den 72 Laien steht aber ein unbedingtes Veto zu.

Mit großer Delikatesse wird die Kirchenzucht dem geistlichen Amte als dem „Amte der Liebe" abgenommen und weltlichen Kirchenräthen, so wie in letzter Instanz dem besondern Revisionshofe zugewiesen. Doch dürfte zu bemerken seyn, daß diese Zucht, wie alle Sitte überhaupt, in erster Instanz überall naturgemäß der Gemeinde zufallen wird, sobald die Gemeinde selbst wieder zu sittlichem Bewußtseyn gelangt. Man denke an die alten Reichsstädte und man blicke auf die neuen Gemeinden im freien Amerika. — Der Plan statuirt ferner, wie nach Obigem zu erwarten war, die Civilehe.

Eine andere sehr interessante Frage betrifft die Lehrfreiheit. Sie wird hier ganz so entschieden, wie es in der Natur der Sache liegt und wie auch wir es längst verlangt haben. Denen, welche die Lehrfreiheit zur Verhöhnung des Christenthums und der christlichen Kirche mißbrauchen wollen, steht die philosophische Fakultät und steht die Presse offen. Da können sie sagen, was sie wollen.

Aber die Lehrstühle der Theologie ziemen ihnen nicht. Die Männer, denen fromme Eltern ihre Söhne anvertrauen, um sie zu Seelsorgern und Predigern der christlichen Lehre zu bilden, sollen nicht geschworne Feinde des christlichen Glaubens seyn. Der Staat soll sie nicht bezahlen, um die vom Staat autorisirte Kirche zu untergraben. Mit demselben Rechte, mit dem die Schaffhauser den Antistes Hurter perhorrescirten, sobald er katholisch wurde, perhorrescirten auch die Zürcher den Dr. Strauß. Die evangelische Kirche müßte geradezu ihren Bankerott erklären, wenn ihr das Recht nicht mehr zustände, von der Bildung ihrer Geistlichen und von der Aufsicht über ihre Geistlichen Männer zu entfernen, die der Kirche geradezu Feinde sind.

Wir enthalten uns vorläufig, uns über das konstitutionelle System auszusprechen, das dem Entwurfe des Herrn Bunsen zu Grunde liegt. War der Gedanke fruchtbar, so wird der Erfolg oft genug zur Besprechung zurückführen. Wir wünschen nur, daß bei der Geneigtheit der Gegenwart, politische Fragen unter kirchlichen zu maskiren, eine scharfe Scheidung beider Gebiete eintreten möchte, die aber nicht eher möglich ist, bis Reichsstände da sind.

Naturkunde.

Tellus, oder die vorzüglichsten Thatsachen und Theorien aus der Schöpfungsgeschichte der Erde. Allgemein faßlich dargestellt von Dr. A. Sonnenburg. Mit 2 lithogr. Tafeln. Bremen, Geisler, 1845.

Aus populären Vorlesungen in ein Ganzes zusammengestellt. Wie viel auch schon, namentlich in jüngster Zeit über denselben Gegenstand geschrieben worden ist, so wird man doch auch noch dieses Buch nicht ungern lesen, da es nicht wenig kühne und anregende Gedanken enthält.

Der Rückblick auf die ältern Vorstellungen der Inder, Chinesen, Aegypter, Perser 2c., von der Schöpfung gleich im Eingange ist ansprechend, theils weil er den Gegenstand poetisch auffaßt und dadurch die Phantasie anregt, theils weil er den großen Abstand damaliger Kenntnisse von den heutigen zeigt. Da der Verfasser nicht mehr damit bezweckte, so kann man auch von dieser historischen Uebersicht, die noch manche Ergänzung zuläßt, keine Vollständigkeit erwarten.

Ohne in die Einzelheiten der Geologie und Petrefaktologie eingehen zu wollen, die wir als mehr oder weniger bekannt voraussetzen dürfen, betrachten wir nur diejenigen Parthien des Werkes, in denen eine originelle Ansicht hervortritt. Dieß ist namentlich in der Lehre von den Vulkanen der Fall. Schon die zahlreichen Thatsachen, welche der Verf. der Entwicklung seiner Theorie voranschickt, sind sehr gut ausgewählt und äußerst interessant. Z. B. der Einsturz des Vulkan Papandayung auf Java im Jahr 1772. Der ganze Berg krachte mit furchtbarem Getöse zusammen und der Boden von 4 Meilen Länge und 1½ Meilen Breite sank in die Tiefe. Große Massen vulkanischer Materien entquollen dem Abgrunde und verbreiteten sich meilenweit; 40 Dörfer waren theils mit in den Abgrund gerissen, oder von den ausgeworfenen Massen überschüttet worden. Der Vulkan hatte nicht weniger als 4000 Fuß von seiner Höhe verloren. — Ferner die furchtbare Explosion des Vulkan Buyäen auf Mindanao, der beim Ausbruch seinen eigenen Gipfel wie ein Dach emporhob und zwei Meilen weit fortschleuderte. Sein unterirdisches Toben wurde 300 Meilen weit gehört, und in dem 60 Meilen vom Vulkan entfernten Sambuangang, einer Festung auf Mindanao, war die Sonne durch die Dampf- und Aschenwolken so verfinstert, daß man mitten am Tage Licht anzünden mußte. — Dann der malerische Ausbruch des 15,000 (nach andern sogar 18,805) Fuß hohen Vulkans Kliutschefskaja in Kamtschatka. Unmittelbar von der Küste erhebt sich dieser Kegel wie eine abgestumpfte Pyramide und gewährt mit seinem rauchenden Gipfel einen Anblick, wie wenige Vulkane der Erde. Im Jahre 1829 bestieg A. Ermann denselben und sah in einer bedeutenden Höhe einen lebhaft leuchtenden, an dem nordwestlichen Abhange fließenden Lavastrom. Durch einen mächtigen Damm von Schnee und Eis aufgehalten, bildete derselbe einen Feuersee, welcher zuletzt die Eismauer durchbrach und als ein ungeheurer Gluthstrom mit einem Donner von der Höhe in die Tiefe herabstürzte, der noch in einer Entfernung von 50 Meilen gehört wurde. — Der schreckliche Wetteifer zweier Vulkane in Guatemala, die im Jahr 1774 sieben Tage lang, der eine Feuer, der andere Wasser spieen, bis das ganze Thal zwischen ihnen und die Stadt Guatemala versank. Dieß sind nur einige Beispiele unter vielen anderen, zum Beweise, wie anziehend dieß Kapitel geschrieben ist.

Was nun die Hauptsache, nämlich die Erklärung der vulkanischen Phänomene betrifft, so sagt der Verf. darüber im Wesentlichen S. 251: „Betrachten wir die Vulkane der Aleuten als den Vereinigungspunkt der beiden großen vulkanischen Regionen unseres Planeten, der amerikanischen und der, welche Asien im Osten und Süden umgürtet, und verbinden wir mit der letztern den Zug der Vulkane, welcher von Neu-Guinea bis nach dem muthmaßlichen Kontinent des Süd-Polarmeeres sich ausdehnt, so erscheinen diese Feuerlinien der Erde als zwei in ihrer

Krümmung sich entsprechende Curven. Die amerikanische läuft am Rande eines großen Kontinents hin, die asiatische dagegen vor der Küste Asiens und Australiens. — Verzeichnet man sich die beiden Feuerlinien auf den Erdglobus, so bilden sie eine in sich geschlossene, mehr oder weniger kreisförmige Curve, vorausgesetzt, daß die einzelnen Krümmungen derselben nicht mit in Betrachtung gezogen werden. Die Vereinigungspunkte der beiden Linien zu einer, sind im N. die Aleuten, im Süden die vulkanischen Inseln des Süd-Polarmeeres. Zu bemerken ist noch, daß die Feuerlinie der Andes mit der westlichen magnetischen Linie ohne Abweichung und die Feuerlinie von Ostasien mit der östlichen magnetischen Linie ohne Abweichung mehr oder weniger parallel läuft und die magnetischen Pole innerhalb dieses Vulkankreises liegen. Es ist möglich, daß die Lage der magnetischen Pole in dem vulkanischen Kreise und der Parallelismus der vulkanischen Linien mit den magnetischen Linien ohne Abweichung nicht zufällig ist, sondern die Folge von einem bestimmten, zwischen den beiden tellurischen Thätigkeiten, dem Magnetismus und Vulkanismus bestehenden Verhältniß sey, ein Problem, das wir hier aber nicht weiter verfolgen wollen. Jener angenommene vulkanische Kreis wird von einem zweiten fast rechtwinklich durchschnitten, von demjenigen nämlich, der aus der Verbindung der beiden vulkanischen Linien entsteht, von denen die eine, fast parallel mit der amerikanischen, Europa-Afrika durchzieht und bis zum Südpolarland sich erstreckt, die andere vom Südpolarland über die Gesellschaftsinseln und Sandwichsinseln nach den Aleuten geht. Die Thätigkeit dieser beiden bezeichneten vulkanischen Kreise ist aber jetzt ungleich und größer in dem erstern. Es fragt sich indeß, ob dieses Verhältniß der Wirksamkeit in den vorweltlichen Zeiten das nämliche war. Nach allem, was wir bisher über den Zustand der jetzigen Erdoberfläche kennen gelernt haben, ist dieß nicht wohl anzunehmen. Denken wir uns also einmal die Umkehrung jenes Verhältnisses und nehmen wir an, die vulkanische Wirksamkeit sey einst größer in dem andern Kreise gewesen, aber in derselben Weise, wie in dem ersten, oder daß bedeutende Hebungen und Senkungen des Erdbodens in demselben stattgefunden haben, so mußte Land über die Meeresfläche hervortreten und vorhandenes Land wieder in die Meerestiefe hinabsinken. In der That geht nun die eine Hälfte jenes Kreises durch einen großen Erdtheil, Europa-Afrika, und die andere Hälfte durch den großen Ocean, oder durch eine tiefe Einsenkung der Erdrinde. Auch wissen wir, daß es eine Zeit gegeben hat, in der Europa und der größere Theil von Afrika vom Meere bedeckt war und aus diesem Meere das Festland nach und nach hervorgetreten ist. War aber Europa-Afrika Meeresboden, so bedeckte ein Ocean die östliche Halbkugel, der an Größe vielleicht dem stillen Ocean gleich kam. Es war damals der letztere gleichsam versetzt worden und Festland dort, wo jetzt seine Wasser wogen. Jenes Land ist wieder versunken und die einzelnen Inselgruppen in der Mitte des stillen Oceans ragen als die höchsten Punkte derselben noch jetzt über die Meeresfläche hervor. Aus dem großen Ocean der östlichen Halbkugel erhob sich dagegen allmählig Europa-Afrika; das Meer verließ theilweise diese Halbkugel und bettete sich in der großen Einsenkung der westlichen Halbkugel. Auf diese außerordentliche Wirksamkeit des zweiten vulkanischen Kreises trat nach und nach Ruhe ein, wogegen im ersten Kreise sich die Thätigkeiten steigerten. In der einen Hälfte desselben, der durch den Kontinent Asien-Australien ging, traten Senkungen ein, in der andern Hebungen. Amerika tauchte aus den Fluthen auf und ein Theil von Asien-Australien versank ins Meer und ließ die bekannten Inselgruppen zurück. — Den ausgeworfenen vulkanischen Materien und den sie begleitenden Erdbeben zufolge, müssen die Feuerbehälter der Erde chemische Laboratorien seyn, die in eigentliche Feuerherde und Gasbehälter geschieden sind. Auf den ersteren erhält die zu hoher Gluth gesteigerte innere Wärme die Felsmassen, vornehmlich feldspathhaltige im feurigen Fluß, wobei der Schwefel, das Wasser und die atmosphärische Luft, welche beiden letzteren, theils durch enge Erdspalten und Erdrisse, theils durch Höhlen zu den brennbaren Materien hinabdringen mögen, und die Verbrennung und Gasbildung bedingende Zündmaterialien ausmachen, den Verbrennungsprozeß befördern. Da nun nach dem jetzigen Standpunkte der Chemie die chemische Verwandtschaftskraft der Stoffe eigentlich eine elektrische Anziehung ist, was auch schon Ritter behauptete, so entwickelt sich ohne Zweifel freie Elektricität bei dem innerhalb der Erdrinde statthabenden Verbrennungsprozesse, deren Wirkungen sich in geschlossenen Höhlen als unterirdische Gewitter kundgeben, und wahrscheinlich die blitzähnlichen Erscheinungen innerhalb der Krater der Vulkane und den unterirdischen Donner bei Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen verursachen. Dafür sprechen auch erstens die Schnelligkeit, mit der sich die Erschütterungen, oft über beträchtliche Erdstriche, verbreiten, dann der Zustand der Atmosphäre vor und nach einem Erdbeben, der bisweilen dem Zustande derselben vor und nach einem Gewitter ähnlich ist, endlich der schweflichte Geruch, den man bei einigen Erdbeben bemerkt hat, und welcher demjenigen ähnlich seyn soll, den das Einschlagen nicht selten verursacht. — Verfolgen wir die durch den unterirdischen Verbrennungsprozeß erzeugte Elektricität, so muß nach der wichtigen Entdeckung Oerstädts, daß nämlich Elektricität und Magnetismus stets zusammen vorkommen, so nämlich, daß da, wo

ein elektrischer Strom vorhanden, rechtwinklich zu demselben ein magnetischer, und umgekehrt, kreist, der Erdmagnetismus mit in dieß Gebiet gezogen werden, dessen krumme Linien von gleicher magnetischer Intensität, wie Necker glaubt nachgewiesen zu haben, in Verbindung mit dem Streichen der vorzüglichsten Gebirgsketten stehen. Nach Ampère lassen sich alle Erscheinungen der Magnetnadel, oder die magnetischen Ströme auf der Erde, welche im Allgemeinen von NNW. nach SSO. gerichtet sind, erklären, wenn man annimmt, daß in der Erdrinde stets elektrische Ströme in Richtungen kreisen, welche mit dem magnetischen Aequator parallel sind. Jene elektro-magnetischen Ströme will auch der englische Physiker Fox in den Erzgängen eines Bergwerkes wahrgenommen haben."

Mit diesen gewiß sehr geistreichen und beherzigenswerthen Ansichten wissen wir nur eine Vorstellung nicht zu vereinigen, welcher der Verfasser eifrig anhängt, nämlich die Vorstellung eines großen Feuermeers unter den Vulkanen und überhaupt eines noch glühenden Erdkerns. Bei der gewaltigen Kraft der Wasserdämpfe lassen sich die vulkanischen Erscheinungen auch dann erklären, wenn man sich entzündliches Material nur sparsam in der Erde vertheilt denkt. Es braucht dazu nicht eines Feuermeers.

Wir können daher auch die schöne Erklärung der Schöpfungstage am Schlusse des Werkes nur poetisch, nicht wissenschaftlich anerkennen. Die Voraussetzung, die Erde sey aus einem Gluthzustand erkaltet und glühe noch immer im Innern, indem nur ihre dünne Oberfläche erkaltet sey, hat noch durch nichts bewiesen werden können, auch nicht durch die geistvolle Darstellung im vorliegenden Werke. Am ersten Schöpfungstage, sagt Herr Sonnenburg, schied sich der feuerflüssige Kern der Erde von der ihn umgebenden ungeheuren Dunstmasse; am zweiten bildeten sich an der Oberfläche durch verschiedene Abkühlungsgrade verschiedene Gebirgs-Schichtungen, aber die zu knappe, durch die Kälte sich zusammenziehende Decke borst und ließ die darunter glühende Masse in steilrechten Gebirgen aufquellen. Am dritten Tage schlug sich das Meer aus dem Dunste nieder; am vierten bildeten sich darin Inseln, Wälder, Steinkohlen; am fünften brach durch diese neue Decke die unten glühende Masse noch einmal als Porphyr, Basalt ꝛc. Am sechsten folgte das Tertiärgebirge und am siebenten brach die große Eiszeit ein, welche nach Agassiz die erratischen Blöcke erklären soll. Aber der Verf. schwankt, welche Ursache er dem Eise geben soll, eine Senkung der Schneelinie, eine ungleiche Erwärmung der Erdoberfläche oder eine Verrückung des Schwerpunkts der Erde. Bekanntlich hatte Steffens den poetischen Einfall, die Erde sey früher nur ein Komet gewesen und habe als solcher in der Sonnennähe die Wärme erhalten, welche die überall auf ihr verbreitete versteinerte Tropenflora erklärt, sey nachher aber auch in der Sonnenferne dergestalt erkaltet, daß alles auf ihr erstarrt sey.

Wir halten alle solche Erklärungen beim heutigen Stande der Wissenschaft für zu gewagt, für zu voreilig. Gestehen wir uns, daß die Herleitung aller Gebirgsarten aus lediglich zwei Quellen, der Verbrennung einer-, und des mechanischen Niederschlags aus dem Wasser andrerseits, worauf alle diese Erklärungen doch hinauslaufen, nicht genügen kann. Die Bildung nicht nur des Granits im Feuer, sondern auch des Sandes im Wasser scheint uns ganz andern Bedingungen unterworfen zu seyn, als insgemein angenommen werden, wenn man beim Granit nur an eine Schmelzung wie im Ofen und beim Sand nur an eine Zerreibung vom Gebirg abgelöster Steine durch den Wellenschlag denkt. Zugegeben, daß dort Feuer, hier Wasser mitwirkte, so müssen doch noch eigenthümliche Gesetze polarer Anziehung und Kristallisation dabei in Anwendung gekommen seyn, bedingt durch die ursprüngliche Beschaffenheit des Materials, oder durch höhere kosmische Einflüsse. Daß im Granit so regelmäßig und in allen einzelnen Kubikzollen der ungeheuersten Gebirgsmassen Quarz, Feldspath und Glimmer gemischt sind, ist nicht allein aus Feuer oder heißem Dampf zu erklären, eben so wenig, wie die Homogeneität des Wüstensandes aus allmähliger Abreibung zu erklären ist. Denn der Sand zeigt in seiner überwiegenden Masse keineswegs nur Bruchtheile von Granit-, Kalk-, Schieferfelsen ꝛc., die etwa in der Nähe sind, sondern reine Quarzkörnchen, die sich schon vor der Reibung im Wasser wahrscheinlich ganz ähnlich waren, die als Sand schon unmittelbar aus der Hand der Natur hervorgingen. Beim Wüstensande wäre sogar noch die Frage, ob überhaupt Wasser zu seiner Bildung mitgewirkt, da man in dem Sande der Sahara auch unter dem Mikroskope keine Spur von zerriebenen Muscheln oder Seeprodukten, geschweige größere Reste dieser Art gefunden hat. Wäre überhaupt der Zerreibung so großes Gewicht beizulegen, so müßten die Gebirge viel mehr von Sand umgeben seyn, als der Fall ist. Findet man nun zahllose Gebirge ohne Sandumgebung und andrerseits unermeßliche Sandwüsten ohne Spuren weder des Meeres noch der Bruchtheile benachbarter Gebirge, so ist daraus mit ziemlicher Sicherheit auf eine sowohl vom Meer als von den Gebirgen unabhängige Entstehung des Sandes zu schließen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 122.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 1. December 1845.

Baukunst.

1) Geschichte der Baukunst von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von J. Andreas Romberg und Friedrich Steger. Erster Band. Allgemeine Einleitung und Geschichte der indischen Baukunst. Leipzig, Romberg, 1844. Fol.

Es geschieht in neuester Zeit viel für Geschichte der ältern Baukunst, wie in besondern, zum Theil illustrirten Werken, so in allgemeinen Kunstgeschichten. Das vorliegende Werk zeichnet sich auf eine günstige Weise durch den Reichthum an Einzelheiten aus. Der allgemeinen Einleitung folgt nicht nur eine bloße Charakteristik des indischen Baustyls und seiner charakteristischen Formen, sondern eine ausführliche Beschreibung aller bedeutenden Denkmale Indiens selbst, deren vorzüglichste auch in guten Abbildungen (theils Grundrissen, theils Prospekten) beiliegen. So wird man gleich in medias res versetzt und der Autor läßt den Leser selbst urtheilen.

Die Auffassung erweist sich überall als nüchtern und verständig. Die müßige Frage, ob der Stein-, ob Holzbau älter sey, ob man vom Höhlenbau ausgegangen ꝛc.? beantwortet sich am einfachsten dahin, daß andere Lokalitäten überall andere Bauweisen veranlaßt haben. Wo man nur Holz hatte, baute man mit Holz. Wo man nur Steine hatte, fügte man diese zu Schutzmauern zusammen. Wo man weder Steine noch Holz hatte (in den Steppen) machte man sich Zelte von Thierfellen oder grub sich in den weichen Boden ein. Gewiß aber ist, daß der leichteste Bau allemal der ältere ist und der schwere schon eine große Uebung und viele Kunstmittel voraussetzt. Deßhalb nun wird in vorliegendem Werke sehr mit Recht die Meinung unterstützt, derzufolge die berühmten indischen Höhlentempel überall nicht die ältesten Bauten, sondern späteren Ursprungs sind, als die frei stehenden Pagoden. Es gehörten ungemeine Kräfte, große künstlerische Berechnung und Raffinement dazu, Felsen zu Tempeln auszuhöhlen, während es ungleich leichter war, Tempel im Freien pyramidalisch aufzuthürmen. Diese letzteren werden also, das läßt sich schon voraussetzen, eher gebaut worden seyn, als die ersteren, und das wird denn auch durch anderweitige Wahrnehmungen bestätigt.

Die Pagoden werden also hier zuerst geschildert und zwar alle, die irgend wichtig sind, je besonders; dann die Höhlentempel. Endlich wird auch des eigenthümlichen Baues der Städte und der Festungen in Indien gedacht, und wird angeführt, daß Indien vor unserer Zeitrechnung noch weit größere und schönere Städte hatte, die durch Muhamedaner zerstört wurden. Erst nachdem alle diese lehrreichen Thatsachen dargelegt sind, wird das Theoretische des Styls, namentlich auch der mannigfaltigen indischen Säulenordnungen erörtert und zwar zum Theil nach indischen Büchern, die von der Baukunst handeln. Man erhält also hier eine sehr reiche Uebersicht des Gegenstandes.

2) Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart von A. Reichensperger. Trier, Lintz, 1845.

Als Friedrich der Große mit Gellert sprach, ließ er dessen Geist alle Gerechtigkeit widerfahren, wunderte sich aber sehr, wie er es über sich vermögen könne, deutsch zu schreiben, anstatt französisch. Dieses Beispiel wendet der Verfasser vorliegender kleinen Schrift auf den jetzt vorherrschenden Geschmack in der Baukunst an. Die Welt will nämlich nicht begreifen, wie irgend ein guter Kopf es über sich vermögen könne, deutsch zu bauen, anstatt alt- oder neugriechisch, alt- oder neurömisch.

Sofort weist Herr Reichensperger nach, wie in aller Weise nicht nur wundervoll und erhaben, sondern auch praktisch und unserm Klima und nationalen Bedürfniß angemessen die deutsche, d. h. gothische Baukunst sey,

wie wir Deutsche mit dieser unserer eigenthümlichen Kunst neben und über andern Nationen stehen, und dieselbe, unsern Ruhm und Stolz, nicht aufgeben sollten, um anderer Völker Baustyl kümmerlich nachzuäffen. Sehr wahr ist, was der Verfasser S. 21 bemerkt: „Die vaterländische Kunst, welche durch die Dome von Mailand, Florenz, Orvieto, Siena, die Kirche des heil. Franziskus zu Assissi und viele andere größere und kleinere Werke bereits festen Fuß in Italien gefaßt, wie sie durch die Kathedralen von Burgos, Barcelona, Toledo, Segovia, Sevilla und die Klosterkirchen von Belem und Batalha schon Besitz von Spanien und Portugal genommen hatte, diese jugendfrische, heilige Kunst sollte, als sie eben im Begriffe stand, dem deutschen Geiste die Welt zu erobern, den Hofarchitekten und den Stubengelehrten als Opfer fallen, die unter dem Schutte des Heidenthums den Stein der Weisen entdeckt zu haben vermeinten, nachdem schon das Riesengenie Michel Angelo's an dem Versuche gescheitert war, die antike Form mit dem christlichen Geiste des Mittelalters zu verschmelzen." — Der Unstern wollte, daß die katholische Welt den deutschen Baustyl aufgab, weil Rom den deutschen Geist um diese herrliche Erfindung beneidete und alles that, den schlechten heidnisch-römischen Geschmack als nationalitalienisch und antideutsch wiederaufzubringen, und daß andrerseits die protestantisch-deutsche Welt in einfältiger Verblendung den gothischen Styl ebenfalls aufgab, weil sie ihn für zu katholisch hielt. So wetteiferten nun die protestantischen Universitätsgelehrten und Hoftechniker mit den römischen Jesuiten in der Verachtung und Zerstörung der deutschen Bauwerke und in der Pflege des undeutschen Styles.

Dieser grobe Irrthum, dem sich die deutschen Katholiken wie die Protestanten hingegeben, sollte nun endlich erkannt werden. Aber nein. Der deutsche Sinn und gute Geschmack sind schon zu tief gesunken, und nachdem Goethe im vorigen Jahrhundert wie in der Dichtkunst, so in allen Künsten die Vermischung aller Geschmäcke empfohlen hat und Schinkel, Klenze rc. in unserem Jahrhundert diese westöstliche, antik-romantische Manier aller Manieren praktisch auf die Baukunst angewandt und in der Empfehlung der Unnatur durch schmeichelnde Effekte eben so viel Talent bewiesen haben, wie Goethe selbst, so hat sich durch ganz Deutschland ein Kultus des modernsten Baugenius verbreitet, dem gegenüber es als Gotteslästerung erscheint, wenn man nur entfernt zweifelt, daß alles, was in Berlin, München rc. gebaut wird, unübertrefflich sey.

Doch wir enthalten uns, vom großen Kirchen-, Palastbau rc. zu reden und beschäftigen uns bloß mit dem einfachen Häuserbau. Darüber sagt Herr Reichensperger mit treffendem Witze: „Der Weltumsegler Cook erzählt uns irgendwo von der burlesken Erscheinung einiger Häuptlinge wilder Südseeinsulaner, die, in europäischen Uniformsfräcken mit Epauletten auf den Schultern und dreieckigen Hüten auf den Köpfen, Audienz gegeben, während ihr übriger Körper sich im heimathlichen Naturzustande gezeigt hat. Eines nicht minder ergötzlichen Eindruckes würden sich zweifelsohne die Baumeister des Parthenon und der Propyläen zu erfreuen haben, wenn dieselben vor die Travestien ihrer Schöpfungen hinträten, mit welchen das wieder aufgewärmte Hellenenthum unsere modernen Straßen, denen der Polizeistock Schönheitslinie vorgeschrieben, fort und fort bevölkert: wenn sie die Schornsteine und Dachfenster über die Frontons von plattgedrückten Tempelfaçaden hervorlugen sähen, die Säulen, die nichts zu tragen, die angeklebten Gesimse, die nichts zu stützen haben; wenn sie die drei bis vier Reihen viereckiger Fensterhöhlen übereinander in den Mauermassen erblickten, welche die schlanken Säulenschafte gefangen halten; wenn sie sich endlich gar davon überzeugten, daß alle diese angeblich „in ihrem Geiste" geschaffene Herrlichkeit zumeist aus Tannenbrettern, Backsteinen, Mörtel und Oelfarbe componirt ist. — Will heutzutage Jemand ein Wohnhaus hinstellen, so sagt er einem Baumeister die Zahl der Piecen, die er wünscht, und die Summe, die er darauf zu verwenden gedenkt. Darauf entwirft der Baumeister seinen Plan, und zwar immer die Façade zuerst, in der Art, daß, je nach dem Betrage der zu verwendenden Summe, drei, vier, fünf oder auch noch mehr viereckige Fensteröffnungen zwei, drei oder vier Mal übereinander, immer hübsch symmetrisch, und ja in gleicher Entfernung von einander, in eine glatte Wand rechtwinkelig eingeschnitten werden, und die Thüre in der Mitte der unteren Fensterreihe angebracht wird, während oben ein aus Vignola kopirtes, meist aus Brettern zusammengenageltes, antikisirendes Gesims die geniale Conception würdig krönt, und endlich einige Reihen von Dachfenstern und Schornsteinen den untern Fensterreihen gewissenhaft korrespondiren. Soll ein sogenannter Prachtbau daraus werden, so wird außerdem über die Eingangsthüre noch ein Balkon auf Modillione von Holz oder Gußeisen gelegt und die kahle Wand durch einige Gypsschnörkel belebt. — Demnächst geht der Meister daran, ein, dieser grandios gedachten Außenseite entsprechendes, Inneres zu schaffen. Zu diesem Ende werden mit dem Lineale so viele Vierecke (denn der Philister begreift, wie Cl. Brentano sagt, nur viereckige Sachen, und selbst diese sind ihm nicht selten zu rund), als gesonderte Räume nothwendig sind, in die verschiedenen Stockwerke eingezeichnet, zwischen welchen dann die Treppe und die Kamine sich Platz suchen und sich einklemmen, so gut es eben gehen will. Da unsere Architekten wohl den Zugwind für ein sehr willkommenes

Erfrischungsmittel ansehen, so nehmen sie auch immer sorgfältig darauf Bedacht, daß die Thüren und Fenster auf den entgegengesetzten Seiten sich stets einander genau korrespondiren, während der Tischler es über sich nimmt, dafür zu sorgen, daß weder die einen noch die andern schließen. — Die alten deutschen Meister verfuhren in gerade entgegengesetzter Weise. Vor Allem bauten dieselben ihre Häuser nicht von außen hinein, sondern von innen heraus, so daß die Façade das Produkt des Innenbaues wurde, wie der Aufriß das Produkt des Grundrisses. Obgleich diesen Meistern eben so gut wie unsern drei- und vierfach examinirten Bauinspektoren und Bauräthen bekannt war, daß die Symmetrie eine hübsche Sache sey, und obgleich sie zur Noth auch wohl noch im Stande gewesen wären, eine flache Wand in stets gleichen Distanzen mit stets gleich großen Fenstern zu durchbrechen, auch etwa noch die Mitte dieser Wand für die Thüre ausfindig zu machen, so glaubten dieselben doch ein noch höheres Gewicht auf eine andere Art des Einklanges, als den der nüchternen, starren Symmetrie legen zu müssen, auf den Einklang des Wesens mit der Erscheinung nämlich und auf jene geistigere Harmonie in den Proportionen und Konstruktionstheilen, die freilich mit dem bloßen Lineale und Maaßstocke weder zu schaffen, noch zu fassen ist. Ueber die todte Symmetrie stellen sie als ein höheres die Eurythmie, und durch die äußere Unregelmäßigkeit ihrer Konstruktionen leuchtet stets eine tiefer begründete Regel hindurch. Was schon von den öffentlichen Bauwerken bemerkt worden, gilt auch im Wesentlichen für die Privatgebäude des Mittelalters, natürlich mit denjenigen Modifikationen, welche die Verschiedenheit des Zweckes wie der Mittel von selbst herbeiführen. Da entwickelt sich Alles durchaus natürlich, gleichwie nach einem organischen Gesetze; jeder Theil, der größte wie der kleinste, gibt durch seine Erscheinung sofort seine Bestimmung und den Grad seiner Bedeutung zu erkennen, nichts ist verkleistert und maskirt; endlich aber gestaltet ein natürliches Kunstgefühl die Einzelheiten zu einem malerischen, ausdrucksvollen Ganzen, welches überdieß möglichst mit der Umgebung in Einklang gesetzt wird. So mußten sich z. B., umgekehrt wie solches die heutige Baukunst lehrt, die Fenster in Bezug auf Gestalt, Größe, Zahl und Anordnung nach der Raumvertheilung im Innern richten; die Treppen lagen in besondern, den ganzen Bau überragenden Thürmen, sowohl geschützt gegen Feuersgefahr, als wohlerleuchtet und die freie Bewegung im Innern nicht hemmend; die Kamine traten kräftig und entschieden aus den Wänden und Dächern und brachen so, wie die eben gedachten Treppenhäuser, nicht bloß die Monotonie der großen Flächen, sondern sie boten auch einen weiten Spielraum für ornamentale Motive aller Art dar. Während auf unseren, dem Wind und Wetter preisgegebenen Balkonen Niemand, wenigstens Niemand vom schönen Geschlechte, sich blicken lassen darf, ohne Gefahr zu laufen, hinweggezischt zu werden, gereichte dem mittelalterlichen Wohnhause der Erker zur schönsten Zierde von Außen und Innen, wie zur höchsten Annehmlichkeit und Bequemlichkeit. Die Decken der Gemächer wurden nicht durch allerhand Kleisterwerk zu einer monotonen Fläche gestaltet, vielmehr blieben auch sie dem obersten Grundsatze der Wahrheit getreu, indem die Balkenlagen klar hervortraten und das Gerippe zu der Vertäfelung bildeten, welche das angenehmste Spiel von Licht und Schatten zeigte, und dem Holzschnitzer und Kunstschreiner Gelegenheit zur Bethätigung seines Talentes bot. Alles, von der phantastisch gestalteten Wetterfahne an, bis herab zum Klopfer an der Hausthüre und zur Vergitterung über derselben, zeigte sich entschieden als das was es seyn sollte, nur immer durch Ausführung und Anordnung in das freie Reich der Kunst gehoben. So gestaltete sich, im Gegensatze zu unsern modernen Häusern, die eigentlich nur wie Häuserfutterale aussehen, ein lebendiges, bedeutungsvolles, in sich einiges, organisch gegliedertes Ganzes."

Was den äußeren Anblick betrifft, so ist bekannt, wie schön die altdeutschen Städte waren, und wie selbst Italiener, Aeneas Sylvius, Machiavelli ꝛc. sie nicht genug bewundern konnten. Was vermag den reizlosen Ebenen Norddeutschlands Poesie zu verleihen, als ein hoher gothischer Thurm? Was nimmt den flachen Gewässern der Niederlande das Gemeine und adelt diese niedrigen Ufer? die prachtvoll gethürmten alten Städte. Wie trefflich paßt der gothische Styl zu einer deutschen Wiese, einer deutschen Berglehne mit Wald. Ueberall ist diese gothische Form bei uns am Platze und heiligt die gewohnte Gegend, erhebt selbst die gemeine Landschaft zur Poesie! — Verhält es sich mit den Novantiken auch so? Sieht nicht ein italienisches Dach, vom winterlichen Schnee wie in eine dicke Perücke eingehüllt, kläglich aus? oder passen korinthische Säulen und Friese in die Nähe des Tannenwaldes, wo der eiskalte Nordwind das Holz unter dem marmornachäffenden Kalküberwurf entblößt und die Fresken mit rauhen Besen abfegt? Noch schlimmer, wenn der antike Styl rein erhalten ist, wenn der Künstler in dieser Manier wirklich Meister war, wenn wirklich mit großen Kosten echter weißer Marmor aus dem Süden verschrieben wurde. Denn dann erweckt die Gefangenschaft und Erkrankung der südlichen Gebilde im Norden nur Mitleid, wie der polnische Dichter Mickiewicz so schön von Petersburg sagt:

Von fern schon, fern, kennt man die Residenz.
Palast steht an Palast auf beiden Seiten

Der breiten Straße — hier kapellenförmig,
Mit Kreuz und Kuppel; dort, Heuschobern ähnlich,
Bildsäulen unter Stroh und Schnee versteckt;
Dort hinter einer Reih' korinth'scher Säulen
Flachdachig, ein italisch Sommerhaus.
Dabei japan'sche, mandarin'sche Kiosken,
Und aus der Katharina klass'schen Zeiten
Frisch nachgeäffte klassische Ruinen.
Verschied'ne Häuser, von verschied'ner Ordnung,
Wie Thiere aus verschied'ner Erde Enden
Steh'n hinter eisernen Geländern in
Besondern Käfigen.

Für Petersburg nun mag diese Unnatur taugen, denn sie entspricht ganz dem Triumphe, den ein Barbarenvolk ohne eignen schöpferischen Geist, über gebildete Völker feiert, deren Künste es nicht zu würdigen versteht und doch zu Sklaven macht. Das deutsche Volk ist aber nicht in gleichem Falle. Es ist reich an eignem schöpferischen Geist, es besitzt eine nationale Baukunst und es kann sich nicht stärker versündigen, als wenn es mit den Gaben, die ihm Gott verliehen, doch nichts besseres will zu Stande bringen, als jene Russen.

Neben der Unnatur, die unter nordischen Birken und Tannen Tempel bauen will, zu denen nothwendig Palmen und Lorbeern gehören, und neben der Eitelkeit, durch Bauten im verschiedensten, bald ägyptischen, bald dorischen, bald jonischen, bald korinthischen, bald römischen, bald byzantinischen, bald romanischen, bald lombardischen, bald angelsächsischen, bald maurischen ꝛc. Style eine große Virtuosität und einen jede Einseitigkeit überwältigenden historischen Sinn zu beurkunden, — neben diesen beziehungsweise noch entschuldbaren Verirrungen, die wenigstens einen regen Geist voraussetzen lassen, hat man angefangen, sich einer noch weit schlimmern Verirrung hinzugeben, nämlich dem Industrialismus, dem Fabriksystem in der Kunst. Das mit dem langen Frieden immer höher gesteigerte Baubedürfniß hat eine Bauindustrie ins Leben gerufen, die in den Vereinigten Staaten von Nordamerika schon wirklich ganze Häuser als bewegliche Waare fabrikmäßig liefert, und auch bei uns immer mehr um sich greift. Es scheint, als wolle man in dieser Beziehung ein von dem Nationalökonomen Say entworfenes Ideal erreichen. Say nämlich sagt (nach Morstadts Uebersetzung 3te Ausg. I. 437): „Das Modellirsystem wäre auf den Häuserbau anwendbar; — — Nun könnten aber die meisten Kunst- (!) Produkte unseres Bedarfs auf diese Weise modellirt werden. Herr Christien (in seinen Idées sur les arts industrielles) bemerkt sehr richtig, daß man in einem Dutzend Modellen für jeden der verschiedenen Gegenstände, welche zur Aufführung eines Hauses gehören, je nach der Größe des Gebäudes und dem Vermögen des Hausherrn alle vernünftigen Bedürfnisse befriedigen könnte, und alsdann ließe sich die Fabrikation von allen diesen Stücken in Großmanufakturform ausführen" u. s. w. Demnächst eifert Say gewaltig über die Baumeister, welche „ihren Erfindungsgeist wollen glänzen lassen", und empfiehlt auf das dringendste, alle Fenster, Thüren, Zimmer an allen Häusern gleich hoch und breit zu machen, „um die Ingredienzstücke dazu, in großer Menge, nach dem nämlichen Modelle fertigen zu können."

Es ist sehr zu verwundern, wie der Verfasser unter so bewandten Umständen noch Muth haben konnte, seine Meinung auszusprechen. Daß er nichts damit ausrichten wird, konnte er voraussehen. Aber es ist allemal gut, die Wahrheit zu sagen, die Umstände mögen noch so ungünstig seyn. Uns, die wir immer seine Ansicht theilten, hat der Verf. recht aus der Seele geschrieben.

Roman.

Der Balgentreter von Eilersrode. Niedersächsische Dorfgeschichte von Georg Schirges. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1845.

Wir haben Dorfgeschichten zuerst von Bizius (Jeremias Gotthelf) dem Schweizer, dann von Rank, dem Oesterreicher, ferner von Auerbacher, dem Schwaben, erhalten, in denen oberländisches Bauernleben äußerst naturtreu in reichen Genrebildern aufgefaßt wird. Hier erhalten wir nun ein niederländisches Bild, dem aber der Charakter einer echten Dorfgeschichte, gleich jenen oberländischen, abgeht. Es handelt sich nämlich darin nur von den Dorfhonoratioren und der eigentliche Bauernstand tritt als solcher nirgends in seiner originellen Physiognomie oder in seiner niedersächsischen Mundart hervor. Der Held der Geschichte ist ein bürgerlicher Pfarrerssohn, der sich in die schöne Tochter des adeligen Gutsherrn verliebt, aber nicht daran denken darf, sie jemals die Seinige zu nennen, bis er auf einmal als ein weltberühmter Sänger und Günstling des Fürsten, die Hand mit Brillantringen bedeckt ꝛc. dem staunenden Vater Dorfpastor in die Arme sinkt und der hochwohlgeborne Gutsherr es sich zur Ehre schätzt, einem Solchen seine Tochter zu geben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 123.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 3. December 1845.

Altböhmische Dichtkunst.

Gedichte aus Böhmens Vorzeit, verdeutscht von Joseph Matthias Grafen von Thun. Mit einer Einleitung von P. J. Safarik und Anmerkungen von F. Palacky. Prag, Calve, 1845.

Eine neue, möglichst wortgetreue Uebersetzung (sammt beigefügtem Texte) der berühmten altböhmischen Gedichte der Königinhofer Handschrift, die schon einigemal edirt und auch schon von Swoboda ins Deutsche übersetzt waren. Leider sind sie nur ein kleiner Ueberrest aus einer weit größeren, wahrscheinlich für immer verlornen Sammlung. „Es bildet nämlich das Gerettete nur einen Theil des dritten Buches, und zwar nur das 25. (nicht ganz erhaltene), 26., 27. und 28. (ebenfalls nicht ganz vorhandene) Kapitel desselben. Nimmt man nun, wie billig, an, daß die verloren gegangenen Bücher und Kapitel ebenfalls Gedichte, und zwar beiläufig in derselben Anzahl, wie die geretteten, enthalten haben, so kann man die Größe unseres Verlustes ermessen. Man hat versucht, über den Inhalt der verlorenen Bücher und die Zahl der Gedichte bestimmtere Muthmaßungen aufzustellen: so meinte z. B. Dobrowsky, das erste Buch sey etwa gereimten Liedern geistlichen Inhalts, das zweite vielleicht längeren Gedichten gewidmet gewesen, und wenn jedes von den abgängigen 25 Kapiteln auch nur zwei Gedichte enthalten habe, so seyen bloß vom dritten Buche über fünfzig Gedichte in Verlust gerathen, und Herr Swoboda schätzte nach dem Vorhandenen die Stärke der drei Bücher auf mehr als 168 Gedichte; indeß scheinen uns alle Muthmaßungen und Betrachtungen dieser Art, bei denen ohnehin keine Gewißheit, ja nicht einmal Wahrscheinlichkeit zu erlangen ist, wenig Trost und Belehrung zu bieten. Von größerer Bedeutung scheint uns die nicht ungegründete Hoffnung zu seyn, daß man mit der Zeit noch Partikeln anderer ähnlicher Gedicht-Sammlungen entdecken werde; da es in der Natur der Sache liegt, daß diese Sammlung nicht die einzige ihrer Art in Böhmen seyn konnte, indem einige Gedichte derselben, sicheren Kennzeichen nach, nicht unmittelbar aus dem Munde des Sängers oder des Volks aufgefaßt, sondern aus andern Handschriften abgeschrieben wurden, und die später entdeckten Fragmente von Libussa's Gericht, so wie das ums Jahr 1823 vom Bibliotheksscriptor K. Zimmermann aufgefundene Fragment von dem ehemaligen Daseyn ähnlicher, und zwar noch älterer Gedichtsammlungen ein sprechendes Zeugniß ablegen."

Das älteste der hier mitgetheilten Gedichte „das Gericht der Libussa" ist, obwohl unvollendet, doch sehr interessant. Hier nur die kleine, aber sehr lebhafte Scene, in welcher ein böhmischer Edler sich beschwert, daß Böhmen von einem Weibe (Libussa) regiert werde.

> Da erhebt sich Chrudos von der Ot'wa,
> Zorn ergießt sich ihm durch all sein Inn'res,
> alle Glieder zittern ihm vor Ingrimm,
> brüllt, die Hände schwingend, gleich dem Stiere:
> Weh dem Neste, dem die Otter nahet,
> weh den Männern, die ein Weib beherrschet!
> nur dem Manne ziemt es zu regieren:
> Erstgeburt berechtiget zum Erbe.
> Es erhebt Libussa sich vom Throne,
> rufet: Kmeten, Lechen und Wladiken!
> habt gehört die mir gewordne Schmähung:
> Sprecht nun selbst das Recht nach dem Gesetze,
> nimmer will ich eure Streite schlichten;
> wählet euch den Mann aus eures Gleichen,
> daß er mit dem Eisen euch regiere . .
> viel zu schwach für euch sind Mädchenhände.

Das zweite historische Gedicht schildert die Befreiung Böhmens von fremder Gewalt durch die Helden Zaboj und Slawoj. Ueber die Zeit, von der es handelt,

ist man nicht einig. Palacky glaubt, es beziehe sich nicht auf eine bestimmte Thatsache, sondern handle im Allgemeinen vom Kampfe zwischen Heidenthum und Christenthum. Der Vorredner ist aber nicht dieser Ansicht, sondern vermuthet einen rein historischen, wenn auch nicht mehr erkennbaren Hintergrund. — Das dritte Gedicht Cestmir handelt von der Besiegung des übermüthigen Fürsten Wlaslaw. Dann folgt das schöne alte Lied vom Hirsch:

Auf den Höhen, weit im Lande, schweift ein Hirsch,
wechselt oftmal durch Gebirg und Niederung:
trägt ein prächtiges Geweih,
mit dem Prachtgeweihe bricht er durch den dichten Wald,
springt umher im Walde mit den flinken Läufen.
Auch ein Jüngling wandelt durch die Berge hin,
geht zu manchem grimm'gen Streite in das Thal;
stolze Waffen trägt er stets auf sich,
Waffen, deren Wucht des Feindes Haufen sprengt.
Der ist nicht mehr in den Bergen!
Listig hat ein Feind ihn angefallen,
nach ihm spähend glühte Zorn-entflammt der Blick,
und die schwere Keule traf die Brust,
daß vor Trauer selbst die Wälder klagen;
zögernd flieht des Knappen junge Seele fort,
flieht entlang dem schönen schlanken Halse,
dann zum holden Lippenpaar.
Ach, da liegt er!
Warmes Blut, es fließt der kaum entflog'nen Seele nach,
öder Boden saugt es heiß noch ein;
und er war in jeden Mädchens bangem Herzchen.
Kühle Erde schon den Jüngling deckt,
drüber wächst zum Baum die Eiche auf,
breitet weithin ihre Aeste aus.
Immer geht der Hirsch noch mit dem Prachtgeweih,
springt herum auf flinken Läufen,
streckt den schlanken Hals empor nach Blättern.
Haufen rascher Sperber nehmen ihren Flug
aus dem ganzen Wald zur Eiche her,
krächzen alle von dem Baum herab:
fiel ein Knappe durch des Feindes Wuth,
ihn beweinen alle Mädchen noch.

Dann wieder ein größeres historisches Gedicht von Jaromir und Oldrich, worin die Vertreibung der Polen aus Prag beschrieben wird, aus der Unglückszeit Böhmens, in welcher der Bruderzwist der böhmischen Fürsten den Polen Gelegenheit gab, sich einzumischen. Ferner ein altes stolzes Lied vom Wisherad (dem Prager Schlosse):

Ha du uns're Sonne,
fester Wysehrad!
der du kühn und trotzig
auf der Höhe stehst,
auf dem Felsen stehest,
Fremdlingen zum Schreck!
Unter dir der Fluß
wälzt sich rasch dahin:
wälzt sich hin der Fluß
Wltawa so frisch.
An des Flusses Rand
klarer Wltawa
steht ein dicht Gesträuche,
lieb als Kühlungsort.
Nachtigall die kleine
singet fröhlich hier,
singt auch Klagetön':
wie ihr Herzchen frohe Lust,
wie ein Weh' es fühlt.
Wär ich Nachtigallchen
in dem grünen Hain!
hurtig flöge ich dahin,
wo die Theure geht
noch am Abend spät,
wann die Liebe alles weckt,
all was Leben hat
mit des Mühens Kraft
sie ersehnet.
Auch ich armer sehne
Holde mich nach dir!
Liebe du! — —

Diese kleinen Lieder sind durchweg die schönsten. — Das folgende Gedicht handelt von dem kühnen Zbyhon, der die ihm entrissene Geliebte zurückholt und den Räuber mit der Keule erschlägt; noch weitere von dem Siege der Böhmen über die Sachsen, von einem berühmten Turniere, von Jaroslaw von Sternberg, der Olmütz gegen die Tataren vertheidigte und den Fürsten derselben mit eigner Hand tödtete. Dann wieder einige kleinere Lieder, worunter folgendes besonders anspricht:

Mein Liebchen geht nach Beeren aus
zum grünen Kieferwald:
sie tritt sich einen scharfen Dorn
ins weiße Füßchen ein;
mein Liebchen ist nun nicht im Stand
aufs Füßchen aufzutreten.
Warum ach, hast du, scharfer Dorn!
ihr diesen Schmerz gemacht?
du wirst dafür, du scharfer Dorn,
vertilgt im ganzen Wald.
Im Kühlen, Liebchen, warte hier
im grünen Kieferhain:

ich hole schnell vom Weideplatz
mein weißes Pferdchen her.
Das Pferdchen in der Aue hier
auf üpp'ger Wiese grast,
mein Liebchen in der Kühle dort
des Vielgeliebten harrt.
Da wird des Liebchens Klage laut
im stillen Kieferwald:
Ach was die Mutter sagen wird,
ich unglückliche Maid!
Die Mutter hat mir stets gesagt:
vor Knaben hüte dich!
warum vor ihnen denn sich hüten?
sie sind ja gutes Volk ꝛc.

Auch das Lerchenlied ist sehr hübsch:

Es jätet Hanf ein Dirnchen
am Garten ihres Herrn:
sie frägt die kleine Lerche,
Warum sie traurig sey?
Wie könnte ich denn fröhlich seyn,
du kleine Lerche mein:
sie führten den Geliebten
mir auf die Felsenburg!
Ja hätt' ich eine Feder,
ein Briefchen schrieb' ich ihm;
du meine kleine Lerche,
du flögest hin damit.
Die Feder fehlt, ein Blättchen auch,
daß ich ein Briefchen schrieb:
dem Theu'ren sag dein Lied den Gruß,
daß ich vor Gram vergeh'!

Zum Schlusse noch ein böhmisches Minnelied Kaiser Wenzels, von dem der Herausgeber vermuthet, es sey das Original und das aus Manesses Kodex bereits bekannte Lied desselben Kaisers nur die Uebersetzung.

Möchten die Hoffnungen der Herausgeber in Erfüllung gehen und noch manches schöne Blatt zur Ergänzung der vorliegenden aufgefunden werden.

Kulturgeschichte.

Die älteste Geschichte der Fabrikation des Linnen-Papiers. Aus handschriftlichen Urkunden und gedruckten Nachrichten gesammelt von Friedrich Gutermann in Stuttgart. Mit 64 Abbildungen und 2 lithographirten Tafeln. Leipzig, Weigel, 1845. 8. S. 24.

Eine kleine, aber gar interessante Schrift, in welcher nachgewiesen wird, daß die berühmte Malerfamilie Holbein im Beginn des 14ten Jahrhunderts das erste Linnenpapier und zwar zu Ravensburg am Bodensee fabricirt hat. „Bisher glaubte man allgemein, die Fabrikation des Linnenpapiers sey von den Italienern zu uns herübergebracht worden. Wenn man aber dem Laufe der über diesen Gegenstand vorangegangenen Untersuchungen folgt, so finden wir, daß Italien allerdings schon in der Mitte des 14ten Jahrhunderts im Besitze von bedeutenden Papierfabriken gewesen ist, daß von ihnen um jene Zeit auch bedeutende Papierversendungen nach Deutschland herüberkamen, man ist aber noch nicht so weit gekommen, mit Gewißheit zu bestimmen, ob das italienische Papier aus jener Zeit von baumwollenen oder leinenen Stoffen gefertigt war, auch kann man mit Genauigkeit die Zeit nicht angeben, wann die ersten Papierfabriken dort errichtet wurden. Das aber wissen wir gewiß, und wir werden uns im Verlaufe von der Wahrheit der Sache überzeugen, daß schon zu Anfang des 14ten Jahrhunderts durch die Familie Holbein das erste Linnenpapier in Deutschland, zu Ravensburg, also in Schwaben, gemacht wurde, von welchem Papier Gotthelf Fischer eine Urkunde vom Jahre 1301 aufgefunden hat. — Ravensburg zählte noch zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts sechs Papiermühlen, welche am Flattbach oberhalb der Stadt liegen, von denen drei zum Hammer genannt werden, der zur Vorstadt Oehlschwang gerechnet wird, die andern drei reihen sich an diese an, wurden aber früher zu den Weilern Schornreuthe und Knollengraben gezählt. Die drei ersten verdanken ihr Bestehen der Familie Holbein schon seit Anfang des 14ten Jahrhunderts, die zwei letztern aber sind zu Anfang des 15ten Jahrhunderts durch die Ravensburgischen Papierer: Conrad, Peter und Stengeli, in Schornreuthe erbaut worden. Wann die äußerste von diesen sechs Papiermühlen, die Aichamsche, jetzt Stappsche, welche ganz nahe bei den vorigen liegt und mit dem Ort Knollengraben im Gebiete der ehemaligen österreichischen Landvogtei gelegen, erbaut und eingerichtet wurde, kann nicht nachgewiesen werden, jedenfalls entstand sie aber erst nach den von Stengeli ꝛc. erbauten Papiermühlen; denn noch zu Ende des 16ten Jahrhunderts zählte Ravensburg nur fünf Papiermühlen."

Ist nun das Alter der Holbeinschen Papiermühlen seit 1301 nachgewiesen, und findet sich nirgends in der Welt älteres Linnenpapier, so ist ein zweiter Umstand noch schlagender, nämlich, daß in allen ältesten Papieren, die man aufgefunden hat, seyen es Urkunden oder amtliche Bücher, und mochten sie in und nahe bei Ravensburg oder weit davon weg in Böhmen und Sachsen ꝛc. vorkommen, überall die Wasserzeichen der Holbeinschen Fabrik sich finden. Breitkopf machte in seinem Versuch über den Ursprung der

Spielkarten und die Erfindung des Linnenpapiers eine Menge solcher Wasserzeichen bekannt, ohne zu wissen oder nur zu ahnen, daß sie alle aus einer Fabrik und zwar aus der Holbeinschen in Ravensburg stammen. Das älteste und am häufigsten vorkommende Zeichen ist der Ochsenkopf, das Holbeinsche Familienwappen. Er kommt auf Gebäuden in Ravensburg vor, welche die Familie gestiftet hat und auf Sigillen. Als Wasserzeichen findet er sich schon in Papieren von 1301. Das auf dem Kopf stehende Kreuz gehört dem Stadtwappen von Ravensburg an. Auf anderen Papieren findet sich eine Klapper, wie sie im Mittelalter die Siechen (namentlich Aussätzige) tragen mußten, um Jeden vor ihrer Berührung zu warnen. Ein Holbein stiftete in Ravensburg ein Siechenhaus und wahrscheinlich fiel demselben ein Antheil an der Fabrik zu. Andere Papiere haben einen Bischof oder Abt zum Wasserzeichen, das scheint sich auf einen Holbein zu beziehen, welcher Abt wurde. Einige andere Papiere zeigen in ihren Wasserzeichen das Wappen solcher Ravensburger Geschlechter, die sich mit Holbeinschen Töchtern verheiratheten und dadurch wahrscheinlich Antheil an der Fabrik erhielten. So die Wappen der Dankeratsweiler, der Senner, der Ankareute. Das Zeichen des Ochsenkopfs blieb aber immer das Hauptzeichen und wurde von der Fabrik des großen Rufs und der Kundschaft wegen auch dann noch beibehalten, als die Holbeins längst ihr Geschäft veräußert hatten und ausgewandert waren.

So nun ist zum erstenmal erklärt, was die räthselhaften Wasserzeichen in den ältesten Linnenpapieren bedeuten. Wenn man in einem alten Dokument zu Camin in Pommern vom Jahr 1315, deßgleichen in einer Urkunde König Ruprechts, im Papier eines zu Paris gedruckten, jetzt in Dresden befindlichen altfranzösischen Buches (vergl. S. 20) den Ochsenkopf als Wasserzeichen findet, so wird dadurch bewiesen, daß alle diese Papiere aus der Holbeinschen Fabrik stammen. Endlich erhellt der große Ruf dieser Fabrik namentlich auch daraus, daß sich Fust und Schöffer, die ersten Buchdrucker, ausschließlich des Ochsenkopfpapiers bedient haben.

Ravensburg war zur Erfindung und zum ersten großen Betriebe des Linnenpapiers vorzugsweise geeignet, wegen seines schon lange vorher blühenden Linnenhandels, wegen seiner Wasserkräfte und wegen seiner glücklichen Lage unfern von den Grenzen Italiens und Frankreichs. Der kundige Verfasser wirft einen Blick auf jene Blüthenperiode seiner Vaterstadt zurück. Die zwei Brüder Holbein, welche das Papiergeschäft anfingen und alsbald großartig betrieben (eine beigelegte Zeichnung der Stampfen, deren sie sich bedienten, beweist, daß der Mechanismus schon weit gediehen war), scheinen bald sehr reich geworden zu seyn. Sie gelangten zu hohen Stadtämtern und verheiratheten ihre Kinder mit angesehenen Adelsgeschlechtern. Allein schon im Jahr 1358 wurde Frik Holbein seines Dienstes als Stadt-Amman entsetzt, weil er Geheimnisse der Stadt verrathen haben soll. Da sich aus jener Zeit Papiere mit dem württembergischen Wappen als Wasserzeichen finden, welche Holbein wahrscheinlich zum amtlichen Gebrauch des Grafen Eberhard des Greiners verfertigte, so vermuthet der Verfasser, diese oder andere Handelsverbindungen der Holbeinschen Fabrik mit großen Herrn könnte bei der damaligen Zwietracht der Städte mit Fürsten und Adel dem Hause Holbein Verderben gebracht haben. Vergebens wandte sich Holbein an die zu Ulm versammelten Deputirten der Reichsstädte. Er wurde abgewiesen und konnte sich in Ravensburg nicht mehr halten. Seine Familie veräußerte alles und wanderte aus. Seitdem finden wir die Familie Holbein in Augsburg, wo Hans Holbein der Aeltere am Ende des 15ten Jahrhunderts als großer Maler blühte, dessen gleichnamiger und noch berühmtere Sohn aber nach Basel und von da nach England auswanderte. — Daß diese Augsburger Malerfamilie und die älteren Ravensburger Papierfabrikanten ein und dasselbe Geschlecht seyen, erhellt auch aus der Uebereinstimmung der Taufnamen. „An Stiftungen von dieser Familie kommen in Ravensburg folgende vor: die des Frik Holbein an das Seelhaus 1404. Dann an Spenden und Jahrtägen: von der Anna Holbein, Hansen Schmids Wittwe, die der Margaretha Holbein, Frikhen Lutprechts Hausfrau, die des Hans Holbein und Verenna, seiner Hausfrau, und die der Ursula Holbein, Hans Bizighofers Hausfrau. Mit den so eben erwähnten Stiftungen hören alle weitere Nachrichten von dieser Familie in Ravensburg auf. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die letzten Glieder derselben um diese Zeit nach Augsburg ausgewandert sind. Besonders beachtenswerth für den Biographen der Familie Holbein dürfte das Zusammentreffen der Namen obiger Stifter seyn, welche mit den gleichen Namen der vier Geschwister des Sigmund Holbein, nämlich Hans Holbein, Ursula Holbein, Anna Holbein und Margaretha Holbein, welche in dem Stammtäfelchen des Christian von Mechels, in Hegners Biographie von Hans Holbein dem Jüngern, erscheinen. Hiebei ist nicht außer Acht zu lassen, was Hegner über die Zuverlässigkeit des Christian von Mechels sagt: der es überhaupt mit den Jahrzahlen nicht ganz genau genommen hat."

Somit muß diese kleine Schrift als ein sehr wichtiger und dankenswerther Beitrag zur Geschichte der deutschen Industrie, und zugleich auch zur Künstlergeschichte betrachtet werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 124.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 5. December 1845.

Reisen.

Reisen in den Savoyer-Alpen und in anderen Theilen der Penninen-Kette nebst Beobachtungen über die Gletscher. Von James D. Forbes, Prof. der Physik zu Edinburgh. Bearbeitet von G. Leonhard. Mit 2 Karten, 7 Tafeln und vielen Holzschnitten. Stuttgart, Schweizerbart, 1845.

Forbes ist einer der berühmten Reisegefährten des Herrn Agassiz, hat sich aber, gleich manchem andern Freunde, später von demselben und ziemlich aus gleichen Ursachen getrennt und eine literarische Fehde mit ihm bestanden. Es ist merkwürdig, in welches Feuer die eiskalten Gletscher die Gelehrten versetzt haben, deutsche, französische, englische. Mitten im Winter, im gräßlichsten Januarfrost ist Hugi nicht nur auf die höchsten Alpen gestiegen, sondern hat sich sogar noch Schachte ins tiefste Gletschereis gegraben, um die Leidenschaft für die Wissenschaft zu kühlen. Andere haben wenigstens von ihren Sommerreisen Eis aus den Gletschern mitgebracht, um sich daran in ihren Studirstuben zur Polemik zu erhitzen. Agassiz glaubte der Wissenschaft einen Dienst zu leisten, indem er annahm, er habe das Räthsel der Gletscherwelt ein für allemal gelöst und die Sache abgethan. Hintendrein aber kamen nicht nur Freunde, welche einige von ihm entwickelte Ideen als die ihrigen reklamirten, sondern auch andere, welche darlegten, daß man von einer Entscheidung der Sache noch sehr weit entfernt sey, daß alle Erklärungen bisher nur vage Hypothesen gewesen und daß die Erforschung des Thatbestandes noch gar nicht vollendet sey.

Zu diesen letztern gehört, wie Hugi, so auch Forbes, der in vorliegendem Werke, indem er seine höchst interessanten Reisen auf die Gletscher rings um den Montblanc und den Monte Rosa schildert, seine neuen Forschungen und Entdeckungen über die Beschaffenheit und namentlich über die Bewegung der Gletscher ausführlich auseinandersetzt. Viele Jahre lang hat er unermüdet seine Wanderungen fortgesetzt und Gletscher bestiegen, auf die nie zuvor ein Naturforscher gekommen ist.

Das Wesentliche seiner Entdeckungen besteht 1) in der Ermittlung der Zeit, in welcher die Gletscher sich vorwärts bewegen; 2) in der Beobachtung der verschieden gefärbten Bänder und muschelförmig abgelagerten Flächen der Gletscher, die den Jahresringen der Bäume entsprechen; 3) in der Untersuchung der Spalten, deren Richtung das nothwendige Resultat theils der Bewegung, theils der Masse und ihres Verhältnisses zu den Unebenheiten des Bodens ist; 4) in der genauern Erforschung der lockern und wäßrigen Beschaffenheit des Gletschereises, vermöge deren es im Winter, wie im Sommer, wie ein zäher Teig sich verschieben und bewegen läßt; 5) in der Wahrnehmung, daß es unten und an den Seiten weniger beweglich ist als oben und in der Mitte; 6) endlich in der neuen Ansicht von der Ursache der Gletscherbewegung, sofern nach dem, was bereits gesagt ist, nicht mehr ein Rutschen des festen Eises, sondern nur noch ein langsamer Fluß einer zähen Flüssigkeit angenommen werden kann.

Was die Bewegung an sich betrifft, so erhellt sie aus einem sehr frappanten Beispiele. Im Jahr 1788 ließ der berühmte Saussure an der aigle de noire eine Leiter zurück, die in den nächsten Gletscher gerieth und mit ihm im Eise eingebacken in 44 Jahren 16,500 Fuß

weit vorgeschoben wurde und im Jahr 1832 wieder zu Tage kam (S. 85). Ueber die Zeit der Bewegung stellt Herr Forbes noch speziellere Untersuchungen an und fand, daß sich die Gletscher nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter, nicht nur in der Sonnenhitze, sondern auch bei Nacht bewegen, natürlich aber mit verschiedener Schnelligkeit, je nach der Oertlichkeit. Siebzehn Zoll täglich fand er im Sommer ziemlich durchschnittlich. Er hat seine Beobachtungen in Tabellen gebracht.

Besonders charakteristisch unter allen Wahrnehmungen Forbes' ist die Bänderstruktur des Eises. „Blätter, dünne Platten dichten, durchscheinenden Eises von blauer Farbe wechseln an fast allen Theilen des Gletschers mit Lagen von weniger hartem und vollkommenem Eis, aber mit zahllosen Luft-Blasen erfüllt, welche ihm ein sonderbares, schaumiges, halbdunkles Aussehen geben. Diese eigenthümliche Struktur, welche die so sehr leichte Zerbrechlichkeit des Eises bedingt (und das Begehen des Eises, mit einem gewöhnlichen Beil versehen, zu keinem schwierigen Versuch macht, gegen jenen auf gewöhnlichem Eis), mag eher mit dem verglichen werden, was die Geologen den schiefrigen Durchgang vieler Felsarten nennen, als mit der sogenannten Schichtung. Dieser Unterschied ist von großer Bedeutung; Schichten sind Ergebnisse eines nach und nach erfolgten Absatzes, und verdanken ihre Form und Trennung einzig diesem Umstand, während man den schiefrigen Durchgang bei vielen Felsarten findet, die keineswegs durch einen allmähligen Absatz gebildet sind; er kann sogar bei gänzlich oder theilweise festgewordenen Massen sich noch bilden. Diese Abwechselung von Lagen am Gletscher-Eis ist durch die blaue und grünlichblaue Farbe bezeichnet, oder durch weiße Curven, welche die ganze Masse des Eises durchziehen. Es ist dieß kein ungewöhnlicher Umstand, sondern die wahre Struktur des Gletscher-Eises und die einzige, welche es besitzt, die auch, wie man erwarten darf, sicherlich Licht auf die Bildungsweise und Bewegung dieser Massen wirft. Ich ward zuerst mit der Thatsache bekannt, als ich die Lagen des unteren Aar-Gletschers besuchte, das erstemal in Gesellschaft der Herren Agassiz und Heath im August 1841. Sie schien mir so klar, daß ich nicht begreifen konnte, wie Agassiz, der sich schon einige Sommer vorher an diesem Gletscher aufhielt, es habe übersehen können. Zuerst glaubte er, daß es eine oberflächliche Streifung des Eises sey, durch das Auswaschen von Sand auf seiner Decke hervorgerufen; als ich aber bemerkte, daß es bis zu einer Tiefe von zwanzig und mehr Fuß hinabreiche, behauptete er, daß diese Erscheinung erst seit dem verflossenen Jahr eingetreten sey. Ich bewies ihm aber, daß dieß Phänomen auch an andern Gletschern vorkomme, wo es eben so wenig beobachtet worden sey, als am Aar-Gletscher, und seit jener Zeit hat diese seltsame, wichtige und allgemeine Thatsache die Aufmerksamkeit der Gletscher-Forscher in hohem Grade auf sich gezogen." Seite 27. Hiezu gehört die wesentliche Bemerkung auf Seite 171: „Es schien mir nicht unmöglich, daß dieß Vorkommen der Lagen von mehr oder weniger poröser Struktur, worauf, wie wir gesehen haben, das Phänomen der Schmutz-Streifen zurückzuführen ist, einigermaßen von der Zeit der ersten Konsolidation in den höheren Gletschertheilen abhängt, und daß dieser Charakter mit einiger Einschränkung beibehalten, das Wiederauftreten der porösen Lagen in jährlichen Zwischenräumen veranlaßte, so daß sie gleichsam die „Jahrringe" des Gletscherwachsthums vorstellen können, und daß die Räume zwischen ihnen das jährliche Vorrücken zeigen mögen. Es ist jedoch gewiß, daß, wenn ihre ursprüngliche Bildung in den höheren Gletscher-Gegenden hinlänglich erwiesen wäre, die sehr verlängerte Form der Curven gegen das untere Ende genau so seyn würde, wie die Verschiedenheit der Schnelligkeit im mittleren und den seitlichen Theilen des Gletschers bewirken würden; und die leichte Krümmung der Struktur-Flächen in den höheren Gletscher-Gegenden bestätigt diese Ansicht."

Doch es ist uns nicht möglich, das reiche Detail aller dieser Untersuchungen in einen engeren Rahmen zusammen zu ziehen, ohne von ihrer Begründung allzuviel fallen lassen zu müssen. Also verweisen wir den geneigten Leser auf das Buch selbst.

Gelegentlich erklärt sich der Verfasser auch gegen die zu weit gehende Hypothese des Herrn Agassiz hinsichtlich der erratischen Blöcke, und findet das Vorkommen kolossaler Gletscher in der Vorzeit der Erde durch die thatsächliche Bildung der Gebirge mit nichten bestätigt.

Obgleich das Werk größtentheils den wissenschaftlichen Untersuchungen gewidmet ist, erfreut es doch auch durch manches reizende und erhabene Landschaftsgemälde, und durch einige rührende Genrebilder. Der Reisende fand auf einem der unbesuchtesten Pfade unter dem Mont Collon die Leiche eines Landmanns, die offen auf dem Eise liegend hier schon überwintert hatte und noch unverwest war, und das Gerippe eines Anderen, das noch ganz regelmäßig, aber durch die Ausdehnung des Eises, auf dem es lag, bis zu fünf Ellen in die Länge gezogen war (S. 277). Einen Nordamerikaner hatte der Führer des Herrn Forbes zu retten das Glück, nachdem derselbe schon eine ganze Nacht über einem Abhang hatte hängen müssen.

Auch eine schöne Sage wird Seite 200 mitgetheilt. Die Einwohner des reichen Dorfes St. Jean de Pertus

thaten eines Sonntags, anstatt in die Kirche zu gehen, ihr Heu ein. Da stürzte der Gletscher von la Breuva auf sie und deckte sie und das ganze Dorf in einem Augenblick zu. Lange nachher aber hörte man noch tief unter Eise die arme Gemeinde den versäumten Gottesdienst nachholen und ihr Geistergesang tönte zur Vesperzeit herauf.

Mährchen und Sagen.

Mährchensaal. Mährchen aller Völker für Jung und Alt. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von Dr. H. Kletke. Drei Bände. Mit Stahlstichen. Berlin, Reimarus, 1845. Groß 8.

Dieses nunmehr beendigte Werk, dessen erste Hefte wir schon in Nr. 109 unsrer vorjährigen Blätter begrüßt haben, enthält einen großen Schatz vortrefflicher Mährchen. Freilich nur einen kleinen Theil des fast unermeßlichen Ganzen, was von Mährchen aller Völker nach und nach zu unsrer Kenntniß gekommen ist, aber eine sehr gute und zweckmäßige Auswahl, und namentlich auch berechnet auf das jugendliche Alter. Wir können es daher allen unsern Lesern nur angelegentlich empfehlen.

Der erste Band umfaßt romanische Mährchen aus Italien und Frankreich, wobei wir die pyrenäische Halbinsel vermissen. Leider ist aber aus dem gewiß mährchenreichen Spanien noch nichts von eigentlichen Volkssagen bekannt geworden. Die italienischen Mährchen sind geschöpft aus dem trefflichen Pentamerone des Basile und aus der Sammlung des Strapparola. Von dem erstern findet man im dritten Bande der Grimmschen Haus- und Kindermährchen die Inhaltanzeige der Mährchen. Aus der Sammlung des Strapparola hat Schmidt eine Anzahl Mährchen schon im Jahr 1817 übersetzt. Gewiß sind aber in Italien noch eine Menge Mährchen im Volke gäng und gäbe, die man nur noch nicht gesammelt hat. Die Volkssagen von der befana und vom orco z. B., deren Herr von Martens in seinem schätzbaren Werke über Italien nur beiläufig gedenkt, lassen auf mehr schließen.

Die hier mitgetheilten französischen Mährchen sind geschöpft aus dem berühmten contes de ma mère oye von Perrault. Es finden sich darunter die auch in Deutschland beliebtesten Sagen, z. B. vom Ritter Blaubart, vom Rothkäppchen, vom Däumling. Daran schließen sich anmuthige Mährchen aus der Sammlung der geistvollen Gräfin d'Aunoi. Sofern diese Dame lange in Spanien lebte und auch zwei treffliche Werke über Spanien geschrieben hat, sollte man fast vermuthen, sie könnte auch einige spanische Elemente in ihre Mährchen aufgenommen haben. Das Hauptmährchen von ihr ist Aschenbrödel, eine fast bei allen Völkern verbreitete und uralte Sage, die wir schon im alten Indien finden und nicht minder im klassischen Alterthum, denn die Leiden und Prüfungen der Psyche im Mährchen des Apulejus sind ganz das nämliche. — Herr Kletke hat außer diesen auch noch einige wenige Mährchen aus dem cabinet des fées aufgenommen.

Der zweite Theil umfaßt die nordeuropäischen, nichtromanischen Mährchen der Ungarn, Slaven, Engländer, Skandinavier und Deutschen. Hier ist nun freilich viel Stoff in einen engen Band zusammengedrängt und hätte gerade von diesen so sagenreichen Völkern noch mehr als ein Band mit dem Trefflichsten können angefüllt werden. Da indeß die deutschen Mährchen schon in der unschätzbaren und unübertrefflichen Sammlung von Grimm vorliegen, so finden wir es angemessen, daß Herr Kletke dieselben nicht ausgeschrieben, sondern überhaupt mit deutschen Mährchen sparsam gewesen ist. — Die schönen ungarischen Mährchen sind entlehnt aus Graf Mayláths und von Gaals Sammlungen. Ein kroatisches und slavonisches von Vogl. Esthnische aus Kohls Reisewerk und aus dem Magazin für die Literatur des Auslandes. Die Quelle, aus denen wieder diese beiden geschöpft, nämlich die Verhandlungen der Esthnischen Gesellschaft in Dorpat, scheint Herrn Kletke nicht zugänglich oder bekannt gewesen zu seyn. — Die russischen Mährchen sind hauptsächlich aus der reichhaltigen Sammlung von Dietrich (1831) entlehnt, die polnischen aus der eben so reichen Sammlung von Woycicki. Ein böhmisches von Gerle. — Die irischen aus der berühmten Sammlung von Grimm und einigen andern zerstreuten Quellen. — Aus England sind leider nur zwei Mährchen beigebracht. Die dänischen sind geschöpft aus Andersen, ein schwedisches aus Arndt. Von Schweden und Norwegen hätten wohl auch noch mehr können mitgetheilt werden. Einige wendische Mährchen sind dem schönen Werke von Haupt und Schmaler entnommen. Die Sammlung wallachischer Mährchen von Schott konnte dem Herausgeber noch nicht bekannt seyn, sonst würde er auch von diesen wohl eins oder das andere benutzt haben.

Der dritte Band umfaßt die Mährchen des Orients. Zuerst mongolische aus Bergmanns Streifereien in den

Nomadenländern. Dann indische aus der Mährchensammlung des Somadeva. Ein malayisches, einige jüdische. Dann eine große Zahl muhamedanische aus 1001 Nacht und 1001 Tag und einigen anderen Sammlungen. So schön diese Mährchen sind, so hätte der Herausgeber doch hier vielleicht dieselbe Rücksicht einhalten können, wie bei den deutschen Mährchen. Indem er die großen Mährchen von Sindbads Reisen, Aladdin mit der Wunderlampe 2c. ausführlich mittheilt, nimmt er anderen, weniger bekannten Mährchen etwas zu viel Raum weg. Die genannten orientalischen Mährchen sind, wie die deutschen von Grimm, in vielen Ausgaben und auch in Jugendschriften mannigfach verbreiter, hätten also hier wohl anderen Platz machen können. — Zum Schluß einige der schönsten Mährchen aus Amerika und Afrika.

Von den amerikanischen wollen wir eins der anziehendsten mittheilen, um unsern Lesern zugleich eine Probe der Darstellung zu geben. „Einsam saß in seiner Hütte an den Ufern eines gefrornen Stroms ein Greis. Das Ende des Winters war nahe und sein Feuer fast erloschen. Der Greis schien so alt und er war so verlassen. Seine Locken waren von der Zahl der Tage weiß, und jedes seiner Glieder zitterte. Ein Tag nach dem andern ging in Einsamkeit an ihm vorüber, und er vernahm nichts, als das Heulen des Sturmes, der den neugefallenen Schnee vor sich her scheuchte. — Eines Tages, als sein Feuer eben erlöschen wollte, näherte sich ihm ein schöner Jüngling und trat in seine Hütte. Seine Wangen waren von dem Blute der Jugend geröthet, seine Augen strahlten im Glanze der Kraft, und Lächeln spielte um seine Lippen. Sein Gang war leicht und schnell. Um seine Stirn schlang sich ein Kranz von wohlriechendem Grase, nicht das Stirnband des Kriegers, und in seiner Hand hielt er einen Blumenstrauß. — „O, mein Sohn," redete der Greis ihn an, „wie freut es mich, dich zu sehen. Tritt herein, tritt herein und erzähle mir deine Abenteuer, erzähle mir, welche fremde Länder du gesehen. Laß uns diese Nacht zusammenbleiben. Auch ich will dir von meiner Stärke und von meinen Thaten erzählen und was ich Alles vollbringen kann. Du sollst dasselbe thun und die Nacht wird uns schnell verstreichen." — Nun zog er aus seinem Beutel eine merkwürdig geschnitzte, alte Pfeife, füllt diese mit Tabak, den er durch gewisse Blätter milderte, die er beimischte, und reichte sie seinem Gaste. Als sie geraucht, fingen sie an zu sprechen. — „Ich hauche meinen Athem aus, begann der Greis, „und die Ströme stehen still. Das Wasser wird fest und hart, wie durchsichtiger Stein." — „Ich athme," erwiderte der Jüngling, „und Blumen sprossen von der Ebene auf." — „Ich schüttele meine Locken," fuhr der Greis fort, „und Schnee verbirgt das Land. Auf mein Geheiß fallen die Blätter von den Bäumen, und mein Athem treibt sie vor sich her. Die Vögel erheben sich von dem Wasser und ziehen in ein fernes Land; die Thiere verbergen sich vor meinem Hauche, und der Boden wird so hart wie Feuerstein." — „Ich schüttele meine leichten Locken," antwortete der Jüngling, „und warme, milde Regenschauer benetzen die Erde. Die Pflanzen erheben ihre Köpfe über die Oberfläche des Bodens, wie die Augen der Kinder, die vor Freude strahlen. Meine Stimme ruft die Vögel zurück. Die Wärme meines Athems entfesselt die Ströme; wo ich auch wandele, überall erfüllt Musik den Wald, und die ganze Natur jubelt." — Da erhob sich die Sonne; milde Wärme verbreitete sich über die Gegend. Die Zunge des alten Mannes verstummte. Das Rothkehlchen und das Blaukehlchen erhoben ihre Stimme auf dem Dache der Hütte. Vor der Thür begann der Strom zu murmeln und auf den Frühlingslüften wurde der Wohlgeruch der wachsenden Pflanzen dahergetragen. — Als das Licht des Tages sich verbreitete, erkannte der junge Mann, wer sein Wirth gewesen; denn als er ihn anblickte, hatte er das eisige Gesicht Peboan's (des Winters) vor sich, und Ströme ergossen sich aus seinen Augen. Je höher die Sonne stieg, um so kleiner wurde sein Wirth, — bald war er ganz verschwunden. An der Stelle seiner Hütte blieb nichts zurück, als die Miskodid, eine kleine weiße Blume mit blaßrothem Rande, die früheste Blüthe des Nordens."

Erklärung.

Daß eine Stelle unsrer dießjährigen Blätter Nr. 109 Seite 434 auf Herrn Meyer Beer bezogen werden und zu dessen ungerechter Verunglimpfung dienen kann, ist mir zu meinem großen Bedauern bei deren Aufnahme entgangen, weßhald ich sie hiermit aufs bestimmteste desavouire und mich dabei auf das achtungsvolle Urtheil beziehe, welches ich aus Anlaß der Schriften von Wilhelm und Michael Beer auch über ihren Bruder seit Nr. 46 des Jahrgangs 1834 dieser Blätter mehrmals ausgesprochen habe.

Menzel.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 125.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 8. December 1845.

Länder- und Völkerkunde.

Italien. Von Georg von Martens. Zweiter Band. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler, 1844.

In diesem in Lieferungen erschienenen und eben erst vollendeten Bande schildert Herr von Martens die Pflanzen, die Thiere und Menschen Italiens, nachdem er im ersten die geologischen Verhältnisse des Landes erörtert hatte. Mit Bezugnahme auf unsere Anzeige des ersten Bandes (in unsern diesj. Blättern Nr. 54) wiederholen wir kurz, daß Herr von Martens, in Italien selbst geboren und mit dem Lande aufs innigste vertraut, in vorzüglichem Grade befähigt und berufen war, es zu beschreiben. Schon früher gab er die Schilderung einer Reise nach Venedig in zwei Bänden heraus, welche besonders in den naturwissenschaftlichen Erörterungen über die venetianischen Gebirge und die unter demselben liegenden, von reißenden Bergflüssen durchströmten und am Meer die berühmten Lagunen bildenden Ebenen und über die ganz eigenthümliche Flora und Fauna der Lagunen classisch genannt werden darf.

Die Beschreibung der Vegetation Italiens läßt eben so sehr den ausgezeichneten Botaniker von Fach überhaupt, als den Freund der italienischen Natur insbesondere wiedererkennen. Von den zierlichen Alpenpflanzen unmittelbar in der Schneeregion bis zu der indianischen Feige am heißen Felsen Siciliens, ja bis auf die submarinen Algen am Meeresufer wird uns jede nur irgend charakteristische Pflanzenform vorgeführt und das von ihr angegeben, was am meisten in die Sinne fällt oder zur Phantasie spricht, wobei der Volksaberglaube und die Sage eben so wenig ausgeschlossen sind, als der Nutzen der Pflanzen in der Oekonomie. — Daß die Vegetation Italiens eine andere und weit reichere sey, als die unsere, weiß Jedermann. Hier wird der Unterschied bis ins Einzelnste verfolgt. Das Resultat ist: „Von den Monocotyledoneen kommen 396, von den Dicotyledoneen 1459 sowohl in Deutschland als in Italien vor, 368 Monocotyledoneen und 1973 Dicotyledoneen Italiens fehlen in Deutschland, 71 Monocotyledoneen und 222 Dicotyledoneen Deutschlands fehlen in Italien. Es besitzen demnach Deutschland und Italien 1855 gemeinschaftliche Phänogamen, Italien aber 2341 eigenthümliche, Deutschland 293, Italien also das achtfache. Die Gesammtzahl der Arten ist in Deutschland 2148, in Italien 4197, also beinahe doppelt so viel." Den Kulturpflanzen widmet der Verfasser besondere Aufmerksamkeit und geht dann auf die Agrikultur Italiens überhaupt über.

Welchem Reisenden wäre nicht schon der Kontrast der Natur und Kultur an so vielen Orten in Italien aufgefallen, die Nichtbenutzung, das Wüstliegen des herrlichsten Bodens? Herr von Martens erklärt diese oft beklagte Erscheinung aus einem einzigen Umstande, indem er die Thatsache anführt, daß überall wo kleine Güter sind, auch der Boden gut bebaut wird, und nur da, wo eine Menge Boden in einer Hand ist, die Kultur vernachlässigt wird. Der Boden verträgt hier eine fast unendliche Theilung, weil er so sehr fruchtbar ist, während bei der Leichtigkeit, überhaupt in Italien zu existiren, große Güter nur zum kleinen Theil zum Ackerbau und hauptsächlich zur Viehzucht benutzt werden. „Im Jahr 1782 ließ Pius VI. einen Kataster der Grundstücke der Campagna aufnehmen. Man fand 111,106 Rubbia in 362 Tenute getheilt. Hievon gehörten 234 Tenute, zusammen 69,196 Rubbia umfassend, 113 Privatpersonen, meist Abkömmlinge der Nepoten ehemaliger Päpste; die übrigen 128 Tenute mit 41,906 Rubbia vierundsechzig Kirchen, Klöstern und frommen Stiftungen. Für eine spätere Epoche gibt Brocchi 108,317 Rubbia in den Händen von zweihundert und fünfzehn Eigenthümern treffend als Hauptgrund der Malaria Roms und der Verödung seiner Campagna an. Im Jahr 1803 bewirthschafteten drei Mercanti di Campagna

den fünften Theil des ganzen Gebiets, das ist, mehr als zwanzigtausend Rubbia Landes. Diese großen Grundeigenthümer finden es vortheilhafter, alle Kulturkosten, alle Wechselfälle der Witterung zu vermeiden, und ihre ausgedehnten Besitzungen als Weideland an Viehhändler zu verpachten, welche bei dem starken Fleischverbrauch der Hauptstadt ein bedeutendes und sicheres Pachtgeld für das Recht zahlen, diese Einöden mit großen Heerden prächtiger Ochsen, Büffel und Schweine, mitunter auch von Pferden, zu bevölkern. Als Pius VI. auf stärkeren Anbau drang, legte man ihm in alle Einzelnheiten eingehende Berechnungen vor, nach welchen ein Kapital von 8000 Scudi, auf die Viehzucht verwendet, jährlich 1970 Scudi, auf den Ackerbau verwendet, 30 Scudi reinen Ertrag liefere. Von den besten Ländereien wird ein Theil als Ausfeld nach drei bis sieben Jahren Brache, mehr oder weniger, je nach dem Preise des Getreides, im Ganzen nicht über ein Zehntheil der Fläche, mit Weizen angesäet, und diese großen Weizenfelder, ohne Schutz, ohne Bäume, ohne irgend eine andere Kultur, sind die einzige Spur, daß noch vernünftige Wesen diese Gegenden bewohnen, deren Name (Campagna, Gefilde) eine Satire wäre, hätte er nicht eine historische Bedeutung. Dieselbe Klage führt der wackere Repetti über die toscanischen Maremmen; auch dort sind Mangel an Bodenvertheilung, Grundstücke von mehreren Quadratmeilen und unabsehbare Gemeindegüter das Haupthinderniß des Ackerbaues. Diese großen Grundbesitzer begnügen sich, jährlich höchstens den dritten Theil des fruchtbaren Landes mit Weizen anzusäen und die Fide (Weideverpachtungen) bilden ihr Haupteinkommen. Selbst in der gesegneten Lombardei findet man ein ähnliches Beispiel. Das große, reich bevölkerte Mailand ist ganz von Wiesen und Weideland umgeben, mit einzelnen Reihen von Weiden und Pappeln, denen keine Rebe sich vermählt. Nur der Umstand, daß ein reiches Grün diese kunstreich bewässerten Wiesen deckt, und längs der Hauptstraße zahlreiche Gebäude den einförmigen Anblick oft unterbrechen, hat Mailand vor den Vorwürfen der Reisenden geschützt, gegen welche man auch hier nur eine Antwort hätte, daß großen Grundbesitzern die Viehzucht mehr einträgt, als der Ackerbau. Dagegen ist ein flüchtiger Blick auf die vortrefflichen Karten, welche der neapolitanische Generalstab über die Umgebungen des Vesuvs und Neapels herausgegeben hat, hinreichend, um sich zu überzeugen, daß die unendliche Vertheilung des Bodens in kleine, mit Wohnhäusern versehene Güter den glücklichen Gefilden (Campagna felice) das üppigreiche Aussehen verleiht, welches die Umgebungen Neapels zum auffallendsten Gegensatze der römischen macht. Durch die Erfahrungen belehrt, kann man ganz Italien durchwandern, um sich zu überzeugen, daß überall die Größe der Landgüter und die der Kultur zu einander im umgekehrten Verhältnisse stehen." Der Verfasser macht die Probe und weist von allen Provinzen Italiens speziell die Wahrheit des hier Gesagten nach.

Alle einzelnen eigenthümlichen Kultur- und Industriezweige werden nun ausführlich geschildert, der Reisbau, Maisbau, die Bereitung der Florentiner Hüte aus Weizenstroh, die Seidenzucht, der Weinbau rc. und selbst von jedem eigenthümlichen Obst, Gemüse, von allen Eigenthümlichkeiten der italienischen Küche findet man hier Nachricht.

Nicht minder ausführlich wird die Thierwelt Italiens erörtert, von den kleinsten Insekten und Krabben bis zu den Büffeln und Eseln. Wie die Pflanzenwelt Italiens sich durch das Vorherrschen der Oliven, Feigen, Citronen, Lorbeeren, Kastanien, Cypressen, Myrthen, Pinien rc. überall von der deutschen unterscheidet, so auch die Thierwelt durch die weißen Rinder, schwarzen Büffel und Stiere und durch die vielen Esel und Maulthiere. Doch übergehen wir hier die reichen zoologischen Details, um zum Menschen zu gelangen.

Herr von Martens charakterisirt das italienische Volk sehr gut in Folgendem: „Kinder ihres Bodens und ihrer Vorfahren bilden die romanischen Völker des südlichen Europa's einen lebhaften Gegensatz zu den germanischen der nördlicheren Länder dieses Welttheils, einen Gegensatz, welcher kaum in den Nordfranzosen, Belgiern, und französischen Schweizern durch Uebergänge vermittelt, in den Italienern als dem südöstlichsten romanischen und den Britten als dem nordwestlichsten germanischen Volke am schärfsten hervortritt. Hauptgrund dieser Verschiedenheit ist die Verschiedenheit des Klimas, um so entscheidender, als die Mehrzahl der Vorfahren des jetzigen Italieners einen schon ziemlich festen Typus des Geistes, wie des Körpers, aus einem noch wärmeren, die Deutschen aus einem noch kälteren Lande in ihre jetzigen Wohnsitze mitbrachten. Der zweite Grund liegt in der Geschichte. Zweimal Beherrscher der Welt schwelgt der Italiener, wie der Grieche, in den Erinnerungen vergangener Größe und vergißt oft darüber die menschlichere Gegenwart. Der Nordeuropäer ist größer als seine Vorfahren, er denkt mit Liebe, doch nicht bewundernd, an sie zurück und blickt vorwärts, weil rückwärts nicht viel zu sehen ist. Die unmittelbaren Wirkungen der Temperatur sind dreifach. Die Wärme lockt den Menschen leicht bekleidet ins Freie, auf die Straße, das Feld, unter den Schatten der Bäume; die Kälte drängt ihn in das Innere der Wohnung zurück und nöthigt ihn, solche möglichst gut zu verschließen und durch Feuer zu erwärmen, auch nur in schwere, warme Kleider gehüllt zu verlassen. Wärme fordert zu heiterem, sorgenlosem Le-

bensgenusse auf, Kälte zu Thätigkeit und Anstrengung. Wärme liefert endlich, indem sie durch die ganze Natur eine üppige und rasche Lebensentwickelung fördert, leichten und sichern Lebensunterhalt, welchen die Kälte karg und unsicher gibt. So bilden sich bei dem Südländer das Empfindungsvermögen und die Richtung nach Außen vorzugsweise aus, während bei dem Nordländer das Erkenntnißvermögen und die Richtung nach Innen vorherrschen; durch schnelle Auffassungskraft und große Geistesgegenwart zeichnet sich der Erstere aus, durch kaltblütige Besonnenheit und beharrliche Ausdauer der Letztere. Mit genialer Gewandtheit durchschaut der Italiener schnell und tief den engen Kreis, indem er sich frei und ungezwungen bewegt, faßt rasch die praktische Seite des Lebens auf und theilt in harmlos gutmüthiger, belebter Unterhaltung seine treffenden Bemerkungen mit Feuer und Geist, in lauter, schneller Rede dem Andern mit, den langsamen, kalten Schwersinn des linkischen Nordländers bemitleidend, welcher hinwiederum über den Leichtsinn und die Ungenauigkeit in jeder technischen Leistung, über den Mangel an Reinlichkeit und Pünktlichkeit des Südländers verzweifeln möchte. Der erste Herbstfrost tödtet im Norden gewaltsam die Blumen der Fluren und Gärten mitten in ihrer üppigsten Entwicklung, streift die Blätter von den noch grünen Bäumen ab und verscheucht die heitern Sänger der Lüfte. Mit ernster Wehmuth nimmt der Mensch Abschied von der Thier- und Pflanzenwelt, welche nun einen langen Winter unter der Schneedecke verschlafen. Bilder des Todes begleiten ihn in die innern Räume seiner Wohnungen, wo seine Phantasie freies Spiel hat, aus sich selbst die Mannigfaltigkeit des Lebens zu träumen, welche die Wirklichkeit ihm versagt. Nach langer Unterbrechung kehrt der Frühling wieder; Alles strömt ins Freie, pflückt Veilchen und Vergißmeinnicht, freut sich des hellen Grüns der Wälder, des Gesangs der Lerche und der Nachtigall, umfaßt mit inniger Liebe die ganze neubelebte Schöpfung. Aber mit dem Frühling kommt auch die Zeit der Arbeit; es muß für den nächsten Winter gesorgt werden, und nur nach sechs schweren Arbeitstagen ist es dem fleißigen Landmanne erlaubt, am siebenten Tage ruhig und geschäftsfrei seine Felder zu durchwandern oder am Eingang des Dorfes ein trauliches Gespräch zu pflegen. Wie ganz anders im Süden! Ungehemmt entwickeln hier alle Pflanzen ihre Blumen und Früchte, haben die einen ihren Kreislauf vollendet, so treten während der kurzen Pause andere an ihre Stelle; in Sicilien ist der Winter reicher an Blumen als der Sommer, in welchem Hitze und Trockenheit einen Stillstand des Lebens bewirken, welcher den durch die Kälte verursachten weit übersteigt. Der Landmann findet ohne Unterbrechung das ganze Jahr hindurch auf seinem Acker, in seinem Gemüsegarten, an den Reben, Oelbäumen und Agrumen Beschäftigung und Nahrung, jeder heitere Tag findet ihn im Freien, an die lauen Wintertage knüpft sich unvermerkt ein üppiger Frühling, immer reich bleibt die Umgebung, welche ihn weniger ergreift, weil er sie nie entbehrt. Der Südländer fühlt und genießt daher den ganzen Einfluß dieser reichen Natur, ohne sich dessen klar bewußt zu werden, und sein geselliger, praktischer Sinn ist ganz dem Menschen zugewendet. Kalt bleibt er gegen den kalten Stein, den die Phantasie des Nordländers belebt, steht ferner von Blume und Thier. Darum waren, so lange die Bildung der Völker von Südeuropa ausstrahlte, alle Naturwissenschaften so unverzeihlich vernachlässigt, während Rechtswissenschaft, Sprachlehre, Beredsamkeit auf die höchste Stufe gebracht wurden; darum liebt der Italiener noch jetzt in der Kunst nur die Darstellung des menschlichen Körpers und Geistes, während Naturkenntniß und Darstellung in Landschaften, Thier- und Fruchtstücken ihre Fortschritte der nordischen Gesittung verdanken. Auch die Grausamkeit des Italieners gegen die Thiere erklärt sich aus diesem Zuge. Die Eigenschaft des menschlichen Geistes, die einmal unfreiwillig betretene Bahn mit Beharrlichkeit zu verfolgen, hat die sonderbare Erscheinung zur Folge, daß er, nicht zufrieden, die Ungleichheiten der Naturgaben auszugleichen, eine entgegengesetzte hervorbringt, denn was uns fehlt, suchen wir, und was wir ernstlich suchen, finden wir. So ist der Italiener mäßiger als der Nordländer, weil ihm die Natur mehr und mannigfaltigere Nahrungsmittel bietet; nüchterner, weil er mehr Wein hat, ja er kann mehr Kälte ertragen, weil es bei ihm weniger kalt ist."

Zur Charakteristik der einzelnen Provinzen gehört eine kleine, aber vorzügliche Sammlung von Volksliedchen, jedes in seiner eigenthümlichen Mundart (von S. 516 an). Mit großer Sorgfalt beschreibt der Verfasser ferner die Trachten, Volkssitten, Feste und Spiele, bis auf die Kinderspiele herab, von denen er, der sie in seiner Jugend selber spielte, ein reiches Verzeichniß gibt. Da man in neuerer Zeit auf diese feinsten Charakterzüge der Völker mehr Gewicht legt, als früher, und oft schmerzlich bedauert, daß so wenig davon aufgezeichnet ist, machen wir die Freunde solcher Studien auf das vorliegende Werk insbesondere, als eine reiche Fundgrube solcher Einzelnheiten aufmerksam.

Aus Anlaß der Kinderspiele bemerkt der Verfasser: „Daß die häufigen deutschen Knabenspiele, bei welchen der Klumpsack eine Rolle spielt oder sonst geschlagen wird, in Italien unbekannt sind, hat einen tiefen Grund im Charakter des Volkes. Der lebhafte Italiener haßt und verachtet die Schläge als brutale, rohe Handlungen, überdies unklug, weil sie zur Rache reizen; selbst

die Kinder werden ohne Schläge erzogen, keine Ruthe droht ihnen hinter dem Spiegel und frühe schon werden sie an den Gedanken gewöhnt, daß es sich für einen Christen nicht ziemt, Schläge zu geben oder zu empfangen. In Venedig werden Schläge spottweise Orzo todesco, deutsche Gerste, genannt, und die Gewohnheit des Prügelns ist eine von denen, welche am meisten dazu beigetragen haben, den Germanen wie den Slaven in den Augen des Romanen herabzusetzen." Es ist ziemlich merkwürdig, daß die heutigen Italiener den Deutschen diesen Vorwurf machen können, da doch die Römer vor achtzehn bis neunzehnhundert Jahren an den Deutschen gerade das auffallend fanden und bewunderten, daß das Prügeln ihnen gänzlich fremd sey.

Beim Kartenspiel macht der Verfasser eine gute Bemerkung über den Anfang unserer Spielkarten auf dem romanischen Boden. „Es liegt ein tiefer Sinn in dem Spiele, wie im Schachspiel, vier Zeichnungen stellen die vier Stände vor, die Kirche, Coppe, den Priesterstand, die Schwerter, Spada, den Adel und Kriegerstand, Geld, Danari, den Handelsmann und Bürger, und die Stöcke, Bastoni, den Bauernstand. Jede Zeichnung läuft von eins bis zehn, dann folgen der Fante, Fußvolk, Cavallo, Reiterei und Re, der Feldhauptmann, so kämpfen die vier Stände unter dem Einfluß der Klugheit und des Glücks, welches bald dem einen, bald dem andern den Vorzug gibt, mit und gegen einander. Die französischen Karten sind, wie die deutschen, wohl später entstandene Uebersetzungen der italienischen.

Coppe = Coeur = Herz,
Spado = Piques = Schippen,
Danari = Carreaux = Schellen,
Bastoni = Trêlle = Laub

und der Reiter zur Dame gemildert; ja die auffallende Uebereinstimmung der vier in den Karten auftretenden Stände mit den indischen Kasten läßt beinahe einen ins ferne Alterthum zurückgehenden orientalischen Ursprung des Spiels vermuthen."

Sehr interessant ist ferner die Uebersicht über die italienischen Volks- und Kirchenfeste und die dabei vorherrschende Pracht. Auch der Musik und dem Tanze sind besondere Kapitel gewidmet. Beim Tanz ist es charakteristisch, daß die romanischen Nationen hauptsächlich den pas de deux lieben und zwar so, daß sich Tänzer und Tänzerin nicht unmittelbar berühren, während bei den Slaven der große Reigen vorherrscht, die Deutschen aber zwischen beiden die Mitte halten.

Den Schluß dieses Bandes bildet eine Uebersicht der Bevölkerung. Sie beträgt in ganz Italien mit den Inseln zusammen 22—23 Millionen. Sie hat namentlich in den letzten Jahrzehnten sehr zugenommen, doch bei weitem noch nicht die Höhe der früheren Bevölkerung zur Zeit Großgriechenlands und Roms erreicht.

Atlas.

Vollständiger Handatlas der neueren Erdbeschreibung über alle Theile der Erde in 80 Blättern. Herausgegeben von Dr. K. Sohr. Glogau und Leipzig, Flemming, 1844. Quer Folio.

Im Format und in der Ausdehnung des bekannten Stieler'schen Atlasses. Obgleich nicht alle Karten gleich gut gelungen sind, so gereicht es diesem Atlas doch im Allgemeinen sehr zum Vortheil, daß die Karten mit der Nadel auf Stein gravirt sind, was ihnen durchgängig in allen Theilen der Ausführung eine größere Bestimmtheit und Schärfe gibt, als es mit der Federzeichnung möglich gewesen wäre. Auch der Abdruck ist bei tiefem Schwarz fast durchgängig gut. Vor allem verdient die musterhaft ausgeführte, von H. Müller lithographirte Fluß- und Gebirgskarte von Mitteleuropa die höchste Anerkennung. Auch die Karten, auf denen die österreichischen Länder dargestellt sind, verdienen großes Lob. Ferner sind wohlgerathen Unteritalien mit Sicilien, auch Südamerika. Dagegen sind die Karten von Belgien, Württemberg und Sachsen in der Haltung weniger gelungen, Frankreich und Spanien, auch Marokko, zu rußig ausgefallen; die Asiatische Türkei zu manierirt. — Zum bequemern Aufsuchen hätten die Karten numerirt seyn sollen.

Volkssagen.

Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit acht Stahlstichen und einem Titelkupfer. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Köln und Aachen, Kohnen, 1844.

Diese sehr gewählte Sammlung, die das Beste aus den sagenreichen Rheinlanden zusammenfaßt, hat die Gunst des Publikums, die ihr zu Theil geworden ist, in vollem Maße verdient.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 126.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 12. December 1845.

Altdeutsche Literatur.

Deutsche Mystiker des 14ten Jahrhunderts. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Erster Band. Hermann von Fritslar, Nicolaus von Straßburg. David von Augsburg. Leipzig, Göschen, 1845.

Herr Franz Pfeiffer, der für Herausgabe und kritische Sichtung altdeutscher Sprachdenkmale schon so viel geleistet, hat sich ein neues Verdienst erworben durch die erstmalige Herausgabe der vorliegenden Mystiker. Es sind Sprachdenkmale in Prosa, deren noch so wenige veröffentlicht sind, und die gleichwohl so gut wie die in Versen die Beachtung der Neuzeit verdienen. Es scheint noch keineswegs allgemein bekannt zu seyn, daß man im Mittelalter eine viel schönere und wohlklingendere Prosa schrieb, als seit der Reformation. Von der Weitschweifigkeit der spätern deutschen Prosa ist noch keine Spur in jenen älteren Werken. Das Verderben, die Barbarei kam in unsere Sprache, wie in unsere Kunst, erst durch die humanistischen Studien. Hätten wir nicht im römischen Sinn klassisch seyn wollen, so würden wir es wahrscheinlich im deutschen Sinne geblieben seyn. Man lese die Einleitung zu den chymischen Schriften des Elsässer Mönchs Basilius Valentinus, man lese die leider noch nicht edirte Legende des h. Brandanus in der Heidelberger Handschrift, und man wird nicht läugnen können, daß diese deutsche Prosa nicht nur äußerst klangvoll, sondern auch syntaktisch schön zergliedert war. Man hatte damals noch die volltönenden Partizipia und Imperfekta, worin ein o oder u lang ausgesprochen wurde, während jetzt das kurze a und e vorherrschen. Man ließ schleppende Präpositionen, Conjunktionen und Hülfswörter weg, die unsere moderne Prosa so arg belasten, und vermied dabei doch die Unverständlichkeit. Es klingt freilich für unser verwöhntes Ohr auffallend, wenn z. B. Basilius Valentinus sagt: „Da mir ꝛc., begunt ich zu betrachten das Elend dieser Welt und beweinte inniglichen die Missethat unsrer ersten Eltern begangen.“ Aber da der Satz vollkommen verständlich ist, ohne daß man ihn aufzulösen braucht in „die Missethat, welche von unsern ersten Eltern begangen worden ist“ oder „die von unsern ersten Eltern begangene Missethat“, so erscheint eine solche Abkürzung erlaubt und es braucht wohl nicht erst auseinander gesetzt zu werden, wie viel unsere Sprache gewonnen hätte, wenn sie sich einer solchen Erlaubniß länger bedient hätte. Zu geschweigen der schönen Kürze in dem rhetorischen Anschluß der Perioden, die später in die unerträglichste Verschwendung von Schnörkeleien wie: was maßen, als haben wir — sintemal und alldieweil ꝛc. ausartete.

Was nun das vorliegende Werk betrifft, so ist vielleicht der Titel manchem Leser anstößig, denn von „Mystikern“ wollen viele Leute nichts wissen. Streng genommen ist auch hier keine andere Mystik zu verstehen, als welche die ganze mittelalterliche Kirche nothwendig in sich schließt. Gleich in dem ersten hier edirten Buche z. B. finden wir keinen Mystiker im engern Sinn, sondern einen Mann, der der Legende nur ihre poetische Seite abgewinnt.

Hermann von Fritslar war nach den Untersuchungen des Herausgebers kein Geistlicher, sondern wahrscheinlich ein wohlhabender Laie. Als Hesse schreibt er zwar oberdeutsch, aber mit einem Stich ins Niederdeutsche. Die hier mitgetheilte Legendensammlung zeugt von feinem poetischen Gefühl und enthält manchen Zug, den wir in den gewöhnlichen kirchlich offiziellen Sammlungen vermissen. Ueberhaupt liegt die Legendenliteratur, wie wir bei diesem Anlaß bemerken zu müssen glauben, noch sehr im Argen. Die Acta S. S. sind unvollendet geblieben und auch in den fertigen Theilen keineswegs für das poetische Interesse erschöpfend. Surius, Ribadeneira, die vielen größern und kleinern Sammlungen, worin die Heiligen je nach ihren Kalendertagen ab-

gehandelt werden, gehören, wie die Acta S. S. schon dem geschmacklosen Zeitalter an, welches die reine Thatsache der Tradition in Kritik, gelehrten Kommentaren oder moralischen Nutzanwendungen erstickt. Die alte Lombardica ist naiver, aber zu wenig vollständig. Die reichste Ausbeute gewähren Specialkirchengeschichten, seyen es Geschichten der Heiligthümer eines Landes, einer Provinz, einer Stadt, oder Geschichte eines Mönchordens. So hat man von der Schweiz, von Irland rc. an Legenden sehr reichhaltige Kirchengeschichten. So findet man in Steills Ephemeriden des Dominikanerordens einen Schatz der köstlichsten Legenden. Auch die Chroniken, von der Kaiserchronik an, enthalten viel Stoff dieser Art. Endlich bieten die Reisebeschreibungen in den romanischen Ländern manchen Fund dar, denn oft knüpfen sich die schönsten Legenden an Lokalfeste, von denen man anderwärts nichts weiß. Ein Beispiel gibt Kaltenbäck in seiner Sammlung der Marienlegenden, die ausschließlich nur an Feste und Oertlichkeiten in Oesterreich geknüpft sind. Einige neuere Legendensammlungen sind die von Kosegarten, die fast nur längst Bekanntes wiederholt; die von Silbert, die viel neues und weniger Bekanntes enthält, aber einen mehr erbaulichen als literarischen Zweck hat; die unvollendet gebliebenen Purpurviolen von Rousseau, der nur die versificirten Legenden sammelte. Ueberall fehlt noch wie eine Geschichte der Legendenliteratur, so eine Sammlung des Wesentlichsten ihres Inhalts.

Die Sprache des Hermann von Fritslar ist höchst ungekünstelt, aber gerade in dieser Einfachheit klassisch und erinnert auffallend an den Styl des Herodot. Hier eine Probe aus der Legende der h. Barbara. Dise jungfrowe was sô schône daz ir eigin vater begerte si zu nemene zu einer êlchen vrowen, und liz einen turn bûwen dar ûffe her si wolde behalten, und hiz zwei venster dar în machen. Dô hiz di jungvrowe di werglûte daz si drî venster solten machen, wan si sprach: »ir sin drîe di irlûchten alle di werlt: der vater und der sun und der heilige geist.« Dô der vater quam und diz sach, dô ward her zornig, und erfur daz si kristen was. Dô ruckete her sîn swert und wolde si hân ermort. Dô entlif si ime uber daz velt. Dâ huten zwên hirten irre schôf, di vregele he ab si di jungfrowen icht gesehen heten; der eine loinkete, aber der andere wisete nôch ire, und des schôf wurden zu houschrecken. Der vater begreif di jungfrowen under einem busche, dô si sich behalden hate, und nam si bî den zopfen und sleifte si nôch ime uber daz velt wan in di stat, und furte si vor den richter und beschuldigete si umme kristen glouben. Der richter gap daz urteil uber si, und der vater furte si ûz und slug ir selber abe ir houbit; und dô her von der veme stat ging, dô quam ein blitze von deme himele und verbrante in ze asschen.

Um auch einige der poetischen Züge anzuführen, durch welche Hermann von Fritslar die Legendenpoesie bereichert, erwähnen wir aus der Legende des h. Antonius Folgendes. Der Heilige ging bekanntlich den Mönchen, als deren Stifter er verehrt wird, mit dem Beispiel der seltensten Bescheidenheit voran, so daß er noch zuletzt im Sterben befahl, man solle seinen Leichnam irgendwo verbergen, damit ihn niemand fände und etwa seinen Reliquien abergläubische Verehrung zolle. (Wohlgemerkt, der berühmte Gründer der Klöster war ein geschworner Feind der Reliquien.) Die Schüler führten den Leichnam, wie der Heilige befohlen hatte, über Meer und begruben ihn an einen stillen Ort unter einer schönen Buche. Hier lag er lange Jahre, als Gott meinte, der Bescheidenheit des Heiligen sey nun ein Genüge geschehen und es sey nun Zeit, seine Reliquien zu Ehren zu bringen. Sofort wurde einem Abt und Bischof im Traum angezeigt, wo sie zu finden seyen; zugleich wurde ihnen aber auch befohlen, den Leichnam abermals über Meer zu führen. Da fuhren sie einem hohen Berge (dem Aetna?) vorbei, aus welchem die erboßten Teufel glühende Massen, obwohl umsonst, gegen das Schifflein schleuderten. Dar umme schreibet man, daz her gewalt habe uber daz hellische fûr. — Diese Stelle ist interessant, weil sie die Bedeutung des sprichwörtlich gewordenen h. Antoniusfeuers erklären hilft. So nannte man nämlich im elften Jahrhundert eine gefährliche Pest, die sich in Frankreich ausbreitete, und gegen welche sich ganz besonders die zu St. Didier de la Moethe bei Vienne bewahrten Reliquien des Heiligen heilkräftig erwiesen haben sollen. — Die merkwürdige Seefahrt der Leiche findet sich auch in der russischen Legende wieder. Die Russen nämlich behaupten, daß sie die Reliquien des Heiligen besitzen und zwar in Nowogorod, wohin die Leiche auf der Wolga (auf einem Mühlstein ruhend) stromauf geschwommen seyn soll, wie Olearius in seiner persischen Reise berichtet.

In der Legende der h. Agnes erzählt Hermann von Fritslar, ein Mönch habe das Gelübde der Keuschheit nicht halten zu können vermeint und den Papst um Erlaubniß gebeten, heirathen zu dürfen. Der Papst aber habe ihm einen Ring gegeben und ihm befohlen, denselben dem Bilde der h. Agnes anzustecken. Sobald dies nun der Mönch gethan habe, sey die Keuschheit über ihn gekommen. Zum Beweise, wie gut alte Legenden von modernen Dichtern entstellt und entweiht werden, sey hier bemerkt, daß Kosegarten in seinen Legenden I. 57 diese Geschichte in Verse gebracht und ihr eine Wendung gegeben hat, wonach der Mönch von Anfang an in das schöne Bild der Heiligen verliebt ist.

Während die gute alte Legende den halbthierischen Menschen durch den Anblick des reinsten Keuschheitsideals betroffen und bezwungen werden läßt, gefällt es Kosegarten, gerade durch das Bild der Heiligen die Sünde im Mönch entstehen zu lassen. Das ist nun nicht nur eine im höchsten Grade widrige Frivolität, sondern zerstört auch den ganzen Sinn der Legende, denn wie soll man es sich vorstellen, daß das nämliche Bild, das den Mönch zum Bösen reizt, ihm nun auf einmal anders erscheinen soll? Doch in dieser Weise sind nur zu viele Legenden von neuern Dichtern mißhandelt worden. — In der Legende von der h. Brigida wird dieselbe auch Brida genannt und es wird von ihr erzählt, sie habe Gott gebeten, damit kein Mann ihrer begehre, sie recht häßlich zu machen und sie eines ihrer Glieder zu berauben. Gott habe ihr hierauf ein Auge genommen. — In diesem Zuge scheint sich uns ein Mythus zu verrathen, denn Einäugigkeit bezieht sich in den alten Mythen immer auf den Winter, in dem das eine Auge der Natur, die Sonne, erblindet, und nur das andere, der Mond offen ist. Als eine Wintergottheit unsrer deutschen Hertha ähnlich, verräth sich diese Brida ferner durch den Zug der Legende, demzufolge sie einmal einen wilden Eber (bekanntes Wintersymbol) gezähmt und zum Hirten ihrer Heerde gemacht haben soll. Auch erscheint sie in den Actis S. S. als eine besonders für die Landwirthschaft und das Vieh besorgte Heilige, ganz so wie Bertha in den deutschen Sagen. Der dieser Heiligen gewidmete Kultus zu Kildar in Schottland, hatte ein ganz heidnisches Ansehen. Man unterhielt ihr nämlich ein ewiges Feuer, von neun Nonnen bedient, wie das der Vesta in Rom von den Vestalinnen. Vgl. Thomas Moore Geschichte von Irland S. 245 und Grimm deutsche Mythologie 2te Ausgabe, S. 578.

Zu den schönsten Legenden der vorliegenden Sammlung gehört die vom h. Accacius oder von den 10,000 Märtyrern. Dieser Accacius war Anführer von 9000 Römern, focht am Euphrat wider die Perser und wurde geschlagen. Da erschien ihnen ein Engel und sprach: anstatt euern Götzen zu opfern, betet Jesum Christum an und ihr werdet siegen. Das thaten sie und von Stund an schlugen sie den Feind. Darauf sahen sie, wie der Himmel über ihnen sich aufthat und sieben Engel traten hervor und bekehrten sie und verkündigten ihnen das Martyrthum. Der römische Kaiser Hadrian erfuhr, sie seyen Christen, umringte sie mit gewaltiger Heeresmacht und befahl ihnen, den alten Göttern zu opfern. Accacius weigerte sich. Nun ließ der Kaiser die ganze Schaar martern, aber mit so wenig Erfolg, daß Theodorus mit noch 1000 römischen Rittern zu ihnen stieß, um ihren Glauben und ihren Tod zu theilen. Hierauf wurden alle 10,000 gekreuzigt, wie Christus, und Accacius predigte ihnen noch, so lange er lebte. Als aber alle todt waren, ging der Himmel abermals auf und ein helles Licht strahlte nieder auf die Leichen an den Kreuzen, während ringsum alles dunkel blieb. Eine Schaar von Engeln aber kam nieder, knüpfte die Leichen von den Bäumen und begrub sie.

Auch ein sehr komischer Zug findet sich in diesen Legenden des Hermann von Fritslar. Vom Cosmas und Dominianus nämlich, den berühmten Schutzpatronen der Aerzte, heißt es, sie hätten einmal einen Leidenden behandelt, dem ein Bein am Leibe verfault sey. Zu derselben Zeit sey ein Mohr am Galgen gehangen, mit einem wenn auch schwarzen, doch gesunden und vollkommenen Beine. Diesem nun hätten sie sein Bein abgelöst, dasselbe im Schlaf dem Kranken angehängt, und das faule Bein dagegen wieder an den Galgen gehängt. Man kann sich denken, wie der Kranke den andern Morgen und wie das liebe Publikum erstaunt war.

Wir gehen nun zum zweiten der uns hier vorgeführten Mystiker über, dem Nicolaus von Straßburg. Von ihm erhalten wir Predigten, deren mystischer Sinn eigentlich echt rationell ist, wie folgendes Beispiel zeigen mag. Der Verfasser wendet die sieben Schöpfungstage auf die sieben Momente der moralischen Schöpfung eines neuen gebesserten Menschen an. Des ersten tages machet er himelrich und ertrich; daz ist, daz er einen menschen der lange in grôzen sünden ist gesîn, dem gît er zerkennende waz er getân hât und wider wen er getân hât und wie er daz himelrich verlorn hât und sich der hellen gegeben hât. Des andern tages dô mahte er daz firmament: daz ist, daz er in dem menschen einen starken vesten willen machet, daz er niemer mê von gote gescheiden welle mit deheiner sünde. Des dritten tages dô schiet er daz wazzer von dem ertriche, daz daz ertrich fruchtbar würde, und rihtete daz wazzer in daz mer; daz ist, daz der mensche mit grôzem erneste zesemen liset allez daz, daz er ie getet, klein und grôz, und scheidet von sîme herzen daz bœse von dem guoten, daz sîn herze fruhtbar müge werden in götlicher gnâde guoter heiliger gedenke und tugentlicher werke. Und sô er von bitterkeit der riuwe sîns herzen wazzer zuo sînen ougen ûz giuzet und vor sîme bihter seit allez daz er ie getet, und im denne der bihter ablâz sprichet über alle sîne sünde, daz er ein kint wirt des êwigen lebendes, sô mag er etc. Diese gewiß geistreichen und ansprechenden Predigten umfassen nur einige Bogen.

Umfassender und auch bedeutender sind endlich die religiösen Betrachtungen des David von Augsburg, die unter andern wie die des Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi handeln und worin ein tiefer Geist

sich ausspricht. David war der Lehrer des noch größern und berühmtern Berchtold, dessen Schriften Herr Pfeiffer ebenfalls demnächst herausgeben wird. Er lebte im dreizehnten Jahrhundert und „war Novizenmeister und Professor der Theologie, erst im Barfüßerkloster zu Regensburg, dann zu Augsburg, und hat als solcher während einer Reihe von Jahren durch Bildung der jungen, seiner Pflege anvertrauten Herzen aufs wohlthätigste gewürkt. Ein glänzendes Zeugniß hiefür gibt sein Schüler, der berühmte Berchtold, dessen angebornes großes Talent gewiß vorzugsweise der Leitung seines Lehrers die volle Entfaltung und Reife zu verdanken hatte. Die innige Liebe, die sie sich später noch bewahrten, gereicht beiden gleich sehr zum Ruhme: David widmete Berchtolden nicht nur mehrere seiner Schriften, die er gleichsam für ihn niederschrieb, sondern begleitete ihn auch auf seinen Missionsreisen durch ganz Deutschland, weßhalb er von den Chronisten auch socius fratris Berchtoldi genannt wird oder David, der mit bruoder Bercholt gienc."

Um auch von dieses Davids Styl und Geist eine Probe zu geben, stehe hier, was er von der Anschauung Gottes in sehr poetischen Worten sagt: Epiphânià sprichet ze diutsch hôhiu erschînunge und oberistiu beschöude gotes antlützes, als dich die drî oberisten kœre sehent in dem himelrîche: Trôni, Cherubîn unde die minnevarwen Seraphîn. Diu heizet wol epiphânià, wan in der lûtern klârheit und in der lichtesten lûterkeit dâ gotes schîn diu krêatûre getragen mac, dâ emphâhent si den glast dîner gotlichen schœne alsô vrisch und alsô lûter und alsô stare, daz aller der himelische palas von in erliuhtet wirt und enbrant mit minnen, und alle die strâze der himelischen Jêrusalêm übergozzen werdent von dem minne rœren, die den lebendigen brunne dâ umbeteilent dînes gotlichen honicfluzzes. Wan daz lieht, daz sie von dînem antlütze âne widerstal enphâhent die dir die næhsten sint, daz teilent sie her nider in allez daz himelische gesinde, einem iegllchem als vil er sîn nâch sîner lûterkeit unde nâch sîner begierde mac unde wil gevâhen. Wan als lûter und als lieht ist dîn amplic und als gar wünnerlch, daz er den nidern orden ze stare unde ze unverträglich wære, ob er in niht mit der oberisten underscherme würde von hôher wîsheit ein teil getempert. Wan von dînem klâren unde blüenden antlütze vliuzet âne underlâz iteniu vröude, iteniu wünne, iteniu genâde, iteniuwez lieht, iteniuwer wünne glast, iteniuwer wünne wâz unde gesmac, iteniuwez niezen, enphinden, iteniuwe wünne klenge unde dœne, iteniuwez grîfen der gotlichen wollust. — Einen solchen Ausdruck wußten die Deutschen des Mittelalters ihrer Gottesminne zu leihen, zur Beschämung der Lichtfreunde, die das Zeitalter, in dem David von Augsburg so schön vom Lichte sprach, für dick verfinstert halten.

Orientalische Literatur.

Rapport annuel fait à la société asiatique dans la séance générale du 17 juin 1845, par M. J. Mohl, membre de l'institut. Paris, Imprimerie Royale, 1845.

Unser berühmter Landsmann erstattet jährlich der asiatischen Gesellschaft in Frankreich, deren vorzügliche Zierde er ist, Bericht über alle asiatischen Forschungen des vergangenen Jahres. Ein großartiger Ueberblick, aus dem wir unter anderm mit Vergnügen ersehen, wie bedeutend die Theilnahme deutscher Gelehrten an der Entdeckung, Erforschung, Uebertragung und Erklärung asiatischer Originalschriften und Denkmäler ist, obgleich der Deutsche als Reisender in Asien wenig begünstigt erscheint. Es fällt besonders auf, daß Ostindien den deutschen Reisenden in neuester Zeit so ganz verschlossen bleibt. Wenn nicht einmal ein reicher Mann, wie Baron Hügel, mit eignen Mitteln sich den Weg dahin bahnt, von bei der englischen Marine angestellten deutschen Aerzten oder Naturforschern ist nicht mehr die Rede. Ja Herr Mohl beklagte im vorjährigen Bericht, daß die englischen Gouverneure in Ostindien den englischen Gelehrten selbst ihre Unterstützungen entzogen haben und daß die dankbarsten Unternehmungen deßfalls ins Stocken gerathen sind. Jene Gouverneure haben entweder bei ihren Sorgen wegen des Pentschab und Afghanistans keine Zeit und kein Geld für die Wissenschaft übrig, oder sie haben sich auf jene Höhe der Praxis erhoben, welche die Wissenschaft als etwas Unnützes und deßhalb Schädliches betrachtet, oder endlich, sie gehen auf Englisirung der Indier aus, und wundern sich, wie man sich für indisches Wesen interessiren könne, da es vielmehr darauf ankomme, dasselbe verschwinden zu machen.

Seit 1844 existirt bekanntlich auch die deutsch-asiatische Gesellschaft, die zum erstenmal in Leipzig, und zum zweitenmal dies Jahr in Darmstadt zusammenkam. Wir theilen die Ansicht derer, welche sich wundern, warum der Centralpunkt dieser Gesellschaft nicht an der Donau gesucht und gefunden worden ist, da uns mit dem Orient zunächst die Donau und nicht irgend welcher Nebenfluß der Elbe oder des Rheins verbindet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 127.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 15. December 1845.

Taschenbuch.

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. Hannover, Kius, 1846.

Das Taschenbuch enthält neue, großentheils sehr interessante Aufsätze, literarhistorische Monographien und Ueberblicke, wodurch in die verschiedensten Zeiten und Nationalliteraturen Licht geworfen wird. Zuerst eine Charakteristik des berühmten französischen Dichters Beaumarchais von Dr. K. A. Mayer. Er ist hier nicht nur nach seinen Werken, sondern auch nach seinem Leben geschildert, welches voll Thätigkeit, Kampf und Glück, doch in unverdienter Vergessenheit endete, und Mignets Ausspruch bestätigt, demzufolge die französische Nation viele Geister braucht, aber die gebrauchten auch gewöhnlich rasch wegwirft. — Der zweite Aufsatz von Dr. Cybulski bespricht die politisch-literarische Bewegung in Polen, die der letzten Revolution vorherging. Diese Bewegung wird als Sieg der Romantik (zuerst durch den berühmten Dichter Mickiewicz) über die bisherige Klassicität charakterisirt, also ähnlich der fast gleichzeitigen Umgestaltung der Poesie der Franzosen. — In der dritten Abhandlung erörtert Dr. Hertzberg den Begriff der antiken Elegie in seiner historischen Entwicklung. In der vierten macht uns Hoffmann von Fallersleben mit einem alten Singermeister, Johannes von Soest, bekannt.

In der fünften handelt Karl Stahr von den spanischen Romanzen und botanisirt gleichsam auf dieser noch wenig bekannten Aue, indem er die schönsten Blumen einzeln heraushebt und der näheren Beobachtung darbietet. Darunter sind außerordentlich reizende Sachen, z. B. „Der Ritter hat gejagt, die Hunde schleichen hinter ihm her, der Falke ist verloren, und müde und mißmuthig über den Verlust lehnt sich der edle Jäger an eine Eiche, die ihre Zweige zum Himmel erhebt. Zufällig sieht er nach oben. Im Wipfel des Baumes auf dem höchsten Aste sitzt die Königstochter, ihr Haar hängt aufgelöst herab und bedeckt mit seinen langen hervorfluthenden Locken den ganzen Baum. — Es liegt eine reizende Frische und Unschuld in dieser Angabe des bezeichnenden Kostüms, es sind Perugino's Malereien, so daß man sich gar wenig darans macht, wenn die folgende dürftige Ausführung den prächtigen Anfang im Stiche läßt. — Der Geliebte sucht mit seinen Hunden die verschwundene Kaiserstochter im Walde. Sieben Jahre ging das so fort; während dessen ist der Suchende übel zugerichtet. Die Art, wie das angegeben, ist stereotyp und gehört der epischen Phraseologie der Romanze an. Seine Füße sind nackt, die Nägel mit Blut unterlaufen; rohes Fleisch ist seine Nahrung, Blut sein Trank gewesen. Der Maure hat ihm sein Mädchen am St. Johannismorgen geraubt, als sie im Garten ihres Vaters Rosen und Lilien brach. Ein schöner Zug ists, daß Julianesa durch eine übernatürliche Kraft der Mittheilung eine schmerzliche Kunde von dem Wehruf ihres Geliebten erhält. Sie ist in des Mauren Armen, und aus ihren Augen stürzen Thränen auf sein Gesicht. Hiermit schließt die Romanze. — — Moriana und der Maure sitzen beim Damenbrettspiel. Wenn der Maure einen Stein verliert, so kostet es ihm eine Stadt; verliert Moriana, so hat sie ihm die Hand zu küssen. Die schwärmerische Galanterie ist die Mutter aller dieser maaßlosen Erhabenheiten. Voll Vergnügen schläft der Maure ein. Da sieht Moriana durch das Fenster auf die von Bergen umkränzte Landschaft. Auf der Höhe des Berges steht ihr treuer christlicher Gatte, in wilder zerrissener Tracht. Das ist das Wiedersehen. Unablässig hatte er sie sieben Jahre gesucht, seitdem sie ihm am St. Johannismorgen geraubt worden, als sie im Garten ihres Vaters Rosen und Lilien pflückte. Als ihn die Gattin erkennt, stürzen Thränen aus ihren Augen auf des Mauren Gesicht. Er erwacht. Nun beginnt der Dialog: Sagt mir doch, was

ist das, Señora, wer hat Euch ein Leid gethan? Sind es meine Mauren, ich will sie köpfen; ärgerten Euch die dienenden Frauen, ich will sie peitschen lassen; betrüben Euch die Christen, so will ich aufsitzen und ihnen begegnen. Diese Fragen werden abweisend beantwortet, und zwar, dem einfachen Charakter des Gedichtes gemäß, so wie der Gesangfähigkeit zu Liebe, mit Beibehaltung derselben Worte: Deine Mauren thaten mir kein Leid, lasse sie nicht köpfen; noch weniger soll den dienenden Frauen meinethalben etwas widerfahren; auch hilft es Dir nichts, gegen die Christen aufzusitzen. Siehst Du auf dem Felsen den Ritter? Er ist mein Freund, mein Gatte, mein Geliebter. Da erhebt sich der Maure und versetzt ihr einen Schlag ins Gesicht, daß die Zähne bluten. Dann übergibt er sie ohne Weiteres seinen Trabanten; sie sollen sie an der Stelle enthaupten, wo sie ihren Buhlen erblickt hat. Moriana stirbt als Christin, ein Liebeswort ihrem christlichen Gatten nachrufend."

A. Bock bringt das weiland berühmte Werk von Fr. Karl von Moser „der Herr und der Diener" in Erinnerung, worin Fürsten und Ministern treffliche Lehren ertheilt werden. — C. Ruth macht in einem sehr gehaltvollen Aufsatz darauf aufmerksam, daß der berühmte italienische Dichter Goldoni noch so wenig gründlich beurtheilt und in der Regel überschätzt worden sey, und weist nach, welche laxe Moral, welche Gemeinheit der Gesinnung bei ihm vorherrschen. Vieles, was man Kotzebue vorgeworfen, gilt schon von Goldoni. „Die kleinliche, erbärmliche Zeit und die engherzigen, selbst sittenlosen Zustände der Gesellschaft, in denen sich das Volk so behaglich fühlte, waren nicht geeignet, einen echten Dichter hervorzubringen, ja nicht einmal das Studium des Macchiavelli gab dem Goldoni eine Ahnung von wahrer kräftiger Natur und ideeller Auffassung des Menschen. Er hält sich rein an die flache Mittelmäßigkeit, schöpft kaum von der dünnsten Oberfläche einer seichten Natur ab, und wendet sein Talent und seine Leichtigkeit nur dazu an, den Trieb einer gedankenlosen Masse nach einer leichten Beschäftigung zu befriedigen." Besonders aber hat Goldoni das italienische Cicisbeat ausgebeutet und die Cicisbei sind die eigentlichen Helden seiner Stücke, „widerliche flache Geschöpfe, die auf der Bühne dieselbe Langeweile hervorbringen, die jedem denkenden Manne das leere Treiben selbst hervorbringen muß: Geschöpfe, die sich aller Energie und alles eigenen Willens begeben haben, entweder träge Hungerleider, die sich doch das Ansehen geben, ein Haus zu ehren, wenn sie dort alle Tage essen, oder traurige Schatten ohne Fleisch und Blut, ohne Willen und Gesinnung, die ihren Damen in allen Launen dienen, ja die nur dazu existiren, damit die Damen eine gedankenlose, sinnliche Unterhaltung haben, bei hellem Morgen Hazard spielen &c. Sie sind ein wahrer Versuch der Italiener, sich ganz zu Weibern zu machen. Das erste Gesetz, wie es in einem Lustspiel ein Cicisbeo ausspricht, ist, seiner Dame nie zu widersprechen, und dann, in Gegenwart seiner Dame nie gut von einer andern zu reden. So läßt sie die süße Gewohnheit nach und nach alle weiblichen Schwächen annehmen: sie kritisiren, verläumden, geben in die kleinlichsten Zänkereien ein, schmollen oder kommen zu der passiven Geduld von Krankenwärterinnen. Wenn man solche, nach dem eigenen Urtheil der Italiener, wahrhafte Sittengemälde betrachtet, soll man da nicht unwillkürlich zu der Idee gebracht werden, daß die Italiener, wenn sie ihre allgemein gefühlten Uebel heilen wollen, es an einer ganz andern Seite angreifen müssen, als mit ihren politischen Schriften in Form von Trauerspielen, Abhandlungen und Gesprächen, und mit ihren Aufforderungen an ganz Europa, durch neue Ländervertheilungen und Entschädigungen ihnen von ihren Eroberern zu helfen?! So wenig man aber jetzt die Wurzel des Uebels kennt, so wenig beachtete man zu Goldoni's Zeit die Folgen dieser Verweichlichung und dieses Eheverhältnisses. Er scheint im Gegentheil den Stand der Cicisbei für ganz ehrenhaft und einer gewissen Ausbildung fähig gehalten zu haben. Wenigstens wollte er ohne Zweifel in dem Lustspiel Il Cavaliere e la Dama, in welchem vier Cicisbei vorkommen, dieser ganzen Menschengattung in Don Rodrigo ein Muster aufstellen, daher er mit drei andern verschiedenen Gehaltes zusammengebracht wird." — Von unglaublicher Rohheit und Gefühllosigkeit ist Goldoni's Lustspiel I due Gemelli Veneziani. Die Hauptintrigue ist eine Vergiftung, ja dieser schändliche Mord ist es gerade, was das Stück zum Lustspiel machen soll und wofür alles Lächerliche zusammengesucht wird. Der Hauptheld, Zanetto, ist ein Tölpel, der in Verona eine reiche Heirath thun soll, dadurch aber in eine gefährliche Nebenbuhlerschaft mit einem ausgemachten Schuft, Pancrazio, geräth, nachdem er durch Verwechselung mit seinem Zwillingsbruder schon viele Unannehmlichkeiten ausgestanden hat. Pancrazio erklärt dem Verzweifelnden, daß die Weiber die gefährlichsten Geschöpfe seyen, gegen die man sich kaum erwehren könne, und daß ihn nur ein gewisses Pulver, das er beständig bei sich trage, bisher vor allen schlimmen Folgen geschützt habe; daß wenn man dieß Pulver genommen habe, man von allen Weibern verfolgt werde, aber durch die innere Wirkung gestärkt, sich durch Verachtung an dem ganzen Geschlechte rächen könne. Zanetto verlangt nun mit Ungeduld das Pulver, nimmt es ein und fühlt auch sogleich die tödtliche Wirkung. Das Komische soll nun darin liegen, daß Zanetto, während er sich in Todesqualen

krümmt, immer glaubt, das Pulver gebe ihm nun Kraft gegen alle Angriffe der Liebe; während auf sein Geschrei und Stöhnen Frauen herbeilaufen und ihn umringen, sieht er darin nur den Zauber des Trankes, glaubt, alle seyen nun in ihn verliebt und stirbt unter Erklärung seiner Festigkeit. Und doch fand das Publikum diese Scene und die Tölpelhaftigkeit, welche Zanetto bei seinem Tode zeigt, außerordentlich komisch und piquant."

Sehr eigenthümlich sticht von diesem modernen italienischen Dramatiker ein altspanischer ab, dessen die folgende Abhandlung von Moritz Rapp gedenkt. Es ist Gil Vicente, dessen Stücke noch kürzer und einfacher als unsere älteren Fastnachtsspiele sind, so daß sie Herr Rapp mit Miniaturbildchen vergleicht, „anekdotenhaft und naturgetreu aus dem gemeinsten Leben genommen, ohne alle Ahnung einer wirklichen Kunstform. Man glaubt (um den Schlegel'schen Vergleich hier anzuwenden) alte Holzschnitte zu sehen, wo den Figuren Zettel aus dem Munde hängen." — In der neunten Abhandlung erörtert der Herausgeber die literarischen Verdienste Thomas Abbts, welcher zu denjenigen deutschen Schriftstellern gehört, deren zwar in allen Literargeschichten Erwähnung geschieht, die man aber näher kennen zu lernen sich nur sehr selten die Mühe gibt. — Zum Schlusse noch Miszellen, von J. W. Schäfer zur Kritik der Xenien und von Jul. Tittmann über hochdeutsche Uebersetzungen und Bearbeitungen des Reineke de Vos.

Geschichte.

1) Histoire des Belges à la fin du dix-huitième siècle. Par Ad. Borguet, professeur à l'université de Liège. Bruxelles, Vandale. Bonn, Marcus, 1844.

Mit einer Einleitung, welche die Geschichte der, Belgien betreffenden Diplomatie unter Kaiser Karl VI. und Maria Theresia enthält. Die Niederlande waren bekanntlich nicht die stärkste Seite des habsburgischen Erbes. Zu weit vom Kern der übrigen Erbstaaten entfernt kosteten sie schon von Maximilians, des ersten Erwerbers, Zeiten an dem Hause vielfache Sorgen. Daher war auch, als die habsburgischen Linien von Deutschland und Spanien sich trennten, das Streben der erstern, die Niederlande zu behalten, nicht sehr energisch, und als im Verlauf der Zeit der Rest der Niederlande, der den Spaniern nicht entrissen worden war, also das heutige Belgien, wieder unter das deutsche Erzhaus kam, brachte es demselben wieder mehr Sorgen als Vortheile, woraus sich denn auch die Bemühungen Kaiser Josephs II. erklären, die Niederlande an den Kurfürsten von Bayern abzutreten und dagegen Bayern mit Oesterreich zu vereinigen.

Wenn Friedrich der Große die Ausführung dieses Planes verhinderte und Oesterreich gleichsam zwang, die Niederlande zu behalten, so widersprach dem nicht, daß sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. später die Empörung der Niederländer gegen Joseph II. begünstigte. Der Grundgedanke dieser Politik blieb immer der nämliche. Es galt, Oesterreich Verlegenheiten zu bereiten. Wenn Preußen endlich die belgischen Insurgenten im Stich ließ, so geschah dieß nur gegen Konzessionen, um die auf dem Kongreß zu Reichenbach noch gestritten wurde und die für Preußen ergiebiger hätten ausfallen können, wenn England nicht das österreichische Interesse unterstützt hätte.

Alle Berechnungen der Diplomatie wurden aber, wie bekannt, durchkreuzt durch die französische Revolution, durch den zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrechenden Krieg und durch den Einmarsch der Franzosen in die Niederlande. Diese Ereignisse bilden den Hauptinhalt des vorliegenden sehr gründlichen und unparteiischen Werkes.

Erwägt man, daß Joseph II. die Belgier aufs empfindlichste gereizt hatte, nicht nur durch seine zu gewaltthätigen inneren Reformen, sondern auch durch die äußere Politik, vermöge denen er sie an einen fremden Herrn (Bayern) abtreten wollte, — erwägt man ferner, daß Preußen die belgischen Insurgenten erst unterstützt und angefeuert, hinterdrein aber verlassen und aufgeopfert hatte, so erscheint nichts natürlicher, als daß alle heißeren Köpfe in Belgien über die deutschen Mächte ergrimmten, alle deutsche Sympathie vergaßen und sich enthusiastisch an die französische Revolution anschlossen. Von Deutschland konnten sie nichts, von Frankreich alles hoffen. Beim alten Zustand waren sie unaufhörlich bedroht, eine Erneuerung aller ihrer Verhältnisse mußte ihnen erwünscht kommen, so lange die Hoffnungen eines durch die Morgensonne der Freiheit über ganz Europa herbeigeführten goldenen Zeitalters die Gemüther bewegten.

Wenn die Franzosen geneigt oder im Stande gewesen wären, diese optimistischen Hoffnungen zu erfüllen, oder überhaupt nur redlich zu handeln, so hätten sie die Belgier für immer gewonnen und an sich gefesselt. Allein nur zu bald wurde der Enthusiasmus abgekühlt und man erkannte in Belgien nicht ohne Schaudern, daß die anfangs als Befreier und Bundesbrüder gegrüßten Franzosen nichts als eine Horde von Banditen seyen. Ohne

ein Zeichen von Indignation, nur ein leises Lächeln der Ironie verrathend stellt der Verfasser aus den Akten zusammen, wie süß die Worte der französischen Proklamationen und wie herb das wirkliche Benehmen dieses Volkes gewesen. In jenen zwar hieß es, la plantation, par des mains purs, d'un nouvel arbre de liberté, und: habitants paisibles et vertueux des campagnes, vous êtes encore esclaves, les Français vous apprennent à briser vos chaines. Vous étiez malheureux, les Français vous ouvrent la carrière du bonheur. Aber statt der reinen Hände sah man nichts als raubgierige Krallen, die allen alten Reichthum des Landes zusammenstahlen und nach Paris führten, und statt des Glücks, womit man dem Landvolk schmeichelte, sah man die belgischen Dörfer von französischem Raubgesindel geplündert, Weiber und Mädchen entehrt, die Männer geprügelt. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß das Volk von den Schmeicheleien, die ihm in den öffentlichen Reden gemacht wurden, keine Notiz nahm und allein das wirkliche Unglück empfand. Daher auch die allgemeine Abneigung die republikanische Komödie mitzumachen. Männer und Weiber mußten mit Gewalt und durch die Drohungen der Revolutionsgerichte gezwungen werden, die Kokarde zu tragen, und eine allgemeine Mißbilligung machte die Feste vereiteln, die nach dem Beispiel von Paris in Brüssel eingeführt wurden. Man hatte hier, wie dort, die Kirchen profanirt und in dieselben die berüchtigte „Vernunftgöttin" eingeführt, aber les classes inférieures mêmes, que l'on caressoit sans cesse, que l'on poussait à une sauvage démocratie, témoignaient assez par leur attitude l'antipathie qu'elles éprouvaient. Nil moyen de les attirer à ces fêtes décadaires où leurs temples étaient profanés etc. (Vergl. Theil II. S. 376). Eben so ungern und nur gezwungen ließen die Belgier die Einverleibung ihres schönen Landes in die französische Republik zu. Was sie davon hatten, war nur die Beraubung und systematische Ausplünderung, das Stocken des Handels und die Conscription, die ihre Söhne dem französischen Kriegsdämon opferte.

Dieß sind nur die Hauptzüge des großen historischen Gemäldes, das uns im vorliegenden Werke entrollt wird. Wir sehen darin die ursprüngliche Stellung der Parteien in Belgien und jede Veränderung ihrer Lage durch die neuen Ereignisse; die ungeschickte Einmischung der Diplomatie in die österreichische Kriegführung und die Gier, mit welcher die Franzosen davon Vortheil zogen; den letzten kühnen, aber unglücklichen Versuch von Dumouriez, sich der Anarchie zu widersetzen und endlich die wildeste Ueberfluthung und Verschlingung der reichen belgischen Provinzen durch die hungrige rippendürre Wölfin des Sansculottismus.

2) Choix des plus beaux discours du temps de la révolution francaise. Publié par A. Leber. 1 volume. Stouttgart, Schweizerbart, 1844.

Eine Auswahl von Reden, die in der französischen Nationalversammlung gehalten worden sind. Das Geistreichste, Kräftigste, politisch Bedeutsamste und zugleich Beredteste, was die berühmtesten Männer jener Zeit, Mirabeau, Lalli-Tolendal, Talleyrand, Abbé Maury, Sièyes, Mounier, Lameth, Barnave ꝛc. gesagt haben. Es waren dieß alles gebildete, hochstehende Männer, und wie auch die Leidenschaft sie hinriß, bewahrten sie doch stets den Adel der bessern Natur. Wenn der Herausgeber von diesen Konstitutionellen zu der Gironde, und von diesen zu den Jakobinern des Konvents übergeht, kann er Reden sammeln, die weniger innern Werth, aber desto mehr geschichtliche Wichtigkeit haben, und, sofern sie mitten aus den Konvulsionen der Schreckenszeit hervortönen, ein tiefes psychologisches Interesse darbieten. Möge er daher die Sammlung bald fortsetzen.

Altdeutsche Dichtkunst.

Reinecke Fuchs. Aus dem Niederdeutschen von Karl Simrock. Frankfurt a. M., Brönner, 1845.

Die berühmte Geschichte des schlauen Fuchses, die schon Goethe einmal in Herametern frei bearbeitete, die später Ortlepp in wohlgelungenen Knittelversen dem Originale getreu wiedergab. Diese letztere, offenbar bessere Methode befolgte nun auch Herr Simrock. Es ist kein Zweifel, daß der naive, treuherzige und doch wieder verschmitzte Ton, den das Versmaaß des Originals mit sich bringt, volksthümlicher ist, als der Herameter. Auf den vielbesprochenen Inhalt der Fuchsfabel wollen wir uns hier nicht einlassen und von der Uebertragung nur bemerken, daß sie, wie von einer so geübten Feder nicht anders zu erwarten war, sehr wohl gelungen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 128.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 17. December 1845.

Beredtsamkeit.

Chrysostomus. Ein Reformplan der katholischen Kanzelberedtsamkeit. Von J. Adolf Rüdisser. Lindau, Stettner, 1845. 8. 135 S.

Ein an Umfang kleines, an innerem Werth bedeutendes Buch, welches nicht bloß durch die Kenntnisse, die in ihm niedergelegt sind, sondern noch weit mehr um der Persönlichkeit des Verfassers willen Beachtung verdient. An der Spitze der aufsteigenden Bewegung, welche unverkennbar heut zu Tage die römisch-katholische Kirche ergriffen hat, sah man bisher außer einzelnen Laien etliche höhere Geistliche, von welchen die Protestanten glauben mochten, daß sie wegen besonderer Fähigkeiten aus der Masse ihres noch ziemlich ungebildeten Standes herausgezogen worden seyen. Aber in obigem Buche tritt kein Professor, nicht einmal ein Pfarrer, sondern ein armer österreichischer Beneficiat auf und gibt über die wichtigsten Angelegenheiten der Kirche und des Staates eine verständige Stimme ab. In der Vorrede sagt er selbst über seine persönlichen Verhältnisse: „Der Verfasser ist weder gegenwärtig Professor, noch war er es früher; er weilte und studirte, wenn man aus seinem ganzen Leben etwa acht Monate abzieht, nie in einer größeren Stadt, wo er sich reicher Bibliotheken und gelehrten Umgangs hätte erfreuen können. Die äußeren Einflüsse, unter denen sein bisheriges Leben stand, glichen einem sumpfigen, unfruchtbaren Boden, und einer drückenden Atmosphäre, die noch durch die ungünstigsten Witterungsmischungen beinahe jeden erfrischenden Athemzug unmöglich machte. Weder der Schule noch höheren Aufmunterungen das Geringste verdankend, vom Glücke, auf fremden Schultern vorwärts zu kommen, nicht begünstigt, von Jedermann im eigenen Lande verlassen, ja, in sofern es thunlich war, verfolgt, betrieb der Verfasser seine Studien, deren Resultate nun dem Leser vorliegen und die er auch nur durch Bücher gewinnen konnte, die er einem äußerst dürftigen Jahrsgehalte, wie dem Meere die Holländer ihren Boden, gleichsam abtrotzen mußte.“

Den Zweck des Werkchens bezeichnet der Titel. Im Anfang des Textes spricht der Verfasser die Ueberzeugung aus, daß in den großen Stürmen, denen der Staat überall entgegengeht, die katholische Klerisei eine wichtige Rolle zu spielen berufen sey. Die Mißachtung, welche die Philosophie des vorigen Jahrhunderts gegen diese einst so mächtige Körperschaft zur Schau trug, weicht mehr und mehr einer richtigeren Schätzung, die Nacht, welche so lange auf dem Klerus lastete, ist verschwunden, die Morgenröthe hat begonnen. Nun soll aber die Geistlichkeit diese Gunst der Umstände benützen, sie soll sich um die bürgerliche Gesellschaft Verdienste erwerben, die Achtung und Liebe der Menschen zu gewinnen suchen. Die hauptsächlichsten Mittel hiezu sind wissenschaftliche Ausbildung, insbesondere Vervollkommnung geistlicher Beredtsamkeit. Der Verfasser geht sofort, um auf dem Wege der Erfahrung zu zeigen, was er will, zur Geschichte der Beredtsamkeit über. Die alte Welt, sagt er, kannte drei verschiedene Rednerschulen: die attische, die rhodische, die asiatische, alle drei durch Griechen ausgebildet. Im Folgenden bezeichnet der Verfasser den Charakter dieser drei Arten der Beredtsamkeit mit einer Sachkenntniß und einer Belesenheit, als ob er sich sein Leben lang nur mit griechischer Philologie beschäftigt hätte. Nur scheint er uns den Einfluß des Wechsels der Staatsverfassungen nicht gehörig zu berücksichtigen, weßhalb wir beifügen wollten, was er überging oder nur kurz andeutet. Gesunder Menschenverstand, edle Einfachheit, guter Geschmack, Klarheit, Schwung der Gedanken, verbunden mit richtigem Maaß, ist das Auszeichnende der attischen unter dem hellen Sonnenschein freier Verfassungen entstandenen Redeweise. Perikles und Demosthenes sind ihre Meister. Mit dem Verfall griechischer Freiheit sank die attische Kraft der Rede zur rhodischen Schule herab, welche sich zur Aufgabe setzte,

auf geistreiche Weise die Zuhörer anzuregen. Da Alexanders Nachfolger Wahrheit nicht mehr gerne hörten, aber doch aus Ueberlieferung früherer besserer Zeiten die Wissenschaft noch achteten, verlegten sich jetzt die Redner auf Glanz der Worte und Gedanken. Aeschines unter den Griechen, Cicero bei den Römern stellten den Gipfel rhodischer Beredtsamkeit dar. Allmählig breitete Despotie ihre bleiernen Fittige über die alte Welt aus. Jetzt bildete sich die sogenannte asiatische Art der Rede aus, die sich durch Pathos, philosophische Spitzfindigkeiten, Metaphysik, welche aus den phantastischen Religionssystemen des Orients entlehnt war, kurz durch den Einfluß einer dem Leben abgewendeten Schule von früheren Mustern, und zwar nicht zu ihrem Vortheil, unterscheidet. Als das Christenthum das römische Reich zu befruchten begann, fand es Gelehrte vor, die entweder nach Art lateinischer Advokaten oder in asiatisch-griechischer Schule gebildet waren. Da der gemeine Mann weder lesen noch schreiben konnte und auch sonst keinen Unterricht genossen hatte, blieb der Kirche nichts übrig, als ihre Vorsteher und Bischöfe aus der Zahl jener Gelehrten zu nehmen. Daher kommt es, sagt der Verfasser, daß die Lehren des Evangeliums, die so gesund, erhaben, warm, spiegelhell den Lippen des Erlösers entflossen, in dem Munde vieler der älteren Väter entweder eine juridische Gestalt annahmen oder in das mystisch-allegorische Gewand der Schulsprache eingehüllt wurden. So groß war aber die Kraft des Evangeliums, daß einzelne begabte Geister, namentlich die drei syrischen Kirchenleuchten Basilius, Gregorius von Nazianz und insbesondere der unvergleichliche Bischof von Konstantinopel, Johannes Chrysostomus, sich neben vielem asiatischen Flitter, der ihnen anklebt, zu der Einfachheit der heiligen Schrift und der alten Attiker erheben konnten.

Im lateinischen Abendlande gestaltete sich die Sache etwas anders, und zwar erfreulicher als im griechisch-redenden Orient. Der Verfasser berührt hier eine Saite, die uns ebenso neu als durchdacht und wahr scheint. Er spricht nämlich von einem tuscischen oder toskanischen Element, das im Mischvolke der Römer von Anfang an sich bemerklich gemacht und großen Einfluß auf die Entwicklung lateinischen Kirchenthums geübt habe. Dem tuscischen Stamme, meint er, auf dessen Grenzmarken Rom erbaut ward, sey ein instinktmäßiges Hinneigen zum Uebernatürlichen, ein Vorherrschen inneren Lebens und als praktische Folge das Bestreben eigenthümlich, die Außenwelt nach den innerlichen Anschauungen umzuformen. Wir sind ganz mit ihm einverstanden, daß dieses Etwas allerdings in den Werken Tertullians, des heil. Augustinus, am stärksten aber in der göttlichen Komödie Dante's hervortritt. Ueberdieß wirkte auf die romantische Kanzelberedtsamkeit günstig, daß die Blüthezeiten römischer Literatur nicht so weit hinter den Vätern lateinischer Zunge zurücklagen, als hinter den griechisch-redenden die alten attischen Muster. Bald ging aber auch die römische Welt vollends zu Grunde.

Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts hatte sich das abendländische Reich aufgelöst; der herrliche Baum seiner ehemaligen Cultur war entblättert. Auf den Trümmern des Staats der Cäsarn errichteten Vandalen, Gothen, Franken, Longobarden ihre zum Theil nur kurz dauernden Throne. Die Elemente einer neuen, die Reste der alten Welt lagen in seltsamer Gährung durch einander. In dieser Uebergangsperiode rettete der große Staatsmann Cassiodorus die Denkmäler alter Literatur durch seine Vorschriften für die Klosterbrüder von Vivarium, welche der Benediktinerorden seitdem zum Vorbilde nahm. Durch die Mönche für eine bessere Zukunft aufbewahrt, sind diese Denkmäler herüber gekommen als befruchtende Keime einer verjüngten Bildung. Auch haben sie, als die rechte Zeit gekommen, in Saft getrieben. Unter ihrem Einfluß entsprang dem mittelalterlichen Staatsleben und dem Schooße römisch-katholischer Kirche eine neue Literatur, deren Geburtsstätte das glückliche Toskana war. Wie die griechische Kultur einst mit Homer begann, so die neue christliche mit einem unsterblichen Gedichte, der divina comoedia. Der Verfasser glüht für Dante; er sagt einmal allzu kühn, nur Gott oder Dante habe dieses Werk schreiben können. Obgleich neben dem Sänger der göttlichen Komödie sofort nicht bloß andere Dichter, sondern auch treffliche Geschichtschreiber erstanden, blieb doch die geistliche Beredtsamkeit zurück. Dante entwirft von den Predigern seiner Zeit ein abschreckendes Bild. Erst zwei Jahrhunderte später, in der Periode der Kirchenspaltung, kam in Italien eine neue Art kirchlicher Redekunst auf. Die Jesuiten waren ihre Urheber; Cicero diente ihnen als Vorbild, und der Pater Paul Segneri hat in diesem Felde das Meiste geleistet. Doch ist es mehr ein künstliches, aufgewärmtes, als ein naturkräftiges Leben, was aus den Predigten Segneri's und seiner Geistesgenossen hervortönt.

Den Franzosen war es vorbehalten, zuerst eine eigenthümliche Weise geistlicher Beredtsamkeit hervorzubringen. In Betracht kommen Ludwig Bourdalone aus der Gesellschaft Jesu, die Bischöfe Bossuet und Fenelon, endlich Massillon. Der Verfasser gibt vom Verdienste dieser vier großen Redner einen Ueberblick, den wir wohl gelungen finden. „In der Mitte der langen Regierung Ludwigs XIV hatte die französische Literatur ihr kräftiges Mannesalter angetreten. In diese günstige Zeit fielen die Studien und die geistliche Wirksamkeit des Paters Bourdalone. Der Ruf, den er in den Provinzen erworben, brachte ihn an den Hof, wo er

als Kanzelredner Epoche machte. Wenn man seine Predigten auch nur oberflächlich mit denen seines Ordensgenossen Segneri vergleicht, so entdeckt man in den ersteren einen Geschmack, der in der Kirchensprache längst nicht mehr zu Hause war; man fühlt sich in die gesunde Atmosphäre der alten Welt versetzt. Vernünftige, auf reiche Welterfahrung und Menschenkenntniß gebaute Gedanken, natürliche, lebensfrische Bilder treten dem Leser überall entgegen. Bourdaloue war ein vollendeter Theologe; er hatte Geist und Inhalt der heiligen Väter, besonders Tertullians, Augustins, sowie des Johannes Chrysostomus, dem er am nächsten kam, ganz in sich aufgenommen, und läßt dann das, was er aus ihnen erlernt, in einer Form erscheinen, welche er aus antiken Mustern und aus dem in glücklicher Verfeinerung fortschreitenden Geschmack der französischen Sprache bildete. Seine Reden sind gedankenreich, voll Salbung, theologisch ausgeführt, ohne in Kleinlichkeiten zu verfallen, trostreich, herzlich, erquicklich. In den Begriffsbestimmungen ist er genau und scharf, in seinen Eintheilungen streng, fruchtbar. Mit Citationen aus der heiligen Schrift und den Vätern weiß er umzugehen, wie ein geübter Feldherr mit Aufstellung seiner Streitkräfte. Bourdaloue kannte die Welt, ihre gute und ihre schlimme Seite. Er überschätzte nicht die erste und urtheilte nicht schonungslos über die zweite. Wollte er Religion und Welt zusammenbringen, was gewiß die wahre Aufgabe des christlichen Priesters ist, so mußte er sich auf beide verstehen. Kenntniß der Religion ohne Welt macht blind und hitzig, Kenntniß der Welt ohne Religion erkältet. In Bourdaloue's edler Seele durchdringen sich Vernunft und Glaube, ohne sich gegenseitig zu verletzen. Er befriedigte, nach der Bemerkung des Paters Bretonneau, die Großen, die Denker und das Volk."

„Bossuet, Bourdaloue's Zeitgenosse, einer der fähigsten Köpfe, die Frankreich je hervorgebracht, war im vollen Sinne des Worts Franzose. Er wußte, was er sagte, und besaß die seltene Kunst, Gedanken zu erwecken, die nicht unmittelbar in seinen Wortlauten enthalten waren, oder auch, so oft er harte Wahrheiten nicht gerne unter eigenem Namen auszusprechen wagte, die Autorität eines Heiligen, eines Conciliums in's Feld zu stellen. Selbst Gibbon bewundert seine Gabe, Allem was ihm unter die Feder kam, eine beliebige Farbe aufzudrücken. Wäre Bossuet als Gegner der Kirche aufgetreten, nie hätte Voltaire in diesem Felde seinen Ruhm errungen. Bossuets Predigten, meist Nachklänge patristischer Belesenheit, verrathen mehr Geist und Kraft als Fleiß und Nachdenken, mehr glänzende und scheinbare als nützliche Eigenschaften, und kommen daher in letzterer Beziehung weder seinen eigenen Trauerreden, noch den Predigten des Paters Bourdaloue auch nur von ferne gleich. Sie wurden großentheils in Meaux gehalten, wahrscheinlich nur flüchtig entworfen oder ganz frei vorgetragen und von Zuhörern nachgeschrieben. Edle Erhabenheit und ein mächtiges Pathos zeichnen jedoch Bossuet auch in diesen hingeworfenen Concepten aus. Die Majestät, Kraft und Fülle seiner Sprache und sein harmonischer Periodenbau müssen gebildete Zuhörer bezaubert haben. Uebrigens hätte Bossuet mit seinem Talente mehr leisten können. Von sophistischen Künsten ist er nicht frei zu sprechen."

„In Fenelon, der Zierde des bischöflichen Standes, scheint der Geist des h. Franz von Sales fortgelebt zu haben. Wir besitzen von ihm nur zehn geistliche Reden, aus denen der heilige Geist in einer dem heiligen Geist angemessenen Sprache redet. Will man den ganzen Inbegriff seiner Vorzüge entwickeln, so ist Fenelon schwer zu schildern. Man kann nicht einzelne Eigenschaften hervorheben, um sie mit andern abmessend zu vergleichen. Man staunt an, schweigt, ist ergriffen, und dieses ist über jedes Lob. Wollte man von der himmlischen Salbung, der tiefen Seelenruhe, der zarten Empfindung, der edlen Denkweise, dem liebevollen Gemüthe sprechen, die ausnahmslos in Fenelons Schriften herrschen, so könnte sich der Leser doch kein klares Bild davon machen, um dieß zu können, muß er seine Rede unmittelbar empfinden. Wir kennen wohl das Erquickliche und Wohlthätige des Morgenthaues, von seiner Farbe aber und seinem Stoffe wissen wir nichts zu sagen. Man kann nicht behaupten, daß Fenelon diese oder jene Eigenschaft in einem besondern Grade besitze, wohl aber, daß er alle Eigenschaften eines geistlichen Lehrers und Vaters in seltener Harmonie vereinige. Jeder Gegenstand, der einmal durch seine Seele gegangen, erscheint in veredelter Gestalt. Seine Belehrungen müssen auf die Zuhörer einen beinahe göttlichen Eindruck hervorgebracht haben, besonders wenn man bedenkt, daß nach der schon von Aristoteles gemachten Bemerkung, der Charakter des Redners entschiedenen Einfluß auf die Ueberzeugung ausübt. Fenelon war in allen griechischen und römischen Schriftstellern zu Hause; dennoch ist es hauptsächlich die homerisch-sokratische Schule, die ihn erfüllte und sich in ihm christlich verklärt hat. Daher ist er auch, ohne vielleicht mit Bewußtseyn darauf auszugehen, der Idee und dem Charakter des attischen Rednerstyls unter allen seinen Vorgängern und Nachfolgern am nächsten gekommen. — Wer ihn auch als Staatsmann kennen lernen will, lese, außer Telemach, seine Denkschrift über den spanischen Erbfolgekrieg und sein nach dem Tode des Ministers Louvois an Ludwig XIV gerichtetes Sendschreiben. Fenelon sah die schaudervollen Folgen voraus, welche nicht ausbleiben, wenn Fürsten mit Nationen spielen. Die Hinrichtung Karls I von England schwebte

vor seinen Augen. Ein geheimes Gefühl, das er zu unterdrücken suchte, ließ ihn ahnen, daß ein gleiches Trauerspiel in seinem niedergedrückten Vaterlande bevorstehe. Jenes Sendschreiben ist ein Denkmal der seltenen Freimüthigkeit, die ein katholischer Bischof, wenn er von der Liebe und der Weisheit des Evangeliums erfüllt ist, dem übermüthigsten Herrscher gegenüber entfalten darf."

„Massillon steht an der Spitze aller katholischen Kanzelredner der alten und neuen Zeit. Nicht ein gewöhnlicher Prediger spricht aus ihm, sondern ein Prophet des alten Bundes. Versetzen wir uns für einen Augenblick in seine Stellung als Redner, eine Stellung, die auch dem Muthigsten das Herz zusammengeschnürt hätte. Auf prunkvollem Säulengange, der sich über den Hallen des Tempels wölbt, erblicken wir den mächtigsten Herrn seiner Zeit, Ludwig XIV, berauscht vom Gefühle einer langen und thatenreichen Regierung. Um ihn schaaren sich die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, die berühmten Feldherren, welche Frankreichs Heere führten, die Minister, die Hofschranzen, eine Treppe tiefer die Pairs von Frankreich, Ritter, Edelleute, dann Dichter, Philosophen, die Mitglieder der Pariser Akademie, unten zur ebenen Erde ein zahlreiches Volksgemisch von frommen Gläubigen und herzlosen Spöttern. Auf die Kanzel tritt ein Ordensbruder von 36 Jahren, der vor gespannt-lauschender Versammlung des ahnenstolzesten, vornehmsten, gebildetsten Auditoriums, welches die Welt je gesehen, die Lehren des Evangeliums ohne Rücksicht auf menschliche Ehre oder Schmach, auf Billigung oder Tadel verkündigen soll. Unerschrocken steht Massillon vor einem Könige, von dessen Händen das Blut der Nationen raucht, vor den gefühllosen Werkzeugen seiner Staatskunst, vor Hofdamen, deren Launen das Schicksal des französischen Volks preisgegeben ist: ein harter Stoff, den die Gluth des göttlichen Wortes schmelzen soll. Massillon löste diese Aufgabe. Eine himmlische Begeisterung, von vollendeter Kunst geregelt, ließ Wahrheiten aus seiner Seele strömen, wie solche, wenn man mehr auf die Bedeutung als den Ausdruck sieht, nicht stärker im Nationalconvent oder in der Deputirtenkammer seither vernommen wurden. Aber seine Sprache war von Liebe und Vernunft durchdrungen, und diese benahmen ihr den bittern Stachel. — So durchdacht auch ist, was er sagt, merkt man ihm nicht die leiseste Spur von Schule an, denn er hat dieselbe in gleichem Grade wie Demosthenes überwunden. In dieser Hinsicht steht er hoch über Bourdaloue, aus welchem der ehemalige Professor der Theologie häufig hervortönt. Massillons kunstreiche Disposition des Stoffes, wo jeder vorausgehende Gedanke den folgenden trägt und ihm Bahn bricht, erinnert gleichfalls an Demosthenes. Ein hoher poetischer Geist erfüllt ihn, den er an den Propheten des alten Bundes nährte. Seine Vergleichungen sind edel und treffend, seine Bilder kühn; die Beispiele, die er meist aus der h. Schrift entlehnt, erscheinen im Contexte seiner Rede viel sinnreicher, als man sie gewöhnlich zu finden pflegt. Massillon war mit prophetischem Blicke begabt; er hat, wie Daniel vor König Belsazar im Speisesaale zu Babylon, dem noch minderjährigen Ludwig XV in einer Fastenrede Sturz und Verbannung des Bourbon'schen Hauses in den deutlichsten und ergreifendsten Worten vorausgesagt."

„Bourdaloue, Bossuet, Fenelon und Massillon lebten am trüben Vorabende verhängnißvoller Umwälzungen. Vorausahnend die furchtbaren Ereignisse, welche kommen sollten, zeigten sie im Gegensatze von Tausenden ihrer Amtsgenossen ihre Wahrheitsliebe dadurch, daß sie die Quelle der bösen Zukunft gerade dort suchten, wo sie lag, — im französischen Klerus. Niemand hat die Schattenseite des Theils der Geistlichkeit, der ohne innern Beruf in's Heiligthum eindrang, so scharf gegeißelt, als Massillon. Bourdaloue ist ihm hierin vorangegangen. Fenelon hüllte seine Gedanken in das Gewand der Fabel."

Die Kunst der vier großen Kanzelredner ist längst verstummt. Es gibt gegenwärtig in Frankreich keine Geistesverwandte, sondern nur noch Nachahmer Massillons und Bourdaloue's. Der Verfasser meint, jetzt sey es an dem deutschen Klerus, die Bahn zu einer neuen Entwicklung geistlicher Beredtsamkeit zu brechen. Als Mittel und Weg dazu bezeichnet er Wiederbelebung des attischen Styls, verbunden mit sorgfältiger Ausbildung des toskanischen Elements. Wir haben oben gesagt, was er hierunter versteht. Am Schlusse seiner Schrift gibt er jungen strebenden Geistlichen zwanzig Rathschläge, die gut gemeint und auch richtig gedacht sind, aber ihrer Allgemeinheit wegen hinken. Wenn er z. B. eifriges Studium der Philosophen, auch der neueren deutschen, künftigen Kanzelrednern empfiehlt, so ist zu befürchten, daß eine gute Zahl Derer, die diesen Weg einschlagen, aus Fichte oder Hegels Büchern nicht Schärfe des Verstandes, sondern Zweifel mit nach Hause nehmen und dadurch für ihren Beruf untüchtig werden. Oder wenn er wünscht, die Landprediger möchten von Zeit zu Zeit größere Reisen machen, um Welt und Menschen kennen zu lernen, so fürchte ich, ein sehr positives Ding, die Armuth der meisten Pfründen, möchte diesem Rath ein unübersteigliches Hinderniß entgegensetzen.

Es sey uns vergönnt, unserem Bericht über das Buch Hrn. R.s noch einige Bemerkungen beizufügen. Der Verfasser steht auf der Grenzlinie der kirchlichen Meinung, welche man bei den Protestanten mit dem Namen der ultramontanen bezeichnet, aber er verräth dabei überall ein ehrliches deutsches Gemüth; mehrfach spricht er seine Ueberzeugung aus, daß man kirchliche Zwecke nie mit den Künsten der Heuchelei oder bösen Listen verfolgen dürfe. Auch hat uns in dem Büchlein der anständige Freimuth wohlthätig angesprochen; er macht z. B. kein Hehl daraus, daß der Klerus in schwere Collision mit der Bureaukratie kommen werde, welche ihre Sache überall für die der Throne selbst ausgebe und Pfarrgeistlichkeit wie das Volk auf alle Weise niederzuhalten suche. Auf eine Gefahr aber, die ihm drohen könnte, erlauben wir uns, ihn aufmerksam zu machen. Er scheint uns viel zu großes Gewicht auf literarischen Ruhm zu legen. Gewiß sind Wissenschaft und Beredtsamkeit edle Gaben, aber wir würden einem Seelsorger, der, auf den Wegen Christi wandelnd, die praktischen Pflichten des Evangeliums erfüllt, gebeugte Gemüther erhebt, Hungrige speist, Kranke tröstet, ein Vater seiner geistlichen Heerde ist, und dabei ohne alle Kunst aus dem Herzen predigt, unbedingt den Vorzug ertheilen vor dem glänzendsten Redner.

A. G.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 129.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 19. December 1845.

Geschichte.

1) Geschichte der Eroberung von Mexiko mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexikanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Von William H. Prescott. Aus dem Englischen. Zweiter Band. Leipzig, Brockhaus, 1845.

In Nr. 47 unsrer Blätter von diesem Jahr gaben wir eine Uebersicht über den reichen Inhalt des ersten Bandes. Hier folgt nun der Schluß. Der Verfasser hat aus den besten vorhandenen Quellen mit großem Fleiße eine genaue Geschichte der Eroberung zusammengetragen und seine Schreibart ist klar und lebendig.

Am Schluß des ersten Bandes sahen wir Cortez mit Verstärkungen das erstemal nach Mexiko zurückkehren, wo unterdeß sein Unterfeldherr Alvarado mit den Eingebornen in harten Kampf gerathen war. Es gelang nicht mehr, den Frieden herzustellen, obgleich der im spanischen Quartier gefangene Kaiser Montezuma einen Versöhnungsversuch machte. Ein Steinwurf aus der Mitte seines eigenen Volks verletzte ihn schwer am Kopf und aus Gram über die falsche Stellung, in die er sich durch die frühere Nachgiebigkeit gegen die Spanier gegenüber seinem Volk versetzt hatte, verschmähte er länger zu leben, riß sich den Verband ab und starb. Von nun an konnte sich Cortez in Mexiko nicht mehr behaupten. Wie sanftmüthig und gehorsam das Volk anfangs gewesen war, so furchtbar zeigte es sich jetzt und Hunderttausende belagerten das spanische Quartier, Tag für Tag anstürmend und es bedeckend mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen. Cortez selbst wurde an der linken Hand verwundet und entriß sich bei der Erstürmung eines hohen Tempels, von dem aus ihm die Indianer den meisten Schaden gethan, nur mit Mühe den Armen der Feinde, die schon im Begriff waren ihn hinadzustürzen. Das spanische Quartier wurde in Brand gesteckt und nur seine weite Ausdehnung und die festen Mauern schützten die Belagerten vor dem Untergange. Die neuen Verstärkungen, die nur Beute geträumt hatten und jetzt den Tod vor sich sahen, rebellirten.

Da blieb nichts übrig, als die Stadt zu verlassen, aber sie lag mitten in einem weiten See und alle Brücken waren abgetragen, nirgends ein Schiff oder nur ein Kahn. Da beschloß Cortez den weitesten Umweg zu nehmen, an den die Indianer am wenigsten gedacht, und über einen Damm zu gehen, obgleich derselbe an drei Orten durchstochen war. Er wählte dazu die Nacht, da die Indianer nie des Nachts angriffen, und kam wirklich mit allen seinen Leuten und dem größten Theil der Schätze durch die Stadt, ehe das Volk erwachte. Aber vor dem ersten Durchbruch des Dammes stockte der Zug in dem Augenblick, in welchem die Wachen der Indianer zu den Waffen schrieen und die Priester von allen Tempeln herab die Muschelhörner ertönen ließen. In wenig Augenblicken wimmelte es von Feinden, die unter gräßlichem Kriegsgeschrei den Zug der Fliehenden von hinten bedrängten, den See mit Kahnen bedeckten und am Damm von beiden Seiten emporkletterten. Ueber den ersten Durchbruch kam man noch erträglich hinüber, aber nur unter immerwährendem Gemetzel und mit Verlust vieles Gepackes und vieler Menschen über den zweiten und dritten. „Die Oeffnung des Dammweges war unterdeß mit den Trümmern der Gegenstände angefüllt, die hinein gezwängt worden waren, Pulverwagen, schwere Kanonen, Ballen reicher Stoffe, die im Wasser umher lagen, Kisten von gediegenen Barren und Leichname von Menschen und Pferden, bis sich über diese traurigen Trümmer allmälig ein Uebergang gebildet hatte, auf welchem die Leute aus der Nachhut nach der andern Seite hinüberklettern konnten. Cortez soll eine durchwatbare Stelle gefunden haben, wo er, das Wasser bis an den Sattelgurt, gehalten, und sich bemüht haben soll, der Verwirrung Einhalt zu thun und seine Anhänger auf einem sicheren Pfade nach

dem gegenüberliegenden Ufer zu bringen. Aber seine Stimme ging in dem wilden Aufruhr verloren, und indem er zuletzt dem Strome folgte, drängte er mit wenigen treuen Rittern, die nahe in seiner Umgebung blieben, vorwärts nach dem Vortrabe, nachdem er noch vorher seinen Lieblingsedelknaden, Juan de Salazar, fallen und als Leiche neben sich gesehen hatte. Hier fand er Sandoval, und dessen Begleiter vor der dritten und letzten Lücke haltend und das Gefolge zum Ueberschreiten derselben ermuthigen. Aber ihre Entschlossenheit wankte. Die Lücke war weit und tief, obgleich der Punkt nicht so dicht vom Feinde besetzt war, wie die vorigen. Die Ritter gingen wiederum mit ihrem Beispiele voran, indem sie sich in das Wasser stürzten. Reiter und Fußvolk folgten nach, so gut sie konnten, Einige schwimmend, Andere sich mit Todesringen an den Mähnen und Schweifen der sich abmühenden Thiere anklammernd. Die kamen am besten fort, wie der Befehlshaber vorher gesagt hatte, die am wenigsten belastet waren; und es gab viele der Unglücklichen, welche von dem Gewicht des unseligen Goldes, das sie so sehr liebten, niedergedrückt, damit in den salzigen Fluthen des See's begraben wurden. — Das Geschütz war zu Anfang des Treffens nicht müßig gewesen, und sein eiserner Regen hatte, den Deich entlang streifend, die Angreifenden zu Hunderten niedergemäht. Doch nichts konnte ihrem Ungestüm widerstehen. Die vorderen Reihen, von denen dahinter stehenden vorgestoßen, wurden endlich auf die Kanonen gedrängt, und sich über sie wie ein Strom ergießend, stürzten sie, Menschen und Kanonen, in eine gemeinsame Verwirrung. Der entschlossene Angriff, der jetzt angekommenen spanischen Ritter, bewirkte einen augenblicklichen Stillstand und gab ihren Landsleuten Zeit, sich ein wenig zu sammeln. Aber sie wurden schnell durch die rückkehrende Fluth wieder fortgerissen. Cortez und seine Gefährten sahen sich genöthigt, sich wieder in den See zu stürzen — allein nicht Alle entkamen. Alvarado stand einen Augenblick am Rande des Ufers, ungewiß, was zu thun sey. Ohne Pferd, wie er war, sich im Angesicht der feindlichen Canots, die rings um die Oeffnung schwärmten, ins Wasser zu werfen, gewährte nur eine verzweifelte Aussicht auf Rettung. Es blieb ihm nur eine Sekunde Zeit zum Ueberlegen. Er war ein Mann von mächtiger Gestalt, und die Verzweiflung gab ihm unnatürliche Kraft. Er setzte seine lange Lanze fest auf die Trümmer ein, die auf dem Boden des See's umhergestreut lagen, sprang mit aller Gewalt vorwärts, und setzte mit einem Sprunge über die weite Oeffnung! Azteken und Tlascalaner starrten dieß mit stummem Erstaunen an, und riefen, als sie die unglaubliche That gesehen: „Dieß ist sicherlich der Tonatiuh — das Kind der Sonne!" Wie breit die Oeffnung gewesen, wird nicht gesagt. Aber sie war so groß, daß der tapfere Hauptmann Diaz, der sich der Stelle sehr wohl erinnert, sagt, daß der Sprung für jeden Menschen unmöglich gewesen sey. Andere Zeitgenossen bezweifeln indeß die Geschichte nicht. Sie wurde unbedingt in damaliger Zeit allgemein geglaubt, ist bis auf den heutigen Tag jedem Einwohner der Hauptstadt genau bekannt, und der Name Salto de Alvarado, „Alvarado's Sprung", den man der Stelle gegeben, verewigt noch eine That, die mit denen der Halbgötter der griechischen Fabel wetteifert." Endlich rettete sich Cortez mit dem Rest seiner Getreuen doch noch glücklich in die Ebene, wo er nicht mehr verfolgt wurde. Er hatte aber in dieser berühmten traurigen Nacht (noche trista) alle seine Kanonen, alles Gepäck, die meisten Pferde und selbst alle Büchsen verloren, denn alles was schwer war, hatten die Soldaten auf der eiligen Flucht und im Wasser weggeworfen. Außer den Schwertern und Dolchen blieben seinem Heere nur ein paar schlechte Armbrüste. Von allen seinen Pferden behielt er nur noch 23. Der Verlust, den er an Menschen erlitten, wird verschieden geschätzt, doch ist das wahrscheinlichste, daß in jener Nacht 450 Spanier und 4000 seiner indianischen Bundesgenossen von Tlascala umkamen.

Allein Cortez blieb auch in dieser Lage ungebeugten Muthes und erfocht bald darauf bei Otompan mit seiner kleinen Schaar einen glänzenden Sieg über ein unermeßliches mexikanisches Heer, das ihm den Weg versperren wollte. Ja er dachte so wenig daran, sein Unternehmen auf Mexiko aufzugeben, daß er nur nach Tlascala und Veracruz zurückkehrte, um neue Verstärkungen aufzunehmen, sich neu zu rüsten und die Eroberung nach einem andern Plane wieder zu beginnen. Vieles kam ihm dabei auf eine fast wunderbare Weise zu Statten. Durch einen Neger nämlich, der sich auf einem der später mit Narvaez nachgekommenen spanischen Schiffe befunden hatte, waren die Blattern eingeschleppt worden und richteten unter der dichtgedrängten Bevölkerung von Mexiko eine noch weit größere Verheerung an, als die Waffen der Spanier gethan hatten. Auch der neue Kaiser von Mexiko, Montezumas Bruder, starb daran. Zugleich führte der günstige Zufall nach einander eine nicht geringe Anzahl spanische Schiffe mit Kanonen und Waffen aller Art nach Veracruz. Zuerst zwei Schiffe, die sein Feind und Nebenbuhler Velasquez gegen ihn abgeschickt hatte, die aber zu ihm übertraten. Dann wieder zwei Schiffe, die zu einer fehlgeschlagenen Expedition eines andern Abenteurers gehört hatten. Ein fünftes Schiff, das aufs gerathewohl ausgerüstet worden war, um an den Siegen des Cortez, von denen nur erst dunkle Gerüchte zu den Spaniern gedrungen waren, Theil zu nehmen. Dazu gesellten sich später noch mehrere Schiffe.

So aufs Neue reichlich mit Kanonen und Mannschaft versehen ergriff Cortez wieder die Offensive, richtete seinen Marsch dießmal aber nicht direkt auf Merito, sondern unterwarf erst die wichtigsten Städte in den Provinzen, um die Hauptstadt zu isoliren. Bei diesen Unternehmungen verübte er theils die unmenschlichsten Grausamkeiten, zerstörte ganze Städte und rottete die Einwohner in Masse aus, um Schrecken zu verbreiten, theils gewann er die Indianer durch List und Milde, so daß er das Volk, dessen Zusammenstehen ihm die Eroberung sehr erschwert haben würde, durch Furcht und Hoffnung theilte. Endlich rückte er der Hauptstadt, und zwar von verschiedenen Seiten näher, schnitt ihr alle Zufuhr ab und begann die systematische Belagerung derselben. Die Schiffe, die er auf dem die Stadt umgebenden See unumgänglich nöthig hatte, waren von den Spaniern kunstreich und mit großer Mühe vom Meere her über Land geführt worden.

Der neue Kaiser, Guatemozin, Montezumas Neffe, machte ihm an der Spitze des verzweifelten Volks jeden Fußbreit streitig und brachte den Spaniern mehr als einmal schwere Verluste bei. Sein und seines Volkes Muth ist über jedes Lob erhaben. Nach einem großen Siege, den er erfochten, ließ er acht Tage lang jede Nacht die gefangenen Spanier im Angesicht ihrer Landsleute den Götzen opfern. Cortez mußte die Stadt förmlich zerstören, um sie erobern zu können, ganz so wie später Saragossa nur erobert werden konnte, indem Haus für Haus demolirt wurde. Ein Tempel nach dem andern in Meriko wurde nun verbrannt und der Erde gleich gemacht, eine Gasse nach der andern und große Strecken des Sees wurden damit ausgefüllt, bis Guatemozin mit dem Rest seiner Tapferen nur noch ein Achtel der Stadt behauptete, in welchem die furchtbarste Hungersnoth wüthete. Da unternahm Cortez den letzten furchtbarsten Angriff und ließ alles niedermachen. Guatemozin wollte über den See entfliehen, wurde aber gefangen. Am 13. August 1521. Ein unerhört schreckliches Gewitter am Himmel wetteiferte an Wuth mit den Menschen.

So hatte Cortez das große Ziel erreicht und Meriko erobert, obwohl es jetzt nur noch ein Schutthaufen war. Es lag ihm von nun an ob, die Eroberung zu behaupten, zu sichern, zu erweitern. Vor allem war nöthig, auf den Trümmern der alten Hauptstadt eine spanische Kolonie zu errichten, die den weitern Unternehmungen als Basis und dem weiten Lande zum Centralpunkt dienen konnte. Von Europa aus wurde dieses Unternehmen gefördert. Was auch seine Ankläger gegen ihn vorbrachten, die großen Erfolge, die er errungen, und die reichen Geschenke, die er an Kaiser Karl V. sandte, erwarben ihm die Gnade des letztern und die Stelle des obersten Statthalters in Meriko. — Allein er hatte noch Gefahren genug zu bestehen. Eine Empörung seiner eignen Leute dämpfte er nur durch große Energie; gegen einen Unterbefehlshaber, der sich unabhängig erklärte, mußte er förmlich zu Felde ziehen. Um einem Aufstand der Indianer zuvorzukommen, ließ er den unglücklichen Guatemozin und mit ihm die Vornehmsten des alten Reichs hinrichten, unter dem Vorwand, sie hätten sich empören wollen. Schon vorher hatte er den edeln und tapfern Guatemozin foltern lassen, um ihm das Geständniß, wo seine Schätze verborgen seyen, abzuzwingen. Die bekannte Anekdote, derzufolge er einen neben ihm jammernden, der auch auf der Folter lag, ruhig gefragt haben soll, liege denn ich etwa auf Rosen? wird hier dahin berichtigt, daß er gesagt hat „denkst du etwa, daß ich mich im Bade vergnüge?"

Durch so grausame Mittel sicherte Cortez die neue spanische Colonie, zu deren Vermehrung er kein Opfer scheute. Indem er das Gesetz gegeben, daß jeder verheirathete Spanier seine Frau mit ins Land bringen und daß jeder Ledige heirathen müsse, unterzog er sich selbst diesem Gesetz und ließ seine Frau Catalina, obgleich er sie nicht liebte und mit der schönen Indianerin Marina verbunden war, nachkommen. Donna Catalina that ihm den Gefallen, schon nach drei Monaten zu sterben, wobei man sich denken kann, was man will. Er heirathete inzwischen die Marina nicht, obgleich er schon einen Sohn von ihr hatte, sondern gab sie einem andern Spanier. Auch Montezumas Töchter wurden an edle Spanier vermählt. Schon nach vier Jahren prangte Meriko mit Kirchen und Palästen.

Doch in dem Maaß, in welchem die Kolonie emporwuchs, gelang es den Neidern des Eroberers, ihn dem Kaiser verdächtig zu machen, als strebe er nach Unabhängigkeit und Alleinherrschaft. Er wurde deßhalb abgesetzt und mußte nach Spanien zurückkehren, um sich vor Karl V. zu rechtfertigen. Dieß gelang ihm bald. Er kam von Neuem in Gnade und vermählte sich mit einem jungen und sehr edeln Fräulein, mit welcher er nach Meriko zurückkehrte, doch nicht mehr als Vicekönig, sondern nur als Privatmann. Er konnte inzwischen durchaus die Ruhe nicht ertragen und unternahm auf eigene Kosten eine Untersuchungsreise auf dem unterdeß entdeckten stillen Ozean im Westen von Californien. Diese Reise aber mißlang, ein Schiff kam nicht wieder und er hatte dabei großen Geldverlust. Von bedeutenden Folgen aber war seine damals zuerst versuchte Spekulation, dreihundert Negersklaven aus Afrika in die heißen Küstenländer Amerikas hinüberzuführen, um sie zu Arbeiten zu brauchen, die das Klima den Weißen nicht erlaubte. Dieser furchtbare Abenteurer war also von der Vorsehung ausersehen, auch in Bezug auf die schwarze Bevölkerung die Bahn zu zeichnen, auf der die Zukunft Amerikas sich bewegen sollte.

Noch ganz voll von seinen neuen Plänen ging er

zum zweitenmal nach Europa zurück, fand aber dießmal beim Kaiser nur eine kühle Aufnahme, und ärgerte sich darüber zu Tode. Unterwegs in Sevilla starb er den 11. Oktober 1547. Der Sohn, den ihm Marina geboren, gelangte zu großen Ehren, konnte aber doch dem Schicksal nicht entgehen, gleich seinem Vater bei der argwöhnischen Regierung Spaniens angeklagt und im Jahr 1568 sogar in demselben Meriko, das seine Eltern erobert hatten, auf die Folter gebracht zu werden. — Des alten Cortez Leiche selbst sollte nach dem Tode eben so wenig Ruhe haben, als ihm im Leben geworden war. Man brachte sie von Sevilla über Meer nach Meriko, wo man sie aber dreimal in verschiedene Kirchen versetzte, bis sie im Jahr 1823 heimlich entfernt wurde, man weiß nicht wohin, weil der fanatische und gegen die „alten Spanier" aufs höchste erbitterte Pöbel der Hauptstadt sie ausgraben und die Asche in alle Winde streuen wollte.

Im Anhange finden sich noch äußerst schätzbare Denkmäler aus der Zeit der Eroberung, ein höchst naiver Brief, in dem eine merikanische Mutter ihre Tochter über Anstand und feines Betragen belehrt, ein (spanisches) Gedicht eines merikanischen Prinzen, und eine Menge Briefe, Urkunden ꝛc. Unter andern auch eine merikanische Kriminalgeschichte, betreffend eine Königin, welche dieselben Leidenschaften hatte, wie weiland Semiramis und Katharina von Medicis. Diese Dame nämlich, die den schrecklichen Namen Chachinhuenetzin führte, war als die schönste und vornehmste Prinzessin dem König Nezahualpilli vermählt worden, der sie ihrer zarten Jugend wegen noch allein wohnen ließ und ihr einen Hofstaat von 2000 Personen gab. Aber die Dame war über ihre Jahre schlau und frech und hatte einen so unersättlichen Hang zur Ueppigkeit, daß sie die schönsten Jünglinge heimlich in ihr Schlafgemach bringen und hinterdrein ermorden, aber Statuen von ihnen verfertigen ließ, die sie in ihren Gemächern aufbewahrte. Der König wunderte sich bald über die vielen Bildsäulen, erhielt aber zur Antwort, es seyen der Königin Götter. Von allen ihren Liebhabern verschonte die Königin nur drei, die ihr am besten gefielen, und bei einem derselben erblickte der König einst einen kostbaren Ring, den er kurz vorher der Königin geschenkt hatte. Er schöpfte nun Verdacht, drang einmal bei Nacht ins Schlafzimmer der Dame und fand darin — eine ihr völlig ähnliche Puppe. Sie selbst schwelgte in dieser Nacht an einem andern Orte mit jenen drei Jünglingen. Sie wurden nun alle gefangen und mit den übrigen Mitwissern und Gehülfen des Verbrechens, die Königin voran, sammt und sonders erdrosselt.

In einer schließlichen Abhandlung über den Ursprung der Indianer gesteht der Verf., daß er die Frage, ob sie aus Hinterasien stammen oder als Ureinwohner zu betrachten sind, nicht zu entscheiden vermöge, da zu viele Thatsachen, für diese wie für jene Ansicht zeugend, einander schnurstracks widersprechen.

Auch äußerlich ist das Werk schön ausgestattet und man muß es mit Dank erkennen, daß diese schöne historische Arbeit der deutschen Literatur einverleibt worden ist.

2) Antonio Perez und Philipp II. Denkwürdigkeiten des spanischen Hofes aus dem 16ten Jahrh. von Mignet. Uebersetzt von Dr. E. Birch. Erstes Bändchen. Stuttgart, Hallberger; 1845.

Ein anziehendes und zugleich abschreckendes Gemälde. Der Hof des spanischen Philipp tritt uns hier in durchsichtiger Klarheit nahe, aber freilich — welch ein Hof, welch ein König! Wir lernen Philipp II. hier gerade von der Seite kennen, von der er am verächtlichsten erscheint, nämlich als Wollüstling und eifersüchtigen Tyrannen. Dem Henker so vieler Hunderttausende, dem grausamen Unterdrücker jeder bürgerlichen und geistigen Freiheit würde man einen finstern und ascetischen Charakter verzeihen, aber daß er unter der Maske der Heiligkeit gemeinen Lüsten fröhnte, die man nur dem Leichtsinn verzeiht, macht seine Erscheinung unausstehlich widerlich.

Antonio Perez war ein Minister und Günstling des Königs, beging aber die Unvorsichtigkeit, sich mit der heimlichen Maitresse desselben, der aus Schillers Don Carlos allen unsern Lesern wohlbekannten Fürstin Eboli in ein Liebesverständniß einzulassen. Begreiflicherweise begünstigte die Dame den jungen Mann mehr als den alten widerlichen König. Da kam Escovedo, der Geheimschreiber des berühmten Don Juan d'Austria, zufällig zu einem tête à tête der Liebenden und um nicht verrathen zu werden, ließ Perez den armen Escovedo umbringen. Aber er bediente sich dazu des königlichen Befehls, indem er die Eifersucht desselben gegen Don Juan d'Austria benutzte und den Geheimschreiber als ein gefährliches Werkzeug des letztern verdächtigte. Escovedo fiel, und Perez war von dieser Seite sicher, aber, wie das orientalische Sprichwort sagt, Liebe und Stroh im Schuh lassen sich nicht verbergen. Der König erfuhr das Verständniß seiner Maitresse mit Perez auf anderm Wege und rächte sich nun aufs grausamste. Perez mußte Jahre lang in harten Kerkern schmachten, alle Qualen der Inquisition durchmachen und die Folter bestehen, entkam aber endlich durch einen Volksaufstand und rettete sich nach Frankreich. Doch seine unglückliche und ganz unschuldige Familie blieb eingekerkert bis an Philipps Tod. — Dieß der kurze Inhalt der Memoiren, in deren einzelne treffliche Charakterschilderungen wir hier nicht näher eingehen können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 130.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 22. December 1845.

Taschenbuch.

Historisches Taschenbuch. Herausgeg. von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Siebenter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1846.

Fünf geschichtliche Abhandlungen, zuerst von Joh. Voigt über die berüchtigten Grumbachischen Händel, die jedoch hier auf 186 Seiten nur bis zur Ermordung des Bischofs von Würzburg erzählt werden. Der Schluß wird erst im nächsten Jahrgange nachfolgen, daher wir auch in eine Erörterung dieser merkwürdigen Vorgänge noch nicht eingehen wollen. — In dem zweiten Aufsatze charakterisirt Guhrauer den interessanten Lebenslauf des Grafen Reinhard, der aus einem württembergischen Magister in nicht großen Fristen französischer Minister, Graf und Pair wurde, emporgetragen durch sein Talent, die Revolution und die Achtung, in die er sich bei allen Staatsmännern, namentlich auch bei Napoleon zu setzen wußte.

Beide Gegenstände sind schon vielfältig auch anderwärts besprochen, bieten also nichts wesentlich Neues dar. Neu dagegen und eine sehr erfreuliche Erscheinung ist die dritte Abhandlung, von Kolloff, über das Schloß Fontainebleau. Man rühmt dieses merkwürdige Gebäude gewöhnlich als ein Werk der Renaissance, erbaut und geschmückt von aus Italien bestellten Meistern; allein Herr Kolloff erklärt die Sache ganz anders und wirft ein helles überraschend klares Licht in die französische Kunstgeschichte überhaupt. „Die meisten königlichen Lustschlösser in Frankreich waren indeß schon vor der Ankunft dieser italienischen Meister gebaut, und zwar von französischen Künstlern, die dabei jenen neuen Renaissancegeschmack angewendet, der von fremden Bauformen sich alles angeeignet, was er zierlich und brauchbar gefunden. In dieser neuen Bauweise hatte sich das Altgothische mit Reminiscenzen antiker Monumente schön verschmolzen, und die Neubauten dieser Art vereinigten, bei einer reizenden Fülle von Verzierungen, ungemeine Eleganz und Leichtigkeit mit großer Dauerhaftigkeit und richtig abgewogenem Verhältniß. Die Franzosen hatten dazu die Hülfe italienischer Baumeister nicht nöthig, denn sie besaßen, wie gesagt, schon eine Menge tüchtiger Künstler, die, von dem neuen Modegeschmack angespornt und vielleicht von den französischen Königen mit über die Alpen genommen, jenen Umschwung in der Baukunst herbeigeführt hatten, lange vor der Ankunft des Vignola und Serlio, die den italienischen Baustyl mitbrachten, der vielleicht reiner, aber für die einheimische Lebensweise und das nördlichere Klima gewiß nicht so zweckmäßig ist, als der national-französische Renaissancestyl. Die Schlösser Guillon, Blois, Chambord, Chenonceaux sind als Muster dieses Styls zu betrachten, und die Franzosen hätten unstreitig besser gethan, eine zierliche und gefällige Bauweise von so originellem Charakter festzuhalten, als die platten Dächer, die offenen Loggien und Säulenhallen Italiens in einen ganz andern Himmelsstrich zu verlegen und ein von den Vorfahren überliefertes Baumuster zu verlassen, durch dessen weitere Ausbildung und Vervollkommnung die französische Architektur zu eigenthümlicher Schönheit und volksthümlicher Vortrefflichkeit hätte gelangen können, anstatt in jene Form- und Phantasielosigkeit auszuarten, die in den Werken der spätern französischen Architekten hervortritt, welche ohne alles Gefühl fürs Charakteristische in der Baukunst und ohne jede Rücksicht auf die Bestimmung des Gebäudes, nach abstrakten, sterilen Regeln eklektischer Vollkommenheit und schulgerechter Symmetrie, aus antiken und modernen Bauspolien ungeschickt zusammengetragen sind. Das Schloß von Fontainebleau ist besonders dadurch interessant, daß es ein Aggregat von Bauwerken vom 13ten bis zum 18ten Jahrhundert darstellt und gleichsam einen Abriß der französischen Kunstgeschichte im Kleinen liefert."

Der ganze Bau wird nun analisirt nach seinen ältern und neuern Bestandtheilen und Stylen und mit allen seinen Skulpturen und Fresken, die Werke Rossos, Primaticcios und ihrer zahlreichen Schüler. Fontainebleau hat die herrlichste Lage, mit der schönsten Aussicht auf üppige Waldungen, und war ein Lieblingsaufenthalt der französischen Könige und ihrer Maitressen, namentlich von Franz I., dessen Geliebte, die berühmte d'Etampes sich besonders die Ausschmückung des Schlosses angelegen seyn ließ. Als eine Dame von großem Verstande legte sie in alle von ihr angegebenen Werke der Künstler eine mehr oder weniger feine Schmeichelei für den König, um ihn um so inniger an sie zu fesseln. Diese Tendenz spricht sich auf die merkwürdigste Weise in dem sogenannten Alexanderzimmer aus, welches die Dame ausschließlich bewohnte und wo sich alles vereinigte, auf den König einen angenehmen Eindruck zu machen. Die Bilder Primaticcios, welche dieses Zimmer zieren, stellen Alexander den Großen dar, unter dem aber Franz I. gemeint ist. „In diesen Bildern erscheint nicht der Alexander, der am Granikus und bei Arbela sein Feldherrntalent und seine Bravour erprobt, der großmüthig den Porus wieder in sein Reich einsetzt und nach dem Siege bei Issus die Familie des Darius auf das Edelmüthigste behandelt; kurz, nicht der Alexander, der für alle Länder und Zeiten groß ist. Von seinen schönen Seiten und ruhmreichen Handlungen behält er hier bloß seine Bewunderung für Homer, und bleibt bloß die Ehre, welche diesem Dichter angethan wird; — eine offenbare Anspielung auf die gemeinschaftliche Vorliebe Franz I. und der Herzogin von Etampes für Schriftsteller und Künstler. In den übrigen Bildern ist Alexander verkleinert zu einem Meister in Voltigirkünsten und Leibesübungen, die bekanntlich Franz I. so leidenschaftlich trieb, daß er oft sein Leben aufs Spiel setzte; oder zu einem Diener sinnlicher Triebe und Gelüste, die diesen König ebenfalls beherrschten; kurz; so zugeschnitten und zugestutzt, daß damit den Neigungen und Liebhabereien Franz I. geschmeichelt oder den Wünschen und Absichten der ehrgeizigen Herzogin von Etampes gedient ist, die ihrem königlichen Geliebten alles, selbst seine Anwandlungen und Begierden zu andern Frauen hingehen ließ, um ihn sowohl durch ihre Gefälligkeit, als durch ihre Holdseligkeit zu fesseln." Daraus erklärt sich auch das wollüstige Raffinement, welches Primaticcio in die Bilder legte, auf denen Alexander mit Thalestris, Kampaspe ꝛc. dargestellt ist. Selbst das großmüthige Benehmen Alexanders gegen Thimokleia wird hier vom Maler, oder von der seine Hand leitenden königlichen Maitresse zu einer üppigen Scene ausgebeutet. — Auch die berühmte Diana von Poitiers bewohnte und beherrschte Fontainebleau. König Heinrich II. baute noch mehr, und das schöne Schloß ist bis auf die neueste Zeit nur hin und wieder vernachlässigt, immer aber wieder zu Ehren gebracht worden.

Indem Herr Kolloff gelegentlich auch von andern Bauten der französischen Könige spricht, macht er die interessante Bemerkung, daß der Theil des Louvre, in welchem sich das Fenster befindet, aus welchem Karl IX. in der Bartholomäusnacht auf die Hugenotten geschossen haben soll, erst nach Karls IX. Tode gebaut worden ist. „Dieser Theil des Louvre, ein späterer Anbau an die Galerie Karls IX., wurde erst unter Heinrich III. und Heinrich IV. aufgeführt, um eine Verbindung mit der Galerie des Quais herzustellen, welche Heinrich III. anfing und Heinrich IV. beendigte. Die Namenszüge dieses Königs und der schönen Gabriele in dem Friese am äußersten Ende des Gebäudes nach dem sogenannten Garten der Infantin zu lassen in dieser Beziehung durchaus keinen Zweifel."

Die folgende Abhandlung von Kurtzel erörtert sehr ausführlich die berüchtigten Finanzoperationen Laws unter dem Regenten Philipp von Orleans. Wie arg die Finanzen Frankreichs schon vorher unter Ludwig XIV. zerrüttet waren, davon nur ein Beispiel: Der König befahl 1714 dem Finanzminister Desmarets baares Geld im Betrage von etwa 8 Millionen Livres zu seinen Reisen nach Fontainebleau aufzutreiben. Der Minister war in großer Verlegenheit; er ließ jedoch 32 Millionen sogenannter Leihkassenscheine anfertigen. Zugleich legte er in seiner Wohnung einen für die Geldmänner sehr vortheilhaften Lotterieplan aus, so daß sein Kammerdiener diesen Plan finden und, wie gewöhnlich, gegen gute Belohnung an die Geldwucherer verrathen mußte. Nachdem der Platz so günstig gestimmt war, schickte der Minister den Juden Bernhard mit den 32 Millionen Zetteln auf den Markt, dem es auch gelang, dafür die vom Könige begehrten 8 Millionen in Gold aufzutreiben. Die Münze war also viermal theurer als das Kreditpapier des Staates. — Der Schottländer Law erbot sich gegen den Prinzen Regenten, aller Finanznoth abzuhelfen durch — Papiergeld, dessen Kredit er durch eine Menge Schwindeleien und Raffinements aufrecht zu erhalten hoffte. Dazu dienten ihm hauptsächlich die Agiotage oder das Börsenspiel und die Fiktion eines unerschöpflichen Unterpfandes in den geträumten Metallschätzen am Missisippi, auf die er alle Thoren in Frankreich anwies. Herr Kurtzel weist übrigens ziemlich überzeugend nach, daß er kein Betrüger, sondern nur ein Enthusiast und in Selbsttäuschung befangen war. Nachdem er die ungeheuersten Summen in Papier ausgegeben, konnten alle

seine Künste nicht verhindern, daß man dagegen wieder Metall einzutauschen suchte, und an diesem Maaßstab erprobte sich der Unwerth des Papiers und die Unhaltbarkeit des ganzen Systems auf der Stelle.

Die letzte Abhandlung ist von großem vaterländischen Interesse. Karl Hagen unternimmt in derselben den Gang der öffentlichen Meinung in den Jahren 1813 bis 1815 zu schildern. In einer Fortsetzung will er das Thema noch bis 1819 verfolgen. Er hat den Vortheil, ohne Leidenschaftlichkeit auf jene Zeit zurückblicken zu können, da er in derselben noch ein Kind war; doch entgeht ihm auf der andern Seite auch das lebendige Mitgefühl des Zeitgenossen. Gewiß hat sich erstaunlich viel im deutschen Bewußtseyn verändert seit jener Zeit. Die jüngere Generation hat den Krieg und seine Schrecken nicht gesehen, hat die Siegeswonne nicht mitgenossen, kennt noch weniger die furchtbare Noth und Verarmung, die der Restauration vorherging, und hat auch wohl keinen recht genauen Begriff von dem Leichtsinn und von der seichten Frivolität und Sentimentalität der noch früheren Zeit, in welcher das Unglück hereingebrochen. Die besser erzogenen Kinder der Gegenwart können sich kaum mehr in die Stimmung, Meinung, in den Geschmack und das Gemüth der schlechter erzogenen Väter versetzen, die gleichwohl ungleich mehr an und um sich selbst erlebten, und deren Herz und Arme mehr in Thätigkeit gesetzt waren, indeß jetzt der Kopf allein alles usurpirt.

Der vorliegende Aufsatz beschäftigt sich, so weit er reicht, mit den von den deutschen Patrioten Görres, Arndt ꝛc. noch während des Krieges und unmittelbar nachher ausgesprochenen Hoffnungen einer gesunden und kräftigen Wiedergeburt Deutschlands, welche bekanntlich nicht erfolgt ist. Herr Hagen hätte dabei auf die Schriften von Gentz, Crome, Aretin, Schmalz ꝛc. mehr Rücksicht nehmen, überhaupt Rede und Gegenrede in der damaligen Presse einander übersichtlich gegenüberstellen dürfen. Sein Gemälde der öffentlichen Meinung ist uns nicht reich, voll, rund und klar genug. — In der Fortsetzung erwarten wir, mit welchem Scharfblick er die Uebergänge erkennen und bezeichnen wird, welche aus dem Franzosenhaß und dem ausschließlichen Nationalstolz hinüberführten zu einer neuen Bekomplimentirung der Franzosen und zu einem, mit Trotz und Verachtung auf die deutschen Zustände herabblickenden, rein kosmopolitischen Liberalismus.

Geologie.

Taschenbuch für Freunde der Geologie in allgemein faßlicher Weise bearbeitet von K. Cäsar von Leonhard. Erster Jahrgang mit Stahlstich, Lithographie und Zwischendrucken. Stuttgart, Schweizerbart, 1845.

Dieses Taschenbuch ist als ergänzende Fortsetzung des größeren Werks über Geologie von demselben Verfasser zu betrachten. Da jährlich neue Entdeckungen gemacht, oder auch ältere Wahrnehmungen wieder ans Tageslicht gezogen werden, und da für die Geologie, als die Mode und Leidenschaft der Gegenwart, so viele Kräfte thätig sind, ihr von allen Seiten so viel Aufmerksamkeit geschenkt wird, glaubt der Verfasser, ein Taschenbuch, worin je das Neueste aus allen Theilen der Geologie übersichtlich zusammengestellt würde, sey zeitgemäß und ein Bedürfniß für viele Leser. Wir stimmen dem vollkommen bei und bemerken noch, daß alles ermüdende Detail, Tabellenmäßige ꝛc. wegfällt, und nur das für Jedermann Interessante in gefälliger Sprache vorgetragen ist. Ein so seltner Vorzug an Werken solcher Art verdient herausgehoben zu werden, denn leider gibt es gar manches geologische Werk voll der schätzbarsten Untersuchungen, aber unleidlich ins Breite gezogen.

Um nur Einiges aus den Neuigkeiten, die hier mitgetheilt werden, auszuziehen, sey hier erwähnt erstens des 2 Pud 7 Pfund wiegenden gediegenen Goldklumpens, der 1842 in Sibirien gefunden wurde (S. 18); ferner merkwürdiger Labradore mit portraitartigen Zeichnungen: „Eines der auffallendsten Beispiele gewährt die „Täuschung", in der ein ausgewanderter französischer Offizier befangen war, oder in die er Andere zu versetzen sich bemühte. Zur Zeit, als das Schicksal Ludwig XVI. allgemeinste Theilnahme erweckte, machte Graf Robassome öffentlich bekannt: er besitze einen höchst seltenen Labrador, der, auf glatt geschliffener Oberfläche, im schönsten Himmelblau, auf grünem Grunde, das sehr ähnliche Bildniß des unglücklichen König zeige, besonders wurde gerühmt die granatrothe Krone, ein Umkreis von Regenbogenfarben und ein kleiner Federstutz. Die „große Seltenheit" war für 10,000 Louisd'or käuflich zu haben. — In den Schriften der Petersburger mineralogischen Gesellschaft ist die Abbildung eines angeschliffenen Labradors zu sehen, welche ebenfalls die „ziemlich regelmäßige" Zeichnung eines Portraits in eigenthümlicher Tracht darstellen soll." (Seite 43.) Ferner wird gedacht der menschlichen Fußspuren, die man im alten Kalkstein gefunden haben will (S. 45); — der Knochen

des Riesenvogels Diornis auf Neuseeland (S. 50); — des Mammuths, das man im Staat Missouri von Indianern getödtet gefunden hat, umgeben von Asche, indianischen Messern und Beilen (S. 55); — der Riesentöpfe in den Felsen Finnlands (S. 89); — den seit 1834 in Rußland gefundenen riesenhaften bis 8 Zoll hohen Smaragden (S. 96); — des Itakolumit, als neuentdeckten Muttergesteins des Diamanten (S. 97); — des neu beobachteten höchsten in zwei prächtige Hörner endenden Berges Bjelucha im Altai (S. 138) rc.

Von besonderem Interesse ist ferner das in Portugal beobachtete Vorkommen von Quecksilber im Sand und Schutt. Es findet sich in kleinen Kügelchen überall in unendlicher Menge, aber so zerstreut, daß das Sammeln doch die Arbeit nicht belohnt. Nur in größerer Tiefe findet man es gedrängter; daher die Vermuthung gerechtfertigt erscheint, es habe sich aus Dämpfen niedergeschlagen, die aus den Tiefen der Erde kommen (Seite 23).

Bei dem Ausbruch des Aetna im Jahr 1843 wurde eine sehr eigenthümliche Lavaexplosion wahrgenommen: Zwei Glauben verdienende Männer aus Bronte, die zur Zeit der Explosion an Ort und Stelle waren, sagten aus, daß sie gesehen hätten, wie die Lavenmasse, ehe solche durch den Ausbruch geborsten, in Gestalt einer großen Halbkugel allmälig emporgestiegen sey; der seltsame Anblick bestimmte dieselben zur schleunigen Flucht. Ein anderer Augenzeuge versichert, er wäre nur etwa sechzig Ellen seitwärts von der Lava entfernt gewesen, und indem er den Arm erhoben, um, vermittelst seines Mantels, sich gegen die Wirkungen der Explosion zu schützen, habe er sich sofort wie von ziemlich heißem Wasser durchträuft gefühlt (S 221.)

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Friedrich Otte. Basel, Schweighauser, 1845.

Von demselben Mühlhauser Dichter, der schon Mehreres theils allein, theils in Gemeinschaft mit andern Dichtern des Elsasses herausgegeben hat und dessen wir schon öfter in unsern Blättern rühmlich gedacht haben. Die Herzen schlagen im Elsaße und Suntgau so warm, wie in Baden und Breisgau, die Sprache ist an diesem wie an jenem Ufer des Rheins die nämliche und die Poesie erkennt jene Schlagbäume zwischen Straßburg und Kehl nur wie einen Dorn an, der zwei schwesterliche Rosen verbindet.

Ueber dieses französische Douanenwesen auf altdeutschem Boden erzürnt sich der Dichter S. 30:

Vermaledeiter Grenzenhüter
Hast du mich bald genug gequält?
Du siehst, ich habe keine Güter
Und auch mein Geld ist bald gezählt.

Wozu dieß Greifen, Suchen, Langen?
Wozu der häm'sche Späherblick?
Wie ich vor Jahren ausgegangen,
Kehr' ich in's Vaterland zurück.

Mein Sinn ist noch der alte blieben,
Mein Herz ist frisch und unbestaubt,
Das alte Hoffen, Glauben, Lieben
Hat mir die Ferne nicht geraubt.

Ein rascher Schritt und frohe Weisen,
Ein warmes Blut, ein lust'ger Muth
Und eine Treu, bewährt wie Eisen,
Das ist mein Paß, mein ganzes Gut.

Gesell! schau mir in's Aug', in's klare,
Das ungetrübt zu jeder Frist,
Und laß mich zieh'n, wenn solche Waare
Nicht etwa Contrebande ist.

Die meisten Gedichte preisen nach altdeutscher Weise den Frühling, die Liebe, den Wein und den Gesang in durchaus frischen und fröhlichen Weisen. Der Dichter gehört nicht zu den melancholischen. In einigen Liedern finden wir originelle Bilder, z. B. erscheint die Blume Rittersporn als galanter Ritter neben der Dame Rose. Seite 137 wird der Akazienbaum vom h. Akazius abgeleitet, der an einen solchen Baum geschmiedet worden war, worauf der winterlich abgestorbene Baum sich gleich mit Blättern und Blüthen geschmückt hatte.

Den Schluß machen Balladen und Romanzen, meist Schweizer und Elsäßer Sagen, von den drei Tellen, vom Chaldar, vom ewigen Juden, vom Seeblühen, von der versunkenen Kirche, von Kaiser Albrechts I. Tod, von der Schlacht bei St. Jakob, vom wilden Jäger rc. Ausnahmsweise auch die norddeutsche Sage von der wunderbaren Bekehrung des Herzog Wittekind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 131.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 26. December 1845.

Theologie.

Versuch zur Herstellung des historischen Standpunkts für die Kritik der neutestamentlichen Schriften. Eine Streitschrift gegen die Kritiker unserer Tage von Heinrich W. J. Thiersch. Erlangen, Heyder, 1845.

Eine äußerst besonnene, klare Schrift, die gewiß „den rechten Fleck trifft," indem sie schon aus dem Inhalt des neuen Testaments die Absurdität der Kritiker nachweist, welche die Welt überreden wollen, das neue Testament sey nicht echt, sondern Machwerk der Pfaffen späterer Zeit. Wie hätten Pfaffen, hierarchische Zwecke verfolgend, in einem so reinen Geiste schreiben können? Wie hätten die dogmatischen Zänker, mit alexandrinischer Scholastik angefüllt, eine so einfach edle Sprache erfinden können? „Wollet ihr nicht, daß der johanneische Christus Wahrheit und Wirklichkeit, wollet ihr nun einmal, daß er Dichtung und Täuschung sey, so bewahrt euch doch wenigstens noch so viel Geschmack, um einzusehen, daß diese Dichtung jedenfalls einer ganz anderen, großartigeren Epoche der geistigen Geschichte angehören müsse, als die weitschweifige und mit jenem Werke verglichen so überaus gedankenarme Schriftstellerei der Gnostiker und Antignostiker im zweiten Jahrhundert! Eben so viel Vernunft ist in dergleichen Behauptungen, als wenn Jemand (falls es auf diesem Gebiete möglich wäre, mit der Chronologie so umzugehen, wie in der ältesten Kirchengeschichte) Platons Timäus und des Proclus Kommentar über denselben für Erzeugnisse einer und derselben Generation erklären wollte. Unter den Kirchenvätern des zweiten Jahrhunderts ist keine Persönlichkeit zu finden, der man die freie Produktion auch nur eines einzigen Gedankens, wie die, welche den Inhalt des Johannes bilden, zutrauen könnte."

Das richtige Verhältniß der Kritik zu den h. Schriften wird sehr gut in Folgendem bezeichnet: „Etwas anderes ist die Annahme eines unbeabsichtigten und von den Verfassern unverschuldeten Mißverstandes, eines in der Ueberlieferung eingeschlichenen Irrthums oder die Nachweisung einer irrigen Tradition, welche sich wie ein Rost des Alterthums an das reine Gold dieser Schriften angesetzt haben kann, und etwas ganz anderes ist die Annahme einer zu bestimmten Zwecken veranstaltenden Täuschung, eines dem Verfasser selbst zur Last fallenden und in den Ursprung der heiligen Schriften verflochtenen Betrugs. So konnte sich allenfalls der Einfall, daß die Apokalypse von einem Presbyter Johannes sey, als er im dritten Jahrhundert zum erstenmal auftrat, für Entdeckung eines alten Mißverstandes, einer hergebrachten Verwechslung des Presbyters mit dem Apostel ausgeben. So steht es mit den Evangelien, von deren Verfassern keiner sich selbst nennt, indem nur die Ueberschrift und die Ueberlieferung ihre Namen fortgepflanzt hat. In dem ersten Evangelium ist nicht einmal eine Andeutung dafür, daß sein Verfasser ein Augenzeuge, ein Apostel war, wie sie im vierten Evangelium so bestimmt gegeben wird. Hier also scheint in der That ein Gebiet zu seyn, wo die Vermuthung, daß alte Mißverständnisse eingenistet seyn mögen, nicht absolut ausgeschlossen und verpönt seyn kann, Mißverständnisse ähnlicher Art, wie sie bei dem ganz anonymen Briefe an die Hebräer, bei dem zweiten und dritten johanneischen, endlich bei den Briefen Jacobi und Juda stattgefunden haben können, deren Verfasser sich nur so unbestimmt bezeichnen, daß dadurch faktisch bereits im Alterthum Verwechslungen veranlaßt worden sind. Aber ganz anders stellt sich offenbar die Sache, sobald man uns das Ansinnen stellt, eine bewußte Unwahrheit bei den Urhebern heiliger Schriften zu statuiren," wie die Tübinger Schule (zuletzt namentlich Schwegler) gethan hat. Denn wenn Strauß nur behauptete, die Evangelien seyen eine arglose Sammlung von Fischer- und Fuhrmannsanekdoten, so geht man neuerdings noch viel weiter und sagt, sie seyen von

Kirchenmännern des zweiten Jahrhunderts im hierarchischen und dogmatischen Interesse präparirt worden, also nichts Argloses mehr, sondern absichtlicher Betrug.

Nachdem der Verfasser gezeigt hat, daß man den ganzen Inhalt der h. Schriften würdigen müsse, um den richtigen kritischen Standpunkt zu gewinnen, und daß man demzufolge zuerst fragen müsse: konnten spätere Pfaffen nach Sachinhalt und Sprache solche Bücher schreiben? verlangt er von der Kritik ferner eine allseitige Berücksichtigung der vorhandenen historischen Zeugnisse im Gegensatz gegen die bequeme Manier, nur hie und da ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände ein abschätzendes Zeugniß herauszugreifen: „Immer noch wird das Zeugniß der alten Kirche, dessen Gewicht nur aus tiefer Einsicht in ihre ganze innere Geschichte, als Gesammtzeugniß gewürdigt werden kann, in Citationen zerbröckelt, und einzelne rein zufällig vernehmbare oder ebenso zufällig nicht mehr vernehmbare Stimmen werden abgezählt und zur Basis der Bekämpfung und der Vertheidigung gemacht. Das Aeußerste der Verkennung des Thatbestandes ist eingetreten, seit man im Stande war z. B. des Justinus Bekanntschaft mit dem Evangelium des Johannes (auf welchem fast seine ganze Lehre von Christo beruht) abzuläugnen, weil er es, in den zufällig uns erhaltenen Schriften, denen gegen exoterische Gegner, Juden und Heiden (denn seine Werke gegen die Häretiker sind verloren) nicht eigentlich citirt, indem er gegen solche, denen entweder nur das alte Testament oder auch dieses nicht Autorität war, sehr natürlich nicht mit neutestamentlichen Citationen zu operiren pflegt."

Als schlagendes Moment macht der Verfasser ferner geltend, daß die h. Schriften als echt von ihren Gegnern selbst bereits in der Zeit anerkannt worden sind, in welcher sie nach dem Dafürhalten der neuen Kritiker erst von den Pfaffen fabricirt worden seyn sollen. Die Gnostiker z. B. suchten nur den Sinn der Evangelien nach ihren Absichten umzudeuten, ohne im mindesten die Echtheit derselben zu bezweifeln. „Statt ihre Echtheit anzugreifen, statt diese zum Gegenstand der Controverse zu machen, und auf diesem Wege, den die neuesten Gegner des Christenthums so leicht und bequem finden, sich der lästigen Autorität zu entledigen, sehen wir sie auf ganz anderen, weit mühsameren, gefährlicheren und erfolglosen Wegen zu Werke gehen. Wir sehen, daß sie sich eher zu der verwegenen und ihrer Sache bei den Christen höchst nachtheiligen Behauptung entschlossen, daß die Apostel geirrt, Christum nicht recht verstanden, sondern seine Lehre mit eingemischtem Judaismus verfälscht hatten; so urtheilte Marcion über alle Apostel außer Paulus und erklärte somit nicht die Schriften des Matthäus, Johannes und Petrus für unechte, sondern verwarf diese Apostel selbst. Die Valentinianer flüchten sich, ehe sie die Berichte der Evangelien von Christus für untergeschoben erklären, lieber zu der Behauptung: Christus selbst habe nicht immer unter Eingebung des höchsten Vaters, sondern zuweilen von einer niederen Macht, von der Mutter Achamoth oder dem Demiurgen inspirirt geredet. Selbst Marcions Verfahren mit dem Evangelium Lucä und den paulinischen Briefen, seine von den Marcioniten eingestandene Gewaltsamkeit in der Verstümmelung der Texte an allen den Stellen, welche zu seinem Dualismus, zu seiner Verwerfung des alten Testaments und zu seinem Doketismus nicht paßten, verräth uns, daß ihm alles daran liegen mußte, eine Autorität wie die der paulinischen Schriften für seine Sache zu gewinnen, und läßt uns schließen, wie imponirend, wie festgewurzelt in der Kirche damals bereits die Autorität dieser Schriften war. Endlich scheuten die Gnostiker keine Mühe, um durch die seltsamsten und gewagtesten Deutungen der heiligen Schriften diese in ein günstiges Verhältniß zu ihrer Lehre zu setzen und zu einiger Harmonie mit derselben zu zwingen. Man muß die Proben valentinianischer Exegese bei Irenäus gelesen haben, um zu sehen, zu welchen Mitteln sie griffen, um für ihre heilige Tetraktys und Ogdoas, für ihre dreißig Aeonen, für ihre Lehre von der Achamoth, welche den Weltschöpfer gebiert und aus deren Leiden die materiellen Elemente entstehen, um für ihre Spaltung des Menschengeschlechts in hylische, psychische und pneumatische Naturen, etwas einem Beweise ähnlich sehendes aus dem neuen Testament aufzubringen. Ebenso zeigt uns Heracleons Kommentar zum Evangelium des Johannes in den Fragmenten bei Origenes reichliche Beispiele davon, wie schon die erste Generation der valentinianischen Sekte die kühnste allegorische Deutung auf dieß Evangelium anwendete, und durch ihr ganzes Verhalten gegen das Buch ein hohes Alter und ein geheiligtes Ansehen desselben bei den Christen derselben Zeit voraussetzte und anerkannte."

Man erwäge auch die Sprache der Evangelien im Vergleich zu derjenigen der Gnostiker und ihrer Zeitgenossen. Es ist ganz unbestreitbar, was Herr Thiersch S. 287 bemerkt: „Gnostiker, namentlich die Valentinianer haben durch allegorische Erklärung der canonischen Evangelien, die oft abenteuerlich genug ausfällt, aus den Aussprüchen Christi Bestätigungen für ihr System zu gewinnen sich abgemüht. Ehe man aber eine religiöse Urkunde zum Gegenstand allegorischer Exegese macht, ehe man ihr, wie es hier der Fall ist, Gewalt anthut, um sie mit dem eignen System in Einklang zu versetzen, müssen seit ihrem Ursprung Generationen, wo nicht Jahrhunderte verflossen seyn; die Schrift, zu welcher man sich in ein derartiges Verhältniß setzt, muß der Gegenwart bereits ferne stehen und in eine ehrwürdige Vorzeit

gerückt erscheinen. Die Sophisten waren die ersten, welche in den homerischen Gesängen ὑπονοίας — einen tieferen, allegorischen Sinn suchten — um das dem Bewußtseyn ihrer Zeit Anstößige daraus zu beseitigen. Versucht es bei den Philologen, die Ilias und Odyssee durch eure „Kritik" für ein Produkt derselben Generation auszugeben, der diese Sophisten angehören, so werdet ihr das Verwerfungsurtheil davontragen, das von wissenschaftlichem Standpunkt aus dergleichen Phantasmen verdienen."

Also weist nicht nur der Inhalt und die Sprache des neuen Testaments, sondern weisen auch die Zeugnisse der Gegner, wie der Freunde, auf ihren echten unverfälschten Ursprung in einer sehr frühen Zeit des Christenthums zurück. „In eine große konstitutive Anfangszeit muß die Einführung des Urcanon fallen, wenn anders eine so imponirende allgemeine und unerschütterte Einigkeit in seiner Vertheidigung, wie sie uns an der Kirche des zweiten Jahrhunderts vor Augen tritt, erklärbar seyn soll. Und das Ende dieser konstitutiven Anfangszeit, so behaupten wir, liegt jenseits der Zeit des Hadrianus, in den Tagen des Nerva und des Trajan, es trifft, wenn es erlaubt ist einen einzelnen Zeitpunkt zu nennen, mit dem Tode des heiligen Johannes zusammen. Wann sonst, als an diesem verhängnißvollen Wendepunkt der Zeiten, als der lang aufbehaltene letzte große Zeuge dahinschied, wann sonst sollte jene innere Umgestaltung eingetreten seyn, durch welche die erste schöpferische Kraft der Kirche sich in treue, gewissenhafte Bewahrung des einmal geschaffenen, gegründeten, anvertrauten und überlieferten verwandelt hat?"

Indem wir uns begnügen müssen, nur den Faden der Untersuchung in diesem trefflichen Buche im Allgemeinen zu bezeichnen, erlauben wir uns, noch einige wenige Bemerkungen anzuknüpfen.

Sofern die Welt zwischen der Bibel einer-, und der blasirten Philosophie andrerseits die Wahl hat, dürfte sie am Ende doch lieber bei der ersteren bleiben wollen. Es könnte ihr scheinen, als ob darin doch mehr Wahrheit, mehr Tiefe, mehr Geist, mehr Geschmack enthalten sey, als in dem arroganten Schwulst sämmtlicher Hegelingen. Abgesehen von der Heiligkeit des Buchs und von seinem Segen in allen Leidens- und Gewissensfällen, welche die blasirte Philosophie freilich als gar nicht anerkennenswerth auch gar nicht berücksichtigt, die nun aber doch einmal existiren.

Die allgemeine Meinung dürfte sich ferner mit der Zeit auch dahin vereinigen, daß die Kritiker, die dem Christenthum sein Ende bereiten und etwas Neues, weiß nicht was, an die Stelle setzen wollen, zwar nichts mit den alten Aposteln gemein haben; andrerseits aber auch die Evangelisten und Verfasser der übrigen biblischen Schriften nichts mit ihnen und daß es nur eine Verwechslung der Gesichtspunkte ist, wenn in den neuen kritischen Schriften die Evangelisten wie moderne Kathedermänner geschildert werden, denen man gleichsam vertraulich auf die Achseln klopfen kann, nachdem der kollegialische Scharfsinn alle ihre schwachen Seiten aufgedeckt hat.

Die protestantisch-deutsche Welt insbesondere dürfte im Verlauf der Zeit und vielleicht schon in Kurzem sich zu erinnern Veranlassung finden, daß die Bibel ihr Rechtsboden in dem großen Kirchenprozesse, und ihre Rüstkammer im großen Kampfe ist. Wie viel eingeschlafene Wächter oder offenbare Verräther nun auch den Protestantismus durch Beseitigung der Bibel zu entwaffnen lange fortgefahren haben, die Stunde wird nicht ausbleiben, in welcher das protestantische Deutschland wie vor dreihundert Jahren erkennen wird, daß es mit der Bibel stehen und fallen muß. — Es ist uns zwar nicht entgangen, welchen großen Werth man in neuerer Zeit auf den sogenannten Geist legt und welchen geringen auf die Schrift, allein man hat erstens nicht immer Geist, wenn man auch „Geist" schreit, und alsdann ist auch der stärkste unter diesen Geistern doch nur das liebe Ich, mit dem es nicht gethan ist. Die gewiß außerordentlich große Partei der philosophischen Egoisten unsrer Tage ist doch nicht stark genug, es mit Rom aufzunehmen, so wenig, als es seinerzeit die Philosophie Voltaires und selbst das Genie Napoleons im Stande war. Luther erkannte im Widerspruch mit den Lichtfreunden seiner Zeit ganz richtig, daß die einfältige Bibel die einzige, allein gerechte und zureichende Waffe der Reformation sey. Die damaligen Lichtfreunde träumten sich, es sey am Geist genug, jeder substituirte der Schrift seinen eignen Geist, jeder hielt sich für inspirirt, und dabei kam der Wahnsinn von Münster heraus, bis zu dem es ohne Zweifel unsere Lichtfreunde und Kommunisten ebenfalls bringen werden. Aber viel weiter werden sie es nicht bringen. Der Geist ist heute, was er damals war, die Sublimation egoistischer und, wenn man aufrichtig seyn will, kleinlicher und erbärmlicher Triebe. Die Schrift ist aber ebenfalls heute noch, was sie damals war, der Fels, auf dem die evangelische Kirche gebaut ist, und welcher dem Blute des dreißigjährigen Krieges getrotzt hat, wie dem weitläuftigen Gewässer des Rationalismus, also auch wohl der windigen Philosophie von heute trotzen wird.

Kunst.

Nürnberger Briefe (zur Geschichte der Kunst) von R. v. Rettberg. Hannover, Helwing, 1846.

Eine Uebersicht über alle Kunstdenkmäler der hieran so reichen Stadt Nürnberg, die Kirchen und andere Bauwerke, die Sculpturen, Malereien, bis auf die Holzschnitte und Kupferstiche herab, mit ungemeinem Fleiß zusammengetragen als ein Wegweiser für Kunstfreunde, welche Nürnberg besuchen und alles sehen wollen, aber auch als Ersatz für die, welchen die Autopsie fehlt und die wenigstens wissen wollen, was Nürnberg für Kunstschätze besitzt.

Eine Geschichte der Stadt leitet das Werk ein; daran knüpfen sich allgemeine Charakteristiken der verschiedenen Baustyle und Kunstschulen. Hierauf folgt das reiche Detail der einzelnen Kunstwerke, nach den verschiedenen Künsten und Zeitaltern geordnet, mit kurzen Lebensnachrichten von den einzelnen Künstlern. Am Schluß ein umfassendes Register zum Nachschlagen.

Ohne uns in das unermeßliche Detail einlassen zu können, theilen wir eine schöne Charakterisirung des gothischen Baustyls (S. 50) als Probe mit: „Betrachten wir zunächst die Pfeiler, aus denen der ganze innere Bau gleichsam hervorwächst. Sie erscheinen nicht mehr, wie der romanische Pfeiler oder Säule, als bloße Stützen einer ihnen aufgebürdeten Last, sondern vielmehr — gleichnißweise zu reden — als Wurzel und Stamm, der sich mit seinen Aesten in das höchste Gewölbe hinauf verzweigt. (Wo aber dieses Gleichniß in die Wirklichkeit gezogen wird, wie es später der Fall war, da tritt naturwidrige Entartung ein, was jedoch vorläufig unerörtert bleiben mag.) Die schwere Masse des Pfeilers verschwindet unter einer umkränzenden Gruppe von neben einander hervorwachsenden Halbsäulchen, die den Eindruck des Emporstrebens mächtig fördern; zugleich geben die mancherlei Einkehlungen, gleich den Rinnen der dorischen Säule, allein noch ungleich entschiedener, den Eindruck von kräftig zusammengezogener Trieb- und Spannkraft. In dem Knauf des Pfeilers sehen wir Dasjenige wirklich durchgeführt, was in dem romanischen Würfelknauf nur dunkel vorgefühlt und vorgedeutet war: es ist nicht mehr eine willkürlich aufgesetzte Stütze für den Gewölbbogen, sondern dieser sproßt kräftig belebt aus seinem in mannigfaltiger Bildung wechselnden Blätter- und Blüthenkelch empor; auch erscheint der lebendige Gliederbau noch dadurch höher entwickelt, daß auch die Halbsäulchen des Pfeilers nicht in seinem Knauf oder im Gewölbe verschwinden, sondern, wenn gleich eng mit ihrem Hauptstamm verbunden, doch frei in ihrem eigenen Knäuflein ausblühen und sich in den Reihungen oder Gratbögen des Gewölbes bis zum Gipfel fortsetzen. In diesem Gewölbe sehen wir nun wieder einen entschiedenen Gegensatz gegen das romanische Rundbogengewölbe ausgesprochen. Dieses erscheint als eine Last, die durch den Schlußstein eingekeilt, gegen die Scholle gewendet, auf die Säulen mächtig niederdrückt; dort verschwindet der Eindruck des Niederdrückens ganz: im Gegentheil es scheint das jetzt durchgehends eingeführte, leichtere Spitzbogengewölbe von der Erde hinwegzustreben und in den obersten Spitzen leicht an einander zu lehnen, wie sich die Fingerspitzen der Hand diese berühren zum gläubigen Gebet. Ebenso hier. Der Eindruck nicht des Niederdrückens allein, sondern der Massenhaftigkeit überhaupt verschwindet ganz, denn nur die Gratbögen bilden eigentlich das Gewölbe und die Gewölbdecke erscheint nur als leichte Füllung der freien Räume zwischen den Gratbögen, die einander in Form von verschiedenartigen Dreiecken, Rauten u. s. w. durchkreuzen und das Auge des Beschauers und der Phantasie gefällig fortleiten zum geistigen Anschauen."

Von Albrecht Dürer, Nürnbergs größtem Meister, heißt es S. 153: „Alles Hohe und Schöne, was er schuf, lag lediglich in ihm, aber die Außenwelt, namentlich die nächste, seine schöne Frau, die übrigens so gar kein Verständniß für seine heiligsten Künstlergefühle hatte, drängte mehr dieses edelste Herz in seine stillbescheidene Klause hinein, als daß sie dazu beigetragen hätte, alle diese reichen Keime zur lustigen, freien, schönsten Entwickelung und Blüthe herauszutreiben. Selbst für die Natur lag der feinfühlendste Tastsinn in ihm, aber das gedrückte Wesen mochte ihn hindern, alle die zarten tausend Fühlhörner frei und froh hinauszustrecken in die üppig-schwellende Frühlingswelt geistigen und sinnlichen Mitlebens. So erscheint er uns zu sehr in sich selbst verloren, und er gewann die Einseitigkeit seines Jugendgefühles zu lieb, als daß er sich später von der lieben Gewohnheit hätte lossagen mögen. So finden wir bei ihm neben dem heiligen Ernste des Verstandes und Willens eine buntscheckige, man könnte sagen, wundersame, ja mährchenhafte träumerische Laune, bei der reichsten Einbildungskraft eine gewisse ihm liebgewordene Beschränktheit, bei der feinsten Auffassungsgabe für die Erscheinungen der Sinnenwelt, diese Vorliebe für schillernde Farbenpracht. Hätte er sich freier entwickelt, und freier die Außenwelt auf sich wirken lassen mögen, so wäre vielleicht Raffaels Wort wahr geworden, das er bei Dürers Zeichnungen und Stichen ausrief: wahrlich, dieser würde uns Alle übertreffen, wenn er, wie wir, die Meisterwerke der Kunst vor Augen hätte!"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 132.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 29. December 1845.

Länder- und Völkerkunde.

Venedig im Jahre 1844. Von A. v. Binzer. Mit einer Karte. Pesth, Heckenast. Leipzig, Georg Wigand, 1845.

Es ist zwar schon sehr viel über Venedig geschrieben worden, doch findet man in dieser neuen Schilderung manches minder Beachtete und wir haben sie mit Vergnügen gelesen.

Ueber die Lagunen und die äußere Lage und Umgebung Venedigs, womit der Verfasser beginnt, konnte er nichts Neues mehr vorbringen. Ueber diese und alle Naturverhältnisse der großen Inselstadt erhält man die reichste Aufklärung in der Reise des Herrn v. Martins. Auch die historischen Erinnerungen an die Republik Venedig und ihre großen Männer sind von Andern schon erschöpft. Dagegen enthält das vorliegende Buch schätzbare neue Bemerkungen über den Baustyl des alten Venedig und über die mit der Schönheit desselben nicht wenig kontrastirende Geschmacklosigkeit der Neuerungen. Wir geben hier nur eine Bemerkung über die Fenster. „In alter Zeit gab es bekanntlich keine großen Fensterscheiben. Jetzt hat man sie, und da sie unstreitig an sich schön und angenehm für die Bewohner sind, so ist nicht zu verlangen, daß man sich bloß der Zeichnung, des äußern Anblicks wegen neue Fenster aus kleinen Scheiben zusammensetzen lasse. Wenn man aber die zum Theil in ihrer ursprünglichen Form noch erhaltenen Fenster der Palazzi betrachtet, so wird man bemerken, daß die Blei- oder Eisen-Einfassungen der kleinen Scheiben in ihrer Zeichnung durchaus mit den architektonischen Formen in Einklang sind (ich nenne beispielsweise nur die Fenster der kleinen Casa neben dem Palazzo Galvagna am Canal di Canareggio), und man wird nicht leugnen können, daß die neuern hölzernen Fensterrahmen mit ihren geradlinigen Abtheilungen bis in die Rund- oder Spitzbogen hinein mit den Steinverzierungen der Fensterluchten sehr unangenehm kontrastiren. In einzelnen Fällen hat man freilich die Rundbogen auch in neuester Zeit mit strahlenförmig abgetheilten Rahmen gefüllt; aber diese sind von Holz und überdieß zu breit und hell angestrichen, was auch einen unangenehmen Effekt macht (wie z. B. in dem prächtigen Palazzo Pesaro). Durch eiserne Rahmen von angemessener Zeichnung wäre auch bei den größten Scheiben diesem Uebelstand leicht abzuhelfen. — Eine noch größere und leider sehr häufig vorkommende Versündigung gegen den guten Geschmack ist es, wenn man den obern Theil der Spitzbogenfenster zumauern läßt, was um so mehr auffällt, wenn es nur theilweise geschieht, während andere Fenster derselben Fronte dem Baustyl gemäß restaurirt werden (wie z. B. am Hôtel Royal an der Riva dei Schiavoni). Da sollte man doch wenigstens, wo vielleicht die neue Eintheilung im Innern des Hauses das Zumauern erheischt, die häßlichen Mauerflecken durch Jalousien verdecken, wie es bei einzelnen Palästen auch geschehen ist. — Doch die Jalousien, die man fast überall sieht, sind an sich schon störend, und mehr noch die äußern Laden, weil sie entweder die Fenster selbst, oder die schöne Fenstereinfassung verdecken. Warum nicht innere Laden, die ganz dieselben Dienste leisten? Wo aber einmal äußere Laden sind und bleiben sollen, da müßten sie doch wenigstens durch graugelben Sandanwurf eine passende Steinfarbe erhalten und nicht braun oder gar grün angepinselt werden, als ob die Marmorpaläste holländische oder tyroler Landhäuser wären. Was endlich die Wände selbst betrifft, so ist die natürliche Steinfarbe ohne Zweifel für Bauten dieser Art die schönste, und wo diese der Reparaturen wegen nicht wohl beibehalten werden kann, da sollte man doch einen ähnlichen Anstrich wählen und nicht eine neumodisch helle Farbe, wie z. B. die des Palazzo Emo (jetzt Treves): aber auch nicht eine Marmornachahmung wie die des Hôtel Royal, deren regelmäßige Streifen eher wie ein Fournier von grauem Holz aussehen. Es wäre sehr zu wünschen, daß man jetzt, da es noch Zeit ist, auf diese und andere Uebelstände bei den Restaurationen und

Neubauten die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte.“ Das hier Gesagte gilt auch von den Neubauten anderer Städte, ja unserer ganzen Neuzeit. Wohin man kommen mag, wird das Auge an weißen oder grauen Häusern durch giftgrüne oder ochsenblutfarbene Fensterladen beleidigt.

Indem Herr v. Binzer die Paläste und Kirchen einzeln durchmustert und ihre Kunstschätze und historischen Erinnerungen bespricht, gibt er manche anziehende Notiz. Z. B. über die Kirche S. Maria formosa. Hier wurden ehemals alle Bräute und zwar in Masse getraut. „Die ersten Venetianer sahen die Ehe, wie die Römer, als Grundlage des Staates an; deßhalb wurden unter seinen Auspizien sämmtliche Vermählungen in der damals einzigen Marienkirche gefeiert, welche nach Einigen auf der Insel Olivolo, nach Andern an derselben Stelle stand, wo wir jetzt die Kirche Maria formosa sehen. Am Tage Mariä Reinigung begaben sich sämmtliche Bräute, ihre Mitgift in Gold oder Silber in ihren Sparbüchsen (arcelle) in der Hand tragend und von ihren Verlobten und Angehörigen gefolgt, in die Kirche. Nach feierlicher Messe und eindringlicher Rede über die Pflichten der Ehe fand die Einsegnung durch den Bischof statt, und dann nahm die ganze Stadt Theil an den Feierlichkeiten des Tages, der ihr neue, tüchtige Bürger versprach. Als Venedig groß und mächtig geworden war und diese Centralisation der Einsegnungen auf eine bestimmte Kirche nicht mehr stattfinden konnte, ward die Erinnerung daran in einem großen Brautfeste gefeiert, unter dem Namen des Marienfestes. Zwölf hübsche und gute Mädchen von braven aber armen Eltern wurden jährlich an demselben Tage vom Staat ausgestattet und in derselben Kirche getraut. Bei dieser Handlung wurden die Mädchen mit dem Geschmeide der Republik geschmückt, das aber Abends wieder in seinen Schrein zurückgebracht ward. — Aber die Kostbarkeit des Staatsschmuckes hatte auch noch einen andern Reiz. Im Jahre 944 hatte eine ruchlose Seeräuberbande aus der Gegend von Triest (Uskoken) sich heimlich in die Stadt geschlichen und versteckt; — doch ich lasse den „ehrlichen“ (auch in historischer Hinsicht ehrlichen) Greis in Platens „Fischermädchen in Burano“ weiter reden. Kaum war die Messe in der Kirche beendet, da

Stürzen sie plötzlich hervor und ergreifen die bebenden Mädchen,
Schleppen in's Fahrzeug alle, mit hurtigen Rudern entweichend.
Doch von Geschrei widerhallt schon rings das entsetzte Venedig;
Schon ein bewaffneter Haufe von Jünglingen stürmt in die Schiffe,
Ihnen der Doge voran. Bald holen sie ein die Verruchten,
Bald nach männlichem Kampfe, zurück im verdienten Triumphzug
Führen sie heim in die jubelnde Stadt die geretteten Jungfrau'n.“

Auch über den berühmten Bucentauro macht der Verf. gute Bemerkungen. Obgleich die Venetianer die Sitte, nach welcher ihr Doge auf diesem Schiffe jährlich am Himmelfahrtstage hinaus fuhr und einen Ring ins Meer warf, um dasselbe der Republik Venedig zu vermählen, — von einem Siege der Venetianer über einen Sohn Friedrich Barbarossas herleiten, so ist doch historisch dieses seltsame Ceremoniel zum erstenmal erst im Jahr 1520 angewandt worden, in einer Zeit, in welcher Venedig mit dem deutschen Kaiser, Frankreich, dem Papst und dem Sultan die südeuropäische Pentarchie bildete, also zu so exorbitantem Stolze einigermaßen berechtigt erschien. Auch gehört der Name des Staatsschiffs erst jener spätern Zeit der Renaissance an, in welcher der gelehrte Witz in die antiken Erinnerungen zurückgriff.

Beim Arsenal Venedigs gedenkt Herr von Binzer der mythischen Riesenaustern, die daselbst gefunden werden sollen, läßt es aber unentschieden, ob die großen Schaalen, die Jemand wirklich gefunden haben will, auf das Daseyn ungewöhnlich großer Austern daselbst schließen lassen dürfen. — Interessanter sind die große Menge Tauben am Markusplatz. „So wie die zweite Stunde nach Mittag ertönt, sieht man von allen Seiten zugleich ganze Schwärme von Tauben heranfliegen, und kaum ist dieser Schall verklungen, so sitzen Hunderte dieser lieblichen geflügelten Boten auf den Quadern des Platzes dichtgedrängt nebeneinander und warten, bis ihnen das übliche Futter hingeworfen wird — jedenfalls eine wohlgefälligere Erscheinung als die bekannten Hunde in Konstantinopel und „verständigen Schweine auf den Straßen von New-York“, von welchen Boz (Dickens) in seinem „Amerika“ erzählt. — Weßhalb aber werden die vielen Tauben gehalten? Diese Frage gewinnt an Interesse, wenn man erfährt, daß sie nicht etwa, wie an andern Orten, zur Nahrung dienen, vielmehr, wie in manchen Gegenden die Schwalben und die Störche, fast heilig gehalten werden, — so daß ein kecker Matrose, der sichs beikommen ließ (für englisches Geld, wie man sagt) ein Paar dieser Thierchen zu fangen, fast ein Opfer der Volksrache geworden wäre. Es circuliren über den Ursprung dieser Sankt-Markus-Tauben verschiedene Sagen; die interessanteste, die mir bekannt geworden, ist die folgende. — Im Anfang des 13ten Jahrhunderts, als der Admiral Renier Dandolo (nach Andern Trevisano) vor Candia lag, bemerkte man, daß von dieser Insel aus eine Menge Tauben nach der Richtung hinflogen, wo die Flotte der Genueser ankerte. Dandolo, der die Schlauheit der Feinde und auch die Sitte der Orientalen kannte, sich dieser geflügelten Boten zu bedienen, ließ einige derselben schießen, und wirklich trug jede ein Briefchen, wodurch die Genueser von der Gefahr benachrichtigt werden sollten, in welcher die Candioten sich befanden. Er benutzte sofort die wichtige Nachricht und in der folgenden Nacht wird die Insel erobert. In dem Schlosse des Gouverneurs fand man noch viele zu gleichem Zweck bestimmte Tauben, welche Dandolo zugleich mit dem Bericht der Einnahme nach Venedig sandte, und welche nun vom Volk als

Urheber des Siegs begrüßt und fortan gepflegt und heilig gehalten wurden. Die Ernährung dieser Thierchen geschah bis zum Ende der Republik auf Kosten des Staats; jetzt werden die Kosten derselben aus den Zinsen eines Legats bestritten, das eine alte Patrizierin zu diesem Zwecke der Stadt vermacht hat."

Eine für Reisende beherzigenswerthe Bemerkung betrifft den Antiquar und Kunsthändler Sanquirico in Venedig. „Die Beschreibung seines Museums würde ein dickes Buch füllen; ich will nur versuchen, dem Leser durch ein paar Hauptzüge eine schwache Vorstellung vom Ganzen beizubringen. Was zuerst die Gemälde betrifft, so findet man hier einen Guido Reni, dort einen Pordenone, hier einen Domenichino, da einen Guercino — kurz Alles, was man begehrt, auch das Allerseltenste und fast Unmögliche; unter den Dogenbildern z. B. auch das des Marino Falieri, obgleich bekanntlich in ganz Venedig kein Bild von ihm geduldet ward, wie ich schon bei Beschreibung des Dogenpalastes erwähnte. Doch man verlange, was man immer wolle, Sanquirico schafft es. Und man muß gestehen, die Kunst, alte Bilder zu machen, ist in Venedig zu einer solchen Vollendung gediehen, daß nicht bloß Laien, auch Sachverständige bei aller Vorsicht immer wieder getäuscht werden. Denn man begnügt sich nicht etwa damit, verdorbene Bilder alter Meister so zu restauriren, daß man für den Augenblick wenigstens durchaus keinen Zusatz daran gewahrt; nein, man zieht es sogar vor, die ganzen Bilder mit dunkeln Farben neu zu malen, dann mit Schmutz zu bestreichen, in Rauch und Dampf zu hängen, zu zerreißen, und wieder zu flicken und zu reinigen; — das ist sicherer, weil sie dann aus einem Guß sind. Es ist eine heillose, aber große Kunst; — und ebendeshalb ist es durchaus nicht gesagt, daß man hier keine Gemälde kaufen solle; man kaufe Alles, was einem gefällt, nach der subjektiven Schätzung des Bildes, wie es da ist, — nur bezahle man keinen Heller für den Namen. — Nicht anders verhält sich's mit den Sculpturen; Sanquirico hat das Glück gehabt, in unzähligen Privatsammlungen angesehener aber verarmter Familien — natürlich mit der Verbindlichkeit, diese nicht zu nennen — die herrlichsten Kunstschätze an sich zu bringen, die von ihren Vorfahren direkt aus Griechenland und dem Orient geholt wurden, man darf sich daher nicht wundern, antike Statuen in Menge zu finden, ja sogar Bruchstücke von den Werken des Phidias u. s. w. Und nun die unendliche Menge von Rüstungen, Waffen, Kleidern, Möbeln, Geräthen, Schmuck — aus allen Zeitaltern und von allen berühmten Personen der Welt. Wenn man aber die Rüstung eines berühmten Kreuzfahrers begehrt, ist vielleicht nur der Brustharnisch da; Hr. Sanquirico weiß Rath, er hat (so wenigstens erzählt man in Venedig) seine Geschäftsträger überall, er weiß, daß die Beinschienen in Paris sind, der Helm in Neapel, das Schild in Madrid; er schafft Alles herbei; doch das erfordert Zeit, so viel Zeit, daß die genannten Gegenstände erst dahin gesandt werden konnten, um dann wohleingepackt mit dem Poststempel der genannten Orte wieder zurückzukommen. — Auch Lecomte widmet diesem merkwürdigen Institut eine ausführliche Beschreibung, aus der ich noch Folgendes anfügen will: Begehrt Ihr eine Locke vom Haupte Attila's, oder einige Haare aus dem Barte des ersten Dogen Anaphestus? — Sanquirico hat, was Ihr wünscht, in einem alten Portefeuille. Gefällt Euch dieses Portefeuille? Es war einst das Eigenthum des furchtbaren Herrn von Padua — Francesco Carrara. Fragt Ihr nach dem 1797 während der Umwälzung verlornen Degen Heinrichs des Vierten? Hier ist — nicht der Degen, aber der Nagel, an welchem derselbe im Dogenpalaste hing. Hier ist ferner: Die Feder, womit Petrark seine Abhandlung über die Mittel gegen das Schicksal geschrieben haben würde, wenn Laura ihm nicht als Sekretär gedient hätte; ein Pinsel, dessen Paul Veronese sich nicht bedienen wollte, um die Entführung der Europa zu malen; der Schwanz der Ratze, die an der Ecke von Tizians heil. Petrus nagte, bevor das Bild in Paris restaurirt ward; ein Fläschchen mit Seewasser, das zur Zeit der Schlacht von Lepanto aus den Dardanellen geschöpft ward 2c. 2c. Kurz, man kann keinen Wunsch nach irgend einem antiken oder fabelhaften Gegenstande aussprechen, den der Eigenthümer dieses Museums nicht herbeischafft, wenn man ihm nur eine billige Frist gestattet, — und wenn Einer den ersten Kuß verlangte, den Bonaventuri der schönen Bianca Capello gab, — er würde ernstlich nachdenken, bevor er erklärte, daß er den Artikel nicht zu liefern im Stande sey." —

Diese Spezialitäten mögen genügen, um das kleine Werk Reisenden und Liebhabern Italiens zu empfehlen.

Volkslieder.

Die poetische Ukraine. Eine Sammlung kleinrussischer Volkslieder. Ins Deutsche übertragen von Friedrich Bodenstedt. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1845.

In der Einleitung entwirft der Herausgeber ein Bild des Kosakenlebens und rekapitulirt in der Kürze die Geschichte dieser Kleinrussen, die sich in so vielen Stücken zu ihrem Vortheil von den Großreußen oder Moskowitern (den eigentlichen Russen) unterscheiden. Es ist bekannt, daß die Kosaken ehemals theils mit Polen verbunden, theils unabhängig waren und erst unter Peter dem Großen Rußland unterworfen wurden.

In Bezug auf ihre Poesie kann man sie die Serben zu Pferde nennen. Denn wie in den Volksliedern der Serben kühne Unternehmungen meist zu Fuß und im Gebirgsland ausgeführt werden, so in den kleinrussischen Volksliedern immer zu Pferd und in der weiten Steppe. Der nationale Grundzug ist aber derselbe. Die Slaven stimmen in einer gewissen süßen Melancholie des lyrischen Gesanges und im Pathos des epischen Heldenliedes alle überein. Auch die Gegenstände der Dichtung sind überall die nämlichen: Klage um den im Kampf fürs Vaterland gefallenen Geliebten, Klage der Liebenden um den von ihren hartherzigen Brüdern gemordeten Geliebten, rührender todtahnender Abschied von der Mutter, von der Geliebten, Botschaft vom Tode des Geliebten rc. Nur selten tritt ein lustig derber Humor hervor, das Wehmüthige hat die Oberhand. Gleich wie in allen andern slavischen Volksliedern findet man auch hier, daß sich die Empfindung stets an ein Naturbild hält, mit dem das Gedicht eingeleitet wird. Jedes Lied fängt auf diese Weise malerisch an, z. B.: Steht am Wasser die Platane, Tief hernieder hängend rc. Rauscht es, rauscht im Eichenwalde rc. Hier ein ganzes Liedchen zur Probe:

Eine Hopfenranke im Garten allein
Schlängelt zur Erde sich;
Unter den Menschen ein Mägdelein
Weinete bitterlich.

O grüner, blühender Hopfen, warum
Warum rankst nicht nach oben zu?
O liebes, junges Mädchen, warum
Fluchst deinem Schicksal du?

Kann die Hopfenranke nach oben zieh'n,
Wenn keine Stütze sie hält?
Kann des Mädchens Auge vor Freude glüh'n,
Wenn ihr Kosack ihr fehlt?

Und noch ein eben so kleines, aber sehr sinnvolles:

Kam aus der Ferne ein Kuckuck geflogen,
Flog durch Feld und Hain;
War aus seinem Fittig eine Feder gefallen
In die Donau hinein.

O gleich der bunten verlorenen Feder,
Die der Strom fortreißt —
Schwindet mein Leben im fremden Lande
Einsam, verwaist!

Floß mein Leben hin wie auf der Welle
Ein einsam Blatt...
Fort! was wahr' ich den Goldring, den Er mir
Gegeben hat! —

Zuweilen klingen uralte heidnische Vorstellungen an. So ist der Schwan hier S. 45 ein Bote, ganz so wie in den altindischen Dichtungen, während im Abendlande mehr den Raben und Tauben das Botenamt zugewiesen erscheint. So bedeutet ferner S. 48 die Anemone, die ein Mädchen arglos und zufällig gepflückt, ihrem Geliebten den Tod, was auffallend mit der antiken Vorstellung übereinstimmt, nach welcher die Anemone aus den Thränen entstanden seyn soll, die Venus um ihren Adonis weinte. — Unter den vielen ernsten Liedern ein sehr komisches:

Hat die Frau den Mann geschlagen,
Ist der Mann zu klagen geschritten —
Hört er sich vom Richter sagen:
Er soll selbst um Verzeihung bitten!
Sitzt die Frau mit gekreuzten Beinen
Hoch auf dem Ofen bequemlich —
Steht der Mann, in der Hand den kleinen
Hut, bei der Thüre dämlich:
Bitte, verzeih' mir lieb' Weibchen,
Daß du mich geschlagen, mein Täubchen! rc.

Die historischen Lieder heißen Dumen und beziehen sich meist auf die Kämpfe der Kosaken mit den Tartaren und Türken, einige auch auf die mit den Polen. Eines der originellsten ist das Lied von Baida, dem kühnen Schützen, den der türkische Sultan zu sich einladen ließ, unter dem Vorwand, ihn seiner Tochter vermählen zu wollen, ihn aber gefangen nahm und an einen Baum binden ließ. Da hing er zwei Tage:

Und baumelt dort Baida, das ihn verdroß,
Und er sucht mit den Augen sein schwarzes Roß:
Und hängt dort Baida vom Baume herab,
Und er sucht mit dem Blick seinen jungen Knapp!

Du mein junger Knappe! auf, eile schnell;
Und bring meinen strammen Bogen zur Stell',
Meinen Bogen und meinen Köcher hol',
Meinen Köcher mit spitzen Pfeilen voll!
Mein Auge erspäht drei Tauben von fern,
Davon schöß' ich eine für den Sultan gern,
Die zweite soll der Sultanin seyn,
Die dritte dem holden Töchterlein!

Und er spannt seinen Bogen — der erste Pfeil fliegt,
Und todt der Sultan im Blute liegt;
Trifft der zweite die Schulter der Sultanin,
Fährt der dritte durch's Haupt der Tochter hin.

Die ganze Sammlung ist als ein schätzbarer Beitrag zur Volksliederkunde anzuerkennen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

